Nord un Süd

Digitized by Google

Nord und Süd

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

Vierundſechzigſter Band.

Mit den Portraits von:
Paul Wallot, Eleonora Duſe, Arthur Sullivan.

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
vormals S. Schottlaender.

AP 30
N6
1893:1

Digitized by Google

Inhalt des 64. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1893.

Seite

Emil Bohn in Breslau.

Arthur Sullivan 322

Georg Buß in Berlin.

Paul Wallot und das Reichstagshaus 99

Th. Ebner in Stuttgart

Georg Herwegh. Ein Dichter der Freiheit. Eine literariſche Skizze. 374

Georg Engel in Berlin.

Das Hungerdorf. Novelle 277

Albert von Forſt in Dresden.

Die Bedeutung Belforts Süddeutſchland gegenüber 366

R. Grazer in Temesvar.

Eine communiſtiſche Colonie 237

Paul Habel in Breslau.

Wanderungen antiker Denkmäler 340

Wilhelm Jenſen in München.

Aus der „vergeſſenen Zeil.“ Novelle .... I. 139

Lily von Kretſchman in Berlin.

Die ethiſche Bewegung in Deutſchland 186

Kurd Laßwitz in Gotha.

Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen 52

Paul Lindau in Dresden.

Friedrich Spielhagens Gedichte 115
Schlag neun 246

M48424

Digitized by Google

Laura Marholm in Friedrichshagen-Berlin.

Eleonora Duſe 169

Valerie Matthes in Schweidnitz.

Piemont. Hiſtoriſche Ode von Gioſuè Carducci. In deutſcher Nachdichtung 361

Robert Prölß in Dresden.

Die franzöſiſche Armee beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. 205

Edmond Roiſſet in Berlin.

Das „Doppel-Ich" in der neueſten franzöſiſchen Literatur 328

Friedrich Spielhagen in Berlin.

Leidgenoſſen 111

Alfred Stern in Zürich.

Talleyrands Memoiren 81

Robert Waldmüller (Ed. Duboc) in Dresden.

Der Kirſchkern-Oberſt 383

K. Wernicke in Halle a. S.

Die Heilsarmee 124

F. A. von Winterfeld in Stuttgart.

Chriſtian Wolff in ſeinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen 224

Eugen Wolff in Kiel.

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube 25

Bibliographie 127. 264. 404
Bibliographiſche Notizen 133. 270. 409

Mit den Portraits von:
Paul Wallot, radirt von Johann Lindner in München; Eleonora Duſe, radirt von Prof. Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe; Arthur Sullivan, radirt von Johann Lindner in München.

Januar 1893.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jenſen in München.
Aus der „vergeſſenen Zeil.“ Novelle 1

Eugen Wolff in Kiel.
Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube 23

Kurd Laßwitz in Gotha.
Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen 52

Alfred Stern in Zürich.
Talleyrands Memoiren 81

Georg Buß in Berlin.
Paul Wallot und das Reichstagshaus 99

Friedrich Spielhagen in Berlin.
Leidgenoſſen 111

Paul Lindau in Dresden.
Friedrich Spielhagens Gedichte 115

K. Wernicke in Halle a. S.
Die Heilsarmee 124

Bibliographie. 127
Arnold Böcklin. (Mit Illuſtrationen.) — Der Untergang.

Bibliographiſche Notizen 133

Hierzu ein Portrait: Paul Wallot.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

LXIV. Band. — Januar 1893 — Heft 190.
(Mit einem Portrait in Radirung: Paul Wallot).

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
vormals S. Schottlaender.

Aus der „vergeſſenen Zeil.“

Novelle

von

Wilhelm Jenſen.

— München. —

Ein Erdenfleck, den die Natur wie wenig andere zur Menſchenwohnſtatt, zur Anlage einer Stadt geſchaffen.

Der Wandrer kommt über eintönig öde Hochfläche, auf der dunkle Nadelholzwälder mit Kornäckern und ſumpfigen, ſchilfbewachſenen Einmuldungen wechſeln. Auf ſchattenloſem Weg ſticht die Sonne, oder rauher Wind peitſcht, ohne ein Hinderniß zu treffen, Wolken, Regen, Schnee drüberhin. Das Auge findet keinen erfreuenden Anhaltspunkt, als da und dort den fragwürdigen eines ſpitzen Dorfkirchthurms, der von kalkweißem Gemäuer nadelartig halb über Fichtenſäumen des gleichförmig hingedehnten Chiemgaus aufſteigt. Nur im Süden ragt die langgeſtreckte Linie der Vor- und Kalkalpen, von der Benedictenwand im Weſten bis über den Watzmann und Untersberg im Oſten hinaus; etwa ſechs Wegſtunden ſind's an den Fuß der nächſtbelegenen Berge. Aber in der ſtrahlenzitternden Luft flachen die vielfältigen Felſenrücken, Kuppen, Schroffen, Zacken und Zinnen ſich ab, verſchwimmen ineinander. Sie bilden nur eine ferne, zerſchartete Mauer, wenige erregen ein Gefühl ihrer Mächtigkeit, der ſtarren Wildniß, die auf ihnen thront.

Da mit einem Schlage verwandelt ſich die öde Nähe. Ein tiefklaffender Durchriß zerſpaltet die Hochebene, von einem breiten, gewaltig daherwogenden Strome durchrollt, dem Inn. Im Gang ungezählter Jahrtauſende haben ſeine Waſſer ſich tief und tiefer eingegraben, ihre urſprünglich flachen Ufer vielfach zu ſenkrecht aufragenden Steilwänden ausgeſchart. Und zwar in beſonderem Maße, wild-grotesk, an dieſer Stelle.

Handelsſchifffahrt ſtromauf und -ab auf dem Inn; eigenes Stadtrecht und Stadtgericht mit dem Blutbann ſchloſſen eine weitreichende Selbſtändigkeit ein, und ſtolz ſah das uralte ſtädtiſche Wappen, ein ausſchreitender rother Löwe mit goldener Krone und dreifach geſpaltenem Schweif in weißem Schildfeld, vom Brückenthor auf die Ankömmlinge aus dem Chiemgau herab.

Im Uebrigen theilte im Gang der Jahrhunderte Waſſerburg allgemeine ſtädtiſche Geſchicke, wie ſeine Bewohner allgemeine Menſchenlooſe. Oefter verheerten große Feuersbrünſte die Stadt, der im Frühling hochgeſchwollene, wüthend einbrechende Inn riß ab und zu Häuſer und ganze Straßen mit ſich fort, Kriegsnöthe und langwierige Belagerungen erzeugten im Innern Hungersnoth und Seuchen. Doch ſo viel an Einzelleben dabei vor der Zeit zu Grunde ging, das Geſammtweſen überdauerte die böſen Tage und Jahre der Drängniß; einem ſturmgerüttelten, ſtarken Baume gleich, ſchlug es ſeine Wurzeln nur feſter in den Boden. Allzeit war die Stadt dem Landesherrn und zumeiſt auch der Kirche treu ergeben, nur im Beginn der Reformation drang die neue Lehre Martin Luthers da und dort auch in die Bevölkerung Waſſerburgs ein, führte Zwieſpalt und Unruhen mit ſich, die vereinzelt noch bis über den Ausgang des 16. Jahrhunderts fortdauerten. Doch die jederzeit römiſch-eifrigen bayriſchen Herzöge griffen ſtets mit äußerſter Strenge ein, um die katholiſche Gläubigkeit in der Stadt zu bewahren. Mehrere Geiſtliche, die in den Verdacht der Abtrünnigkeit gerathen, wurden feierlich der prieſterlichen Würde und Gewandung entkleidet und in weißen Leinenkitteln als Ketzer dem weltlichen Gericht zu peinlicher Leibes- und Lebensſtrafe überantwortet; andere entzogen ſich dem Scheiterhaufen, Galgen, Rad und Schwert durch rechtzeitige Flucht in proteſtantiſch gewordene Lande. Allein mannigfache Glaubensverfolgung von Pfarrern, Magiſtern und Bürgern dauerte bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts an, zu welcher Zeit die Brüder von der Geſellſchaft Jeſu nach Waſſerburg, wie überhaupt in die bairiſchen Lande berufen wurden, um mit erprobten Löſchmitteln jeden ketzeriſchen Funkenreſt zum Nimmer-Wiederaufglimmen auszutreten. Im Großen und Ganzen aber hatte die lutheriſche religiöſe Brandſtiftung den Seelen Waſſerburgs nicht mehr an Schaden zugefügt, als eine Feuersbrunſt um die Mitte des 15. Jahrhunderts einigen Häuſern der Stadt. Urheberin derſelben war eine junge Frauensperſon geweſen, wegen ihrer Uebelthat nach Fug und Recht an der Leiter ausgerenkt, mit glühenden Zangen gezwickt, öffentlich geſtäupt und dann verbrannt worden, und mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts war jeder Einwohner Waſſerburgs durch gründliche Belehrung von Seiten ſeiner neuen Seelſorger aus dem Orden Ignaz von Loyolas zu der heilſamen Erkenntniß gelangt, daß jene wohlverdiente Strafe der Brandſtifterin nur eine unerlaubt und ungottgefällig gelinde für ſolche Verderbtheit ſein würde, deren Ruchloſigkeit ſich vermäße, einen Buchſtabenlaut im Munde der berufenen Verkündiger der päpſtlichen Glaubensbotſchaft anzuzweifeln.

* * *

Heute iſt Waſſerburg in das Eiſenbahnnetz unſerer Tage eingegittert worden, oder wenigſtens führt ein Schienenſtrang in einer Entfernung von drei Viertelſtunden daran vorüber. Anders als früher liegt die Stadt dadurch mit der Welt umher verbunden, doch nicht zu ihrem Vortheil, denn das neue raſche Verkehrsmittel hat Handel und Wandel in ihr nicht erhöht, ſondern ſie um vieles ſtiller und verlaſſener gemacht. Der Zug brauſt vorbei, ohne daß jemand ſeiner Inſaſſen etwas von ihr gewahr nimmt; höchſtens ſteigt ein halbes Dutzend von Leuten an dem einſamen Bahnhof aus und wandert ihr, der alten Salzſtraße folgend, zu. Niemand aber läuft auf ihr mehr Gefahr, unter Pferde und Räder, oder in Zank und Ungelegenheit mit peitſchenknallenden, ſchimpfenden, trotzigen Fuhrleuten zu gerathen. Das Salz nimmt jetzt andere, ſchnellere Wege, und alle übrigen Handelswaaren thun das Gleiche. So iſt die Straße verödet, wie der Inn, auf dem kaum dann und wann noch ein Marktboot zu einem Nachbarort entlangzieht; nur Holzflöße treiben noch von den Bergen her, der Donau zu, vorüber. Für den Bedarf Anderer hat Waſſerburg keine Bedeutung, keine Durchgangs- und Lagerſtätten mehr, ſondern iſt ein auf ſich ſelbſt beſchränktes Stückchen Welt mit einer heutigen Bevölkerung von etwa viertehalb tauſend Köpfen, während es zu ſeiner Blüthezeit wohl das Drei- und Vierfache gezählt, für Vertheidigung und Angriff über ein halbes Tauſend wehrhafter Männer in's Feld ſtellte. Der Segen der großen Erfindungen unſerer großen Zeit hat mancher kleineren, einſt lebensvoll kräftigen Ortſchaft ein recht fragwürdiges Janusgeſicht zugedreht.

Doch für Denjenigen, der von der Station her oſtwärts über den „Köbingerberg" daherkommt, taucht unter ſeinen Füßen die Stadt noch immer in gleicher Weiſe plötzlich und überraſchend auf, und anhaltend glaubt er ſich um Jahrhunderte zurückverſetzt. Sie ſcheint ganz in eine enge Gebirgsſchlucht eingebettet zu liegen, obwohl ihre Umgebung in Wirklichkeit nur unbeträchtliche Erhebungen über das Niveau der weiten Hochfläche aufweiſt. Aber der Inn hat dieſe ſo tiefgrundig ausgehöhlt, daß beinah rings um ſeine Schleife faſt ſenkrechte, unerſteigbare Bergwände aufragen, die durch ihre Farbe, Zerklüftung und Zerfurchung eine zweite Täuſchung erregen, als beſtehe ihre loſe Mergel- und Geröllmaſſe aus hartem Felsgeſtein. Völlig nackt und kahl, ohne Blatt und Halm umgürten ſie den Fluß gleich einer jenſeits desſelben aufgerichteten rieſenhaften Stadtmauer, nur droben, gewiſſermaßen auf ihrer Plattform, thront hoher, dunkler Laub- und Nadelholzkranz, ſenkt ſich da und dort in eine Einkerbung der Steilwandung tiefer hinein. Das Bild iſt ſo ſonderartig, daß ein fremd Davorgeſtellter nicht ahnen würde, wo in der Welt er ſich befinde. Er könnte wähnen, einen phantaſtiſch belegenen Ort im Orient vor ſich zu ſehen, wenn nicht die Kirchen, die Bauart der Häuſer ihn in's Abendland zurückwieſen.

Doch eigentlich weniger nach Deutſchland, als über die blauen Berge hin nach Italien, denn man gewahrt auf den erſten Blick, daß die vom letzteren herübergekommene Baukunſt hier ſtarken Einfluß geübt. Dicht zueines Haushaltes gebrachen, den beſſeren, jungen Männern fehlte der Muth, ihr Herz an Weib und Kind zu hängen, die von unabläſſiger Gefahr bedroht wurden, und die Verlotterten ſchafften ſich leicht freien Erſatz. Denn zahllos war die Schaar derer, die vom weiblichen Geſchlecht als Troßdirnen dem wilden Heerlagerleben zuſtrömten; Scham und Scheu, Würde, Recht und Redlichkeit hörten ſie aus jedem Munde als veraltete Narrheiten gehöhnt, begierig griffen ſie nach dem Genuß der Stunde, lebten flüchtig in trunkenem Taumel, gingen unter wie ein Heuſchreckenſchwarm, den der Hagelſchlag zerſchmettert, und tauſendköpfig traten andere an ihre leergewordene Stelle. Was ſich aber da und dort an ſittig verbliebener weiblicher Jugend im Schutz feſter Mauern erhalten, war ein bedrücktes, freudlos verkümmertes Geſchlecht. In der Dürftigkeit und Engniß ihres Daſeins ſuchten ſie gegen das hilfloſe Diesſeits bei dem Gedanken an ein beſſeres Jenſeits einzigen Troſt, füllten vom Morgen bis zum Abend die Kirchen, ſaßen im traurigen Hauswinkel über dem Gebetbuch, zwiſchen ihren Händen den Roſenkranz abfingernd. Oder wo ſich ein junges Gemüth aus unbezwinglich kraftvollem irdiſchem Lebensdrang gegen die todte Entſagung wehrte, konnte es doch nicht dawider kämpfen, ſich nach anderer Richtung in ein dumpfes Brüten zu vergraben und über den Widerſpruch ſeines Gefühls mit dem garſtigen und unnatürlichem Getriebe der Menſchen nachzugrübeln.

Schlimmer war von der zweiten Hälfte des endloſen Krieges kaum ein deutſches Land mitgenommen worden, als das bayriſche, und in dieſem ganz beſonders die Gegend um den Inn, den bald dieſes, bald jenes der kriegeriſchen Heere zu vertheidigen und zu überſchreiten ſuchte. Der bayriſche Kurfürſt Maximilian, das Haupt der Liga, ſtand als glaubenseifrigſter Katholik und rückhaltloſeſter Beförderer der Ausbreitung des Jeſuitenthums unwankbar zur Sache des habsburgiſchen Kaiſers und machte ſein Land dadurch zu einem Hauptangriffspunkt der proteſtantiſchen Heermaſſen. Fortwährend wechſelten die Hauptperſonen auf der ſchreckvollen Schaubühne. Guſtav Adolf und Bernhard von Weimar, Tilly und Wallenſtein, Baner und Torſtenſon traten ab, aber neue füllten die kurze Leere aus, und das große Trauerſpiel ſetzte ſich immer blutiger, immer unerbittlicher mordend, brennend, austilgend fort. Es gab keinen Ort mehr, den der Krieg nicht zum mindeſten um drei Viertel, oft um vieles mehr, ſeiner Einwohner beraubt hatte, und je weiter er vorſchritt, deſto gleichartiger ward es, ob Feind oder Freund, Kaiſerliche und Liguiſten oder Schweden und Franzoſen in ein Dorf, eine Stadt einrückten. Kein Gebot der Parteizugehörigkeit, der Menſchlichkeit galt mehr, nur das des Gewinns; jeder entpreßte der verhungernden Bevölkerung gleicherweiſe, was ſie noch beſaß, das letzte Brot, den letzten Trunk. Im Ganzen, wie im Einzelnen war der Schwache die ſchutzloſe Beute des Starken. Gewalt allein herrſchte, und die Weigerung des Wehrloſen brachte Marter und Tod. Biwakfeuer und in Flammen lodernde Ortſchaften machten die Nächte zu hellem Tag; noch mehr an Furcht flößte der Abzug der Heere ein, als ihr Heran-

Digitized by Google

rücken, denn auf die von ihnen geräumten Plätze ergoß ſich der gierige Schwarm der Marodeure, blutdürſtige Leichenhyänen nach den räuberiſchen Wolfsrudeln. Und über die wildeſte Rohheit und Habſucht der Männer hinaus ging die Gier, die Grauſamkeit und Verthierung der Soldatenweiber und Dirnen, die gleich Schmeißfliegen in ungeheuerlichem Troß von Hunderttauſenden, ein Auswurf aller Völker Europas, den großen, kleinen und kleinſten Heerkörpern nachſchwirrten, das geſammte deutſche Land überdeckten. Denn gekämpft in Schlachten, Gefechten und Scharmützeln ward unabläſſig faſt überall, und überall riefen die katholiſchen Prieſter und evangeliſchen Prediger den Beiſtand und Segen des Höchſten für den Sieg ihrer „heiligen Glaubenswaffen“ herab.

* * *

Das thaten an jenem Abend auch die Glocken von St. Jakob, oder wenigſtens glaubte Regina Edlinger aus ihnen die eifernde Stimme des Stadtpfarrers Johann Wolfgang Knoll zu vernehmen, die bald die Hilfe Gottes und der heiligſten Jungfrau für die Fahnen der Gläubigen anflehe, bald Fluch und Verdammniß auf die Heerſchaaren der Ketzer niederbeſchwöre. Beides war auch wieder beſonders von Nöthen, denn nach einer kurzen, ruhigen Zwiſchenzeit rückte das Verderben, wie ſchon oft, auf's Neue gegen den Inn heran. Eine entſetzliche Verheerung der bayriſchen Lande durch die vereinigten Schweden und Franzoſen im Jahre 1646 hatte den Kurfürſten Maximilian zum Abſchluß eines Waffenſtillſtandes und Anknüpfung von Friedensunterhandlungen veranlaßt gehabt. Doch nachdem der Feind in Folge derſelben Bayern geräumt, erkannte der Kurfürſt noch rechtzeitig durch heilſame Belehrung ſeiner Berather von der Geſellſchaft Jeſu, daß er im Begriff ſtehe, einen Pact mit dem Teufel zu ſchließen, und durch irdiſch-ſchwächliche Rückſicht auf das zeitliche Elend ſeiner Unterthanen ſein und ihr ewiges Seelenheil unwiederbringlich gefährdete. So kündigte er ſchnell den unheiligen Vertrag wieder, verband ſich auf's Neue mit dem geängſtigten, von gleicher Frömmigkeit beſeelten Kaiſer Ferdinand III. und rüſtete eilfertig nochmals ſeine halb aufgeriebene Streitmacht, um die Widerſacher Gottes und des römiſchen Glaubens vom Erdboden auszurotten. Doch war der, dem zu Ehren dies geſchehen ſollte, offenbar über die an ihm begangene Treuloſigkeit noch erzürnt und gab, wenigſtens vor der Hand, zur Strafe derſelben dem Teufel die Lenkung der Zügel anheim, denn der ſchwediſche General Wrangel und der franzöſiſche Marſchall Turenne ſchlugen an der Donau, wie am Lech das verbündete bayriſch-kaiſerliche Heer und drängten dies unter fortwährenden Gefechten Schritt um Schritt gegen Oſten zurück.

Vom Chiemgau indeß brandete das erneute Kampfgetöſe noch weitab im Weſten, und die Stadt Waſſerburg lag auf ihrer Halbinſel, als herrſche Frieden ringsum auf der Erde. Von droben herab angeſehen, nahm ſie ſich auch wie immer ſeit Jahrhunderten aus, doch in ihrem Innern war ſie nur

Digitized by Google

mehr ein Schattenbild deſſen, was ſie in ihrer Blüthezeit geweſen. Ihre feſte Lage und ſtarken Mauern hatten zwar ſtets in den endloſen Kriegsnöthen jedem Angriff getrotzt, ſie war niemals vom Feinde erobert und verwüſtet worden; ihre Kirchen, Thürme und Giebel ragten unverändert aus der Waſſerumrahmung auf. Aber Markt und Straßen, die Häuſer im Innern ſtanden verödet, ſeit langen Jahren rollten keine Salzwagen mehr über die Brücke, Handel und Gewerbe waren faſt unbekannt geworden und die Zahl der Bewohner auf weniger als ein Viertel der früheren herabgeſunken. Wovon die übrig gebliebenen ihr Leben fortfriſteten, wußten ſie zumeiſt ſelbſt kaum, die verheerten Aecker lieferten keinen Ertrag mehr, Fleiſchkoſt, Milch und Eier bildeten für die heranwachſende Jugend beinahe unbegriffen fremde Worte. Hohläugig, wie überall in deutſchen Landen, ſaß der Mangel, der Hunger an jedem Tiſch; mit den bedrückten Gemüthern und geſchwächten Leibern hatte jegliche Krankheit leichtes Spiel, den matt glimmenden Lebensdocht zum Auslöſchen zu bringen, und in und um die zahlreichen Kirchen fand ſich kaum ein leerer Begräbnißraum mehr vor. Es war kein Unglück, dorthin zu gelangen, weder für den zur Ruhe Gebetteten, noch für ſeine Angehörigen; wenigſtens pries der geleitende Geiſtliche ſein Abſterben als eine Erlöſung zu ewiger Freude durch die erbarmungsreiche Gnade des Allmächtigen, aber auch ſeine Predigtzuhörer am Grabe pflichteten in der Stille bei, es ſei ſchon aus irdiſchen Gründen in der That eigentlich beſſer, aller der täglichen Mühſal, Sorge, Noth und Erwartung des noch ſchlimmer Hereinbrechenden für immer enthoben zu ſein. Der Krieg hatte die Stadt Waſſerburg nicht mit wilden Raubthierzähnen zu zerfleiſchen vermocht, aber er hatte das Leben darin mit Bärentatzen umklammert und ihm, immer enger preſſend, nach und nach den Athem in der Bruſt zerdrückt. Ein mähliches Hinſchwinden an Kraftloſigkeit war's, und wie über einer großen Gruftſtätte wuchs das Gras auf dem Markt und in den lebloſen Straßen aus dem Boden herauf.

Und doch lag die Stadt ſcheinbar ſo friedlich, von keinem Feind bedroht, da, und die letzte Abendſonne überdeckte ruhig und freudig wie mit einem goldenen Gewirk die kleine grüne Kuppe des Magdalenenberges, auf der Regina Edlinger ſaß. Ihre Bruſt hatte ſo heftiges Verlangen nach anderer Luft als drunten in den Straßen getragen, deshalb war ſie hier heraufgeſtiegen, obgleich es ihr nicht leicht geworden, durch das Brückenthor hinaus zu kommen. Denn dies blieb ſeit Jahren beſtändig auch am Tage feſt geſchloſſen, um jeder möglichen Ueberrumpelung durch einen marodirenden Soldatenhaufen vorzubeugen, und der alte mürriſche Wächter wollte dem Mädchen nicht zum Durchlaß öffnen; Weibsleute gehörten hinter die ſichere Mauer und hätten in ſolcher fährlichen Zeit nichts draußen zu ſuchen, könnten vom Herumſtreunen vor'm Thor nur Schimpf und Schande befahren. Aber ſie hatte ſeine Grämlichkeit doch zu überwinden vermocht, er kannte ſie als eine ehrbare Jungfer, und da ſie verſprochen, vor'm Dunkelwerden zurückzukommen, war ſie durch die aufgeriegelte Thür zur Brücke hinaus und auf den ſteilen Hochrand über dem Innſtrom emporgelangt. Nun ſaß ſie, langſam aus tiefer Bruſt athmend, droben, ganz allein in leer-einſamer Stille, denn von der ſpäteren kleinen Vorſtadt jenſeits des Fluſſes war noch kein Haus vorhanden, und in der Stadt trieb Niemanden ſonſt gleiches Bedürfniß wie ſie.

Sie konnte noch nicht alt genannt werden, doch ſtand ſie ſchon ſeit Geraumem auch nicht mehr in erſter Jugend, denn ſie war grad' im Jahr des Kriegsbeginns zur Welt gerathen, ſo daß ihr nur eins an dreißig mehr fehlte, und man ſah's auch an zwei feinen Linien, die ſich ihr quer über die Stirn zogen, nicht als Furchen, doch Vorboten ſich bildender Falten. Die Magerkeit ihres Geſichts und beſonders der Hände ſprach von dürftigſter Ernährung, und in ihrem Bau lag alles eher als Fülle, aber nicht Schwächliches, ſondern etwas wie ein von innen treibender, durch äußere Umſtände zurückgehaltener Drang des Körpers, ſich lebenskräftig zu entwickeln. Sie ſaß und hielt den Blick grad' in die niedergehende Sonne hineingerichtet, und wie die röthlich werdenden Goldſtrahlen derſelben ſich in ihren dunkel-violett-blauen Augenſternen brachen, ſie wie zwei Blumenkelche aufleuchten ließen, erinnerte durch ſie das blaſſe, ſchmale Geſicht trotz der Stirnlinien nicht an vorzeitig herannahenden Herbſt, ſondern an den Frühling. Es waren Augen wie Veilchen, doch über die ein kalter Froſtwind gegangen; Sonderbares, geheim Sehnſüchtiges ſah daraus hervor: eine Jugend, die gern geblüht hätte, aber nicht Boden, Luft und Licht dazu gefunden.

Sie war ein Waſſerburger Kind und niemals weiter als bis hierher aus der Stadt herausgekommen, doch wurzelte ſie in dieſer trotzdem wie eine halbfremde, nicht recht dorthin gehörige Pflanze. Vor ungefähr ſiebzig Jahren hatte der Herzog Albrecht V. ihren Aeltervater Stephan Edlinger, damaligen Rathsherrn in Waſſerburg mit einer beträchtlichen Anzahl anderer Bürger wegen Verdachtes lutheriſcher Geſinnung nach München in den Falkenthurm führen laſſen, aus dem er zwar vor Fällung des Urtheilſpruches entkommen, aber landflüchtig in die Fremde geflohen, und, mit Acht und Bann belegt, dort geſtorben war. Der verderbliche Trieb ſteckte ihm wohl vererbt im Blut, da er ein naher Anverwandter des gleichfalls aus Waſſerburg entſtammten katholiſchen Prieſters zu Paſſau, Johannes Pfeffinger, geweſen, der, zum evangeliſchen Glauben übergetreten und ſpäter erſter Superintendent und Profeſſor in Leipzig geworden, von der Erinnerung der Gläubigen als ein Schandfleck und teufliſche Ausgeburt ſeiner Vaterſtadt bewahrt wurde. Wegen ſolcher Herkunft gemieden und argwöhniſch angeſehen, hatte der Vater Reginas ein zurückgezogenes, nur auf ſein Haus beſchränktes Daſein geführt, in dem ſowohl er als ſeine Ehefrau etwa zehn Jahre nach der Geburt ihres einzigen Kindes ziemlich gleichzeitig geſtorben; wie der ſchon damals in Amt und Würden ſtehende Stadtpfarrer Knoll ohne viel Bemäntelung kundgegeben, Beide wiederum zu einer erneuten hölliſchen Gemeinſchaft vereint.

Denn auch die Abſtammung der Frau von einer Schweſter des berüchtigten Pfarrers an der St. Jakobskirche, Michael Kellers, der ſich gleich im Anfang der Reformation zugeneigt, ließ in ihr den weiterverpflanzten Samen diaboliſchen Giftkrautes vermuthen. So war Regina Edlinger als verlaſſenes Waiſenkind in dem ihr anheimgefallenen väterlichen Hauſe übrig geblieben, nur unter Obhut einer entfernten alten Anverwandten von mütterlicher Seite, die dem elternloſen Mädchen vom Amt als Pflegerin beſtellt worden. Es war eine mit gutem Bedacht getroffene Vormundſchaftswahl, denn ein beſſeres Zeugniß nie von einem Zweifel berührter Glaubensfeſtigkeit und ſicherſten Gehorſams der Kirche gegenüber konnten ſämmtliche Geiſtliche keiner ehrſamen alten Jungfer der Stadt ausſtellen, als Katharina Haberſchnell, und dieſe, die bis dahin in allerkärglichſten Umſtänden gelebt, unterzog ſich mit rührender Opferwilligkeit der Aufgabe, ihre verwahrloſte Dachkammer zu verlaſſen und als Pflegemutter in das Edlinger'ſche Haus überzuſiedeln. Ein nicht unbeträchtliches Erbtheil des Kindes machte damals die Wirthſchaftsführung zu einer nicht allzu beſchwerlichen, und ebenſo gewiſſenhaft wie der Fürſorge für die leibliche Ernährung, kam Katharina der übernommenen geiſtlichen Pflicht nach, die ihr Anvertraute vom Morgen bis zum Abend mit Speiſe aus heimgebrachten Predigten und Gebetbüchern zu verſehen. Das fiel der verdächtigen, doppelten Blutüberlieferung Reginas halber beſonders wichtig, denn alle ihre Altersgenoſſinnen bekundeten das gerechte Mißtrauen, das ſie oder ihre Eltern, Tanten und Baſen in die Abkömmlingin zweier ſtädtiſcher Schandflecke ſetzten. Sie ließen dieſelbe nicht an ihren Spielen und Beluſtigungen theilnehmen, riefen ihr „Ketzerin!" oder auch wohl als höchſten Abſcheuausdruck „Pfeffingerin!" nach, und ſcheu das Treiben der übrigen Kinder meidend, wuchs ſie einſam unter den Bußermahnungen Katharina Haberſchnells in dem ſtillen Hauſe auf.

Mit dieſem aber beſaß es eine eigene Bewandtniß, durch die es noch weit mehr in der Stille lag, als ein anderes der Stadt ſonſt. In früherer Zeit hatte von der St. Jakobskirche her eine ſchmale Gaſſe zur Salzſenderzeile hinübergeführt, doch im Verlauf der Jahre war ſie wunderlich an beiden Enden mit Häuſern zugebaut worden, ſo daß man nur noch durch dunkle, unter den letzteren hindurchführende Schwiebbogen in ſie hineingelangen konnte. So glich ſie einem kleinen abgezweigten Flußrinnſal, an deſſen Zugang ſich verſchüttendes Geröll aufgehäuft, daß es waſſerlos daliegt; Niemand kam mehr hindurch, als die Bewohner der in ihr befindlichen Häuſer. Wie aber ein öd' gewordenes Flußbett allmählich verwuchert und verwildert, ſo waren hier gemach die Gebäude verödet und verfallen. Die Stadt bot Raum genug, und zumal da durch weitere Verbauung auch die Bogenzugänge verrammelt wurden, ſo daß nur ein kaum mannesbreiter, winkliger, finſterer Durchſchlupf mehr in das Gäßchen führte, wollte Niemand mehr drin wohnen. Man hieß es „die vergeſſene Zeil'"; obwohl ſie in der Mitte Waſſerburgs lag, gab es in dieſem viele Leute, die ſie nie mit Augen zeſehen. Doch dem Vater Reginas, der nach einſamer Zurückgezogenheit getrachtet, erſchien ſie zur Erfüllung ſeines Wunſches am geeignetſten; er hatte ſich in ihr um Billiges eines der verfallenden Häuſer angekauft, es ausgebeſſert, und darin war Regina Edlinger geboren und hauſte ſie noch heute.

Jetzt nicht mehr unter Vormundſchaft, ſondern ſelbſtändig, denn ſie war lange in's Alter eigener Mündigkeit gekommen. Aber ſeit ihrer Geburt und noch mehr ſeit dem Tode ihrer Eltern hatte ſich viel in der Welt, der Stadt und auch in ihrem Hauſe verändert. Als ſie mündig geworden und ihr Erbtheil zu eigenem Schalten angetreten, zeigte ſich, daß die Aushändigung desſelben Katharina Haberſchnell wenig Mühwaltung mehr verurſachte. Sie hatte zur gottesfürchtigen Erhaltung ihres Lebens ſtets reichlich gegeſſen und getrunken und von der ihr vertrauten Habe den bedürftigen Armen gegeben, die nach ihrer eigenen geiſtigen Erkenntniß, wie nach der Unterweiſung durch ihre geiſtlichen Berather in den zahlreichen Kirchenſtöcken Waſſerburgs beſtanden. Daß in Folge davon für Regina von der Hinterlaſſenſchaft ihres Vaters außer dem Hauſe faſt ſo gut wie nichts übrig geblieben war, bekümmerte Niemanden und am wenigſten die Amtsbehörde. Die Zeit war nicht dazu angethan, ſich mit ſolchen Kleinigkeiten zu befaſſen; der Krieg hatte ſchon überall bös am Mark der Stadt gezehrt. Wenige beſaßen mehr das, was ſie früher gehabt, und es war kein Grund abzuſehen, warum eine Nachkommin übelberufener Vorfahren es beſſer haben ſollte, als die allezeit glaubenstreu Bewährten und bei ihren Verluſten doch von dem Bewußtſein der über ihnen leuchtenden kurfürſtlichen Gnade Erhobenen. Im Allgemeinen freilich hatte die wilde Zeit Regina Edlinger nicht nur ihres Elternerbtheils an Hab und Gut, ſondern auch an ſchlimmem Leumund entledigt. Es gab auf den Straßen nicht Spiel und Beluſtigung mehr, Niemand rief ihr mehr nach: „Da geht die Ketzerdirn!“; ſie war denen ihrer Altersgenoſſinnen, die noch in der Stadt lebten, gleichgiltig geworden und bei ihnen in Vergeſſenheit gerathen, wie die „vergeſſene Zeil“, drin ſie wohnte. Dort lebte ſie noch mit der alten Katharina Haberſchnell zuſammen, die, demüthig-unterwürfig gegen ſie geworden, immer weinerlich, wenn ſie nicht auf dem Kirchenſchemel kniete, wehklagte, es ſei nun der Lohn ihrer ſiebzig Jahre langen Frömmigkeit und aller ihrer für das Kind gebrachten Opfer, daß ſie nicht ſatt zu eſſen bekomme. Regina tauſchte ſelten ein Wort mit ihr, aber ſie hatte aus Gewohnheit die Alte im Hauſe behalten, um nicht ganz allein darin zu ſitzen, und ſie ſorgte durch kläglichſt bezahlte Nadelarbeit für den Unterhalt ihrer immer hungrigen Stubengenoſſin mit. Von dieſer eine Rechenſchaft zu verlangen, war ihr nie eingefallen, ſie beſaß ſelbſt keine deutliche Vorſtellung davon, daß ihr ohne die Pflegſchaft Katharinas vergönnt geweſen ſein würde, in beſſeren Umſtänden zu leben, und obgleich ſie viel in ihrer Einſamkeit grübelte, dachte ſie über ihre Dürftigkeit niemals nach. Wohl fühlte auch ſie oftmals zu karg befriedigten leiblichen Hunger, doch kümmerte der ſie wenig. Ein anderes Hungergefühl ſteckte in ihr und war mit den Jahren in ihrem Innern angewachſen; wonach wußte ſie ſich nicht zu ſagen. Aber ſie empfand es, drängend und begehrend, in ihrer trotz aller ſchlechten Nahrung kräftigen Bruſt, heftigeren Triebes, als ein vor Leere ſchmerzender Magen.

* * *

So ſaß ſie heut' auf dem grünen Bodengrund des Magdalenenberges und ſah in die blitzenden Sonnenſtrahlen hinein. Vor ihrem Blick flimmerte dabei noch etwas, das ſie, auf der Brücke einmal rückſchauend, wahrgenommen, die Sonnenuhr über dem Thor mit der Umſchrift: „Die ſonn kein ſtund zeigt an, wo man nit ſterben kan", und über dieſen Spruch dachte Regina Edlinger gegenwärtig nach.

Er ſagte gewiß die Wahrheit und zwar eine von einfachſter, alltäglich faſt bewährter Art, denn ſie hatte ſchon manchmal erfahren, daß Jemand jäh plötzlich, ohne nur eine Stunde vorher davon zu ahnen, geſtorben war, und zu irgend einer Zeit machte der Tod ja doch jedem Menſchenleben ein Ende. Aber dennoch klang ihr etwas Sonderbares aus dem kurzen Reimwort; ihr kam's daraus zu einer Vorſtellung, um ſterben zu können, müſſe man vorher erſt gelebt haben, und ſie fragte ſich weiter, was denn eigentlich leben heiße. Jeden Tag in immer gleicher Weiſe aus dem Morgen den Abend werden zu ſehen, im dunklen Hauſe der „vergeſſenen Zeil" mit der Nadel zu arbeiten, um etwas zum Eſſen zu haben, und die nothdürftige Nahrung zu ſich zu nehmen, um wieder weiter nähen zu können; ſonſt nichts, als das Gejammer der Muhme Katharina, die Erinnerung an vieljährigen Hohn, Mißachtung, auch gelegentlich Mißhandlung in der Jugend, und der Vorausblick auf das ſtetige Fortdauern ſolcher Tage, Wochen und Jahre bis zum grauen Haar und der Gebrechlichkeit des Alters. Was dahinter noch lag, wußte ſie nicht, aber ſie hoffte nichts davon. Sie war ſtreng im katholiſchen Glauben erzogen worden, doch der proteſtantiſche Geiſt ſaß wohl als Erbſtück in ihr, oder ihre geiſtlichen Seelſorger hatten in Gemeinſchaft mit Katharina Haberſchnell den Bogen bei ihr zu ſtark angeſpannt, und er war zerbrochen. Ohne ſich ſelbſt darüber klar zu ſein, hatte ſie von Kindheit auf ſich die Kirchenlehren durch's Ohr eingehen laſſen, mit dem Mund und der Hand Bräuche und Vorſchriften derſelben mitgemacht, aber in's Herz war ihr von alledem nichts eingedrungen, noch zu einer Ueberzeugung von ſeiner Wirklichkeit geworden. Sie that, was ihr geboten ward, um nicht geſtraft zu werden, was ſie die Andern thun hörte und ſah. Dann, als ſie keine Furcht mehr zu haben brauchte, in der arg hereingebrochenen Zeit Niemand ſich mehr um ſie bekümmerte, ließ ſie's, legte es ab wie ein unbequemes Kleidungsſtück, ohne je wieder einen Blick in die dunkle Ecke zu werfen, wohin ſie es bei Seite gethan. Doch war ſie von der Natur zum Grübeln veranlagt und dachte für ſich viel darüber nach, wer die Welt und die

Digitized by Google

Menſchen geſchaffen habe, wozu, und was er von ihnen verlange. Mit dem letzteren kam ſie bald in's Reine, denn ſie fühlte deutlich die Gebote und Verbote des Schöpfers in ſich ſelbſt, Gutes, nicht Böſes zu thun, gerecht und rechtſchaffen, mitleidig und hilfreich zu ſein, nicht im Zorn und Aerger zu handeln, Kränkungen nicht zu vergelten und Ungemach ruhig zu ertragen. Dagegen half von Jahr zu Jahr alles Nachdenken ihr weniger, die Lenkung der auf Erden geſchehenden Dinge durch die Hand Gottes zu begreifen. Sie ſah und hörte, daß überall Unthat, Betrug, Blutvergießen und Grauſamkeit herrſchten, daß oft die Beſten daran hilflos zu Grunde gingen und die Ruchloſeſten ſtraflos in Glanz und Ueberfluß praßten. Freilich ſollte dafür im Jenſeits ein Ausgleich an Lohn und Strafe ſtattfinden, aber die Kopffähigkeit Reginas reichte nicht aus, um ſich dies zu einem klaren Begriff und ihr Gerechtigkeitsgefühl damit in Uebereinſtimmung zu bringen, zu faſſen, daß es ganz nichtsbedeutend ſei, wie im irdiſchen Leben Gutes und Uebles vergolten werde, ſondern einzig, was Beides einmal im Himmel erwarte. Es war ſchlimm, daß ſie ſchon als Kind niemals vor den Pfarrern, Cooperatoren und Benefiziaten in ihrer Vaterſtadt als vor höher gearteten Weſen Ehrfurcht und Zutrauen zu ihnen zu gewinnen vermocht hatte, denn dadurch kam ſie allmählich auch um das Vertrauen in die Wirklichkeit der von jenen gepredigten Verheißungen und Tröſtungen in einem beſſeren, ewigen Leben. Ihr leuchtete nicht ein, woher die geiſtlichen Herren zu dieſem unbedingt ſicheren Wiſſen davon kämen, und andererſeits drängte ſich ihr aus dem Lebenswandel derſelben öfter als einmal ein Grund zu der Annahme auf, daß Manche ſelbſt nicht ſo zweifellos von einem zu fürchtenden Gericht am jüngſten Tage überzeugt ſein möchten. Dann ſah es aber auch mit der „freudigen Urſtänd“ der hienieden nur von Kummer und Noth bedrückt Geweſenen wenig zuverſichtlich aus, und wie es ſich ſo im Kopf Regina Edlingers nach und nach weitergebildet, hatte ſie ſich gemach auch ihrer früheren Hoffnung auf etwas ſie nach dem Tode noch ſchön Erharrendes entſchlagen.

Solcherlei Gedanken gingen ihr heut, Erinnerung, Gegenwart und Zukunftserwartungen ineinanderſchlingend, beſonders durch den Sinn, und als Ergebniß ſtand, wie aus der Luft herabgefallen, klar vor ihr, wenn der Zeiger der Sonnenuhr auf dem Brückenthor einmal ihre Todesſtunde über lang oder vielleicht auch kurz anzeigen werde, ſo habe ſie eigentlich überhaupt vorher nicht gelebt. Das hatte ſie wohl ſchon oftmals, doch noch nie ſo deutlich wie heute, in dieſem Augenblick gefühlt. Mechaniſch hielten ihre Finger einige Grashalme neben ihr gefaßt, zogen daran und veranlaßten dadurch ein kleines lebendiges Ding aus dem Gehälm hervorzuſchlüpfen und ſich in die Höh' grad' auf ihren Handrücken zu ſchnellen. Sie ſah bei der leicht kitzelnden Berührung nieder, eine zierliche braun-grüne Heugrille war's, und dieſe unwillkürlich mit der anderen Hand hohl zudeckend, redete ſie laut zu ihr: „Du haſt's beſſer, weißt nicht, daß du ſterben mußt, und biſt vergnügt, daß du in der Sonne hüpfſt.“

Da ſcholl eine Antwort oder eine Anrede ihr in's Ohr: „Fängſt Du Grillen?“ daß ſie verdutzt zuſammenfuhr. Ihre Einbildungskraft war lebhaft, gewann leicht über ſie Macht, und einen Augenblick hatte ſie gemeint, der kleine Heuhüpfer habe mit ſeiner Stimme auf ihre Worte erwidert. Dann drehte ſie plötzlich den Kopf und ſah, wer es in Wirklichkeit gethan, mit verwundertem Ausdruck, denn ihr war nichts von einem Heranſchreiten über den weichen Boden zu Gehör gekommen. Doch ſtand Jemand hinter ihr, ein Mädchen aus Waſſerburg, das ſie kannte, mit Namen Emmerenz Kleeberger, auch ein Waiſenkind, die Tochter eines völlig verarmten und vor Kurzem verſtorbenen Meſſerſchmieds, wohl faſt um zehn Jahr jünger als Regina. Auch ſonſt von dieſer ſehr verſchieden, dunkelhaarig und mit ſchwarzen blitzenden Augenſternen, wohl auf irgend eine Abkunft von altem römiſchem oder ſlaviſchem Blut zurückweiſend. Ihre Bruſt rundete ſich voll aus fadenſcheinig abgetragenem Mieder, ſie ſah mit einem ſcheulos-kecken, doch ſchönen Geſicht drein und ſchlug ein Lachen zu ihrer Frage auf. Nun verſetzte Regina: „Wie kommſt Du hierher?“ und die Emmerenz gab zurück: „Durch Deine Beihilf', ohn' daß Du's weißt. Der Knurrmatz am Thor wollt' mich nicht hinauslaſſen, der Teufel ginge draußen in Mannsröcken um und ſchnappte unſereins, wie ein Hund nach Fliegen. Aber ich hab' Dich hinaus gehen ſehen, macht's mir zu nutz, ich müßt' Dir nach, und ſo kam ich durch. Der Beichtiger hat mir geſtern geſagt, lügen wär' eine Sünd', wenn man's nicht zu frommen Zwecken thät'. Ob meiner grad' fromm iſt, weiß ich nicht, darum hab' ich nicht mit einer Lüge anfangen wollen, ſondern bin Dir nachgegangen. Nun iſt's in Richtigkeit damit und kann ich weiter gehen, wohin ich will.“

Sie lachte wieder. „Was willſt Du denn?“ fragte die Hörerin.

„Das Knurren zwiſchen den Rippen ſtill machen und nicht mehr Knochen nagen, woran die Hunde ſich ſchon die Zähne ſtumpf gebiſſen. Oder auch ein Heuhüpfer ſein, wie Deiner da, und mich greifen laſſen.“

„Du willſt aus der Stadt fort?“

„Mir greint keiner drin nach, mich wieder zu haben.“

„Aber wohin?“

Die Befragte ſchwenkte ſich auf der Ferſe im Kreis um und zog, wie umwitternd, die Luft mit der Naſe ein. „Wo der Wind Bratendampf vom Spieß herweht.“

Regina ſchüttelte jetzt verwundert den Kopf. „Du biſt unklug, wenn Du Hunger haſt, irgendwohin zu gehen, wo Dich Niemand kennt. 's iſt überall Darben in der Welt; glaubſt Du, die Leute ſchenken Dir da eher etwas, als in Waſſerburg?“

„Biſt 'ne Gans, nur ſchad' daß man ſie nicht braten kann,“ ſtieß die Emmerenz Kleeberger, ſpöttiſch die Lippe über die weißen Zähne aufziehend, aus. „Es giebt genug Leute, die am Biwakfeuer beim vollen Topf ſitzen und nicht darben, trinken auch nicht aus dem Kübel dazu wie in Waſſerburg, ſondern aus der Kanne. Und ich will nichts geſchenkt haben, ich kauf's mir.“

„Haſt Du denn Geld?“ antwortete die Andere erſtaunt. „Dann brauchſt Du ja auch zu Haus nicht zu hungern.“

In den ſchwarzen Augen der vor ihr Stehenden glimmerte ein Gefunkel, ſie erwiderte lachend: „Einen Sparpfennig hab' ich noch im Sack dazu; wer ihn nicht zu früh ausgiebt, kann in der Noth davon zehren Aber in der Stadt giebt keiner mir Brod und Wein dafür, die Jungen ſind ſauertöpfiſch und haben ſelbſt nichts, und aus dem Keller der Ehrwürdigen, die's wohl gern thäten, mag ich's nicht; dazu bin ich ſelber noch zu jung. Ich muß weit bis heut Nacht und verſchwatz' die Zeit. Willſt Du mit mir? Du haſt Deinen Sparpfennig wohl auch noch, in die vergeſſene Zeit kommt kein Dieb. Aber er iſt ſchon etwas angeſchimmelt und bringt draußen in der Welt nichts mehr ein. Da bleibſt Du beſſer zu Haus; die Ehrwürden ſind nicht heikel, und vielleicht hat von ihnen Einer noch Appetit auf den Schimmel.“

Die Sprecherin hatte den Arm niedergeſtreckt, war über den Scheitel Regina's gefahren und zupfte von dieſem bei dem letzten Wort ein im Sonnenlicht hellblinkendes graues Haar fort, das ſich ſchon zwiſchen die blond-braunen eingemiſcht, und das ſie der Sitzenden zum Schabernack auf die Hand legte. Dann ſprang ſie mit dem Ruf: „Du kannſt dem Wächter ſagen, daß ich keine verlog'ne Dirn geweſen bin!“ gegen Norden von dem Hügel hinab, war in ein paar Augenblicken verſchwunden, und einſam ſaß Regina Edlinger wieder in der Abendſtille auf der kleinen grünen Kuppe da.

Sie ſah der hurtig Davongelaufenen nach, ihr kam's vor, als ob ſie geträumt habe. Wohin und was wollte die Emmerenz? Die hatte wohl faſt Recht gehabt, ſie eine Gans zu heißen, denn es ging ihr kreiſelnd im Kopf herum; ſie hatte die Rede des Mädchens allerdings nach dem Wortlaut verſtanden, doch keinen Sinn darin begriffen. Die Unkluge lief aus der Stadt in die Weite, weil ſie hungerte, und beſaß doch einen Sparpfennig, für den ſie ſich hätte ſatt eſſen können. Nein, ſie ſagte ja, in Waſſerburg gäbe ihr Niemand etwas dafür, als die ehrwürdigen Herren, und von denen möge ſie nichts. Das ſtimmte mit einem Gefühl Regina's überein, aber einen Zuſammenhang hineinbringen konnte ſie trotzdem nicht, denn die Geiſtlichen verkauften doch nicht Brod und Wein. Und ſie ſelbſt ſollte ebenfalls einen Sparpfennig beſitzen, der indeß nichts mehr einbringe, weil er ſchon angeſchimmelt ſei. Das war Alles narrenhaft ſinnloſes Gerede.

Aber ein Traum war's doch nicht geweſen, ſondern eine kurze Wirklichkeit, die, ſo ſchnell ſie vorübergegangen, etwas in ihr hinterlaſſen. Was, konnte ſie ſich nicht ſagen, ſie fühlte es nur als eine über ſie oder in ſie hinein gekommene Unruhe. Ihr Ohr vernahm aus der Bruſt herauf den eigenen Herzſchlag, und ihr war's, als treibe dieſer ihr Blutwellen in's Gehirn empor, die alles vernünftige Umherdenken im Kopf wirr und nutzlos machten.

Da ſchimmerte noch das auf ihrer Hand, was die Emmerenz Kleeberger ihr vom Scheitel gezupft und darauf gelegt. Regina nahm es zwiſchen die Finger und betrachtete es. Wahrhaftig ein graues Haar, ganz gleich denen auf dem Kopf Katharina Haberſchnell's.

So alt alſo war ſie ſchon, und ihr kam jetzt auch zum Verſtändniß, was das Wort ‚Schimmel‘ bedeuten geſollt, daß es ein zutreffender Vergleich für dies Haar geweſen. Ja, ſo weit war ſie ſchon, der weiße Scheitel und die Altersgebrechlichkeit, die ſie ſich oft vorgeſtellt, kein Bild noch ferner Zukunft mehr, ſondern ſchon anfangende Wirklichkeit und Gegenwart. Die Sonnenuhr über dem Thor konnte jederzeit die Stunde anzeigen, in der ſie ſterben ſolle, ohne daß ſie zuvor gelebt haben werde.

Plötzlich überlief's ſie mit einem Schauer und überfiel ſie zugleich mit einem jähen Begreifen, was das drängende und begehrende Hungergefühl in ihr ſei. Sie hungerte nach etwas ihr Fremdem, nur als leeres Wort Bekanntem, nach Freude, Glück, nach einem Inhalt, Werth und Zweck des Lebens. Ohne dies einmal damit erfüllt, kennen gelernt, gefühlt, beſeſſen zu haben, war es überhaupt nicht geweſen. Ob das namenloſe Glück lang oder kurz ſein mochte, wenn es ſich nur einmal beſeligend und den bitterlichen Hunger beſchwichtigend kundgethan, dann war es gleichgiltig, wann der Uhrzeiger ſeinen deutenden Schattenſtrich auf eine Stunde des Zifferblattes hinwarf. Aber von woher ein ſolches Glück kommen, wie es ausſehen und wodurch es ſich zu erkennen geben ſollte, das waren Fragen, auf die weder die Erde umher, noch der Himmel drüber und am wenigſten Regina Edlinger in ſich ſelbſt eine Antwort wußte.

Sie hatte ſo lange gradaus in die jetzt hinter der Stadt niedergehende Sonne hineingeſchaut, daß ein ganzes Netz von rothglühenden Fäden an ihren Wimpern hing und ſich über Alles hinlegte, worauf ihre Augen ſich nun verwandten. Der Abend brach an, ſie mußte wohl heimkehren; nun hob ſich aus einem der da und dort verſtreut ſtehenden alten Bäume noch eine helle Vogelſtimme, daß ſie, darauf hörend, noch ſitzen blieb. Die kleine Sängerkehle ſchmetterte ſo laut und jauchzte ſo freudig in die linde Sommerluft, unfraglich wußte ſie nichts von Noth und Verkümmerung, ſondern was ſie aus ſich herausjubelte, war ein glückliches Lebensgefühl. Auch drunten in der Stadt gab es an manchen Stellen Vögel in kleinen, engen Käfigen, arme, gefangene Thiere; welch' ein anderes, ſchöneres Loos hatte dieſer hier gegen ihres gefunden. Es kam Regina, eigentlich war die Emmerenz Kleeberger doch nicht ſo thöricht, ſie flog frei, ſorglos und lachend in die Welt hinaus, wie der ſingende Vogel in den Wald.

Denn das that er jetzt, lüftete die bunten Flügel aus dem vereinzelten Baum und ſchwang ſich nach dem hohen, dichten Laubbuſch hinüber, der nordwärts in breiter Ausdehnung die Steilwand über der Innſchlinge bedeckte. Das Mädchen blickte ihm nach und ſah an der Stelle, wo er verſchwand, die Blätter ſich bewegen. Sonderbar war's, daß der kleine Körper des Thierchens eine ſo ſtarke Regung des Gezweiges verurſachte, doch hier außen im Freien hatte heut' Alles für ſie ein anderes Geſicht als ſonſt, und ſie dachte, die Blendung ihrer Augen vergrößere ihr wohl das Hin- und Herſchwanken des Blattwerks.

Dann indeß ging es doch über ein Spiel der Einbildung hinaus, daß der Vogel ſich in einen Menſchen verwandelt haben ſollte, denn, ob auch undeutlich, wie durch ein Schleiernetz ſah ſie einen Mann aus dem Waldrand hervortreten. Er nahm ſie nicht gewahr, ſondern bewegte ſich eilig gegen den Uferabſturz zu und blickte von dieſem aufmerkſam nach Waſſerburg hinüber, als ſuche er zwiſchem dem Dächer- und Giebelgewirr etwas herauszufinden. Um ein Weilchen ſpäter jedoch drehte er den Kopf, ward der Sitzenden anſichtig und ſtutzte leicht zurück. Er ſchien unſchlüſſig, machte eine halbe Regung, als ob er ſich wieder in den Buſch hineinwenden wolle, änderte aber ſeine Richtung und ſchritt ſtatt deſſen auf den Platz Regina's zu.

Niemand aus der Stadt war's, das erkannte ſie, und wie er näher kam, daß es ein junger Mann wohl im Anfang der Zwanziger ſei, ſehr kräftig gebaut und doch ſchlank-ſchmiegſam bei ſeinem ſtattlichen Wuchs. Er trug eine Kleidung, nicht recht wie ein Bürger und auch nicht wie ein Bauer, einen enganliegenden Koller aus ſtarkem Büffelleder und drunter Hoſen von gleichem Stoff und gleicher Farbe, die gelblich-grau wenig in die Augen fiel, noch aus geringer Entfernung derjenigen eines Felsgeſteins oder Baumſtammes ähnelte; ſeine Gewandung wie ſein leichtes Schuhwerk mußten geſchickt ſein, überall hindurch zu kommen, auch im verrankteſten Dickicht noch ein Schlupfloch zu finden. Wie ſeine Züge nun unterſcheidbar wurden, ließen ſich zuerſt neben einer Habichtsnaſe zwei dunkel und dicht überbraute hellgraue Augenſterne erkennen, auch falkenartigen Blicks, das Gefühl regend, daß nichts um ſie her ihrer Sehſchärfe entgehe. Das kurzgehaltene braune Haar beſaß trotzdem nichts Störriges, ſondern von der Natur weich Gewelltes und ſtand ſehr gut zu dem dunkel ſonnenverbrannten Geſicht, das wie von einem Glanz überhellt wurde, wenn die Oberlippe ſich etwas von der lückenloſen ſchneeweißen Zahnreihe heraufzog. Der Fremde bot zweifellos ein Bild vollkommener männlicher Kraft und Geſchmeidigkeit dar, doch noch etwas darüber hinaus, eine jugendliche, nicht leicht derartig bei einem ſeines Geſchlechts wiedergefundene, augenerfreuende Anmuth.

Prüfend hielt er bei'm langſamen Heranſchreiten den Blick Regina entgegengerichtet, lüftete jetzt artig die gleich ſeinem Wams knapp anliegende Lederkappe vor ihr vom Kopf und ſprach ſie beſcheiden an: „Verzeihet, Jungfer, daß ich Euch in Eurer Abendvergnügung ſtöre. Es muß gut ſein, hier ſo zu ſitzen und auf den Fluß und die Stadt hinunter zu ſchauen. Iſt das Waſſerburg da drunten?"

Sie war bei ſeinem Näherkommen aufgeſtanden und hatte davongehen gewollt, denn es bedünkte ſie nicht gerathen, ſo allein mit einem fremden Mann zuſammen zu treffen. Wenn ſie auch nichts von Werth bei ſich trug, war's doch ſchon öfter geſchehen, daß marodirendes Geſindel Bauersfrauen und Mädchen ganz in der Nähe der Stadt überfallen und ihnen bis auf's letzte die Kleider vom Leibe weggeraubt hatte, daß ſie nicht gewußt, wie ſie in ihrem bloßen Zuſtand durch's Thor unter die Menſchen hineingelangen ſollten. Doch der Anblick des Unbekannten beruhigte Regina bald, daß er kein Wegſtrolch und nichts Gewaltthätiges von ihm zu befürchten ſei; ſo war ſie ſtehen geblieben und erwiderte auf die Anrede: „Habt Gruß, wer Ihr ſeid. Ja, die Stadt iſt Waſſerburg.“

„Und ſeid Ihr von dort, Jungfer, wie's meine Augen mich vermuthen laſſen?“ fragte er.

Sie antwortete: „Ja. Doch warum vermuthet Ihr's?“

Die Annahme lag freilich nahe, nur daß er durch ſeine Augen dazu gelange, klang ihr verwunderlich und unverſtändlich ausgedrückt. Aber er erklärte es nun; ſeine Lippe hob ſich dabei zu einem leichten Lächeln über die Zähne, wie er verſetzte: „Ich habe gehört, die Töchter der Bürger von Waſſerburg ſollen ſchöner ſein, als an andern Orten.“

Das war ihr nicht als Grund ſeiner Vermuthung in den Sinn gekommen, ſie wußte auch nichts von ſolchem Ruf ihrer Stadtgenoſſinnen, ganz gewiß aber hatte ihr noch niemals ein Mund Derartiges geſagt. Sie war nur gewöhnt, daß ſich keiner um ſie bekümmerte, die jungen Männer in Waſſerburg am wenigſten, oder daß man ihr höchſtens ein mißächtliches Wort nachrief. Und doch wie Spott war's von den Lippen vor ihr nicht geklungen; ſo ſtand ſie ungewiß befangen, ward ein wenig roth und fragte, um etwas zu entgegnen: „Wollt Ihr in die Stadt?“

Er erwiderte hurtig: „Wolf Paumgartner iſt mein Name, ſchöne Jungfer, daß Ihr wißt, wer ich bin. Ich möcht's wohl, denn ich bin hungrig und müd' vom langen Weg, und ich hab' geſehn, auf dem Land rundum iſt Alles noch wüſt vom letzten Krieg, nicht Koſt, noch Raſt. Aber ich fürchte, Euer Thorwart läßt mich nicht ohne Schriftbeglaubigung und Paſſirſchein ein; den hätt' ich wohl, daß ich eines achtbaren Bürgers Sohn aus Ulm bin, wenn ich nicht im Wald unter einen wilden Haufen gekommen wär! Dabei gerieth mir Hut und Taſche, drin ich mein Zeugniß trug, abhanden, und gut war's nur noch, daß ich meine Goldgülden in's Wams eingenäht, ſo bracht' ich ſie zum mindeſten durch. Doch die Wächter an den Thoren ſind zumeiſt mürriſche Geſellen und vertrauen einem ehrlichen Geſicht nicht ohne Schein. Oder iſt Eurer etwa von anderer Art?“

Das konnte Regina nicht bejahen, im Gegentheil, er war bärbeißig, wie kaum Jemand ſonſt in der Stadt, und Wolf Paumgartner verſetzte leicht aufſeufzend: „So muß ich im Wald eine Unterkunft ſuchen, meinen nagenden Hunger mit Wurzeln ſtillen und Verzicht leiſten, in Eure Stadt hinein zu kommen, obwohl dies mir gegenwärtig ſchwerer fällt, als noch um wenige Augenblicke zuvor.“

Digitized by Google

Auch Regina wußte keinen Rath, doch ihr Geſicht drückte lebhaft aus, es thue ihr leid, daß er die Nacht dergeſtalt ohne Nahrung unter freiem Himmel zubringen ſolle. Sie hatte nicht ganz verſtanden, warum ihm das Abſtehen von ſeinem Wunſch jetzt noch ſchwerer werde, aber ein Gefühl durchrann ſie daraus, das ihre Antheilnahme an ſeiner mißlichen Lage noch mehr verſtärkte, zumal da er hinzufügte: „So wird's mir um meines üblen Verluſtes willen nun allerorten ergehen, daß ich nirgendwo in eine Stadt gelange, wenn nicht Jemand Glauben und Vertrauen zu mir faßt und mir mitleidig in meiner Bedrängniß hilfreiche Hand leiht. Darauf aber darf Einer, der in's Mißgeſchick gerathen, ſich keine Hoffnung machen, denn die Menſchen ſind hartherzig in unſern Tagen und jeglicher allein auf ſich bedacht, daß ihm nicht in den Sinn kommt, das Ungemach eines andern zu beſſern, ob er's auch mit geringer Mühe vermöchte. So gehabt Euch wohl, junge Maid, und laſſet mich meines kümmerlichen Weges weiter ziehen. Nur ſaget mir noch, wie Ihr Euch benennet, damit ich bei der Erinnerung an dieſe allzu kurze Begegnung mit Euch nicht nur Eures Angeſichts und Eurer Stimme, ſondern auch Eures Namens gedenken kann."

Sie nannte ihm den letzteren, und er fiel mit einem aufſtrahlenden Blick ein: „Regina — eine Königin — das hätte mein Gefühl mir ſchon zuvor ſagen können, ſei der Name, der Euch gebühre. Und es fügt ſich als das richtige ‚Edlinger' daran, obwohl Euer Antlitz und Eure Geſtalt ſchon das gleiche bekunden, daß Ihr von edlem Geſchlechte herſtammt."

„So wollt Ihr weiter und keinen Verſuch machen —?"

Es gerieth Regine halb unbewußt über die Lippen, im Kopf ging ihr ein Nachſinnen über etwas Anderes um, und ſie fuhr raſch fort: „Glaubt Ihr, daß Niemand zu unſerer Zeit an einem Mißgeſchick theilnimmt? Wie meintet Ihr, es könne Euch wer mit geringer Mühe behilflich ſein?"

Wolf Paumgartners Blick wandte ſich auf den Inn hinunter, und er erwiderte mit leichter Betonung: „Ein Mann — ich würde nicht davor zurückſchrecken, im Dunkel den Fluß zu überſchwimmen, wenn Einer mich drüben am Ufer erwartete und mir etwa durch eines der kleinen Waſſerthore, die nicht behütet ſein werden, zum Eintritt in die Stadt verhülfe. Dann fände ich auch wohl eine Unterkunft für die Nacht, denn beim Anblick von gutem Geld fragt ein Gaſtwirth den, der in ſeine Thür tritt, nicht, wie er in die Stadt gekommen. Aber ich kenne keinen Mann bei Euch, von dem ich ſolchen Beiſtand und Liebesdienſt erhoffen könnte."

Das Mädchen war erſchrocken. „Ueber den Inn wolltet Ihr ſchwimmen, durch das reißende Waſſer? Darin iſt ſchon manch' einer untergegangen und nicht wieder heraufgekommen."

Er lachte: „Mich würd's nicht verſchlucken, ſo grimm es ſein mag; ich thät's nicht zum erſten Mal, denn die Donau iſt nicht von zahmerer Art. Man müßt' nicht hinüber wollen, wie ein Pfeilſchuß, ſondern wie ein Vogel, der quer durch den Sturmwind ſchlägt — dort unter'm Steilrand abſchwimmen und zufrieden ſein, auf langer Bahn da drüben, wo der Strom ſich umwendet, anzulanden —“

Der Sprecher deutete mit der Hand nach den beiden Stellen hinunter, doch brach er kurz ab: „Wozu ſtell' ich's mir vor, da ich nicht im Stande wär', einen Zugang durch die Mauer zu gewinnen.“

Nun aber entgegnete Regina ungewiß zögernd: „Dazu bedürfte es keines Mannes Beihilfe — wenn Ihr den Muth hättet. Ihr vermuthet's richtig, es führen ein paar kleine Ausgänge durch dunkle Bogen an den Fluß — die ſind nicht bewacht, nur bei Nacht mit einem Riegel von innen verſchloſſen. Aber den könnte auch die Kraft eines Mädchens — könnte ich —“

Sie ſprach nicht aus, ſeine Augen goſſen einen ſo aufleuchtenden und warmen Blick in die ihrigen, daß ihr war, als ob ſie geblendet wieder in die Sonne hineinſehe. Dazu flog's ihm ſtaunend, ungläubig vom Mund: „Du? — verzeiht, holdſelige Regina — Ihr wolltet mir ſolchen Liebesdienſt erweiſen?“

Sie fiel raſch ein: „Einen Beiſtand in Eurer mißlichen Lage — ich thät's Jedem, den ich in ſolcher Bedrängniß anträfe — nein, Jedem nicht — denn — denn Jeder hätte nicht den Muth, das zu thun, was Ihr vorhabt, über den Inn zu ſchwimmen.“

Sie hielt den Blick halb wieder zu ihm aufgeſchlagen, und eine unverhohlene Bewunderung ſeiner männlichen Entſchloſſenheit und Kraftſicherheit glänzte zwiſchen ihren Lidern. Sein Geſicht und Behaben dagegen gab jetzt unverkennbar eine Beſorgniß kund, er könne irgendwoher von einem Auge mit dem Mädchen zuſammen wahrgenommen werden, und ſein Trachten ſtand merklich danach, ſie zu raſchem Fortgang zu veranlaſſen. Eilig beredete er mit ihr die Zeit, wann ſie ihn drüben am Ufer unter der Mauer erwarten ſolle. Er deutete nochmals die Stelle, wo ungefähr er an's Land zu kommen denke, dann faßte er ihre Hand, beugte ſich nieder, drückte, als ob er wirklich eine Königin vor ſich habe, ſeine Lippen darauf und begab ſich hurtigen Schrittes wieder dem Waldſaum zu. Durch das Buſchlaub blickte er nach der gleichfalls Fortgeſchrittenen zurück, die Oberlippe hob ſich ihm zu einem geräuſchloſen Lachen über die weißen Zähne, und zwiſchen dieſem hervor vermurmelte er halblauten, luſtig-zufriedenen Tones: „In der Sprenkel ſitzen die Krammetsvögelweibchen alle feſt und am ſicherſten, wenn ihr Federwerk in die Herbſtmauſer kommt.“ Er beſaß in der That Hunger, doch befand ſich nicht in übermäßiger Noth, dieſen zu befriedigen, denn er ſetzte ſich auf's Moos, zog aus einer Wamstaſche Brod, Schinken und eine kleine Blechflaſche Aquavit oder „Lebenswaſſer“ hervor und that ſich an Speiſe und Trank gütlich, augenſcheinlich in ſeinem ruhigen Behagen von dem Gedanken an ſein bevorſtehendes Wagniß, über den Inn zu ſchwimmen, nicht im mindeſten beeinträchtigt.

(Schluß folgt.)

Briefe von Heinrich Heine an Heinrich Laube.

Herausgegeben
von

Eugen Wolff.

— *Kiel.* —

Adolf Strodtmann veröffentlichte in ſeiner Sammlung von Heines Briefen ſiebzehn an Laube gerichtete Schreiben. Den Empfang einer gleichen Anzahl Schriftſtücke beſcheinigt Strodtmann in einem unter Laube's Nachlaß befindlichen Briefe vom 14. November 1861 mit dem Bemerken, daß er im Druck „die rein perſönlichen Schimpfereien auf Gutzkow" fortlaſſen werde. Die Ausgabe von Karpeles fügte nur zwei Zettel hinzu. Als ich Anfang 1892 den Nachlaß Laube's durchſah, fand ich noch zwölf unbekannte Briefe Heine's, zunächſt in Abſchrift. Die alsdann von mir herangezogenen Originale der erhaltenen Briefe Heine's an Laube bewahrt jetzt, geſondert von den meiſten anderen Nachlaßſtücken, des letzteren Pflegetochter Frl. Cornelia Haas in Heidelberg. Auch damit iſt die Correſpondenz beider Männer nicht erſchöpft: erwähnt doch namentlich Laube in ſeinen Erinnerungen an Heinrich Heine (Gartenlaube 1868, S. 26) aus deſſen letzten Lebensjahren „lange Briefe über religiöſen Glauben und ſein Verhältniß zu Gott, Kirche, Tod und Unſterblichkeit", Briefe, welche ihm leider verloren gegangen ſeien.

Die nun hier vorliegenden Schriftſtücke eröffnen zwar nicht weſentlich neue Geſichtspunkte zur Beurtheilung Heine's, bieten jedoch willkommene Ergänzung und nach mancher Richtung nicht unwichtige Befeſtigung der einen oder andern Anſicht über Heine's Leben, Weſen und Dichten. Charakteriſtiſches Intereſſe iſt den meiſten überdies auch in ſtiliſtiſcher Beziehung nicht abzuſprechen, wie ja gerade die Eigenart dieſes Schriftſtellers eine engere Verwandtſchaft zwiſchen ſeinen Privatbriefen und ſeinen eigentlich literariſchen Proſaſchöpfungen bedingt. Nachdem ſchließlich Heine längſt in die Zahl derjenigen Dichter eingetreten iſt, deren Briefe aneinandergereiht als Geſammtbild dargeboten werden, ſcheint mir die Ausfüllung der Lücken im Briefwechſel mit Laube beſonders erwünſcht.

Uebergangen ſind nur einige wenige nebenſächliche Bemerkungen, die auch im Ausdruck anſtößig erſchienen. Sonſt erfolgt der Abdruck getreu nach den Originalen, welche bis auf die dictirten und nur ſelbſt unterzeichneten beiden Briefe von 1850 ganz von Heine's eigner Hand geſchrieben ſind, — nur daß natürlich offenbare Schreibfehler ſowie ſtörende Nachläſſigkeiten in der Interpunktion und in der Bezeichnung des Umlautes verbeſſert wurden.

Oft ſchreibt Heine, wohl unter franzöſiſchem Einfluß, den Umlaut von a als ae oder geradezu e. Auch vereinzelte andere Einwirkungen franzöſiſcher Schreibweiſe laſſen ſich erkennen; bedenklich iſt aber namentlich das Eingreifen franzöſiſcher Rection und Conſtruction (widerſprach die Artikel, glaubte wiſſen laſſen, dieſen Mangel abhelfen, ins Reine ſein); dazu gehört auch unflectirter Gebrauch der Appoſition und ſonſtiges grammatiſche Schwanken. Romaniſche Fremdwörter, auch ſolche, die in Deutſchland ſelbſt ungebräuchlich, kommen reichlich zur Verwendung; auch Laube erkannte offenbar, daß ſich hierin franzöſiſcher Einfluß verrieth, und ſo tilgte er zur Vermeidung von Selbſtverrath einige Fremdwörter in einem der hier abgedruckten Schriftſtücke, das zu anonymer Veröffentlichung beſtimmt war. Dieſe Wörter ſind theils noch in ihren romaniſchen Schriftzeichen, meiſt aber gerade entgegengeſetzt nach der deutſchen Ausſprache geſchrieben (Indiskrezion, Redakzion, Revoluzionäre, Szenen u. ſ. f.). Von letzterer Erſcheinung abgeſehen, iſt die Schreibweiſe Heines keineswegs vorgeſchritten, ja ſie bekundet in ihren y für das modern durchgeführte i, den ß, ßt für s, ſt, den tz für z, th für durchgeführtes t ein auffallendes Zurückbleiben in den Gepflogenheiten des vorigen Jahrhunderts, in deſſen Ueberlieferungen ſeine Schulbildung noch ſteckte. An ſeine frühe Jugendzeit gemahnt ferner häufig die Apokope des e am Ende der Zeitwörter. Hervorſtechende Eigenſchaften des Stils ſind ſchließlich die häufige Auslaſſung des perſönlichen Fürworts, nicht blos nach dem Kaufmannsſtil in der erſten Perſon, und die möglichſte Abſtoßung ſchwerfälliger Hilfszeitwörter in zuſammengeſetzten Conſtructionen. —

Die hier gebotenen Briefe umfaſſen die Jahre 1839—1850. Laubes Beziehungen zu Heine, welche erſt mit dem Tode des Letzteren enden, beginnen bereits 1833; aber 1839 iſt das Jahr ihrer perſönlichen Bekanntſchaft. Gerade 1833 übernahm Laube zum erſten Mal die Redaction der „Zeitung für die elegante Welt“ zu Leipzig; in dieſem Blatt feierte er begeiſtert Heine's „Franzöſiſche Zuſtände“, „Zur Geſchichte der neuern ſchönen Literatur in Deutſchland“ und den erſten Band des „Salons“. Laube's eigner Roman „Das junge Europa“, den Heine kannte, athmete zukunftfrohen Geiſt, ſeine „Reiſenovellen“ wandelten direct auf Heines Spuren, doch hatte ſie ſich dieſer noch im September 1835 nicht verſchaffen können. Bei Uebernahme der „Eleganten Welt“ nähert ſich Laube auch perſönlich dem gefeierten Dichter in Verehrung und ſucht ihn natürlich als Mitarbeiter zu gewinnen. Kam Heine unter dieſen Umſtänden ſchon von vornherein dem jüngern Schriftſteller mit beſonders lebhaftem Intereſſe entgegen, ſo kettete ſie die Menzelſche Denunciation und die aus ihr folgende Aechtung des ſogenannten Jungen Deutſchland noch feſter an einander; auch berührte die unwandelbare Treue, mit welcher Laube dem Dichter ſchriftſtelleriſch und perſönlich ergeben blieb, den Vielverfolgten auf's wohlthuendſte.

Während Heine im ſichern Zufluchtsort der freilich bittern Selbſtverbannung lebte, war Laube 1834 aus Sachſen verwieſen, zu Berlin verhaftet und neun Monate in der Hausvogtei gefangen gehalten worden. 1837 wurde er zu ſieben Jahren Feſtung verurtheilt; indeſſen handhabten die damaligen Gewalthaber ſelbſt das Syſtem der Unterdrückung mit ſchwächlicher Halbheit: auch die Haft Laube's trägt keineswegs alle Kennzeichen der Tragödie, denn auf Verwendung der Fürſtin Pückler-Muskau wurde ihm das Amtshaus Muskau als Aufenthaltsort angewieſen, wo er in Begleitung ſeiner Frau und nicht ohne Verkehr lebte. Nach anderthalb Jahren hob man auch dieſe Internirung auf. Unmittelbar darauf fällt unſer erſter Brief.

Paris, den 7. Januar 1839.

Liebſter Laube!

Ich ſchreibe Ihnen heute unter den verdrießlichſten äußern Verhinderungen: draußen ſchneekaltes Sturmwetter, in meinem Zimmer mehr Rauch als Feuer, neben mir ein Papagey, der beſtändig ſchreit, und ein ſchönes Weib, welches mit einer alten tauben Magd zankt. — Und wie ſieht's erſt im Innern aus, in der Seele — wie in einem alten Schornſtein, worin Heeringe getrocknet werden und die Hexen auf ihren Beſenſtielen auf und ab ſteigen!

Aber ich darf es doch nicht länger aufſchieben, ich muß Ihnen heute antworten, damit Sie wenigſtens erfahren, daß die verzögerte Rückſendung des Pücklerſchen Manuſcriptes nicht meiner Schuld beyzumeſſen — ein Franzoſe, dem ich es anvertraut, hat mich bis heute an der Naſe herumgeführt, und ich muß es endlich ihm abnehmen und einem andern zur Durcharbeitung anvertrauen. Dann habe ich Ihnen auch zu bedeuten: daß ich ſehr bald eine Reiſe antrete, die mich auf geraume Zeit von Paris entfernt halten möchte, und daß ich daher wünſche, das Manuſcript Ihrer Literaturgeſchichte recht bald zu erhalten. Schicken Sie mir alles, was davon abgeſchrieben iſt, ſobald als möglich, und zwar durch die fahrende Poſt — Buchhändlergelegenheiten ſind verdammt langſchleppig, und ſo habe ich z. B. Ihren vorletzten Brief ſehr ſpät erhalten. Adreſſiren Sie das Paquet: an **H. Heine, aux soins de Mr. Jules Cohen, Faubourg Poissonnière No. 15 à Paris.**

Seyn Sie nicht ungehalten — auch heute noch nicht, auch heute ſchicke ich Ihnen die verlangten biografiſchen Notizen noch immer nicht — aber Sie ſollen ſie doch binnen 14 Tagen erhalten.

Ich gratulire Ihnen, daß Sie jetzt Ihre völlige Freyheit erlangt haben — was Sie auch jetzt beginnen mögen, meine Theilnahme bleibt Ihnen gewiß; auch in literariſchen Unternehmungen, — obgleich ich mich aus dem Zeitgezänke gern fern hielte — Aber, ich habe es Ihnen oft genug geſagt, und Sie wiſſens auch von ſelbſt! daß Sie der einzige ſind, mit dem ich, im tiefſten Sinne des Wortes, harmonire. Ich gebe Ihnen carte blanche, wo Sie es nur wollen, und wozu Sie es nur wollen, meinen Namen zu gebrauchen. Sie können in meinem Namen ſagen und thun, was Sie nur wollen — ſo viel Zutrauen ſetze ich in Sie!

Ich befinde mich wohl und muthig und baue mir täglich neue Luftſchlöſſer. Mit meinen Augen geht es beſſer.

Ich lebe viel, ſchreibe wenig und gebe gar nichts heraus. Letzteres hat ganz andere Gründe, als Sie wohl vermuthen dürften. Campe nemlich iſt es, welcher mir alle Luſt dazu, wonicht gar die Freude am Schreiben ſelbſt verleidet. Daß er früherhin, wo er in Angſt vor Verantwortlichkeit ſchwebte, meine Bücher mit gräßlichen Verſtümmelungen drucken ließ, das verzeih ich ihm, obgleich er mich dadurch den peinlichſten Mißverſtändniſſen preiß gab. Aber jetzt, denken Sie was mir geſchieht! denken Sie:

Vor länger als 12 Monathen ſchicke ich ihm eine Nachrede zum 2. Bande meiner Gedichte, wovon er mir verſicherte, daß ſie im Begriffe ſtänden, die Preſſe zu verlaſſen. Kein Wort Politik darin, kein Wort, das mir der ſtockigſte Zenſor nicht hingehen laſſen konnte — ich ließ das Manuſcript einen Oeſtreicher leſen, der mir verſicherte, es kann in Wien das Imprimatur erlangen. — Nur Durchhechelung der Schwaben und Zurechtweiſung des kläglichen Pſizers enthielt mein Manuſcript. — Ich bekümmerte mich ſchon nicht mehr darum, — als ich im Herbſt Brief von Campe erhielt, worinn er verſicherte, daß meine Gedichte nicht die Cenſur paſſirt hätten, daß alſo meine Nachrede ebenfalls nicht gedruckt worden, und daß er mir vorſchlüge, dieſe Nachrede in einer Zeitſchrift, welche er unter dem Namen Literariſche Jahrbücher unter der Preſſe habe, gleich abdrucken zu laſſen. — Nur abdrucken! Nur ſchnelles Abdrucken, antwortete ich ihm auf der Stelle, nur abdrucken, gleichviel wo, aber ſchnell!

Und nun vor 14 Tagen erhalte ich die Aushängebogen und finde, daß der Aufſatz ganz verſtümmelt iſt, und zwar boßhaft verſtümmelt, in den wichtigſten Uebergängen, wie es keine Cenſur thut, ſondern nur eine freche Privathand es thun konnte. Ich habe Campe ſogleich meinen ganzen Unwillen, meine ganze Entrüſtung, meinen ganzen Ekel geſchrieben und ihm angezeigt, daß ich meine Nachrede in ihrer Originalgeſtalt drucken laſſen. Er hat mir kläglich geantwortet und mir faſt eingeſtanden, daß es nicht der Cenſor war, der mich verſtümmelte. Sie ſehen, ich bin verrathen und verkauft von Campe, der freylich ſehr bald dafür büßen muß, daß er mit Gutzkows Helfershelfern, dem miſerablen Wihl, dem elenden Beurmann und ähnlichem Geſindel fraterniſirt. — Da mir der Karakter Gutzkows ganz klar iſt, ſo bin ich überzeugt, daß Campe eben von Gutzkow am Ende abgeſtraft wird, und daß er wie Menzel am Ende den Bodenſatz der Gutzkowſchen Freundſchaft koſten wird. Ja, Gutzkows ganzes Weſen iſt mir klar — und ich bedauere ihn ſehr. Er iſt beſeſſen von einem Dämon, der mir wohl bekannt iſt. Ich erinnere mich, daß ich vor dieſem Dämon immer Angſt hatte. Es iſt vielleicht ein Galgenmännlein — Zuerſt hatte ihn Kotzebue, der überlieferte ihn dem Müllner, dieſer dem Menzel, dieſer wieder dem Gutzkow — der hat ihn vielleicht am wohlfeilſten erſtanden und kann ihn nicht los werden, und wir ſehen ihn bald als wahnſinnigen Halbheller im Lande herumlaufen, wenn nicht gar ihm der Teufel den Hals umdreht. Ich ſcherze nicht ganz; das Böſe, was in ihm ſitzt, erſcheint mir wie Ueberlieferung. Er wirft mit Koth wider ſeinen Willen. Mich z. B. will er loben, und weiß doch nichts Beſſeres zu thun, als daß er die Triumphforte, die er mir baut, mit dem alten Menzelichen Koth befleckt, von meinem Judenthume ſpricht, ganz à la Menzel, der mit dieſer Loſung zuerſt den Pöbel gegen mich zur Bundgenoſſenſchaft aufrief und ſein eigenes Originaldeutſchthum dokumentiren wollte. Oder ſollte wirklich Gutzkow ſo wenig Bildung, ſo wenig Takt beſitzen, daß er von Dingen redet, woran man weder mich noch den Pöbel erinnern ſollte, Dinge, die jeder, der meine Achtung genießen will, nicht einmal denken ſollte, ſo kläglich, ſo miſerabel ſind ſie. — Sie begreifen, eben Sie, Laube, der Sie nächſt Varnhagen der taktbegabteſte Schriftſteller ſind, Sie begreifen, daß ich hier nicht aus Unmuth ſpreche; jener gedruckte Koth hat für mich nichts Verletzendes, ich bin ſogar zufrieden, wenn meine Feinde keinen neuen Koth erſinnen, mit der Miſtgabel mich bedrohen ſtatt mit ſeinen

Stiletten, und ich habe lieber, daß ſie damit nach der längſt verlaſſenen Wiege hinſtechen, als daß ſie nach meinem jetzigen Bette oder Ruheſtätte hinzielen — Sie verſtehen mich — aber jede Erwähnung, in der angedeuteten Weiſe, iſt mir immer ein Criterium für den Charakter und das innere Weſen deſſen, der ſich derſelben bediente.

Das Jahrbuch ſelbſt, worin Gutzkow mich gelobt und Laube und Mundt getadelt, iſt mir erſt vor einigen Tagen zu Geſicht gekommen — und was ich oben erwähnt, werden Sie zu deuten wiſſen. Die Angriffe gegen Sie und Mundt erregen bey mir nur Ekel — Wie wird das enden! An Geiſt und Talent fehlt es dem Manne nicht, aber beidem fehlt jener Halt, ohne welchen Alles verpufft und verkniſtert. Kleinere Sterne werden länger glänzen als dieſer ſtralende Comet, der mit ſeinem Flammenſchweife am Himmel der Literatur, ohne Schonung und Geſetz, dahin läuft. Was bedeutet dieſer Comet? Oder iſt dieſer Comet zugleich ſelber das Unglück, welches er bedeutet? Ich glaube es faſt, denn dieſes literariſche Unglück, welches Gutzkow heißt, iſt groß genug und hinlänglich betrübſam. Leben Sie wohl und heiter. Ihrer Frau und der Fürſtin Pückler meine gehorſamſten Grüße.

Ihr Freund

H. Heine.

Monsieur Heinrich Laube.
Müskau
en Silesie (Allemagne).

Das Schreiben führt uns mitten in die literariſchen Kämpfe der Zeit. Nur der Anfang iſt perſönlicher Natur.

Unter dem erwähnten Pücklerſchen Werk haben wir des Fürſten „Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei“ in franzöſiſcher Ueberſetzung zu verſtehen.

Beurmann und Wihl waren von Heine auf's freundlichſte in Paris empfangen worden. Erſterer hatte ſich dann Ende 1837 öffentlich mit Gehäſſigkeit über Heine geäußert und die Gaſtfreundſchaft desſelben mit feindſeliger Indiscretion erwidert, wie auch Ludwig Wihl zugeſtand. Dieſer ließ ſich indeſſen ſelbſt in ſeinem Aufſatz „Heinrich Heine in Paris“ unter Anerkennung des Dichters abſprechend über den Charakter Heine's vernehmen, den er gegen Börne herabſetzte. Er veröffentlichte ſeine Auslaſſung 1838 im „Telegraphen für Deutſchland“, welchen Gutzkow ſeit dem Vorjahre, noch dazu in Campe's Verlag, redigirte.

Inzwiſchen ſah ſich Heine von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, deren er freilich ironiſch genug in der „Romantiſchen Schule“ gedacht, dadurch herausgefordert, daß ſich Guſtav Schwab von der bisher mit Chamiſſo gemeinſam geführten Redaction des „Muſenalmanachs“ und ſeine Landsleute von der Mitarbeit zurückzogen, weil der Verleger dem Jahrgang 1837 Heine's Bild beigab. Dieſer zeichnete nun die ſchwäbiſche Schule in der Tannhäuſer-Legende auf die bekannte reſpectwidrige Weiſe, darauf ging Guſtav Pfizer Anfang 1838 in der „Deutſchen Vierteljahrſchrift“ mit „Heine's Schriften und Tendenz“ in's Gericht. Dieſen Aufſatz beſprach der „Telegraph“ zu Heine's neuem Verdruß ohne beſonders ſcharfe Widerlegung. Im Mai entſteht Heine's Antwort, urſprünglich als Nachrede zu einem zweiten Band des „Buchs der Lieder.“ Da jedoch ſein Verleger Campe ſich nicht ſcheute, Gutzkow das Manuſcript zu zeigen, erhebt dieſer in einem ausführlichen, anmaßenden Briefe vom 6. Auguſt 1838 heftige Vorwürfe, namentlich den der Unſittlichkeit gegen den Dichter. Trotzdem geht Heine auf dieſes Schreiben in Kürze ruhig ein. Die Gedichtſammlung läßt er erſt 1844 unter dem Titel „Neue Gedichte“ in die Oeffentlichkeit treten. Das Nachwort erſchien aber alsbald im „Jahrbuch der Litteratur“, das Gutzkow ebenfalls herausgab, mit der Ueberſchrift „Schwabenſpiegel.“ Gegen die Verſtümmelung desſelben erließ der Autor in der „Zeitung für die elegante Welt“ eine Verwahrung, und ebenda veröffentlichte er auf Campe's im „Telegraphen“ folgende Behauptung, daß die ſächſiſche Cenſur die Kürzungen verſchulde, einen ſchonungsloſen offenen Brief „Schriftſtellernöten.“ Nun ſucht Gutzkow in ſeiner Zeitſchrift dem Gegner den Garaus zu machen, daneben ſendet Wihl an den „Hamburgiſchen Correſpondenten“ einen Artikel, welchen Kühne in der jetzt von ihm redigirten „Zeitung für die elegante Welt“ gleichzeitig mit einer Parodie desſelben abdruckt, die Heine im Namen „Hektors, des Jagdhunds bei Hoffmann und Campe in Hamburg“ abgefaßt hatte.

Laube kam mit ſeiner Frau 1839 nach Paris, verweilte in Frankreich bis gegen Ende des nächſten Jahres und verkehrte ſo faſt ein Jahr mit Heine perſönlich, bis er ſich wieder in Leipzig niederließ. Heinrich Heine ſtand damals geiſtig wie körperlich in voller Kraft. Eben beſchäftigte ihn eine Schrift über bezw. gegen Börne, welche freilich nur zu ſehr geeignet war, die Schaar von Heine's Feinden zu verſtärken, um ſo mehr als Gutzkow gleichzeitig dem 1837 verſtorbenen Börne ein verehrungsvolles literariſches Denkmal ſetzte.

Saint-Lo, den 3. September 1840.

Liebſter Laube!

Vor etwa 10 oder 12 Tagen ſchrieb ich Ihnen, den andern Tag erhielt ich Ihren verdrießlichen Brief, deſſen letzte Gründe ich erſt heute verſtehe, indem ich, von einer Exkurſion in die Bretagne hier ankommend, einige Briefe aus Hamburg vorfand, und klar einſehe, von welcher Art der Gaunerſtreich iſt, der gegen mich ausgeheckt worden. Wie weit Campe ſchuldig iſt, weiß ich nicht, aber daß Mr. Gutzkow ein literariſcher Cartouch ohne Gleichen, iſt wieder aufs Glänzendſte bewährt. Man rechnet auf völlige Unthätigkeit von meiner Seite und wieder ſucht man mich durch Drohungen und durch Vermittlungen zum Schweigen zu bewegen. Diesmal aber iſt Schweigen Feigheit und Verrath an die Intereſſen unſerer Literatur: — Legen Sie die Hand auf mein Herz: es ſchlägt ruhiger als je und die Schnöditäten, womit ich hier heimgeſucht werde, begegnen der trägmüthigſten Apathie. — Aber es iſt die Frage, ſoll dieſes unerhörte Ränkenſyſtem, die organiſirte Lüge, in der Literatur geduldet werden? Iſt es nicht meine Pflicht, es zu enthüllen? Ich ſcheere mich den Henker um das Schickſal meines Buches, ich bin an Schimpfen gewöhnt, ich bin zufrieden mit meiner eignen Zufriedenheit, — ich will mir ſelber genügen, und deßhalb hatte ich auch niemanden beauftragt, mein Buch zu vertreten. Es gilt jetzt ein ſchlechtes Treiben an den Tag zu bringen, damit das Publikum lerne, was die anonyme Preſſe, die einem Gutzkow erlaubt, durch Helfershelfer zu verläumden, am Ende bedeutet. Durchſchaut habe ich dieſe Manöver gleich, bey Gelegenheit Ihrer Literatur habe ich Ihnen bereits darüber Licht gegeben, und Sie waren der Meinung, es müßte in Deutſchland etwas geſchehen. Daß ich die kleinen anonymen Artikel, die damals gegen Ihr Buch erſchienen, nicht in der Allg. Zeit. widerſprach, iſt nicht meine Schuld, ſondern Kolbs, der mir meinen Aufſatz zurückſchickte. Ueberall traf ich auf Gutzkowſche Intriguen in Betreff Ihrer, und ein andermal erzähle ich Ihnen, wie ich dergleichen entgegen arbeitete. Wie können Sie mich verkennen! Wie können Sie meine Schreibfaulheit mißdeuten. — In Betreff der Literatur glaubte ich Ihnen Hinlängliches wiſſen laſſen, und ſchrieb nicht, erſtens weil die außerordentlichſten Criſen alle meine Federthätigkeit in Anſpruch nahmen und dann auch weil ich Ihnen Reſultate zu melden wünſchte, und trotz aller Mühen nicht dazu gelangte. Sobald ich in Paris anlange, ſchreibe ich Ihnen entweder ſelber haarklein alle darauf bezüglichen Mißlichkeiten oder laſſe ſie Ihnen durch einen Dritten ſchreiben, um Zeit und gute Laune zu ſchonen. Jeder Brief koſtet mir Augenanſtrengung.

Jetzt handelt es ſich weder um ein Buch von Ihnen oder von mir, ſondern um das Gutzkowſche Treiben vor dem Publikum zu enthüllen, und bin ich des Beyſtands der Freunde, deren Intereſſen hier eben ſo gut wie die meinigen im Spiel ſind, einigermaßen ſicher, ſo tret ich als ein ehrlicher und gemäßigter Mann auf und ſage die ehrliche Wahrheit, die am Ende dennoch ſiegt; — möge man nachher immerhin alle meine Lebensverhältniſſe, durch liſtige Entſtellungen, verläumden.

Suchen Sie beſonders Kühnes Beiſtand zu gewinnen. Wenn er die Elegante nicht mehr beſitzt, wird er ebenſo gut wie ich und Sie dem Preßmißbrauch Gutzkows ot Conſorten ausgeſetzt ſein. Er iſt ein tiefſinniger Kopf und wird leicht begreifen, wie es wichtig jetzt iſt, daß ich unterſtützt werde. Ich bitte, gehen Sie auch andere Freunde an, in meinem Namen. — Campe, welcher das Gutzkowſche Buch über Börne nicht drucken wollte, hat die zu Grunde liegende Gelddifferenzen geordnet, und druckt es jetzt. — Von Weill hab ich Brief vorgefunden (ich ſchickte ihm mein Buch von Granville aus) und auch er macht mich drauf aufmerkſam, daß die Frankfurter Seelenwittwe Börnes und ihr überlebender Leibgatte ſehr viel Geld gegen mich ſpendiren werden. Aus Hamburg erhalte ich denſelben Wink.

Ich habe in der letzten Zeit viel Noth und Sorge gehabt und beſonders viel Geld eingebüßt. — Indeſſen meine Finanzen ſind in dieſem Augenblick in ſehr gutem, faſt blühenden Zuſtand, und ich mach Sie darauf aufmerkſam, Geldintereſſen brauch ich nicht zu ſchonen.

Ich habe mir ins Gedächtniß zurückgerufen, was ich Ihnen von Granville aus geſchrieben, und von dieſem Brief will ich folgenderweiſe Gebrauch machen. Dieſen Brief müßten Sie jemanden anvertrauen, der ihn drucken läßt; da er älter iſt, als was ich ſpäter vorzubringen habe, und gewiß auch ganz den Charakter der Unabſichtlichkeit tragen mag und die Intriguen, die gegen mich geſponnen werden, ſchon gleich erkennen läßt: ſo kann dieſer Brief die nützlichſten Reſultate hervorbringen: erſtens werde ich dadurch gezwungen weitere Erklärungen und Erörterungen zu geben, Briefe von Campe mitzutheilen, ich reitze vielleicht gar Gutzkow ſchon gleich zu Angriffen gegen Campe, und alles, was ich vorbringe, erſcheint abſichtloſer in den Augen des Publikums. Da ich in der Ferne lebe, ſo iſt die Mittheilung des Briefes keine Indiskrezion, ſondern nur ein Freundſchaftsdienſt, wodurch die dem Abweſenden geſpielte Poſſe und Perfidie in ſeinen Wirkungen vereitelt wird. Nur muß der Brief .(dieſes Aktenſtück!) mit klugen Worten eingeleitet und encadrirt werden.

Gegen Schufte muß man mit Liſt agiren, ſonſt iſt man perdu.

Ich glaube, ich habe hier ausgepünktelt, wie der Feldzug am vortheilhafteſten für mich eröffnet werden kann. — Findet ſich kein Menſch von bekanntem Namen, der den erwähnten Brief aus Granville mit Ihrer Erlaubniß publiziren kann, ſo müſſen Sie ihn durch einen Anonymus drucken laſſen. Jedenfalls hoffe ich, daß Sie dieſem Plan gemäß handeln werden. Ich glaube, es ſteht nichts im Brief, was nicht mittheilbar. In drey Tagen bin ich in Paris, wo eine Maſſe Geſchäfte meiner harren. Werde aber nichts vernachläſſigen. Schreiben Sie mir bald, was Sie gethan, ob Sie meinen Plan in obiger Weiſe eingeleitet. — Sie haben keinen Begriff davon, mit welcher mauvaise foi gegen mich intriguirt wird, und wie ich zu jederartigen Gegenwehr berechtigt bin!

Daß aber mein armer Immerman todt iſt, iſt doch das Schlimmſte. Er gehörte noch zum Sagenkreis des alten Deutſchlands. Wie weit ich zum jungen Deutſchland gehöre, wird ſich jetzt zeigen, wenn der Krieg in der Welt wieder los geht. Ich glaube noch an mir ſelber. H. H.

Von dem Eingangs und gegen Ende erwähnten Brief iſt nur die Nachſchrift erhalten (ſ. Heine's Geſammelte Werke, herausgegeben von G. Karpeles, Band IX., S. 250 f.).

Seit Februar 1840 ſandte Heine wieder der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Correſpondenzen.

Der Kampf mit Gutzkow über Börne ſpitzte ſich beſonders heftig zu; Gutzkow zieh Heine der Lüge, ohne ſelbſt bei der Wahrheit geblieben zu ſein. Noch peinlicher geſtaltete ſich durch des Dichters Schuld der Streit mit einem Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M., dem nunmehrigen Gemahl von Börne's Freundin, Frau Wohl, welche von Heine in unverantwortlicher Weiſe verdächtigt war; ſchließlich kam es bekanntlich zum Duell mit Straus.

Heinrich Laube, dem die Denkſchrift „Heinrich Heine über Ludwig Börne" gewidmet war, billigte ſie keineswegs. Wie er ſelbſt (Gartenlaube 1868, S. 25 f.) erzählt, ſchloß er nach tagelangen Debatten: „Nun denn, wenn Du alſo dem Gelüſte abſolut nicht entſagen kannſt, dann adle es wenigſtens durch eine Zuthat, welche über Börne hinaus ragt!" — „Wie das?" — „Setze mitten in dieſe Invectiven hinein einen Berg, welcher Deine höheren und weiteren Anſchauungen der Welt erhebend darſtellt. Sein Inhalt wird den Leſern die Ueberzeugung einflößen, die Polemik vor und hinter dieſem Berge ſei eine leichte Zuthat, welche erklärt und entſchuldigt werde durch Dein perſönliches Bedürfniß, hiſtoriſch vollſtändig zu ſein, hiſtoriſch aufzuräumen." — „Mit dem ‚Berge' haſt Du Recht," gab Heine zu. „Ich werde ihn errichten." — So wurde der „Berg" zum geflügelten Wort zwiſchen den Freunden, Tag um Tag kam aus Heine's Mund: „Der Berg iſt angefangen! Der Berg wächſt, der Berg erhebt ſich!" — Freilich erklärt ſich Laube für enttäuſcht, da er als „Berg" nichts weiter fand, als die eingeſchobenen Freiheitshymnen aus Helgoland.

So werden auch die Anſpielungen des folgenden Briefes verſtändlich.

Paris, den 6. October 1840.

Liebſter Laube!

Es ſind jetzt 4 Wochen, daß ich Ihnen von Saint-Lo aus ſchrieb, und erſt geſtern Abend erhielt ich Antwort; ich eile Ihnen darauf zu erwiedern. — Der vorgeſchlagene Feldzugplan gegen den Lump Gutzkow war gut im Momente, wo ich Ihnen ſchrieb — jetzt, wo denken Sie hin! jetzt iſt alle Welt, ſogar die elegante, gegen mich gewonnen; Sie haben keinen Begriff davon, wie gut gegen mich manövrirt wird, wie Juden und Patrioten gegen mich vereinigt, wie die großen Freyheitshelden über mein armes Buch loseifern, trotz dem großen Berg, den ich darin aufgebaut — aber die Blindheit iſt hier für den Augenblick eine Thatſache, gegen die ich nichts vermag, und die nur mit der Zeit ſchwindet, und ich hoffe in kurzer Zeit; denn nur eine geringe Weile lang kann Gutzkow die Revoluzionäre Parthey betrügen und die Maske fällt in demſelben Momente, wo ich hingegen aufs unumwundenſte für die große Sache auftreten muß — die Zeitereigniſſe verlangen entſchiedene Handlungen . . . Einen momentanen Triumph will ich den Leuten gönnen, und es wäre Thorheit, eine Polemik anzufangen in einer iſolirten Lage, wo ich die öffentliche Meinung gegen mich habe und kein einziges wichtige anerkannte Organ der ſchmählichſten Artikelfabrik entgegen zu ſetzen habe. — Als ich ſah, daß ich nicht einmal die Elegante benutzen konnte, vertagte ich die Fußtritte, die ich dem Lump Gutzkow mehr im Intereſſe der ganzen Schriftſtellerwelt, als in meinem eignen Intereſſe geben wollte. — Ich will die ungünſtige Witterung ein bischen vorübergehn laſſen, es iſt der Rath der klügſten Köpfe, und ich wundere mich, daß Sie, als Sie nicht gleich mir zu helfen wußten, nicht daſſelbe denken und jetzt glauben, die Polemik könne vortrefflich losgehen — in den Roſen! Ich kenne dieſe Roſen nicht, aber ich weiß, daß dies nicht das geeignete Blatt — Sie warfen mir vor, ich ſey Schuld, daß Ihr Journal nicht ins Leben trat — ehrlich geſtanden, auch ein ſolches neue Journal wäre nicht im Stande geweſen, mich in dieſem Augenblick zu decken, um ſo weniger, da es gewiß ſeiner Tendenz wegen den Radikalismus noch mehr gegen mich aufwiegeln würde. Da ich noch nie gegen Gutzkow geſchrieben habe, ſo giebt mir das gänzliche Schweigen noch immer einen großen Vortheil und ich kann mich ſehr gut in eine götheſche Vornehmheit hüllen: Ich weiß ſogar, daß er über Letzteres am giftigſten, daß er mich eben zum Sprechen zwingen wollte — Campe nergelte ihn immer mit der Verſicherung, daß ich nur ihm, dem Verleger, öffentlich geantwortet, ſonſt aber nie einem Schriftſteller. Sie haben keinen Begriff davon, wie ihn mein Schweigen pikirt, und dies iſt wohl mit ein Grund ſeiner vielen frechen Lügen und Verfälſchungen der Thatſachen, die ich berichtigen ſoll. Er mag ſich tröſten, ich werde ihm einſt antworten, aber zur rechten Zeit. Hilft nichts dieſe Verzögerung, irre ich mich in meiner Erwartung, daß dieſem Heuchler die revoluzionäre Maske bald abgeriſſen wird, ſo antworte ich ihm mit wenigen Zeilen, die ihm jedoch nicht munden werden, denn in Folge derſelben muß er ſich mit einer Waffe ſchlagen, wobey kein Lügen und Intriguiren hilft — ich treibs nemlich zum Duel, wie ich Ihnen ſchon in Paris geſagt habe. Ich muß es aber geſchickt anfangen, daß ihm dann keine Alternative bleibt als zwiſchen der Piſtole und der Ehrloſigkeit und daß man nicht glaube, die Triebfeder meiner Handlung ſeien gereitzte Eitelkeit. Seyn Sie nur ruhig, der hat kein Pardon, ſondern nur Friſt.

Wenn Sie daher, fußend auf den Plan, den ich vor 4 Wochen andeutete, in den Roſen eine Polemik eingeleitet, ſo leiten Sie ſie wieder aus und thun Sie alles mögliche, daß ich die Poſizion, die ich jetzt genommen, nicht einbüße. Das Publikum muß indirekt meine polemiſchen Mittel inſinuirt bekommen, und wenn ein Privatbrief, der geſchrieben ward, ehe ich von Gutzkows Vorrede zum Börne etwas wußte, in einem Aufſatze zu meinen Gunſten abgedruckt ſteht, ſo kann Gutzkow ſich doch noch keiner Antwort rühmen. Beſſer freylich, wenn es nicht geſchehen, es unterbleibe. Sollte es aber geſchehen ſeyn und Gutzkow antwortet, ſo muß ihm durchaus durch einen dritten geantwortet werden, und zur Verfügung dieſes dritten ſtelle ich einige Briefe von Campe, die ich Ihnen dieſer Tage zuſchicke, und wo Campe mir ſagt, daß Gutzkow Himmel und Hölle in Bewegung ſetze, um mein Manuſcript in Händen zu bekommen, daß er alle mögliche Liſt dazu aufbietet, daß er dieſes Intriganten wegen das Buch ſo ſchnell als möglich drucke, daß er deßhalb den erſten beſten Titel dafür erſonnen, daß der Intrigant ganz beſondre Abſichten, weßhalb er in ſeinem Buche die Geliebte Börnes in den Himmel hebe, woron er im mündlichen Geſpräche nur ſchnödes zu erzählen wiſſe, daß in dieſer Beziehung eine Lüge zwiſchen dem was er denkt und was er ſchreibt — und dergl. mehr, was mit Recht gedruckt werden darf, wenn Gutzkow das, was ich in einem zufällig gedruckten Privatbriefe ſagte, als Lüge erklärt. So viel zu meiner Deckung für ſchlimme Fälle.

Anbey ſchicke ich Ihnen einen Zettel von Campe an ſeinen Commiſſionär, der Ihnen 12 Exemplare des Börne und 12 Exemplare des 4. Salontheils geben wird; ich bitte Sie, mir durch Brockhaus, wenn dieſe Gelegenheit ſchnell genug geht, 6 Exemplare von dem Börne und 6 Exemplare des Salons hierherzuſchicken und die übrigen Exemplare zu meinem Beſten, für Freunde, die etwa drüber Artikel machen wollen, zu verwenden. — Anbey ſchicke ich Ihnen ebenfalls einen Artikel, welchen mir ein Freund, der Profeſſor Duisberg, ſo eben zuſchickt, mit dem Wunſche, denſelben nach Belieben in irgend einer deutſchen Zeitung abzudrucken. Ich habe ihn kaum, aber er iſt immer ein günſtiger Aufſatz, und ich bitte Sie, ſehen Sie zu, ob Brockhaus denſelben in der Leipziger Allgemeinen Zeitung oder in den Blättern für literariſche Unterhaltung abdrucken und zwar ſchnell abdrucken will. Iſt er aber nicht dazu zu bewegen, ſo ſuchen Sie ihn irgend anderswo unterzubringen, wo er geleſen wird. — Daß Kühne von Leipzig abweſend, iſt ein Unglück, aber ſorgen Sie nur, ſeine Rückkehr für mich zu benutzen. Weill hatte für die Elegante, gleich beim Erſcheinen meines Buchs, unaufgefordert einen Artikel geſchrieben und abgeſchickt, den ich nicht geleſen, der mir aber im rechten Augenblick ſehr genützt hatte. Der J. Kaufman muß ja ein dummes Vieh ſeyn! — Den Schluß Ihrer Literaturgeſchichte habe ich bey meiner Rückkehr vorgefunden. Der Lump Hang verſprach zu mir zu kommen, und endlich mit ihm die hallbergerſchen Intereſſen zu ordnen — kam aber nicht, trotz der Rendez-vous — Sie haben keinen Begriff davon, wie dieſe Verdrießlichkeiten mich mißſtimmen, und nur das Bewußtſein, nichts verabſäumt zu haben, tröſtet mich. Ich ſchreibe im nächſten Brief mehr darüber, es fehlt mir die Zeit. Auch über Ihr Buch kann ich mich nicht expektoriren, das läßt ſich nicht mit wenigen Zeilen abthun. Sie werden aber meinen Aufſatz leſen und Gottlob! ich kann Ihnen öffentlich ſagen, was ich denke. Die 2 letzten Bände, der 3. und 4., ſind vortrefflich, tauſendmal beſſer als die erſten. Ich kenne das jetzige Deutſchland nicht, und kann nicht beurtheilen, in wie weit die Form zweckmäßig. Wir beſitzen aber kein Buch, das umfaſſend die Literatur beſpricht. Ich will heut nur ſagen, daß das Buch, welches man zu verſchrenen ſucht, am wenigſten den Tadel verdient, den man dagegen ausläßt. Ich tadle ganz andere Dinge, z. B. es iſt kein Berg drin. Ein Berg iſt aber nothwendig, das ſehen Sie an meinem Börne, der allgemein anſpricht. Spaß bey Seite, mein Börne iſt ein ſehr gutes Buch — ich habe geſtern Abend ²/₃ des Gutzkowſchen Börne geleſen — Gott weiß, es übte auf mein Gehirn wie ein narkotiſcher Trank. Ich ſchlief vortrefflich die ganze Nacht. Es iſt langweilig über alle Maßen. Grüßen Sie mir die Frau Doktorin, der ich mich unterthänigſt zu Füßen lege. Meine Frau iſt in der Küche beſchäftigt und ich rieche den vortrefflichſten Braten.

Ihr Freund

H. Heine.

Monsieur
le Docteur Heinrich Laube,
homme de lettres,
Leipzig (Saxe).

So offenkundig Heines bedenkliche Schwächen und Fehler ſind, die Parteimänner ſeiner Tage, beſonders von links, haben mit Unrecht ſeiner Charakterloſigkeit zugerechnet, daß er nicht zur Partei hielt. Einmal gingen ſeine Anſchauungen vielfach über den Parteiliberalismus hinaus, andererſeits war er Dichter und als ſolcher ohne Verſtändniß und Sympathie für den politiſchen Tageskampf, namentlich wenn dieſer die Poeſie ſeinen Tendenzen dienſtbar zu machen ſtrebte: die Kunſt für die Kunſt! forderte Heine mit Recht.

Die „Roſen, eine Zeitſchrift für die gebildete Welt,“ gab Robert Heller in Leipzig ſeit 1838 heraus. — Alexander Weill war in Paris, J. Kaufman in Leipzig als Journaliſt thätig. — Laubes „Geſchichte der deutſchen Literatur“ entſtand während der Muskauer Haft und erſchien in vier Bänden 1840. —

Laube übernahm um die Wende der Jahre 1842 und 43 von neuem die Leitung der „Zeitung für die elegante Welt“. Unter Ausdruck ſeiner lebhaften Freude über dieſes Ereigniß verſpricht Heine bereits am 7. November 1842 als Beitrag für das Blatt ein humoriſtiſches Epos, „Atta Troll“.

Urſprünglich (17. October 1842) hatte es der Dichter dem Stuttgarter Verleger Cotta für das „Morgenblatt“ in Ausſicht geſtellt, bot es aber nun der Zeitſchrift des Freundes an, falls deren Verleger, Voß in Leipzig, das gleiche Honorar von 10 Louisdor für den Druckbogen zahlen wolle. Der ſich alsbald über „Atta Troll“ entſpinnende Briefwechſel führt uns lebendig in die Entſtehungsgeſchichte des Gedichtes ein und giebt manchen beachtenswerthen Beitrag zur Beurtheilung des Textes.

Paris, den 20. November 1842.

Liebſter Laube!

Ihren Brief vom 12. November habe ich erhalten, und ich eile, Ihnen ungefähr die erſte Hälfte des Gedichtes zu ſchicken; in etwa drey Tagen ſchicke ich Ihnen die andere Hälfte, die etwa zwey Blätter ſtärker, aber ich ſchicke ſie ebenfalls per Briefpoſt, da die Portodifferenz nicht ſo ungeheuer ſeyn mag und jedenfalls von der größeren Sicherheit der Beförderung aufgewogen wird. Dadurch gelangen Sie auch gleich zur Geſammtkenntniß des Gedichtes. Sie werden ſehen, die zweite Sendung iſt unendlich ſchöner und wichtiger, jedenfalls poetiſcher als die heutige. Ich habe in dieſer zweiten Hälfte verſucht, die alte Romantik, die man jetzt mit Knüppeln todtſchlagen will, wieder geltend zu machen, aber nicht in der weichen Tonart der frühern Schule, ſondern in der keckſten Weiſe des modernen Humors, der alle Elemente der Vergangenheit in ſich aufnehmen kann und aufnehmen ſoll. Aber das romantiſche Element iſt vielleicht unſerer Gegenwart allzuſehr verhaßt, es iſt untergegangen bereits in unſerer Literatur, und vielleicht in dem Gedichte, das ich Ihnen jetzt ſchicke, nimmt die Muſe der Romantik auf immer Abſchied von dem alten Deutſchland!

Wie ich mich bei Cotta diskulpire, ſage ich Ihnen ſpäter. — Auf Herrn Voß werde ich das ungefähre Honorar des Atta Troll traſſiren, ſobald ich das Gedicht Ihnen ganz zugeſchickt. In Betreff ſeiner Beſorgniß, daß ich das Gedicht nicht als Buch vor Mitte des nächſten Sommers drucken laſſe, können Sie ihn beruhigen. Bis jetzt kam mir nichts anders in den Sinn als den Atta Troll meiner Gedichtſammlung einzuverleiben, die bereits ſeit Jahr und Tag angekündigt iſt und gewiß nicht ſobald kommen wird, da das Manuſcript noch nicht abgeſchrieben, was bey mir die Hauptſache. Ich habe einen wahrhaften Ekel vor ſolcher Arbeit, da mir Campe den ganzen Spaß verleidet — ſeitdem er einem Wihl, einem Gutzkow meine Manuſcripte in Hände gegeben. Letzterer oder erſterer müſſen ſich ſogar materiell an dem Manuſcript meiner Gedichte dergeſtalt vergriffen haben, daß mir vieles drin fehlt — — und ich das durchſäuete und beſchmutzte Manuſcript wieder ganz neu abſchreiben muß. Dieſe Bewandtniß hat es mit meiner Gedichteſammlung!

Seuffert wird in 8 Tagen Ihnen eine Paralele zwiſchen der Rachel und der Dorval zuſenden. Außer Seuffert iſt hier nur Duisberg fähig, über Paris mit Sachkenntniß und in gutem Deutſch zu ſchreiben. Dieſer würde die Ueberſichtsberichte am beſten machen. Ich habe bereits mit ihm in dieſer Beziehung geſprochen. — In meinem nächſten Briefe mehr hierüber. Heiter grüßend

Ihr Freund

H. Heine.

Apropos: das erſte und zweite Capitel des Troll müſſen durchaus zuſammengedruckt werden, in derſelben Nummer der Eleganten.

* * *

Den 3. December [1842.]

Liebſter Laube!

In dieſem Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Ich ermeſſe ganz die Wichtigkeit Ihrer Bemerkung. Statt der mißfälligen Cancan-Strophe ſetzen Sie gefälligſt folgende:

Ja, ich möchte ſchier behaupten,
Daß ſie manchmal ſehr bedenklich,
Mit gemüthlos frechen Sprüngen,
An die Grand'-Chaumière erinnre.

Der Schluß des zweiten Capitels kann ganz wegfallen und Ihr gewünſchtes Einſchiebſel mag hier als Erſatz dienen. Nemlich nach den Worten

In Geſellſchaft des Laskaro,
Der den Atta Troll getötet —

fällt alles weg, die ſämmtlichen Strophen bis am Ende, und ſtatt derſelben ſetzen Sie gefälligſt die folgenden, die ich in dieſem Augenblick gedichtet, während meine Frau neben mir in der Badewanne ſitzt:

Dir, Varnhagen, ſey gewidmet
Dies Gedicht. Dem milden Freunde
Möge es als Antwort dienen
Auf den jüngſten ſeiner Briefe.

Ach! es iſt vielleicht das letzte
Freye Waldlied der Romantik —
In des Tages Brand- und Schlachtlerm
Wird es kümmerlich verhallen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Wie ſie ſchnattern! Jene Gänſe,
Die gemäſtet mit Tendenzen!

Auf der Zinne der Parthey
Flattern ſie mit lahmen Schwingen.
Platte Füße, heiſ're Kehlen,
Viel Geſchrey und wenig Wolle.

Manche weißgefärbte Raben
Sind darunter. Dieſe krächzen
Spät und früh: die Gallier kommen!
Sind des Capitoles Retter.

Andre Vögel, andre Lieder!
Geſtern las ich in der Zeitung,
Daß der Tieck vom Schlag gerührt
Und geheimer Hofrath worden.

Ich ſehe wohl, liebſter Laube, daß Sie mich in's Unglück bringen wollen. Jetzt wird der ganze Landſturm des Patriotismus über mich herfallen. Ueber meine Frivolität wird ja nur deßhalb geklagt, weil ich nicht zu der Parthey gehöre. Früher durfte ich deßhalb alles nakt ſagen, was ich nur wollte. — Seuffert ſchickt einen guten Artikel den 15. — Ich habe keine Zeit, Ihren Brief ordentlich zu leſen; auf Voß habe ich längſt traſſirt, wie Ihnen gemeldet und wie Sie es haben wollten. Es liegt mir den Teufel daran, ob ich die paar Groſchen früher oder ſpäter traſſirte, und ich that es zunächſt, weil ich eben in dieſem Augenblick nichts auf Cotta abgeben wollte. Ich hoffe aber, meine Tratte iſt richtig eingelößt worden. Ich arbeite angeſtrengt; muß noch vor Ende des Jahres einige Artikel nach Augsburg ſchicken. Gutzkow wird hier ſchön geprickelt; je n'y ai pas nui. — Leben Sie wohl; nach einigen Tagen ſchreibe ich Ihnen über die andern gewünſchten Veränderungen

Ihr

H. Heine.

Monsieur
le Docteur Henri Laube
aux soins de Mr. L. Voss, Libraire,
Leipzig.

* * *

Paris, den 19. Dezember 1842.

Liebſter Laube!

Ich habe bis heut mit Schreiben gezögert, weil ich eines Theils erwartete, ob Sie mir etwa über die zweite Sendung meines Gedichts irgend eine Ausſetzung machen würden, die ich zu gleicher Zeit berichtigen könnte; andern Theils wartete ich, um den verſprochenen Aufſatz von Seuffert mitzuſchicken, den ich aber bis heute vergebens erwartete, was freylich nicht die Schuld Seufferts, da derſelbe in dieſem Augenblick ein Geſchwür an der Hand hat, das ihn am Schreiben hindert. Heute ſchicke ich Ihnen das Manuſcript, das meinem Gedichte zwiſchen dem 17. und 18. Capitel zu intercaliren iſt. Ein Theil des früheren 18. Capitels wird hier, wie Sie dem Setzer genau begreiflich machen werden, wegfallen. Ich habe zu dieſer Umändrung meine Zuflucht genommen, da ich leider eine Parthie des Gedichtes, die der artiſtiſchen Ründung wegen ganz weſentlich, jetzt nicht machen kann und Ihnen doch ein nothdürftig geründetes Ganze geben wollte. Der Knoten des Ganzen fehlt — das Publikum wird es aber nicht bemerken. Dieſes ſieht immer nur auf Einzelheiten. Wie richtig ſagt Goethe:

Gebt Ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!

Iſt im letzten Capitel, in den Verſen:

Spielte dort ein unzweideutges
Liebesſpiel mit einer Bärin —

Iſt Ihnen hier das Wort unzweideutges etwa zu ſtark, ſo mögen Sie es immerhin durch die:

Spielte dort ein überzartes —

erſetzen. Die inculpirte Stelle im Caput IV:

Trauet nur keinem
Menſchen, welcher Hoſen trägt

kann ich, im Fall es durchaus nothwendig, nicht anders umändern, als daß ich die ganze Strophe durch folgende ſchwächere Verſe erſetze:

Kinder, hütet Euch vor jenen
Unbehaarten Lügenbälgen,
Jenen gleisneriſchen Menſchen,
Die ein Auswurf der Bipeden.

Die Verſe im Caput VI:

Kinder, noch ein Weilchen bleib ich
Unter Euch und dann verſchwind ich —

mögen Sie immerhin erſetzen durch:

Kinder, meine Erdenwallfahrt
Iſt vollbracht, wir müſſen ſcheiden.

Die Strophe im Caput X, wo Ihnen die Verſe:

dieſer plumpen
Und zugleich perfiden Beſtien —

mißfielen, erſetzen Sie gefälligſt durch folgende Strophe:

Doch mit ſchlecht geleckten Tölpeln
Täglich mich herum zu balgen,
In der Heimath Eichenwäldern,
Ward ich endlich überdrüſſig.

Sie haben mir nicht beſtimmt geantwortet in Beziehung auf den Profeſſor Duisberg. Wie können Sie glauben, daß ich Ihnen Mitarbeiter empfehlen würde, wenn ich nicht überzeugt von deren Werth für Ihr Journal. Ich wiederhole Ihnen nochmals, daß Duisberg hier der einzige iſt, welcher gutgeſchriebene und zuverläſſig gedachte Ueberſichten aus Paris geben kann. Daß Sie den Mr. Weillſchen Miſt aus der Eleganten (Weill und Elegant!) herausfegen werden, haben Sie mir, glaub ich, bereits geſagt. Wenn ich ſelber Ihnen für die nächſten Monathe nichts beſtimmtes verſpreche, ſo geſchieht es, um ſicher zu ſeyn, daß ich Ihnen immer Wort halte. Einige Gedichte hab ich geſchrieben, die ich Ihnen gelegentlich ſchicke. — Noch ein Wort; es liegt mir ſehr viel daran; Ich bitte Sie, die Nummern, worin mein Atta Troll abgedruckt iſt, jedesmal unter Kreuzkouvert an den Herrn Carl Heine, per Adreſſe des Herrn Salomon Heine in Hamburg zu ſchicken. Auch mir wollen Sie gefälligſt die Abdrücke unter Kreuzkouvert jedesmal nach Paris zuſchicken.

Digitized by Google

Der Scandal, den Gutzkow hier angerichtet, um die Aufmerkſamkeit zu erſtacheln, iſt widerwärtig über alle Beſchreibung. Sein Talent der Intrigue bewährt ſich aufs glänzendſte. Denken Sie ſich, Cotta fürchtet ihn ſo ſehr, daß die Allgemeine Zeitung nicht einmal die Entgegnung auf ſeine Unverſchämtheiten gegen die Pariſer Correſpondenten aufnehmen will. Sagen Sie mir, ob die Elegante ihn beſprechen wird oder noch wartet mit dem Anfang der Feindſeligkeiten. Dieſe werden früh oder ſpät eintreten und Sie können ſich auf offenen Krieg gefaßt machen. Im Augenblick, bin ich überzeugt, läßt er Sie ſchon ausſpioniren und kajolirt Sie vielleicht. Ihr Freund

H. Heine.

Monsieur
le Docteur Henri Laube
aux soins de Mr. L. Voss, libraire.
Leipzig.

* * *

Liebſter Laube!

Anbey 1. das Schlußkapitel des Atta Troll, welches die Widmung an Varnhagen enthält; aber ich bitte, ändern Sie nichts dran: wegen Herweghs Mißgeſchick habe ich nichtmehr „Zinne der Parthey“ ſagen dürfen. Zweitens erhalten Sie eine Reklamazion, die ich in einem Auszug aus einem Briefe an Sie gekleidet, indem ich wünſche, daß Sie ob der Frechheit, womit man auf mein Schweigen immer rechnete, einige tüchtige Worte ſagen. Kann man durch Lügen meinem perſönlichen Leumund keinen Flecken ancorreſpondiren, wie in der miſerablen Straußiſchen Complottirung, ſo möchte man wenigſtens meiner ſchriftſtelleriſchen Reputazion etwas anhängen, und die ſchlechten Gedichte im Muſenalmanach müſſen dazu dienen. Ach, Liebſter, die Götheſche Zeit des Schweigens iſt vorbey. Vergeſſen Sie nur nicht die Exemplare unter Kreuzcouvert nach Hamburg und hierher. Ich ſehe hier keine deutſchen belletriſtiſchen Zeitſchriften (doch die Elegante wird bald hier gehalten werden). Müſſen mir alſo treulich mittheilen, wenn etwas geklatſcht wird, das mich intereſſirt.

Herrn Voß werde ich, wie ich Ihnen bereits geſagt, ſogleich ſchreiben, wenn ich mahl das ganze Gedicht vor Augen habe. Jetzt habe ich nichts mehr in Bezug auf daſſelbe Ihnen zu ſchicken, Alles iſt in Ordnung, und ich hoffe, daß der Abdruck nicht zu lang ſich hintrödelt. — Leben Sie wohl, und grüßen mir Ihre Frau. Wir befinden uns wohl. Hier habe ich einige mahl unſeres jungen Deutſchlands Buchhändler, den Löwenthal, geſehen; er will vieles, weiß aber nicht, was er will. Ihr Freund

Paris, den 24. Januar 43. H. Heine.

* * *

Paris, den 11. Februar 1843.

Liebſter Laube!

Dies ſind die erſten Zeilen, die ich ſeit 14 Tagen ſchreibe; mein Augen-Uebel hat ſich nämlich wieder eingeſtellt. Erſt heute geht es mir etwas beſſer. — Ihren Brief vom 1. Februar habe ich geſtern erhalten und ich eile, das Nothwendigſte drauf zu antworten:

Mit den Interpolazionen und Einſchiebſeln hat es ganz ſeine Richtigkeit, Sie irren ſich weder in der Reihenfolge der Capitel noch in den Aenderungen. Der Vers:

Als ich ſaß beim todten Bären
In dem Thale Ronceval —

muß, wie ſich von ſelbſt verſteht, verändert werden, und ich bitte Sie, die ganze Strophe durch folgende zu erſetzen:

Ja, Hut-Hut, der alte Vogel
War es, der mir freundlich nahte,
Im verhexten Luftreviere,
In der Hütte der Uraka.

Ich hätte hier einen argen Bock geſchoſſen. Auch die Strophen können Sie auslaſſen, welche Ihnen am Schluſſe ſo ſehr mißfallen, und das Kapitel ſchließt dann mit den Worten:

> — die Balkaiſa
> Wird noch lang vergebens rathen,
> Wer der größte Lump in Deutſchland.

Im letzten Capitel, in der Zueignung an Varnhagen, ſtehen die Worte: „Auf den Zinnen Deutſchlands“ — ich bitte Sie, ſetzen Sie ſtatt deſſen: „auf den Wällen Deutſchlands.“ Sie haben gut reden, der Mangel an Zuſammenhang im Gedichte, das Zerſtückte, iſt eine Folge der urſprünglichen Beſchränkung: hätte ich nicht von vornherein die Abſicht gehabt, das Gedicht in einem zahmen Journal abdrucken zu laſſen, wäre die Perſiflage der Zeitideen prägnanter hervorgetreten. Jetzt fühle ich das Bedürfniß, dieſem Mangel in einem ſpäteren Buchdruck abzuhelfen, und da bietet ſich mir faſt für 200 Strophen der köſtlichſte Stoff. Wie weit ich dieſen Vorrath nachträglich bearbeite und überhaupt den Atta Troll durch intereſſante Zuthat als Buch von honettem Volumen erſcheinen laſſe, kann ich Ihnen erſt ſpäter ſagen, und das iſt der Grund, warum ich auch Herrn Voß erſt in einigen Monathen antworten kann; ſeinen Antrag habe ich mir ernſthaft zu Gemüthe genommen. Wenn das Ganze ſo fertig wird, wie es in meinem Geiſte ſteht, ſollen Sie nicht über Ründung und Mittelpunkt zu klagen haben. — Ich hatte Sie erſucht, die Nummern des Atta Troll jedesmal nach dem Druck, unter Kreuzkouvert, mit der Poſt hierher zu ſchicken. Das koſtet Ihnen jedesmal ein paar Silbergroſchen und mir hier nur einen Sous oder zwey. Statt deſſen erhielt ich vor 10 Tagen ein Paquet in Wachsleinen durch die Meſſagerie, worin — die zwey erſten Nummern der Eleganten enthalten. Das Porto koſtete mir 5 Franks und 15 Sous. Das iſt Alles, was ich von der Buchhandlung erhalten. Ich bitte Sie daher, mir umgehend die bereits erſchienenen Nummern der Eleganten (ſo wie auch die erſten zwey, die ich weggegeben) unter Kreuzkouvert mit der Poſt zu ſchicken. Unverzüglich. Ich bitte Sie, vergeſſen Sie es nicht! Ich hab ſie eben jetzt zur Ueberſicht nöthig. Auch meine Hausnummer hatte die Buchhandlung unrichtig bemerkt: ſie iſt 46 Faubourg Poissonnière. Ich bin heute zu blind, um über die Typographen meines Gedichtes in der 2ten Nummer der Eleganten mich zu expektoriren. Ich werde es Ihnen aber nicht erſparen. Ich beruhige mich nur noch durch den Gedanken, daß Sie eben in einer Probenummer ſo viel als möglich hineinpreſſen mußten. Sonſt wäre dieſer Druck unverantwortlich. Ich komme darauf zurück. — Ich ſchreibe heute ſchon mehr als meine Augen erlauben.

Heiter und ergeben Ihr Freund

H. Heine.

Wenn Kreuzkouvert (frankirt) geſtattet iſt, ſo wäre dies das beſte: das Porto würde vom Honorar abgezogen.

Monsieur
le Docteur Henri Laube,
aux soins de Mr. Voss, Libraire.
Leipzig.

Die hier gebotenen Varianten verdanken ihre Entſtehung meiſt der Rückſicht auf die Cenſur; doch auch davon abgeſehen, arbeitete Heine gern an ſeinen Verſen herum. Cenſor in Leipzig war der Hiſtoriker Wachsmuth. Laube berichtet über dieſen Vorgang (Gartenlaube 1868, S. 26): „Wachsmuth kennend und die Linie kennend, welche er einhalten mußte, ſchrieb ich immer Heine ſogleich nach Empfang eines neuen Heftes: dies und dies wird geſtrichen werden, ſorge für Erſatz! — Und in kürzeſter Friſt erhielt ich einen neuen Text. Manchmal hatte ich Wachsmuths niederdeutſchen Charakter, der mitunter ſtark humoriſtiſche Accente vertrug, irrthümlich unterſchätzt, und die Heineſche Variante iſt ungedruckt in meinen Händen geblieben.“

Zum Vortheil des Gedichtes konnte ſo gleich auf die beiden erſten Aenderungen verzichtet werden: die Abſchwächung der Cancanſtrophe im erſten Capitel wie die Streichung der drei letzten Strophen des zweiten Capitels, welche leider aus der urſprünglichen Faſſung der „Eleganten Welt“ nicht in die Buchausgabe übergingen, iſt vermieden; die Erſatzſtrophen traten deshalb mit Variation an das Ende des Gedichtes in ein beſonderes Widmungskapitel, wohin ſie auch am beſten paſſen. — Mit Rückſicht auf Herwegh's Verbannung aus Preußen tritt für „Zinne der Partei“ zunächſt am 24. Januar 1843 „Zinnen Deutſchlands“, ſchließlich am 11. Februar noch unverfänglicher „Wällen Deutſchlands“, — da ja Herwegh es geweſen, welcher Freiligrath's urſprüngliche Mahnung:

„Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei“

von ſich zurückgewieſen hatte:

„Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei.“

Da „Atta Troll“ gerade gegen die deutſchen Tendenzdichter gerichtet iſt, verkleiſtert die Aenderung in nicht eben dankenswerther Weiſe den direkten Angriff gegen das nun einmal gegebene Schlagwort der Zeit. — Vorziehen möchten wir auch die, auf Grund einer eigenhändigen Correctur in der Briefhandſchrift, hier gebotene Conſtruction, „platte Füße, heiſ're Kehlen“ als Ausruf zu „Viel Geſchrei und wenig Wolle“ zu ſtellen, ſtatt es, wie die Drucke, im Dativ auf „flattern ſie mit . . .“ zu beziehen. — Unausgeführt blieb ſchließlich glücklicherweiſe die am 19. Dezember 1842, „im Fall es durchaus nothwendig“, zugeſtandene Abſchwächung, ſo daß die Warnung des Bären vor den behoſten Weſen in Druck kam.

Entſchieden zum Vortheil gereicht dem „Atta Troll“ die ſich daran ſchließende, von Laube gewünſchte Erſetzung der zwei niedrig proſaiſch anmuthenden Verſe, in welchen der Held auf ſein Scheiden vorbereitet, durch zwei pomphaftere. — Auch darin hat Laube dem Freund wohl zum Guten gerathen, daß er nach einer Milderung der „perfiden Beſtien“ (ſ. denſelben Brief) verlangte, ſowie daß er (ſ. den Brief vom 11. Februar 1843) einen gelegentlichen Irrthum des Dichters und beſonders die perſönlichen Invectiven ausmerzen ließ, durch welche Heine den Wettſtreit um den Lumpenlorbeer illuſtrirte; ſo wurde nur das Gerippe dieſer Strophen unter Auslaſſung der Namen gedruckt. Im übrigen möchten die hier gebotenen Faſſungen: „in der Heimat Eichenwäldern“ und „wer der größte Lump in Deutſchland“ den gedruckten: „in der treuen Heimat, deſſen . . .“ und „wem der Lumpen-Lorbeer ziemt“ vorzuziehen ſein. — Ganz zweifellos wird man jedenfalls die am Anfang des Briefes vom 19. Dezember 1842 concedirte, aber keineswegs gewünſchte, farbloſe Abſchwächung: „überzartes Liebesſpiel“ zu Gunſten

Digitized by Google

des vom Dichter eigentlich gewollten, bezeichnenden: „unzweideutges Liebesſpiel" zurückſtellen dürfen.

Die geplante Erweiterung des „Atta Troll" iſt für die Buchausgabe thatſächlich vor ſich gegangen.

Gutzkow fand auf Empfehlung ſeiner Hamburger Freundin Thereſe von Bacharacht Eingang in die erſten Pariſer Kreiſe (ſ. ſeine „Briefe aus Paris").

Die Reclamation, deren der Brief vom 24. Januar 1843 als einer Beilage Erwähnung thut, richtet ſich gegen den Mißbrauch, welchen Heine's Jugendfreund Friedrich Steinmann mit des Dichters Briefen und Verſen trieb. Laube ließ dieſe Verwahrung ſofort in der „Zeitung für die elegante Welt" vom 8. Februar desſelben Jahres abdrucken (ſ. Heine's Geſammelte Werke, herausgegeben von Karpeles, Band IX, S. 271 f.).

Löwenthal iſt jener junge Mannheimer Verleger, der ſein Geſchäft ausdrücklich mit einer Aufforderung an die „Schriftſteller des Jungen Deutſchland", ſich ihm zu nähern, eröffnet hatte, ſich auch in der Folge für dieſe Gruppe ſtark engagirte und namentlich den bedenklichſten Stein des Anſtoßes, Gutzkows „Wally" verlegte; ſein Verlag wurde deshalb durch den Bundestagsbeſchluß gegen das Junge Deutſchland mitgeächtet.

Der am Schluß des letzten Briefes laut werdende Unmuth über die Druckart des „Atta Troll" iſt vermuthlich mit dem Verdruß identiſch, deſſen der Beginn des folgenden Schreibens gedenkt. Im übrigen führt uns dieſes auf rein perſönliches Gebiet und gewährt uns einen recht unerquicklichen Blick in Heine's Charakter.

Paris, den 1. Februar 1845.

Mein theurer Freund!

Ich hätte Ihnen längſt geſchrieben, längſt iſt die Lumperey vergeſſen, die mich verdrießlich berührte, Sie haben mir unterdeſſen Ihre Liebe bewährt, aber ich leide ſo ſehr an meinen Augen, daß mir jeder Brief eine ſaure Anſtrengung. Bin halb blind, traurig und ein Unglück nach dem andern bricht auf mich herein. Das betrübſamſte iſt der Tod meines Oheims; wir hatten uns beide ſehr geliebt, ich konnte die brillianteſte Zukunft von ihm erwarten, und ſiehe! vor ſeinem Tode läßt er ſich irre leiten bey letztwilligen Beſtimmungen. Jetzt muß ich meiner Familie etwas durch die Preſſe Angſt einflößen, um wenigſtens meine Penſion zu ſichern, die man aus Tücke in Frage ſtellen will. Sie ſehen, ich vertraue Ihnen meine geheimſten Gedanken, wo meine Exiſtenz von abhängt. Strenge Verſchwiegenheit und Hülfe in der Noth. Wo Sie nur können, ſuchen Sie gegen meine Familie zu trommeln, beſonders gegen den Handelsgerichtspräſidenten Adolf Halle, der Senator in Hamburg werden will und die Angriffe am wenigſten vertragen kann. Es wird eine unerhörte Niederträchtigkeit gegen mich ausgeübt.

Ich ſchicke Ihnen anbey zwey Artikel, die Sie von fremder Hand abſchreiben laſſen und in der brockhauſiſchen Leipziger Zeitung ſobald als möglich zu inſeriren ſuchen müſſen. Zerreißen Sie nur gleich meine Handſchrift. No. I. iſt ein Angriffartikel, ſuchen Sie etwas den Styl zu verändern im Anfang, damit man nicht auf mich rathe; der Schluß aber muß ganz ſo bleiben. Bitte, machen Sie nur, daß er unverzüglich abgedruckt wird.

No. II iſt ein Vertheidigungsartikel, woran nichts zu verändern, ich habe ihn ſo perfid dumm als möglich geſchrieben und ſo ſtyliſtiſch ſchlecht, wie reiche Leute vertheidigt zu werden pflegen. Zögert etwa die Redakzion, dieſen Artikel im Journal aufzunehmen, ſo laſſen Sie ihn unverzüglich (ebenfalls in der Leipziger Zeitung von Brockhaus) als Inſerat drucken (das iſt noch perfider), und das ausgelegte Geld (ſagen Sie mir nur gleich, wie viel) ſoll Ihnen getreu erſtattet werden.

Sie ſehen, ich habe von Gutzkow etwas gelernt, aber Gott weiß! ich übe die Kunſt nur, wenn man mir meuchelmörderiſch die Kehle zuſchnüren will. Ob literariſcher Unbill werde ich mir wahrlich nie ſolche Mühe geben.

Und nun leben Sie wohl, grüßen Sie mir herzlichſt Ihre Frau, von der wir hier noch oft ſprechen. Sie hat bey meinen Franzöſinnen das graziöſeſte Andenken hinterlaſſen.

Diskrezion und ſchnelle Hülfe. Laſſen die reichen Leute wirklich gegen mich ſchreiben, ſo werben Sie mir Hülfsvölker. Mr. Weill ſagt mir, er habe an Kuranda einen Artikel geſchickt. Iſt er zu grell, ſo mag Kuranda die Ausdrücke mildern, nur bei Leibe kein verletzendes Wort gegen meinen Vetter Carl Heine, der immer mein innigſter Freund war, obgleich jetzt mein Gegner. Aber drucken ſoll Kuranda den Artikel ſo ſchnell als möglich, und ich bitte Sie, ihn, wenn er gedruckt, unter Kreuzkouvert an Carl Heine nach Hamburg durch die Redakzion zuzuſchicken. Können Sie ähnliche Volksſtimmen in der Weſer Zeitung oder in der alten Bremer Zeitung oder in berliner Voſſiſche oder Spenerſche Zeitung hervorrufen, ſo geſchieht mir dadurch großer Vorſchub, denn dieſe Blätter werden in Hamburg geleſen.

Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie treu gewogen
Ihrem Freund
H. Heine.

Campe ſteht mir hülfreich bey.

46. Faubourg Poiſſonnière.

Monsieur
le Docteur Heinrich Laube,
aux soins de Mr. Voss, Libraire.
Leipzig.

* * *

No. I. Hamburg, den 7. Februar.

Der Präſes unſeres Handelsgerichts, Herr Dr. Adolph Halle, der durch das Vermächtniß ſeines hingeſchiedenen Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthum gelangt, hat jetzt auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernſteg bezogen, das ihm der Verſtorbene mit beiſpielloſem Luxus meublirt hinterlaſſen hat, und auf den ſeidenen Polſtern erwartet der Glückliche dort die reitenden Diener, die ihm ſeine endliche Beſtallung als Senator überbringen werden. Wenn Verſtandeseigenſchaften allein zu dieſer Würde berechtigen, wenn der Calkül eines merkantiliſchen Naturells hinreichend, ſo kann der hoch- und wohlweiſe Rath gewiß keine beſſere Wahl treffen. Die berechnende Feinheit des Herrn Handelsgerichtspräſidenten bewährte ſich jüngſt ganz meiſterhaft in Bezug auf ſeinen Vetter Heinrich Heine, deſſen Mißgeſchick bey den letztwilligen Verfügungen ſeines Oheims hier allgemein bedauert wird. Ja, ſogar die Gegner bedauern den leichtſinnigen Dichter, der in der Liebe und dem Worte eines todtkranken Greiſes eine hinlängliche Garantie zu haben vermeinte gegen abgefeimte Advokatenkniffe, unterſtützt von notariellem Haſſe.

* * *

No. II. Hamburg, den 6. Februar.

Ueber das Verhältniß, in welches ſich der Dichter Heinrich Heine, durch ſeine eigene Schuld, zu ſeiner Familie geſtellt hat, erlauben wir uns einige Worte. — Der verſtorbene Banquier Salomon Heine war nicht bloß einer der reichſten, ſondern auch gemüthvollſten und großartigſten Männer, der den Glanz ſeines Namens und deßhalb ganz beſonders den Neffen liebte, deſſen Berühmtheit ihm mehr Freude machte als ſie wohl verdiente. Der Munifizenz des generöſen Oheims verdankte der Poet manche ſchöne Summe, und ſeit ſechs Jahren bezog er eine bedeutende Jahresrente, die ihm von erſterem — es ſoll

> nicht in Abrede geſtellt werden — lebenslänglich zugeſichert worden. Sterbend legte der Greis den Wohlſtand des geliebten Neffen in die Hände ſeines einzigen Sohnes, den er zum Univerſalerben erkoren, und dem er nicht bloß koloſſale irdiſche Schätze, ſondern auch geiſtige, ſeine Tugend, hinterläßt. Dieſen letzteren, der dazu immer der liebreichſte und anhänglichſte Freund ſeines Vetters geweſen, kann ebenſo wenig wie den Vater der Verdacht treffen, den Dichter kränken gewollt zu haben, wenn auch ein offizielles Teſtament letzterem nur eine mäßige Summe zur unbedingten und erzwingbaren Verfügung anweiſt. Es giebt excentriſche Naturen, die lebenslang unter Vormundſchaft, womöglich ſogar unter noch engere Beaufſichtigung geſetzt werden ſollten, und gegen deren Willkür eben ſo gut wie die Regierungen auch Privatperſonen ſich ſicher zu ſtellen ſuchen müſſen. In dieſer Hinſicht hat der verſtorbene Salomon Heine das wahre Beſte ſeines Neffen ebenſo ſehr wie das der übrigen Familie berückſichtigt, und in den getroffenen Einrichtungen hat auch letztere keineswegs geſucht, eine bloße Waffe gegen einen ihrer nächſten Verwandten in die Hände zu bekommen. Wie durfte man — in einigen Zeitungen geſchieht es — einen ſolchen Verdacht ausſprechen, zumal hinweiſend auf einen Mann, der, ein Muſter von Sittenreinheit, ſeit 15 Jahren der Präſes unſeres Handelsgerichtes iſt, durch ſeine Verdienſte einer noch höheren Ehrenſtellung entgegenſtrebt, und wegen ſeines Scharfblickes, ſeiner Sinnigkeit, ſeines Edelmuthes und ſeiner Toleranz an den weiſen Nathan von Leſſing erinnert! Nein, die beſchuldigte Familie hat ſich bloß in den Stand ſetzen wollen, das ſchon an und für ſich Unerlaubte, die öffentliche Beſprechung von Familien-Angelegenheiten, zu verhindern, den böſen Dämon der Spottſucht zu zügeln, wo er ſich an Privatverhältniſſen wagt, die nimmermehr als Material zu literariſchen Arbeiten mißbraucht werden dürfen, und ihr wahrhafter Zweck war: die Heiligkeit der unantaſtbaren Familienbande zu ſchützen. Niemand kann edler und zugleich für das häusliche Wohl vorſichtiger handeln. Wie viele Schriftſteller haben nicht ſchon bereut, daß ſie es nicht (ſo!) für ein Lebensbedürfniß hielten, über ihre Privatverhältniſſe öffentlich zu ſprechen. Liebevolle Arme haben ſie von ſich gewieſen, um alsdann im Alter einſam auf das glückliche Familienleben Anderer zu ſehen. Nicht immer ſchüttet Fortuna ihr Füllhorn auf ſandigen Boden; ſie weiß oft, was ſie thut, wenn auch Unzufriedenheit ſie ſich mit einer Binde vor den Augen vorſtellt.

Zur unbefangenen Würdigung dieſer Schriftſtücke müſſen wir uns Heine's pecuniäre Lage ſowie ſein Verhältniß zum Oheim Salomon Heine in Hamburg und zu deſſen Familie vergegenwärtigen.

Heine's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit warf meiſt kaum 3000 frs. im Jahr ab. Um ihn vor Sorgen und Lohnſchreiberei zu behüten, hatte ihm der mit Millionen geſegnete Oheim anfangs 4000 frs., ſpäter 4800 frs. jährliche Rente ausgeſetzt und regelmäßig ausgezahlt, die nach Heinrichs Tode zur Hälfte auf ſeine Witwe übergehen ſollte. Heine lebte ſehr freigebig; ſeine Opferfreudigkeit für nähere und ſelbſt fernere Freunde iſt eine der Lichtſeiten ſeines Weſens. Die 20000 frs., um welche Campe 1837 das Verlagsrecht von Heine's Werken auf elf Jahre kaufte, reichten anſcheinend gerade zur Deckung ſeiner Schulden, die beſonders aus verfehlten Börſenſpekulationen herrührten, durch welche er ſeine Einnahme auf die Höhe ſeiner Ausgaben hatte heben wollen. So entſchloß ſich der deutſche Dichter und — was hier ſchwerer in's Gewicht fällt — Publiciſt zu einem bedenklichen und verhängnißvollen Schritte, indem er weitere 4800 frs. Jahresrente von der franzöſiſchen Regierung annahm. — Blieb auch das Verhältniß zum Oheim, bald durch unmittelbare Schuld des einen oder andern Theils, bald durch Zwiſchenträgereien mißgünſtiger Verwandten, nicht ohne vorübergehende Trübungen, ſo war der Dichter doch eben noch Anfang Oktober 1844 bei dem Beſuch in Hamburg auf's freundſchaftlichſte von Salomon Heine geſchieden.

Heinrich Heine knüpfte, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, an das Teſtament des Oheims hohe Erwartungen; jedenfalls durfte er die Anweiſung zu unveränderter Fortzahlung der bisherigen Rente als ſelbſtverſtändlich anſehen. Da meldet ihm ein kahler Brief des Univerſalerben Carl Heine, den er als beſonders liebreichen Vetter betrachtete, daß ihm nur ein einmaliges Legat von 8000 Mark Banko teſtamentariſch ausgeſetzt ſei; er, der Sohn Salomon Heine's, wolle aber aus freien Stücken die — Hälfte der bisherigen Rente weiter zahlen, unter der Bedingung, daß ohne ſeine Zuſtimmung der Dichter nichts über den Oheim veröffentliche.

Dieſe herbe Enttäuſchung im Augenblick, wo der Dichter ſeine Kräfte ſchwinden fühlte, wo die unheimlichen Vorboten ſeines langſamen Abſterbens ſich zu offenbaren begannen, raubte ihm jede Beſinnung. So tief ſich indeß der Stolz des Dichters durch das ſchacherhafte Feilſchen Karls verletzt fühlen mochte, ſo heftig ihn die Kataſtrophe gerade jetzt erſchüttern mußte, — das Gegenmittel, deſſen er ſich bediente, zeugt doch von einem im Grunde unedlen, niedrigen Charakter. Für einen Ehrenmann gab es nur zwei Wege: auf die Rente völlig zu verzichten oder, falls man ſie weder entbehren noch erſetzen konnte, ſeinen Stolz inſoweit zu überwinden, daß man durch eine Gegenvorſtellung, die durchaus nicht demüthig zu ſein brauchte, an die Großmuth und das Schamgefühl des andern Theils appellirte. Heinrich Heine verlor vor Beſtürzung den Kopf: ſein nun zu Worte kommender Inſtinkt riß ihn zu dem unverantwortlichen Plan hin, die volle Weiterzahlung der Rente, neben vermittelnden Verhandlungen, durch öffentliche Preſſion erzwingen zu wollen, — und dennoch demüthigte er ſich ſchließlich! Glaubte er anfangs geſetzliche Anſprüche auf die Penſion zu beſitzen, dann bedurfte er um ſo weniger der Gewaltthätigkeit. — Nicht genug alſo, daß er das Zeugniß Meyerbeer's und die Vermittlung Campe's erfolgreich anrief: er mobiliſirte all ſeine Freunde, namentlich Detmold, Laſſalle, Schücking, Weill, den Fürſten Pückler und auch Laube, um die Verwandten durch den Scandal, den die Erbſchaftsangelegenheit in der Preſſe hervorrief, einzuſchüchtern.

Thatſächlich mußten die Freunde in erſter Linie die dem Dichter zu Theil gewordene Behandlung als ſcandalös empfinden; thatſächlich entbehrte die Angelegenheit, namentlich in den Augen von Publiciſten, nicht ganz des öffentlichen Intereſſes. Jedenfalls aber wird es begreiflich, daß ſie, nachdem Heine ſelbſt einmal ſeine Privatbedrängniß der Oeffentlichkeit preisgegeben hatte, theilnehmend und mitleidig zum Freunde ſtanden und ihm ungeſtüm die öffentliche Meinung günſtig zu ſtimmen ſuchten.

Laube's Eingreifen war übrigens nicht eigentlich activ: er ließ den zweiten Artikel als bezahltes Inſerat in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ vom 22. Februar 1845 veröffentlichen; dabei beſchränkte er ſich auf wenige ſtiliſtiſche

Digitized by Google

Aenderungen („hat“ hinter „geſtellt“ fehlt, „nur“ ſteht für „bloß“, „welcher auch immer“ für „der dazu immer“, einmal „welche“ für „die“, „verbraucht“ für „mißbraucht,“ — „an Privatverhältniſſe wagt“ ſtatt des Dativs) ſowie auf Verdeutſchung einiger Fremdwörter („Freigebigkeit“ für „Munificenz“, „große“ für „koloſſale“). Der erſte Artikel findet ſich weſentlich abgeſchwächt im redactionellen Theil der von Kuranda herausgegebenen „Grenzboten“ (IV. Jahrgang, I. Semeſter, 1. Band, S. 527 f.); der Wortlaut iſt nun:

Aus Hamburg.

Der Heine'ſche Nachlaß und Herr Dr. Halle.

Der Heine'ſche Nachlaß tritt nun mehr und mehr als eine abgemachte Sache in den Hintergrund. Der Präſes unſers Handelsgerichts, Herr Dr. Adolf Halle, welcher durch das Vermächtniß ſeines Schwiegervaters Salomon Heine zu großem Reichthume gelangt iſt, hat nun auch das prachtvolle neue Haus auf dem Jungfernſtieg bezogen, und der Glückliche erwartet in dieſem luxuriös meublirten Hauſe ſeine endliche Beſtallung als Senator. Natürlich fehlen dieſer Gunſt des Schickſals auch die Neider und Klätſcher nicht, und die mit dem Teſtamente mit Recht oder Unrecht Unzufriedenen tauchen überall auf und behaupten: bloße Verſtandeseigenſchaften und merkantiliſcher Charakter ſeien noch nicht genügend für einen ſolchen Poſten, die Erbſchaftsangelegenheit, der Advokatenſtyl und dergleichen, ſolle nur erſt in der Nähe betrachtet und geprüft werden. Doch eine ſolche Prüfung iſt hierbei nicht zu fürchten, und der hoch- und wohlweiſe Rath wird wiſſen, wie viel oder wie wenig auf dergleichen Inſinuationen zu geben iſt. Es iſt dies ein Fall, bei welchem ſorgfältig zu prüfen iſt, wie weit bei der Verleihung öffentlicher Stellen Rückſicht zu nehmen ſei auf die ſogenannte öffentliche Meinung, und ob das unter der Oberfläche hinſchleichende Gemurmel denn auch wirklich ſchon öffentliche Meinung genannt werden kann

An dieſe fingirte Correſpondenz ſchließt ſich folgende vermittelnde Bemerkung, die vielleicht auf Weill's Artikel beruht:

Dieſer uns nicht ganz deutliche Brief iſt uns von einem anderen als unſerem gewöhnlichen Correſp. eingeſendet worden, und wir geben ihn nur, um an die Heine'ſche Erbſchafts-Angelegenheit zu erinnern, welche gar ſehr der Erinnerung bedarf. Das Reſultat in derſelben läuft da hinaus, daß die genialſte Perſon der ganzen Familie Heine, der einzige Heine, welcher noch mit Auszeichnung genannt werden wird, wenn die Millionen Goldſtücke längſt verronnen ſind, in dem berufenen Teſtamente ſo gut wie leer ausgegangen, das heißt mit einem ganz kleinen Kapital abgeſpeiſt iſt. Er genoß bekanntlich von ſeinem Oheim eine Jahresrente und es unterlag keinem vernünftigen Zweifel, daß ihm dieſe Rente durch das Teſtament des Oheims geſichert ſein werde. Zu großem und allerdings bei allen Gebildeten dem Teſtamentsabfaſſer ungünſtigem Erſtaunen fehlte dieſe Rente im ſchriftlichen Nachlaſſe. Wer hat das Teſtament aufgeſetzt? war die erſte Frage, wer hat in ſolcher unrühmlichen Weiſe auf den alten Herrn eingewirkt? Möglich, daß bei dieſen Erörterungen im Publikum dem Einen oder dem Anderen Unrecht geſchehen iſt. Aber natürlich war es, und die Familie kann ſicher ſein, daß dieſer Vorwurf nicht ruhen und nicht ſterben wird, ſo lange es deutſche Schriftſteller giebt. Dieſe, ſie mögen Heine lieben oder haſſen, müſſen indignirt ſein über eine Behandlung, welche ſelbſt bei ungeheurem Vermögen das Genie der Familie abſpeiſt wie den läſtigſten Bettler und die alten Tage des Dichters verächtlich dem Zufall Preis giebt; ſie müſſen eine niedrige Rache der Mittelmäßigkeit dahinter ſuchen. Von wem ſie eigentlich herrührt, die Rache, wir wiſſen es nicht, wir ſind von den perſönlichen Verhältniſſen nicht unterrichtet, wir erlauben uns auch deshalb nicht, Jemand zu bezüchtigen. Nur Eins wiſſen wir gewiß, und dies betrifft den Sohn des verſtorbenen Salomon Heine, den Vetter des Dichters, Carl Heine. Wir wiſſen, daß ihn nicht der geringſte Vorwurf treffen kann, und daß er nach wie vor den

Adolph Halle war der Mann von Thereſe Heine, zu welcher Heinrich ſelbſt, nach neueren Forſchungen von Ernſt Elſter, einſt Liebe im Herzen getragen. Gegen ihn, den glücklichen Verſtandesmenſchen, welcher die Braut heimgeführt, hegte der Dichter von je Argwohn, dem ſeine Poeſie oft genug in ſatiriſchem Spott Ausdruck gab. — Ueber den Verlauf des Erbſchaftsſtreites iſt im übrigen zur Genüge geſchrieben worden (vgl. H. Hüffer in der Deutſchen Rundſchau, Band XLII, S. 450 ff.). — Der Ausbruch von Heine's Krankheit wurde durch ſeine Beſtürzung zwar nicht verurſacht, aber doch wohl beſchleunigt. Sogleich im Januar 1845 befiel ihn eine ſchlagartige Lähmung. Als im Sommer 1846 die falſche Nachricht von Heine's Tod durch die Zeitungen ging, ſchmolz Karls Hartherzigkeit; ſobald die Meldung widerrufen war, ſchrieb er liebreich an den Vetter und zeigte ſich zur Fortzahlung der Rente geneigt. Im Februar 1847 bot ſein Aufenthalt in Paris Gelegenheit zu voller Verſöhnung; doch bequemte ſich der Dichter jetzt ſogar zu der ſchriftlichen Verpflichtung, über ſeine ſämmtlichen Verwandten nichts ohne deren Genehmigung zu veröffentlichen.

Für Laube's Unterſtützung in der Familienangelegenheit dankt Heine bereits am 24. Mai 1845 (ſ. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 319) mit der Bitte: „Sagen Sie mir jetzt, wie viel Inſeratkoſten Sie für mich gezahlt haben, und wie ich Ihnen dieſelben zukommen laſſen ſoll."

Im Frühjahr 1847 weilte Laube wieder in Paris. Wie fand er den Freund verändert! Abgemagert, mit grauem Bart, ein Auge völlig, das andere auch ſchon faſt ganz geſchloſſen, ſchleppte ſich Heinrich Heine mühſam am Stock fort.

Jetzt erſt griff zwiſchen den Freunden die Anrede Du Platz. Da Heine bei Laube's ſpäterem Beſuch ſein Lager nicht mehr verlaſſen konnte, gehört nachſtehendes undatirte Billet in die Zeit dieſes Beiſammenſeins von 1847.

Ich wünſche Dir, lieber Laube, den ſchönſten guten Morgen, und bitte Dich Ueberbringern das Album und die Bücher zu geben. — Um 1 Uhr bin ich bey Weill, rue du Cadran No. 14. — Du haſt hier verflucht ſchlechtes Wetter. H. Heine.

Monsieur Henri Laube
Hôtel de Rouen
Rue d'Anguibilliers.

Die übrigen Billets aus denſelben Wochen (ſ. Werke, hg. v. Karpeles, IX, 347 f.) erwähnen fortlaufend die ſteigende Krankheit, hier aber iſt nicht davon die Rede; namentlich auch ſollen durch Ueberbringer Bücher abgeholt werden, welche Laube wohl mitgebracht; ebenſo verweiſen endlich die Schlußworte auf die erſten Tage eines Aufenthaltes, — ſo ſcheint der Zettel an die Spitze der brieflichen Denkmäler des Beſuchs von 1847 zu gehören.

In den nächſten Jahren ſtieg Heine's Krankheit und damit ſeine ſatiriſche Bitterkeit. Denn ſeine Geiſteskräfte blieben die lange Qual hindurch bis

---

Dichter mit Liebe und Treue behandelt hat. Wir zweifeln auch nicht, daß er, was an ihm liegt, den Vorwurf der öffentlichen Stimme zu entkräften ſuchen wird. D. Red.

an's Ende friſch, nur daß natürlich die Weihe der reinen, geſunden Stimmungslyrik für gewöhnlich von ihm wich und die zarte, ätheriſche Muſe oft durch den Spott des Momus von Heine's Schmerzenslager hinweggeſcheucht wurde. Dieſe ſchonungsloſe, noch immer geiſtreiche Satire klingt auch in den beiden letzten uns vorliegenden Briefen an.

Paris, den 12. October 1850.

Liebſter Laube!

Schon ſeit einem Jahrhundert habe ich Luſt oder vielmehr Unluſt, Dir zu ſchreiben; aber ich wollte eine gute Stunde abwarten, wo kein körperliches Mißbehagen den moraliſchen Unmuth ſteigert. Aber die Stunde kam nicht, und in einer Stimmung, die desperater als je, ſchreibe ich Dir heute. Ich habe bereits dieſen Morgen meine Frau bis zu Thränen gequält und jetzt kommt die Reihe an Dich, dem ich jetzt in der plumpſten Weiſe das Unangenehme ſagen will, das ich Dir bei beſſerer Laune viel glimpflicher oder überzuckert beigebracht hätte. Es gilt dieſes zunächſt Deinem Buche über das deutſche Parlament, das ich vor länger als 6 Monaten geleſen und doch noch nicht verdaut habe. Verſchweigen darf ich Dir das nicht, oder kann ich Dir es nicht, dazu bin ich zu ſehr Deutſcher. Doch wozu lange verſchimmelten Ärger wieder durchkäuen: ſo viel wiſſe, daß mich das Buch 8 Tage lang todtkrank machte. Es iſt ein ſehr gut geſchriebenes Buch, das beſte, was ich von Dir geleſen habe, und Dein Verbrechen iſt um ſo größer. Ja, Du haſt ein Verbrechen an dem heiligen Geiſt begangen und Du weißt, daß dieſe Sorte von Verſchuldungen keine Vergebniß finden. — Es betrübt mich zugleich der Gedanke, welcher ſchrecklichen Sühne Du dadurch entgegen gehſt. Möge die Hand Gottes einſt nicht zu ſchwer auf Dir laſten, denn ich weiß, daß Du wie ich ſelber, bei meinen ſündigſten Handlungen nur aus Dummheit gefrevelt. Du haſt Geiſt genug, um Dummheiten begehen zu können; was bei dem Mittelmäßigen ganz unſtatthaft iſt, muß man dem Großen manchmal erlauben. Das Schreckliche iſt, daß Deine Gegner, die Dich mit dem Maßſtab ihrer eigenen Gemeinheit meſſen, Deine Handlung nicht der Dummheit, ſondern der Klugheit zuſchreiben. Wie weit ich davon entfernt bin, an die Motive zu glauben, die Dir der republikaniſche Jugendpöbel mit mehr oder minder bona ſides andichtet, kannſt Du Dir leicht vorſtellen; ich begreife wie Du die Helden Deiner ehemaligen Parthei — (Du haſt vielleicht vergeſſen, daß Du zur revolutionären Parthei gehört haſt und als ein Koryphäe derſelben genug erduldet haſt) — wie Du hohle Liberale, ſtrohköpfige Republikaner und den ſchlechten Schweif einer großen Idee, mit Deinem prickelnden durchhechelnden Talente, lächerlich machen konnteſt — leichtes Spiel hatteſt Du jedenfalls, da Du dieſe Perſonen nur genau abzukonterfeien brauchteſt, und die Natur Dir hier zuvorgekommen, indem ſie Dir Karikaturen bereits fix und fertig vorgeführt, in die Feder geliefert — Du haſt kopfloſe Menſchen guillotinirt. Aber ich begreife nicht, wie Du mit einer ſtoiſchen Beharrlichkeit der Lobpreiſer jener Schlechtern und noch Mittelmäßigeren ſein konnteſt, jener Heroen, die kaum werth ſind, ihren geſchmähten Gegnern die Schuhriemen zu löſen, und die ſich reſumiren in dem Edlen von Gagern, dieſem Achilles, deſſen Homer Du geworden biſt. Wie ſchade, daß ſeine Mutter Thetis ihn nicht bei den Ferſen, ſondern bei dem Kopfe faßte, als ſie ihn in den Styx tauchte, ſo daß der Kopf der verletzliche ſchwächlichſte Theil des Edlen wurde. Doch kein Wort mehr — auch werde ich geſtört in dieſem Augenblicke, — genug ich habe Dir meine Meinung geſagt, unbekümmert um welchen Preis.

Und nun zu einem ebenfalls trüben Gegenſtand. Ueber mein Ballet haſt Du mir kein Wort wiſſen laſſen, welche Saumſeligkeit um ſo tadelhafter, da erſtens mein Körperzuſtand nicht der Art iſt, daß ich auf Etwas lange warten darf, und da ich Dir zweitens unumwunden den Grund angegeben habe, warum ich dieſe Sache gefördert zu ſehen wünſchte, warum es mit ihrer Förderung Eile hat. Es handelt ſich hier nicht von einem literariſchen Intereſſe, es ſtachelt mich hier nicht die Ruhmſucht, die mich überhaupt nie ſehr geſtachelt hat und ihre hinlängliche Befriedigung hier auf Erden fand; es handelt ſich um die Intereſſen meines Suppentopfs, weit reſpectablere Intereſſen, die mich leider bis zum letzten Augenblick beſchäftigen. Was ich Dir bereits früher darüber geſchrieben, haſt Du vielleicht vergeſſen; meine Krankheitskoſten haben ſich ſeitdem vergrößert; es iſt grauenhaft, wie ich nicht blos leiblich, ſondern auch finanziell abgezehrt bin. Es liegt ein Fluch auf meinen Finanzen. Mit meinen Sippen und Magen ſtehe ich in denſelben häkelichen Verhältniſſen. Mein Vetter giebt mir eine höchſt anſtändige Summe jährlich, die aber doch nicht hinreicht, weil ich in Paris wohnen muß; eine Transportirung nach Deutſchland iſt gar nicht mehr möglich, ſo ſehr bin ich herunter, ich würde die Reiſe keinen Monat überleben, die Transportkoſten wären verloren. Ueber dieſe Punkte ſprach ich hier mit dem Dr. Joſeph Bacher, den Du ſeitdem in Wien geſehen haben wirſt, und der Dir gewiß unſere Unterhaltung mitgetheilt hat. Er hatte die Idee, daß ich ein poetiſches Buch auf Subſcription herausgeben ſolle und machte ſich anheiſchig, mir dadurch zu einer bedeutenden Summe zu verhelfen. Die Idee lächelte mir nicht ſehr, ſie grinſte mir vielmehr etwas ſäuerlich in's Gemüthe, da ich dergleichen immer für eine verſteckte Bettelei anſah, obgleich unſere bedeutendſten deutſchen Schriftſteller ſich einer ſolchen Form unterzogen. Ich wäre gern aus dieſer Welt gegangen ohne je auf den Dank meiner deutſchen Mitbürger Anſpruch gemacht zu haben. Ich habe die gemeineren Berührungen mit dem Publikum immer Campen überlaſſen. Und das ſoll nun anders ſein, noch kurz vor meinem Tode — ein verdrießlicher Gedanke iſt es mir, zu einem ſolchen Hülfsmittel meine Zuflucht nehmen zu müſſen. Konferire hierüber mit Herrn Bacher, der mir auch in Bezug auf das Ballet ſeinen Miteifer verſprochen. — Ich weiß nicht, ob Du meinen Bruder nicht geſehen; da ich ihm noch immer nicht geſchrieben habe, und vielleicht auch nicht ſobald dazu komme, ihm zu ſchreiben, ſo wäre es mir lieb, wenn Du ihm authentiſche Nachrichten von mir gäbeſt, da in deutſchen Blättern ſo viel Widerſinniges von mir geredet wird. Sollteſt Du mit dem Ballet zu keinem Reſultate gekommen ſein und auch kein nahes vorherſehen, ſo bitte ich dieſes Manuſcript ſehr ſtark verſiegelt an meinen Bruder zu geben mit dem Bemerken, daß ich ihm ſeiner Zeit anzeigen werde, wie ich darüber verfügen will. Ich bitte Dich auch, Herrn Bacher anzugehen, daß er mir über die beſprochene Angelegenheit ſobald als möglich ſchreibt. Ich habe Dir auch geſchrieben, daß Du meine kleine Tragödie William Ratkliff einmal durchleſen und mir ſagen ſollteſt, ob ſie für das Theater zurichtbar ſei, in welchem Falle ich mich namentlich erböte, die vielleicht mißfälligen Geiſtererſcheinungen darin auszumerzen und noch ein oder zwei Szenen hinzuzudichten, um dem Einwurf einer zu großen Kürze zu entgehen. Aber ich habe auch hierüber von Dir keinen Brief erhalten.

Mein Zuſtand hat ſich inſofern verſchlimmert, daß meine Kontractionen ſtärker und dezidirter geworden. Ich liege zuſammengekrümmt, Tag und Nacht in Schmerzen, und wenn ich auch an einen Gott glaube, ſo glaube ich doch manchmal nicht an einen guten Gott. Die Hand dieſes großen Thierquälers liegt ſchwer auf mir. Welch ein gutmüthiger und liebenswürdiger Gott war ich in meiner Jugend, als ich mich durch Hegels Gnade zu dieſer hohen Stellung emporgeſchwungen! Ich lebe ganz iſolirt und ſehe wenig Deutſche, außer durchreiſende Fremde. Meißner war hier und ich ſah ihn viel. Auch ſeinen großen Landsmann Moritz Hartmann ſah ich dieſer Tage; iſt ein ſehr hübſcher Menſch, und alle Frauenzimmer ſind in ihn verliebt, mit Ausnahme der Muſen. Er iſt hier im Gefolge von Adolf Stahr und Fanny Lewald, bei welchen er lohnlakayert und ſich ein literariſches Trinkgeld verdienen wird. Stahr's Reiſe nach Italien habe ich mit großem Vergnügen geleſen. Deinen politiſchen Glaubensgenoſſen A. Weill ſehe ich gar nicht mehr. Monſieur Bamberg, der berühmte Hebbeliſt, hat ſich einige kleine Stinkerendchen zu Schulden kommen laſſen und bleibt jetzt weg. Wie Meyerbeer an mir gehandelt hat, als er glaubte, ich ſei ſchon todt und nicht mehr explodierbar, iſt Dir bekannt; er iſt wieder hier in Ruhmgeſchäften. Seuffert hatte ſich einigermaßen vom Soff zurückgezogen und ſich der Religion in die Arme geworfen, jetzt aber ſcheint er beides vereinigen zu wollen, und noch obendrein die Liebe hinzuzufügen: er iſt verliebt und Bachus, Chriſtus und Amor bilden jetzt ſeine Dreieinigkeit. Er iſt aber von allen Hieſigen der Beſte und jedenfalls der Geiſtreichſte. Karbeles hat geheirathet, und zwar eine junge Dame, die ihn an Schönheit übertrifft. Meinen Freund Balzac habe ich verloren und beweint. George Sand das Luder hat ſich ſeit meiner Krankheit nicht um mich bekümmert; dieſe Emancipatrice der Weiber oder vielmehr dieſe Emancimatrice hat meinen armen Freund Chopin in einem abſcheulichen, aber göttlich geſchriebenen Roman auf's Empörendſte maltraitirt. Ich verliere einen Freund nach dem andern und bey denen, die mir übrig bleiben, erprobt ſich das alte Sprichwort: Freunde in der Noth gehn ſechzig auf ein Loth —

Aber das Sprichwort iſt doppelſchneidig, es kritiſirt nicht blos die Beklagten, ſondern auch den Kläger: mich trifft jedenfalls der Vorwurf, daß ich in der Wahl meiner Freunde ſehr kurzſichtig war, und ich deren ſo leichte wählte. Welche Menge Freunde muß ich jetzt haben, daß mir ein Pfund herauskommt.

Schreibe mir bald Antwort, meine Adreſſe iſt rue d'Amsterdam 50 — Ich vergaß Dir oben zu ſagen, daß ich mit meinem Freunde Campe noch immer in derſelben Lage ſtecke; dieſer Freund in der Noth hat mir ſeit laenger als 2 Jahren nicht geſchrieben, beſchränkt ſich darauf, die halbjährigen Wechſel zu zahlen, die ich contractmäßig auf ihn traſſire, eine geringe Summe, welche nicht einmal ausreichen würde, meine Krankenwärterin zu bezahlen, indem ich dieſer Perſon außer der Beköſtigung täglich 5 frs. zahlen muß. Deine Frau laß ich freundſchaftlich grüßen, ſo wie auch meine Mathilde, die Euch beiden die hübſcheſten Dinge (bien des choses) ſagen läßt. Ich wünſche Euch Geſundheit und Heiterkeit und empfehle Euch dem beſonderen Schutze Gottes. Heinrich Heine.

Laube's ſehr lebendige Schrift „Das erſte deutſche Parlament“ erſchien dreibändig im Herbſt 1849 zu Leipzig. Er erſtrebte nach eigenem Geſtändniß (ſ. Laube's Geſammelte Schriften, Band XVI, S. 97) „Freiheit mit Maß, Einigung des deutſchen Vaterlandes auch mit Opfern.“ Die Pläne der ſüddeutſchen Republikaner erſchienen ihm haltlos und beſonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutſchlands. So hielt er ſich im Frankfurter Parlament zum linken Centrum und zur Erbkaiſerpartei. Heine nahm argen Anſtoß an der Mäßigung des Freundes; auch gegen Meißner und Kolb ſpricht er ſich ſehr ſchroff über Laube's Buch aus (1. November 1850 bezw. 21. April 1851, — Werke, herausgegeben von Karpeles, IX, 376 und 381). —

Seit Anfang des Winters 1849 war Laube Direktor des Hofburgtheaters in Wien. Für Heine lag es deshalb nahe, in ſeinen erneuten finanziellen Nöthen nach dem Strohhalm theatraliſcher Tantièmen zu greifen — vergeblich. — Den „Ratcliff“ überſchätzte der Dichter von jeher. Das Ballet „Der Doktor Fauſt“ brachte ihm wenigſtens eine erhebliche Einnahme vom Direktor des Theaters der Königin in London, der es bei Heine beſtellte, ohne es ſchließlich aufführen zu können, da es den Balletmeiſtern als eine zu gefährliche Neuerung erſchien, das Libretto eines Dichters in Scene zu ſetzen. Laube legte das Manuſcript, weil ſich in Wien nichts dafür thun ließ, ſchon 1849 Meyerbeer zur Aufführung am Berliner Hoftheater vor. Als hier 1854 das Ballet „Satanella“ von Taglioni in Scene ging, glaubte Heine ſeinen „Fauſt“, genauer die Mephiſtophela, widerrechtlich benutzt. —

Heinrich Heine's älteſter Bruder Guſtav lebte in Wien als Redacteur des „Fremdenblattes“. 1851 und 1855 beſuchte er den kranken Dichter. 1852 trat der jüngere Bruder Maximilian an Heinrich's Schmerzenslager.

Nach Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie“ (S. 106) verkehrte damals George Sand als beſonders gern geſehener Gaſt bei dem Dichter, der ſie ſeinen „beſten Freund“ nannte. Wenn dieſer ſie in vorliegendem Brief der Theilnahmloſigkeit anklagt, haben wir darin eine voreilig ungerechte Bitterkeit zu ſehen, wie ſie an Schwerkranken nicht ſelten iſt. — Ihre Beziehungen zum Componiſten Chopin während des gemeinſamen Aufenthaltes auf Mallorca behandelt George Sand in „Un hiver à Majorque“. — Gegen die auch von Heine hier getheilte Annahme, daß ſie Chopin im Prince Karol der „Lucrezia Floriani“ darſtelle, proteſtirt die Dichterin (Histoire de ma vie, IV, 467).

Die Hauptgegenſtände dieſes Briefes kehren im nächſten Schreiben wieder.

Paris, 30. November 1850.

Liebſter Laube!

Die Witterungs-Veränderung verſchlimmert in dieſem Augenblick meinen Krankheitszuſtand und raubt mir Luſt und Fähigkeit zum Schreiben. Daher nur das Nöthigſte zur Beantwortung Deines letzten Briefes. Ueber den politiſch confeſſionellen Theil deſſelben kein Wort mehr, da dergleichen doch zu keinem Reſultate führen könnte. Genug wir wiſſen jetzt, auf welchem Felde wir uns beide nicht begegnen dürfen, ohne feindſelig an einander zu gerathen. Es iſt traurig, daß dem ſo ſei. Es hat mich gerührt, daß Du nicht darauf eingegangen biſt, den Unmuth, dem ich in meinem letzten Brief den Zügel ſchießen ließ, einer momentanen perſönlichen Empfindlichkeit beizumeſſen: indem ich Dich der Vernachläſſigung meiner Privatintereſſen beſchuldigte, konnteſt Du ſehr leicht meine Unmuthsworte einem Particularmißmuthe zuſchreiben — ich hatte darauf gerechnet, denn es kam mir im Grunde nicht in den Sinn, daß ſolche Vernachläſſigung ſtattfinde, und Dein Brief beweiſt mir, wie wenig es der Fall iſt. Daß Du rein auf die Sache eingingeſt, iſt ehrlich und redlich, und daß Du mit den banalſten Schmähungen: Charaktermangel, Poeteneitelkeit, Popularitätsſucht u. dergl. auf mich einſchiltſt, iſt mir ſehr erfreulich, und ich ſehe darin die Fürſorge des Freundes, der wohl weiß, daß ich dieſe Parteiſprache ſehr gut kenne und gegen ihre herbſten Idiotismen nachgerade ſehr abgeſtumpft ſein muß. Du haſt Dich ſo verjüngt, daß Du wieder ein Schüler des alten Jahn geworden, und die alte Turnhoſe angezogen. Was Dein Appell an das Urtheil der Vernünftigen und Praktiſchen betrifft, ſo wäre ich nicht übel geneigt, Dir einen Brief von Varnhagen mitzutheilen, der mir dieſer Tage offen und durch verſchiedene Hände gehend zugekommen iſt und eine ſchreckliche Apologie des jungen Deutſchlands und namentlich Deiner enthält. Hier ſind keine banalen Spießbürgerphraſen, es ſind blutige Wahrheiten, und nicht ich werde ſie dem Freunde mittheilen. Der Himmel erhalte Dich und ſchenke Dir Geſundheit und alle jene Philiſterfreuden, die Du ſo theuer erkauft haſt.

Was meine Geſchäfte betrifft, ſo will ich mich kurz faſſen. Die Aufführung des Ratcliff war nur eine vorübergehende Grille, an die ich ſelbſt nicht ernſthaft dachte und die ich ganz aufgebe. Kann aber das Ballet doch zur Aufführung kommen, ſo wär mir das ſehr gepfiffen; und indem ich zu dem urſprünglichen Libretto noch ein halb Dutzend Druckbogen hinzuſchreibe, die das Bezüglichſte und Intereſſanteſte enthalten müßten, ſo würde ich wohl ein Büchlein geben können, das dem Volumen des Atta Troll gleichkäme und mir ein erkleckliches Honorar eintragen könnte. Nun aber bin ich Campen gegenüber auf folgende Weiſe gebunden: Ich muß ihm jedes Buch, das ich herauszugeben beabſichtige, vorher zu demſelben Honorar anbieten, das mir ein anderer Buchhändler dafür geben würde, und im Falle er mir dieſelbe Summe zugeſtände, bliebe ihm der Vorrang vor andern Buchhändlern. Du ſiehſt, ich muß nun warten, bis ich Gewißheit von Dir erhalte, daß das

Ballet wirklich aufgeführt werde, und alsdann müßteſt Du mir die Summe angeben, die ich von Campe verlangen dürfte für ein Opus von angedeutetem Volumen. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich, daß er ſich bereit erklärt, für den verlangten Preis durch einen ſeiner Helfershelfer dort in Wien das Buch zu drucken, um es gleichzeitig bei der Balletaufführung ausgeben zu können. Dieſer Demarche muß ich mich unterziehen, wenn ich ihm nicht das Meſſer in Händen geben will gegen mich ſelbſt. Bisher hat er ſeine contractlichen Verbindlichkeiten richtig erfüllt, und der Himmel weiß! daß auch ich die meinigen ſtrict erfüllen will. Es iſt möglich, wenn er ſieht, daß ich dort einen Buchhändler habe und auf ein beſtimmtes Honorar Anſpruch machen kann, er diesmal ſich weniger zähe zeigen dürfte und jedenfalls ſein kindiſches Stillſchweigen brechen müßte. Sage mir daher, welche Anerbietungen ich ihm machen ſoll, um eventualiter gleich ins Reine zu ſein. Das Project einer Herausgabe eines neuen Buchs Gedichte rückt wieder in die Ferne, da meine Krankheit mir nicht erlaubt, das flüchtig Crayonnirte aufzuzeichnen und für den Druck zu ordnen. Wird die Noth groß, ſo muß ich freilich mit einem ſolchen Buch herausrücken. Du ſagſt mir nicht, ob Du Herrn Joſeph Bacher über mich geſprochen; man erwartet ihn in Paris, wie ich höre; iſt er jedoch noch in Wien, ſo laß ich ihn bitten, mich bei ſeiner Ankunft hier recht bald zu beſuchen. — Meinen Bruder, wenn Du ihn ſiehſt, bitte ich freundlich zu grüßen; ich habe erfahren, wie er der Menſchheit einen neuen Beweis gegeben hat, daß er ſich mit der Erhaltung derſelben eifrig beſchäftigt. Grüße mir auch Frau Doctorin Laube, von der wir oft in traulicher Unterredung uns hier unterhalten. Wir will heißen ich und meine Mathilde, die an meinem Krankenbette einen harten Stand hat, mir mehr als je mit Treue und Liebe ergeben iſt, und vielleicht auch die einzige Urſache iſt, warum ich dieſes hundsföttiſche Leben noch mit Geduld ertrage.

Dein Freund

Heinrich Heine.
30 rue d' Amsterdam.

Monsieur
le Docteur Henri Laube
aux Bureaux de la Direction
du Burg-Theater.
Vienne.
Capital de l'Autriche.

Mit der Entfremdung Varnhagen's von Laube hat es ſeine Richtigkeit. Als dieſer den in ſo vieler Beziehung Geſinnungsverwandten 1852 nach fünfjähriger Trennung in Berlin beſuchte, brach die Gegnerſchaft offen hervor, denn Varnhagen bekannte ſich trotz ſeiner früheren diplomatiſchen Zurückhaltung zur radicalen Partei. —

1843 hatte Heine den Verlag der Geſammtausgabe ſeiner Schriften an Campe gegen eine ſehr mäßige Jahresrente verkauft. — Eine neue Verſtändigung mit dem lange geſchäftlich befreundeten Verleger erfolgte im Sommer 1851 bei deſſen Beſuch in Paris. Noch im ſelben Jahr erſchien die Gedichtſammlung „Romancero“.

Die oft wiederholte Anerkennung Heine's für das liebevolle Verhalten ſeiner Frau ſollte der Vielgeſchmähten heute endlich als Schutzbrief dienen und unnöthige Angriffe von ihrem Andenken fern halten. Freilich haben wir uns ihre Stellung am Krankenbette nicht unter dem Bilde einer barmherzigen Schweſter zu denken; Heine ſelbſt hielt ſie mit Recht zur Zerſtreuung an, und natürlich beſonders dann, wenn fremder Beſuch ihm Abwechſelung brachte. —

Als Laube 1855 nochmals nach Paris kam, fand er des Freundes Leib zur Mumie zuſammengeſchrumpft, aber noch bewegte ſich des Dichters Witz in den „frechſten Geiſtesſprüngen“ (ſ. Gartenlaube 1868, S. 27). Der Eindruck dieſes Widerſtreites war ein peinlicher.

* * *

Die uns erhaltenen Briefe reichen nicht in dieſe Zeit hinein. Nur noch zwei Abſchnitte liegen vor uns, welche in den bereits 1861 von Strodtmann zuerſt gedruckten Briefen übergangen wurden, heute aber unbedenklich zur Ergänzung herangezogen werden dürfen.

Am 7. November 1842 ſchreibt Heine an Laube im Anſchluß an den dritten Abſatz („ſchlecht geht es uns auf jeden Fall“, — Werke, herausgegeben von Karpeles, IX, 270):

> Ad vocem Gutzkow bemerke ich Ihnen, daß, wie Sie richtig vorausgedacht, ſein ganzes Buch eine Intrigue und Lüge iſt. — Weill, nemlich der A. Weill, war in der jüngſten Zeit ſein Lohnlakay, und ſchreibt mir aus Deutſchland, wie ſehr ſein Gutzkow es bereue, mich angegriffen zu haben, wie ſehr er mich jetzt lieb und wie er gewiß einſt mein beſter Freund ſeyn werde. So niederträchtig denkt dieſer Pöbel von mir. Ich bemerke Ihnen dieſes, damit Sie in Betreff der Eleganten wiſſen, woran Sie mit Weill ſind und daß er nur eine Creatur jenes Intriganten, der die Anarchie unſerer Tagespreſſe ſo hundsföttiſch argliſtig gegen uns ausgebeutet. Ich, gemeinſchaftliche Sache machen, und der beſte Freund werden von C. Gutzkow!

In dem erhaltenen Theil des Briefes vom 19. October 1846 (ebenda IX, 340) lautet der bisher unterdrückte Schlußſatz:

> Mr. Gutzkow habe ich auch hier als einen der betriebſamſten Gehülfen der Verdächtigung und Entſtellung meiner Privatverhältniſſe — ertappt.

Beide Abſchnitte beziehen ſich noch auf den Streit um Börne, der zweite im beſondern auf die aus Rache folgenden Intriguen von Straus. —

In Laubes Nachlaß fand ich ſchließlich ein an Heine adreſſirtes Billet, das, obgleich nur G. S. unterzeichnet, nach Erwähnung der „Consuélo“ zweifellos von George Sand herrührt. Ich reihe es hier an.

> G. S.
>
> Cher Cousin, vous m'avez promis la traduction de quelques lignes de vous sur Potzdam ou sur Sanssouci. Voici le moment où j'en ai besoin. Permettez-moi de les citer textuellement en vous nommant; c'est par cette citation que je veux commencer la seconde série des aventures de Consuélo, laquelle vient d'arriver à la cour de Frédéric. Dépêchez-vous donc et venez me voir, car je pars dans puelques jours.
>
> Votre cousine
> G. S.
>
> Monsieur Henry Heine,
> rue de faubourg Poissonnière
> 46.

Die Anrede iſt als techniſcher Ausdruck der Bohême zu nehmen.

Die Fortſetzung der „Consuélo“, „La comtesse de Rudolstadt,“ enthält die Zeilen Heine's nicht, ebenſo wenig „Consuélo“ ſelbſt. Nach der Entſtehungszeit der „Comtesse“ fällt das Blatt um die Wende der Jahre 1842 und 43. Heine wohnte am Ort der Adreſſe vom October 1841 bis 1846.

Es wird ſich um die nachfolgende Bemerkung handeln, die von dem Verhältniß der Stadt Berlin zu Friedrich dem Großen ausgeht (Reiſebilder II): „Wäre ſeit ſeinem Tode nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ſie ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinirte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört zu deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinerne Makulatur iſt und des Lächerlichen genug enthält, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des alten Fritz.“ —

* * *

Die vorſtehend bekannt gegebenen Briefe Heinrich Heines tragen in jedem Sinne deutlich genug den Stempel ſeiner eigenartigen Perſönlichkeit. So bezeugen ſie neben ſeinem Geiſt und Witz namentlich auch ſeine faſt ſchrankenloſe Subjectivität. In ihr liegt wohl der einheitliche Mittelpunkt ſeines Weſens, in ihr wurzeln gleichmäßig die an ſich einander ſcheinbar ſchroff widerſtreitenden Eigenſchaften ſeines Lebens und Dichtens. Denn ſo wenig wir die Bedeutung eines Dichters ausſchließlich nach dem Grad hohepriesterlicher Weihe, die auf ſeinem Leben ruht, bemeſſen werden, ſo gewiß darf ſich die Wiſſenſchaft nicht mit Umkehrung der Formel aus „Atta Troll“ begnügen, — „ein Talent, doch kein Charakter!“ In erheblichen Theilen von Heine's lyriſchen und proſaiſchen Werken tritt uns ſubjectives Spiel entgegen, und wir ſuchen vergebens das Subſtrat einer feſtwurzelnden Idee, eines einheitlichen Ideals. Auch das verleiht ihnen, neben der jegliche Mittelmäßigkeit vernichtenden Gewalt des Heine'ſchen Witzes, einen gewiſſen originellen Werth, wenn wir auch höher als dieſe Zeugniſſe ſeiner Virtuoſität diejenigen Dichtungen ſtellen müſſen, in welchen es ihm gelingt, den Zwieſpalt ſeines Herzens zu überwinden oder doch zu überbrücken. Wo er die Einheit der Stimmung ernſtlich wahrt, wo es ihm überhaupt um's Dichten Ernſt iſt, erſcheint er ganz Muſik und Duft, ja oft auch in der Proſa als lyriſcher und ſelbſt plaſtiſcher Künſtler. Aber die tödtlichſten Feinde hatten ſeine Bruſt zum Tummelplatz ihrer wilden Kämpfe erkoren: auf poetiſchem Gebiete Romantik und Naturalismus, auf politiſchem Radicalismus und Romantik, auf nationalem Judenthum, Deutſchthum und Pariſerthum, auf religiöſem Heidenthum, Chriſtenthum und Judenthum! So iſt er frei von dem Fluche, aber auch von der Pietät und Solidität der Tradition, ein self-made man, aber ein Parvenu, — eins der charakteriſtiſchſten Gebilde der literariſchen und ſocialen Uebergangszeit.

Naturnothwendigkeit und ihre Grenzen.

Von

Kurd Laßwitz.

— Gotha. —

Daß „Natur" ein vieldeutiges Wort iſt, weiß Jedermann; trotzdem läßt ſich eine mächtige, in der Gegenwart lebendige Bewegung im Grunde auf eine mangelhafte Unterſcheidung der Bedeutungen dieſes Wortes zurückzuführen. Schon vor mehr als zweihundert Jahren hat der berühmte Chemiker Robert Boyle in einer kleinen Schrift „Ueber die Natur ſelbſt" ſich über die Fehlſchlüſſe beklagt, welche aus dem Mißbrauch des Wortes „Natur" hervorgehen. Er könnte es, wenn er heute lebte, in noch viel ausgedehnterem Maße thun, nachdem der von ihm vertretene Begriff des Naturmechanismus eine vertiefte, durch die wiſſenſchaftliche Forſchung gerechtfertigte Bedeutung gewonnen hat. Denn neben der ganz exacten Beſtimmung, wonach Natur den Inbegriff deſſen umfaßt, was der Nothwendigkeit erkennbarer Geſetze unterliegt und ſomit den Gegenſtand der Naturwiſſenſchaft ausmacht, verſtehen wir andrerſeits unter Natur auch immer noch jenes unbeſtimmte Etwas, das uns wie ein urſprünglich Gegebenes entgegentritt, wenn wir gegenüber den Verfeinerungen der Cultur auf unſer innerſtes Weſen zurückzugehen verſuchen. In dieſem Sinne iſt „Natur" das Loſungswort für alle Beſtrebungen, welche irgend eine wirkliche oder ſcheinbare Stockung im Culturleben durch eine Beſinnung auf die unmittelbare Erfahrung des Menſchen zu beſeitigen wünſchen. Natur iſt alſo dann — im Geiſte Rouſſeau's — der directe Gegenſatz zur Cultur, welche als eine Entartung des Natürlichen erſcheint; und damit kehrt ſich der Sinn des Wortes genau in das Gegentheil deſſen, was die Wiſſenſchaft mit Natur bezeichnet. Denn dieſe ver-

Digitized by Google

ſteht darunter jenes Gebiet der **Naturgeſetzlichkeit**, das erſt im Fortſchritt der Erkenntniß von uns erobert wurde und demnach ſelbſt ein Erzeugniß der Cultur iſt.

Hieraus entſteht nun eine gefährliche Verwirrung, wenn nicht philoſophiſche Beſinnung darauf hinweiſt, daß Natur im Leben und Natur in der Wiſſenſchaft zwei ganz verſchiedene Dinge anzeigen; das eine Mal den unergründeten Mutterſchoß des Daſeins, aus welchem immer neue Kräfte verjüngend und ſchöpferiſch emporſteigen; das andere Mal die feſte Fügung der Nothwendigkeit in Raum und Zeit, in welcher ein ewiges Geſetz alles Werdende in unverrückbare Bahnen zwingt.

Wer im gewöhnlichen Sinne von Natur als dem urſprünglichen Quell aller Geſtaltung ſpricht, der will eben damit ein Gebiet hervorheben, das er ſich unabhängig denkt von jeder menſchlichen Satzung, unabhängig von der Willkür der Individuen, von den Regeln der Convention, von den Geſetzen des menſchlichen Denkens, kurzum von Allem, was als Reſultat einer culturhiſtoriſchen Entwickelung zu betrachten iſt. Was er ſich unter Natur vorſtellt, iſt ein unbeſtimmtes Weben und Walten des Alls. Daß es in dieſem ein geſetzliches Geſchehen giebt, wird wohl ſtillſchweigend vorausgeſetzt, aber in welcher Beziehung dasſelbe zum Bewußtſein der Menſchheit ſteht, wird nicht näher erwogen. Natur ſoll gerade das bedeuten, was allem menſchlichen Schaffen und Denken übergeordnet iſt, die Weltgeſtaltung ſelbſt. Nicht blos die Sonnen- und Weltſyſteme, die ſich im unendlichen Raume ballen, nicht blos auf Erden der Kreislauf der Gewäſſer, das Rauſchen des Windes, das Zerbröckeln der Geſteine, nicht blos das Wachſen der Zellen, die Entwickelung der Organismen, die Wechſelwirkung alles Lebendigen, nicht blos dieſe unabſehbaren Proceſſe des Werdens und Vergehens werden als Natur bezeichnet, ſondern auch der innerſte Grund des Menſchendaſeins ſelbſt. Das unbewußte Spiel der Triebe und Regungen in der Menſchenſeele, das Auf- und Niederwogen der Gefühle, das Aufbrauſen der Leidenſchaften, ebenſo der Wechſel der Vorſtellungen, der unwillkürliche Verlauf der Gedanken, die Macht der Einbildungskraft und die Schöpferthat des Genius heißen **natürlich**, werden betrachtet als der Ausdruck der im Inneren der Dinge waltenden Urkraft, der **Natur**. Mit dieſem Namen wird Alles zuſammengefaßt, was im Wechſel der Zeit zur Fülle des Lebens ſich geſtaltet, was Himmel und Erde umſpannt und als Leid und Luſt im Menſchenherzen fluthet, ja endlich auch der Urgrund des Lebenswillens ſelbſt, der in den ſocialen Beziehungen der Einzelnen und der Völker ſich verwirklicht. So gilt Natur als das Weltgeſchehen ſelbſt, als eine urſprüngliche, ja als die einzige, allumfaſſende Realität, wenigſtens als eine Macht, welche in allen Geſtaltungen der Wirklichkeit als eine im letzten Grunde beſtimmende Bedingung auftritt. Und als ſolche übergeordnete Gewalt ſoll ſie die Zuflucht bilden, zu welcher die Menſchheit ſich drängt, wenn die Widerſprüche des civiliſirten Lebens ſich zuſpitzen und häufen, um aus dem ewigen Jungbrunnen der Natur Erquickung und neue Säfte zu gewinnen.

Nun aber kommt die Wiſſenſchaft von der Natur und erklärt ſie als ein großes Uhrwerk, das unter dem eiſernen Geſetze der Nothwendigkeit ſein gefühlloſes Räderſpiel abrollt. Und dieſe Wiſſenſchaft iſt die mächtige geiſtige Führerin des Jahrhunderts, das ihr ſeinen eigenartigen Charakter verdankt. Die Naturwiſſenſchaft ſchreitet einher als Siegerin im Kampf der Geiſter. Ihr Fuß wurzelt im unerſchütterlichen Grunde mathematiſcher Geſetze, mit dem Scepter der Rechnung lenkt ſie die Bewegungen der Körper bis in die fernſten Räume und Zeiten. Ihre unerſchöpflichen Hilfsmittel entnimmt ſie dem breiten, fruchtbaren Boden der Erfahrung, und ihr Haupt ſchmückt die Strahlenkrone des Erfolgs, in welche die alles überwindende Technik immer herrlichere Edelſteine einfügt. Kein Wunder, daß ihren Worten gläubig gelauſcht wird. Und dieſe Worte ſagen: „Was ich euch gebe als das Reſultat der Forſchung, als das Eigenthum, worüber ihr als Herren ſchaltet, das kann ich euch nur geben, weil es der Erkenntniß unterworfen iſt, und es iſt der Erkenntniß unterworfen, weil es Geſetzen gehorcht, welche den Umlauf der Sonnen ebenſo unveränderlich beſtimmen wie den Zerfall der Molekeln in eurem Nervenſyſtem, wenn eine Empfindung euch durchzuckt. Es iſt der Zwang des Gedankens, der die Natur unter dem Geſetz der Urſächlichkeit zu einem Mechanismus macht, und zu dieſem Mechanismus gehört euer eigen Leib und Leben, ſofern ihr dieſe erkennen wollt.“

Dies ſagt die Naturwiſſenſchaft, und ſie ſagt es mit Recht; aber ſie ſagt auch nicht mehr. Die Natur iſt ein Mechanismus, zu welchem der Menſch ebenfalls gehört, ſofern er ſich als Gegenſtand der Forſchung betrachtet. Jedoch nun entſteht die Verwirrung durch den Doppelſinn des Wortes „Natur“. Natur gilt für gewöhnlich als die allumfaſſende Realität, als die Weltgeſtaltung ſelbſt. So wäre denn dieſe Weltgeſtaltung ein Mechanismus, in welchem jede kleinſte Veränderung von Ewigkeit her geſetzlich beſtimmt iſt, und in dieſen Mechanismus gehörte das ganze Menſchenleben mit ſeinen Freuden und Schmerzen, mit der Kraft des ethiſchen Charakters und der Gewalt des äſthetiſchen Genies, mit der ſittlichen Forderung der Willensfreiheit und allen Gütern des Ideals? Das kann nicht ſein!

Es giebt eine Realität in den Tiefen des Menſchenlebens, welche keiner Naturwiſſenſchaft zugänglich iſt, und an welcher der Glaube an die Freiheit der Beſtimmung nicht rütteln läßt. Und keiner ernſten Wiſſenſchaft fällt es ein, dieſe Freiheit ſtürzen zu wollen. Es iſt lediglich ein Mißverſtändniß über die Bedeutung des Wortes Natur, wenn man der Naturwiſſenſchaft einen derartigen Uebergriff unterlegt. Die Natur, welche die Naturwiſſenſchaft erkennen lehrt, iſt eben nicht jenes allumfaſſende Weltgeſchehen, ſondern ſie iſt nur ein Theil davon, derjenige Theil, in welchem Nothwendigkeit und Mechanismus herrſchen, weil der Zweck des Gedankens, die Form unſerer Erkenntniß dieſelbe bedingen.

Aus dem Mißverſtändniß aber entſteht ſchwere Schädigung. Die Einen meinen, wenn die Wiſſenſchaft die Natur, das heißt jetzt das Weltgeſchehen ſelbſt, zum Mechanismus macht, ſo iſt jene vom Uebel und muß geſtürzt oder umgewandelt werden. Denn hätte ſie Recht, ſo gäbe es keine Freiheit, alſo keine Sittlichkeit, keine Kunſt, keine Religion; dann aber iſt es beſſer, wir haben keine Erkenntniß, als daß wir die heiligſten Güter des Lebens aufgeben ſollten. Oder — die Wiſſenſchaft iſt im Irrthum — und das iſt ſie, da die Freiheit eine Thatſache iſt — alſo muß ſie erſt recht umkehren. Und ſo erhebt ſich in vielen Gemüthern, welche die ſogenannte naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung, richtiger die materialiſtiſche Auffaſſung, nicht befriedigen kann, ein Widerſpruch gegen die wiſſenſchaftliche Erkenntniß überhaupt, welcher um ſo gefährlicher iſt, als er im Gegenſatz zur ernſten Forſchung nunmehr zu wüſtem Aberglauben und culturwidrigem Myſticismus führt.

Andere wieder meinen, es kann nicht zweierlei Welten geben, eine Welt der Nothwendigkeit und eine Welt der Freiheit. Nun lehrt uns das einzig Untrügliche, was wir haben, die wiſſenſchaftliche Erkenntniß, daß die Welt der Nothwendigkeit beſteht. Folglich muß der Glaube an die Freiheit eine Täuſchung ſein. Wir wollen uns aber nicht in Illuſionen wiegen, wir wollen der Wahrheit in's Geſicht ſchauen, ſehe ſie aus, wie ſie wolle. Alſo fort mit dem Glauben an die Freiheit und Alles, was damit zuſammenhängt; wir ſind Sklaven und müſſen thun, was die Natur gebietet; ſehen wir zu, wie wir uns damit abfinden.

Beide Parteien haben Unrecht. Es iſt ein Irrthum, daß die Natur, welche Gegenſtand der Erkenntniß iſt, alle Realität des Daſeins umfaſſe. Es iſt aber auch ein Irrthum, zu glauben, daß die volle Geltung der Naturgeſetze dadurch Einbuße erleide, daß es ein Reich der Freiheit giebt.

Man wird vielleicht einwenden, dies ſei eine willkürliche Aufſtellung. Denn wenn nun einmal Alles, was der Erkenntniß unterliegt, dem Geſetze der Nothwendigkeit gehorcht, ſo iſt ja gar keine Schranke gezogen, wieweit dieſes Gebiet reicht; man kann es doch nicht von der ſubjectiven Willkür oder vom Zufall abhängig machen, wie weit man in der Erkenntniß gehen will. Es muß demnach die Möglichkeit zugeſtanden werden, daß alles Seiende erkennbar ſei, alſo auch dem Mechanismus des Geſetzes unterliege. Und ſo müſſe es entweder im Grunde der Dinge keine Freiheit geben, oder die Erkenntniß ſei nur eine ſubjective Gedankenbildung, der keine Beſtimmung über das Wirkliche zukomme.

Hier ſind wir an der Frage, wo die Philoſophie einzuſetzen hat. Wer ſagt uns denn, was das Wirkliche iſt? Wer ſagt uns, daß es nur *eine* Art der Geſetzlichkeit, die Naturgeſetzlichkeit, giebt? Iſt nicht das Geſetz des Gewiſſens: Du ſollſt! auch eine Beſtimmung, welche Wirklichkeit bedingt? Die Möglichkeit, zu unterſuchen, wie Nothwendigkeit und Freiheit neben einander beſtehen können, iſt eine Aufgabe der Philoſophie. Der Löſung dieſer ſchwierigen Frage vermögen wir uns zu nähern, wenn wir den Begriff der *Natur* richtig faſſen. Es handelt ſich darum: Wie iſt es möglich, daß ein Gebiet von Erſcheinungen exiſtirt — die Natur —, in welchem das gilt, was wir Naturnothwendigkeit nennen? Und wenn ein ſolches Gebiet exiſtirt — das uns ja die Erfahrung nachweiſt — wie iſt es möglich, daß zugleich etwas exiſtirt, was wir Sittlichkeit nennen, das heißt eine Welt, in welcher unſer Wille ſich frei fühlt in dem Gebote, daß das Gute ſein ſoll?

Mit gleichem Recht treten die Fragen auf: Wie iſt es möglich, daß etwas exiſtirt, was wir Kunſt nennen, das heißt eine Welt, in welcher unſer Gefühl ſich frei bewegt unter der Forderung, daß ſie als ſchön allgemein gefallen ſoll?

Und wie iſt es möglich, daß etwas exiſtirt, was wir Religion nennen, das heißt ein Erlebniß, in welchem unſer Ich ſich der Einheit aller dieſer Welten, der Natur, Sittlichkeit und Schönheit bewußt wird unter der Gewißheit, dieſelben in der Liebe Gottes als die unendliche Ergänzung der eigenen Perſönlichkeit zu beſitzen? Um dieſe Fragen zu erörtern, möge geſtattet ſein, auf das Weſen des Erkennens mit einigen Worten einzugehen.

⁂

Die naive Vorſtellung von der Einrichtung der Welt und unſerer Erkenntniß davon iſt die, daß man annimmt, es gebe eine fertige und in ſich beſtimmte Ordnung der Dinge, von welcher in irgend einer Weiſe Abbilder oder auch nur Zeichen in die menſchliche Seele gelangen; und dieſe erzeugen in uns die Vorſtellungen und Begriffe, welche unſere Erkenntniß von der Welt ausmachen. Dieſe Auffaſſung führt zu unüberwindlichen Schwierigkeiten. Erſtens iſt es nicht möglich, eine befriedigende Erklärung darüber zu geben, auf welche Weiſe die Ordnung der Dinge eine geordnete Reihe von Vorſtellungen hervorrufen könne, welche die erſtere mit Sicherheit repräſentirt. Denn wenn die Vorſtellungen nur Bilder oder gar nur Zeichen der Dinge ſind, ſo weiß man nicht, wie ſie in's Bewußtſein hineinkommen, und noch viel weniger weiß man, worin die Garantie liege, daß die Ordnung und Zuſammenfaſſung der ſubjectiven Vorſtellungen auch wirklich dem objectiven Zuſammenhang der Dinge entſpreche. Ferner aber — wenn man eine ſolche Uebereinſtimmung vorausſetzt, gleichviel, wie ſie zu erklären ſei — ſo iſt eine Löſung der oben aufgeſtellten Fragen nach der Möglichkeit von Natur, Sittlichkeit, Kunſt und Religion gar nicht einzuſehen. Denn wenn es eine an ſich feſt beſtimmte Ordnung fertiger Dinge giebt, welcher von dieſen Richtungen des Bewußtſeins entſpricht ſie dann? Iſt ſie eine Ordnung der Nothwendigkeit, ſo iſt unſer Glaube an die Freiheit Täuſchung; beruht ſie aber auf Freiheit, wie iſt es dann möglich, daß es mathematiſche Gewißheit und Erkenntniß der Natur als einer feſten Geſetzlichkeit giebt?

Um dieſer Schwierigkeit zu entgehen, hat man die Frage umgekehrt. Nicht die Dinge, ſagt man, ſind es, welche unſere Vorſtellungen beſtimmen, ſondern unſere Vorſtellungen, richtiger unſere Begriffe, beſtimmen die Ordnung der Dinge. Hieran iſt jedenfalls ſoviel richtig, daß Alles, was unſere Erfahrung enthält, in der ſubjectiven Form der Vorſtellung irgend Jemand zum

Bewußtſein kommt. Gefühle und Willensakte ſind offenbar ſubjectiven Charakters; aber auch alles, was wir die Körperwelt nennen, iſt uns in der ſubjectiven Geſtalt von Empfindungen und Vorſtellungen gegeben. Denn wir haben ja keine Möglichkeit, irgend etwas wahrzunehmen und als wirklich zu erkennen, was uns nicht zuvor durch die Thätigkeit unſerer Sinne zum Bewußtſein kommt.

Daß uns alle Dinge in ſubjectiver Geſtalt gegeben ſind, iſt alſo nicht zu leugnen. Damit iſt indeſſen keineswegs geſagt, daß ſie nur ſubjective Bedeutung haben. Die Wendung, daß unſere Begriffe beſtimmend ſind für die Ordnung der Dinge, darf vor Allem nicht dahin mißverſtanden werden, daß es etwa von unſerm ſubjectiven Belieben abhänge, welche Vorſtellungen von den Dingen wir uns machen wollen. Es verſteht ſich ja ganz von ſelbſt, daß dann jede Erkenntniß unmöglich wäre. Was hier Begriff genannt iſt, bedeutet garnichts Subjectives. Allerdings entwickeln ſich die Begriffe im Denken des Einzelnen, ſie ſind uns nur als pſychologiſche Gebilde bekannt. und inſofern liegt der Schein nahe, daß ſie blos ſubjective Bedeutung haben, Aber dies wäre nur dann der Fall, wenn ſie uns nicht aufgezwungen würden, wenn wir nicht mit Nothwendigkeit veranlaßt wären, Anſchauungen zu haben und Begriffe zu bilden nach ganz beſtimmten Geſetzen. Wäre die Ordnung der Begriffe in unſere Willkür gegeben, ſo wäre die Welt nichts als ein Spiel unſerer Phantaſie, eine Dichtung unſeres Verſtandes. In Wirklichkeit aber ſind es die Anſchauungen, welche ſich uns aufdrängen und dadurch die Begriffe des Verſtandes mit einem Inhalt erfüllen, über welchen wir nicht frei verfügen können. Begriff bedeutet im Gegenſatz zur Phantaſievorſtellung diejenige Einheit des Gedankens, welcher der Zwang des Geſetzes zukommt, welche alſo gerade dasjenige iſt, was über das blos Subjective unſeres Inneren hinausführt und die Objectivität des Gedachten ausdrückt. Wenn man dies berückſichtigt, ſo wird es möglich, nunmehr trotz der rein ſubjectiven Form unſerer Wahrnehmungen die Exiſtenz objectiver Ordnungen zu erklären.

Schon die Sätze der Mathematik, dann die Regelmäßigkeit der Naturerſcheinungen, die Gebote der Moral, die Formen des Schönen. ſind zweifelloſe Beweiſe von der Exiſtenz allgemeingiltiger Ordnungen. Es giebt alſo ſubjective Vorſtellungsgebilde, welche allen Subjecten in gleicher Weiſe zukommen und die man deshalb als objectiv bezeichnet. Wenn dies aber der Fall iſt, ſo giebt es gemeinſchaftliche Geſetze für die Subjecte, und dieſe Geſetze, welche demnach den Subjecten übergeordnet ſind, ſtellen den objectiven Weltinhalt dar. In dieſer Faſſung erkennen wir ſomit ausdrücklich die Exiſtenz objectiver, vom Subject unabhängiger Beſtimmungen an, jedoch mit der Einſchränkung, daß dieſe Beſtimmungen nur einen Sinn haben, inſofern Subjecte vorhanden ſind, für welche ſie gelten. Denn ihre Allgemeinheit und objective Realität beſteht ja eben darin, daß ſie etwas über das Verhalten der Subjecte feſtſetzen, daß nämlich unter gegebenen Umſtänden in allen Subjecten dieſelbe Vorſtellungsverbindung ſtattfinden muß. Sie bedeuten alſo ganz dasſelbe, was für die naive Auffaſſung die Ordnung der Dinge bewirken ſoll.

Was heißt es denn, wenn wir ſagen: „hier iſt ein Veilchen“, und wenn wir dabei meinen, daß hier unabhängig von allem Bewußtſein ein Ding gegeben iſt? Doch nur, daß hier etwas iſt, wodurch jedes Subject zu der Wahrnehmung eines Veilchens und aller damit verbundenen Wirkungen gezwungen iſt. Dies heißt alſo, hier iſt eine objective Beſtimmung, welche für alle Subjecte verbindlich iſt, ein Veilchen wahrzunehmen, und das iſt eben der Gegenſtand „Veilchen.“ Man kann alſo, ganz wie der naive Realiſt, ſagen: „Dieſes Veilchen iſt ein objectives Ding.“ Man denkt dabei nur etwas mit, woran das naive Bewußtſein nicht denkt, weil es eben die Folgen ſeiner Ausſage nicht erwägt; man denkt nämlich zugleich mit, daß Dinge, damit man überhaupt von ihrer Exiſtenz reden könne, doch immer von irgend Jemand vorgeſtellt werden müſſen: man denkt die vorſtellenden Subjecte zugleich mit. Denn ohne dieſe hat es gar keinen Sinn, von einem Veilchen zu ſprechen, weil ein Veilchen ein beſtimmter Complex von Farben, Widerſtandsempfindungen, Gerüchen, von räumlich und zeitlich beſtimmten Anſchauungen, von Begriffen über ſeine Entſtehung, ſeine Wirkungen, endlich von Gefühlen und Strebungen iſt, und weil die Anſchauung aller dieſer Eigenſchaften, ſowie ihre Verbindung zum einheitlichen Gedanken eines Veilchens doch nirgend anders vollzogen wird, als in der Vorſtellung eines bewußten Weſens. Es wird wenigſtens Niemand im Stande ſein, zu ſagen, was ein Veilchen ſei, außer durch Angabe von lauter Thatſachen, die in irgend einem Subject vorgeſtellt werden. Nur folgt daraus nicht, daß das Veilchen *nur* im Subject ſei — dann wäre es blos ſubjectiv und vielleicht Schein; es folgt nur, daß es *nicht ohne* ein Subject beſtimmt werden kann. Es iſt unabhängig vom Subject, es iſt objectiv; aber dieſe Objectivität beſteht in nichts anderem, als darin, daß es die *Bedingung* iſt für die Uebereinſtimmung der Subjecte in Bezug auf die im Gegenſtand „Veilchen“ geſetzte Einheit von Vorſtellungen. „Es giebt eine Ordnung der Dinge“ bedeutet alſo nichts anderes, als: „Es giebt Bedingungen für die Uebereinſtimmung der Subjecte.“ Dies ſind die Objecte.

Wir haben uns bei dieſer Auseinanderſetzung aufhalten müſſen, weil ſie ſo oft mißverſtanden wird. Man erklärt die Auffaſſung „Objecte ſind Bedingungen für die Uebereinſtimmung der Subjecte“ für „ſubjectiven Idealismus,“ oder „Illuſionismus“, das heißt für eine Lehre, welche alle Realität des Seins aufhebe und dafür ſubjectiven Schein und Einbildung ſetze; und man behauptet gar, der ſogenannte „Neukantianismus“ lehre einen derartigen Unſinn. Das iſt gründlich falſch. Das Mißverſtändniß entſteht daraus, das man uns die Behauptung unterlegt, die Dinge exiſtirten *nur im Subject*. Wenn das wäre, ſo würden ſie ſich allerdings in ſubjectiven Schein auflöſen, denn es wäre durch nichts zu conſtatiren, wie und woher eine Verbindung und Uebereinſtimmung der Objecte ſtammen ſolle. Wir würden von den

Vorſtellungen niemals zu den Geſetzen der Gegenſtände kommen, denn wer ſagte uns, daß das, was ich hier Veilchen nenne, dasſelbe iſt, was ſich mein Nachbar vorſtellt? Phantaſie und Wirklichkeit wären überhaupt nicht zu unterſcheiden, wenn die Bedingungen zur Bildung von Vorſtellungen, von Begriffen der Gegenſtände, nur im Subject lägen. Dann wäre alle Erkenntniß unmöglich, denn Erkenntniß ſetzt gerade voraus, daß es etwas giebt, worin die Subjecte übereinſtimmen. Und dies kann nicht in den Subjecten allein liegen, weil man nicht einſieht, warum ſich dann in ihnen allen dieſelbe Vorſtellungsverknüpfung vollziehen ſoll. Dieſe Uebereinſtimmung muß vielmehr den Subjecten aufgezwungen werden durch etwas, was nicht aus ihnen ſelbſt entſpringt. Aber daß ſie nicht ohne die Subjecte ſtattfinden kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Ohne denkendes Subject kann es keine Erkenntniß geben. Wo Niemand iſt, der eine Meinung hat, kann auch nicht von Uebereinſtimmung die Rede ſein. Gerade indem wir ſagen, es giebt Bedingungen für die Uebereinſtimmung der Subjecte, ſagen wir auch, daß dieſe Bedingungen nicht in den Subjecten liegen können, ſondern daß es Geſetze giebt, welche den Subjecten übergeordnet ſind und ſie zwingen, geſetzmäßige Anſchauungen und Begriffe von Gegenſtänden zu haben. Und dieſe Geſetze ſind das Objective; aber ſie wirken nur in den Subjecten.

Wir haben nunmehr einen großen Vortheil gewonnen, indem wir die Objecte nicht als eine Ordnung fertiger Dinge definiren, ſondern als Beſtimmungen, wodurch Objecte geſetzmäßig vorgeſtellt werden müſſen.

Zunächſt löſt ſich die Frage, wie es möglich iſt, daß es eine Ordnung der Vorſtellungen in den Subjecten — die Erkenntniß — giebt, welche der Ordnung der Objecte entſpricht. Denn jetzt handelt es ſich ja nicht mehr, wie beim naiven Realismus, darum, daß eine fertige Welt von Dingen, die an ſich exiſtiren, in das Bewußtſein der wahrnehmden Weſen eintritt, ſondern die Ordnung der Vorſtellungen von den Dingen iſt mit den Dingen ſelbſt ſchon geſetzt. Dasſelbe Geſetz, welches ausſpricht, daß hier ein objectives Ding, ein Veilchen, iſt, ſpricht auch aus, daß dieſes als die Bedingung für die Verbindung der Vorſtellungen zur Wahrnehmung eines Veilchens gegeben iſt. Es braucht gar nicht erſt etwas in die Subjecte hineinzukommen, um die Vorſtellung des Veilchens zu erzeugen, weil der ſubjective Vorgang die pſychologiſche Erſcheinungsform des Objects ſelbſt iſt. Wir haben nicht nöthig, Object und Subject künſtlich zu verbinden, wenn wir uns klar gemacht haben, daß Object und Subject überhaupt gar nicht getrennt denkbar ſind. Es iſt dieſelbe Einheit, welche Eigenſchaften und Wirkungen geſetzlich im Object verbindet, die auch die Vorſtellungen im Subject zum Begriff des Gegenſtandes nothwendig zuſammenſchließt. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß der Begriff den Gegenſtand ſchafft, wie man auch ſagen kann, daß der Gegenſtand den Begriff hervorruft, weil nämlich beide, Gegenſtand und Begriff, ein und daſſelbe ſind — nämlich das Geſetz des Daſeins; und dieſes Geſetz wird nur verſchieden bezeichnet, je nach dem Standpunkte, von welchem aus man es betrachtet. Geht man davon aus, daß es objective Ordnungen giebt, welche unſer Denken beſtimmen, ſo nennt man das Geſetz oder die Einheit des Seienden den „Gegenſtand"; geht man davon aus, daß Alles, was wir erfahren, irgendwie vorgeſtellt werden muß, ſo nennt man das Geſetz, welches die Einheit der Vorſtellungen ausdrückt, den „Begriff."

Nun aber können wir auch zur Aufklärung der oben geſtellten Fragen weiter ſchreiten. Wir haben nämlich jetzt denjenigen Grundſatz der Erkenntniß gewonnen, welchen man den kritiſchen Gedanken nennt, diejenige Auffaſſung von der Welt, die uns die Vereinbarkeit von der Nothwendigkeit und Freiheit ermöglicht.

Wir haben geſehen, daß es gar keine Dinge giebt im Sinne fertiger Weltgeſtalten, die ſich in Vorſtellungen umſetzen, ſondern daß es Geſetze für Vorſtellungen giebt, die ſich in den Subjecten vollziehen, Einheiten der Beſtimmung, durch welche erſt die Gegenſtände der Erkenntniß mit unſeren Begriffen zugleich erzeugt werden. Unſere Erkenntniß durch den Verſtand ſtellt nicht Dinge an ſich vor, ſondern ſie enthält gewiſſe Arten von Einheiten, in denen ſich die Uebereinſtimmung der Subjecte als ein geſetzlicher Zuſammenhang ausſpricht. Es kann alſo ſehr wohl verſchiedene Arten geben, in welchen geſetzliche Einheiten erzeugt werden — die Vorſtellungen können nach verſchiedenen, geſetzlich bedingten Grundſätzen ſich zu Verbindungen zuſammenſchließen, von denen die Erſcheinungen der Natur unter dem Geſetze der Nothwendigkeit nur eine der wirklich vollziehbaren iſt. Welche andere Arten giebt es noch, durch welche Uebereinſtimmung von Subjecten bedingt iſt?

Als das umfaſſendſte, allerdings auch als das unbeſtimmteſte ſolcher Gebiete tritt uns zunächſt das Leben ſelbſt entgegen; wir meinen damit den geſammten Lebensinhalt, den man, wie oben dargelegt, auch in einem allgemeinen Sinn ſchlechthin als Natur bezeichnet, das Zuſammenwirken alles Seienden, wie es ſich in der Entwickelung der lebenden Weſen und der menſchlichen Geſellſchaft, ſowie im Erlebniß und den Erfahrungen des Einzelnen überhaupt offenbart. Aus dieſem allgemeinen Gebiete treten nun beſondere Richtungen hervor, welche durch Thatſachen der Cultur ausgezeichnet ſind. Es iſt dies außer der theoretiſchen Erkenntniß dasjenige praktiſche Handeln der Menſchheit, welches unter dem Sittengeſetze ſich vollzieht, ferner die zweckmäßige Geſtaltung des Lebens unter dem äſthetiſchen Geſichtspunkt, endlich die Gemeinſchaft des Gefühls in der Religion.

Jede dieſer Richtungen ſtellt ſich dar als eine beſondere Art der Wirklichkeit, oder beſſer, als eine beſondere Form der Geſetzlichkeit, durch welche Verwirklichung von Erfahrung erzeugt wird. Auf dieſe Weiſe entſtehen Natur, Sittlichkeit, Kunſt als ſelbſtändige Realitäten, indem dasjenige, was ſich uns als Weltproceß enthüllt, ſich nach eigenen Geſetzen geſtaltet, nach Weiſen der Beſtimmung, die wir als Principien der Verſtandeserkenntniß, als die Idee der Freiheit und als die Idee der Zweckmäßigkeit bezeichnen. Wie ein jeder Menſch ſein Erlebniß in der Form von Gedanken zuſammenſchließt, zugleich aber mit dieſem Erlebniß ganz beſtimmte Willensregungen verbindet und Gefühle der Luſt und Unluſt durchkoſtet, und wie ſich Gedanken, Wille und Gefühle im Einzelnen wohl widerſprechen können, dabei aber der Menſch doch die ganze, ſein Leben umfaſſende Perſönlichkeit bleibt, ſo erweiſt ſich auch der Weltinhalt nach dieſen drei Richtungen des Wahren, Guten und Schönen als Natur, Freiheit und Zweckmäßigkeit gegliedert, ohne deshalb in ſeiner Einheit zu zerfallen. Wie dies zu verſtehen iſt, bedarf allerdings einer näheren Erläuterung.

Was uns in der täglichen Erfahrung entgegentritt, wird auf dem naiven, unwiſſenſchaftlichen Standpunkte der Weltbetrachtung einfach für das „Wahre“, „Wirkliche“, „Seiende“, für die Dinge ſelbſt gehalten. Aber es iſt keineswegs das Urſprüngliche, es iſt vielmehr thatſächlich ſchon ein Product der Arbeit des Bewußtſeins, der Abſtraction und Combination. Der Unterſchied zwiſchen der naiven und der philoſophiſchen Auffaſſung beſteht nun darin, daß letztere ſich über die thatſächlichen Umformungen Rechenſchaft zu geben ſucht, welche der Weltinhalt bei ſeiner Geſtaltung zum ſubjectiven Erlebniß erleidet, um die möglichen Gattungen von Begriffen, Ereigniſſen, Realitäten zu unterſcheiden, um zu erkennen, daß es Grade und Arten der Wirklichkeit giebt. Die naive Auffaſſung dagegen kennt ſolche Unterſchiede nicht, indem ſie die thatſächlich verſchiedenen Formen der Realität für ein und dieſelbe anſieht und für das Wirkliche überhaupt hält. Auf dieſem Standpunkt kann man daher nicht begreifen, wie z. B. neben der Realität, welche die Naturvorgänge im Raume als Mechanismus bilden, noch die Realität der Willensfreiheit beſtehen könne, ohne daß die eine die andere aufhebt oder ſtört. Das kommt daher, weil für die naive Auffaſſung die Dinge eben nichts ſind, als die eine, fertige Ordnung der Dinge, und damit iſt ihre Weisheit zu Ende. Die Philoſophie dagegen unterſcheidet Werthe der Realität (logiſche, pſychologiſche, theoretiſche, ethiſche, Gefühlswerthe, Begehrungswerthe) und grenzt dieſelben als eigene Formen der Realität ab. Gelingt dies der Philoſophie, ſo kann das praktiſche Leben alsdann bewußtermaßen diejenigen Werthe bevorzugen, welche je für die Geſtaltung der Lebensrichtungen in Wiſſenſchaft Ethik, Kunſt, Religion, Geſellſchaft förderlich und vortheilhaft ſind, d. h. es kann Realität beſtimmter Art nach Culturprincipien ſchaffen. Das iſt der eminente Culturwerth der Philoſophie, daß ſie die Formen des Daſeins nach Rechten und Mitteln ſondern lehrt.

Auf dem kritiſchen Standpunkte ſagen wir uns nun, daß die verſchiedenen Realitäten auf der Art und Weiſe beruhen, wie der Weltinhalt in verſchiedenen Formen zu Einheiten zuſammengefaßt auftritt. Denn das iſt doch offenbar die Vorausſetzung für alles Sein überhaupt, daß es in Zuſammenhängen beſteht. Dieſe Zuſammenhänge müſſen aber zugleich die Bedingungen enthalten, unter welchen ſie im menſchlichen Bewußtſein als Ordnungen des Erlebniſſes ſich ausweiſen. Wir können den Weltproceß als ſolchen nur erkennen und überhaupt etwas von ihm ausſagen, inſofern ſein Inhalt bereits zu Einheiten geſtaltet iſt, die ſich auf unſer Bewußtſein be-

Digitized by Google

ziehen. Was das Seiende ohne unſer Bewußtſein iſt, bleibt eine Frage, die man offenbar nicht beantworten kann. Das, was wir das Seiende nennen, hat immer ſchon eine Beziehung auf die Geſetze, unter welchen es ſich für unſer Bewußtſein geſtaltet. Soweit eine ſolche Geſtaltung nicht vollzogen iſt, beſteht überhaupt nur die unbekannte Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung, daß etwas ſei. Ueber dieſe Bedingung ſelbſt kann man nichts ausſagen, ſondern immer nur über die Formen, in denen ſie in unſerem Bewußtſein auftritt. Sie iſt das große X, welches im geſtalteten Erlebniß ſich als Inhalt und Geſetz unſeres Bewußtſeins ausweiſt. Jenes X iſt das, was Kant das Ding an ſich nannte, es iſt die bloß gedachte Geſammtheit deſſen, was noch wirklicher Weltinhalt werden kann und das ſich am beſten bezeichnen läßt als eine unendliche Aufgabe für die Menſchheit, es zum Erlebniß zu geſtalten. Es iſt das ewig Beſtimmbare, das in unſerem Bewußtſein als Weltinhalt beſtimmt wird, und zwar durch Geſetze, welche zugleich die Geſetze des Bewußtſeins ſind. Damit iſt ſchon geſagt, daß dieſe Beſtimmung ſich nicht etwa nach willkürlichen, ſubjectiven Anordnungen vollzieht, ſondern daß ſie die objective Ordnung ſelbſt iſt, der auch das ſubjective Bewußtſein unterliegt, daß aber dieſe Ordnung als realer Weltinhalt zugleich mit ſeiner Realität im Bewußtſein auftritt.

So erklärt es ſich, daß entſprechend den Richtungen unſerer pſychologiſchen Thätigkeit im Denken, Wollen und Fühlen auch drei Hauptrichtungen in der geſetzlichen Geſtaltung des Weltinhalts als Natur, Sittlichkeit und Kunſt ſich unterſcheiden laſſen. Nicht etwa, daß die ſubjectiven Vorgänge jene objectiven Realitäten des Welt- und Culturproceſſes hervorbrächten und bedingten; ſondern indem jene objectiven Realitäten ſich vollziehen, bildet der geſetzliche Zuſammenhang, durch den ſie ſelbſt bedingt ſind, auch zugleich die Bedingung für den ſubjectiven Zuſammenhang im Bewußtſein. Und dies iſt das Große an der kritiſchen Auffaſſung, daß ſie die Möglichkeit nachweiſt, wie jene Realitätsgebiete, Natur, Sittlichkeit, Kunſt, neben einander ohne Widerſpruch beſtehen können. Dies können ſie darum, weil ſie ein und daſſelbe Beſtimmbare — noch nicht Beſtimmte — nur in verſchiedenen Formen der Beſtimmtheit darſtellen. Sie ſind Realiſirungen ein und desſelben Weltinhalts unter verſchiedenen Richtungen des Bewußtſeins. Natur, Sittlichkeit und Kunſt ſind nicht getrennte Welten, ſondern ſie ſind ein und dieſelbe Welt in verſchiedenen Geſtaltungsgeſetzen. Damit iſt nicht etwa gemeint, daß ſie den Weltinhalt darſtellten nur unter verſchiedenen Standpunkten betrachtet, — denn das wäre ein ſubjectives Spiel und kann uns höchſtens als Bild dienen, — ſondern es iſt gemeint, daß wir es wirklich mit drei realen Arten der Geſetzesform zu thun haben, deren Einheit durch die Einheit des Bewußtſeins gewährleiſtet iſt. Dieſer Punkt, die Einheit der Weltrealitäten, wird uns noch weiter zu beſchäftigen haben. Zunächſt betrachten wir die einzelnen Arten, in welchen der Weltinhalt ſich realiſirt.

* * *

Was wir oben ſchon angedeutet, führen wir nun im Einzelnen aus. Die erſte Stufe der Realität iſt das Leben ſelbſt, d. h. jene Mannigfaltigkeit des alltäglichen Erlebniſſes, wie ſie dem Bewußtſein als die Fülle des Daſeins ohne ſyſtematiſche Reflexion ſich aufdrängt. Das allgemeine Geſetz, unter welchem dieſe Realität ſteht, iſt die Ordnung im Nacheinander der Zeit und der Zuſammenſchluß zum Erlebniß räumlich getrennter Individuen. Das Leben ſpielt ſich ab in der perſönlichen Erfahrung der Einzelnen, und die Bedingung, daß ſolche Einzelweſen gleichzeitig nebeneinander exiſtiren können, nennen wir den Raum. Raum und Zeit ſind die allgemeinen Bedingungen dafür, daß die ſubjective Ordnung des Erlebniſſes der einzelnen bewußten Weſen zugleich eine objective Ordnung von Dingen und Körpern iſt. Alles, was uns in Raum und Zeit umgiebt, unſere Sinne reizt, unſer Gefühl beherrſcht, unſere Willenstriebe bewegt, unſere Lebensenergie ausmacht, iſt ſchon durch die Einheit des Bewußtſeins geordnetes Erlebniß und als ſolches objectiv. Aber es iſt kein reiner Bewußtſeinsgehalt, d. h. kein Weltinhalt, welcher in reiner, einſeitig geſetzlicher Weiſe realiſirt wäre, ſondern alle Richtungen des Bewußtſeins wirken in ihm zuſammen. Dieſer Weltinhalt heißt das Leben, und diejenige Einheit, in welcher derſelbe ſich realiſirt als Erlebniß, heißt eine Perſönlichkeit. In jenem und aus ihm erſt geſtalten ſich die höheren Realitäten der Natur, der Sittlichkeit, der Kunſt, welche wir als reine Culturrichtungen bezeichnen wollen.

Es fällt vielleicht auf, daß wir die Natur auch als eine Richtung der Cultur erklären, während ſie doch gewöhnlich gerade als Gegenſatz zur Cultur aufgefaßt wird. Wir verweiſen zur Erläuterung auf das, was wir im Beginn dieſes Aufſatzes über den Doppelſinn des Wortes Natur geſagt haben. Wenn wir von der Natur als einer reinen Culturrichtung ſprechen, ſo meinen wir damit nicht jenes unbeſtimmte Etwas des Weltgeſchehens überhaupt, ſondern wir verſtehen darunter die Natur im wiſſenſchaftlichen Sinne, den Inhalt der Naturwiſſenſchaft, den erkennbaren, nach dem Geſetze der Nothwendigkeit ſich vollziehenden Naturlauf. Nicht der Sturmwind, der unſer Schiff zerſchmettert, nicht die Sterne, die über unſerm Haupte leuchten, ſind Natur in unſerm Sinne als Theile der Cultur, ſondern objective Natur ſind an dieſen Erlebniſſen nur die atmoſphäriſche Bewegung, inſofern ſie ſich nach mechaniſchen Geſetzen vollzieht, der nach mathematiſcher Ordnung ſtattfindende Lauf der Geſtirne und die Ausbreitung der Aetherwellen. Und nur dieſes Product der Naturwiſſenſchaft iſt es ja, welches zum Gegenſatz von Nothwendigkeit und Freiheit führt. Das Naturgeſetz, demzufolge jedes Atom ſeine vorgeſchriebene Bahn beſchreiben muß, ſteht im ſcheinbaren Widerſpruch zur Freiheit des Willens, nicht aber der Sturmwind und der Sternenſchein, deren Urſachen wir nicht kennen, die wir als ein zufälliges Ereigniß betrachten. Daß die Erſcheinungen gegen unſern Willen auftreten, bedingt keinen Widerſpruch, d. h. keinen Widerſinn, ſondern bewirkt höchſtens ein Gefühl der Unluſt oder der eigenen Schwäche. Der Widerſpruch tritt allein im Denken auf, wenn man die geſammte Kette der Thatſachen zu verſtehen ſucht. Erſt die Auffaſſung der Natur als Mechanismus hat den Zwieſpalt der Erfahrung erzeugt; vorher exiſtirte die Frage nicht, wie Freiheit möglich ſei, da man die Natur nicht als Gegenſatz dazu dachte. Daher haben wir bei unſerm philoſophiſchen Problem nur die Natur als Gegenſtand der Naturwiſſenſchaft in Betracht zu ziehen; denn allein in dieſem Sinne iſt die Natur als allgemeingiltig und geſetzlich eine objective Realität.

Man wird allerdings ſagen, der Sturmwind, der uns ſcheitern läßt, der Sternenſchein, zu dem wir aufblicken, ſind ja ebenfalls objectiv real; der Wilde, der Ungelehrte, der von Naturwiſſenſchaft keine Ahnung hat, iſt doch den Naturgewalten voll und ganz unterworfen? Gewiß, und der Philoſoph ganz ebenſo! Aber dieſe Natur, die hier gemeint iſt, iſt nicht die Natur, die zur kritiſchen Frage treibt. Sie iſt nicht das Product der Naturwiſſenſchaft, ſondern ihre noch nicht gelöſte Aufgabe. Sie iſt lediglich *Naturerlebniß*. Als Erlebniß beſitzt ſie, wie wir oben ausführten, ebenfalls Realität, die Realität des Lebens, jedoch nicht diejenige Realität, welche zur Realität der Freiheit in Gegenſatz tritt. Hier iſt vielmehr noch alles ungeſchieden zuſammen, bloßes Ereigniß, das ebenſo Gegenſtand der Erkenntniß, als des Willens oder des Gefühls werden kann, und uns eben darum zum Beiſpiel dient, daß ein ſolches Zuſammen von Beſtimmungsweiſen möglich iſt. Aber hier zeigt ſich gerade, was wir durch die Unterſcheidung der Realitäten gewinnen. Das Erlebniß beſitzt Realität in gewiſſem Sinne, indeſſen ſeine Allgemeingiltigkeit, ſeine höhere Realität erhält es durch die wiſſenſchaftliche Objectivirung als geſetzliches Ereigniß. Es wird als Natur beſtimmt, und wir ſehen zugleich, daß dieſe Natur nur ein Theil der Realität überhaupt iſt.

Daß aber dieſe Natur als geſetzliche Realität zur Cultur gehört, erkennt man aus der Ueberlegung, daß ſie ſich erſt an und mit der Cultur entwickelt. Die Geſchichte der Naturwiſſenſchaft iſt nichts Anderes als die allmähliche Geſtaltung des ſubjectiven Erlebniſſes der Menſchheit zu einer objectiven Geſetzlichkeit, an welche ſich nunmehr die Einzelnen gebunden wiſſen. Wir verfolgen nur an einigen Beiſpielen den Verlauf, wie mit der Entwickelung der Cultur ſich immer weitere und geſichertere Gebiete hervorheben, in denen die Uebereinſtimmung der Subjecte ſich als geſetzlich bedingt erweiſt; dieſe Bedingung eben iſt die Natur, wie ſie ſich durch die Erkenntniß als eine objective Realität mit dem Anſteigen der Cultur enthüllt.

Je niedriger der Culturzuſtand iſt, um ſo weniger objective Natur giebt es, das heißt, um ſo ungewiſſer ſteht die Menſchheit dem Eintreten und Verlauf der Naturerſcheinungen gegenüber. Alles Leben vollzieht ſich zunächſt im Bewußtſein der einzelnen Individuen, und erſt die Thatſache, daß ſie ſich untereinander verſtändigen können, daß in ihrem Erlebniß Uebereinſtimmung herrſcht, iſt das Merkmal, daß objective Ordnungen beſtehen. Aber jene Uebereinſtimmung iſt ſehr mangelhaft, dieſe Ordnungen ſind zuſammenhanglos. Wohl verſtändigen ſich die Volksgenoſſen über gemeinſame Unternehmungen,

Digitized by Google

wohl bilden Tages- und Jahreszeiten, der Verlauf der Witterung, die Gewohnheiten des Wildes und dergleichen gewiſſe Regelmäßigkeiten, welche ſich aus dem paſſiven Erleben der Einzelnen herausheben als Zeichen, daß es etwas Erkennbares giebt. Jedem ſelteneren Ereigniß dagegen ſteht der Wilde rathlos gegenüber; es iſt für ihn unerkennbar und zuſammenhanglos mit den gewohnten Erſcheinungen. Die ganze Natur iſt durchſetzt von ſolchen Räthſeln und Wundern und erſcheint daher als das Werk willkürlicher und unbegreiflicher Gewalten. Je weiter indeß die Erkenntniß fortſchreitet, um ſo mehr zieht ſich dieſes Gebiet des Unerwarteten und Räthſelhaften zuſammen, um ſo lückenloſer wird der geſetzliche Zuſammenhang der Erſcheinungen. Das unbeſtimmte Erlebniß geſtaltet ſich zur urſächlich begründeten Wirkung. Solche geſetzliche Einheiten in immer größerem und engerem Zuſammenhange aus den ſubjectiven Erfahrungen der Individuen herauszuarbeiten, iſt ein Culturproceß; durch ihn entſteht objective Natur als eine Ordnung, welche als allgemeingiltig erkannt wird. Den höchſten Grad dieſer Allgemeingiltigkeit und damit der objectiven Realität beſitzen diejenigen Ereigniſſe, welche ſich in der Form mathematiſcher Geſetze darſtellen.

Es ſei geſtattet, ein Beiſpiel hier zu wiederholen, das wir bei anderer Gelegenheit gegeben haben, weil es gerade ſehr bezeichnend iſt. „Wenn der Vollmond am klaren Himmel plötzlich ſein Licht verliert, rührt der erſchreckte Wilde die Trommel und ſeine Zauberer verſuchen ihre Beſchwörungen. Die Mondfinſterniß iſt ihm nicht Natur, ſondern ein übernatürliches Ereigniß, geſetzlos, zufällig, daher furchterregend. Dieſes fragwürdige Erlebniß tritt in die Reihe des geſetzlich Beſtimmbaren und damit des objectiv Wirklichen, wenn den Sternkundigen durch die Beobachtung von Generationen die Periode des Saros bekannt iſt, nach welcher die Finſterniſſe alle achtzehn Jahre ſich wiederholen. Aber die höchſte Stufe des Objectiven, nämlich die mathematiſche Gewißheit, erreicht das Ereigniß erſt für den modernen Aſtronomen, welcher nicht nur ſein Eintreten bis auf die Minute genau beſtimmt, ſondern auch ſeinen urſächlichen Zuſammenhang in der geſetzmäßigen Bewegung der Himmelskörper nachweiſt. Jetzt erſt gehört das Ereigniß zur Natur im wiſſenſchaftlichen Sinne, d. h. zu derjenigen Gruppe der Erſcheinungen, welche, abgelöſt von allem ſubjectiven Vermuthen, von aller Furcht und Hoffnung des Menſchenlebens, eine unantaſtbare Wirklichkeit der Exiſtenz beſitzen in dem geſetzlichen Zuſammenhange des mathematiſch formulirbaren Denkens.“

Und das iſt denn auch der Entwickelungsgang der Naturwiſſenſchaft geweſen, daß ſie gelehrt hat, die Erſcheinungen, welche dem Einzelnen nur als ſubjective Empfindungen gegeben ſind, durch mathematiſche Größen als allgemeingiltige Realitäten zu definiren. Denn dadurch erſt ſind ſie mit Sicherheit zu beſtimmen, wiederzuerkennen und zu beherrſchen.

Töne, welche wir durch die Stimme hervorbringen, ſind zunächſt nur ein ſubjectives Erlebniß. Zwar geſtatten ſie eine gewiſſe Vergleichung, aber dieſe beruht auf dem unmittelbaren ſinnlichen Eindruck, nicht auf einer objectiven

Beſtimmung. Man kann einem andern nicht genau mittheilen, welchen Ton man meint, wenn man ihn nicht direct vorſingt, und auch dann bleibt es noch unbeſtimmt, ob man ſich nicht ſelbſt über die Höhe täuſcht. Selbſt die Fixirung in der Notenſchrift gewährleiſtet noch keine abſolute Beſtimmung der Tonhöhe, wenn man nicht den Kammerton der Stimmung objectiv feſtzuſtellen vermag. Eine ſolche, von der ſinnlichen Empfindung unabhängige Objectivität gewinnen die Töne erſt, wenn ſie durch mathematiſche Größen auszudrücken ſind. Derjenige Ton, welcher durch 440 Schwingungen in der Sekunde hervorgebracht wird, iſt durch dieſe Zahl abſolut definirt und ſeine Höhe iſt unter allen Umſtänden zu allen Orten und Zeiten als dieſelbe wieder zu erzeugen. Erſt durch die Zurückführung auf das akuſtiſche Geſetz hat der Ton objective Realität gewonnen; er bezeichnet jetzt nicht mehr ein blos ſubjectives Erlebniß, ſondern einen objectiven Vorgang.

Ebenſo iſt es mit den Farben. Die Erſcheinung der Farben war der Menſchheit immer bekannt, und in dieſer Hinſicht beſitzen ſie eine gewiſſe Objectivität, inſofern ſie nach Regeln techniſch erzeugt werden können. Aber dieſe Stufe der Wirklichkeit beruht erſt auf der ſinnlichen Vergleichung; wiſſenſchaftlich objectivirt und dadurch Natur im Sinne der ſtrengen Geſetzlichkeit wurden die Farben erſt, als Newton gelehrt hatte, ſie durch eine Zahlengröße darzuſtellen, nämlich durch die verſchiedene Stärke ihrer Brechung, und noch mehr, als die Undulationstheorie des Lichtes geſtattete, die Wellenlänge zu meſſen, welche einer beſtimmten Stelle im Spectrum entſpricht. Es iſt bekannt, wie ſchwierig verſchiedenen Individuen es wird, ſich über eine beſtimmte Farbennüance zu einigen, ebenſo, wie die Farbe eines Körpers von der Beleuchtung abhängt. Soweit es ſich hier um ſubjective Einflüſſe handelt, oder, wie im zweiten Falle, um Bedingungen, welche nicht in allen Einzelheiten bekannt ſind, weil man die Zuſammenſetzung der vorliegenden Farbe oder der Lichtquelle nicht kennt, ſteht der Beobachter dem Verlauf des Ereigniſſes, d. h. dem eintretenden Farbeneffect, in ähnlicher Ungewißheit gegenüber, wie der Wilde der Mondfinſterniß. Dagegen ergiebt ſich eine vollſtändige objective Sicherheit, ſobald der Phyſiker die Wellenlängen des Lichtes kennt, welche auf den Körper fallen und von ihm zurückgeworfen werden, weil alsdann Alles zahlenmäßig beſtimmt iſt. Und bei einer ſolchen Einreihung einer ſubjectiven Erfahrung in die Geſetzmäßigkeit der Natur handelt es ſich dann nicht blos um die Feſtſtellung irgend einer einzelnen Erkenntniß, ſondern es werden dadurch große, neue Gebiete der Wirklichkeit thatſächlich eröffnet; es wird Natur geſchaffen, die vorher nicht als Natur, d. h. nicht als geſetzmäßig feſtſtellbares Ereigniß vorhanden war.

Wenn ſich z. B. ein Stern nahezu in der Richtung auf unſer Sonnenſyſtem hin oder in entgegengeſetzter Richtung fortbewegt, ſo kann die Beobachtung auch mit dem ſchärfſten Fernrohr dieſe Bewegung nicht bemerken, der Stern mußte bisher als unbewegt gelten; dennoch giebt es jetzt eine Methode, eine derartige Bewegung zu conſtatiren. Nachdem es gelungen war, die ſubjective Erſcheinung des Lichtes als eine meßbare Wellenbewegung zu objectiviren, zeigte es ſich, daß in dem von den Sternen ausgeſandten Lichte meiſt nur Wellen von beſtimmter Schwingungsdauer enthalten ſind, in Folge deſſen im Spectrum der Sterne nur einzelne helle Linien an genau meßbarer Stelle auftreten. Bewegt ſich nun der Stern mit einer gewiſſen Geſchwindigkeit gegen die Erde, ſo wird dadurch die Wellenlänge um ein weniges verkürzt, die Strahlen werden im Prisma etwas ſtärker gebrochen, und die Spectrallinien erſcheinen daher von ihrer Stelle gerückt. So minimal auch dieſe Verſchiebung iſt, ſo iſt ſie doch für die moderne Technik meßbar, und es ergiebt ſich daraus die Geſchwindigkeit des Sternes gegen die Erde, welche durch keinen menſchlichen Sinn direct wahrgenommen werden kann. Man erkennt in dieſem Falle, wie durch die Zurückführung der ſinnlichen Erſcheinungen auf meßbare räumliche Beziehungen ganz neue Wirklichkeitsgebiete geſchaffen werden. Die Bewegung des Fixſternes wird jetzt ein Theil der objectiven Natur.

Man braucht nur an die Entwickelung der Elektricitätslehre zu denken, um zu verſtehen, wie hier Vorgänge, für welche wir gar keinen ſpecifiſchen Sinn beſitzen, in den geſetzlichen Zuſammenhang der Wirklichkeit durch die Fortſchritte der Cultur eingetreten ſind. Jede Entdeckung, welche ein bloß ſubjectives Erlebniß zu einem geſetzlichen Geſchehen objectivirt, eröffnet dadurch neue Mittel, durch welche die ſubjectiven Centren des Bewußtſeins in Verkehr treten und das Gebiet der Naturobjecte erweitert wird. Die Schallwellen, die Aetherſchwingungen, die elektriſchen Ströme ſind ſolche neue Naturobjecte, welche früher nicht da waren; d. h. ſie waren nicht da als eine objective Geſetzlichkeit, ſondern nur in ihren ſubjectiven Wirkungen, in unſerem unbeſtimmten Erlebniß. Wenn ein Gebiet der Sinneswahrnehmungen, wie Hören oder Sehen, eine Darſtellung in mathematiſcher Theorie erfährt, ſo gewinnt dadurch die Menſchheit ein neues Realitätsgebiet, zahlloſe Beziehungen treten auf, von denen vorher nichts zu bemerken war. Es würde z. B., wenn es gelänge, die Gerüche auf mathematiſche Geſetze zu bringen, offenbar ein neues Naturgebiet geſchaffen werden, von welchem man jetzt nicht ſagen kann, welche neuen Verkehrsmittel für die Subjecte es darbieten würde, vermuthlich nicht geringere, als ſie die wiſſenſchaftliche Akuſtik, Optik, Wärmelehre, Elektrotechnik und Chemie erzeugt haben.

* * *

Wir wollten im Vorhergehenden darlegen, daß dasjenige Realitätsgebiet, welches wir als Natur im wiſſenſchaftlichen Sinn bezeichnen, als eine Richtung innerhalb der Cultur zu betrachten iſt. Dadurch gewinnen wir erſt die Möglichkeit, ſein Zuſammenbeſtehen mit den übrigen Culturgebieten, Sittlichkeit und Kunſt, zu begreifen und die gegenſeitigen Grenzen dieſer Realitäten abzuſtecken. Wären z. B. die Begriffe von Viereck und Kreis einander über- oder untergeordnet, ſo müßte entweder das Viereck krumm oder der Kreis geradlinig ſein; da ſie aber als Figuren beide einander gleichgeordnet ſind, iſt es kein Widerſpruch, daß es geradlinige und krummlinige Figuren giebt. So iſt es nun, wenn Natur, Sittlichkeit und Kunſt coordinirte Richtungen unter dem gemeinſamen Oberbegriff der Cultur ſind, auch kein Widerſpruch, daß Gebiete der Nothwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit neben einander beſtehen; vielmehr können wir erſt jetzt ihre Rechte und Grenzen beſtimmen. Es handelt ſich darum, die beſonderen Arten der Geſetzlichkeit feſtzuſtellen, durch welche dieſe drei Richtungen der Cultur als zwar völlig verſchiedene, aber einander nicht widerſprechende Realitäten auftreten.

Die Natur zeichnet ſich nun, wie ſchon angedeutet wurde, dadurch aus, daß ſie unter dem Geſetze des nothwendigen Geſchehens ſteht. Sofern das, was wir durch unſere Sinne wahrnehmen, in Raum und Zeit gegeben iſt, kann es auch nur Veränderungen im Raum vollziehen, und inſofern dieſelben unter erkennbaren Geſetzen ſtattfinden, nennen wir den Inbegriff dieſer geſetzlichen Veränderungen Natur. Geſetze ſind, wie geſagt, nur als Begriffe und demnach durch das Denken darſtellbar; denken wir daran, ſo erweiſt ſich die Natur als Geſetzlichkeit des Verſtandes; denken wir aber daran, daß ſie eben als Geſetzlichkeit aller ſubjectiven Willkür enthoben iſt, ſo iſt Natur die objective Realität, welche ſich in unſerer Erkenntniß als Geſetzlichkeit des Verſtandes darſtellt. Wir wollen jetzt nur kurz die Grundſätze zuſammenſtellen, durch welche die Natur als eine beſondere Art der Realität ausgezeichnet iſt.

Mit dem Erlebniß überhaupt hat die Natur dies gemeinſam, daß ſie in unſerer Wahrnehmung als Anſchauung und Empfindung gegeben iſt, d. h. daß ſie mit der vollen Wucht ſinnlicher Realität ſich aufdrängt. Aber ſie ſondert ſich von dem Erlebniß dadurch, daß ſie Gefühl und Willen ausſchließt, daß alſo alles dasjenige ihr fern bleibt, was unſerem individuellen Leben ſeinen Werth verleiht. Als die rein objectiven Geſetze, unter denen das Erlebniß den Charakter der Natur annimmt, treten vor allen die mathematiſchen Beſtimmungen hervor. Alle Naturerſcheinungen beſitzen meßbare Ausdehnung in Raum und Zeit, ſie geſtatten eine Vergleichung als Größen und ſind deswegen der Berechnung zugänglich. Sie erfüllen aber Raum und Zeit ſtets durch eine ſinnliche Qualität, die in unſerer Empfindung als Temperatur, Druck, Widerſtand, Farbe, Schall u. ſ. w. beſtimmbar iſt. Das Gemeinſame für alle dieſe Qualitäten iſt, daß ſie einer ſteten Veränderung, einem Wechſel unterliegen, und gerade in dieſem Wechſel beruht ihre Eigenthümlichkeit. Soll dieſer Wechſel der Empfindungen nicht unbeſtimmtes Erlebniß, ſondern geſetzliche Natur ſein, ſo muß er ſich als meßbare Größe ausdrücken laſſen, und dies iſt dadurch möglich, daß alle Empfindungen in Raum und Zeit ſtattfinden, alſo auch ihr Wechſel. Veränderung aber im Raum heißt Bewegung, und Bewegung iſt, ſeitdem

Galilei uns die Principien der Mechanik enthüllt hat, als mathematiſche Größe darſtellbar. Hierin liegt der Grund, warum Natur in der Form räumlicher Bewegung auftritt, welche ſich in Zahlenformeln faſſen läßt. Das bisher Geſagte zeigt uns indeſſen die Natur lediglich als mathematiſch beſtimmbar, aber wir erkennen noch nicht, inwiefern die Gegenſtände ſich von bloßen Gedankengebilden unterſcheiden; zur Vollſtändigkeit der Natur als Wirklichkeit, die unſere eigene Exiſtenz als Körper mit einſchließt, gehört noch ein Geſetz; dieſes beſtimmt den Zuſammenhang, in welchem die Naturerſcheinungen als Größen und Qualitäten ſo geſetzt ſind, daß ſie Dinge darſtellen, die dauernden Beſtand haben und Wirkungen ausüben. Dieſe Wirklichkeit der Natur iſt bedingt dadurch, daß ſie ein Syſtem von Einheiten bildet, welche wir Subſtanzen nennen; dieſe ſtehen ihrerſeits in einer gegenſeitigen Beziehung, die als Wechſelwirkung bezeichnet wird. Subſtanz nennen wir die Bedingung dafür, daß die verſchiedenen Eigenſchaften, die wir z. B. an einem Waſſertropfen wahrnehmen, als Ausdehnung, Gewicht, Flüſſigkeit, Durchſichtigkeit, Geſtalt, Temperatur u. ſ. w. eine Einheit bilden, ſodaß dadurch ein Körper, der Tropfen, als ein in der Zeit dauerndes Object beſtimmt iſt. Die Eigenſchaften ſelbſt ſind in Veränderung begriffen; daß es trotzdem Dinge giebt, welche Beſtand und Dauer haben und von denen die wechſelnden Eigenſchaften ausgeſagt werden können, muß daher auf einem beſonderen Grundgeſetz beruhen, welches jene Eigenſchaften zur Einheit verbindet, und dies iſt die Subſtanz. Man muß ſich nur unter Subſtanz nicht wieder den ſinnlichen Körper vorſtellen, ſondern die ſinnlich nicht wahrnehmbare Bedingung für die zeitliche Dauer des Complexes von Eigenſchaften, deren Zuſammen erſt den Körper ausmacht. Wir haben alſo jetzt die Subſtanz kennen gelernt als eine Geſetzlichkeit, welche der Natur eigenthümlich iſt und welche der Grund iſt, daß die Natur als Körperwelt im Raume auftritt.

Aber die Natur beſteht nicht aus zuſammenhangloſen Körpern, ſondern ſie iſt ein Syſtem, d. h. die Körper bedingen gegenſeitig die Veränderung ihrer Eigenſchaften. Hier kommen wir nun wieder zu einem Hauptunterſcheidungsmerkmal der Natur von den übrigen Culturgebieten und dem bloßen Erlebniß. Auch im Leben, z. B. in der ſittlichen Welt, ſtehen die Vorgänge in einer gegenſeitigen Abhängigkeit; Freiheit bedeutet ja nicht Beſtimmungsloſigkeit, ſondern Selbſtbeſtimmung. In der Natur jedoch iſt die gegenſeitige Beſtimmung der Körper zu einem Syſtem von anderer Art, ſie iſt ausgezeichnet dadurch, daß ſie auf Nothwendigkeit beruht. Wir nennen Cauſalität dasjenige Geſetz, wonach jeder Veränderung eine beſtimmte äußere Urſache zukommt, und keine Veränderung ohne eine ſolche äußere Urſache ſtattfinden kann. Da nun aber alle Veränderungen in der Natur Bewegungen ſind, ſo müſſen alle Urſachen in der Geſtalt von Bewegungsgeſetzen gegeben ſein. Und dieſe erſtrecken ſich auch auf die Organismen, ſofern dieſe Körper im Raume ſind. Es darf hier nicht die Erweiterung des Cauſalitätsgeſetzes vergeſſen werden, welche im Begriff des Syſtems liegt. Die Urſachen bilden in der Natur nicht nur eine unendliche Reihe, ſo daß z. B. A die Urſache von B, B die Urſache von C und ſo weiter iſt, ſondern die Erfahrung zeigt uns, daß die Gebilde der Natur geſchloſſene Syſteme darſtellen, ſo daß alle Theile zu einem Ganzen zuſammenwirken, welches ſich nicht blos als geſetzliches Ergebniß dieſer Theile erweiſt, ſondern in ſeiner Ganzheit wieder die Wirkung der Theile mitbeſtimmt. Ein ſolches Ganze, welches in Wechſelwirkung mit ſeinen Theilen ſteht, iſt auch der Organismus. Er iſt ebenfalls cauſal bedingt, aber in dem höheren Sinne eines Syſtems; und in ähnlicher Weiſe kann man ſich ſolche Syſteme zu immer höheren Syſtemen zuſammengeſchloſſen denken. Auch der Leib des Menſchen baut ſich aus Zellenſyſtemen auf. So complicirt immer die Wechſelwirkung des Ganzen mit den Theilen iſt, welche im Nervenſyſtem ſich vermittelt, dennoch herrſcht überall das Geſetz der Cauſalität, die ausnahmsloſe Wirkung der Urſachen. Hiermit ſind die geſetzlichen Beſtimmungen im Allgemeinen geſchildert, durch welche aus dem Erlebniß überhaupt ein Theil, die Natur, als ein Syſtem bewegter Körper abgeſchieden wird, weil in ihm Nothwendigkeit des Geſchehens herrſcht. Soweit dieſes Syſtem reicht, iſt die Natur ein Mechanismus, aber nicht weiter. Das Erlebniß kann auch durch andere Formen der Geſetzlichkeit realiſirt werden.

* * *

An dieſer Stelle möchten wir einen Einwurf erledigen, welchen der Leſer vielleicht ſchon im Stillen gemacht haben wird. Wenn wir ſagten, ein Ereigniß, z. B. der Sternenhimmel, beſitzt Realität als Erlebniß, und er beſitzt eine höhere Realität als Object des mechaniſchen Naturgeſchehens, ſo wird man geneigt ſein zu entgegnen, das ſei eine künſtliche Abſtraction, durch welche der Widerſpruch nicht gelöſt werde, daß derſelbe Sternenhimmel ein nothwendiges Naturgeſchehen und zugleich etwa ein Gegenſtand der freien poetiſchen Betrachtung ſei. Es gäbe doch nicht zwei verſchiedene Naturen, zwei verſchiedene Sternenhimmel, den unmittelbar wahrgenommenen und den aſtronomiſch berechneten; es könne doch nur einer der wirkliche Sternenhimmel ſein, der andere aber ſei dann eine menſchliche Erfindung.

Darauf antworten wir mit dem Grundgedanken unſerer Ausführung überhaupt; es handelt ſich eben um die Frage, was iſt Wirklichkeit, was iſt Realität? Und da zeigte es ſich, daß dies garnicht etwas ſo Einfaches iſt, ſondern daß Realität ſtets die Beziehung auf ein Geſetz bedeutet, welches das Verhalten der Subjecte beſtimmt und ihre Uebereinſtimmung regelt. Es kann daher ſehr wohl ein und daſſelbe Erlebniß ſich in verſchiedenen Formen realiſiren; denn dieſe Formen betreffen nicht Dinge an ſich, ſondern Arten von Verbindungen, die ſich im Subject geſetzmäßig vollziehen. Wir können uns allerdings eine im Grunde der Dinge gelegene Beſtimmung denken, welche die einheitliche Bedingung für die verſchiedenen Realitätsformen iſt, ja wir müſſen ſie ſogar annehmen, wenn wir der Einheit unſeres Erlebniſſes gewiß ſein wollen; aber ausſagen können wir darüber gar nichts. Unſere Erfahrung ſetzt ſtets ſchon die geſetzliche Geſtaltung in der Zeit durch unſer Bewußtſein voraus, und es iſt die Einheit dieſes unſeres perſönlichen Bewußtſeins ſelbſt, aus welcher wir ſchließen dürfen, daß die verſchiedenen Geſtaltungsgeſetze der Ausdruck einer höheren, unſerer Erkenntniß unzugänglichen Einheit ſind.

Die Frage, was iſt der Gegenſtand, was iſt z. B. der Sternenhimmel, läßt ſich immer nur relativ beantworten, unter Vorbehalt der Umſtände. Um zu ſagen, was die Dinge abſolut ſind, müßte man ſie in allen ihren unendlichen Beziehungen kennen, und das iſt unmöglich. Deswegen kann man ſie blos als die unendliche Aufgabe der Erkenntniß bezeichnen; als exiſtirend kommen ſie allein vor, inſoweit ſie in ein Realiſirungsgebiet eingeſchloſſen ſind, und je nachdem können ſie zugleich ſehr Verſchiedenes ſein.

Blicken wir in klarer Nacht zum Sternenhimmel, ſo haben wir zunächſt ein ſubjectives Erlebniß; dieſes kann nach verſchiedenen Richtungen als ein Object beſtimmt werden. Eine erſte Objectivirung iſt die rein empiriſche als Anſchauungsobject; werden gewiſſe Stellungen im Gedächtniß behalten und bezeichnet, ſo können ſich ſchon verſchiedene Individuen danach richten, Zeit und Ort ihres Aufenthalts in gewiſſer Hinſicht beſtimmen. Die Sterne ſind Objecte geworden. Was ſind ſie aber? Dem einen ſind ſie glänzende Nägel am Kryſtallgewölbe des Himmels, dem anderen Oeffnungen in demſelben, durch welche wir in die Feuerſphäre blicken, jenem ſind ſie Leuchten, welche Gott den Menſchen alle Abende anſteckt, dieſem Engel, die im Himmel ſchweben; dem Aſtronomen ſind ſie lediglich mathematiſche Beſtimmungspunkte, dem Aſtrophyſiker ſelbſtleuchtende Sonnen oder abhängige Trabanten, deren Bahnen, deren Geſchwindigkeiten er berechnet, deren chemiſche Zuſammenſetzung er zum Theil anzugeben vermag. Jedoch die Wiſſenſchaft iſt nicht abgeſchloſſen; wer ſagt uns, als was wir die Sterne einſt noch auffaſſen werden? Wir müſſen alſo eine dieſer Realitäten im Begriffe feſthalten, oder wiſſenſchaftliche Unterſuchung iſt überhaupt nicht möglich. Und diejenige Realität, welche das allgemeinſte Geltungsgebiet beſitzt und, wie auch unſere Erkenntniß ſich im Einzelnen geſtalten mag, ihrem Charakter nach unzweifelhaft feſtſteht, iſt die der Geſetzmäßigkeit der Bewegung. In dieſer Hinſicht nennen wir die Sterne Natur.

Aber es giebt noch andere Formen, in welchen das Erlebniß geſetzmäßige Geſtalt annimmt. Das bloße Erlebniß, daß wir unter dem Nachthimmel ſtehen, iſt tauſendfältig mit anderen Erlebniſſen verbunden, und dieſe Erlebniſſe zeigen ſich unter anderen in einem Zuſammenhange mit unſerem Ich, deſſen wir uns in der Form des Wollens bewußt werden. Auf dieſen Zuſammenhang bezieht ſich die Idee der Freiheit. Wir können bei jedem Erlebniß fragen: „Soll das ſein?“ „Wollen wir, daß dies ſein ſoll?“ Freilich, wenn wir einmal die Sterne als Natur objectivirt haben, können wir nicht mehr fragen: „Sollen ſie ſein?“ Denn dies eben iſt das Zeichen der Nothwendigkeit, daß die Natur iſt, wie ſie iſt, und die Frage, wie ſie ſein ſoll, keinen Sinn hat. Aber das Erlebniß ſelbſt, ſoll es ſein? Sollen wir jetzt hier ſtehen und zu den Sternen aufſchauen? Sollen wir nicht vielleicht arbeiten? Oder ſchlafen? Das Erlebniß kann alſo auch eine Beſtimmung erhalten in Bezug auf unſeren Willen; inſofern aber dieſer daran betheiligt iſt, iſt das Ereigniß, gleichviel wie es ſonſt noch bedingt ſein mag, unter der Idee der Freiheit beurtheilt. Wir können die Forderung, daß etwas ſein ſoll oder nicht ſein ſoll, gar nicht ſtellen, wenn nicht vorausgeſetzt iſt, daß es auch anders ſein könnte. Wir haben alſo in der Beſtimmung der Dinge, daß ſie ſein ſollen oder nicht, eine neue Art der Beziehungen innerhalb unſeres Erlebniſſes, wovon in der Naturgeſetzlichkeit ſich nichts findet. Dieſe Beziehungsform, auf welcher das moraliſche Urtheil beruht, nennen wir die Idee der Freiheit. Sie iſt ebenſo eine reale Beſtimmung und Geſetzlichkeit, unter welcher das Erlebniß objectivirt wird, wie das Naturgeſetz. Der Ausdruck „Idee" ſoll nicht einen geringeren Werth als der Ausdruck „Geſetz" bezeichnen, ſondern nur einen andersartigen. Während das Naturgeſetz die ſinnlichen Dinge im Raume ſchafft und ordnet, beſagt der Name „Idee", daß das hierin liegende Geſetz die Dinge ſchon vorausſetzt und nur die Beziehungen regulirt, in welche ſich unſer Wille oder Gefühl zur Geſammtheit der Gegenſtände ſtellt. Dieſe Beziehungen ſind aber gerade die vollgiltigſten Realitäten, weil ſie unmittelbar unſer Wohl und Wehe betreffen. Ideen heißen ſie im Gegenſatze zum Verſtandesgeſetze, weil nämlich die von ihnen geſetzten Beziehungen ſich nicht anſchaulich beweiſen und mathematiſch formuliren laſſen (denn dadurch wären ſie „nothwendig"), ſondern weil ſie auf einer anderen Richtung und Bethätigungsweiſe des Bewußtſeins beruhen.

Wenn wir nun ſagen, daß wir die Dinge in Bezug auf unſeren Willen beurtheilen, ſo darf man nicht etwa glauben, daß die Moral von unſerer ſubjectiven Willkür abhinge. Wir können uns vielmehr dem moraliſchen Urtheil nicht entziehen, wir ſind mit unſerem Erlebniß durch eine uns übergeordnete Beſtimmung verknüpft, wodurch uns daſſelbe als gut oder böſe entgegentritt. Die Freiheit beſteht nicht darin, daß wir ein Sittengeſetz beliebig aufſtellen könnten, ſondern darin, daß wir es beſitzen; denn dies bedeutet die Fähigkeit, moraliſch zu urtheilen, und ſetzt voraus, daß wir den gegebenen Dingen nicht bloß paſſiv ausgeliefert ſind, ſondern eine Stellung zu ihnen nehmen können, ob ſie ſein ſollen oder nicht. Und in dieſer Stellungnahme liegt unſere Freiheit, liegt die Geſtaltung des Erlebniſſes zu einer perſönlichen That. Das Erlebniß wird uns gegeben, aber wie wir es in die Einheit unſerer Perſönlichkeit aufnehmen, darin ſind wir frei. In welcher Richtung dies geſchehen ſoll, iſt uns durch das Sittengeſetz als eine objective Realität vorgeſchrieben. Während uns das Naturgeſetz keine Wahl läßt, beſteht das Sittengeſetz darin, daß wir es durch die freie Beſtimmung über unſere Perſönlichkeit in der Welt vollziehen, das heißt ſelbſtändig eine Ordnung ſchaffen ſollen, die Gemeinſchaft guter Menſchen.

Digitized by Google

Daß wir hierher gehen, die Augen aufmachen und die Sterne ſehen, das iſt das Erlebniß. Unter den Denkmitteln des Verſtandes iſt dies alles Naturnothwendigkeit, verurſacht durch lauter phyſiologiſche Geſetze; aber unter der Idee, daß etwas ſein ſoll oder nicht ſein ſoll, ſteht das Ereigniß unter dem Sittengeſetze. Es iſt entweder gut, oder verwerflich, vielleicht auch indifferent — darauf kommt es jetzt nicht an. Jedenfalls iſt es moraliſch beurtheilbar, und das wäre es nicht, wenn es blos Naturereigniß wäre. Unter der Idee der Freiheit entſteht aus denſelben Bauſteinen, wie die Natur, wenngleich nach einem anderen Plane, das Gebäude der menſchlichen Handlungen. Die Beziehungen der Nothwendigkeit ſind dadurch nicht aufgehoben, es ſind nur andere Beziehungen dazu gekommen, und zwar für ein Gebiet, für welches jene nicht ausreichen; nämlich diejenigen Einheiten, durch welche das Erlebniß in der Willensrichtung der Perſönlichkeiten geordnet wird, und deren Geſetz ſich eben durch nichts anderes klarlegen und beweiſen läßt, als durch das zweifelloſe Beſtehen der Forderung: „Du ſollſt!“

Wir verſtehen jetzt, wie Freiheit mit Nothwendigkeit, Sittlichkeit mit Natur ohne Störung zuſammen exiſtiren können. Bezögen ſich dieſe Geſetzlichkeiten auf eine urſprünglich fertige Ordnung der Dinge, ſo ſtände man allerdings vor einer Unbegreiflichkeit. Nun haben wir aber auseinandergeſetzt, daß alle Realität erſt einen Sinn gewinnt durch ihre Beziehung auf die Subjecte, daß von einer Ordnung der Dinge nur die Rede ſein kann, inſofern ſich dieſelbe im Bewußtſein der Menſchen aufbaut. Wie die Beſtimmtheit im Naturgeſetz, ſo iſt auch die Selbſtbeſtimmung im Sittengeſetz eine Ordnung, welche erſt in der Entwicklung der Cultur zu Tage tritt. Je weiter die Cultur fortſchreitet, um ſo klarer zeigt es ſich, daß das Erlebniß der Menſchheit ſich unter verſchiedenen Geſtaltungsgeſetzen zu reinen Culturformen ordnet. Das Naturgeſetz bedingt die Uebereinſtimmung der Subjecte in Bezug auf die Erkenntniß der anſchaulichen Dinge, das Sittengeſetz ſchreibt die Uebereinſtimmung in Bezug auf den Willen der Einzelnen vor. Erkennen und Wollen ſind nur in den Subjecten gegeben, ſie ſind charakteriſtiſche Bethätigungen, durch welche das Subject ſeinen Inhalt von Vorſtellungen zu einem Weltinhalt vereinigt. Als ſolche aber ſind ſie nicht regellos und willkürlich, nicht ſelbſt wieder ſubjectiv beſtimmt, ſondern objective Realitäten, an welche alle Subjecte gebunden ſind, demnach ihnen übergeordnet. Das Zuſammenbeſtehen von Nothwendigkeit und Freiheit erklärt ſich alſo dadurch, daß ſie außerhalb des Bewußtſeins nicht in Frage kommen können, weil ſie nichts anderes bedeuten, als Ordnungen im Bewußtſein, Geſetze für das Erkennen und das Wollen, welche demnach nur für erkennende und wollende Weſen gelten. Gäbe es keine ſolchen Weſen, ſo gäbe es auch weder Natur noch Freiheit; nur Weſen, die ſich zur Cultur entwickeln, ſehen ſich vor die Thatſache geſtellt, daß das, was ſie erkennen, und das, was ſie wollen, ſich nach beſonderen Geſetzen zur Naturordnung und zur ſittlichen Ordnung zuſammenſchließt. Und die Frage, wie dies möglich ſei, löſt ſich ihnen daraus, daß dieſe Vereinigung ſich in

Digitized by Google

der Einheit ihres Bewußtſeins vollzieht, indem ſie ſich ſowohl als erkennende wie als wollende Perſönlichkeiten wiſſen. Der Weltproceß iſt der Culturproceß, welcher in den Perſönlichkeiten bewußt wird.

* * *

Nothwendigkeit und Freiheit ſind Beſtimmungen, durch welche ſich die Perſönlichkeiten in objectiven Ordnungen, Natur und Moral, gebunden finden. Aber ſie gehen in denſelben nicht auf. Das Erlebniß enthält noch einen dritten Factor, das Gefühl. Das Natürliche wie das Sittliche iſt in der Vorſtellung der Einzelnen mit Gefühlen verknüpft, und dieſe ſind rein ſubjectiv.

Sie bleiben das eigenſte Erlebniß der Perſönlichkeit, und ſie ſind daher auch das Mittel, durch welches dem Einzelnen die Einheit der objectiven Culturgebiete, Natur und Sittlichkeit, zur inneren Gewißheit gelangt. Sollte dieſe Einheit ſelbſt der Erkenntniß unzugänglich ſein, im Gefühl iſt ſie unmittelbar gegeben.

Weil nun alle Erfahrungen mit Gefühlen verbunden ſind, ſo wird das Naturgeſchehen wie das ſittliche Handeln ſelbſt Gegenſtand des Gefühls, es wird im Gefühl Stoff zu einer neuen Einheit. Und wiewohl das Gefühl eigenſtes Beſitzthum des Einzelnen bleibt, ſo giebt es trotzdem eine Uebereinſtimmung des Gefühls, worin das Seiende und das Seinſollende, wie weit ſie auch in der Erfahrung auseinanderfallen, doch geeinigt werden, nämlich in Bezug auf ihren Gefühlsantheil. Hierdurch entſteht ein neues Realitätsgebiet, das der Kunſt. Inſofern Natur und Sittlichkeit als Objecte des Gefühls auftreten, werden ſie Stoff für die Kunſt.

Hier iſt irgend eine wirkliche Thatſache, eine Landſchaft, eine menſchliche Handlung, ein Charakter. An dem gegebenen Naturgegenſtand können wir nichts ändern. Unter der Idee der Freiheit ſagen wir zwar, daß dies oder jenes anders ſein ſollte, wir können indeſſen dieſen Anſpruch des Willens nicht vollziehen; das, was ſein ſoll, vermögen wir in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht wirklich zu machen, das Wirkliche nicht, wie es ſein ſoll. Die Kunſt aber überbrückt dieſe Kluft mit Hilfe des Gefühls. Zwar an der Natur kann ſie nichts ändern, am Sittengeſetz auch nicht; aber ſie kann beide in der Vorſtellung zu einer Einheit verbinden, und hierdurch wird ein neues Gefühl erzeugt, das Gefühl des Schönen. Wenn die Landſchaft, die Handlung, der Charakter ſo vorgeſtellt werden, wie ſie ſein ſollen, ſo entſteht dadurch freilich keine Wirklichkeit in der Natur oder Moral; aber es entſteht das Gefühl einer ſolchen Wirklichkeit. Die Natur wird als ſchön gefühlt, wenn ſie vorgeſtellt wird, wie ſie ſein ſoll; die ſittliche Handlung wird als ſchön gefühlt, wenn ſie als wirklich vollzogen vorgeſtellt wird. Dieſe neue Realität des äſthetiſchen Gefühls erzeugt die Kunſt, indem ſie das Wahre als ſittlich, das Sittliche als wahr vorſtellt.

Und hierdurch, indem es äſthetiſch wird, erlangt auch das ſubjective Gefühl eine objective Bedeutung. Schön oder häßlich iſt ein Gegenſtand oder eine Handlung, wenn die von ihnen erweckten Gefühle einen allgemeingiltigen Charakter haben, und zwar ſo, daß dabei das Gefühl Selbſtzweck iſt. Nur dann iſt unſer Urtheil ein rein äſthetiſches, wenn die Allgemeingiltigkeit des Gefühls nicht etwa durch ein Intereſſe bedingt wird, das ſich auf einen zu erreichenden natürlichen oder ſittlichen Zweck richtet; in dieſem Falle hätten wir es mit den Anwendungen der Naturerkenntniß oder der Praxis des ſittlichen Lebens zu thun. Für die Kunſt darf vielmehr lediglich das Gefühl in Betracht kommen, welches die Vorſtellungen von den zu erreichenden Zwecken hervorrufen, und in dem freien Spiel der Vorſtellungen von Zwecken löſen ſich die unnahbaren Gewalten des Naturgeſetzes und des Sittengeſetzes zur Harmonie des Schönen auf. Das Geſetz, unter welchem das Reich der Natur und das Reich der Moral ſich im lebendigen Gefühle der Menſchheit zu einer neuen Realität, der Realität des Schönen vereinigen, kann man die Idee der Zweckmäßigkeit nennen. Unter dieſer Idee erweiſt ſich die Kunſt als das dritte Mittel, Uebereinſtimmung von Subjecten hervorzubringen, nämlich Uebereinſtimmung im Gefühl. Erkenntniß und Wille werden nicht aufgehoben, ſondern verbunden im Gefühl; ſo zerſtört die künſtleriſche Geſtaltung weder die Nothwendigkeit der Natur noch die Freiheit des ſittlichen Handels, ſondern ſie vereinigt ſie als Gefühl zu einem allgemeinen Menſchheitsbewußtſein, zu einer Harmonie der Gefühle. In dieſem Sinne kann man von einer äſthetiſchen Weltanſchauung ſprechen, welche dem Wiſſen wie dem Sollen ihr Recht läßt.

Daß dieſe dritte Realität, die Realität des Schönen, in keinem Widerſpruch mit der Nothwendigkeit der Natur ſteht, weil ſie ebenfalls nur eine beſondere Art bezeichnet, wie Weltinhalt realiſirt, d. h. Uebereinſtimmung von Subjecten erzeugt wird, das läßt ſich vielleicht ſchneller einſehen, als das Verhältniß der Natur zur Freiheit. Denn von der Geſtaltung des Gefühls begreift man, daß ſie ſich nur im Subject vollziehen kann. Wenn man nun bedenkt, daß es Ordnungen giebt, nach welchen ſich Gefühle übereinſtimmend in den Subjecten geſtalten, und daß uns die Werke der Künſtler ſolche Ordnungen in der Erfahrung aufweiſen, ſo leuchtet es wohl auch ein, daß es überhaupt objective Geſetze giebt, die doch nur in und an den Subjecten Wirklichkeit gewinnen. Denn was bedeutet die objective Schönheit einer Beethoven'ſchen Symphonie für eine Welt von Tauben, oder ein Rafael'ſches Gemälde für eine Welt von Blinden? Wie ſich hier die Schönheit nur vollzieht im Gefühl ſinnlich wahrnehmender Weſen, ſo vollzieht ſich auch die Natur nur in der Erkenntniß denkender, das Sittengeſetz im Willen ſich ſelbſt beſtimmender Weſen. Und nun iſt es kein Widerſpruch mehr, daß die Cultur im Reiche der theoretiſchen Erkenntniß unter anderem Grundgeſetz ſich aufbaut, als im Reiche des Willens oder Gefühls. Die Sterne, welche am Himmel leuchten, ſind für die Erkenntniß Naturnothwendigkeit; wenn aber das Erlebniß, daß wir den Sternenhimmel erblicken, in Bezug auf das damit verbundene Gefühl realiſirt wird, ſo daß ein Product entſteht, welches dieſes Gefühl in jedem Menſchen wieder erweckt, z. B. ein Gedicht, ſo haben wir unbeſchadet des aſtronomiſchen Sternenhimmels eine äſthetiſche Einheit, ein Object der Kunſt.

* * *

Das Reſultat unſerer Unterſuchung ergab die Culturgebiete in ihrer Reinheit als Natur, Sittlichkeit und Kunſt. Wir erkannten in ihnen urſprüngliche Formen der Geſetzlichkeit wirkſam, nach deren Beſtimmung ſich der Weltinhalt im Bewußtſein der Subjecte realiſirt. Daß dieſe Gebiete im Grunde eine Einheit darſtellen, konnten wir nur aus der inneren Erfahrung ſchließen, daß wir in uns ſelbſt Denken, Wollen und Fühlen unterſcheiden und uns doch in dieſen Thätigkeiten als dasſelbe bewußte Weſen vorfinden. Daß ſich die Culturgebiete nicht widerſprechen, haben wir alſo erklärt aus ihrer Einheit im Bewußtſein der Perſönlichkeit, in welchem ſie nur verſchiedene Richtungen darſtellen, nach denen der Inhalt des Erlebniſſes ſich geſtaltet. Wenn wir daher auch begreifen, daß Denknothwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit objective Ordnungen ſind, die nur im perſönlichen Erlebniß zur Erſcheinung gelangen und hier ſubjectiv geeint ſind, ſo können wir doch hieraus nicht verſtehen, wie ſie ſelbſt eine objective Einheit zu bilden vermögen. Denn gerade darauf, daß wir ihre Realität auf das Leben der Subjecte beſchränkten, gründeten wir die Erklärung ihres Zuſammenbeſtehens als objectiver Geſetze, welche den Subjecten übergeordnet ſind. Wir können uns indeſſen nicht damit beruhigen, daß — zwar nicht jene Ordnungen ſelbſt, aber — die Einheit derſelben nur in den Perſönlichkeiten begründet ſei, welche doch immer endliche Einzelweſen bleiben. Wir müſſen vielmehr annehmen, daß es eine uns unbegreifliche Einheit giebt, welche die objective Bedingung für die uns allein ſubjectiv zugängliche Einheit in der Perſönlichkeit iſt. Wie ſich Natur, Sittlichkeit und Kunſt als objective Ordnungen erweiſen, obwohl ſie nur in Denken, Wollen und Fühlen wirklich werden, wie aber letztere nunmehr eine ſubjective Einheit in unſerm Erlebniß bilden, ſo fordern wir auch eine objective Einheit für Denknothwendigkeit, Freiheit und Zweckmäßigkeit, entſprechend der ſubjectiven Einheit von Denken, Wollen und Fühlen in unſerem Ich. Eine ſolche Einheit, welche wir demnach nur unter dem Bilde unſeres Bewußtſeins als eine unendliche, allumfaſſende Perſönlichkeit vorſtellen können, muß ſelbſtverſtändlich jeden menſchlichen Begriff überſteigen, da ſie ja die Bedingung für alles Bewußtſein iſt. Trotzdem aber ſind wir ihrer gewiß; denn ſie iſt uns ſelbſt gegeben, zwar nicht in der Erkenntniß, aber im Gefühl. Das Gefühl, daß in der Einheit unſerer Perſönlichkeit uns Antheil gegeben iſt an der Unendlichkeit der Welt, daß die Richtungen der Cultur in unſerm Bewußtſein zuſammenfließen, dieſes Gefühl erleben wir als eine Realität von unumſtößlicher Gewißheit. Dieſes Einheitsbewußtſein von Ich und Welt iſt ein Gefühl beſonderer Art, der keine Einzelrichtung im Bewußtſein ent-

Digitized by Google

ſpricht, ſondern welche das ganze Erlebniß als ſolches ſelbſt umfaßt, und dieſes Gefühl iſt das religiöſe Gefühl. Im religiöſen Gefühl erleben wir die Gewißheit, daß unſere Perſönlichkeit zuſammenhängt mit einer unendlichen Perſönlichkeit, welche die objective Bedingung der Welteinheit iſt. Dieſe uns im religiöſen Erlebniß gegebene Einheit iſt Gott. Religion beruht nicht, wie die reinen Culturrichtungen, auf einer beſonderen Geſetzlichkeit oder Idee, ſondern ſie iſt die Verbindung der reinen Bewußtſeinsformen im Erlebniß ſelbſt, das Gefühl dieſes Erlebniſſes als Antheil an Gott. Sie beſagt, daß die ganze Unendlichkeit von Natur, Sittlichkeit und Schönheit dem einzelnen endlichen Weſen als eine Einheit zugänglich iſt und ihm gegeben als eine Ergänzung dieſes ſeines endlichen Weſens. Dieſes urſprüngliche Wunder iſt objectivirt im Begriffe Gottes, als des unbegreiflichen Grundes der Einheit von Ich und Welt; und es wird erlebt als ein neues Gefühl, das religiöſe oder die Liebe Gottes. Die Exiſtenz Gottes kann nicht durch den Verſtand bewieſen werden, weil ſie ſelbſt Bedingung für jede Einheit iſt; aber ſie braucht auch nicht bewieſen zu werden, weil ſie im Gefühl vorliegt und Gefühle eine unmittelbare Gewißheit beſitzen. Daß unſer Ich, obwohl dem Naturzwange unterworfen, obwohl unfähig, die Majeſtät des Sittengeſetzes ganz zu erfüllen, obwohl nicht im Stande, völlig im Gefühl reiner Schönheit aufzugehen, doch nicht verloren iſt, daß ſich vielmehr unſer Ich der erdrückenden Totalität des Seins gegenüber gerettet weiß als eine Perſönlichkeit, in deren Einheit erſt das geſammte Sein zum Weltbild zuſammenfließt, das iſt als Gedanke nicht zu faſſen und doch als Gefühl unzweifelhaft. Aus dieſem Gefühl der Gewißheit entſpringt, vielmehr es iſt ſelbſt der Glaube an Gott als an die allumfaſſende Realität. Daß wir an dieſer unendlichen Einheit aller Realität als endliche Weſen Antheil haben, iſt eine Thatſache, für welche wir keinen objectiven Grund angeben können; denn es bleibt unbegreiflich, warum dieſe unendliche Realität der endlichen Weſen bedürfe. Der Glaube an Gott iſt daher zugleich der Glaube an die Liebe Gottes, weil wir in unſerer pſychologiſchen Erfahrung ein Motiv, wodurch ohne begreifbaren Grund die ganze Realität des Lebens hingegeben wird, nur in der Liebe kennen, und die Liebe ſomit das einzige Gefühl iſt, wodurch wir dieſes Verhältniß der unendlichen Einheit zur endlichen Perſönlichkeit ſymboliſch zu bezeichnen wiſſen. Einheiten, durch welche Weltzuſammenhang geſchaffen wird, finden wir nirgends, als in den Bewußtſeinseinheiten von Perſönlichkeiten; alle Einheiten, die wir als Syſtem begreifen, beruhen zuletzt auf ihrer Einheit in einem bewußten Weſen. Deshalb können wir auch, wenn wir verſuchen, das Gefühl von Gott uns in einem Object zu denken, Gott nicht anders als eine Perſönlichkeit vorſtellen, da er ja die oberſte aller Einheiten iſt.

Als letztes Motiv, auf welches ſich die Einheit aller Richtungen des Lebens und der Cultur gründet, finden wir ſomit den Glauben. Aber, dies beſagt nicht, daß dieſes letzte Motiv nun der willkürlichen Meinung überlaſſen ſei, ſondern nur, daß es nicht mehr aus dem Verſtande geſchöpft werden kann, weil es auf dem tiefſten Geſammterlebniß unſeres Innern beruht. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß wir unter Glauben hier weder eine ſubjective Anſicht verſtehen, noch etwa irgend ein Dogma, das uns von außen her durch irgend eine Autorität empfohlen werde. Jeder Glaube, der ſich auf Autorität gründen will, verfehlt ſeinen Zweck, weil er ſich von außen aufdrängt. Beweiskraft hat nur derjenige Glaube, welcher unmittelbar im Gefühl innerſter Gewißheit gegeben iſt. Und dieſe Beweiskraft erſtreckt ſich demnach nicht weiter, als auf das Leben der Perſönlichkeit ſelbſt. So ſchließen wir auch aus dem Glauben an die Einheit der Welt in Gott nichts anderes als das Recht, freilich auch die Pflicht der Perſönlichkeit, ſich ſelbſt als einen Theil jener Einheit zu fühlen. Weiter als bis auf die Gewißheit dieſes Gefühls können wir die Einheit aller Weltbeſtimmung nicht zurückführen. Dieſer innere Glaube an die Einheit aller Realität iſt die letzte Culturthatſache.

Ein ganz falſches Bild würde man erhalten, wenn man nun aus dieſer letzten Zurückführung der Einheit der Cultur auf den Glauben den Schluß ziehen wollte, daß es überhaupt keiner anderen Bedingungen für die Culturentwickelung bedürfe, als des Glaubens, oder daß in irgend einem einzelnen Culturgebiete der Glaube die letzte Inſtanz ſei, auf welche man ſich berufen dürfe, oder welche gegen ein Grundgeſetz der Cultur auftreten könne. Vielmehr iſt gerade das Reſultat unſerer Ausführungen dies, daß Natur, Sittlichkeit und Kunſt völlig ſelbſtändige Realitäten ſind, gegründet auf objective Ordnungen, unter denen die Culturentwickelung verläuft. Bei keiner dieſer Formen des Lebens bedarf es eines Eingriffes von Mächten des Glaubens. Die Natur entwickelt ſich nach dem Geſetze der Nothwendigkeit zu mechaniſch bedingten Syſtemen, die Freiheit des Willens ordnet ſich dem Sittengeſetze unter und erzeugt die moraliſche Welt, die Kunſt geſtaltet ſich unter der Idee der Zweckmäßigkeit zum Gefühle der Schönheit. Der Glaube hat damit im Einzelnen nichts zu thun. Erſt mit der Frage, wie es möglich ſei, daß dieſe Richtungen der Cultur nicht auseinanderfallen, ſondern nur verſchiedene Geſtaltungen des Erlebniſſes der Menſchheit darſtellen, erſt mit dieſer Frage tritt der Glaube in ſein Recht, als die Berufung auf die innere Gewißheit von der Einheit des Seins. Und ſo tritt auch das religiöſe Gefühl dort in Wirkung, wo es ſich um die Stellung der Perſönlichkeit zur Geſammtheit ihres Erlebniſſes handelt; dies aber freilich iſt das Leben ſelbſt. Es kann Jemand ein großer Naturforſcher ſein und die ſchwierigſten Probleme der theoretiſchen Erkenntniß löſen; es kann Jemand ein im ſtrengſten Sinne ſittlicher Charakter ſein und ethiſch völlig vorwurfsfrei verfahren; es kann Jemand als genialer Künſtler Schöpfungen dauernder Schönheit erzeugen; und keiner von ihnen braucht religiöſes Gefühl zu beſitzen. Aber ein ganzer, echter Menſch kann keiner ſein, der nicht ſich ſelbſt mit der Gotteseinheit der Welt verbunden weiß, und eine warme, hinreißende Wirkung auf die Menſchenſeele wird von keinem ausſtrahlen, der nicht in ſeiner eigenen Perſönlichkeit einen Funken glühen fühlt von der Liebe Gottes. In der Einheit des perſönlichen Lebens iſt die Religion die unentbehrliche Quelle, aus welcher Muth und Kraft, Troſt und Zuverſicht ſtrömen, um das verlorene Ich über die Weltgewalten zu erheben als das unendliche Ich, dem die Mächte der Welt ſich fügen.

Doch nimmer möge mißverſtandener Eifer in der Form des Glaubenszwanges die reinen Formen der Cultur zu ſtören wagen. Im Gegentheil, je reiner die Gebiete von Natur, Moral und Kunſt ſich ſcheiden, je weniger ſie ihre Rechtsſphären und Zwecke verwechſeln, um ſo höher entwickelt ſich das Culturleben. Der Fortſchritt der Menſchheit beſteht in der Sonderung der Culturrichtungen. Sie ſoll reinlich und entſchieden ſein, ſonſt entſtehen die Formen der Uncultur: Schwärmerei, Myſticismus, Aberglauben, Intoleranz, Phantaſtik, Prüderie, tendenziöſe Kunſt, Bevormundung, und wie ſie alle heißen. Die Erkenntniß verfolgte ihre wiſſenſchaftlichen Aufgaben unbekümmert, ob der Wille das Ergebniß gut heißt, das Gefühl ſich dabei behage; Sittengeſetz und Schönheit ſind ewige ſelbſtſchöpferiſche Mächte, welche ſich jeder Theorie der Natur gegenüber behaupten.

Das Gemüthsleben der Menſchheit wird immer die Einheit bleiben, welche im Gefühle die Realitäten des Daſeins vereint, wie ſie auch beſchaffen ſein mögen. Und als die Wächterin des Gedankens ſteht Philoſophie auf den Zinnen der Wiſſenſchaften, um die Rechtsſtreitigkeiten zu entſcheiden, welche der Wettkampf der Culturgeſtaltungen hervorruft, und Anmaßungen zurückzuweiſen, die aus der einſeitigen Betonung einer Bewußtſeinsrichtung entſpringen.

Aller Inhalt der Cultur iſt dem Fortſchritt unterworfen. Es war eine andere Natur, die unter der Herrſchaft des Ariſtoteles das Weltſyſtem in die Kryſtallſphären des Himmels einengte, als die Natur des modernen Forſchers, dem die fernſten Nebelwolken des Weltalls und die mikroſkopiſchen Zellen mechaniſche Syſteme ſind; und eine ferne Zukunft mag wieder eine neue, uns unbekannte Form des Naturgeſchehens als Realität erkennen. Andere Sitten gelten als das ethiſch Gebotene in anderen Zeitaltern und bei anderen Völkern. Der Stil der Kunſt und der Geſchmack am Gefälligen wechſeln. Mannigfaltig ſind die Formen des Glaubens, in welchen das religiöſe Gefühl nach einem Ausdruck ſucht. Dies alles iſt veränderlich. In jedem Culturzuſtande der Menſchheit realiſiren ſich die Grundgeſetze des Bewußtſeins zu anderem Weltinhalt, und das eben iſt der Weltprozeß als Culturproceß. Unvergänglich aber bleiben im Wechſel des Inhalts die Grundrichtungen des Bewußtſeins als die Wegweiſer der Cultur. Daß Erkenntniß nur durch Denknothwendigkeit beſteht, daß ſittliche Beziehungen durch die Forderung „Es ſoll“ ſtatuirt ſind, daß das Zweckmäßige im Gefühle allgemein gefällt, das ſind ewige Bedingungen der Cultur, vom erſten Abzählen der Beute bis zur Spectralanalyſe, vom grünen Friedenszweig des Wilden bis zum rothen Kreuz der Genfer Convention, vom Zierrath des

Hottentotten bis zu Goethes Fauſt. Und ebenſo vom Fetiſchdienſt bis zur Gottesliebe des Chriſtenthums ſind die wechſelnden Formen der Ausdruck eines religiöſen Gefühls, welches auf dem Bewußtſein beruht von einer Beziehung des Einzelſchickſals zum Weltſchickſal. Dieſen Inhalt des Bewußtſeins immer reiner zu geſtalten, die fortſchreitende Verwirklichung der Grundgeſetze zur Realität des perſönlichen Erlebniſſes, das iſt die Aufgabe der Cultur.

Iſt es uns gelungen, Naturgeſetzlichkeit zu begreifen als eine dieſer Formen, in welchen der Weltinhalt im Bewußtſein der Menſchheit ſich zur Realität geſtaltet, ſo mögen wir getroſt dem Mechanismus des Geſchehens uns ſelbſt als Gegenſtand der Erkenntniß ausliefern. Wir wiſſen, daß er nur eine der Darſtellungen iſt, in welcher unſerer Perſönlichkeit ihr eigenes Erlebniß entgegentritt, inſoweit es nämlich im Raume ſich vollzieht. Wir wiſſen aber auch, daß Natur unter dem Geſetze der Denknotwendigkeit die einzige Weltgeſtaltung enthüllt, in welcher die Strenge des mathematiſchen Beweiſes unbedingte Giltigkeit hat. Dadurch beſitzen wir in ihr den feſten Unterbau, auf welchen die Menſchheit ſich ſtützen muß, wenn ſie ihr Banner zu neuen Siegen der Cultur entfalten will.

Talleyrands Memoiren.

Von

Alfred Stern.

— Zürich. —

Selten iſt das Erſcheinen von Memoiren mit ſolcher Spannung erwartet worden, wie das der Memoiren Talleyrands. Von dem eingeweihten Staatsmann, der ſo viele Wandlungen in ſeinem langen Leben durchgemacht hat, hoffte man wichtige politiſche Aufklärungen zu erhalten. Von dem geiſtreichen Beobachter und Spötter durfte man eine Bereicherung des Schatzes epigrammatiſch zugeſpitzter Ausſprüche erwarten, die unter ſeinem Namen gehen.

Einer derſelben, der freilich ſchon vor ihm erfunden worden war, lautet bekanntlich: „die Sprache iſt dem Menſchen gegeben, um ſeine Gedanken zu verbergen.“ Der lebende Talleyrand hielt ſich daran; vielleicht aber hatte er doch eine Ausnahme von der Regel gemacht, indem er dem Papiere anvertraute, was erſt Jahrzehnte nach ſeinem Tode das Licht der Welt erblicken ſollte.

Indeſſen als das lange vorher angekündigte Werk, vom Herzog von Broglie herausgegeben und eingeleitet, endlich zu erſcheinen begann, war die Enttäuſchung nicht gering. Zunächſt wurden 1891 die beiden erſten Bände veröffentlicht, die bis zum Anfang des Jahres 1815 reichen. Dann folgten gleichfalls 1891 zwei weitere Bände nach. Ein fünfter ſchloß die Reihe 1892 ab*). Ueberblickt man das Ganze, ſo bemerkt man ſofort, daß die überwiegende Maſſe durchaus nicht den Charakter von Memoiren an ſich trägt, ſondern aus mannigfaltigen Actenſtücken beſteht. Nicht weniger als 450 Seiten des zweiten und dritten Bandes enthalten die diplomatiſche Correſpondenz aus der Zeit des Wiener Congreſſes. Der Schluß des dritten Bandes und der vierte und fünfte, mit Ausnahme einiger Stücke anderen Inhalts und gewiſſer eingeſchobener Abſchnitte in der Form überleitender Erzählung, umfaſſen Depeſchen, Inſtructionen, Briefe, ſei es Talleyrands, ſei es an ſeine Adreſſe gerichtet oder ſelbſt keines von beiden, aus der Zeit ſeiner Geſandtſchaft in London 1830—1834. Niemand wird den hohen hiſtoriſchen Werth dieſer Actenſtücke leugnen. Auch wird eine bedeutende Anzahl derſelben hier zum erſten Male mitgetheilt*). Sehr viele aber waren bereits bekannt.

---

*) Mémoires du prince de Talleyrand publiés avec une préface et des notes par le duc de Broglie de l'Académie française. Paris, Calmann Lévy, 1891, 1892. 5 Bde.

Das Verbot, vor einem beſtimmten Zeitraum die hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten Talleyrands zu veröffentlichen, hat nicht hindern können, daß ein guter Theil Rahm von der Milch vorher abgeſchöpft wurde. Die diplomatiſche Correſpondenz vom Wiener Congreß, wie von der Londoner Geſandtſchaft nach der Gründung des Julikönigthums ruht ſelbſtverſtändlich auch im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Dort hat ein findiger und betriebſamer Gelehrter, G. Pallain, ſie für zwei Editionen nutzbar machen dürfen. Die eine „Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du Roi Louis XVIII. pendant le congrès de Vienne“ liegt bereits ſeit 1881 vor und iſt auch in vorzüglicher deutſcher Ueberſetzung (von Bailleu) zugänglich. Die andere „Ambassade de Talleyrand à Londres 1830 bis 1834“ iſt bisher in einem erſten Bande (Paris, E. Plon 1891) wenigſtens bis zum Juli 1831 gediehen. Der Unterſchied in der Wiedergabe von Actenſtücken hier wie dort beſteht darin, daß im Archive die Depeſchen Talleyrand's im Original, die ihm ertheilten Weiſungen im Concept liegen, während es ſich mit den betreffenden Stücken ſeines Nachlaſſes umgekehrt verhält. Indeſſen ſind ſolche Varianten nicht bedeutend genug, als daß der doppelte Abdruck ſich lohnte. Nimmt man dazu, daß manches ſonſtige Actenſtück auch an anderer Stelle, z. B. im Briefwechſel Talleyrands mit Louis Philipp und Madame Adelaide (Comtesse de Mirabeau: Le Prince de Talleyrand et la maison d'Orléans, Paris, Plon 1890) zu leſen iſt, daß das Intereſſe der urkundlichen Aufſchlüſſe beim heutigen Stande der hiſtoriſchen Literatur nicht mehr daſſelbe ſein kann wie vor fünfzig oder vor dreißig Jahren, ſo ſchrumpft die Bedeutung dieſer Actenmaſſe unzweifelhaft zuſammen.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Reſte der fünf Bände, ſo finden wir uns genöthigt, nochmals drei Abſchnitte von den Memoiren im eigentlichen Sinne abzuziehen. Die beiden hiſtoriſchen Eſſays über den Herzog von Choiſeul und über den Herzog von Orléans löſen ſich ganz von Talleyrands eigener Lebensgeſchichte los. Sie ſind äußerſt reizvoll, durch eine Fülle feiner Bemerkungen ausgeſchmückt, mit leichter, aber genialer Hand hingeworfen. In dem Eſſay über Orléans findet ſich auch ein mit ſcharfem Griffel gezeichnetes Charakterbild von Sieyès. Leider verſagt ſich der Portraitiſt Philipp Egalités, „merkwürdige und wenig bekannte einzelne Züge ſeines Lebens und ſeines Charakters“ in das Gemälde aufzunehmen. Auch bricht ſeine Darſtellung eben an dem Punkte ab, wo die Thätigkeit des Herzogs in der Revolution zu beleuchten geweſen wäre. Dafür verfehlt Talleyrand aber nicht, hervorzuheben, daß „eine privilegirte Natur aus dem älteſten Sohne des Herzogs und aus ſeiner Tochter höhere Weſen gemacht habe.“ Jener war der ſpätere König Louis Philipp, dieſe Madame Adelaide, die Talleyrand kaum geringeren Dank zu zollen hatten, als er ihnen.

---

*) Einige ſind, wie der Anhang zum fünften Bande lehrt, vom Herausgeber, dem Herzog von Broglie, nicht nur Papieren Talleyrands, ſondern auch dem Archive ſeines eigenen Hauſes entnommen.

Ein dritter Abſchnitt hängt wenigſtens mit Talleyrands Denkwürdigkeiten inſofern zuſammen, als er ſich gegen zwei Beſchuldigungen, die wider ihn erhoben worden waren, vor der Nachwelt in einem beſonderen Aufſatz zu rechtfertigen ſucht. Savary, der Herzog von Rovigo, bezichtigte ihn, Napoleon zur Erſchießung des Herzogs von Enghien angeſtachelt zu haben. Ein Abenteurer, Marquis de Maubreuil, gab zu verſtehen, daß Talleyrand ſich ſeiner habe bedienen wollen, um Napoleon während der Reiſe nach Elba aus dem Wege zu räumen. Ueber die thörichten Bosheiten eines Maubreuil waren nur wenig Worte zu verlieren. Savary's Anſchuldigung dagegen, die 1823 viel Staub aufgewirbelt hatte, ſollte ausführlicher widerlegt werden. Talleyrand hatte damals von Ludwig XVIII. in einem entrüſteten Schreiben verlangt, ſeinem Ankläger vor den Pairs gegenübergeſtellt zu werden. Dies ſchlug der König ab, „um nicht ärgerliche Debatten zu entfeſſeln und ſchmerzliche Erinnerungen zu erwecken.“ Zugleich aber ließ er ihn durch den Miniſter Villèle verſichern, daß die Anklage des Herzogs von Rovigo keinen Eindruck auf ihn gemacht habe und verbot dieſem, ferner bei Hofe zu erſcheinen. Talleyrand nahm die betreffenden Actenſtücke aus dem Jahre 1823 in ſein Manuſcript auf, fügte einige andere aus dem Jahre 1804, die zu ſeiner Entlaſtung dienen ſollten, hinzu und betonte, daß der verhängnißvolle Spruch, dem der bourboniſche Prinz zum Opfer fiel, ganz ohne ſein Zuthun gefaßt worden ſei, was Niemand in Frage geſtellt hatte. Aber der Vorwurf, den ſeine Freundin, Madame de Rémuſat, ihm macht, daß er nicht den Muth gehabt, ſeine Stimme gegen Napoleons Blutbefehl zu erheben, wiegt allein ſchon ſchwer genug. Noch ſchwerer wiegen die Zeugniſſe, die Boulay de la Meurthe und Welſchinger in ihren Schriften über den Herzog von Enghien zuſammengeſtellt haben, ſelbſt wenn man Grund hat, einen angeblichen Brief Talleyrands vom 8. März 1804 für gefälſcht zu halten.

Nach ſo vielen Abzügen bleibt ein verhältnißmäßig kleiner Theil der fünf Bände für die Memoiren übrig. Dieſe ſelbſt aber umfaſſen ſtreng genommen Talleyrands Leben nur bis zum Sturze ſeines Miniſteriums im Jahre 1815 nach der zweiten Reſtauration. Von da bis zur Juli-Revolution klafft leider eine Lücke, die auszufüllen Talleyrand unnöthig erſcheinen mochte, weil er, abgeſehen von ſeinem Auftreten in der Pairskammer, während dieſes Zeitraumes nicht auf der Bühne des öffentlichen Lebens ſtand. Die Regierung Louis Philipps führte ihn auf dieſe zurück. Allein ſtatt einer zuſammenhängenden Erzählung ſeiner Thätigkeit auf dem Geſandtſchaftspoſten in London zog er vor, die Urkunden ſprechen zu laſſen und ſie nur durch ziemlich trockene Berichterſtattung zu verknüpfen. Selten gewinnt ſie durch die Charakteriſtik der Staatsmänner, mit denen der greiſe Geſandte Louis Philipps zu thun hatte, oder durch geſchichtliche Rückblicke etwas individuelle Färbung. Ganz anders verhält es ſich mit jenem zuſammenhängenden Stück der autobiographiſchen Aufzeichnungen, in denen ſich die Geſtalt des Erzählers vom Hintergrunde des ancien régime, der revolutionären Epoche, des Kaiſerreiches und der beiden Reſtaurationen abhebt. Dies allein iſt des Namens von Memoiren würdig. Nur ihm kann eine Stelle in der großen Reihe von Werken dieſer Gattung hiſtoriſcher Literatur eingeräumt werden, an denen die Franzoſen ſo reich ſind. Vermuthlich aber wird dieſe Stelle eine ziemlich beſcheidene ſein. Denn der Gehalt an neuer Kunde iſt zu gering, die Verſchleierung und Verſchiebung des Thatſächlichen zu deutlich, die künſtleriſche Faſſung zu ungleich, als daß von einem Meiſterwerke die Rede ſein dürfte.

Am wenigſten treffen dieſe Ausſtellungen Talleyrands Jugendgeſchichte und die Schilderung ſeines Mannesalters bis zum Ausbruch der Revolution. Hier giebt er ſich als liebenswürdiger Plauderer, geſchmeidig und anziehend, wie ihn der Verfaſſer der „Galerie des états généraux“ einſt unter der Maske des Amène gezeichnet hatte. Die Erzählung der Kindheit, der geiſtigen Entwicklung, erſter unſchuldiger Liebe*) und freundſchaftlicher Herzensbündniſſe gleitet anmuthig am Auge des Leſers vorüber. Demnächſt folgt man dem genußfähigen, verſchmitzten Weltkinde, das Abbé de Périgord hieß, in die Kreiſe vornehmer Geſelligkeit und auf das Gebiet der Politik und des Finanzweſens. Man athmet etwas von der Luft jener verführeriſchen Zeit vor dem Sturme, in der allein, wie der alte Talleryand nicht ohne cyniſches Bedauern geſtand, empfunden werden konnte, was „Luſt des Lebens“ bedeutete. Es iſt begreiflich, daß er hier wie auch ſonſt über ſeine galanten Beziehungen und über ſeine Leidenſchaft, ſich die Taſchen mit Gold zu füllen wie füllen zu laſſen, hinweggeht. Weniger verzeihlich iſt es, daß er Mirabeau, dem er einſt ſo nahe geſtanden hatte, nur einmal ganz gelegentlich erwähnt. Auch zwiſchen früher bekannt gewordenen Briefen Talleyrands aus ſeiner Jugend und der Art und Weiſe, wie er Calonne's gedenkt, beſteht ein merklicher

---

*) Ganz anders wird dieſe Epiſode erzählt bei Pichot: Souvenirs intimes sur M. de Talleyrand, Paris 1870 (nach dem „Album perdu“) S. 47—51. Aber Pichot giebt ſelbſt zu, daß die Echtheit der von ihm mitgetheilten Form beſtritten ſei. Vgl. Gorsas: Talleyrand, Paris, Savine 1891 S. 19—24.

Unterſchied. Die Charakteriſtik Neckers und Lafayette's iſt äußerſt dürftig. Weitſchweifige Auseinanderſetzungen, wie über die Frage der Coloniſation und den engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrag von 1786, können ſolche Mängel nicht erſetzen. Sie ſind zwar von Werth für die Erkenntniß der Gedankengänge Talleyrands, der in einem Athem für „den Triumph der Handelsfreiheit" und für die Herrſchaft ſeines Vaterlandes über das Mittelmeer, als einer franzöſiſchen „Domäne" ſchwärmt. Allein ſein Verhalten in der Vorgeſchichte der Revolution und dieſe Vorgeſchichte ſelbſt wird dadurch nicht weiter aufgehellt.

Noch viel weniger kann die Erzählung ſeiner Betheiligung an der Revolution befriedigen. Allerdings wird gleich zu Beginn derſelben eine Mittheilung gemacht, die den Reiz der Neuheit beanſpruchen könnte, wäre ſie nicht der Hauptſache nach ſchon aus den Memoiren des Barons de Vitrolles bekannt geweſen. Talleyrand will in geheimen Zuſammenkünften mit dem Grafen von Artois in Marly den Rath gegeben haben, die Reichsſtände aufzulöſen und, nach ſeinen Vorſchlägen, eine Pairskammer zu ſchaffen oder Beſchränkungen in's Wahlgeſetz aufzunehmen, alsdann eine neue Verſammlung zu berufen. Dieſe Zuſammenkünfte müßten etwas früher ſtattgefunden haben, als Vitrolles ſie anſetzt; übrigens liegt nicht der mindeſte Grund vor, an der Richtigkeit der Thatſache zu zweifeln. Da Talleyrands Rath nicht befolgt wurde, ſah er ein, wie er ſagt, „daß man, wenn man nicht ein Thor ſein wollte, an ſich ſelbſt denken müſſe." Mit dieſem kühnen Sprung verſetzt ſich der Erzähler in's Lager der populären Partei. Zu der Führerrolle, die er alsbald in dieſer einnahm, paſſen freilich die Worte ſehr ſchlecht, die er der Emigration widmet. „Der Graf von Artois hatte das Signal für ſie gegeben. Ich liebte ihn. Ich hatte die ganze Kraft meines Verſtandes nöthig, um der Verſuchung zu widerſtehen, ihm zu folgen." Sollte man nicht danach glauben, Talleyrand hätte auf der Rechten der Nationalverſammlung geſeſſen? Sollte man es für möglich halten, daß er an ſo vielen ihrer Beſchlüſſe freudigen Antheil nahm? In der That bekommt der Leſer der Memoiren davon ſehr wenig zu hören, obwohl ein Zuſatz zum Teſtamente Talleyrands und eine Stelle der Memoiren ſelbſt (I. 228) „etwas mehr Licht" verſprechen. Seine Miſſionen nach London vor und nach dem 10. Auguſt 1792 werden nur flüchtig geſtreift. Dieſer Tag, an dem die Tuilerien erſtürmt wurden und die Monarchie zuſammenbrach, wird als ein „Verbrechen" bezeichnet. Aber daß Talleyrand „dies Verbrechen" in einem von ihm verfaßten Rundſchreiben vor den Mächten Europas zu rechtfertigen unternahm, (Pallain: Le ministère de Talleyrand sous le directoire 1891 p. V—XI, Sorel: L'Europe et la révolution française III, 15) wird wohlweislich verſchwiegen.

Um ſo länger verweilt der Erzähler bei der Schilderung ſeines Aufenthaltes in Nordamerika, wo er während der Schreckensherrſchaft ein Aſyl fand. Er lenkt mit Geſchick die Aufmerkſamkeit ab auf „dies große Land, deſſen Geſchichte erſt beginnt“ und feſſelt durch den Bericht deſſen, was er dort erlebt und gedacht hat. Wie er, nach Frankreich zurückgekehrt, durch ſeine Freundin, Madame de Staël, mit dem Director Barras in Verbindung geſetzt und durch dieſen zum Miniſter des Auswärtigen erkoren wurde, wußte man ſchon bis in's Einzelne. Er hütet ſich zu erwähnen, daß er dadurch aus einer peinlichen Geldklemme befreit zu werden wünſchte (vgl. neuerdings B. de Barante: Souvenirs I. S. 90.) und ſtellt die Annahme des Amtes mehr als ein Opfer dar, das er gebracht haben wollte, „um mißfällige Menſchen und Dinge zum Nutzen der Zukunft dienſtbar zu machen.“ Ueberhaupt beſtrebt er ſich, ſeine Thätigkeit als Miniſter möglichſt zu verkleinern. Niemand kann ſich auf Grund ſeiner Memoiren den Gegenſatz ſeiner Anſchauungen über das Programm auswärtiger Politik zu denen des Directoriums vorſtellen. Ebenſo verdunkelt er den Zeitpunkt und die Gründe ſeiner Entlaſſung. Seinen Worten nach ſollte man ihn für ein unſchuldiges Lamm halten, das ſich längſt aus der Geſellſchaft von Wölfen hinweggeſehnt hatte. Auch Napoleons Idee, ihn während des ägyptiſchen Zuges als Unterhändler gegenüber der Pforte zu benutzen, muß zur Verhüllung des Thatbeſtandes herhalten.

Mit Napoleon tritt in Talleyrands Memoiren diejenige Geſtalt auf, die das ſtärkſte Intereſſe des Leſers herausfordern wird. Leider wiederholt ſich aber auch hier die Erfahrung, daß die Veröffentlichung zu ſpät erfolgt iſt, um große Ueberraſchungen bieten zu können, und daß Talleyrands Ausſagen bei der Vergleichung mit anderen Quellen häufig an Glaubwürdigkeit verlieren. Höchſt bezeichnend iſt es ſchon, daß Talleyrand ſich rühmt, nach ſeiner Ernennung zum Miniſter unter dem Directorium zuerſt „einen ſehr verbindlichen Brief des Generals Bonaparte“ erhalten zu haben, während nach der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte der erſte, mehr als verbindliche Brief von Talleyrand an den ſiegreichen Helden nach Italien gerichtet iſt. Dies war ſchon 1819, lange vor Talleyrands Tode, gedruckt zu leſen, ſeine irreführende Angabe blieb aber ſtehen. Die Vorgeſchichte des 18. und 19. Brumaire wird durch einen kleinen romanhaften Zug bereichert, davon abgeſehen aber ſehr im Zwielicht gehalten. Daß Talleyrand am Entſcheidungstage vor dem Schloſſe von St. Cloud im Wagen abwartete, ob er bleiben oder flüchten ſolle, findet man begreiflicher Weiſe hier nicht. Leſenswerth ſind die Seiten, die dem Beginne der conſulariſchen Regierung gewidmet ſind. Aber eben da, wo man von denſelben die meiſten Aufſchlüſſe erwarten ſollte, auf dem Felde der auswärtigen Politik, ſind Talleyrands Mittheilungen häufig lückenhaft oder unzuverläſſig. Dies erklärt ſich gutentheils aus ſeinem ihm keineswegs allein eigenthümlichen Syſteme, ſich einen doppelten Napoleon zu conſtruiren: einen maßvollen, „deſſen Pläne jeder patriotiſche Franzoſe zu verwirklichen mithelfen konnte,“ auch wenn wenn er die Mittel nicht immer billigte, und einen zügelloſen, der Europa und Frankreich zu immer neuen Kriegen fortriß und ſchließlich ſeinen eigenen Ruin herbeiführte. Der Friede von Amiens ſcheint ihm die Grenzlinie zu bilden.

Nun hat bekanntlich Talleyrand noch manches Jahr nach dem Abſchluß dieſes Friedens „mitgeholfen.“ Er hat, ohne zu murren, als treuer Diener ſeines zeitweiligen Herrn, des erſten Conſuls und Kaiſers, deſſen ausgreifende Eroberungspolitik mit Rath und That unterſtützt und bis zur Unterzeichnung der Verträge von Tilſit mit ſeinem Namen gedeckt. Er hat es dabei an Ausdrücken ſchmeichleriſcher Unterwürfigkeit nicht fehlen laſſen, die man neuerdings in der wichtigen Veröffentlichung Pierre Bertrands: Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon 1800—1809 Paris, Perrin 1889, dicht gehäuft finden kann. Es nimmt ſich daher eigenthümlich aus, wenn Talleyrand ſich damit brüſtet, dem Kaiſer zu der Zeit, „da er die Wahrheit noch hören konnte“ und ſelbſt noch ſpäter, „als man ihn vorſichtig behandeln mußte,“ die Wahrheit geſagt zu haben.

Immerhin läßt ſich nicht leugnen, daß Talleyrands Ideen „über die Herſtellung eines wahren Gleichgewichtes in Europa“ von Napoleons Streben nach der Gründung eines Univerſalreiches bedeutend abwichen. Wie er ſich jenes Gleichgewicht auch 1807 unmittelbar vor dem Tilſiter Frieden noch als möglich dachte, geht aus einer merkwürdigen Stelle ſeiner Memoiren hervor: „Es hätte dazu nur folgender Dinge bedurft: erſtens Italien zur Einheit aufrufen, indem man das Haus Baiern dorthin verpflanzte, zweitens Theilung Deutſchlands zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich, das ſich bis zur Mündung der Donau erſtreckt haben, und dem Hauſe Brandenburg, das man vergrößert haben würde, drittens Wiederherſtellung Polens unter der Herrſchaft des Hauſes Sachſen.“ Wie in einer früheren berühmten Denkſchrift vom 17. October 1805 (S. Bertrand S. 156 ff.) ſo ſpielte auch in dieſer Phantaſie die berechtigte Furcht vor den Gefahren mit, „die Europa von Oſten her bedrohen.“ Es liegt jedoch auf der Hand, wenn man ſich die damaligen Grenzen Frankreichs und die Maſſe ſeiner Vaſallen vergegenwärtigt, daß auch Talleyrands Gedankenſpiel nur ein Hohn auf die Idee des europäiſchen Gleichgewichtes war, von ſeinen willkürlichen Vorausſetzungen ganz zu ſchweigen.

Wer im Auge behält, daß Talleyrand es darauf anlegt, ſich gleichſam als den trauernden guten Engel Napoleons zu ſchildern, wird manche Lücke und manche Behauptung der Memoiren nach Gebühr zu würdigen wiſſen. Talleyrand läßt 1807 den öſterreichiſchen General Vincent in Warſchau erſcheinen, „einzig und allein damit beauftragt, über die Erhaltung der Ruhe in den ehemals polniſchen Gebieten Oſterreichs zu wachen“, wobei er ihm nach Kräften geholfen haben will. Er ſagt aber kein Wort über die wichtigen politiſchen Verhandlungen, die zwiſchen ihnen ſtattfanden, in deren Verlauf er Napoleons Friedensbedingungen „gerecht und gemäßigt“ nannte. Der Königin Louiſe legt er beim Abſchied in Tilſit nach jenen peinlichen Zuſammenkünften mit dem unerbittlichen Sieger die Aeußerung in den Mund: „Fürſt von Benevent, nur zwei Perſonen bedauern, daß ich hierhergekommen bin, ich und Sie. Nicht wahr, Sie ſind zufrieden mit dieſer meiner Anſicht?“ worauf er nur mit Thränen der Rührung und des Stolzes antworten konnte. Aber die

Oberhofmeiſterin Frau von Voß, die eine ſolche Scene ſchwerlich mit Stillſchweigen übergangen hätte, weiß nichts davon, berichtet vielmehr, daß man Talleyrand die Verhärtung Napoleons Schuld gebe.

Selbſt wo er nachweisbar jene ſchöne Rolle des Warners geſpielt hat, entgeht er der Verſuchung nicht, ſeinen Worten und Handlungen den Stempel einer unerſchütterlichen Folgerichtigkeit aufzudrücken, der ihnen in Wirklichkeit fremd war. Dies gilt namentlich von ſeiner Erzählung des ſpaniſchen Unternehmens Napoleons, dem er ſehr viel Raum widmet. Er beruft ſich dabei (I. 373) auf das Werk von de Pradt: Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne, das 1816 erſchien, fügt aber Manches aus eigener Erinnerung hinzu. Mit ſichtlicher Befliſſenheit kehrt er ſeine Sympathie für die bourboniſche Königsfamilie in Spanien heraus. Sobald er, ſchon während des Aufenthaltes in Berlin nach der Schlacht bei Jena, Napoleons Abſicht erkennt, „den ſpaniſchen Zweig des Hauſes Bourbon zu zerſtören", gelobt er ſich, um jeden Preis, nach Frankreich heimgekehrt, ſein Miniſterium niederzulegen. Man weiß, daß dies geſchah, wenn auch die Gründe ſeiner Entlaſſung heute noch nicht ganz klar ſind. Er erhielt die reich dotirte Stelle eines Vicegroßwählers, die er ſelbſt als eine „ehrenvolle und einträgliche Sinekur" bezeichnet. Sein Widerſtreben gegen Napoleons ſpaniſchen Plan bleibt ſich gleich. „Ich bekämpfte ihn," berichtet er, „mit aller Kraft, indem ich die Immoralität und die Gefahren einer ſolchen Unternehmung auseinanderſetzte." Endlich giebt er, „gedrängt durch die argliſtigen Argumentationen des Ehrgeizes des Kaiſers" einen Ausweg an. Er räth, um ſich die erforderlich ſcheinenden Sicherheiten von Seiten Spaniens zu verſchaffen, zur Beſetzung Cataloniens bis zum Abſchluß des Friedens mit England. Napoleon ſoll dieſe Provinz als Pfand behalten. Verzögert ſich die Beendigung des Seekrieges, ſo läßt ſich vielleicht ihre dauernde Verbindung mit Frankreich durchführen. Alles, was darüber hinausgeht, wird zum Unheil führen. Aber er überzeugt den Kaiſer nicht. Dieſer beginnt das diplomatiſche Intriguenſpiel, dem Talleyrand gänzlich fremd geblieben ſein will. Die ſpaniſche Königsfamilie geht in Bayonne in die ihr geſtellte Falle. Die Prinzen werden vom Kaiſer der Obhut Talleyrands in ſeinem Schloße Valençay überwieſen, „um die Welt glauben zu machen, daß er ſeine Pläne billige." Niemand aber wird dadurch getäuſcht, und er iſt glücklich als aufmerkſamer Wirth, dieſen bourboniſchen Sprößlingen „Kummer und Sorge zu erſparen."

In der Hauptſache, daß er das ſpaniſche Unternehmen entſchieden mißbilligte, ſagt Talleyrand die volle Wahrheit. Andere Zeugniſſe beſtätigen dies und machen Napoleons Behauptung zu Schanden, er ſei erſt von Talleyrand auf den Gedanken gebracht worden, die ſpaniſchen Bourbonen zu vertreiben.

Aber die Memoiren Talleyrands verſchweigen, was die Memoiren der Frau von Rémuſat ausplaudern: „Er ſagte uns: ein Prinz des Hauſes Bourbon iſt ein ſchlechter Nachbar für die Dynaſtie Bonaparte, und ich glaube nicht, daß der Kaiſer ſie belaſſen kann." Hierauf folgen verſchiedene Erwägungen, wie man „den Friedensfürſten“, den leitenden ſpaniſchen Miniſter, verdrängen, falls der König ſich dieſem Anſinnen widerſetze, für ſein Volk und gegen ihn Partei nehmen, je nach den Umſtänden „das ganze Geſchlecht der Bourbonen entthronen, oder durch Verheirathung des Infanten mit einer Prinzeſſin des Hauſes Bonaparte „compromittiren“ müſſe. Eben ſo wenig erwähnen Talleyrands Memoiren, daß er im Beginn des Jahres 1808 bei den trügeriſchen Verhandlungen mit Izquierdo zugezogen wurde. Man mag danach urtheilen, ob ihn mehr „die Gefahr“ oder „die Immoralität“ des Unternehmens kopfſcheu machte.

Bedenklich iſt auch die Wiedergabe eines Geſpräches, das er, bald nachdem der Schlag von Bayonne gelungen, mit dem Kaiſer gehabt haben will. „Was iſt nun aus Ihren Prophezeihungen geworden, läßt er den Kaiſer ſagen, daß ich Schwierigkeiten finden würde, die ſpaniſchen Angelegenheiten nach meinem Willen zu leiten? Ich bin mit den Leuten fertig geworden. 'Sie ſind mir alle in's Netz gegangen, ich bin Herr der Lage in Spanien wie in ganz Europa.“ „Dieſe Prahlerei,“ erzählt Talleyrand weiter, „ärgerte mich, da ich ſie namentlich wegen der von ihm angewandten ſchändlichen Mittel höchſt ungerechtfertigt fand. Ich erwiderte ihm indeſſen ruhig, daß ich die Dinge anders anſähe und glaube, er habe durch die Vorgänge von Bayonne mehr verloren als gewonnen.“ ‚„Wie meinen Sie das?“‘ „Mein Gott, das iſt ſehr einfach, ich will es an einem Beiſpiel klar machen. Wenn Jemand in der Welt Thorheiten begeht, Maitreſſen hält, ſich ſchlecht gegen ſeine Frau benimmt, ſelbſt gegen ſeine Freunde ſich viel zu Schulden kommen läßt, ſo wird man ihn zwar tadeln, indeſſen wenn er reich, mächtig und geſchickt iſt, kann er noch auf die Nachſicht der Geſellſchaft rechnen. Sobald er aber beim Spiel betrügt (triche au jeu), wird er augenblicklich aus der guten Geſellſchaft ausgeſtoßen, und ſie verzeiht ihm nie.“ Der Kaiſer erblaßte, war verwirrt und ſprach an dieſem Tage nicht mehr mit mir, aber von dieſem Augenblicke datirt der Bruch zwiſchen uns, der mehr oder weniger deutlich hervortrat.“ Wenn man das Verhältniß Napoleons und Talleyrands überdenkt, wenn man die demüthig-ſchmeichleriſchen Briefe kennt, die dieſer auch ſpäter noch an jenen gerichtet hat, ſo wird man dem Wortlaute der Memoiren nicht trauen. Wohl aber lieſt man in den Memoiren Beugnots, daß dieſer aus Talleyrands Mund hörte: „Siege können ſolche Züge (das Intriguenſtück von Bayonne) nicht auslöſchen, weil etwas Gemeines und Betrügeriſches wie beim falſchen Spiele (de la tricherie) darinſteckt.“ Was Talleyrand einem Beugnot gegenüber ſagen durfte, verflicht er nicht ſehr geſchickt in die Antwort, die er dem Kaiſer gegeben haben wollte.

Auch das iſt nicht richtig, daß der Bruch „zwiſchen Napoleon und Talleyrand“ von jener Zeit herrühre. Wie wäre Talleyrand, obwohl nicht mehr Miniſter, ſonſt von Napoleon zu den Verhandlungen jenes Erfurter Congreſſes herangezogen worden, den er in farbenreichem Bilde vor uns aufleben läßt? Dies Stück der Memoiren würde als eine wahre Enthüllung begrüßt werden können, hätte man nicht ſchon gewußt, daß Talleyrand hier „Napoleons Sache verrieth, indem er ſich ſchmeichelte, ſeinen Intereſſen zu dienen." Beſſer als mit den angeführten Worten Vandals läßt ſich Talleyrands Verhalten nicht bezeichnen. „Erfurt, ſagt der genannte Hiſtoriker mit gutem Grunde, iſt das Terrain, auf dem Talleyrand allen Ernſtes den Kampf auf nimmt, den er ſchon ſeit ein paar Monaten eingeleitet hatte. Zunächſt beabſichtigt er ſeinen beſonderen Frieden mit Europa zu verhandeln, mit Oeſterreich gute Beziehungen zu pflegen, ſich beim Zaren ein Anſehen zu verſchaffen, das ihn gegen die Wechſelfälle der Zukunft ſicher ſtellt. In Erfurt knüpft er mit Alexander jene Verbindung an, die ihm ſechs Jahre ſpäter erlaubte, dem ruſſiſchen Monarchen im eroberten Paris die Honneurs zu machen. Aber ſein Abfall hatte auch edlere Beweggründe. Da er mit gerechtem Schrecken ſah, daß Napoleon mehr und mehr die Grenzen des Möglichen verkannte und den größten Gefahren entgegenging, . . hielt er dafür, daß es nur ein Mittel gäbe, ihn zu mäßigen: nämlich die Mächte zum Widerſtande zu ermuthigen . . Er verſucht es durchzuſetzen, daß Oeſterreich ſich nicht zu tief beugt, daß Alexander ſich nicht ganz hingiebt. Er warnt dieſen Fürſten, ſchützt ihn vor der Verführung, beſtrebt ſich ihn der Bezauberung Napoleons zu entziehen, beſchwört ihn, die Unabhängigkeit Europas ſeinem eigenen Ehrgeiz nicht aufzuopfern." Man muß Vandals Darſtellung in ſeinem ausgezeichneten Werke Napoléon et Alexandre I. (Band I., Paris, Plon 1891) Schritt für Schritt mit Talleyrands Erzählung vergleichen, um dieſe auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Daß Talleyrand ſeine eigene Geſtalt zu ſehr in den Vordergrund rückt, Champagny's und Rumantzows Mitwirkung verſchweigt, muß man dem Memoirenſchreiber zu gute halten. Mit wahrer Virtuoſität hat Talleyrand in dieſem Abſchnitt „das ungeheuerliche Maß erzwungener, erheuchelter oder ſelbſt aufrichtiger Huldigungen" geſchildert, die Napoleon dargebracht wurden. Sein Spott trifft namentlich viele der kleinen deutſchen Fürſten, die ſich vor dem Uebermächtigen „zu Boden warfen." Daran gewöhnt, „ihre Größe an Schmeicheleien zu meſſen, die ſie niemals übertrieben finden, beugen ſie ſich auch vor dem Sieger ſo tief, wie ſie ihre Unterthanen vor ihrer eigenen Perſon gebeugt zu erblicken wünſchen . . Ich habe in Erfurt nicht eine Hand auf edle Art die Mähne des Löwen ſtreicheln ſehen."

Es thut wohl, auch von den Fürſten des deutſchen Geiſtes reden zu hören, die Napoleon in jenen Herbſttagen zu Erfurt und Weimar nahten und die ihre Würde unſtreitig beſſer zu wahren wußten. Leider bietet aber Talleyrands Bericht, ſo eingehend er iſt, hier wieder arge Blößen. Drei volle Seiten ſind der Unterhaltung des Kaiſers mit Goethe gewidmet, die am 2. October 1808 in Erfurt ſtattfand. Es iſt bereits verſchiedentlich u. A. von Ludwig Geiger in der „Nation" (1891, 9. Mai) darauf aufmerkſam gemacht worden, daß Talleyrands Aufzeichnung ganz und gar nicht mit derjenigen übereinſtimmt, die wir von Goethes Hand ſelbſt beſitzen. Man kann ſagen: Form und Inhalt decken ſich nirgends. Am ſtärkſten iſt es, daß nach Talleyrands

Memoiren vom Werther gar keine Rede iſt, während Talleyrand ſelbſt 1825 dieſen Roman gegenüber K. von Bonſtetten als einen der Gegenſtände der Unterhaltung bezeichnet hat. (Briefe von K. V. von Bonſtetten an Friederike Brun, herausgegeben von Matthiſſon II, 312.) Aber hiervon abgeſehen, wie viele Unmöglichkeiten tiſchen die Memoiren dem Leſer auf! Goethe ſoll Wieland neben Schiller und Leſſing als großen deutſchen Dramatiker genannt haben. Er ſoll erklärt haben, Kotzebue, der damals die Gunſt des Zaren genoß, ſei noch in Sibirien gefangen. Er ſoll vergeſſen haben, daß er wenige Tage vorher dem Zaren vorgeſtellt worden war und geſagt haben, er hoffe ihm vorgeſtellt zu werden. Talleyrand, der nach Goethes Bericht zuerſt „etwas entfernt“ geſtanden, ſpäter ſich „entfernt hatte“, will dies alles nicht nur gehört, ſondern auch ſofort aufgeſchrieben und ſeine Notizen Goethe zum Zwecke der Berichtigung gleichſam unterbreitet haben. „Ich folgte ihm, erzählt er, nachdem Napoleon mit ‚Leben Sie wohl, Herr Goethe‘ geſchloſſen hatte, und lud ihn zum Mittageſſen bei mir ein. In meine Wohnung zurückgekehrt, ſchrieb ich die erſte Unterhaltung nieder und verſicherte mich während des Eſſens durch verſchiedene Fragen, die ich an ihn richtete, daß ſie ſo, wie ich ſie hierherſetze, vollkommen genau iſt.“ In Goethes Tagebuch lieſt man zum 2. October 1808: „Tafel beim Herzog;“ ſogar das Mittageſſen bei Talleyrand iſt alſo Erfindung. Was konnte es ihn danach koſten, das Wort Napoleons, das zu Talma geſprochen war, etwas umgewandelt auch in die Unterhaltung des Kaiſers mit Goethe einzuflechten. „Sie werden vor einem Parterre von Königen ſpielen,“ hatte der Kaiſer dem großen Tragöden zugerufen. „Sie werden in meinem Parterre eine ſchöne Anzahl von Fürſten finden,“ rief er, nach Talleyrand dem großen Dichter zu.

Etwas beſſer ſteht es mit dem Berichte von Napoleons Geſprächen mit Wieland. Allein ſchon die Einführung Wielands iſt romanhaft. Nach den Memoiren hatte Napoleon zu Goethe geſagt: „Schreiben Sie Herrn Wieland, er möge hierher kommen. Ich werde ihm in Weimar, wohin der Herzog mich eingeladen hat, einen Gegenbeſuch machen.“ Wie man ſieht, ein ſehr cordiales Verfahren! „Der Auftrag wurde pünktlich ausgerichtet. Wieland kam an; er ließ beide zum Frühſtück einladen. Ich erinnere mich, daß der Fürſt-Primas mit vielen anderen Leuten dieſen Tag auch da war.“ Nun folgt eine Wiedergabe des Geſpräches, das mit ſchmeichelhaften Aeußerungen für den Verfaſſer von Agathon und Oberon, den „deutſchen Voltaire“, beginnt, aber durch die Meldung Nanſouty's, ein Kurier aus Paris ſei angelangt, unterbrochen wird. Talleyrand läßt es Napoleon in Weimar wieder aufnehmen auf jenem Ballfeſte des 6. October, das auf die Aufführung von Voltaire's „Tod Cäſars“ folgte. Schon in Erfurt hatte er ſich, wie er erzählt, darauf geſpitzt, daß Napoleon über Tacitus ſprechen würde. „Er pflegte,“ bemerkt er ironiſch, der berühmten Unterhaltung Napoleons mit Johannes von Müller eingedenk, „ſeine Prachtgeſpräche (conversations d'apparat) ſorgfältig vorzubereiten und überraſchte, wohlgerüſtet wie er war, ſein Gegenüber. Drei oder vier Gegenſtände behandelte er mit Vorliebe“. Tacitus gehörte zu ihnen, und in der That dreht ſich nach den Memoiren die Unterhaltung mit Wieland ausſchließlich um dieſen. Napoleon greift ihn an als einen Hiſtoriker, „der aus allen Kaiſern abgefeimte Schurken macht“. Wieland vertheidigt ihn, „da ſein Genie nur wie die Gerechtigkeit unerbittlich ſei“. Zum Schluſſe fragt Napoleon, ob vielleicht Wieland durch Johannes von Müller erfahren habe, wie er über Tacitus denke. Wieland giebt es zu. „Noch halte ich mich nicht für geſchlagen,“ endet der Kaiſer. „Ich kehre morgen nach Erfurt zurück. Da wollen wir unſeren Streit fortſetzen.“

Auch hier wird Alles über jeden Zweifel hinausgehoben. Die erſte Unterhaltung in Erfurt ſoll Wieland, „der in ſeiner Anſpruchsloſigkeit nicht wußte, ob er dem Kaiſer gut oder ſchlecht geantwortet hätte“, ſofort niedergeſchrieben haben. „Er brachte dieſen Bericht, ſowie man ihn hier geleſen hat, mit zum Fürſten-Primas“. Dort ſah ihn Talleyrand, der mit Wieland daſelbſt zu Tiſche geladen war. Das Geſpräch vom Weimarer Ballfeſte wurde aber ſofort von allen „jungen Akademikern“, die es mit angehört hatten, „weil ſie ihrem Gedächtniß nicht trauten“, aufgezeichnet. „Am folgenden Morgen um ſieben Uhr kam Herr von Müller (gemeint iſt der Kanzler Friedrich von Müller) zu mir, um mich zu fragen, ob der Ausfall des Kaiſers gegen Tacitus treu wiedergegeben ſei. Ich ließ einige Worte ändern, was mir das Recht gab, eine vollſtändige Abſchrift der Arbeit dieſer Herren zu empfangen, die für das literariſche Archiv (archives littéraires) von Weimar beſtimmt war.“

Zunächſt liegt die chronologiſche Verwirrung von Talleyrands ſcheinbar ſo ſicherer Erzählung am Tage. Wieland iſt nicht vor, ſondern nach den Feſten von Weimar in Erfurt geweſen, wo er in der That mit Talleyrand beim Fürſt-Primas ſpeiſte und den Kaiſer bei ſeinem Frühſtück wiederſah*).

Mit der zeitlichen Umdrehung fällt aber der ganze Aufbau des Talleyrand'ſchen Berichtes zuſammen. Alsdann werden hier ſehr wichtige Theile der Unterhaltung zwiſchen Napoleon und Wieland, z. B. über Julius Cäſar, Religion, Daſein Chriſti vermißt. Man findet viel beſſeren Aufſchluß in Wielands Leben von J. G. Gruber (1816) II. 491 ff. nach Briefen und mündlichen Mittheilungen des Dichters, ſowie in den „Erinnerungen“ des Kanzlers von Müller, der, wie er ſagt, an jenem Abend in Weimar „das ganze Geſpräch Wort für Wort hören konnte.“ Von Talleyrand erzählt derſelbe Gewährsmann, er habe ihn einmal während des Balles vermißt und zuletzt am Ende einer langen Reihe von offenen Zimmern gefunden, die zum Schlafzimmer des Kaiſers führte. „Hier ſaß er einſam und nachdenkend auf einem Sopha und richtete alsbald den Wunſch an mich, daß ich ihm doch ein Memoire über die Unterredungen des Kaiſers mit Goethe und Wieland aufſetzen möchte, was ich jedoch abzulehnen ſuchte.“ Mag man nun auch annehmen, daß Müller ſich doch noch erweichen ließ: ſoviel ſteht feſt, daß Talleyrand mit der Wahrheit ſehr leichtfertig umſprang.

---

*) Wie Talleyrand nimmt auch F. v. Müller (Erinnerungen 1851, S. 259) eine zweimalige Anweſenheit Goethes in Erfurt an. Nach Goethes Tagebüchern (Werke, Weimarer Ausgabe III. 3., S. 392, 393) iſt dies unhaltbar.

Folgt man ihm wieder auf das Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten, ſo ſieht man auf's Neue, daß er vornehmlich durch Verſchweigen ſündigt. Aus Metternichs Depeſchen weiß man, wie Talleyrand und Fouché ſich einander näherten. „Sie ſind,“ berichtete der öſterreichiſche Staatsmann nach Hauſe, „in der Lage von Paſſagieren, die das Steuer in der Hand eines tollkühnen Piloten erblicken, und die ſich der Leitung des Schiffes zu bemächtigen bereit ſind, ſobald der erſte Stoß den Piloten herabwirft.“ Die Memoiren wiſſen von dieſer Verbindung mit Fouché nichts. Sie gedenken auch nicht der dadurch hervorgerufenen Wuthausbrüche des Kaiſers. Sie bringen für die Jahre 1809—1814 überhaupt ſehr wenig über Talleyrands Stellung zu den Fragen der Politik und enthalten nur ſpärliche Ergänzungen unſerer Kenntniß vom Laufe der Dinge. In einer langen Ausführung über die Conflicte Napoleons mit der Curie wird das reuige Bekenntniß, durch die Mitarbeit an der Civilverfaſſung des Clerus ſchwere Schuld auf ſich geladen zu haben, eingeſchoben.

Es folgt die Geſchichte der erſten Reſtauration, ein Glanzpunkt im politiſchen Leben Talleyrands. Schenkt man ihm Glauben, ſo hat er ſchon in den letzten Zeiten des Kaiſerreiches, ohne zu ſchwanken, die Herſtellung der Bourbonen als einzig mögliche Rettung Frankreichs angeſehen. „Wer daran hätte denken wollen, die Familie des Menſchen zu erhalten, der Frankreich in den Abgrund geſtoßen hatte, würde nichts Anderes gewollt haben, als zur Fülle des Unheils noch die Erniedrigung hinzufügen.“ Zum Unglück für Talleyrands Andenken beſitzt man aber einen Brief, den er am 17. März 1814 ſeiner Freundin, der Herzogin von Kurland, zukommen ließ.*) Seiner Bitte, das Schreiben ſofort zu verbrennen, hat ſie nicht entſprochen. Hier heißt es: „Wäre der Kaiſer todt, ſo hätten wir den König von Rom und die Regentſchaft ſeiner Mutter. Die Brüder des Kaiſers könnten dies Arrangement zu hindern ſuchen; aber dies Hinderniß wäre leicht zu heben, man müßte ſie zwingen, Frankreich zu verlaſſen, wo ſie keinen Einfluß haben“. Drei Tage ſpäter ſchreibt er derſelben Dame: „Man ſprach heute von einer Verſchwörung gegen den Kaiſer und nannte die Generale, die ihr angehören ſollen, aber Alles unbeſtimmt. Wäre der Kaiſer getödtet, ſo würde ſein Tod die Rechte ſeines Sohnes ſichern. So lange er lebt, bleibt Alles unſicher, und Niemand kann vorausſehen, was kommen wird. Nach dem Tode des Kaiſers würde die Regentſchaft alle Welt befriedigen. Man würde einen Regentſchaftsrath ernenen, der Jedermann gefiele .... Verbrennen Sie dieſen Brief, ſobald Sie ihn geleſen haben. Es iſt unerläßlich. Ueberhaupt, liebe Freundin, heben Sie keine Briefe auf." Auch dieſe Mahnung bewirkte das Gegentheil von dem, was ſie bewirken ſollte. Talleyrand war bereits Mitglied des Regentſchaftsrathes, welcher der Kaiſerin Marie Louiſe zur Seite ſtand. Es braucht nicht geſagt zu werden, daß er ſich auch in dem neuen Regentſchaftsrathe keine kleine Stellung zugedacht haben wird.

---

*) Talleyrand intime d'après sa Correspondance inédite avec la duchesse de Courlande. La restauration en 1814. Paris. E. Kolb, (1891).

Allein ehe zwei Wochen verfloſſen waren, hatten alle dieſe Pläne ein Ende. Die Kaiſerin ſuchte mit dem kaiſerlichen Prinzen das Weite, Paris capitulirte, die Verbündeten zogen ein. Talleyrand läßt den Leſer ſeiner Memoiren nicht ahnen, wie ſchlau er es anſtellte, der Kaiſerin nicht zu folgen, ohne noch mit dem Kaiſerthum offen zu brechen. Er deutet kaum an, wie, auch ohne ſein Zuthun, von anderen Seiten der Weg für die Rückkehr der Bourbonen geebnet wurde. Er bringt den Eindruck hervor, als wenn die Frage ihrer Herſtellung ausſchließlich zwiſchen ihm und dem Zaren, der in ſeinem Hauſe Quartier genommen hatte, verhandelt worden wäre. Von der Redaction der Charte ſagt er nichts, als daß „Intrigue und Unfähigkeit" ſich ihrer bemächtigt hätten. Dafür verbreitet er ſich ausführlich über den Abſchluß des erſten Pariſer Friedens, auf den er mit Recht ſtolz ſein durfte. Nicht minder berechtigt war er vom franzöſiſchen Standpunkt aus, ſich der Erfolge zu rühmen, die er auf dem Wiener Congreß davontrug. Doch ſind es, wie ſchon bemerkt, faſt ausſchließlich die Urkunden, die er für ſich ſprechen läßt. Sie ſollen ihm bezeugen, wie viele Hinderniſſe er beſiegen mußte, um mit Glück als „Verfechter des Principes der Legitimität" aufzutreten.

Wo er dieſe Urkunden durch flüchtige Erzählung ergänzt, klingt die Verherrlichung „der erhabenen Familie" durch, „die Frankreich weiſe Freiheiten mit ruhmvollen, hiſtoriſchen Erinnerungen zurückbrachte."

Die Geſchichte der zweiten Reſtauration und des zweiten Pariſer Friedens wird gleichfalls vornehmlich durch die Wiedergabe von Actenſtücken beleuchtet, die großentheils längſt bekannt ſind. Ein merkwürdiges Document wird ſogar im Facſimile mitgetheilt. Es iſt ein Brief Ludwigs XVIII. an Talleyrand, in dem der König ſich bereit erklärt, um die beabſichtigte Sprengung der Brücke von Jena zu verhindern, ſich ſelbſt auf ſie zu begeben und, wenn es ſein müſſe, mit in die Luft zu fliegen. Das Datum des Schreibens macht keine Schwierigkeit. Es lautet „Samstag um 10 Uhr." Dieſer Samstag hätte der achte Juli 1815 ſein müſſen, an dem Blüchers Abſicht, die Brücke zu ſprengen, bekannt wurde. Willkürlich und ſchwachen Gedächtniſſes fügt Talleyrand dem „Samstag" noch „15. Juli" hinzu. Nach Vitrolles' Memoiren hätte Ludwig XVIII. einen Brief dieſes Inhaltes den „alliirten Fürſten" geſchrieben und dadurch die Brücke gerettet. Nach Beugnot dagegen wäre das Ganze ein Einfall von ihm geweſen, durch den er nöthigen Falles den Preußen habe imponiren wollen, den der König ſich aber zu Nutze gemacht habe, um in einer heroiſchen Poſe zu erſcheinen. Wie dem auch ſei: ſo viel ſteht feſt, daß die Brücke nicht „durch einen bewundernswerthen Brief des Königs gerettet wurde," wie Talleyrand behauptet. „Die Brücke wird geſprengt," erklärte Blücher, „und ich wünſche, Herr Talleyrand ſetzte ſich vorher darauf" *). Nur die Unzulänglichkeit der Sprengverſuche und die Ankunft Friedrich Wilhelms III., der Blüchers Leidenſchaftlichkeit einen Zaum anlegte, hintertrieben die Ausführung des Zerſtörungswerkes.

Ein paar Seiten ſind der Erzählung der Umſtände gewidmet, die Talleyrands Ausſcheiden aus dem Amte im Herbſt 1815 zur Folge hatten. Der Groll gegen Richelieu, ſeinen Nachfolger, und gegen den Zaren, Richelieu's „irdiſchen Abgott" iſt erklärlich. Niemand aber wird Talleyrand glauben, daß er „ohne ſehr lebhaftes Bedauern" die Macht aus den Händen gegeben und „den feſten Entſchluß gefaßt habe, nie wieder die Leitung der Politik zu übernehmen". Man weiß vielmehr u. a. aus dem Briefwechſel der Madame de Rémuſat, daß er auch nach ſeinem Sturze während der Reſtauration den Ehrgeiz hatte, zu den Geſchäften zurückgerufen zu werden. Dieſer Gedanke könnte ihm auch bei der Abfaſſung ſeiner Memoiren vorgeſchwebt haben. Er begann ſie ohne Zweifel bald nach ſeiner Entlaſſung und ſchloß ſie im Auguſt 1816 mit dem Satze: „Die Nachwelt wird freier und unabhängiger als die Mitwelt über alle die urtheilen, die, wie ich, in einer der außerordentlichſten Epochen auf dem großen Welttheater geſtanden und ſchon deshalb mehr Anſpruch auf ein höheres Maß von Unparteilichkeit und Billigkeit haben."

Dieſe Prophezeihung hat ſich erfüllt. Wer über Talleyrands zahlreiche Abfälle den Stab bricht, giebt doch zu, daß er Frankreich immer die Treue bewahrt hat. Er glich, wie eine geiſtreiche Frau ſich einmal ausgedrückt hat, „der Katze, die nicht dem Herrn folgt, ſondern dem Hauſe treu bleibt." Talleyrand, der Memoirenſchreiber hat ſich aber mit dieſer Vertheidigung nicht begnügen wollen. Er bemüht ſich, durchblicken zu laſſen, daß er von allen denkbaren Herren des Hauſes die Bourbonen doch immer für die beſten gehalten habe. Das Conſulat Napoleons begrüßt er als den Uebergang „von der Polygarchie (sic) zur Erbmonarchie", die ſich eines Tages in die der Bourbonen zurückverwandeln konnte, „wenn der Inhaber des Thrones ſich ſeiner unwürdig zeigte." Dem Kaiſerthum leiſtet er Dienſte, weil er die monarchiſche Gewalt" herſtellt und gleichſam den Platz für die legitimen Erben des letzten Königs offen hält. Einer der namhafteſten franzöſiſchen Hiſtoriker, Albert Sorel, hat daher die Memoiren als eine Art Tendenzſchrift anſehen wollen, die Talleyrand als ein Mittel zur Wiedererwerbung der Macht dienen ſollte. Gewiß iſt es, daß er Anderen gelegentlich Mittheilungen, die in die Hofkreiſe dringen konnten, aus ſeinen Aufzeichnungen

---

*) Dieſe Phraſe (vgl. Wigger: Fürſt Blücher, Schwerin 1878 S. 269) könnte den Anlaß zur nachträglichen Erfindung der heroiſchen Willensäußerung Ludwig's XVIII. und zur Abfaſſung ſeines auf äußere Wirkung berechneten Schreibens geboten haben.

Digitized by Google

machte. Er las Barante das Capitel über den Erfurter Congreß vor. (Barante: Souvenirs I. 282). Er weihte Vitrolles in eine ganze Reihe von Abſchnitten ein, die ſich im Druck wiederfinden.

Erwägt man jedoch, wie viele anſtößige Erinnerungen ſelbſt durch ſeinen gekünſtelten Bericht erweckt werden mußten, ſo wird man in Zweifel ziehen, ob er mehr an die zeitigen Inhaber der Gewalt, als an die Nachwelt beim Schreiben gedacht habe. Nur das wird man als ſicher annehmen dürfen, daß er vor dieſer ſeine gut royaliſtiſche Geſinnung leuchten laſſen wollte. Dies apologetiſche Beſtreben erklärt ſo manches, was ein kritiſches Auge verletzt. Anderes kann man auf Rechnung ſeiner Nachläſſigkeit und Erinnerungsſchwäche ſetzen, für die man auch ſonſt bei Memoirenſchreibern Beiſpiele genug kennt. So verwechſelt der Autor das Departement der Seine und das Departement von Paris, läßt Avignon unter dem Convent mit Frankreich vereinigt und Louiſiana im Frieden von Baſel durch Spanien abgetreten werden, macht Carnot, „den General", zu einem „Flüchtling von Cayenne". Wieder Anderes, wie die Erzählung von Napoleons Geſpräch mit Goethe, erſcheint als Ausfluß kecker Erfindung, die ſich in das Gewand beglaubigter Wahrheit hüllt.

Immerhin erweckten manche grobe Irrthümer, zuſammengenommen mit der Ungleichheit des Stiles, gleich beim Erſcheinen der beiden erſten Bände den Argwohn, daß man es hier gar nicht mit Talleyrand ſelbſt zu thun habe. Einer der beſten Kenner der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, F. A. Aulard, gab ihm ſofort in einem ſcharfen Artikel der Revue bleue Ausdruck. Seitdem hat der Streit nicht mehr geruht. Ein förmliches Kreuzverhör entſpann ſich, und bis zum heutigen Tage iſt bereits eine große Literatur über die Frage der Echtheit von Talleyrands Memoiren angewachſen. Die wichtigſten Erzeugniſſe dieſer Literatur ſind in der Zeitſchrift „La Révolution française" (1891, 14. April; 1892, 14. November) und in der „Revue historique" (1892, Januar, März, Mai) zu finden. Allen Angriffen hat der Herzog von Broglie in einem Vorwort zum fünften Bande die Spitze abzubrechen geſucht. Schwerlich aber iſt der Streit damit endgiltig entſchieden.

Die Frage, ob wir einen echten Talleyrand vor uns haben, könnte gar nicht aufgeworfen werden, wenn wir das urſprüngliche Manuſcript Talleyrands, ſei es von ſeiner Hand, ſei es nach ſeinem Dictate oder nach ſeiner Anleitung geſchrieben, beſäßen. Es würde auch nichts verſchlagen, wenn dies Manuſcript keine gleichförmige Maſſe darſtellte, ſondern der Arbeitsweiſe Talleyrands gemäß aus Stücken verſchiedenen Charakters beſtände. Man weiß, daß er die Gewohnheit hatte, bald im Zuſammenhang zu dictiren und das Dictat durchzuſehen und zu verbeſſern, bald einige Gedanken auf's Papier zu werfen oder ſelbſt nur einem vertrauten Sekretair anzugeben und dieſem die Ausführung und Verknüpfung zu überlaſſen. Was der Diplomat und Miniſter bequem fand, mochte auch dem Memoirenſchreiber paſſen. Jedenfalls aber muß es ein urſprüngliches Manuſcript, das Wort in dieſem ſehr weiten Sinne

Digitized by Google

genommen, gegeben haben. „Das Memoire über den Erfurter Congreß", das Talleyrand in Valençay 1826 Barante vorlas, war, wie dieſer ſich ausdrückt, „ein abgelöſtes Stück ſeiner Erinnerungen" (morceau détaché de ses Souvenirs). Noch klarer ſpricht Vitrolles von „einigen großen Heften" (quelques grands cahiers), die Talleyrand herausſuchte, als er ihm zum erſten Male „ſechzig bis achtzig Seiten" ſeiner Memoiren vorlas. Dieſe Hefte ſind aber nicht zum Vorſchein gekommen. Es wird vermuthet, daß ſie, wie überhaupt die Stücke, die das urſprüngliche Manuſcript bildeten, verbrannt worden ſind.

Der Herzog von Broglie, deſſen ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit als Herausgeber Niemand angezweifelt hat, konnte nur eine Copie benutzen. Sie rührt von der Hand des Herrn von Bacourt her. Dieſer hat auch Noten und Anhänge hinzugefügt, die ſich nicht immer frei von Irrthümern und Ausſchmückungen halten. Dies iſt z. B. für die Erzählung der geheimen Zuſammenkünfte Talleyrands mit Artois im Sommer 1889 von Flammermont in der Revue historique ſchlagend nachgewieſen. Bacourt, ein Diplomat, auf den Talleyrand etwas hielt, ſtand ihm gegen Ende ſeines Lebens ſehr nahe. Auf ihn gingen kraft teſtamentariſcher Verfügung alle Papiere Talleyrands, und darunter ſeine Memoiren, aus der Hand ſeiner Nichte, die ihn beerbt hatte, über. Bacourt fertigte, wie es in einem Verzeichniß ſeines Nachlaſſes heißt, eine „authentiſche und ſelbſtändige Copie der Memoiren Talleyrands nach den Manuſcripten, Dictaten und Abſchriften, deren Verwendung dieſer ihm angegeben hatte", in vier Bänden an und beſtimmte, wozu er das Recht hatte, daß ſie nicht vor 1888 im Druck erſcheinen ſollten. Die Uebereinſtimmung dieſer Copie mit dem Originale wurde durch Talleyrands Nichte und durch einen ſchriftlichen Vermerk Bacourts ſelbſt bezeugt.

Alles kommt darauf an, ob dieſen Zeugniſſen in vollem Umfang zu trauen iſt. Ein erſtes Bedenken wird durch den Umſtand hervorgerufen, daß ſich in Bacourts Copie „eine Lücke von acht Blättern" findet, die der Herzog von Broglie nicht zu erklären weiß. Sie erſcheint in dem Eſſay über den Herzog von Orléans. Die Vermuthung liegt nahe, daß hier etwas ausgelaſſen worden iſt, was der Dynaſtie Louis Philipps unangenehm ſein mußte. Sodann hat man ſich zu erinnern, daß Bacourt es ſchon bei einer früheren Gelegenheit mit ſeinen Pflichten als Herausgeber nicht immer ſtreng genommen hat. Man kennt ſeine Edition der Correſpondenz Mirabeau's mit dem Grafen La Marck, in der Lücken, Willkürlichkeiten, Fälſchungen vorkommen.*) Endlich läßt ſich wenigſtens an einem Punkte nachweiſen, daß Talleyrands urſprüngliche Memoiren etwas enthalten haben, was in Bacourts Copie fehlt, ohne daß ſich hier die geringſte Andeutung davon fände. Der bekannte geiſtvolle preußiſche Diplomat Konrad Engelbert Oelsner, der in

---

*) S. namentlich den Nachweis Flammermonts in der Zeitſchrift „La Révolution française" 14. Nov. 1892.

Paris ſeit Jahren heimiſch war, ſchrieb am 16. Juni 1821 von dort ſeinem Freunde Varnhagen von Enſe: „Als Meiſter- und Cabinetsſtück rühmte Baron Vitrolles, der die Talleyrand'ſchen noch ungedruckten Memoiren geleſen, die Schilderung eines Concertes zu Valençay, wobei die ſpaniſchen Infanten den Tact ſchlugen, wie Leute pflegen, die zum erſten Mal Muſik hören. Mit dem Geiſte und dem Scharfblick einer ſpöttiſch-verſchmitzten franzöſiſchen Soubrette beobachtete der Hausherr die Verblüfften*).“

Nun wird bei der Schilderung des Aufenthaltes der Infanten zu Valençay in Talleyrands Memoiren ihr Leben und Treiben ſehr genau beſchrieben. Von einem ſolchen Concert, bei dem ſie den Tact geſchlagen hätten, iſt aber keine Rede. Da Vitrolles oder Oelsner, der vermuthlich Vitrolles ſelbſt ſeine Kunde verdankte, eine ſolche Scene nicht erfunden haben werden, bleibt nur die Annahme übrig, daß Bacourts Copie vom urſprünglichen Texte abweicht.

Indeſſen ſolange dieſer nicht zum Vorſchein kommt, iſt und bleibt man auf Bacourts Copie angewieſen. Streichungen wird man dieſem vorhalten können, übrigens aber den Text der Memoiren vorläufig als gegeben hinnehmen müſſen. Ueberſchlägt man dabei noch einmal, wie gering ihr Werth an Maſſe und innerem Gehalt im Verhältniß zu den Documenten erſcheint, die in ſie eingeſchoben und von denen ſie gleichſam umfloſſen ſind, ſo wäre man beinahe verſucht auszurufen: „Tant de bruit pour une omelette.“ Wen aber die Anwendung dieſes Sprichwortes zu hart dünken ſollte, der wird jedenfalls ein anderes, gleichfalls dem Bereiche der Küche entnommenes, für zuläſſig erachten: „La sauce vaut mieux que le poisson.“

---

*) Briefwechſel Oelsners und Varnhagens. Stuttgart 1865. Band II, S. 273.

Paul Wallot und das Reichstagshaus.

Von

Georg Buß.

— Berlin. —

Ein gewaltiger Bau iſt vor dem Brandenburger Thore und angeſichts der Siegesſäule am Königsplatze in Berlin emporgewachſen — das Haus des deutſchen Reichstages. Aus der wohlgegliederten Steinmaſſe mit ihren reich geſchmückten Portalen und vierſeitigen, ſäulengezierten Eckthürmen hebt ſich goldſchimmernd ein in Kupfer, Eiſen und Glas ausgeführtes Oberlicht mit ſteil gebogenen Eckgräten empor, und über demſelben ragt in die klare Luft, leuchtend im Glanze der Vergoldung, eine reich geſchmückte Laterne, deren Spitze auswächſt in des Reiches Kaiſerkrone. Aus erhabener Höhe grüßt das koſtbare Symbol der Reichsgewalt als eine Mahnung herab, die in Sturm und Sieg errungene Einheit als das ſicherſte Fundament nationaler Wohlfahrt dauernd zu wahren.

Große Ideen, um deren Durchführung Völker begeiſtert gerungen, finden ihren ſichtbaren Ausdruck in Stein und Erz. Der ſtolzen Freude über das Erreichte und dem geſteigerten Kraftbewußtſein entwachſen die Monumente daß ſie Zeugniß ablegen von dem Geſchehenen und die Erinnerung an dasſelbe bis in die fernſte Zeit lebendig erhalten. Daß der alte Hader ſchwinde und durch die Wiedervereinigung der getrennten Theile ein ſtarkes Reich erſtehe, in deſſen weitem Rahmen die Kräfte aller Stammesgenoſſen ſich gedeihlich entwickeln und gegenſeitig fördern können, iſt der Gedanke geweſen der die deutſchen Herzen ſeit Jahrhunderten auf's Tiefſte bewegt hat. Die Verwirklichung jenes Gedankens wies der Kunſt die Aufgabe zu, den Empfindungen der Nation über das Errungene idealen Ausdruck zu verleihen.

Die Architektur, mag ſie auch dem praktiſchen Bedürfniß dienen, iſt des idealen Ausdruckes nicht minder fähig wie Malerei und Plaſtik, und ſie findet gerade in ſolchen großen Wandlungen, welche ſich im Leben des Volkes vollziehen, die friſche Quelle, aus der lebendig die Kraft quillt, ihre dem Bedürfniß beſtimmten Bauwerke charaktervoll zu geſtalten und zu verklären.

So iſt das Haus des deutſchen Reichstages machtvoll und monumental emporgewachſen zu einer glänzenden Verkörperung des Reichsgedankens. In necessariis unitas, in reliquis libertas, in omnibus caritas! heißt es, und der Meiſter des Baues iſt davon durchdrungen geweſen. Wie das Reich geſtaltet iſt als ein organiſches Weſen, in welchem jedes Glied beſonders lebt und doch alle für das Ganze und im Ganzen leben, ſo auch der Bau: unter der funkelnden Kaiſerkrone liegt er da als ein großartiger geſchloſſener Organismus, in welchem jedes Glied einzeln zur Wirkung gelangt und gleichwohl ſich dem Ganzen fügt. Jetzt, da faſt alle Gerüſte von ſeinen langgeſtreckten Fronten geſunken ſind, ziemt es ſich wohl, auch des Künſtlers, der ihn geſchaffen, eingehender zu gedenken.

An der Südweſt-Ecke des Reichstagsgebäudes erhebt ſich ein kleines rothes Ziegelhaus, deſſen breite und hohe Fenſter ſeine Beſtimmung zu Atelierzwecken genügend kennzeichnen. Hier regen ſich die ſchaffenden Kräfte zu dem gewaltigen Werk, welches ſeiner Vollendung entgegengeht. Dort im erſten Stockwerk befindet ſich Paul Wallot's Arbeitsſtätte. Wenige Stufen führen aus dem Vorzimmer zu ihr hinauf, die Thüre öffnet ſich, und der weite, lichtdurchſtrömte Raum liegt vor dem Beſucher.

Es iſt in unſeren Tagen Mode geworden, die Ateliers mit einem großen Aufwande von textilen Mitteln, angeblichen Alterhümern und ſonſtigen decorativ wirkenden Dingen effectvoll und maleriſch zu ſchmücken, daß es Eindruck mache auf den Laien und ihm eine hohe Meinung beibringe von des Künſtlers genialiſchem Weſen. Aber nichts von alledem an dieſer Stätte — ein ernſter, einfacher Zug geht hindurch, und nichts iſt zu merken von irgend welcher Abſicht, zu imponiren. Staffeleien mit Front- und Innenanſichten, Grundriſſen und Querſchnitten des Reichstagshauſes, verſchiedene Modelle und figurale Gipsabgüſſe, unter ihnen jener der ewig ſchönen Miloniſchen Venus, Anſichten des Pantheon und der Akropolis, etliche Holzſchnitte des Rethel'ſchen Todtentanzes überfliegt das Auge, um ſich dann dem am Zeichentiſch beſchäftigten Meiſter zuzuwenden.

Im erſten Augenblicke mag man überraſcht ſein, hatte doch die Phantaſie von der Größe des Baues etwas auf die Geſtalt ſeines Baumeiſters übertragen: ſie ſchuf ſich dieſelbe impoſant und bedeutend, und nun ſteht ſie da, kaum mittelgroß, ſchlicht, freundlich und in recht bequemer Tracht, die etwas vom Künſtlerſchnitt an ſich hat. Aber ein feſſelnder Kopf iſt es, mit ausdrucksvollen Zügen und feurigem Blick. Man merkt dem Ausdruck dieſes Antlitzes an, daß er der Widerſpiegel von Gedanken iſt, die ſich gern und oft in idealen Regionen bewegen. Die ganze Erſcheinung, ſo ungemein ſympathiſch, gewinnt noch im Feuer der Rede. Das lebhafte Temperament des Rheinländers äußert ſich, denn leichte Geſten begleiten die lebendig geſprochenen Darlegungen. Leiſe klingen die Worte an den oberrheiniſchen, insbeſondere den Frankfurter Dialekt an, der ſo liebenswürdig und zutraulich erſcheint. Mit Vergnügen folgt man den geiſtvollen Ausführungen des Künſtlers, deſſen Augen aus den blauen Wolken der langen Holländer, die er mit Behagen pafft, Blitze zu ſenden ſcheinen.

Das Geſpräch bewegt ſich auf dem Gebiete der Kunſt, und was mit Worten nicht in genügender Klarheit ausgedrückt werden kann, wird ſchnell mit dem Stift in wenigen Linien ſcharf und klar ſkizzirt. Es wird über Schinkel und ſeine Schule geredet und bei aller Anerkennung der Verdienſte derſelben gleichwohl hervorgehoben, daß ihre Bauten nicht folgerichtig aus dem Bedürfniß entwickelt, ſondern unter die Eigenart der helleniſchen Bauweiſe gebeugt ſind; es wird Klenze's und ſeiner Monumentalbauten, an welchen die Kunſt der Maſſengliederung und die Großartigkeit der Binnenraumanlagen gerühmt werden muß, in aufrichtiger Bewunderung gedacht und das Verdienſt des genialen Mannes um das tiefere Eindringen in die römiſche und italieniſche Renaiſſance-Architektur hervorgehoben; es geht, da unſere Blicke gerade auf die Zeichnung der Akropolis fallen, das Geſpräch auf die antike Polychromie in Architektur und Plaſtik über, und es wird die übertriebene Vorſtellung gewiſſer Leute von der Buntfarbigkeit der helleniſchen Bauten und Bildhauerwerke zurückgewieſen. Aus allen Ausführungen ſprechen Geiſt, tiefe Kenntniſſe, klares Urtheil und ein feiner künſtleriſcher Sinn, welcher nur in der Wahrheit die echte Schönheit findet. Man gewinnt den Künſtler und auch den Menſchen lieb, und wer ihn verläßt, nimmt das Bild eines Mannes mit hinweg, der, ganz erfüllt von lauterem Streben, ſich des Wortes des Dichters bewußt geworden iſt:

> Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
> Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born.

An den Ufern des Rheines ſind ſchon viele große Meiſter erwachſen — Poeſie, Sage, Geſchichte, Kunſt und Schönheit der landſchaftlichen Scenerie erfüllen dort den Geiſt mit anderen Vorſtellungen, als im nüchternen Norden und Oſten unſeres Landes. Die Gewaltigkeit der romaniſchen und gothiſchen Dome, die Fülle hervorragender mittelalterlicher Kirchenbauten, die maleriſchen Werke der Profanarchitektur, welche in jeder Stadt und in jedem Städtchen anzutreffen ſind, üben auf leicht empfängliche Gemüther einen beſonderen Zauber aus. Die Rheinlande haben denn auch Baukünſtler ſtets in Menge hervorgebracht, und wer unter den jetzt ſchaffenden Berliner Architekten Umſchau hält, wird viele finden, deren Wiege an den Ufern unſeres geſegneten Stromes geſtanden hat.

Paul Wallot's Heimatſtadt iſt das anmuthige patriarchaliſche Oppenheim, das ſo maleriſch auf der Höhe am Rhein liegt und überragt wird von der Katharinenkirche, einer Perle gothiſcher Baukunſt, und von dem Trümmergeſtein der einſt ſo berühmten Reichsfeſte Landskron. In dem alten Reichsſtädtchen hat die Familie Wallot ſchon ſeit Jahrhunderten geſeſſen; ſie iſt eng verwachſen mit der Chronik des Ortes. Als der vierte Sohn eines Weinhändlers wurde hier der Künſtler am 26. Juni 1841 geboren.

Es war ein behäbiges, freundliches Hausweſen, in welchem der Knabe heranwuchs. Sonnig verklärte daſſelbe die feinſinnige Mutter, Tochter eines Waſſerbaumeiſters und Schweſter eines begabten Münchener Malers, der leider frühzeitig geſtorben iſt. Wenn die Hausfrau in der Dämmerſtunde ſo prächtig alte Geſchichten und Märchen erzählte, lauſchten die Knaben und beſonders unſer ſehr empfänglicher Paul ſog, wie ſich denken läßt, mit vollen Zügen die Poeſie des Wunderlandes ein, das die Mutter ihm erſchloß. Kam der Großvater oder der Onkel zum Beſuch, ſo ging die Freude erſt recht an, zumal der Maler für ſeine Neffen die lebhafteſte Zuneigung hegte. Denkt man ſich hinzu die herrliche Umgebung, den fluthenden Strom, die ſonnebeſchienenen Rebenhügel, die erinnerungsreichen Bauwerke, die aus dem Genie der Kölner Dombauhütte entſtandene Katharinenkirche, ſo laſſen ſich zur Genüge die Beweggründe für den Vorſatz des Knaben erkennen, dermaleinſt ein Baumeiſter oder ein Maler zu werden. Daß zur Ausführung dieſes Vorſatzes ein tüchtiges Können im Zeichnen erforderlich ſei, empfand er lebhaft, und ſo beſuchte er neben der Volksſchule ſchon frühzeitig mit regem Fleiße die Handwerkerſchule ſeiner Vaterſtadt.

Für die damalige Zeit war es eine tüchtige Anſtalt, wie denn überhaupt die Hebung des Handwerkerſtandes durch Unterricht im Zeichnen und in einigen realen Wiſſenſchaften ſchon zu einer Zeit in Württemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt als nothwendig erachtet und gefördert wurde, da das Fortbildungsſchulweſen in Preußen noch in den Windeln lag. Für die bedeutenden Fortſchritte, die der Knabe unter der Anleitung des ſchlichten, aber kundigen Lehrers machte, iſt bezeichnend ſo ein breit und flott getuſchtes gothiſches Capitell von der Kanzel aus dem Dome zu Ravello, das in den Mappen des Künſtlers treu bewahrt wird, und vor allem die bemerkenswerthe Thatſache, daß er für die Katharinenkirche nach den im Gotteshauſe verſtreuten Scherben die Entwürfe und Cartons zu drei Chorfenſtern zeichnete, welche zur Ausführung gelangten und heute noch in feuriger Farbenpracht, unter den Strahlen der Sonne erglänzen. Für einen Fünfzehnjährigen waren es Leiſtungen, welche zu hohen Erwartungen für die Zukunft berechtigten.

Die Nothwendigkeit einer weiteren Ausbildung brachte dem angehenden Jüngling den erſten bitteren Schmerz, die Trennung vom Vaterhauſe — es ward beſchloſſen, daß er die Realſchule in Darmſtadt beſuchen ſollte. Aus dem traulichen Städtchen ging es, nach des Knaben Begriffen, in die Großſtadt. Auf ſeine ganze Entwickelung übte der Darmſtädter Unterricht den förderndſten Einfluß aus. Nach einem einjährigen Beſuche der Realſchule

Digitized by Google

gewährte ihm beſonders die ſpäter zum Polytechnikum erweiterte Gewerbeſchule, auf welche er übergeſiedelt war, weſentlichen Nutzen. Unter der trefflichen Leitung des damaligen Directors Külp erzielte man an der Anſtalt vorzügliche Erfolge. Neben der Mathematik wurde dem Zeichenunterrichte, welchen der erfahrene Auguſt Lukas ertheilte, für die Ausbildung der Schüler eine ſehr erhebliche Bedeutung beigemeſſen.

In Hinblick auf ſolchen Einfluß und bei der ausgeſprochenen Neigung des Jünglings für die Kunſt iſt es denn auch begreiflich, daß er ſich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machte, in die Gilde des hl. Lukas zu treten und ſein Leben der Malerei zu widmen. Mit einem wahren Feuereifer wurde ſkizzirt und aquarellirt — das Skizzenbuch war auf allen Ausflügen und bei allen Ferienbeſuchen im ſchönen Heimatſtädtchen der getreueſte Begleiter. Landſchaften, Burgen, Kirchen, Ornamente, bemerkenswerthes Geräth aus alter Zeit, Holzſchnitzereien, Glasgemälde wurden mit ſicheren und charakteriſtiſchen Strichen hingeworfen. Vor allem aber trat ein unleugbares Talent hervor, feſſelnde Typen mit treffendem Ausdruck der Phyſiognomie wiederzugeben. Wer des Künſtlers Skizzenbücher aus damaliger Zeit durchblättern darf, wird erſtaunt ſein über die Friſche der Auffaſſung, die Schärfe der Darſtellung und das maleriſche Empfinden, welche ihm aus dieſer Fülle der Jugendleiſtungen entgegenleuchten. Die ganze Gevatterſchaft, verſchiedene Eigenportraits, köſtliche und humorvolle Typen aus Stadt und Land erſcheinen in dieſen Blättern. Eine beſondere Verehrung iſt dem Herrn Weinſchütz, dem ehrſamen, mit der todbringenden Büchſe bewaffneten Wächter der Weinberge, welcher vor der Traubenreife das minder einträgliche Geſchäft eines Flickſchuſters oder Schneiders betrieb, entgegengebracht. Hoffentlich werden ſich in der Folgezeit dieſe Mappen weiteren Kreiſen öffnen und ihnen frohen Genuß gewähren.

Als der Achtzehnjährige ſeine Studien auf der Gewerbeſchule beendete, trat die endgiltige Wahl des Berufes an ihn heran. Einen harten Kampf mag es ihm gekoſtet haben, dem Wunſche, Maler zu werden, zu entſagen und nach dem Rathe des Vaters die Architektenlaufbahn zu ergreifen. Aber die anfängliche Bedrückung wandelte ſich allmählich in Luſt und Liebe zu dem gewählten Berufe um.

Es war im Jahre 1859, als Wallot das Polytechnikum in Hannover bezog. Die Wahl dieſes Studienortes iſt begreiflich, denn der Ruf Karmarſch's, des berühmten Technologen, welcher damals Director der Hochſchule war, lockte ebenſo ſehr wie die rein künſtleriſchen Beſtrebungen, welche während der Folgezeit in der Hannover'ſchen Architektenſchule, die, getreu den Manen Ungewitter's, die Pflege der deutſchen Gothik und das ſchöne Ausprägen der Conſtruction im Bauwerke bei Verwendung echten Materials auf ihr Panier geſchrieben hat, zum vollgiltigen Ausdruck gekommen ſind. Luer hatte zu jener Zeit den Lehrſtuhl für Gothik inne; er fand in dem jungen Wallot einen eifrigen Schüler. Wie zu den gothiſchen Studien und der Beſchäftigung mit der Bauconſtruction, die von Debo gelehrt wurde, zog es den jungen Akademiker auch zur Mathematik hin, deren Lehrer Francke war. Die ſtrenge Folgerichtigkeit dieſer exakten Wiſſenſchaft erſchien dem Jüngling tief verwandt dem architektoniſchen Aufbau, und zudem geſtand er ſich, daß es für den Architekten mit dem Zeichnen allein nicht gethan iſt. Während ſeines ganzen Studiums haben ihn denn auch Mathematik und Statik in hervorragender Weiſe beſchäftigt.

Der Aufenthalt in Hannover, wo übrigens Haſe ſchon längſt eine erfolgreiche Thätigkeit nach der Richtung der mittelalterlichen Architektur entwickelt hatte, dauerte nur ein Jahr — es zog Wallot weiter nach Berlin. Die Mehrheit der Berliner Baukünſtler folgte noch den Traditionen der Schinkel'ſchen Schule, zumal ſie in Bötticher's ausführlicher und ſyſtematiſcher Darlegung der architektoniſchen Formenſprache der Hellenen die wiſſenſchaftliche Grundlage für ihre Thätigkeit gefunden hatte. Andere waren jenem ſtrengen Claſſicismus nicht geneigt und verſpürten Renaiſſancegelüſte, die denn auch in der Profanarchitektur beſonders durch franzöſiſche Motive befriedigt wurden. Die Berliner Bauakademie hat zu jener Zeit unter dem Uebergewicht der helleniſchen Richtung eine gewiſſe Einſeitigkeit gezeigt, welche vielleicht künſtleriſch veranlagten Naturen, die freiere Regungen verſpürten, nicht zugeſagt hat. Gleichwohl müſſen die Vorzüge ihrer ſtrengen Schulung anerkannt werden.

Wenn Wallot bereits nach einem Semeſter Berlin verließ, ſo lag der Grund denn auch keineswegs in jener Richtung der Akademie, der er noch jetzt in Dankbarkeit gedenkt, ſondern in der Abſicht, an der Univerſität zu Gießen das Facultätsexamen, den erſten Theil des Staatsexamens und Vorbedingung zum Eintritt in das großherzoglich-heſſiſche Staatsbaufach, abzulegen. Die Techniſche Hochſchule in Darmſtadt beſtand damals noch nicht, und ſo war denn mit der Gießener Univerſität ein Lehrſtuhl für die Baukunſt verbunden, welchen zu jener Zeit von Ritgen inne hatte. Berückſichtigt man, daß die Privat-Architekten damals noch in enge Bande geſchnürt waren, und daß ſich ihnen keine Gelegenheit zur vollen Entfaltung ihrer künſtleriſchen Kraft bot, ſo erſcheint der Wunſch des jungen Akademikers nach einem Amte im Staatsbauweſen oder zum mindeſtens nach einem legitimirenden Zeugniß über ein beſtandenes Examen ſehr natürlich. Von Ritgen hatte mit der Reſtauration der Wartburg, ſeinem bedeutendſten Lebenswerk, ſchon längſt begonnen, aber das Verſenken in den mittelalterlichen Burgenſtil hatte ihm die Verehrung für Bötticher's „Tektonik der Hellenen" nicht geraubt, und ſo trug der Lehrer ſeinen Schülern fleißig aus dieſem Buche vor.

Der Erfolg der Prüfung war für Wallot, nachdem er ſich ein Jahr zum Examen vorbereitet, ein guter — ſeinem Eintritt in den Dienſt ſeines engeren Vaterlandes ſtand nichts mehr im Wege. Ueber die Thätigkeit welche er nunmehr in ſeiner neuen Würde zu entwickeln hatte, läßt ſich nicht viel berichten — ſie beſtand im Protokollführen bei Sitzungen, in der Herſtellung zeichneriſcher Arbeiten und in der Leitung auf der Bauſtelle. Vornehmlich hat ihn der Neubau eines Rath- und Spritzenhauſes in Fränkiſch-Grumbach beſchäftigt. Wenn der gebotene Wirkungskreis auch ein angemeſſener war und ſogar Gelegenheit bot, recht nützliche Erfahrungen zu ſammeln, ſo drängte es doch den jungen Beamten zu einer weiteren Vertiefung ſeines künſtleriſchen Könnens und zu größeren Aufgaben. Dieſer Drang war mächtiger als die Vortheile, welche eine Beamtenlaufbahn bot. Es reifte denn auch der Entſchluß, die neue Thätigkeit aufzugeben und nochmals nach Berlin zu ziehen.

Nachdem Wallot ein Jahr im großherzoglich-heſſiſchen Dienſt gearbeitet, finden wir ihn im Jahre 1865 wieder in der preußiſchen Hauptſtadt. Hier wird zunächſt noch ein Semeſter fleißig auf der Bauakademie gearbeitet, um dann in die praktiſche Ateliertätigkeit einzutreten — es erſchließt ſich ihm das Atelier von Martin Gropius. Und nun beginnt die Künſtlerlaufbahn.

Gropius war ein ſtrenger Claſſiciſt, der zu Bötticher in innigen Beziehungen ſtand, eine fein empfindende Natur, deren Einfluß auf junge Fachgenoſſen um ſo nachhaltiger war, als ſie ihre Lehren und Mahnungen ſtets in der liebenswürdigſten und wohlwollendſten Weiſe gab. In des Meiſters Atelier ließ ſich etwas lernen, zumal ſich ſchon zu jener Zeit die Bauluſt in Berlin zu heben begann und auswärtige Aufträge nicht ausblieben. Die Anſtrengungen Gropius' zur Hebung des Ziegelbaues, zur Einführung der Farbe in die Architektur und ſeine Bedeutung als Ornamentiker ſind allgemein bekannt und gewürdigt worden. Ein in der Entwickelung begriffener Künſtler konnte unter einem ſolchen Führer, mochte er auch gerade nicht erfindungsreich ſein, nur eine nachhaltige Förderung erfahren.

Das Streben, zur Höhe der Kunſt hinanzudringen, verleiht jungen Leuten eine große Beweglichkeit und Luſt zur Veränderung. So ſehen wir auch Wallot nach einiger Zeit das Atelier Gropius' mit jenem von Richard Lucae vertauſchen und ſich hier den freieren Renaiſſancebildungen dieſes ſchönheitsdurſtigen Meiſters, der mit ihnen den praktiſchen Bedürfniſſen der modernen Zeit beſtens entgegenkam, mit regem Eifer zuwenden. Dann tritt er in das Atelier Hitzig's ein. Das große Hauptwerk dieſes Mannes, die in ernſten Renaiſſanceformen gehaltene Berliner Börſe, ſtand ſchon vollendet da. Eine Fülle anderer bedeutender Aufträge war gefolgt, und der junge Wallot fand hinreichende Gelegenheit, ſich fortzubilden. Seine hervorragende Befähigung im Zeichnen und Aquarelliren veranlaßte, daß er vorzugsweiſe zur Ausführung perſpektiviſcher Anſichten von Concert- und Theaterſälen und zur Mitarbeiterſchaft an dem ſchönen Palazzo Kronenberg für Warſchau herangezogen wurde.

Aber wieder regte ſich in ihm der Drang nach Veränderung — Italien lockt ihn, und im Jahre 1867 macht er ſich auf, um endlich das Wunderland und deſſen Kunſt zu ſchauen. Der Künſtler, der im Hinblick auf ſeine Herkunft und ſein erſtes Studium in Hannover prädeſtinirt ſchien, ein Verfechter mittelalterlicher Baukunſt zu werden, erkennt nunmehr, daß ſein Herz der italieniſchen Renaiſſance ſchlägt; und doch hat ihn dieſe Erkenntniß in der Folgezeit nicht verhindert, auch in die Kunſt des Mittelalters tief hineinzudringen und derſelben eine Befruchtung der Gedanken zu entnehmen.

Nach einem längeren Aufenthalte in Oberitalien läßt ſich Wallot im Jahre 1869 als ſelbſtändiger Architekt in Frankfurt a. M. nieder. Er hat ſich ein freundliches Hausweſen gegründet und entfaltet unter den günſtigen Verhältniſſen, welche die politiſchen Wandlungen geſchaffen, in der ſchönen Mainſtadt eine ausgebreitete Bauthätigkeit. Nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege wächſt dieſe Arbeit mehr und mehr. Wie überall im deutſchen Reiche, ſo nimmt auch in Frankfurt die Luſt an baulicher Verſchönerung, an großartigen Anlagen, an der Pflege von Kunſt und Kunſtgewerbe in bedeutendem Maße zu. Ein neues, friſches und frohes Leben, ein wahrhaft begeiſtertes Streben beginnt, und die Renaiſſance feiert Triumphe. Zahlreiche Wettbewerbe werden ausgeſchrieben, und unſer Künſtler iſt nicht derjenige, welcher ſich ſcheut, mit anderen Fachgenoſſen ſeine Kraft zu meſſen — er tritt friſch auf den Plan und erringt Erfolge, wie ſie wenigen Meiſtern beſchieden ſind. Bei dem Wettbewerb um das Niederwalddenkmal wird er mit einigen anderen Künſtlern zu einer engeren Concurrenz herangezogen, aus der aber Schilling als Sieger hervorgeht. In Dresden gewinnt er im Jahre 1874 den erſten Preis für ſeinen Entwurf zu einer Friedhofsanlage an der Kreuzkirche. Dann folgt ein zweiter Preis für den großartigen Entwurf zur Bahnhofsanlage in Frankfurt a. M. und ein ſolcher für den Entwurf zur Stephanienbrücke in Wien. Die Krone des Erfolges aber bildet der erſte Preis für ſeine meiſterliche Arbeit zum Hauſe des deutſchen Reichstages. Er ſiedelt im Jahre 1882 nach Berlin über, um hier den gewaltigen Bau zu errichten, der nunmehr äußerlich faſt vollendet iſt und hehr und großartig daſteht.

Dieſes in kurzen Zügen geſchilderte Schaffen wurde mehrfach unterbrochen von Reiſen nach Italien. Gegenſtand der Studien waren dort beſonders die Werke des Sanmichele und vornehmlich des Palladio in Verona und Vicenza. Es iſt der treffliche Bluntſchli geweſen, welcher Wallot auf jene beiden genialen Meiſter der Palaſtarchitektur hingewieſen hat. Mit dem gleichaltrigen Fachgenoſſen, der vom höchſten Streben erfüllt war und ſich als echte Künſtlernatur zu erkennen gab, hatte ſich bald in Frankfurt ein freundlicher und anregender Verkehr entſponnen. Fruchtbare Gedanken wurden ausgetauſcht und in ſo manchen Geſprächen über die architektoniſche Ausdrucksweiſe der großen Theoretiker, eines Vignola, Serlio, Palladio und Scamozzi, geredet. Da war es Bluntſchli, welcher ihm die Augen für die Eigenart und die Größe des Palladio erſchloß. Als unſer Künſtler wiederum ſeine Schritte Italien zulenkte, geſchah es in der Abſicht, dem gegebenen Winke zu folgen und Palladios Paläſte zu ergründen. Was der ſäulen- und hallenreiche Palazzo Chieregati und die anderen Paläſte des großen Meiſters von Vicenza dem Auge des nordiſchen Mannes geboten, hat reiche Frucht getragen — die meiſterliche Raumbehandlung, ſowohl des Grundriſſes, als des Aufriſſes, welche ſich in der Gliederung und Vertheilung der Maſſen und im Zuſammenfaſſen derſelben zu einer einheitlichen und großartigen Geſammtwirkung zu erkennen giebt, ſowie die Sicherheit und Originalität, die einzelnen Glieder für jeden Fall neu und anders zu geſtalten: die mit dieſen Worten von Burckhardt treffend gekennzeichnete Kunſt des Palladio iſt es auch, welche an dem deutſchen Reichstagshauſe zum Ausdruck gelangt. Wer ſich in den ſtolzen Bau vertieft, empfindet, daß ihn ein Künſtler geſchaffen, der das Geheimniß des großen Italieners erforſcht, an dem Erforſchten erſtarkt iſt und mit eigener Meiſterſchaft unter ſtrenger Berückſichtigung des modernen Bedürfniſſes und Empfindens weiter gebildet hat, auf daß ſein Werk die monumentale Macht und Größe gewinne, wie jene des Altmeiſters, und als ein die wiedergewonnene Einheit feierndes „hohes Lied in Stein“ daſtehe.

Es dürfte überflüſſig ſein, auf die Vorgeſchichte des Baues, die allgemein bekannt iſt, zurückzugehen. Man weiß, daß der Künſtler ſeinen erſten Entwurf mehrfach umarbeiten mußte. Urſprünglich waren die Haupträume in das Obergeſchoß gelegt und neben der Weſt-Oſt-Achſe, die vom Königsplatze zur Sommerſtraße führt, auch die Querachſe ausgebildet worden. In den folgenden Bearbeitungen wurde das hohe Erdgeſchoß zum Hauptgeſchoß umgewandelt, die Durchführung der Querachſe aufgegeben, die vier ſymmetriſch angelegten Höfe zu zwei größeren zuſammengezogen und endlich nach verſchiedenen Aenderungen ein über dem großen Sitzungsſaale, dem Kern des Gebäudes, projectirter hoher Kuppelaufbau zu geringerer Höhe herabgemindert und zu einem Oberlicht ausgebildet. Aus dieſer Wandlung des erſten Entwurfes iſt der Bau hervorgegangen, wie er ſich nun darbietet.

Die Größenverhältniſſe ſpielen bei einem Gebäude eine der weſentlichſten Rollen. Eine Fläche von rund 11638 Quadratmetern iſt bebaut worden. Die Länge mißt 131,80 m und die Breite 88,30 m. Vier Thürme von vierſeitiger Geſtalt ſteigen an den Ecken des in Sandſtein ausgeführten Baues hoch über die Attika empor, um in Gegenwirkung zu treten zu dem aus der Mitte ſich erhebenden kuppelartig in Eiſen ausgebildeten Oberlicht, welches ein reizvoll ausgebildetes Thürmchen, die ſogenannte Laterne trägt. Jeder der vier Frontſeiten iſt ein Portal eingefügt. Portale und Eckthürme, dieſe auf jeder der beiden ſichtbaren Seiten mit zwei vortretenden gewaltigen Säulen, haben reichen Schmuck an Ornament und Figuren erhalten, während die zwiſchen ihnen eingefügten Frontflächen einfacher behandelt und durch Pilaſter, am Königsplatze aber durch Halbſäulen gegliedert ſind. Nach dem Königsplatze wendet ſich eben die Hauptfront. Ihr gegenüberſtehend, wird man, ſofern einige noch vorhandene Gerüſte gefallen ſind, einen beſonders großartigen Eindruck gewinnen. Dort an den beiden Enden der lang geſtreckten Faſſade die hochragenden Thürme, an den Ecken über der Attika gekrönt von prächtigen Gruppen knabenhafter Genien, welche im Triumph die Kaiſerkrone in die Luft recken. Hier in der Mitte, über der großen Freitreppe und Auffahrt, in feſtlicher Pracht die gegiebelte Säulenvorhalle des Hauptportals, über welcher ſich mehr nach rückwärts auf hohem Unterbau die von Reinhold Begas modellirte und von Seitz in München in Kupfer getriebene Idealgruppe einer hoch zu Roß ſitzenden Germania und zweier Geniengeſtalten erheben wird, während im Hintergrunde goldſchimmernd die Kuppel mit dem ſäulengeſchmückten Thürmchen emporragt, dieſes des Reiches Kleinod, die goldene Kaiſerkrone tragend. Monumentale Wirkung, gepaart mit edler Schönheit und maßvollem Reichthum, wird von dieſem Geſammtbilde ausgehen.

Der als Oberlicht geſtalteten Kuppel wendet ſich ſelbſtverſtändlich eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu. Es mußte gefahrvoll erſcheinen, bei einem ſolchen Monumentalbau das Eiſen in einer ſolchen Ausdehnung an beherrſchender Stelle zu verwenden.

Eiſen und Stein, beide ſo verſchieden in dem Verhältniß ihres Querſchnittes zur Feſtigkeit, zu einer monumental wirkenden Einheit zu verbinden, iſt ſo ſchwierig, daß Semper wohl zu entſchuldigen iſt, wenn er in einem vor Jahren erſchienenen Aufſatze „Ueber Wintergärten“ etwas ſkeptiſch über eine glückliche Löſung urtheilt. Inzwiſchen ſind in der Ausbildung und Anwendung der Eiſenconſtructionen Fortſchritte gemacht worden, welche jenen Skepticismus nicht mehr zutreffend erſcheinen laſſen. Nichtsdeſtoweniger zeug Wallot’s Vorgehen von bewundernswerther Kühnheit, und zwar um ſo mehr als er, getreu dem Grundſatze, daß bei Schöpfungen der Architektur das Aeußere ihres inneren Weſens Spiegel ſein ſoll, die Kuppel ſcharf und klar als Oberlicht gekennzeichnet hat. Es bildet dieſe meiſterliche Löſung, den Mittelaufbau in getreuer Ausprägung ſeines wahren Weſens und ſeiner Beſtimmung in die Monumentalwirkung des Baues als berechtigten und ſchönen Theil eingefügt zu haben, eine der hervorragendſten Leiſtungen moderner Architektur. Wird hier und da vielleicht bedauert, daß nicht der früher geplante Kuppelaufbau ohne Oberlicht zur Ausführung gekommen iſt, weil derſelbe großartiger gewirkt habe, ſo läßt ſich dieſes Bedauern kaum theilen, denn es kann und darf nicht Aufgabe der Architektur ſein, das Zweckmäßige zu Gunſten des Decorativ-Zweckmäßigen hinten anzuſetzen.

Dringt man tiefer in die figuralen und ornamentalen Details des Baues ein, ſo wird zu bewundern ſein, wie feinſinnig und originell Alles geſtaltet und zu der Beſtimmung des Baues in Beziehung geſetzt iſt. Wird es den Meiſtern der figuralen Plaſtik auch leicht, abſtracte Gedanken concret auszudrücken, ſo iſt es um ſo ſchwieriger, die Ornamentik, ſofern ſie nicht indifferent ſein ſoll, zu durchgeiſtigen, ihr eine Bedeutung zu verleihen, welche klar verſtanden wird, und ſie gleichſam zu einem ſprechenden Gliede zu machen. Auch in dieſer Beziehung hat Wallot eine ſeltene Meiſterſchaft bewieſen. Was da ſchmückt, erzählt von Kaiſer und Reich, von der Einigung der deutſchen Stämme, von unſeren Strömen, unſeren Landgebieten, unſerem

Schaffen auf hervorragenden Gebieten menſchlicher Thätigkeit und von unſerer Pflege idealer Güter. In dem Figurenſchmuck, welche Künſtlerhände geſchaffen, klingen dieſe Schilderungen gleichſam in vollen Accorden aus. Aus ſprudelnder Erfindungskraft und echtem Schönheitsgefühl iſt dieſe Ornamentik geboren; ſie iſt originell durch und durch; ſie fügt ſich, wohl berechnet in Bezug auf Licht- und Schattenwirkung, ohne Anmaßung den Fronten ein. Wenn von Seiten kundiger Männer der Heraldik getadelt wird, daß die Wappen und Kronen, welche als Schlußſteine den Fenſtern der beiden Seitenfronten und jenen der Front an der Sommerſtraße eingefügt ſind, nicht richtig ſind, ſo mag daran erinnert werden, daß die Aufgabe der Kunſt nicht darin beſteht, nach einem überlieferten Formencanon zu ſchaffen, um unabwendbarer Erſtarrung zu verfallen, ſondern daß ſie friſch und lebendig im geklärten Geiſte ihrer Zeit weiter zu ſchaffen und zu bilden hat. In dieſer Auffaſſung hat bisher auch der Künſtler ſein gewaltiges Werk bis zum kleinſten Detail durchgebildet, und darum wird daſſelbe auch, ſoweit nicht menſchliche Vorausſicht täuſcht, auf lange Zeit hinaus fruchtbare und belebende Anregung den Jüngern der Architektur und der verwandten Künſte bieten.

Ueber den Figurenſchmuck an den Fronten ließe ſich in weiterem Rahmen Vieles mittheilen, ſo aber mögen nur kurze Hinweiſe genügen. Jeden Thurm zieren vier Figuren, welche in ſtolzer Höhe über dem Gebälk der Säulen ſtehen und die Kräfte verſinnbildlichen, auf welche ſich ein wohlgeordnetes Reich gründet. An dem einen Thurm ſind die Aeußerungen der ausübenden Staatsgewalt: die Wehrkraft zu Waſſer, jene zu Lande, die Rechtspflege und die Staatskunſt, an dem zweiten die ethiſchen Elemente der Volksbildung: Unterricht, Erziehung, Kunſt und Literatur, an dem dritten die Gewerbe der Volksernährung: Ackerbau, Viehzucht, Bier und Wein, und an dem vierten Handel und Induſtrie: Großinduſtrie und Handel nebſt Schifffahrt, Elektricität und Kleinhausinduſtrie, verkörpert. Schöpfer dieſer Coloſſalwerke ſind die Bildhauer Maiſon, Prof. Volz, Schierholz, Behrens, Prof. Leſſing, Diez, Prof. Eberlein und Eberle. Schon aus dieſer Namensüberſicht iſt erſichtlich, wie man aus dem Norden und dem Süden des Reiches die künſtleriſchen Kräfte zum würdigen Schmuck des Baues herbeigeholt hat.

Im Giebelfelde des Portal-Ausbaues am Königsplatze wird eine ſehr figurenreiche Compoſition von Prof. Schaper Platz finden. Sie zeigt in der Mitte das Wappenſchild mit dem deutſchen Reichsadler, dieſer flankirt von den heroiſchen Geſtalten eines Preußen und Bayern, denen ſich ideale Gruppen als Vertreterinnen der Kunſt und Wiſſenſchaften, des Handels und der Induſtrie anſchließen. Oben in beherrſchender Höhe, wird, wie ſchon erwähnt, die Begas'ſche Koloſſalgruppe mit der hoch zu Roß einherreitenden Germania und den begleitenden Genien einen hoch idealen Abſchluß bilden. In der Halle ſelbſt werden an den Rückwänden zwiſchen jedem der äußerſten Säulenpaare die nach Wallot's Zeichnungen von Prof. Leſſing modellirten hochanſtrebenden Reliefs, welche unſere beiden Grenzſtröme, den Rhein und die Weichſel, allegoriſiren, eingefügt. Dieſe Allegoriſirung unſerer vaterländiſchen Flüſſe und Ströme findet ihre Fortſetzung in den mächtigen Schlußſteinen der Bogenfenſter des Hauptgeſchoſſes, und zwar in ausdrucksvollen Köpfen mit charakteriſtiſchem Beiwerk — Schöpfungen des Prof. Wiedemann in Frankfurt am Main. Weiſt man noch auf den reichen Schmuck des Mittelbaues in der Langfront an der Sommerſtraße und der Portale an den Seitenfronten hin, wo in jedem Giebelfelde der deutſche Adler ſeine Fittige ausbreitet, während oben über dem Hauptgeſims auf hoch ragenden Poſtamenten zwei ſchlangenvernichtende Adler ſchweben, ſo läßt ſich einigermaßen eine Vorſtellung von der Bedeutung und dem Umfange der an den Fronten des Baues entwickelten künſtleriſchen Arbeit gewinnen.

Die Ausſtattung des Innern iſt vom Künſtler nicht minder ſchön geplant. Nicht mit einem Uebermaße von Mitteln ſoll ein übertriebener Reichthum an effektvollen Decorationsſtücken geſchaffen werden, wohl aber ſoll Alles der Würde und der Größe des Reiches entſprechen und in echtem Material hergeſtellt werden. Sparſamkeit in der Gewährung der nothwendigen Mittel wäre ſicherlich eine Verſündigung gegen die Kunſt und die nationale Wohlfahrt, denn es pflegt ſich aus der würdigen Löſung ſolcher Aufgaben ein befruchtender Segen auf Kunſt und Handwerk zu ergießen. Wenn Frankreich auf den einſchließlichen Gebieten ſich einer hohen Blüthe rühmen kann, ſo verdankt es dieſelbe nicht zum geringſten dem richtigen Ermeſſen ſeiner Herrſcher und Staatsmänner, welche die Aufführungen großer Monumentalbauten als das nothwendige Uebungsfeld für die Jünger der Kunſt und des Kunſthandwerkes betrachteten. Mögen nach dieſen Geſichtspunkten auch diejenigen Mittel freigebig gewährt werden, welche erforderlich ſind, um die Räume, insbeſondere die Eingangshallen, die Vorſäle für den Reichstags-Vorſtand und Bundesrath, die große Wandelhalle und das Herz des Baues, den Sitzungsſaal, in einer Weiſe zu ſchmücken, daß ihre Wirkung dem herzerhebenden und großartigen Eindruck, welchen das Aeußere des Baues hervorruft, entſpricht. In die Jahrhunderte wird dieſer Bau hineinragen als ein Monument, das an eine große Zeit gemahnt. Mag er, wie es ſeines großen Baumeiſters heißer Wille iſt, auch daſtehen als ein glänzendes Zeugniß, daß dieſe Zeit groß und vornehm in Sachen der Kunſt dachte.

II.

Und ſchaudernd fragt man: wie haſt du ertragen,
Du armer Mann, des Taifuns wilde Wuth,
Des Regens Kälte und der Sonne Gluth,
Des Durſtes Brand, des Hungers grimmes Nagen?

Bei deines nackten Leibes Höllenplagen
Nichts zur Geſellſchaft als der Möwen Brut,
Die aus der ſteilen Klippen ſichrer Hut
Mit gellem Lachen höhnten deine Klagen?

O, ſchlimmer Graus! O, namenloſe Pein!
Und ach! du Unglückſel'ger, nimmer wieder
Sollſt du dich miſchen in der Freunde Schaar,

Wie einſtmals, als im duft'gen Myrtenhain
So hell zur Laute tönten eure Lieder,
Und droben ſtand der Vollmond leuchtend klar.

III.

Du haſt gelernt entbehren, dulden, ſchweigen.
Nun aber ſtrahlt dir durch die finſtre Nacht
Der Glanz der Augen, die ſo hold gelacht,
Als ihr zum erſten Mal beim Klang der Geigen

Euch ſchwanget in dem wechſelvollen Reigen,
Und euch ergriff der Liebe heil'ge Macht.
Und ſie ward dein. Die göttergleiche Pracht
Des ſchlanken Leibes gab ſie dir zu eigen

Und ihre ſüße Seele in den Kauf.
Und niemals, niemals wieder ſollſt du trinken
Nur einen Tropfen dieſer ſel'gen Luſt;

Mag auch die Sonne tauſendmal den Lauf
Beginnen und zum glühen Oſten ſinken, —
Nie wieder ſollſt du ruh'n an ihrer Bruſt!

IV.

Das iſt der ſchärfſte Dorn in deiner Krone,
Er dringt dir durch das Hirn in's tiefſte Herz. —
Nun denn! und dieſen allergrimmſten Schmerz,
Du theilſt ihn doch mit manchem Erdenſohne,

Dem d'rum, wie dir, das Leben ward zur Frohne;
Und ſeine Lippe kennt nicht mehr den Scherz;
Die ſcheuen Blicke irren niederwärts,
Und jede Sonne hebt ſich ihm zum Hohne.

Und ſteht verlaſſen in des Marktes Drang,
Der ihn umrauſcht mit ſeinem wirren Toſen,
Wie du in deines Meeres Wüſtenei;

Und ſeine Pulſe klopfen dumpf und bang;
Von jeder Nacht, der langen, ſchlummerloſen,
Wünſcht er, wie du, daß ſie die letzte ſei.

V.

Ich drücke dir die Hand, mein Leidgenoſſe!
Dir ward und mir daſſelbe bittre Loos:
Dir auf dem Eiland in des Meeres Schooß,
Mir in dem tauſendköpf'gen Menſchentroſſe;

Du, ſtarrend auf das Spiel der Wellenroſſe,
Ich in der Lebensbrandung wild Getos;
Du auf dem Felſen ohne Gras und Moos,
Ich in des Glückes vielumworb'nen Schloſſe.

Und gar um Eines, Freund, beneid' ich dich:
Du darfſt, packt dich der Schmerz, laut um ſie weinen,
Es hört dein Klagelied kein ſterblich Ohr;

Der Menge gier'ger Blick umlauert mich,
Und heiter muß ich einer Welt erſcheinen,
Die mir verdämmert in dem Thränenflor.

VI.

Und noch um dies: Als du durch's Meer gezogen,
Da kam der Sturm, der dir dein Schiff zerſchellt',
Die Woge, die dich ausſpie aus der Welt —
Blind iſt der Sturm, und ſinnlos ſind die Wogen.

Als ich ward um mein Herzensglück betrogen, —
Es prangte wolkenlos das Himmelszelt,
In Frieden ruhten Wald und Wies' und Feld,
Und durch den Aether Frühlingsvögel flogen —

Da ſchlich heran der Menſchen Aberwitz
Und ſchnürte mich in ſeine ſchnöden Bande,
Entehrte mich zu ſeiner Satzung Knecht:

Den Ausſchlag gebe immer der Beſitz.
Das gelte ſo durch alle Chriſtenlande;
Wer im Beſitze, der ſei auch im Recht!

VII.

Und alſo, rechtlos denn, ſind wir geſchieden,
Es führt kein ſchmalſter Pfad, mein Lieb, zu dir;
Wie du auch prangſt in deiner Schönheit Zier,
Ich ſeh dich nimmer-nimmermehr hienieden.

Und ob wir tauſend wilde Pläne ſchmieden,
Sie ſetzten tauſend Wächter dir und mir,
Daß wir nicht fliehen aus des Rechts Revier
Und ſtören des Beſitzes heil'gen Frieden.

Salas y Gomez! O, jetzt weiß ich wohl,
Weshalb ſo tiefes Grauſen mich ergriffen,
Trat je vor meinen Geiſt dein düſtres Bild!

Ich ſah ſchon in der Brandung, dumpf und hohl,
Mein Glückesſchiff zerſchellen an den Riffen —
Der Alltagstugend mitleidloſem Schild.

Friedrich Spielhagens Gedichte.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Seit Spielhagens erſtem ſchriftſtelleriſchen Auftreten ſind fünfunddreißig Jahre verfloſſen, und jetzt erſt kommt er mit einem erſten Bande Gedichte heraus. Es iſt ein Band von beſcheidenen Verhältniſſen, wie ihn dem Umfange nach jeder rechtſchaffene deutſche Wald- und Wieſendichter alljährlich zum mindeſten einmal mühelos zu Stande bringt. Auf jedes Jahr der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Spielhagens kommen wohl kaum mehr als ſieben bis acht Seiten. Unſer Dichter gehört alſo, wie man ſieht, nicht zu den Leuten, bei denen ſich eine jede mehr oder minder echte Empfindung, ja jede verſchwommene Regung, jeder zufällige Einfall ſogleich in klingelnde Reime umſetzt. Er bedient ſich vielmehr der gebundenen Form nur dann, wenn ihm zum Ausdruck deſſen, was er zu ſagen hat, Rhythmus und Reim geradezu aufgenöthigt werden. So iſt er denn in Wahrheit das, was Goethe im vornehmen Sinne des Wortes den „Gelegenheitsdichter“ nennt. Er beherzigt Geibels Rath: er ſchweigt, wenn ihm „vom Ueberfluſſe tönend nicht die Seele ſchwillt.“ Giebt er aber ſeinen Gedanken und Empfindungen die anſpruchsvolle Form des Verſes, ſo darf man ſich darauf verlaſſen, daß er dieſe Form mit peinlichſter künſtleriſcher Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit pflegt, daß er nicht ruht und raſtet, bis er in formaler Beziehung das Höchſte des Erreichbaren erklommen hat.

Formal ſind dieſe Gedichte denn auch ganz meiſterlich. Bis auf wenige Ausnahmen — und auch dieſe Ausnahmen ſcheinen zur Bekräftigung der Regel durchaus beabſichtigt zu ſein — ſtellen ſich die Reime in fröhlicher Zwangloſigkeit dar. Scheinbare Härten und burſchikoſe Nachläſſigkeiten in der

Sprache, die im erſten Augenblick überraſchen mögen, erweiſen ſich der aufmerkſameren und tiefer eindringenden Prüfung als wohlüberlegte Abſichtlichkeiten. Spielhagen läßt in ſeinen Verſen niemals fünf gerade ſein; und ſtößt man auf Abſonderlichkeiten, die die Verskünſtler der ſtrengſten Obſervanz, die Anhänger Platens und Geibels, als Incorrectheiten ankreiden würden, ſo wird man, wenn man nur genau hinſieht, gar bald erkennen, wie gerade ſie der getreue Ausdruck ſeiner Eigenart und ſeines Temperaments ſind. Juſt ſo, wie er es ſagt, will er es geſagt haben, nicht gefeilter, nicht runder, ſondern in dieſem beſtimmten Falle ſo hart und kantig, wie es daſteht.

Im Inhalt weiſt das kleine Buch eine große Mannigfaltigkeit auf. So wenig ich ein Freund von Claſſificirungen und Rubricirungen bin, treten hier einzelne Gruppen doch in zu ſcharfer Abſonderung von einander auf, als daß es möglich wäre, ſie zu einer allgemeinen Betrachtung zuſammenzuziehen. Sie haben eben nur das Eine gemeinſam: die ſcharf ausgeprägte ſtarke Individualität des Dichters, die überall, auch da, wo ſie ſich epiſch verſtecken möchte, deutlich hervorſpringt.

Mit dem ſcharfen Auge des Beobachters ſieht Spielhagen die Verkehrtheiten und Verirrungen unſerer Tage, und es reizt ihn, zu dieſem und dem ſeine kritiſchen Gloſſen zu machen und in mehr oder weniger zahmen Xenien ſein Urtheil zu ſprechen. Die flotte Satire kommt namentlich in dem Diſtichenkranz ,,Fin-de-siècle‘‘ zum Ausdruck. Mit vollem Freimuth, den man heutzutage gern Rückſichtsloſigkeit nennt, rückt er denen auf den Leib, die ihm in ihrem Weſen und Wirken nicht zuſagen, ſelbſt wenn ſie Romane dichten, und wenn die ſo gern angerufene collegialiſche „Zuſammengehörigkeit“ nach weitverbreiteten Auffaſſungen ein verlogenes Schweigen zur Pflicht macht. Dem Dichter, der moderne Romane ſo wirkſam in ein ägyptiſches Gewand zu ſtecken weiß, Georg Ebers, widmet er gelegentlich die Verslein:

Und ſo ſchwimm' ich behaglich im heiligen Waſſer des Nilus,
Das mit Paläſten man ſtolz und Pyramiden umſäumt,
Seit ich mich höflich gewöhnt, ein Röschen zu nennen Uarda
Und den privaten Docent, der es nicht pflückte, Pentour.

Die Meiſter der jugendlichen Ueberhebung läßt er ſagen:

Wir ſind Naturaliſten und baden im kräftigen Urſchlamm
Unſres erhabnen Genies; aber Poeten? — quod non!

Aber auch in zahlreichen anderen Gedichten, die in dem Werke zerſtreut ſind, gelangt die Satire zu ſcharfem und oft ſehr glücklichem Ausdruck. Und bei denſelben modernen Schriftſtellern, den Naturaliſten, Poſitiviſten, Veriſten und anderen Iſten hat er ſchon vorher in dem Cappriccio „Sommerfäden“ ſeine Karte abgegeben:

Armſel'ge Spötter, die ihr nicht begreifet,
Wenn ihr es nicht mit plumpen Händen faſſet;
Die ihr vergnüglich in dem Schlamme ſchleifet,
Was euch in euren ſchnöden Kram nicht paſſet;

Und was in edlen Herzen blüht und reifet,
So gründlich aus dem guten Grunde haſſet,
Weil es euch zeigt in eurer ganzen Kleinheit,
Und an den Pranger ſtellet die Gemeinheit.

Spielhagen geſteht einem Bismarck ſehr wohl das Recht zu, ſich mit Stol einen Junker zu nennen. Indeſſen — quod licet Jovi . . .

Doch die, die blindlings folget, die Kohorte,
Dem Goliath, der ebnete die Bahn,
Haſcht gierig nach dem übermüth'gen Worte;

Steckt protzig an den Hut den frechen Klunker,
Und Jeder glaubt, er hab' was Recht's gethan,
Hat er ſich weiblich aufgeſpielt als Junker . . .

Ihr thut mir leid, ihr Junker zweiter Klaſſe.
Wie ihr euch krampfet an des Hochmuths Sparren,
Man creditirt euch nicht die Schneid', die Verve.

Es lacht ob euch der Junker echter Raſſe,
Und Einer zu dem Andern ſpricht mit Schnarren:
Nun ja, ein Kamerad — von der Reſerve!

An die Verfechter der Sonntagsruhe und der Achtſtundenarbeit richtet der Dichter die dringende Bitte:

Habt ihr für euch es durchgeſtritten,
So hemmet euren Siegerſchritt
Und nehmt uns Arme freundlich mit.

Denn die grauſamen Muſen, die aus der Heidenzeit ſtammen, kümmern ſich ja verwünſcht wenig um Sabbatruhe und wollen auch von der Achtſtundenarbeit nichts wiſſen; die Grauſamen reſpectiren nicht einmal die Nacht:

Da ſind ſie noch beſonders munter
Und treiben's bunt und treiben's bunter,
Verdoppelnd unſrer Arbeit Qual,
Bis wir im Nebel des Chloral
Uns ihrer Frohnde doch entwinden,
Für ein paar Stunden Ruhe finden.

Der ſatiriſch-ſarkaſtiſche Ton wird auch in dem Intermezzo „Nach antiken Motiven“ ausgeſchlagen und durchweg feſtgehalten. Bei Spielhagen, der unter den modernen Dichtern vielleicht der leidenſchaftlichſte Verehrer der helleniſchen Epik iſt, mag die offenbar gewollte Reſpectloſigkeit, mit der er die antiken Stoffe behandelt, etwas Verwunderliches haben. Er lebt und webt mit ſeinem Homer. Unausgeſetzt umſchweben ihn bei ſeinem Dichten die Heldengeſtalten vor und hinter Trojas Mauern, und die Weſen, die den Olymp und den Hades bevölkern, ſtehen beſtändig vor ſeinem geiſtigen Auge. Ob er in ſeinem Studirzimmer ſitzt oder am pommerſchen Strande ſchlendert oder im Sande der Helgoländer Düne ſich ausſtreckt, — er denkt unwillkürlich an Charons Nachen, an die pfeilfrohe Artemis, an den Argostödter, an Circe. Gerade bei Spielhagen alſo, der mit ſeinem Sinnen und Trachten ſo gern in die von Homers

Sonne beſchienene Welt der Antike ausfliegt, berührt es ſeltſam, die hehren ſagenhaften Gebilde der helleniſchen Dichtung auf die beſcheidenen Verhältniſſe der modernſten Alltäglichkeit und Begreiflichkeit reducirt zu ſehen. Er behandelt die unnahbar Hehren mit äußerſter Nonchalance. Man könnte an die traveſtirte „Aeneis“ von Alois Blumauer denken; denn hier wie da wird mit denſelben Mitteln dieſelbe Wirkung erzielt: durch Anachronismen, durch die Anwendung der modernſten Begriffe und Thatſachen auf das Alterthum, durch die völlige Reſpectloſigkeit gegenüber den altehrwürdigen Göttern und Helden, und die ſcherzhafte Unverfrorenheit, mit der das in unerreichbarer Höhe thronende Erhabene in den Staub unſerer Alltäglichkeit gezogen wird, auf Koſten der Antike die Modernen lachen zu machen. Man könnte ſogar an die ruchlos übermüthigen, aber unendlich witzigen und geiſtvollen Dichter, die dem frivolen Offenbach die empörend köſtlichen Texte zu „Orpheus“ und der „Schönen Helena“ geſchrieben haben, erinnern. Vielleicht auch an Heine und ſeinen gemüthlichen Verkehr mit der Schutzgöttin Hamburgs, die ihm Thee kocht und Rum dazu gießt, während ſie ſelbſt den Rum ohne Thee zu ſich nimmt. An den und den mag man nebenher denken. Vor Allem aber iſt es doch wieder Spielhagen ſelbſt, der mit ſeinem ureigenſten Weſen und in ſeiner eigenſten Weiſe zu uns ſpricht.

Ob er mit dieſer Darſtellungsart nebenbei unſerer neueſten Geſchichtsſchreibung, die es ja oft liebt, das Fernliegende durch Uebertragung auf Erſcheinungen unſerer Gegenwart „dem Verſtändniß nahe zu bringen“, die alſo Marc Anton auf dem Forum als einen flanirenden Pflaſtertreter auf dem Macadam und als einen Gigerl auf dem Wiener Ring ſchildert, einen kleinen Seitenhieb hat verſetzen wollen, mag dahingeſtellt bleiben.

In der von Spielhagen gewählten ſcherzhaften Form ſteckt aber jedenfalls ein ſehr ernſter Gedanke, und die „moderne“ Auffaſſung, zu der er ſich bekennt, iſt ſicherlich die richtige, die zeitloſe oder allen Zeiten eigene. Der Dichter grübelt darüber nach, weshalb Odyſſeus die herrliche Kalypſo, die ſchöngelockte, melodiſch wallende Göttin verläßt, und er findet die richtige Antwort: Ja, das Weib iſt wunderſchön, Kalypſo iſt von herrlicher Bildung, ſie iſt liebenswürdig und gefällig, aber — man kann ſich nichts mit ihr erzählen! Sie iſt ein bischen dumm, und das hält auf die Dauer kein Menſch aus.

Unſer Dichter weiß auch ganz genau, weshalb die Zauberkraft der Circe an demſelben Helden verſagen muß, ich meine die Kraft mit den gewöhnlichen Handwerks-Zaubermitteln, mit den Waffen aus dem Arſenal der weiblichen Koketterie, den vielverheißenden Blicken, dem verlangenden Lächeln, den begehrlich halbgeöffneten Lippen. Solche Kunſtſtücke, von gefühlloſen Koketten vollführt, verfehlen auf Männer gewöhnlichen Schlages, in denen ſich nichts Anderes regt, als das Begehren nach dem Beſitz, ihre Wirkung niemals. Wenn aber die ſchwache Hand der wirklich Liebenden dieſe kleinen Pfeile kraftlos ſchleudert, ſo prallen ſie an der von Liebe gepanzerten Bruſt des

Helden ab. Circes Zauberſpuk verſagt, weil ſie ſelbſt liebt, und weil ſie ſich von Odyſſeus geliebt weiß.

Es reizt unſern Dichter auch, das Problem zu ergründen, daß wir den göttergleichen Achill in lauterſter Größe und ungetrübteſter Reinheit verehren, daß ihm die Nachwelt in uneingeſchränkter Bewunderung Streiche und Unterlaſſungsſünden vergiebt, die nach dem ungeſchriebenen und zu allen Zeiten gültigen Codex der Ehrenhaftigkeit durchaus dazu angethan wären, das glänzende Schild ſeines Ruhmes durch einen häßlichen Fleck zu verunzieren. Er läßt ſich ja allerdings nicht leugnen, daß der gewaltige Peleide, wie man in Berlin ſagt, „einen Fettfleck in der Conduitenliſte“ hat. Spielhagen behandelt den „Fall Briſeïs“. Patroklos fragt den tief verſtimmten Achill nach dem Grunde ſeines Kummers, und Achill antwortet:

Ach, mir raubt man das geliebte
Weib, das reine, holde, ſüße,
Und ich leg' dem frechen Räuber
Nicht das Haupt vor ſeine Füße! : . .

Nur die eig'ne Feigheit ſagte:
Anton, ſteck ihn ein, den Degen!
Es iſt klüger. Dafür kannſt du
Weiblich dich auf's Schimpfen legen.

Und ich ſchimpfte weiblich; ſchimpfte
Schier das Blau vom hohen Himmel,
‚Wie 'ne Küchenmagd', und hieß ihn:
Schuft, Verräther, Räuber, Lümmel.

Großer Zeus! und in dem Walde
Jeder Hirſch kämpft für die Seine
Bis zum Tode! Und ich konnte
Nichts als ſchimpfen für die Meine! . . .

Jetzt, anſtatt mich zu ermannen,
Stürmend ihm in's Zelt zu brechen
Mit den tapfern Myrmidonen,
Zu entreißen ſie dem Frechen, —

Sitz' am Strande ich und flenne
Zu der Mutter, wie ein richt'ges
Mutterſöhnchen, ein verwöhntes
Und zu allem Guten nicht'ges . . .

Glaube mir, mein Freund Patroklos,
Einſt wird kommen doch die Stunde,
Wo ein kluger Mann den Finger
Legt in meines Ruhmes Wunde.

Und er ſpricht: Er iſt gerichtet!
Nimmermehr war er ein Ritter
Ohne Furcht und ohne Tadel,
Und ſein Ruhm iſt eitel Flitter;

Er, der ruhig ließ geſchehen,
Keinen kleinſten Finger rührte,
Als man ihm die Vielgeliebte
Vor der Naſe weg entführte.

Wer nicht fechten und nicht ſterben
Kann für ſeines Herzens Liebe,
Iſt kein Mann, ob auch die Muſe
Selber ihm den Nachruf ſchriebe! —

Freund Patroklos ſieht die ſchwächliche, unmännliche Haltung des Achill weniger tragiſch an und iſt auch über deren Folgen weniger beunruhigt. Er ſagt:

Wir, ſoviel ich weiß, wir leben
Noch in den naiven Zeiten,
Und es iſt vergebne Mühe,
Um des Kaiſers Bart zu ſtreiten.

Andre Zeiten, andre Sitten!
Sicher werden Minneſinger
Tragen ihre Haut zum Markte
Für die lieben hübſchen Dinger.

Oder wärſt ein Attaché du,
Oder Lieutenant auserleſen,
Ein Duell mit dem Atriden,
Unvermeidlich wär's geweſen.

Jetzo nicht einmal Therſites
Sagt, daß feige du gekniffen,
Bleibſt ein Held, als ob dir zwanzig
Kugeln um die Ohren pfiffen.

Bleibeſt unſer allerſchönſter,
Allerſchnellſter Griechenheros
Trotz des böſen Falls Briſeïs. —
Dafür ſorgen laß Homeros!

Das alſo iſt die Antwort auf die Frage, weshalb die nachſichtige Nachwelt dem wunderbaren Helden alle perſönlichen Kleinheiten und Schwächen vergeben hat und bewundernd zu ihm aufſchaut, wie er im hellſten Sonnenlichte in goldigſter Größe daſteht: der wahre Dichter hat ihn in makelloſer Schöne und unerreichbarer Hehrheit erſchaut, hat ihn ſo für alle Zeiten verherrlicht, und ſo erblickt ihn durch des Dichters Auge auch die Nachwelt.

Ganz demſelben Gedanken giebt Goethe in ſeiner „Achilleis“ Ausdruck, wenn er von Achill ſagt:

Und dir war es beſtimmt, in dieſem herrlichen Kriege
Immer der Erſte genannt zu ſein, als Führer der Völker.
So ſich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer verſammelt
Und den Sänger vernimmt . . .
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,
Immer wird dein Name zuerſt von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preiſend erwähnte.
Allen erhebſt du das Herz als gegenwärtig, und allen
Tapfern verſchwindet der Ruhm, ſich auf dich Einen vereinend.

Und auch dieſe Verſe ſind nur eine Paraphraſe des Ausrufs Alexanders am Grabmal des Achill, wie er den Jüngling glückſelig pries, in Homer den Herold ſeiner Tapferkeit gefunden zu haben: „O fortunatum adolescentem qui Homerum virtutis tuae praeconem inveneris.“

Gehörte Spielhagen nicht einer Richtung an, die von unſern Jüngſten und Neueſten als überwunden und abgethan betrachtet wird, ſo würde man dem Dichter des Intermezzos „Nach antiken Motiven“, ſo ſtark in den Verſen auch die Heine'ſchen Töne des „Atta Troll“ und des „Wintermärchens“ anklingen, ſicherlich den Symboliſten beigeſellen. „Circe“ erfüllt jedenfalls alle Bedingungen, die man an ein richtiges ſymboliſtiſches Gedicht zu ſtellen berechtigt iſt.

In demſelben leichten Tone, der hier angeſchlagen wird, ſind noch manche anderen Gedichte in dem vorliegenden Bande gehalten. In dem ſehr umfangreichen „Sommerfäden“ überſchriebenen ſchlägt Spielhagen die Wege ein, die Lord Byron im „Don Juan“ und Alfred de Muſſet in „Namouna“ ihm gewieſen haben. Es ſind poetiſche Schlendereien, planlos und ziellos, Feuilletons in Reimen, Cauſerien vom Hundertſten in's Tauſendſte, ſprunghafte Capriccios. Spielhagen wählt auch dieſelbe Form wie ſeine Vorgänger: die Ottaverime, die gerade durch ihre Schwierigkeit des in jeder Strophe dreimal wiederkehrenden Reimes zu allen möglichen Abſchweifungen und Ausflügen verlocken. Denn das Handwerksgeheimniß iſt längſt verrathen daß beim Haſchen nach dem anklingenden Reimworte ſich oft ein neuer glücklicher Gedanke einſtellt, ja mitunter ein ganz neuer Geſichtskreis erſchließt, Der wahre Dichter beſitzt aber auch die Kunſt, das geſchickt zu verbergen und nicht merken zu laſſen, wie ſich hier eigentlich der Reim vom Knecht zum Herrn aufgeſchwungen hat.

Die meiſten der Spielhagen'ſchen Gedichte ſind lang, und es macht den Eindruck, als ob er ſelbſt oft das Bedürfniß fühlt, durch die äußere Form ſich zur Knappheit zu zwingen. Daher wohl auch ſeine unverkennbare Vorliebe für die ſtarrſte, und in ihrer Conciſion unbeugſamſte Form des Sonetts. Auch hier läuft indeſſen der Becher oft über, und die unerbittlichen vierzehn Sonettzeilen genügen dem Dichter nicht immer, um Alles das zu ſagen, was er ſagen will. Er muß noch ein zweites Sonett anfügen, um ſeinen Stoff zu erſchöpfen; mitunter windet er ſogar eine ganze Reihe von Sonetten zu einem Kranz. Die an Sita gerichteten Sonette gehören übrigens zu den innigſten und wärmſt empfundenen des ganzen Buches, die wir mit den ſchönen Gedichten „An Helene" und „Erfüllung", dem ergreifenden Ausdrucke reinſter und echteſter Vaterliebe, als Perlen der Sammlung hervorheben möchten.

An kleinen Liedchen, wie ſie Goethe, Heine, Uhland, Geibel, Mörike, Heyſe, Baumbach, Karl Siebel e tutti quanti achtlos vor ſich hinträllern, dem klingenden und ſingenden Ausdruck der augenblicklichen Stimmung, an den Liedern, die den Muſiker geradezu aufſuchen, um von ihm die Uebertragung in Töne zu verlangen, herrſcht hier nahezu völliger Mangel, obgleich Spielhagen doch auch manchmal, wie in dem Gedichte „Frühherbſt", verräth, daß ihm auch dieſe Weiſen nicht fremd ſind. Im Allgemeinen aber ſind ſeine Gedichte, wie die von Schiller und Platen, unſangbar im höchſten Grade.

Den weſentlichſten und intereſſanteſten Theil der vorliegenden Gedichtſammlung bilden aber wohl unſtreitig die lyriſchen Bekenntniſſe, die Ich-Romane in Verſen.

Daß dieſe Gedichte ein durch und durch individuelles Gepräge tragen, daß ſie anknüpfen an Begebenheiten, die wirklich geſchehen ſind, daß die Geſtalten, die in dieſen Gedichten auftauchen, Fleiſch und Blut in der Wirklichkeit haben, daß die Empfindungen, die da zum Ausdruck drängen, unmittelbar aus dem wahr und echt fühlenden Herzen des Dichters ſelbſt hervorbrechen, das fühlt inſtinctiv Jedermann.

Tiefe Theilnahme und ernſtes Mitgefühl weckt des Dichters beredtes Wort in den Herzen aller derer, die den Aufſchrei ſeiner gemarterten Seele vernehmen: wie ihm das, was unſere Geſellſchaft als ihre Grundlage und als ihre Citadelle bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt — die größte, aber wohl auch unentbehrlichſte aller „conventionellen Lügen", um mit Max Nordau zu ſprechen —, wie ihm Sitte, Moral, Alltagstugend, Pflicht, oder wie man es ſonſt nennen mag, unbarmherzig das verſagt, was ſein Herz gebieteriſch verlangt; wie er im Gefühle ſeiner Ohnmacht, allein den Kampf gegen Alle aufzunehmen, ſich abquält, wie er ſich ſelbſt zu meiſtern, die elementare Gewalt ſeiner Gefühle zu brechen, ſeine Triebe zu unterjochen trachtet, wie aber immer und immer wieder die übermächtige Leidenſchaft alles vernünftige Erwägen und Bedenken wie Spreu hinwegfegt, und wie furchtbar der Unglückliche in dieſem Anſturm des wilden Herzens gegen die nüchterne Erkenntniß der Pflicht zu leiden hat. Er leidet bis zur Verzagtheit, bis zur Verzweiflung.

. . . Was es mir hat entriſſen,
Das Leben, bringt kein güt'ger Gott zurück:
Der Jugend freien Muth, ein fromm Gewiſſen,
Den Glauben an mich ſelbſt und an ein Glück.

Dieſelbe trübe kampfesmüde Stimmung klingt uns aus dem Gedichte „Ultima Thule“ entgegen, das wir erſt vor Kurzem in einer Zeitſchrift gefunden, und das in die vorliegende Sammlung noch nicht hat aufgenommen werden können, aus dem wir aber zur Vervollſtändigung der im Bande vereinigten Gedichte einige Verſe mittheilen wollen:

Ich ſtarre in's Feuer, der Hoffnung baar,
Das Auge verdunkelt von Thränen:
Erloſchen am Leben iſt jegliche Luſt,
Es hängt, wie Blei, mir das Herz in der Bruſt,
Ich vergehe in tödtlichem Sehnen.

Umſonſt, daß ich qualvoll gerungen, gekämpft!
Es hat nicht die Ferne das Feuer gedämpft,
Der Liebe verzehrende Flammen;
Umſonſt, daß ich raſtlos mit fiebernder Stirn
Ueber tauſend Büchern zergrübelt das Hirn,
Mag denn, wer will, mich verdammen!

Und ſind nicht auch die Sonette, die wir gleichzeitig mit dieſer Beſprechung der Spielhagen'ſchen Dichtungen in „Nord und Süd“ veröffentlichen, der tragiſche Ausdruck deſſelben hoffnungsloſen Kampfes der Leidenſchaft gegen den von der Geſellſchaft zäh vertheidigten „Beſitz“, der eo ipso für die „Alltagstugend“ ſchon das „Recht“ iſt?

Vielleicht noch ſtärker als bei irgendwelchen anderen lyriſchen Dichtungen hat ſich unſer beim Leſen der Spielhagen'ſchen ein Gefühl ängſtlicher Verwunderung bemächtigt, das die Lyrik ſo oft in uns wachruft — der Verwunderung über das innerſte Weſen dieſer poetiſchen Individualitätsoffenbarungen überhaupt. Was ſind denn lyriſche Gedichte in Wahrheit? Man könnte ſie beinahe, wenn man weniger auf das Akademiſche als auf das Treffende des Ausdrucks ſieht, als Reporterindiscretionen der Seele bezeichnen und den lyriſchen Dichter als einen Selbſtinterviewer. Was ſich in den tiefſten Falten des Innern keuſch im Verborgenen hält, was kaum dem vertrauten Freunde in's Ohr geraunt wird, was nur zaghaft, nur unter der ſichern Bürgſchaft der unbedingten Geheimhaltung, der intimſten Aufzeichnung anvertraut wird — die geheimſte Regung, die ſich wie die Lotosblume vor der Sonne Pracht fürchtet, das ſüße Geheimniß — ſobald es, in den Zwang des Metrums und Rhythmus gebannt, im Gleichklang auslautet, tritt keck und verwegen in das hellſte Sonnenlicht und heiſcht nun Beachtung. Das zarte und ſcheue Intime, das unantaſtbare Eigenthum des Individuums zerflattert, und der Niederſchlag, das lyriſche Gedicht, wird ein literariſches Erzeugniß wie jedes andere. Es unterſtellt ſich freiwillig der Kritik. Es verzichtet auf allen Reſpect vor perſönlichen Leiden und Freuden. Es will ſogar die Fiction ſchaffen, daß ſich um den Menſchen, der da jubelt und klagt, lacht oder weint, Niemand zu kümmern habe. Nur das Sachliche wirkt und ſoll wirken, nur das Gedicht. Und Jedermann ſteht das Recht zu, dem Vater, der den Tod ſeines geliebten Kindes beweint, dem Freunde, der ſeinem Schmerze über den Verrath des Freundes ergreifenden Ausdruck giebt, dem Liebenden, der verzweifelt über den Treubruch der Geliebten aufſchreit, mit kühlſter Unergriffenheit eine Cenſur darüber zu ertheilen, wie er ſich in dieſem Falle poetiſch benommen hat. Schlecht gebrüllt, Löwe! Gut geweint, Vater! Mittelmäßig geliebt, Verzweifelter! Schlecht gereimt, Lyriker!

Nun, Spielhagen hat zum Glück keinen Grund, als Lyriker die Kritik zu ſcheuen. Die rein lyriſchen Gedichte ſind ſogar unbedingt die vollſten, reinſten und ſchönſten der Sammlung. Das „Am Strande“ iſt ein wahres Juwel. Und mit wahrer Genugthuung darf der mitfühlende Leſer von der Freiheit Gebrauch machen, die ſeeliſche Autopſie der Menſchen nicht vorzunehmen, darf ſich vielmehr dem bequemen Wahne hingeben: all’ die Klagen und Seufzer, die uns aus dieſen traurigen Strophen entgegenklingen, der unwillige Aufſchrei des gegen die „Satzungen“ ſich aufbäumenden Trotzes — Alles das iſt „gedichtet“, iſt nachempfunden, iſt in die Seele des Dichters erſt durch den Vorſatz und durch die Kraft des Talents künſtlich hineinempfunden. Und wird es uns gar zu ſchwer gemacht, über dem Dichter den Menſchen zu vergeſſen, drängt ſich uns das ſtark Subjective mit ſeiner unmittelbaren Wirkung unabweisbar auf, nun, ſo haben wir doch die tröſtliche Empfindung, daß auch für frohe Stunden im Daſein des Dichters in den gutgelaunten ſcherzhaften Gedichten beredte Zeugniſſe genug vorlegen, daß trotz aller Bitterniſſe das Facit ſeines Lebens doch verſöhnend iſt, und die krauſe Rechnung noch mit einem Ueberſchuſſe milder Fröhlichkeit abſchließt:

Nur, daß ſo zwiſchendurch manch’ gute Stunde
Beim Becherklang, und in verſchwieg’ner Laube
Ein holdes Nehmen und ein ſelig’ Geben

Von Herz zu Herzen und von Mund zu Munde:
Und, rechnen wir’s zuſammen, nun ich glaube:
So für einmal verlohnt ſich’s doch zu leben.

Die Heilsarmee.

Von

K. Wernicke.

— Halle a. S. —

Eine der charakteriſtiſchſten Erſcheinungen in dem raſtloſen Leben und Treiben der Rieſenſtadt London iſt ſeit einigen Jahren die vielberufene Heilsarmee. Wenn man aus Queen-Victoria-Street hinaustritt nach der Themſe zu, oder aus dem großartigen Thames-Embankment entlang von Weſtminſter bis nach Blackfriars-Bridge gelangt, richtet ſich der Blick unwillkürlich auf ein hohes Haus, an dem mit großen goldenen Buchſtaben über die ganze Façade vertheilt, die Inſchrift ſteht: The Home Office of the International Head-Quarters of the Salvation Army (Centralſtelle des internationalen Haupt-Quartiers der Heilsarmee). Auch in anderen Theilen der Stadt finden ſich noch mehrfach „Kaſernen“ dieſer ſonderbaren militäriſchen Organiſation. Oft begegnet man auf den Straßen männlichen und weiblichen Colporteuren in der „Uniform“ der Heilsarmee (dunkelblau mit rothen Streifen), und nicht ſelten, wenn man durch die Vorſtädte fährt, kann man die „Heilsleute“ ſehen, wie ſie mit Muſik von oft recht zweifelhafter Güte ihre „Rekruten“, die Neubekehrten, in Proceſſion durch die Straßen escortiren, oder wie ſie auf der Straße einen Kreis bilden, um der Predigt irgend eines Erleuchteten zu lauſchen, die nur von Zeit zu Zeit durch Abſingung eines Liederverſes oder durch den Tuſch der Muſik oder — die ſchlechten Witze der Vorübergehenden unterbrochen wird. Was iſt nun die Heilsarmee eigentlich? Sie iſt, um es kurz zu ſagen, eine große Speculation, der mit ungewöhnlicher Energie in's Werk geſetzte Gedanke eines einzelnen Mannes, der es verſteht, wie man die Maſſen fängt, — des „Generals“ Booth. Man denke dabei nicht etwa an einen militäriſchen Würdenträger — gemeint iſt mit dieſem Titel weder ein General der Cavallerie noch ein General der Infanterie, ſondern der General — der Heilsarmee. Es iſt ſehr hübſch, wenn man ſich ſo einen ordentlichen Titel aus eigener Machtvollkommenheit zulegen kann.

„General“ Booth hat ſeinen Plan zunächſt auf die ihm wohl bekannten Schwächen des engliſchen Volkes gebaut. Wohl nirgends iſt der Hang nach religiöſem Formalismus ſo weit verbreitet, als in dem „frommen“ England, wo man durch Erfüllung äußerer Formen ſich nur allzu gern des Nachdenkens über religiöſe Fragen, der inneren Religioſität, überhoben glaubt. Die Menge läßt ſich immer vom Scheine blenden; und wenn Einer auftritt und ſagt: ich will euch retten und alle Welt, wir wollen wie Soldaten den Himmel erobern, dann jubelt ihm die Menge zu, — ſo lange er eben nur Aeußerliches, wie Fahnen, Proceſſionen, Uniformen u. ſ. w. verlangt. Der „neue Prophet“ verlangt freilich noch etwas mehr, — er verlangt auch Geld, und zwar recht viel, denn er und viele andere Leute wollen doch leben, und man muß doch auch etwas thun, indem man Hauptquartiere errichtet und Flugſchriften druckt. Aber für „religiöſe“ Zwecke, ſo lange ſie nicht im Verborgenen wirken, ſondern mit dem nöthigen Lärm auftreten, findet ſich in England immer Geld. Und dann hat für die Engländer, die ja nicht, wie z. B. die Deutſchen, wirklich ein Volk in Waffen ſind, der militäriſche Anſtrich, das „Soldatenſpiel“ einen großen Reiz. Was uns als unpaſſende und lächerliche Nachahmung militäriſcher Einrichtungen erſcheint, kann dort viel ſelbſtändiger auftreten.

Ich hatte ſchon viel von der Heilsarmee reden hören, als ich durch Zufall im Anfang des Jahres 1890 in eine Verſammlung der „Salvationists“ hineingerieth. Es war am Donnerſtag nach Neujahr, und ich hatte beabſichtigt, im City-Temple die Predigt des Dr. Parker anzuhören, eines bekannten Kanzelredners, der dort jeden Donnerſtag predigt. Am Eingang fiel jedoch mein Blick auf ein Plakat, welches anzeigte, daß heute „General“ Booth den Gottesdienſt „leiten“ werde. Natürlich ging ich hinein und fand einen Platz, von dem ich das prachtvolle Gotteshaus bequem überſchauen konnte. Die Kirche füllte ſich bis auf den letzten Platz; viele der Anweſenden trugen die „Uniform“ der Heilsarmee. Jedem wurde ein Blatt mit gedruckten Liedertexten gegeben und eine Anweiſung auf eine noch nicht ausgefüllte Summe, mit der Bitte, die letztere möglichſt hoch beziffert auszufüllen und dem „General“ bei einem Bankhauſe anzuweiſen! Nachdem man ſo geſehen, daß man ſich in Händen befand, die das „Geſchäft“ verſtehen, begann der Gottesdienſt — wenn dieſe Farce ein Gottesdienſt zu nennen iſt. Von Beifallsklatſchen empfangen, trat der „General“ auf; er hat eine ziemlich impoſante Figur, die etwas zur Corpulenz neigt. Ein langer grauer Spitzbart giebt dem Geſicht etwas von einem Pan. Er trug einen einfachen Ueberrock; wie er dieſen aber auseinander ſchlug, ſah man darunter hervor weithin leuchten das ſcharlachrothe „Generals“-Wams mit einem großen geſtickten Kreuz. Zuerſt gratulirte er den Anweſenden zum neuen Jahr (!) und hoffte, daß ſie ihm gleichfalls Glück wünſchten (Beifall). Darauf ertheilte der „General“ einem ſeiner Anhänger das Wort zum Gebet. Dieſer trat vor, erhob die eine Hand (ſo wie die alten Griechen beteten) und betete um Erleuchtung mit einem Fanatismus und einer Leidenſchaft, die mir geradezu unheimlich waren. Nun begann ein eigenthümliches Zwiegeſpräch zwiſchen der Gemeinde und dem „General“. Zuerſt ließ er eins der gedruckt vorliegenden Lieder ſingen, wobei er höchſt überflüſſiger Weiſe (aber das macht mehr Eindruck) jeden Vers ſelber vorſprach, während man ihn doch ableſen konnte. Die Poeſie dieſer Geſänge war haarſträubend; Reime und Metrik ebenfalls mit ſouveräner Verachtung behandelt. Behalten habe ich einen Refrain, der mit einer Art von Operettenmelodie immer wiederkehrte:

I believe, we shall win
In the strength of our King (ſchöner Reim!).
„Ich glaube, wir werden gewinnen
Durch die Kraft unſeres Königs (?).“

Ein anderes Gedicht bemühte ſich darzulegen, wie Gott immer derſelbe ſei, am Montag, am Dienſtag, am Mittwoch, die ganze Woche hindurch und am Sonntag nicht minder, — wirklich ein erhebender Gedanke, die Beſtändigkeit Gottes an der Folge der Wochentage zu demonſtriren! Nun folgte etwas, das eine Predigt ſein ſollte; in Wirklichkeit war es eine Aufforderung, zu den Fonds der Heilsarmee beizutragen; wenn dem Redner die Worte ausgingen, ſo ließ er ſchnell einen Vers ſingen, was immer mit großem Enthuſiasmus geſchah. Die Sprechweiſe des Generals iſt höchſt vulgär und durchaus für den großen Haufen berechnet. Sein Engliſch iſt das der niederen Volksklaſſen, namentlich in der Ausſprache, die von ſeinem geringen Bildungsgrade zeugt. Aber er hat ein Etwas in ſeiner Rede, um das ihn ein Agitator beneiden könnte. Er redete im

Weſentlichen für ſeine neuen Zwecke, die er in ſeinem Buche „In darkest England" „Im dunkelſten England"*) ausgeführt hat, und durch die er ſich auch den Beiſtand der anglikaniſchen Kirche geſichert hat. Es iſt gewiß eine große und ſchöne Aufgabe, die verlorenen Glieder der menſchlichen Geſellſchaft dem Leben zurückzugeben und auf den rechten Weg zu bringen. Die ſtille und ſtetige Arbeit der menſchlichen Geſellſchaft ſelbſt muß hierzu mithelfen, vor Allem die Selbſterziehung innerhalb der höheren Stände. Wo aber die „Rettung" der Verlorenen auf ſo marktſchreieriſche Weiſe in's Werk geſetzt wird, da wird man gegen die Ehrlichkeit der Abſicht von vornherein mißtrauiſch. Es war ein verhängnißvoller Fehler der engliſchen Kirche, durch ihre Billigung des Vorgehens der Heilsarmee ihr eine neue Stütze zu geben. Es kann die Zeit kommen, wo die Heilsarmee eine Gefahr für England wird.

Aber der „General" beſchränkt ſich nicht auf England. Seine Organiſation hat das Beſtreben, international zu werden; die widerlichen Scenen, die vor Jahren in der Schweiz vorkamen, beweiſen, daß die Heilsarmee auch außerhalb Englands Anhänger ſammelt. Darin liegt auch für Deutſchland eine Gefahr; zwar wird das deutſche Volk dieſem Humbug hoffentlich nicht zugänglich ſein, und vor Allem das Soldatenſpiel dabei verlachen, aber Vorſicht iſt immer geboten. Ueberlaſſen wir der Wiſſenſchaft immerhin, international zu ſein, ſo gut wie ſie dies vermag. Die ſocialen Probleme, zu denen doch auch das von der Heilsarmee angeblich in Angriff genommene gehört, laſſen ſich nicht für die ganze Menſchheit in gleicher Weiſe löſen, ſondern nur auf nationalem Wege. Daran ſoll Jeder an ſeinem Theile mitarbeiten, dazu Jeder die Hand bieten. Dann wird auch der Humbug der rothen wie der blaurothen Internationale von ſelbſt verſchwinden.

---

*) Nachahmung des Titels von Stanley's Buch „In darkest Africa".

Ganze in unlösbar feſter Verbindung der einzelnen Theile. Scheidet man alſo auch nur ein einziges davon aus, ſo ſollte man meinen, daß das Weſen ſeines Werkes bis zur Unbegreiflichkeit entſtellt werden müſſe. In Allem, in ſeinem Denken, Erſchauen und Bilden, iſt Böcklin durch und durch originell. Er hat ſeine eigene Technik, er hat ſeine eigene Zeichnung und auch ſeine eigenen Farben.

In einigen ſeiner Meiſterwerke findet man Incorrectheiten in der Zeichnung, die dem Schüler der unteren akademiſchen Klaſſen mit Recht die herbſte Rüge des Profeſſors zuziehen würden. Darf man aber bei dieſem Meiſter, der wiederum in denſelben Schöpfungen, auf denen die kindliche, ja oft kindiſche Unrichtigkeit in den Verhältniſſen das ſpöttiſche Schmunzeln der Akademiker hervorruft, Geſtalten und Gegenſtändliches mit einer Schönheit, ſchwungreichen Kühnheit und vollendeten Richtigkeit zeichnet, die zur Bewunderung herausfordern — darf man bei ihm von „Verzeichnungen“ reden, wie bei einem Stümper oder Anfänger? Oder iſt nicht vielmehr vorauszuſetzen, daß das, was dem kritiſchen Beſchauer als eine unerlaubte Vernachläſſigung oder als ein offenbarer Verſtoß erſcheint, dem großen und ernſten Künſtler ſehr wohl bewußt geweſen iſt? daß er auch damit ſeinem immer bedeutenden künſtleriſchen Zwecke hat dienen wollen, gerade wie unſere größten Dichter in ihre Werke falſche Reime und unrichtige grammatiſche Conſtructionen einſtreuen, über die dem pedantiſchen Schulfuchs die Haare zu Berge ſtehen?

Und nun Böcklins Farben! Dieſes einzige Colorit, deſſen Geheimniß kein Maler vor ihm beſeſſen hat und kein Mitlebender ihm ablauſcht! Dieſes flüſſige Tiefblau ſeines Waſſers, dieſes ſtumpfe Grau ſeiner Felſen, dieſes ſchwermüthige Grün ſeiner Cypreſſen, dieſe metallenen Reflexe und dieſer Perlmutterglanz ſeiner märchenhaften Gebilde! Wer einmal in das fürchterliche Blau der weitaufgeriſſenen ſtarren Meduſenaugen, das Böcklins Kunſt zum erſten Mal verſtändlicht, geſchaut hat, der wird den unheimlichen Eindruck nimmer wieder los. Durch die Farbe vielleicht noch mehr als durch alles Andere überträgt ſich der tiefpoetiſche Gehalt der Böcklin'ſchen Bilder auf den, der ſie betrachtet, der ſich wie durch eine magnetiſche Kraft immer wieder zu ihnen hingezogen fühlt. Und dieſe einzige poetiſche, phantaſtiſche Kraft, die den Böcklin'ſchen Meiſterwerken innewohnt, iſt wohl gerade das, was den Meiſter von allen anderen mitlebenden und mitſtrebenden großen Künſtlern unterſcheidet. Mit demſelben Rechte, mit dem man Richard Wagner den Dichter-Componiſten genannt hat, darf Arnold Böcklin den Ehrentitel des Dichter-Malers beanſpruchen.

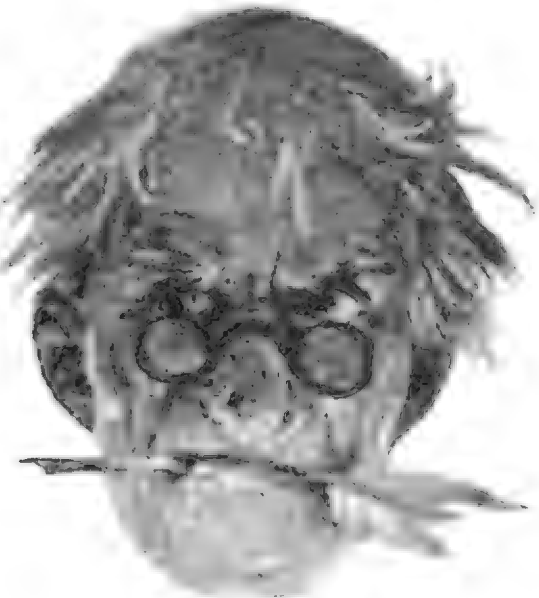
Wenn nun ein unternehmender Kunſtverleger an einen kunſtverſtändigen Berather mit der Frage herangetreten wäre, ob eine Vervielfältigung der Böcklin'ſchen Hauptwerke mit den ſorgfältigſten Mitteln unſerer vorgeſchrittenen Technik vom künſtleriſchen wie vom geſchäftlichen Standpunkte aus als ein dankenswerthes Unternehmen zu betrachten wäre, ſo würde man ſich bei dieſer Eigenart unſeres Künſtlers kaum darüber haben verwundern können, wenn der Kunſtverſtändige die Frage verneint hätte. Nun aber ſtellt ſich zu unſerer aufrichtigen und freudigen Ueberraſchung heraus, daß der Theoretiker wieder einmal Unrecht gehabt hätte, und daß auch in dieſem Falle Probiren über Studiren gegangen iſt.

Die uns vorliegenden erſten Blätter des Böcklin'ſchen Albums haben trotz des nothgedrungenen Verzichtes auf farbige Wiedergabe einen unerwartet großen Eindruck auf uns gemacht, und ad oculos iſt der Beweis geführt worden, daß, wenn man auch den Böcklin'ſchen Bildern den zauberhaften Reiz der Farbe abſtreift, im Vorwurf, in der Compoſition, in der Vertheilung von Licht, Halbdunkel und Schatten noch ſoviel unverwüſtlich Schönes übrig bleibt, daß wir dieſes vornehme künſtleriſche Unternehmen mit wärmſter Theilnahme willkommen heißen dürfen. Dabei ſind die Reproductionen ganz meiſterlich, und für den, der die Originale kennt, vergegenwärtigt ſich bei der Betrachtung dieſer Photogravuren das farbige Original mit eindringlicher Kraft, und auf's Neue wirkt auf uns der tiefpoetiſche Inhalt dieſer einzigen Kunſtwerke

Erwähnen wir von den vorliegenden Blättern nur eines: den Centauren in der Schmiede. Böcklin iſt, wie alle großen Künſtler, ein Kind, mit der vollſten Naivetät des enfant terrible und auch mit dem unbewußten Humor des Kindes. Schon die Idee, daß das Hufeiſen des Centauren reparaturbedürftig iſt, hat doch etwas unſagbar Komiſches. Und wie kindlich wahr und richtig iſt dieſer Centaur! Wie großartig iſt das Phantaſiegebilde hier veranſchaulicht, die Zuſammenpaarung der Arten, der Uebergang vom Pferd zum Menſchen! Und dieſer köſtliche Anachronismus! Die Nachbarn unſerer

Digitized by Google

Tage, die mit offenen Mäulern vor der Schmiede ſtehen bleiben und ſich den wunderlichen Gaſt aus dem tiefſten Dunkel ſagenhafter Vergangenheit betrachten! Und mit welcher Vollendung iſt der Schmied gezeichnet! Eine Figur, die dem Velazquez in ſeiner Schmiede des Vulkan nicht zur Unehre gereichen würde. Wir wollen indeſſen nicht verſuchen, in einer Schilderung mit Worten vom Weſen und Wirken dieſes Blattes eine Vorſtellung zu geben. Hat ſchon die farbloſe Reproduction des Oelgemäldes eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem Klavierauszuge einer Orcheſterpartitur, ſo iſt das geſprochene oder geſchriebene Wort vollends ohnmächtig, den Reiz der Töne und der Farbe nachempfinden zu laſſen. Die Sammlung der 40 ausgewählten Werke Böcklins wird in dieſer ſorgſamen und würdigen Wiedergabe allen Verehrern und Bewunderern des Schweizer Meiſters eine ernſthafte und dauernde Freude bereiten und die Volksthümlichkeit des Künſtlers fördern, wie ſie es verdient. P. L.



Kritikus.

Der Untergang.

Roman von Theodor Wolff. Berlin 1892. Verlag von Freund & Jeckel [Carl Freund].

Es iſt das Werk eines jugendlichen Schriftſtellers, jung in der Erfindung, in der Nonchalance und Keckheit, mit der alle Hinderniſſe beſeitigt werden, jung im Vortrage, in der Ueberſchwänglichkeit des Ausdrucks. In ſeinem Helden hat Theodor Wolff jedenfalls den jungen Menſchen darſtellen wollen, der an der Verleugnung des Ideals, an der Unfähigkeit, Liebe zu empfinden und Liebe zu erwecken, zu Grunde geht. Es läßt ſich aber nicht behaupten, daß es dem Verfaſſer gelungen wäre, tiefere Theilnahme für ihn zu erwecken. Sein Held begeht keine Handlung, die irgend etwas bedeutete, ſeine Gedanken ſind verworren und unreif, und in ſeinen Gefühlen läßt er ſich einfach von den erſten Regungen leiten, die nicht immer die beſten ſind. Gleich durch ſein erſtes Auftreten bringt er ſich eigentlich um alle Sympathie, er macht ſich lächerlich. Als Junge von fünfzehn Jahren ſtellt er ſich an die Spitze einer Arbeiterdeputation, die bei ſeinem Vater, einem reichen Fabrikanten, um Lohnerhöhung vorſtellig wird, und die dieſen dummen Jungen zum Sprecher erwählt hat. Der fünfzehnjährige Fabrikantenſohn hält mit bebender Stimme einen großen Speech über die Stiefkinder des Schickſals. Leider verabſäumt es der Vater, dem ungezogenen Jungen darauf die einzige Antwort zu geben, die ihm gebührt. Herbert — ſo heißt der jugendliche Sprecher — verläßt bald das väterliche Patrizierhaus in Hamburg und geht nach Berlin, mit dem ausgeſprochenen Programm, das Weib zu finden, das er lieben würde. Nach einigen mißglückten Verſuchen, die ihn ſchon am Erfolge ſeines Bemühens zweifeln laſſen — nachdem er ein anſtändiges junges

Mädchen aus guter Familie, ein halbes Kind, das ſich ihm arglos vertraut, im Thiergarten heimlich abgeküßt hat, ohne ſich auch nur eine Stunde weiter um die Sache zu kümmern —, merkt er, daß eine ſchöne junge Frau, die Gemahlin eines reichen Marmorhändlers, einigen Eindruck auf ihn macht. Als auch ſie die Wahrnehmung macht, daß Herbert ihr nicht gleichgiltig iſt, macht ſie ſich aus dem Staube und entflieht nach Capri. Herbert folgt ihr. Das ewig Weibliche zieht ihn hinan, das Unausbleibliche, hier wird's gethan. Mit einer unbeſchreiblichen Einfachheit, ohne die geringſten Bedenken. Nach der Rückkehr erfährt es der Mann. Er verzeiht der Frau, unter der Bedingung: nicht wiederthun! Aber auch dieſe milde Bedingung erfüllt ſie nicht. Die beiden Schuldigen kommen wieder zuſammen und beſchließen, gemeinſam in den Tod zu gehen. Auf dem Wege nach dem See, in dem die Lebensmüden ihr Ende finden wollen, wird die Geliebte zaghaft. Herbert redet ihr ſelbſt ritterlich zu, von dem unſeligen Vorhaben abzuſtehen. Sie kehrt um und wird ſich von ihrem Manne zum zweiten Mal Verzeihung erbitten. Herbert ertränkt ſich.

Nicht in jedem Falle iſt der Tod eine Sühne; und bei dem Untergange Herberts hat der Leſer dieſelbe Empfindung, die Victor Hugo am Grabe eines verbummelten, lüderlichen jungen Mannes ausſpricht, der ſeinem nutzloſen Daſein ein freiwilliges Ende gemacht hat:

Jeune homme, tu fus lâche, imbécille et méchant,
Nous ne te plaindrons pas.

Mit Herbert wird wirklich nur etwas Unnützes aus dem Daſein weggefegt, und wir bedauern es, daß der Schriftſteller ſich mit dieſem Unnützen ſo lange beſchäftigt.

Die Darſtellung leidet an einer Ueberfülle von ſprachlichen Bildern, an Ueberſchwänglichkeit und an ſtimmungmachenden Wiederholungen. Es kann ja von guter Wirkung ſein, hier und da einmal daſſelbe Wort, dieſelbe Wendung zum öfteren zu gebrauchen, aber es darf nicht, wie bei Wolff, zur Manier werden. Er wendet aber dies Mittel beſtändig an, um damit die gewollte Stimmung hervorzuzaubern. Gleich auf der erſten Seite finden wir Folgendes: „Der Gedanke verfolgte ihn, daß er das Weib ſuchen wollte, das Weib, das ihn liebte . . . Es ſollte keines von den Weibern ſein, die ſo oft zu lieben vermögen . . . es ſollte das Weib ſein, das nur einmal liebte, nur dies eine Mal . . . Er wollte das Weib ſuchen, für das er leiden konnte . . . Der Gedanke verfolgte ihn, und das Bild verließ ihn nicht, wie . . . vor ſeinem brechenden Blick die letzten Sonnenſtrahlen zuſammenflutheten und zu ihrem Bild ſich verwoben, zu dem Bilde des Weibes, das ihn liebte, und das er lieben konnte“ u. ſ. w. Dazu kommen noch die Ueberſchwänglichkeiten. Wolff ſpricht von „flammenſtarken Armen“ und dergleichen. Bei ihm rauſchen die Geiſter beſtändig durch die Luft, die Engel ſchweben auf den Strahlen herab, die Blumen lächeln unter dem Kuß der Sonne, kurz, es geſchehen lauter ungewöhnliche Sachen. Und endlich dieſe Tropen, dieſe ewigen Bilder! Die Leute thun Alles „wie“, ſie ſehen immer aus „wie“. Auch das ſprachliche Bild iſt ein Schmuck. Es iſt nicht hübſch, beſtändig Schmuck zu tragen, und geſchmacklos, zuviel davon anzulegen. Der Verfaſſer erinnert an die Geiger, die keinen Ton auf dem Inſtrumente ſtreichen können, ohne durch den Druck des zitternden Fingers auf die Saite einen ſüßlich vibrirenden Klang hervorzurufen. Manchmal hat man ſogar die Empfindung, als ob ein grauſamer Italiener das ſchreckliche Regiſter des Tremolo auf ſeiner Orgel zöge und eine lange italieniſche Arie in dieſer unausgeſetzten Zitterei erklingen ließe. Man ſchmachtet ordentlich nach einem einfachen, ruhigen Satze. Dieſes ewige Herumplätſchern in der Bildlichkeit, dieſer Ueberſchwang im Ausdruck, das iſt's, vor dem Theodor Wolff vor Allem auf der Hut ſein ſollte. Bei jedem Satze ſollte er ſich fragen, ob es nöthig iſt, ob es zur Verdeutlichung oder zur Verſchönerung wirklich beiträgt, die Vergleichung, die Aehnlichkeit, den Gegenſatz, mit einem Worte, das Bild heranzuziehen. Und beſtändig ſollte er ſich die Mahnung unſeres größten und weiſeſten Dichters vergegenwärtigen:

Er trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor.

Die augenfälligen Fehler dieſes Romans laſſen aber das ganz entſchiedene ſchriftſtelleriſche Talent Theodor Wolffs, der keck zugreift, gut und ſcharf ſieht und warm empfindet, nicht verkennen. Er hat Unarten abzulegen, aber es ſteckt entſchieden etwas in ihm. — u.

Bibliographiſche Notizen.

Die Kunſtwerke Athens. Auf den Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein Sommernachtstraum in der Walhalla. Nachgelaſſene Schriften von Alexander Freiherrn von Warsberg. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller.

Der weitgereiſte öſterreichiſche Edelmann, der ſich bereits in ſeinen „Odyſſeiſchen Landſchaften" als ein Schriftſteller von tiefer Empfindung für die Schönheit ſüdländiſcher Natur und Kunſt bewährt hat, iſt in den drei hier vereinigten Aufſätzen gar ſehr verſchiedenen Fragen der Kunſtgeſchichte alter und neuer Zeit nachgegangen. Das einigende Band bildet die Perſönlichkeit des Verfaſſers, die mit warmer Offenherzigkeit hervortritt, wie es dem kälteren norddeutſchen Empfinden oft etwas befremdlich erſcheinen mag. So wird in liebenswürdiger Begeiſterung mitunter nicht blos das ſchriftſtelleriſche Object, ſondern auch die Empfindungsweiſe des Autors ſelbſt, ſeine nach Zeit und Laune wechſelnde Auffaſſung mit naiver Gewiſſenhaftigkeit dargeſtellt und vergliedert, ſo daß ſeine Schriftſtellerei einen tagebuchartigen Charakter annimmt. Abgeſehen von dieſem leichten Anhauch von Selbſtgefälligkeit weiß uns Warsberg durch ſein feines Verſtändniß des rein Künſtleriſchen in den Werken der Vergangenheit und die Selbſtändigkeit ſeines Urtheils zu feſſeln. Dies tritt in dem — jetzt freilich theilweiſe veralteten — Aufſatz über die atheniſchen Kunſtwerke namentlich durch die entſchiedene Betonung des genreartigen Charakters der vollendeten griechiſchen Kunſt zu Tage. Der Aufſatz über Gaudenzio Ferrari bringt werthvolles, weil durchweg aus eigener Anſchauung geſchöpftes Material für die Würdigung dieſes im Ganzen noch allzu wenig gekannten Malers. Inhaltlich am leichteſten wiegt das letzte Stück, das uns aber den Verfaſſer auch als begeiſterten und feinfühlenden Verehrer Rauch'ſcher Plaſtik kennen lehrt. Im Ganzen darf man ſagen, daß die Freunde des zu früh Dahingeſchiedenen an ihm und ſeinen Leſern wohlgehandelt haben, da ſie dieſe nachgelaſſenen Schriften zum Druck beförderten. M. S.

Die Kunſtlehre Dante's und Giotto's Kunſt. Antrittsvorleſung, gehalten in der Aula der königlichen Univerſität in Leipzig am 4. Mai 1892 von Hubert Janitſcheck. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Nicht würdiger konnte Hubert Janitſchek von dem Lehrſtuhl Anton Springers Beſitz ergreifen, als mit dieſer gehaltvollen, in ſchöne ſprachliche Form gekleideten Antrittsrede, welche er als eine Art Einleitung zu ſeinen Vorleſungen über italieniſche Kunſt betrachtet wiſſen will. Vorausgeſchickt iſt eine warme und klare Würdigung der Perſönlichkeit Springers, die ſich von ſelbſt zu einem Programm der eigenen Lehrthätigkeit entwickelt. Gegenüber der immer wieder auf's Neue geſtellten Frage, was die Aufgabe der Kunſtgeſchichte an Univerſitäten ſei, halte ich — ſagt der Redner — an der bündigen Erklärung Springers feſt, daß die Kunſtgeſchichte ein Ausſchnitt aus der Geſchichtskenntniß eines Volkes, einer Zeit ſei und damit im akademiſchen Lehrplan eine nicht minder nothwendige und berechtigte Stellung hat, als die Geſchichte der Religion, der Literatur, der wirthſchaftlichen Verhältniſſe, um die politiſche Geſchichte zur wirklichen Kenntniß eines Volkes, eines Zeitabſchnittes zu ergänzen. Mit der Vermittelung von Kenntniſſen iſt allerdings die Aufgabe der Kunſtgeſchichte ebenſo wenig erſchöpft, wie die ihrer Schweſterdisciplinen; „wie dieſe, hat ſie nicht blos Kenntniſſe zu ſpenden, ſondern auch zu bilden", d. h. Auge und Seele zu bilden für die Wahrnehmung des Schönen in den Kunſtwerken der Vergangenheit und Gegenwart. Abzuweiſen iſt die unfruchtbare Idee einer abſoluten Schönheit; die künſtleriſche Auffaſſung der Natur und damit die wechſelnden Ausdrucksformen der Kunſt ſind abhängig von Zeit und Ort und Temperament des Künſtlers, und die Aufgabe der Kunſtgeſchichte iſt es, die Fremdheit aller dieſer Factoren, die uns vom Kunſtwerk trennt, zu beſeitigen und damit den Standpunkt zu beſtimmen, von dem aus das Kunſtwerk die in ihm geborgene Schönheit in voller Kraft auszuſtrahlen vermag. In dieſem Sinne wird die Kunſtlehre Dantes, die ſich auf Thomas von Aquino gründet und im engſten Zuſammenhange ſteht mit dem Geiſt des Franziskanerthums, ſowie ihre befreiende Wirkung gegenüber der mittelalterlich-ſcholaſtiſchen Auffaſſung erörtert und klargelegt. Nicht mehr ein Lockmittel des Teufels iſt die Schönheit irdiſcher Dinge, ſondern ein Abglanz der göttlichen Urſchönheit; die Thätigkeit des Künſtlers iſt ein Analogon zur ſchöpferiſchen Thätigkeit Gottes. Sie entſpringt der Inſpiration; und was er innerlich zu erleben vermag, kann der Künſtler darſtellen. Dieſe neue Auffaſſung der Kunſt tritt uns ſchöpferiſch bethätigt zuerſt in der Malerei Giottos entgegen.

M. S.

Ketzeriſche Kunſtbriefe aus Italien, nebſt einem Anhang: Gedanken zu einer Lehre vom Kunſtſchaffen. Von Dr. Heinrich Pudor. Dresden-N., Oscar Damm.

Wir haben Herrn Heinrich Pudor niemals ernſt genommen, und was neuerdings über Meinungen und Thaten deſſelben verlautet, giebt uns leider ſo weit Recht, daß wir Anſtand nehmen müſſen, öffentlich ein hartes Wort über den Mann zu ſagen, der vielleicht mehr unſer Mitleid verdient, als unſeren Tadel. So ſei nur kurz bemerkt, daß auch das vorliegende Buch dem ernſten Leſer nichts zu bieten vermag, was nicht von anderen Autoren, die der Verfaſſer meiſtentheils nicht kennt, bereits beſſer und verſtändiger geſagt worden wäre, abgeſehen von den Stellen, wo die anſpruchsvolle Oberflächlichkeit des Halbwiſſers uns Aerger oder Lachen erregt. Es wäre wirklich beſſer, Herr Pudor ſchränkte ſeine Vielſchreiberei und namentlich die Bewunderung ſeiner eigenen Geiſtesgröße etwas ein, vielleicht gelangte er dann nach ernſtem Studium dazu, bei der in gewiſſem Grade anzuerkennenden Wärme des Empfindens, die er für Werke der bildenden Künſte immerhin beſitzt, ſpäter einmal etwas Brauchbares zu produciren. M. S.

Die k. k. Hofmuſeen in Wien und Gottfried Semper. Drei Denkſchriften Gottfried Sempers, herausgegeben von ſeinen Söhnen. Innsbruck, A. Edlinger.

Die Thatſachen der Eröffnung der ſchon ſeit längerer Zeit fertiggeſtellten neuen Hofmuſeen in Wien für den Beſuch des Publikums und der Einweihung von Schillings Semperdenkmal in Dresden, womit zugleich eine Ausſtellung ſeiner Entwürfe und Skizzen verbunden war, im September d. J., haben die äußere Veranlaſſung zu dieſer Veröffentlichung gegeben, mit welcher die Söhne Sempers den Manen ihres Vaters einen Tribut ſchuldiger Verehrung zollen. Sie bedeutet aber zugleich einen Proteſt im Namen der hiſtoriſchen Wahrheit gegen die in der That auffallende Abſichtlichkeit, mit welcher in allen officiellen Publicationen über dieſe Wiener Monumentalbauten bisher der Name Gottfried Sempers todtgeſchwiegen iſt. Aus den hier veröffentlichten Denkſchriften — dem Bericht über die Concurrenzprojecte Haſenauers und Löhrs und zwei Programmen für die bildneriſche Ausſchmückung der Muſeen — geht aber, wenn dies nicht bei allen Unbefangenen längſt als hiſtoriſche Thatſache bekannt wäre, unwiderleglich hervor, daß der eigentliche Schöpfer der Hofmuſeen kein anderer als Gottfried Semper iſt, welcher keinen der ihm vorgelegten Entwürfe zur Ausführung empfehlen konnte und deshalb ſelbſt mit der Ausarbeitung der neuen Pläne beauftragt wurde. Es geht ferner daraus hervor, daß die Faſſaden der beiden Gebäude bis in ihre kleinſten Details und Maße, und demzufolge auch ihre innere Eintheilung, in Sempers Geiſt genau ſo fertig daſtanden, wie ſie ſich jetzt den Blicken zeigen und daß auch ſeine Abſichten betreffs des bildneriſchen Schmuckes der Muſeen mit faſt ängſtlicher Genauigkeit durchgeführt worden ſind. So wird die Schrift als Beitrag zur Geſchichte eines unſerer größten Architekten und zur Abwehr einer etwa beabſichtigten Verdunkelung der Thatſachen Vielen willkommen ſein.

M. S.

Beckers Weltgeſchichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Profeſſor Wilhelm Müller. Mit Illuſtrationen und Karten. Bd. 7 u. 8. Stuttgart, Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Der vorige Band dieſer Weltgeſchichte brachte uns die Entwickelung der Reformation und im Anſchluß daran eine Darſtellung der Kriege, die mehr oder minder direct aus ihr hervorgegangen ſind. So haben wir in Frankreich die Hugenottenkämpfe mit allen ihren Gräuel- und Vernichtungsſcenen, in England ſehen wir eine Löſung der Kirche vom Primat des Papſtes ſich vollziehen, die von unendlicher Bedeutung für die eigenartige Geſchichte dieſes Landes geworden iſt, in Deutſchland endlich ſtehen der ſchmalkaldiſche und der 30jährige Krieg in unmittelbarem Zuſammenhange mit der religiöſen Bewegung; dieſer jedoch wird zuletzt nur noch geführt, um politiſche Machtfragen zur Entſcheidung zu bringen, und hat das Reſultat gezeitigt, daß unſer Land in ſeiner ganzen Culturentwickelung auf zwei Jahrhunderte zurückgeſchleudert und nach außen hin zu völliger Ohnmacht und politiſcher Hilf- und Rathloſigkeit verurtheilt worden iſt. Dieſe Verhältniſſe werden in ſchlichter, anſprechender und allgemein verſtändlicher Sprache, die, durch die bekannten hübſchen Bildwerke unterſtützt, an Deutlichkeit gewinnen dürfte, dem Leſer vor die Seele geführt.

Der ſoeben erſchienene vierte Doppelband enthält in der Hauptſache die Geſchichte des 18. Jahrhunderts, deſſen Inhalt ſich von ſelbſt um die beiden Pole gruppirt: Aufklärung und Rationalismus im geiſtigen Leben, Despotismus oder doch Abſolutismus im ſtaatlichen und politiſchen Daſein der Völker. Dieſes abſolute Regime nun hat in den verſchiedenen Staaten eine ganz verſchiedene Färbung angenommen; welch' ein Unterſchied zwiſchen dem kirchlich ſtarren, finſteren und unnahbaren Abſolutismus eines zweiten Philipp in Spanien und der aufkläreriſch angehauchten, dem Volke zugänglichen, menſchlich freien Regierungsform des großen Friedrich in Preußen! Und doch ſind beide Arten demſelben Princip entſprungen, der Selbſtherrlichkeit und Omnipotenz des Fürſten; nur ſoll dieſe Allgewalt in dem einen Falle ſich ſelbſt dienen, im anderen Falle einzig und allein dem Wohle des Volkes gewidmet ſein, das iſt der große Unterſchied. — Wir folgen mit Intereſſe der Darſtellung des Buches, die es nicht unterläßt, an paſſender Stelle auf ſolche oder ähnliche Gedanken nachdrücklich hinzuweiſen, wir ſpenden den ſchönen Porträts unſer volles Lob und begrüßen es als eine durchaus praktiſche und nützliche Zugabe im Intereſſe eines größeren Leſerkreiſes, daß hie und da zur Orientirung hiſtoriſche Karten eingefügt ſind. — Druck, Papier und Ausſtattung ſind ſehr gut. wd.

Drei Lebensepiſoden von Helene von Hülſen. Berlin, Richard Eckſtein Nachfolger H. Krüger.

Aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen veröffentlicht Helene von Hülſen, die Gattin des ehemaligen Generalintendanten, drei Epiſoden, welche, in dem gefälligen Plauderton, über den ſie verfügt, erzählt, den Leſer ein Stündchen angenehm unterhalten. Am meiſten Intereſſe für einen größeren Leſerkreis haben jedenfalls die Erinnerungen an Charlotte Birch-Pfeiffer, in welchen der jetzigen Generation das Bild der begabten Frau vor Augen geführt wird, die Jahrzehnte hindurch das Repertoire der deutſchen Bühnen beherrſcht hat und trotz der Wandlungen, welche der Geſchmack inzwiſchen erfahren, verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, der in unſerer ſchnell lebenden Zeit die Abgeſchiedenen allzu geſchwind verfallen. mz.

Junge Leiden. Roman von R. Mengs. Berlin, Otto Janke.

Dieſe unter der kühnen Flagge eines Romanes in die Welt geſandte Erzählung darf ihrer moraliſchen Tendenzen wegen der reiferen weiblichen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden und wird jugendlichen Leſerinnen viel Wohlgefallen bereiten; ſie ſpannt, unterhält und verhilft der Tugend zu dem verdienten Lohn; — ſomit iſt allen billigen Anſprüchen Genüge gethan, die an einen Familienroman geſtellt werden dürfen. mz.

Allerlei Menſchliches. Von P. K. Roſegger. Wien, A. Hartleben.

Daß Roſegger gewohnt iſt, das menſchliche Leben und alles, was dem Einzelnen wie der Geſammtheit widerfahren mag, mit nachdenklichen Augen anzuſchauen, das iſt uns aus ſeinen Erzählungen längſt bekannt. In ſeinem neueſten Buche, das meiſtentheils Betrachtungen über ſachliche Themata, jedoch untermiſcht mit lehrreichen Geſchichten enthält, tritt dieſe beſchauliche Richtung ganz beſonders hervor. Jeder Leſer wird dem ſinnigen Beobachter des Menſchenlebens für manche neue und fruchtbare Anregung dankbar ſein. O.

Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns von Hartwig Peetz. Aus ſeinem Nachlaſſe. Zweites (Schlüß-) Bändchen. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Dieſes zweite Bändchen enthält zwölf hübſche Geſchichten und Schilderungen aus dem Leben des oberbairiſchen Gebirgslandes, dem der Verfaſſer liebevolle und verſtändnißvolle Anhänglichkeit bewahrte. Die Ausſtattung iſt nicht ſo gut, wie man es ſonſt bei Werken dieſes Verlages gewohnt iſt; der Druck iſt (wenigſtens in dem überſandten Recenſionsexemplar) ſtellenweiſe entſetzlich matt. O.

Zwei Weſtfäliſche Geſchichten. Erzählt von Gisbert Frhr. Vincke. Münſter in W., E. Obertüſchen's Buchhandlung, Paul Hintze.

Das Beſtreben, weſtfäliſche Eigenart im Charakter ſeiner Bewohner, in Sitten und Gebräuchen, wie das Land der rothen Erde ſelbſt, welches jedenfalls ſein Heimatland iſt, zu ſchildern, mag wohl dem Verfaſſer die Anregung zu den Erzählungen gegeben haben, die beide auf weſtfäliſchen Edelhöfen ſpielen; das locale Colorit giebt den Grundton an, doch iſt darüber das allgemein Menſchliche nicht vergeſſen, und wie der Leſer dieſen Vorgängen ſein Hauptintereſſe zuwendet, ſo hat auch der Verfaſſer die Kraft ſeines Könnens auf dieſelben concentrirt. Große Erfindungsgabe iſt nicht ſeine Sache, auch wäre es zum Vortheil ſeiner Schilderungen, wenn ſie weniger in die Breite und mehr in die Tiefe gingen, aber es ſteckt Originalität in ihnen, es iſt geſunde Koſt, die, wenn auch nicht ſtark gewürzt, doch nicht reizlos iſt und aus der Maſſe der trivialen Tageserzeugniſſe herausgehoben zu werden verdient. — mz. —

Der Schatz und Anderes. Von Heinrich Seidel. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Eine längere Erzählung „Der Schatz: eine Geſchichte aus der Heimat“ und vier kleinere Stücke füllen den zehnten Band von Seidel's geſammelten Schriften. Der Leſer wird an Allem ſeine Freude haben, ſowohl an der feinen Charakteriſtik und ſinnigen Lebensanſchauung, wie ſie außer der erſten namentlich auch die dritte Erzählung („Der Lindenbaum“) erkennen läßt, als an dem derberen, aber ſtillvergnügten Humor, der die vierte Geſchichte durchzieht („Wie mein Freund Bornemann ſchweningerte“). Den Schluß des Bändchens aber bildet ein kleines Cabinetsſtück von ganz beſonderer Art, auf das alle Verehrer und Freunde des liebenswürdigen Humoriſten ausdrücklich aufmerkſam gemacht ſein ſollen.

Der Abſchluß des zehnten Bandes ſeiner Werke traf für den Verfaſſer zuſammen mit dem Abſchluſſe des fünfzigſten Lebensjahres (25. Juni 1892). Dieſes doppelte Jubiläum feiert er durch eine Selbſtſchilderung, deren poetiſche Einkleidung ebenſo anmuthig iſt, wie ſie nach ihrem Kerne als aufrichtig und zutreffend anerkannt werden muß. Im Morgentraume dieſes Jubeltages ſtatten ſeine poetiſchen Kinder — Allen voran Herr Leberecht Hühnchen und Freund Bornemann — ihm ihre Gratulationsviſite ab; und bald darauf wird er wunderſam verſetzt in einen olympiſchen Club, in dem gerade Jean Paul, Uhland, W. Hauff, Chamiſſo, Fritz Reuter den genau vor 70 Jahren (25. Juni 1822) geſchehenen Eintritt von E. T. A. Hoffmann in das Jenſeits feſtlich begehen. Die Art, wie ſich Heinrich Seidel in dieſer Geſellſchaft bewegt, beweiſt von Neuem, wie viele Züge er in der That mit jedem dieſer geiſtesverwandten Vorgänger und Vorbilder gemeinſam hat.

Vor ihnen Allen aber hat er den Vorzug voraus, dieſe naive Luſt am harmloſen Leben und am anmuthigen Fabuliren bis in unſere vielfach ſo unpoetiſche und wenig harmloſe Zeit herübergerettet zu haben. Möge er Beides in ihr und für ſie noch lange behalten! O.

Vom Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der bekannte Novelliſt zeigt ſich auch in ſeinen lyriſchen Gedichten, deren Abtheilungen jedesmal ein Denkſpruch aus Goethe gewiſſermaßen als Leitſtern voranleuchtet, als ein feingebildeter, formgewandter Mann, der ſeinen Anſchauungen, Empfindungen und Gedanken auch in Verſen friſchen und originellen Ausdruck verleiht. dr.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arminius, W., Um den Waldsee. Schwarzwald-Novelle in Versen. Mit Vorwort von W. Jensen. Dresden, E. Pierson.

Bäumler, Ch., Ueber Krankenpflege. Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchh. von J. C. B. Mohr.

Beetschen, A., Schweizerluft. Neue Dichtungen. St. Gallen, Busch & Co.

Bernhard, M., In Treue fest. Roman. Dresden, E. Pierson.

Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. No. 611—642. Halle, O. Hendel.

Bienenstein, K., Aus tiefstem Herzen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Bierbaum, O. J., 25 Jahre Münchner Hoftheater-Geschichte. Ein Rückblick auf die 25jährig. Amtsführung des Freiherrn Karl von Perfall als Leiter der Münchner Hofbühne. Mit dem Bildniss des Jubilars und mit 70 Illustrationen. München, E. Albert & Co.

Böcklin, A., Eine Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers. München, Photographische Union.

Bohrmann, M., In der Steppe. Culturbilder aus Russland. Dresden, E. Pierson.

Bormann, G., Die Stunde kommt! Eine Erzähl. Berlin, Gebr. Paetel.

Bouffier, H., Anleitung zur Modellirkunst. Leipzig, M. Ruhl.

Brociner, M., Rauschgold. Dresden, E. Pierson.

Bruckner, B., Hamerling als Erzieher. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter.)

Das Buch zum Vorlesen. Sechs heitere Romane von Schücking, Girndt, Stökl, Zoll u. von Schlägel. Berlin, A. Goldschmidt.

Buseley, C., Die Neueren Schnelldampfer der Handels- und Kriegsmarine. Mit 156 Abbild. Zweite Auflage. Kiel, Lipsius & Tischer.

Cottascher Musen-Almanach für das Jahr 1893. Herausg. von Otto Braun. Mit 6 Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

Croon-Mayer, E., Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied. Dresden, E. Pierson.

Dauthendey, M., Josa Gerth. Roman. Dresden, E. Pierson.

Droysen, Joh. Gust., Geschichte Alexanders des Grossen. Vierte Auflage. Mit fünf Karten von Richard Kiepert. Gotha, Fr. A. Perthes.

Dukmeyer, Fr., Der Arbeiterkaiser. Trauerspiel in fünf Akten. Berlin, E. Rentzel

Dunker, W., u. M. Bell, Englische Gesprächs- und Wiederholungs-Grammatik. Vollkommene Schulung im Englischen auch ohne Lehrer in einundzwanzig Gesprächen mit dem Schüler. Dritte Auflage. Erste Lieferung. Stettin, Herrck & Lebeling.

Engelmann, E., Die Pfingstfahrt. Ein lustiger Sang aus dem Schwarzwald in sechs Abenteuern. Stuttgart, P. Neff.

Ernst, O., Gedichte. Zweite Auflage mit dem Bilde des Dichters. Hamburg, C. Kloss.

Frenzel, K., Frauenrecht. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.

Freudenthal, Fr., Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide. Oldenburg, G. Stalling.

Friedrich, Dienstmädchen-Zucht und Lehren. Charlottenburg, A. Michow.

Fürst, L., Die häusliche Krankenpflege mit besonderer Berücksichtigung des Kindes. Vorträge für Frauen und Jungfrauen. Mit 1 Titelbild in Lichtdruck und 40 Abbildungen. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Garde, A., Menschliche Tragödie. Gedichtbuch der Gegenwart von Apffelstaedt, Garde, Löns, Merwein, Traudt und Vanselow. Dresden, E. Pierson.

Garny, A., Lola. Ein Gedicht. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.

Gerhard, C., Gelöste Dissonanzen. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Gothischer Kalender pro 1893. München, Liter. Institut Dr. M. Hutter, R. Fischer.

Groller, B., Vom kleinen Rudi. Dresden, E. Pierson.

Groller, B., „Töte sie!“ Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Grosse, J., Am Walchensee. Roman. Dresden, E. Pierson.

Gspandl, J. R., Septische und aseptische Gesänge eines Mediciners. München, Fr. Bassermann.

Güssow, P., Bunte Bilder. Freud und Leid der Gymnasialzeit. Humoresken. Mit Illustrationen von H. Lüders. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.

Haars, F., Deutsche Klänge. Hannover-Linden, Manz & Lange.

Helf, F. E., Ulrich von Hutten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Hertzka, Th., Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Fünfte durchgesehene Auflage. Dresden, E. Pierson.

Herzog, A., Sulamith. Eine Bearbeitung des „Hohen Liedes“ in acht dramatischen Gesängen auf Grund der neuesten Forschungen. Berlin, S. Gerstmann.

Höcker, P. O., Der Wüstenprinz. Kulturgesch. Erzählung aus der Blüthezeit Altägyptens. Illustr. von A. Dressel. Berlin, H. Krüger.

— Götz von Berlichingen. Kulturgeschichtliche Erzählung. Illustr. von E. Klingenbeil. Berl., H. Krüger.

Hörmann, A. v., Neue Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hoffmann, H., Vom Lebenswege. Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hopfen, H., Helga. Schauspiel in fünf Akten Berlin, Gebr. Paetel.

— Verdorben zu Paris. Roman. 2. Aufl. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel.

Hutschenreiter, E., Eriola. Dramatisches Ged. in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Iron, R., Lyndall. Roman aus dem südafrikan. Farmerleben. Deutsch von Marie Schramm-Macdonald. München, Fr. Bassermann

Janitschek, M., Gesammelte Gedichte. Zweite vermehrte Aufl. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Jordan, W., Letzte Lieder. Frankfurt a. M. W. Jordan's Selbstverlag.

Jugend-Album, deutsches. Herausg. von J. Lohmeyer. Zweiter Band. Mit 4 Vollbildern u. über 100 Abbildungen. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter.)

Kaatz, H., Die Weltanschauung Friedr. Nietzsches. Zweiter Theil: Kunst und Leben. Dresden, E. Pierson.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Zehnte bis zwölfte Auflage. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.

Keller-Jordan, H., Ausgewanderte. Rom. Stuttgart. W. Kohlhammer.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Mit vielen Abbildungen und Karten. Lieferung 107—113. Wien, Prag, Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag.

Kleiner Münchner Kalender pro 1863. München Liter. Institut Dr. M. Hutter, R. Fischer.

Köhler, P., Flotte Burschen. Eine Jenenser Geschichte. Jena, Fr. Mauke's Verlag.

Kulest, Ph., Kaufleute und Schiffer. Erzählungen. und Bilder a. d. Handels- und Seeleben. Zwei Bände. Oldenburg, G. Stalling.

Kretzschmar, F., Die Unvollkommenheit der heutigen Psychiatrie und die Mangelhaftigkeit der deutschen Irrengesetzgebung mit Entwurf einer neuen Irrenprocessordnung. Ein Wort zur Irrenfrage. Leipzig, R. Uhlig.

Kromer, H. E., Schauen und Bauen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Die Kunstbewegung unserer Zeit und Deutschlands, insbesondere Münchens Kunstaufgabe Zur Aufklärung und Gedeihenserhaltung. München, G. Franz'sche Hofbuchh.

Langegg, F. A. Junker v., Krypto-Monotheismus in den Religionen der alten Chinesen und anderer Völker. Leipzig, W. Engelmann.

Langen, M., Gedichte. Zweite, gesichtete und verm. Auflage. Köln, A. Ahn.

Langer, K., Ringen und Singen. Erste Gedichte. Dresden, E., Pierson.

Lindenberg, P., Berliner Polizei und Verbrecherthum (Universal-Bibliothek No. 2996. 2997.) Ph. Reclam jun.

Lipsius, A., Helgoland. Beschreibung der Insel und des Badelebens. Mit 48 Abbildungen nach Naturaufnahmen und 1 Karte. Leipzig, A. Titze.

Loewenberg, J., In Gängen und Höfen. Eine Hamburger Erzählung. Hamburg, A. Goldschmidt.

Lothar, R., Caesar Borgia's Ende. Trauerspiel in einem Akt. Dresden, E. Pierson.

Lüders, H., Anno 70 mitgelaufen. Erlebnisse eines Berliner Jungen im deutsch-französ. Kriege. Mit 40 Illustrationen vom Verfasser. Quedlinburg, Chr. Fr. Vieweg.

Marbach, O., Lenz und Liebe. Johannisgruss an Schwestern, Bräute und Gattinnen. Leipzig, B. Zechel.

Meinhardt, Ad., Das blaue Buch. Märchen und Skizzen. Berlin, Gebr. Paetel.

Mistral, F., Mireio. Provençalische Dichtung. Deutsch von A. Bertuch. Strassburg, K. J. Trübner.

Moltke, Graf H. v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Sechster Band. Briefe an seine Braut und Frau. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Band VII. Reden — Sachregister. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Muret, Encyclopäd. Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lief. 6. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Ohorn, A., Die Helden der Küste. Eine Geschichte vom Deutschen Nordseegestade. Leipzig, O. Spamer.

Otto, Fr., Männer eigner Kraft. Vorbilder von Hochsinn, Thatkraft und Selbsthilfe für Jug und Volk. 3. Aufl. Leipzig, O. Spamer.

Pecher, J. K., Diätetik und Lebensregeln für geistig Beschäftigte. Leipzig, K. F. Pfau.

Peter, S., Schiller's Leben. Der reiferen Jugend erzählt. Mit 11 Holzschnitten. Halle, M. Niemeyer.

Petersen, G. P., Reinhart Rotfuchs. Eine deutsche Thiersage für Jung und Alt erzählt. Mit 6 Vollbildern von A. Dressel. Leipz., O. Spamer.

Philander, Medizinische Märchen. Stuttgart, Levy & Müller.

Pick, Salomo und Sulamit. Eine Dichtung. Dresden, E. Pierson.

Pohlidal, H., Psyche. Sensitive Novellen. Dresd., E. Pierson.

Pudor, H., Wiedergeburt in der Musik! Dresden, Verlag der Dresdner Wochenblätter.

Reich, E., Geschichte und Gefahren der Frucht-Abtreibung. Culturgeschtlich-medicinische Studie. Zweite Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.

Reichesberg, N., Friedrich Albert Lange als Nationalökonom. Bern, R. J. Wyss.

Reinicke, R., O du selige Backfischzeit! Bilder und Vignetten. Mit begleitenden Dichtungen von Frida Schanz. Leipzig, A. Titze.

Schachinger, C. M., Reise durch Italien, nach Aegypten und Palaestina. Mit 45 Abbildungen. Wien. A. Hartleben.

Scharf, L., Lieder eines Menschen. München, E. Albert & Co.

Scherenberg, E., Gedichte. Gesammt-Ausgabe. Dritte Auflage. Leipzig, E. Keil's Nachfolger.

Schliessmann, H., Wiener Schattenbilder. Text von E. Poetzl. Wien, R. Mohr.

Schmidt, K., Der kleine George. Des grossen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Armuth“ gemeinfasslich bearbeitet. Dresden, E. Pierson.

Schnitzler, A., Anatol. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Schubin, O., „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.“ Novellen. Dritte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. X. Band. Der Schatz und Anderes. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Sievers, W., Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 156 Abbildungen, 14 Karten u. 22 Tafeln. Leipzig, Bibliograph. Institut.

Specht, R., Gedichte. München, Seitz und Schauer.

Stamford, Th. v., Das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Mit einer Karte. Kassel. Th. G. Fischer.

Steiner, R., Wahrheit und Wissenschaft. Vorspiel einer „Philosophie der Freiheit.“ Weimar, Herm. Weissbach.

Stephan, der kleine. Ein Hilfsbuch für's Publikum. Band I. Post- und Telegraphen-Handbuch. Bearb. von C. H. Schmidt. 8. Aufl. Dresden, G. Kühtmann.

Storm, Th., Vor Zeiten. Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Suttner, B. v., Die Tiefinnersten. Rom. Dresden, E. Pierson.

Telmann, K., Am Ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten. Dresden. E. Pierson.

Thaler, Chr., Kochbuch für Unerfahrene. Wien, A. Hartleben.

Tolstoj's gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Band V, VI: Krieg und Frieden. Berlin, R. Wilhelmi.

Torresani, C. Baron, Der beschleunigte Fall. Roman. 2 Bände. Dresden. E. Pierson.

— Die Juckercomtesse. Roman aus der Gesellschaft. Dresden, E. Pierson.

Trojan, J., Das Ständebuch. Illustr. von Bernh. Mörlins. Hamburg, Verl.-Anst. u. Druckerei (vorm. J. F. Richter.)

Twain's Leben. Separatdruck aus den „ausgew. humorist. Schriften Mark Twain's.“ Stuttgart. R. Lutz.

Uhland's Gedichte. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Arndt, Closs, Koch, Makart, Max, Zick u. A. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ulmann, S., Das Buch der Familienspiele. Mit Illustrationen. Wien, A. Hartleben.

Villamaria, „Ueberall Dasselbe.“ Novellen. Berlin, Gebr. Paetel.

Vogel, H., Kinder und Paradies. Ein heiteres Bilderbuch. Mit Reimen von Frida Schanz und Julius Lohmeyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter.)

Westarp, A. Graf v., Fürst Bismarck und das deutsche Volk. Zur Erinnerung an den Somm. 1892. Mit einem Bildniss des Fürsten Bismarck. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Whitmann, S., Das Reich der Habsburger. Rechtm. deutsche Uebersetzung von O. Th. Alexander. Berlin. C. Ulrich & Co.

Wilke, A., Die Elektricität, ihre Erzeugung und ihre Anwendung in Industrie und Gewerbe. Allgemein verständlich dargestellt. Mit 11 Tafeln und 775 Text-Illustrationen. Leipzig, O. Spamer.

Wincke, G., Freiherr. Zwei Westfälische Geschichten. Münster, E., Obertüschen.

Wolff, E., Columbus. Drama in neun Handlungen. Dresden, E. Pierson.

— F., Welke Blätter. Novellen. Mit Randzeichnungen von Leop. Burger. Leipzig, O. Mutze.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestionstherapie, Suggestionslehre u. verwandte psycholog. Forschungen. Jahrgang I. Heft 1 u. 2. Berlin, H. Brieger.

Zenker, E. V., Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848. Ein Beitrag zur Deutschen Culturgeschichte. Wien, W. Braumüller.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20} R
Mühlbrunn .	40 „
Schlossbrunn	41^{8} „
Theresienbrunn	47^{1} „
Neubrunn . .	47^{3} „
Marktbrunn .	34^{5} „
Felsenquelle .	47 „
Kaiser Karls-Qu.	33^{4} „
Kaiserbrunn.	39^{1} „

◆

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

◆

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Februar 1893.

Inhalt.

Seite

Wilhelm Jenſen in München.
Aus der „vergeſſenen Zeil.“ Novelle. (Schluß) 139

Laura Marholm in Friedrichshagen-Berlin.
Eleonora Duſe 169

Lily von Kretſchman in Berlin.
Die ethiſche Bewegung in Deutſchland 186

Robert Prölß in Dresden.
Die franzöſiſche Armee beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution. 205

F. A. von Winterfeld in Stuttgart.
Chriſtian Wolff in ſeinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen 224

R. Grazer in Temesvar.
Eine communiſtiſche Colonie 237

Paul Lindau in Dresden.
Schlag neun 246

Bibliographie. 264
Vom Kaukaſus zum Hindukuſch. (Mit Illuſtrationen). — Wie Ludwig Pietſch Schriftſteller geworden iſt.

Bibliographiſche Notizen 270

Hierzu ein Portrait: Eleonora Duſe.
Radirung von Prof. Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Beilagen zu dieſem Hefte
von
Velhagen & Klaſing in Bielefeld u. Leipzig. (Monatshefte).

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXIV. Band. — Februar 1893. — Heft 191.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eleonore Duſe.)

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
vormals S. Schottlaender.

Digitized by Google

Aus der „vergeſſenen Zeit.“

Novelle

von

Wilhelm Jenſen.

— München. —

(Schluß.)

Drüben, der Brücke zu, ſtieg Regina Edlinger den Abhang hinunter. Tageslicht lag noch um ſie, aber von einer Art, einem rothen Sommerabendzauber, wie ſie ihn noch niemals geſehn, und ebenſo erſchien ihr die Luft weicher und wonniger denn je, als athme ſie dieſelbe in eine unbekannte Tiefe der Bruſt hinab ein, bis wohin ihr ſonſt noch nie ein Athemzug gedrungen. Solches Tages konnte ſie ſich aus ihrem ganzen Leben nicht erinnern und ſolches Wohlgefühls, das über ſie gekommen, ohne daß ſie wußte, wann und wodurch. Nur entſann ſie ſich, beim Heraufſteigen und wie ſie droben geſeſſen, hatte ſie noch nichts davon empfunden. Luft und Licht mußten ſich erſt nachher ſo wunderſam verwandelt haben.

Auch zum Nachgrübeln, wie zuvor und ſonſt faſt ſtets, trieb ſie gegenwärtig nichts an, im Gegentheil war ein Wunſch in ihr, überhaupt nichts zu denken, ſondern einzig mit dem Gefühl die Schönheit des Abends zu genießen. Nur zwei Gedanken konnte ſie doch nicht verdrängen, die kamen ihr immer wieder, wie die Mücken, die ihr über dem Kopf auf und nieder tanzten. Der eine war phantaſtiſch-märchenhafter Natur: Der kleine Vogel, welcher aus dem vereinzelten Baum nach dem Waldrand hinübergeflogen, habe ſich dort in Wolf Paumgartner verwandelt. Denn die Stimme, die aus der Bruſt des letzteren gekommen, klang ihr ganz ſo im Ohre nach, wie der Geſang aus der Kehle des Vogels.

Der andere Gedanke war, es ſei gut, daß die Emmerenz Kleeberger mehr oſtwärts gegangen, ſich nicht nach der Richtung fortgemacht habe, aus der Wolf Paumgartner hergekommen. Warum Regina das gut dünkte, wußte ſie ſich nicht anzugeben, aber ſie war froh darüber, daß es nicht anders geſchehen.

Nun ging ſie über die Brücke, die Sonnenuhr mit der Umſchrift drumher ſah ihr entgegen. Doch ſie ward jetzt bei der Rückkehr nicht davon erfaßt, daß die letztere ſie ſelbſt angehe. Natürlich zeigte die Sonne fortwährend Stunden an, in denen Menſchen auf der Erde ſtarben, alte Leute, die lange genug gelebt hatten und ſich einmal in's Grab legen mußten. Aber wer noch jung war und das Leben nicht hinter ſich, ſondern noch vor ſich ſah, für den galt der alte Sinnſpruch der Uhr nicht. Allerdings ſtarben dann und wann auch junge Menſchen; damit indeß mußte es dann eine beſondere Bewandtniß haben, welche, ließ ſich nicht ſagen. Denn Regina fühlte merkwürdig anders, als noch vor einer Stunde, wem es nicht gleichgiltig ſei, zu ſterben, wer noch leben wolle, dem könne der Uhrzeiger gar nichts anhaben.

Der alte Wächter öffnete ihr das Thor, er ſagte: „Na, haſt Dir draußen die Backen von der Sonne roth brennen laſſen? ſiehſt ja aus, als wärſt im Jungbrunnen geweſen. Wo iſt denn die Andere, die Dir nachlief?“

„Ich weiß nicht, ſie hat geſagt, ſie käm' heute nicht heim,“ antwortete Regina. Der Alte knurrte: „'S wär' nicht die erſte und kein Schaden um ſie; ſteht ſie wieder da und will Einlaß für zwei, kann ſie damit über die Bruck' ſpringen, bei mir kommt ſie nimmer vorbei. Aber bei Dir weiß man, wie man dran iſt, daß Du allein durch's Thor zurückpaſſirſt.“

Das trieb unwillkürlich der Hörerin etwas das Blut in den Kopf, denn es klang beinah, als ſchaue er ihr in die Gedanken hinein. Oder vielmehr, es bewährte, daß er dies nicht könne, nicht ahne, wie ſie von ſeinen, im übrigen ihr eigentlich unverſtändlichen Worten abſonderlich berührt werde. Im Stillen mußte ſie lachen und zugleich denken, es ſei die Schuld ſeiner Bärbeißigkeit, daß es nöthig falle, ihn ſo an der Naſe zu führen und an ihm vorüber zu gehen, ohne daß er bemerke, ſie paſſire nicht allein, ſondern bringe, wie er von der Emmerenz geſagt, zwei durch's Thor in die Stadt. Doch das geſchah ihm recht; wäre er nicht ſo verdroſſenen Gemüths und beſäße Zutrauen zu einem offenen, ehrlichen, ſchönen Menſchengeſicht, da würde die ganze künſtliche Veranſtaltung unnöthig geweſen ſein, und Wolf Paumgartner hätte gradeswegs mit ihr über die Brücke hereinwandern können. Mit etwas ihrem Leben Fremden, einem Uebermuth kam's ihr, daß ſie, den Fuß weiterſetzend, noch einmal zurückſprach: „Gebt gut Acht zur Nacht, Thorwart, daß keine Maus durch ein Löchlein einſchlüpft und Euch im Schlaf an der Naſe zupft.“ Dann ging ſie durch die kurze, auf den Marktplatz führende Gaſſe vorwärts. Hier zwitterte das Dämmerlicht ſchon ein wenig, wie ſie querüber der St. Jakobskirche zuſchritt, doch war's ſo hell noch, daß ſie den von der letzteren her ihr begegnenden Stadtpfarrer

Johann Wolfgang Knoll ſchon aus einiger Entfernung unterſchied. Behäbigen Geſichts, etwa in der Mitte der Fünfziger, wandelte er daher, und ſeine ſchwarze Soutane ließ, ziemlich weit vorgebuchtet, erfreulich gewahren, daß ſeine wohlgenährte Geſtalt durch die allgemeine Nothdurft in der Stadt zum Glück noch nicht mit beeinträchtigt worden ſei. Auch er erkannte Regina jetzt, und da ſie in Gedankenabweſenheit Miene machte, grußlos an ihm vorbei zu gehen, ſprach er ſie, innehaltend, mit der Strenge ſeelſorgeriſcher Pflicht an: „Treibt die Scheu vor dem Heiligen Dich, an mir vorüber zu blicken? Faſte und bete, Pfeffingerin, daß der böſe Geiſt Deines Geblütes aus Dir entweiche!" Doch zugleich erweiterten ſich jetzt ſeine auf ihr haftenden Augen mit einem Ausdruck der Verwunderung, und er fügte ſanftmüthig drein: „Ei ſieh, biſt Du denn in Wirklichkeit die Regina Edlinger? Mich bedünkt, die Gnade Gottes hat ſich an Dir offenbart, denn ſie bewirkt, das Antlitz eines ſich zu ihr Kehrenden des Abſtoßenden zu entkleiden und es dem Anblick der Menſchen wohlgefällig zu machen. Wenn der Herr Dich ſo aus Deiner Verirrung erlöſen will, geziemt es ſeinem Diener, ihm als ein Werkzeug ſeiner Pläne bereit zu ſein und zur Reife zu zeitigen, was er barmherzig in Dich ausgeſäet. Es iſt wohl ſeine Fügung, daß meine Wirthſchafterin betrübſam von einer Krankheit befallen worden, ſo daß ich genöthigt bin, ſie zur Geneſung für längere Zeit aus der Stadt fort in die Landluft ihres Heimatortes davongehen zu laſſen und ihrer Dienſtleiſtungen zu entbehren. Wenn Du ſolche bei mir verſehen willſt, liebe Regina — denn ich weiß, es iſt ein gutes Werk, Dir zu anderen Umſtänden, ich meine, als denen zu verhelfen, in welchen Du in der vergeſſenen Zeil lebſt — ſo komme morgen Abend, nachdem ich die Kranke weggeſchafft habe, zu mir in's Haus, und es wird der Segen des Höchſten nicht mangeln, daß Du für das Bedürfniß meines Leibes Sorge trägſt und ich zum Entgelt das Heil Deiner Seele fördere."

Staunend hatte Regina es vernommen und ſchaute dem mit einem liebenswürdigen Grußwink der Hand Weiterwandelnden nach. Es mußte eine Veränderung mit ihr vorgegangen ſein, auch der brummige Thorwart hatte es ebenſo kundgethan, von einem Jungbrunnen geſprochen, aus dem ſie zurückgekommen; das beſagte wohl das Gleiche, wie: „daß ſie dem Anblick der Menſchen wohlgefälliger geworden ſei". Selbſt dem des Stadtpfarrers, der ſie eben noch zuvor mißächtlich „Pfeffingerin" angeredet; ſie konnte ſich freilich kaum eine ſchrecklichere Vorſtellung machen, als daß ſie Hauswirthſchafterin bei ihm ſein müſſe, und nichts in der Welt werde ſie dazu bringen, morgen zu ihm zu gehen. Aber hörbar ſchlug trotzdem das Herz ihr freudig über die unerwarteten Worte, die ihm vom Munde gekommen; ſie begriff nicht, was drüben auf der grünen Höhe mit ihr geſchehen ſein möge, wie aus einem Märchen war's, doch es konnte wohl nicht anders ſein und fiel auch nicht ſo unglaubhaft, denn ihrem eig'nen Gefühl kam heut' Abend die Welt märchenhaft vor. Schnell tauchte ſie jetzt in den engen verwinkelten Zugang nach ihrer Behauſung ein; in der Stube ſaß Katharina Haberſchnell bereits, beim Schein eines dunſtig glöſenden Lampendochtes in ihrem Gebetbuch fingernd. Die Eintretende ſtellte ſich wortlos vor ſie hin und ſah ſie ein Weilchen ſtumm an, daß die Alte jammernd losbrach: „Mach doch Feuer, Kind, daß ich meine Suppe bekomm', ich wart' ſchon ſo lang auf Dich.“ Nun antwortete Regina: „Bin ich's denn? Erkennſt Du mich noch?“ Das verſtand die Befragte nicht, ſondern wehklagte über den Undank der Menſchen, für die man ſich ſein Lebtag abplage, wie ihre Namensſchweſter, die heilige Katharina, für die blutdürſtigen Heiden, und zum Lohn nachher daſitzen müſſe, wie der hungernde Hiob ohne Brot und Brei in der Wüſte. Doch vermurmelte ihre Stimme gemach beruhigter: denn ſie ſah begierig zu, wie das Mädchen ſtärkere Flammen als ſonſt auf dem Herd ſchürte und reichhaltig ungewöhnliche Abendkoſt bereitete. Dann ſetzte ſie der Muhme davon vor, indeß ohne ſelbſt dran theilzunehmen; ſie hatte keinen Hunger, ſondern ſaß ungeduldig zuwartend, daß die Alte fertig werde, und ſprach raſch, als dieſe den letzten Löffel in den Mund geſchoben, „Nun leg' Dich zu Bett, denn wie Du's geſagt, es iſt ſchon ſpät heut geworden, und nach Deiner vielen Tagesmüh' thut der Schlaf Dir in Deinem Alter noth.“ Das entſprach auch dem Gefühl und Wunſch Katharinas, ſie erwiderte gähnend: „Ja, guten Schlaf hab' ich wohl redlich verdient; den heiligen Nothhelfern ſei Lob und Dank, daß Du's endlich mal erkennſt, Kind. Ich ſah's Dir an, Du biſt einem von ihnen begegnet, und er hat Dir's in's Herz gegeben, in Dich zu gehen und beſſer für Deine alte, treue Pflegemutter zu ſorgen, auf daß es auch Dir ſelbſt wohl ergehe und Du lange lebeſt auf Erden.“

Sie humpelte in ihre Kammer; es war ſeltſam, Regina that heut' zum zweiten Mal, was ſie Zeit ihres Lebens kaum je gethan, ſie lachte und redete vor ſich hin: „Eine heilige Nothhelferin — ich hätte nicht gedacht, daß ich's dazu im Leben noch bringen würde.“

Sie ſah einen Augenblick in's Licht. „Iſt's denn eine Heilige?“ Doch ihr Kopf nickte ſchnell drauf: „Helfen iſt Menſchenpflicht — die Bibel ſagt's auch — die Hungernden ſättigen und den Ermüdeten Raſt bereiten.“

Nun nahm ſie die Lampe und ſtieg hurtig die ſchmale Treppe in's halb verfallene obere Stockwerk zu einer Kammer hinauf, in der vor bald zwanzig Jahren ihr Vater genächtet hatte. Seine Bettlade mit Zubehör von Pfühl und Decke ſtand noch drin, nie mehr benutzt, ſie war den beiden Hausbewohnerinnen überflüſſig geweſen. Eine Fledermaus ſchoß beim Hereinkommen des Lichts, wie ein böſer Geiſt, durch's Fenſter davon, und ſchwarzhaarige Spinnen liefen an den Wänden. Hurtig ſcheuchte Regina auch ſie hinaus, ſäuberte das da und dort hängende Netzgewebe fort, ſchüttelte den Staub langer Jahre aus der Bettdecke. Von einer der Wände ſah eine kleine Metallplatte, die ihrem Vater ehmals als Spiegel gedient; der wandte ſie ein paar Augenblicke unſchlüſſig-zaudernd das Geſicht zu, trat dann mit der Lampe davor und ſchaute hinein. Sie ſchien prüfen zu wollen, ob das Geräth noch brauchbar ſei, doch, fleckig und verroſtet, gab es nichts zurück, und gleich drauf ſchrak ſie von einem Klang zuſammen. Die Uhr der nahen St. Jakobskirche that zehn Schläge; haſtig wandte ſie ſich ab, huſchte über die Treppe zurück in die untere Stube, wo ſie die Lampe brennend hinter eine Truhe auf den Boden ſtellte, und verließ wieder das Haus.

In den Straßen und auf dem Marktplatz, über den ſie ſchnell hinging, war es völlig leer und dunkel, ringsum in den Häuſern das Licht ſchon erloſchen, nur der ſternklare Himmel hellte ein wenig herab. Die ſchlimme Zeit ließ mit Allem ſparen, auch mit Oel und Kerze, und in anderer Art nicht minder mit den Tagſtunden, die Noth und Kümmerniß anfüllte; ſie ſuchte jegliches auf das geringſte Maß zu beſchränken. So lagen faſt ſämmtliche Stadtbewohner ſchon in vergeſſendem Schlaf oder mühten ſich, ihn zu erhaſchen. An plätſchernden Brunnen unter der Marienkirche vorbei kreuzte Regina den Marktplatz und begab ſich durch ſeinen öſtlichen Laubengang weiter abwärts, dann verſchwand ſie im ſchwarzen Dunkel einer zur Rechten abzweigenden niedrigen Bogenwölbung. Mit den Händen taſtete ſie ſich vor, Schritt um Schritt, bis ſie auf das dicke, eichene Balkenwerk eines ſchmalen Thors, einer Waſſerpforte, die, am Tag offen ſtehend, an den Fluß hinausführte, traf. Ihr ſtockte der Herzſchlag einmal bei dem plötzlichen Gedanken, der Ausgang könne doch mit einem Schloß verwahrt ſein. Dann hätte ſie den Erwarteten trügeriſch verlockt, ihn nutzlos arger Gefahr ausgeſetzt, denn über die Mauer zu gelangen, war unmöglich, und er mußte wieder zurückſchwimmen, um beim Tageslicht nicht entdeckt zu werden. Peinigend faßte die Vorſtellung ſie an, daß er ſie für ein hinterhältiſch treuloſes Geſchöpf halten und mißachten werde; mit zitternder Hand ſuchte ſie nach dem Riegel. Gottlob, da war er, vorgeſtoßen, doch feſt eingeklemmt, nicht zu bewegen. Aber ſie ſtrengte alle Kraft an, mehr als ſie aufbieten zu können geglaubt hätte, und er wich kreiſchend aus ſeiner eiſernen Mauerhaft. Die ſchwere Thür gab ihrem Druck nach, und dicht vor ihr rauſchte der Inn, die breite, wirbelnde Waſſerwehr der Stadt.

Ein ſchmucklos, ſich nach Norden verbreitendes Vorgelände erſtreckte ſich in Bogenwurf des Strombettes um die Stadtmauer, darauf ging Regina Edlinger entlang, der Stelle zu, die Paumgartner ihr von drüben gedeutet, daß er dort anzulanden denke. Ein wenig heller, als in den Straßen, war es hier außen durch das freiere Sterngeleucht, doch immerhin ſo dunkel, daß der Blick nur ein Stück des Waſſerrandes, nichts vom jenſeitigen Steilufer unterſchied; lauter als am Tage klang in der Nachtſtille das Geräuſch der ſchnellenden Wellen, ſonſt lag Lautloſigkeit über Allem. Nur in Abſtänden ſchollen Uhrſchläge der Waſſerburger Kirchen, Regina ſtand ausblickend an dem verabredeten Platz. Sie hatte befürchtet, zu ſpät gekommen zu ſein, aber nun wartete ſie, ſchon endlos lang ſchien’s ihr, umſonſt. Nichts regte ſich, nichts ſchimmerte im zwitternden Dunkel.

Hatte er den Muth verloren, das Wagniß zu unternehmen, und kam nicht?

Nein, ſie kannte ihn nur aus einem Zuſammenſein von Minuten, aber ſie wußte, was er geſprochen, war gewiß, ihn ſchreckte keine Gefahr. Als eine Verkörperung der Kühnheit und Kraft, jedes männlichen Selbſtvertrauens, ſtand er ihr vor Augen. Nicht vor dieſen allein als Gedächtnißbild; in ſich ſelbſt empfand ſie das Alles und noch unanzweifelbarer, als Blick und Gehör es ihr zu ſagen vermocht.

Warum kam er denn nicht?

Plötzlich durchfuhr es ſie, daß der Athemzug ihr in der Bruſt blieb. Hunger hatte ihm die Stärke ſeiner Arme geſchwächt, er konnte die Gewalt des Stromes nicht mit ihnen durchdringen, die Wirbel hielten ihn gepackt und riſſen ihn machtlos zu Thal fort — an ihr vorüber — unſichtbar — vielleicht in dieſem Augenblick — um ihn, wenn er ermattet ſich nicht länger zu wehren vermöge, hinunterzuſchlingen —

Ihre Sinne verwirrten ſich bei der Vorſtellung.

Nicht er, ſie ſelbſt war's, die mit dem wilden Waſſer kämpfte. Kalt fühlte ſie es über ihre Lippen heraufſchwellen, die Bruſt erſticken, noch ein hohles Gurgeln im Ohr, und ihr Leben auslöſchen. Aber ſie wehrte ſich nicht dagegen; das Leben war ihr ja immer gleichgiltig geweſen, ein zweckloſes Nichts, nur quälendes Hungergefühl und Ueberdruß; gut, daß es ein Ende nahm, heut', nach dem ſchönen Abend. An den klammerte ſie ſich mit ihrem letzten Gedanken, durchlebte ihn noch einmal. Wie ein Anhauch des unbekannten Glücks, das an ihr vorübergeſchwebt, ſie mit einem Flügelſchlag geſtreift, war er geweſen, und nun ging er vorüber. Sie hörte und ſah nichts mehr; nur eins ſtand ihr ſonderbar vor den Augen, ein Lichtſchein, wie wenn die Hand ſich feſt auf die geſchloſſenen Lider drückt. Aus weiter Ferne ſchimmerte er her, von der kleinen Lampe, die am Boden hinter der Truhe auf ihre Rückkehr wartete. Sie kam nicht wieder, doch der Lampendocht brannte fort.

Ein Ton riß ſie zur Beſinnung zurück, vom St. Jakobsthurm ſchlug es elfmal. Das war ja erſt die verabredete Stunde, das Zeichen, bei dem er drüben abſchwimmen ſollte. Sie hatte unnöthig Todesangſt durchgemacht; erſt jetzt begab er ſich drüben in die Wellen, noch lebte er.

Harrend, umſonſt die Augen in's Dunkel über dem Inn hinausbohrend, ſtand ſie wieder. Aber der Aufruhr in ihr war zu mächtig, athemlähmend, betäubend und doch zugleich mit ſtürmiſchen Blutwellen ihr bis in's Ohr hinaufklopfend. Die rückgekehrte Angſt füllte es ihr mit einer Sinnestäuſchung, ſie hörte deutlich einen Hilfeſchrei aus der Mitte des ſtrudelnden Fluſſes, und ſinnverloren lief ſie gradaus vor, das Randwaſſer klatſchte ihr über die Füße.

Da tauchte, ein halb Dutzend Schritte ſeitwärts von ihr, etwas Helles, Weißliches, eine Geſtalt aus dem Strom, und mit einem lauten Jubelruf:

„Seid Ihr's?! flog ſie drauf zu. Er antwortete: „Sei ſtill, daß uns Niemand hört! Iſt das Thor offen?"

Sie ſtand dicht vor ihm und glaubte es doch noch nicht, ſtreckte unwillkürlich beide Arme aus, ihn zu faſſen, ſich zu überzeugen, daß er es wirklich ſei. Erſt wie ihre Hand auf einen naßüberrieſelten bloßen Arm ſtieß, erkannte ſie plötzlich, daß er ohne Kleider vor ihr ſtehe, dieſelben zu einer dunklen Maſſe zuſammengeballt auf dem Kopf trage. Ein Schreck durchfuhr ſie, ſie kehrte ſich haſtig um und ſagte ſtotternd: „Das war gut — ſonſt wäret Ihr nicht lebend herübergekommen — aber ich hatte nicht daran gedacht. Kleidet Euch ruhig an — es iſt Niemand mehr wach in der Stadt — ich warte, bis Ihr fertig ſeid."

Nun lachte er, wie etwas ſpöttiſchen Klangs, hinter ihr: „Jungfernaugen ſind keine Katzenaugen, und wären ſie's, käm's in dem Fall nicht allzuviel drauf an. Leicht ging's nicht herüber, Euer Inn kann's doch noch beſſer, als die Donau."

Sie hatte ſich abgewendet auf einen am Ufer liegenden Stein geſetzt, und fortwährendes Zittern lief ihr durch die Glieder, wohl noch von der überſtandenen Angſt. Nein, die fühlte ſie beruhigt, wie mit einem Schlage vom erſten Aufklang ſeiner Stimme ausgelöſcht, aber das Zittern konnte ſie trotzdem nicht beherrſchen.

Dann trat er bekleidet zu ihr und ſagte: „Wenn Alles in der Stadt ſchläft, wird es ſchwer halten, noch in einer Wirthſchaft Einlaß zu finden. Ich hätt's vorher bedenken und früher kommen ſollen."

Reginas Bruſt mußte erſt einmal nach Luft ringen, eh' ſie ſtockend erwiederte: „Ja, das wäre auffällig in der Nacht — und man könnt' Euch nach Eurem verlorenen Zeugniß befragen. Ich hab's auch bedacht und einen Imbiß für Euch gerichtet — und wenn's Euch genügt — eine Kammer und ein Bett ſtehen leer bei mir im Haus —"

„Bei Euch —?" Wie von Staunen überwältigt kam's von Wolf Paumgartner's Mund, und unwillkürlich riß ein Dankesgefühl ihn fort, den Arm um die Schultern des Mädchens zu legen, während er entgegnete: „Das wolltet Ihr noch für mich thun? Ihr ſeid eine Samariterin — nein, ein Engel des Himmels in Huldgeſtalt. Wo könnte ein von üblem Geſchick Betroffener ſicherer ruhn, als unter ſeinem Schutz, und der Hunger nagt ſeit geſtern an meinen Kräften."

Regina führte ihn am Ufer entlang und durch die kleine Thorpforte, deren Riegel ſie von innen wieder vorſchob. In der Finſterniß des niedrigen Bogenganges ſprach er: „Nun alſo bin ich in Waſſerburg," und nachfügend: „Laßt Eure ortskundigen Augen für mich ſehen, daß ſie einem Blinden den Weg zeigen," legte er ſeinen Arm wiederum auf ihre Schulter. So ließ er ſich von ihr weiter führen und fühlte in ſeiner Hand das Zittern, das noch immer ihren Körper durchrann. Sie gingen über den ſchweigſamen Marktplatz, und an der Marienkirche vorbei die „Pfaffengaſſe", die Straße der geiſtlichen Herrn durchſchreitend, tauchten ſie bald in den lichtlos engen Zugang zur vergeſſenen Zeit hinein.

* * *

Als Wolf Paumgartner am andern Morgen nach vortrefflichem Schlaf aus ſeiner Kammer in die Unterſtube herabkam, war ihm über Nacht etwas in den Sinn gerathen, wovon er geſtern noch nichts geahnt zu haben ſchien. Er hatte des Wegs weiter in die kaiſerlichen Erblande gewollt, über Linz hinaus, zu einem dort ſeßhaften Oheim, doch bedacht, es werde ihm bei den wiederkehrenden und muthmaßlich noch bevorſtehenden Kriegsläuften überall ergehen wie in Waſſerburg, daß er aus Mangel eines Ausweiſes und Paſſierſcheines nirgendwo in ein Thor hineingelange. Hier aber befand er ſich gegenwärtig durch glückliche Fügung im Innern einer guten Stadt, und er hatte erwogen, wie die Umſtände lagen, würde es thöricht von ihm gehandelt ein, die gefundene ſichere Unterkunft kurzſichtig aufzugeben, um ſich wiederum gleicher Fährlichkeit und Hilfloſigkeit auf der Straße bloßſtellen. Ausreichende Geldmittel, bis zur Rückkehr günſtigerer Zeit in Waſſerburg zu verbleiben, beſaß er ja, als ſeines vermöglichen Vaters Sohn, im Wams eingenäht und konnte ſomit auch einem etwaigen Eingeſchloſſenwerden in der Stadt durch ein feindliches Belagerungsheer gleichmüthig entgegenſehn. Das Alles ſetzte er Regina Edlinger, als ihm in der Nacht gekommen, auseinander, doch fügte einmal ein Aufblick ſeiner Augen in ihr Geſicht ſtumm-verſtändlich bei, es geſelle ſich in ihm noch ein nicht ausgeſprochener Grund hinzu, der ihn nicht ſo raſch wieder aus Waſſerburg fortlaſſe. Sie hörte ihm ſchweigend zu, aber eine roth ihr über die Stirn und Schläfen heraufſteigende Färbung ſprach, daß ihr Herz beſchleunigter klopfe, und als er zu Ende geredet, ſtimmte ſie ſeinen Vernunftgründen ohne aufzuſchauen mit leiſer Stimme bei. Danach indeß hub er nochmals an, daß er nirgendwo lieber in der Stadt verweilen würde, als in dem Quartier, welches er ihrer Güte und Huld für dieſe Nacht verdankt habe, und mit etwas befangenem Ton fragte er, ob ſie ſich vielleicht entſchließen könne, ihm gegen gebührlichen Entgelt die Kammer oben auf die Dauer ſeines Aufenthaltes zu überlaſſen. Dagegen wehrte ſie ſich jedoch — das heißt, merkbar nicht gegen ſeinen ausgedrückten Wunſch überhaupt, ſondern eine Geldentſchädigung dafür anzunehmen. Aber mit einer Meſſerklinge eine Naht an der inneren Bruſtſeite ſeines Kollers auftrennend, verſetzte er, ſie ſelbſt befinde ſich in bedrängter Lage, und nur, wenn er für ſeine Unterkunft und Koſt Bezahlung entrichte, erlaube ſein Gewiſſen ihm, die Wohnung in ihrem Hauſe beizubehalten. Er legte einen hervorgelöſten Goldgulden auf den Tiſch — man ſah, daß noch manche weitere ſich im Wams bargen — und er fuhr ſchnell fort, Geld ſei überhaupt nur ein nichtsſagender Ausdruck für das Glückgefühl und die Dankbarkeit, die er darüber empfinde, unter dem nämlichen Dach mit ſeiner Beihelferin und Wohlthäterin bleiben zu dürfen, und vielleicht — er hoffe es nicht, aber wünſche es doch beinah'

Digitized by Google

— bringe eine herankommende üble Zeit Beſchwerniß und Gefährdung für ſie mit ſich, darin er ihr nützen und mit der Kraft ſeiner Arme kundgeben könne, wie es ihn treibe, alles Gute, das ſie ihm gleich einer Schweſter oder noch opferwilliger, als eine ſolche, angethan, mit einem großen Beweis ſeines davon übervoll erfüllten Herzens zu vergelten. Wenn es für Regina eines Zeugniſſes bedurft hätte, daß ſie nicht unbedachtſam einem hergelaufenen Landſtreicher ihren Beiſtand geleiſtet, ſo ging dies unwiderleglich aus ſeinem Geldbeſitz hervor, der feſten Entſchiedenheit, mit der er darauf beharrte, nicht ohne Bezahlung im Hauſe Unterſtand zu finden, vor allem und am deutlichſten jedoch aus dem einfach-natürlichen, vom Herzen kommenden und zum Herzen ſprechenden Ausdruck und Ton ſeiner Worte. Das Mädchen hatte, in der vergeſſenen Zeit ohne Umgang und Verkehr gealtert, nur höchſt ſelten im Leben einmal mit jungen Männern Rede gepflogen, gewiß aber noch aus keinem Munde eine derartig zugleich männlich ſichere und doch auch halb befangen bittende Sprache von ſo wohllautender Stimme vernommen. Aehnlich erging es Katharina Haberſchnell, wenn auch nicht grade durch die nämliche Art der Einwirkung auf ihr Gemüth. Sie hatte nicht begriffen, wer der Fremde ſei, wie und woher er in's Haus gerathen, und Regina für überflüſſig erachtet, ſie durch irgendeine Angabe darüber aufzuhellen. Aber bei dem Anblick der neugeprägten funkelnden Goldmünze, die er hervorgeholt, glänzte es zwiſchen den verrunzelten Lidern der Alten von einer köſtlichen Vorausſicht auf volle Schüſſeln mit ihrer Leibſpeiſe, und ſie zwinkerte heimlich und ängſtlich ihrer ehemaligen Pflegetochter zu, die Wünſche des freigebigen jungen Mannes nicht abſchlägig zu beſcheiden. Dieſer Mahnung bedurfte es freilich bei Regina Edlinger nicht, vielmehr hätte ſie gegen ein Abrathen von Seiten Katharinas und ſämmtlicher Bewohner Waſſerburgs obendrein ſich nicht einen Augenblick irre machen laſſen, dem Begehren Wolf Paumgartner's zu willfahren und ihn als Hausgenoſſen aufzunehmen. Im Gegentheil belud ſie ſich auf ſeine Bitte bereitwilligſt mit noch einer Fürſorge und Mühwaltung für ihn, begab ſich unter die Laubengänge am Markt in die Gewerkſtatt eines Tuchmachers und kaufte dort nach einem Auftrag, der ihr geworden, für baare Zahlung einen Gewandſtoff ein, den noch am gleichen Tag ein Schneider in Angriff nahm, Bekleidungsſtücke daraus zu fertigen. Denn Paumgartner beſorgte, wenn er auf die Straßen gehe, an ſeiner abſonderen Tracht als ein nicht Angehöriger der Stadt erkannt und möglicherweiſe von Jemandem als Fremdling nach ſeinem Ausweis befragt zu werden. Darum lag ihm dran, ſich baldigſt eine Kleidung zu beſchaffen, die ganz nach dem Brauch derjenigen der Bürger Waſſerburgs ſei und ihn jedem als einen ſolchen erſcheinen laſſe. Auch zu dieſer Umgeſtaltung ſeines Aeußeren beſaß er ausreichende Geldmittel und vermochte nach ein paar Tagen ſchon ſeine neu hergeſtellte, durchaus unauffällige Gewandung anzulegen, die Niemanden mehr einen von auswärts zur Stadt Hereingekommenen in ihm vermuthen ließ.

* * *

So hatte ſich in dem einzigen noch bewohnten Hauſe der vergeſſenen Zeil eine Aenderung vollzogen, freilich von keinem der übrigen Stadteinwohner bemerkt, denn kein fremder Fuß trat in ſie hinein, und jeden zwang die Zeit, ſo viel gegen die Bedrängniß und Dürftigkeit ſeines eigenen Daſeins aufzukämpfen, daß er kaum mehr nach ehmaligem Brauch Auge, Ohr und Zunge für das Betreiben ſeiner nächſten Nachbarn beſaß. Nur für eine Angehörige des Gemeinweſens war jene Veränderung vorhanden, für Regina Edlinger. Das war allerdings von der Natur der Sachlage begründet, denn ihrer wirthſchaftlichen Thätigkeit fiel eine größere Aufgabe zu, und mit weiblicher Umſorge war ſie eifrig ſowohl auf die Herrichtung ſchmackhafterer Mahlzeiten, als auf behagliche Verbeſſerung der Kammer des neuen Hausgefährten bedacht. Nach beiden Richtungen ſtand ihr nur Geringes zu Gebot, aber ſie wußte mit dem Wenigen überraſchend viel zu bewirken. Die Gleichgiltigkeit, mit der ſie bisher die täglichen Erforderniſſe des Lebens behandelt, nur für das Allernothwendigſte geſorgt, hatte ſich zu immer regſamer umſichtiger Geſchäftigkeit verwandelt. Ueberall legte ſie ordnend, beſſernd die Gedanken ihres Kopfes, die Geſchicklichkeit ihrer Hand an, und was ſie vornahm, gerieth und gedieh. Unverkennbar war in ihr, ohne daß es früher zu Tage getreten, die Anlage zur Führerin eines Hausweſens, zu einer vorzüglichen Hausfrau verborgen geweſen und offenbarte ſich gegenwärtig in ſo raſcher Ausbildung, als ob ſie ihr erſt über Nacht durch eine Märchenfee als Geſchenk zu Theil geworden ſei.

In Wirklichkeit aber hatte ihr über Nacht irgend eine gute Fee eine wunderſame Gabe in's Gemüth gelegt, etwas ihr bis dahin fremd-unbekannt Geweſenes, fröhlichen Sinn, und von dieſem ſtammte, wie aus einer lebenskräftigen Wurzel Blätter und farbige Blüthen aufſprießen, aller rege Trieb und Eifer in ihr her. Nicht im Hauſe, ſondern im Innern Reginas ſelbſt war am meiſten verändert; ſie begriff ihre eigenen Augen nicht, mit denen ſie zuvor Welt und Zeit als trüb und ſie mit troſtloſer Einförmigkeit umgebend angeſehn. Wohin ſie ſchaute, nahm alles ſich hell und freudig aus; das lag nur in ihrem Blick, denn in Wirklichkeit beſaß nichts auf Platz und Straßen umher ein frohes Geſicht. Entbehrung, Sorge und banges Zuwarten herrſchten faſt ohne Ausnahme in der Stadt. Doch Regina hatte nie ſo wie jetzt gefühlt, daß dieſe ſie nichts angehe, daß ſie keinerlei Zuſammenhang mit ihr habe. Im Haus der vergeſſenen Zeil lebte ſie gleichwie auf einer Inſel; das war Waſſerburg ja auch in der That, aber es hätte ſie vollkommen gleichgiltig belaſſen, wenn eines Morgens alle übrigen Häuſer dieſer Inſel verſchwunden geweſen wären, ja im Grunde würde die letztere ſie dann noch weit köſtlicher bedünkt haben. Ihre Gedanken konnten einmal über ſolche Vorſtellung hinſtreifen, doch ſie hafteten nicht darauf, wie überhaupt auf nichts. In ihr und um ſie befand alles ſich beinah ſtändig in einer fließenden Bewegung, wie es in Träumen geſchah, oder noch ähnlicher um die Spitzen der hohen Alpenberge, wenn der weiße Morgennebel um ſie wogte. Nun verdeckte er ſie völlig — dann lichtete er ſich ein wenig an einer Stelle, ließ geheimnißvoll etwas hindurchſchimmern, ahnen — da zerriß er plötzlich, daß goldig gleißend, einen Augenblick von der Sonne angeflammt, eine Felſenkrone klar aufleuchtete und funkelte — und wieder trieb verſchleiernd das Nebelgeſpinſt darüber hin. Aber dies Wallen und Weben verhieß einen heiteren, glanzvollen Tag, die Empfindung geſtaltete ſich das ſchöne, kommende Werden, nicht der Gedanke, der ſie nur in ihrem zauberhaften, einbildneriſchen Spiel beeinträchtigt hätte. Und ſo dachte Regina Edlinger eigentlich nichts, auch nicht bei ihrem häuslichen Schaffen und Thun. Doch trotzdem kam dies ihr von ſelbſt, als ſei es auf's ſorgfältigſte überlegt, und was ſie anfaßte, vollendete ſie zur Erfreuung. Nicht am wenigſten auch für Katharina Haberſchnell, die endlich in den reichhaltigeren Mittags- und Abendſchüſſeln das, wenngleich verſpätete, Walten einer gerechten Weltordnung und die ſchließliche Belohnung ihrer lebenslangen Pflicht- und Glaubenstreue eingetreten ſah.

Aber auch Wolf Paumgartner erregte überzeugend den Eindruck, daß er, einmal zur Erkenntniß gelangt, es ſei der Umſtände halber für ihn am vernünftigſten, einſtweilen in Waſſerburg zu verbleiben, ſich keine beſſere Unterkunft in der Stadt aufzuſuchen und zu wünſchen gewußt haben würde. Augenſcheinlich liebte er die Geräuſchloſigkeit, einen ruhigen Tagesverlauf in möglichſter Stille, die er nirgendwo ſo vollkommen hätte finden können, wie in der vergeſſenen Zeil. Seine Lebensführung war eine ſo eingezogene, als ob er mit den dürftigſten Unterhaltsmitteln hauszuhalten genöthigt ſei; keine der zahlreichen Meth- und Bierſchenken in der Stadt ſah ihn je als Gaſt, und er verließ nur ſelten den Tag über das Haus. Womit er ſich, droben auf ſeiner Kammer ſitzend, beſchäftigte, wußte Regina nicht genauer, nahm nur an Tinte, Feder und Papierblättern, die auf dem Tiſch lagen, gewahr, daß er zeitweilig ſchreiben möge, und ihrer Vorſtellung erſchien's mit ſeinem Weſen wohl vereinbar und ſehr glaublich, er gebe ſich zwiſchen den vier Wänden der Niederſchrift abſonderer Betrachtungen oder Anmerkungen hin. Denn obgleich er eines Bürgers Sohn war, weckte er doch nicht das Gefühl, ſelbſt das Gewerk oder Gewerbe eines ſolchen zu betreiben, ſondern darüber hinausragend, irgend einem Beruf der Gelehrſamkeit anzugehören oder wenigſtens einen das Gewöhnliche übertreffenden, höheren Schulunterricht genoſſen zu haben. Das trat öfter in Aeußerungen bei ihm zu Tage, welche Verſtändniß der lateiniſchen Sprache bekundeten; überhaupt wußte er vielerlei Dinge, von denen die Wenigſten in Waſſerburg eine Ahnung beſaßen, und war trotz ſeiner Jugend ſchon an vielen Orten in Deutſchland geweſen, da er ſie offenbar aus eigener Anſchauung kannte. Auch von den Fürſten und Ländern, den politiſchen Verhältniſſen und ſelbſt vom Heer- und Kriegsweſen wußte er gut Beſcheid, wie ſich dann und wann aus einer ſeiner Bemerkungen ergab, und Regina war nichts mehr geiſtig Anregendes erdenkbar, als während und nach der gemeinſamen Mahlzeit neben ihm am Tiſch zu ſitzen, ſeinen

Reden zuzuhören oder ihm Antwort auf ſeine Fragen zu geben. Die letzteren betrafen zumeiſt Dinge, die ihm fremd, doch ihr vielfach bekannt waren, Einrichtungen der Stadt, die Anzahl der Bürger, ihrer erwachſenen Söhne und Gehilfen, die Menge der kurfürſtlichen Truppenbeſatzung auf der Burg, der Geſchütze und Vorräthe, die in dieſer vorhanden ſeien. Er bezeigte lebhaftes Intereſſe für Alles, was Waſſerburg anging, und in wohlbegreiflicher Weiſe, denn ein raſcheres Herzklopfen in der Bruſt des Mädchens wachrufend, entfiel ihm hin und wieder ein Wort, welches darauf hindeutete, daß er mit dem Gedanken umgehe, ſich völlig in der Stadt niederzulaſſen und für immer in ihr zu verbleiben. Wenn das Dämmerlicht herankam, ließ er ſich deshalb auch gern von ſeiner Hausgenoſſin auf einem abendlichen Umgang durch die Straßen begleiten, betrachtete ſich alles in ſeinem muthmaßlich künftigen Wohnort im Ganzen wie im Einzelnen auf's Genaueſte und zog für ſeine Unkenntniß aus der Führung und vertrauten Bekanntſchaft Reginas mit jedem Winkel ihrer Vaterſtadt Gewinn. Auch Morgens that er ſtets das Nämliche; er war kein Langſchläfer, ſondern begab ſich ſich ſchon im erſten, der Hochſommerzeit gemäß früh beginnenden Licht, wenn Alles ſonſt in der Stadt noch ſchlief, zu einem Gang hinaus. Dann zog ihn beſonders das Freie, die friſche Luft draußen am Innufer an; er riegelte ſelbſt ſich die kleine Waſſerpforte auf, durch die er in der Nacht hereingelangt war, und umwanderte auf dem ſchmalen Vorgelände des Fluſſes die Stadtmauer nach Norden und Weſten bis zu der Stelle, wo der Strom wieder hart an ſie herantrat und kein Weiterkommen zuließ. Dann legte er auch für die Bauart der Mauer und ihrer Thürme ein Intereſſe an den Tag, der faſt die Fachkundigkeit eines der Baukunſt Befliſſenen bei ihm vermuthen laſſen konnte, denn er zog ab und zu ein Pergamentblättchen aus der Bruſttaſche und entwarf geſchickt mit wenigen Bleigriffelſtrichen darauf eine Abzeichnung der beſonders ſein Augenmerk auf ſich ziehenden Stellen und Baulichkeiten. Desgleichen muſterte er achtſam die in der Nähe des Waſſerthors auf's Trockne gezogenen breiten Innfahrzeuge und kleineren mit Tauen an eingerammten Pfählen befeſtigten Nachen, die im Wellenſchutz eines kurzen vorgebauten Steindammes lagen, und wenn er ſo eine Stunde oder mehr beſchaulich verbracht, kehrte er, noch ehe die Straßen ſich belebten, in die vergeſſene Zeil zurück, um hier, geweckten Hungers, mit Regina die ſeiner bereit harrende, über dem Herdfeuer dampfende Frühſuppe einzunehmen.

Doch auch ſonſt verbrachte er täglich manche Stunde in ihrer Geſellſchaft, beſonders, da er keine Schenke aufſuchte, nach der Abendmahlzeit. Die alte Katharina begab ſich dann ſtets bald zu Bett, um ſich an ihrem wohlverdienten Schlaf nichts zu verkürzen, und beließ ihn mit dem Mädchen beim trüben Licht der kleinen Lampe allein. Für die Beiden war's noch zu früh, dem Beiſpiel der Alten zu folgen, und natürlich, daß ſie beiſammen ſitzen bleibend, auch miteinander redeten. Reginas Geſichtsausdruck hehlte nicht, das ſei für ſie das Schönſte des Tags, die Stunde, auf die ſie ſchon vom Morgen her als auf die beſte warte. Aber Paumgartner führte gleichfalls, auch abgeſehen von den mannigfachen Aufſchlüſſen, die er durch ſie über Waſſerburg bekam, wie es ſchien, nicht ungern eine Unterhaltung mit ihr. Ihre Kenntniſſe von der Welt und den Vorgängen draußen waren ſehr gering, doch dafür hatte ſie deſto mehr in der Stille über ihr eigenes Daſein und das Leben der Menſchen auf der Erde überhaupt gedacht, brachte nicht ſelten Gedanken vor, die den Hörer ſichtlich überraſchten, auf die er ſelbſt noch nie gekommen. Aus ihrem Geſpräch fügte ſich ihm allmählich zu ihrem äußeren Bild ein zweites ihres Inneren zuſammen, und es ließ ſich ihm anmerken, daß er das letztere zuweilen gleichſam mit einem Staunen betrachtete. So fleckenlos und doch von einer ausgebildeten Sonderart war's, wie die Zeit wohl nur wenig Aehnliches in deutſchen Landen aufweiſen mochte; ein Erzeugniß, ein Geſchöpf der Natur, das gewiſſermaßen keine himmliſche, ſondern nur eine irdiſche Mitgift empfangen, nicht Lohn noch Strafe in einem Jenſeits hoffte und fürchtete und dennoch nur eine Vereinigung der beſten Menſcheneigenſchaften und -Beſtrebungen darbot. Sie glich einer Pflanze, die vermöge ihrer Wurzel innewohnender Kraft aus einem faulen, mit Giftſtoffen angefüllten Boden für ihr Wachsthum einzig den geſunden Nährſtoff entnahm; ſo hatte ſie von je für ihre geiſtige und gemüthliche Entwickelung durch eigenen Trieb alles Schlechte und Häßliche ausgeſchieden, ſich nur von guten und ſchönen Gedanken und Empfindungen genährt. Aus dieſer unberührten, in manchem noch kindlichen Reinheit ihrer inneren Natur entfloß etwas, das Jeden, der eine Empfänglichkeit für edleres Denken und Fühlen in ſich ſelbſt trug, bei näherem Kennenlernen unwiderſtehlich anziehen mußte, und Wolf Paumgartner erwies ſich als im Beſitz ſolcher Gemüthsanlage. Merkbar faßte er zu ſeiner Hausgenoſſin eine fortſchreitende freundſchaftliche Zuneigung, die ſich mit einer Achtung vor ihrem ſich ihm mehr und mehr offenbarenden Weſen verband und zunächſt darin kundthat, daß ihm die, ſeinem Munde in den erſten Tagen geläufigen Anreden „Schöne Jungfer" und „Junge Maid" nicht mehr von der Zunge kamen. Hin und wieder, wenn ſein Blick während der Unterhaltung zufällig ein Weilchen auf der ſchmalen feinbefingerten Hand Reginas gehaftet, konnte er plötzlich einmal die Augen nach ihrem Geſicht aufſchlagen, als ob dies ihm unbekannt und er geſpannt ſei, es zum erſten Mal zu ſehen, und dann ging es allmal wie mit einem kurzen Ausdruck der Enttäuſchung und des Bedauers zwiſchen ſeinen Lidern hindurch. Davon nahm ſie, deren Blick nur an ihm hing, wenn der ſeinige ſich von ihr abgewendet hatte, nichts gewahr, doch ſie empfand das tägliche Anwachſen eines vertrauteren Gefühls für ſie in ihm, und dies Erkennen überfloß ihr die Wangen mit einem freudigen, früher nie über dieſe gekommene Färbung. Glück war's, das in der dürftigen Stube Tag um Tag, wie eine Blume an einem ſonnigen Frühlingsrain, weiter aufblühte; als lauſche ſie auf eine lieblich klingende Traumſtimme, hörte ſie ihn ſprechen, von ſeinem Leben erzählen. Darin miſchten ſich freilich manchmal verwunderliche, nicht in Uebereinſtimmung zu bringende Widerſprüche, die er öfter zu ſpät ſelbſt empfand und eilig zu verwiſchen ſich befliß. Der Hörerin indeß kam auch davon nichts zum Bewußtſein; ſie horchte am liebſten mit geſchloſſenen Augen, der Klang ſeiner Stimme war's, der ihr Ohr und Seele ganz erfüllte, und was dieſelbe ſprach, nahm ihr ebenfalls Traumesart an, über deren verſchiedengeſtaltiges Hin- und Herweben man nicht dachte, die nur das Gefühl mit ſtiller Beſeligung aufnahm. Wenn dann die Stunde kam, daß ſie in ihre Schlafkammern auseinandergingen, leuchtete ſie ihm die Treppe hinan, entzündete ihm droben ſeine dünne Unſchlittkerze, und er reichte ihr zur „Guten Nacht“ die Hand; die ihrige zitterte allabendlich leicht dabei, doch ſie ſchmiegte ſich an jedem neuen Abend mit den ſchmalen Fingern vertrauter und inniger in die ſeinige hinein. Nur einmal jetzt trennte Regina ſich nicht in dieſer gleichmäßigen Weiſe zur Nachtruhe von ihrem Hausgefährten. Sie hatte ihn wie ſtets hinaufgeleitet, allein droben auf dem Treppenabſatz löſchte ein Zugwind ihr die Lampe aus, und ſie wollte an den Herd zurückgehen, dieſelbe wieder anzünden, um mit ihr ſeine Kerze zu entflammen. Doch Wolf Paumgartner verſetzte, er brauche kein Licht, ſuchte im Dunkel ihre Hand zum Abſchiedsgruß, legte indeß, wie er dieſe gefunden, mit plötzlicher Bewegung den andern Arm um ihre Schultern und, ſich niederbeugend, drückten ſeine Lippen einen Kuß auf ihren Mund. Einen Augenblick lang nur, dann zog er ſeine Hand raſch aus der ihrigen, drängte ſie mit einem feſten Armruck von ſich ab, ſagte kurz: „Gute Nacht!“ und ſchloß ſeine Thür. Sie blieb vor dieſer noch athemlos, wie der Beſinnung beraubt, ſtehen, ſchrak danach einmal jählings zuſammen und ſchwankte, einer Nachtwandelnden gleich, mit geſchloſſenen Lidern und haltloſen Knieen, ſich an's Geländer klammernd, die Treppe hinunter in ihre Kammer, wo ſie die Lampe nicht mehr anzündete, ſondern, ohne ſich auszukleiden, in halber Bewußtloſigkeit ſich auf ihr Bett hinſtreckte.

* * *

Das war an einem Abend gegen die Mitte des Julimonats geſchehen, und am anderen Morgen leuchteten die Wangen Regina Edlingers von einer blühenden Lebensfarbe gleich dem am wolkenloſen Himmel aufſtrahlenden Frühroth. Sie wartete auf Wolf Paumgartner mit dem Morgenimbiß, doch vergeblich; wider die Gewohnheit blieb er fort, den ganzen Vormittag lang. Regina wußte nicht, ob er ausgegangen oder droben in ſeiner Kammer ſei; ſie hätte ſich davon unterrichten, hinaufſteigen und nach ihm ſehen, oder ihn von unten rufen können, allein das erſtere zu thun, gebrach ihr heut der Muth, und zum anderen verſagte ihr die Stimme: Auch wie ſich endlich kundgab, daß er ſich nicht im Hauſe befunden, da er um die Mittagszeit heimkehrte, begrüßte das Mädchen ihn nicht beim Eintritt auf dem Flur, ſondern hielt ſich in der Stube zurück und ließ ihn die Stufen zu ſeiner Kammer hinaufſteigen. Sein Geſicht ſprach von Mißmuth, als hege er einen Verdruß über ſich ſelbſt, er ſtand unſchlüſſig und zögerte, zur Mittagsmahlzeit hinunter zu gehen. Dann indeß kam er, mit einem etwas gekünſtelten Spaßwort zum Gruß eintretend, und ſetzte ſich zu den beiden Frauen an den Tiſch, doch ſein Wort und Weſen hatten heut Gezwungenes, und ſein Blick vermied offenbar, dem Reginas zu begegnen. Das freilich brauchte er nicht zu befürchten, denn wenn er verlegen erſchien, ſo ſaß ſie noch mit weit höher geſteigerter Befangenheit ihm gegenüber, und ihre niedergeſchlagenen Augen hoben ſich niemals zu ihm auf. Beide redeten kaum mit einander und nur Gleichgiltiges; er machte den Eindruck, vom Gefühl eines Unrechts, das er begangen habe, bedrückt zu ſein, und bewährte dies auch, indem er gleich nach Beendigung der Mahlzeit kurz ſagte: „Verzeiht mir, Regina, was ich im Dunkel geſtern Abend gethan, und gedenket nicht daran." Damit verließ er die Stube, und nun hob ſich ihr Blick zum erſten Mal und ging ihm nach. Aus ihren Augen ſprach, wie verblendet er ſein mußte, zu glauben, daß ſie ihm darum zürne, daß er meine, ihren Lippen etwas ihnen Widerwärtiges aufgedrängt zu haben. Wie ein ſchüchterner Knabe kam er ihr vor, der Scheu vor ihr trug, weil er ſich fortreißen laſſen, ſein Inneres zu verrathen, und bei ihr nicht den gleichen Herzſchlag gefunden, ſie gekränkt zu haben wähnte. Deshalb hatte er ſich am Vormittag nicht in's Haus getraut; ſie wußte nicht, ob ſie heimlich lachen oder vor Seligkeit aufjauchzen ſollte. Nein, ſie wußte es genau, denn ſie mußte ſich beide Hände feſt auf die Bruſt drücken, um das laute Hervorbrechen des Jubels aus ihr in Gegenwart Katharina Haberſchnells zurückzupreſſen. Doch daß ſie nicht daran gedenken, nicht unabläſſig nur dies eine denken ſollte, davon brauchte ebenſowenig als die Anweſenheit der Alten ſeine thöricht reumüthige Bitte um Vergebung ſeines unbedachten Thuns im Dunkel ſie abzuhalten.

Ehe der Abend dieſes Tages noch kam, brach es aber mit plötzlichem lautem Getöſe in die bisherigen Stille Waſſerburgs herein. Wie ein Wirbelſturm aus Weſten mit klirrendem Hagelſchlag und donnerndem Krachen brauſte, dröhnte und praſſelte es jäh daher, in einer Stunde die Stadt kaum mehr erkennbar belaſſend. Die Schweden und Franzoſen hatten abermals über das vereinigte bayriſch-kaiſerliche Heer einen Sieg davon getragen, dies aufgelöſt über die Iſar zurückgeworfen und drängten den Geſchlagenen eilfertig nach, um auch den Brückenübergang des Inn bei Waſſerburg in ihre Hand zu bringen. Wenn ſie ſich desſelben bemächtigen konnten, ſtand ihnen der Weg in die öſterreichiſchen Lande, zur Hauptſtadt des Kaiſers offen, und nichts war für ſie, wie für den letzteren zur Zeit von höherer Wichtigkeit, als der Beſitz dieſer Brücke. Darum rafften der bayriſche Feldzeugmeiſter von Hunoldſtein und der General Truckmüller haſtig von ihren verſprengten Truppen zuſammen, was ſie in der Eile vermochten, und warfen ſich damit zur Vertheidigung in die feſte Mauern- und Flußgürtelwehr von Waſſerburg hinein. Daß dieſes eine hochbedeutende Rolle für den Ausfall des wiederbegonnenen Krieges gewinnen könne, war ſchon lange vorausgeſehen, und die bayriſche Beſatzung hatte in letzter Zeit Tag und Nacht an einer

Verſtärkung der Vorwerke auf dem weſtlichen Hochufer gearbeitet, um den ſchmalen Landzugang, den Schlüſſel zur Stadt und Brücke, noch ſicherer zu verriegeln. Von allen übrigen Seiten drohte keine Gefahr, dagegen trug der reißende Strom allein vollausreichende Fürſorge.

So hurtig und plötzlich jedoch, jäher Hochwaſſeranſchwellung des Inn durch einen Wolkenbruch im Gebirg ähnlich, fluthete das Truppengedränge zu Pferd und zu Fuß in die ſtille Stadt, daß dieſe nach wenigen Stunden vollſtändig und überall in ein lautes, lärmendes Heerlager umgewandelt war. In allen Häuſern bezogen die Soldaten Quartiere, geberdeten ſich, obwohl ſie zum großen Theil aus bayriſchen Landsleuten beſtanden, der ungeheuren Verwilderung durch den nun dreißig Jahre andauernden Krieg gemäß, als unumſchränkte Herren, fordernd und nehmend, was ihnen gefiel. Ein Schwall von Weibern, Dirnen und Troßbuben ergoß ſich mit herein; es konnte nicht ausbleiben, daß bei ſolcher gewaltigen Vermehrung der Kopfzahl in der Stadt binnen Kurzem die vorhandenen Lebensmittel ſich unzureichend erweiſen mußten, zumal da das Heer auf ſeinem ſchleunigen Rückzug nicht Zeit gehabt, ſich mit Weiterem als dem für den augenblicklichen Unterhalt Nothwendigſten zu verſehen. Doch kam die Nahrungsfrage erſt in zweiter Reihe in Betracht, jeder mochte drauf ausgehen, wie er in Küche und Kammer der Bürger Befriedigendes für Hunger und Durſt fand, das hieß, ſtahl und raubte. Die Hauptſache zunächſt, für die alle Kraft angeſpannt ward, bildete das Trachten, dem hurtig nachrückenden Feinde den Uebergang über den Inn unmöglich zu machen, alſo eine Erſtürmung Waſſerburgs zu verhindern. Ringsum wurden die Mauern mit Geſchützen bepflanzt und zahlreiche Wachtpoſten aufgeſtellt; ſtraffes Kriegsregiment war an die Stelle der ſorgloſen Läſſigkeit des bürgerlichen Amtsweſens getreten. Nicht nur ein Hereinkommen in die Stadt, auch ein Verlaſſen derſelben ohne den Paſſirſchein eines Hauptmanns war nicht mehr denkbar, ſtrengſte Bewachung jedes Thors fand ſtatt, ſelbſt der kleinen Mauerpforten zum Inn, durch die Niemand mehr als Mägde, welche am Flußrand waſchen wollten, Durchlaß erhielten. Es beſtand die Gefahr, ſchwediſche Kundſchafter möchten die erſte Unordnung und Verwirrung benutzt haben, um ſich unerkannt mit dem Soldatenſtrom und ſeinem Gefolge einzuſchleichen, die ſchwächſten Stellen der Befeſtigung, ſowie die Vertheidigungsmaßregeln im Innern auszuſpüren und dem Feinde Nachricht davon zu überbringen. Man wollte verdächtige Leute wahrgenommen haben, fahndete achtſam auf ſie und trug vor Allem Sorge, wenn ſie vorhanden waren, ihnen jede Möglichkeit zur Uebermittlung einer Botſchaft nach Außen abzuſchneiden.

So ſchnell hatte dieſe Umordnung der Verhältniſſe in der Stadt ſich im Gang der letzten Nachmittagsſtunde zugetragen, daß mit dem Dämmerungsanbruch Alles bereits feſte Geſtaltung und Regelung erhalten; auf dem Platz in der Burg, dem Markt und in den breiteren Gaſſen loderten Wachtfeuer auf, und überall wogte das buntſcheckige Gedränge und Getriebe eines Feldlagers umher. Die einzige, von ihm unberührte, völlig leer gebliebene Stelle bildete die vergeſſene Zeil; Niemand vermuthete ihr Vorhandenſein, und kein Fuß hatte ihren düſtern, labyrinthiſchen Zugang entdeckt. Man vernahm in ihr nur das über die Dächer herabkommende Getöſe rundum gleich einer fernen Waſſerbrandung, doch, von dieſer umgeben, erſchien ſie gegenwärtig in übertragenem Sinn nochmals wie eine ſtillverlaſſene Inſel inmitten der lauten, lärmerfüllten wirklichen.

So geſchah's, daß Regina Edlinger von der Verwandlung um ſie her erſt am Abend durch Wolf Paumgartner erfuhr, der eiligen Schrittes von draußen heimkam. Sie hatte den Nachmittag lang darüber geſonnen, wie ſie ihn bei ſeiner Rückkunft begrüßen, was ſie ihm nachträglich als Antwort auf ſeine mittägige Bitte um Verzeihung ſagen wolle; doch wie er eintrat, ließ ſein Behaben ſogleich erkennen, daß der Augenblick nicht dazu geeignet ſei. Offenbar gedachte er nicht an ſeine Aeußerung beim Weggang, er berichtete kurz, was ſich ereignet habe, und befand ſich in ſichtlicher Erregung. Doch war er hungrig und bedacht, ſein Nahrungsbedürfniß zu befriedigen; er aß haſtig und wortlos, erſt am Schluß ſchärfte er nach einem kurzen Uebergang Regina ein, unter den jetzt eingetretenen Verhältniſſen ja gegen keinen Menſchen eine Silbe von ſeiner Anweſenheit in ihrem Hauſe verlauten zu laſſen. Dann ſtand er ſchnell auf, ſagte ihr flüchtig gute Nacht und verließ die Stube; doch nicht, um zu ſeiner Kammer hinaufzuſteigen, ſondern eilfertig ſich wieder hinaus auf die Straßen zu begeben. Hier nahm er augenſcheinlich lebhafteſtes Intereſſe an dem Soldatentreiben, durchwanderte ſämmtliche Gaſſen der Stadt, blieb oft geraume Zeitlang an einer Stelle ſeitwärts im Dunkel betrachtend und der an den Feuern geführten Unterhaltung zuhörend, ſtehen; an den Waſſerthoren vorüberkommend, gewahrte er, daß auch bei dieſen eine Veränderung eingetreten und ſie von Poſten bewacht ſeien. So brachte er mehr als die Hälfte der Nacht zu, kehrte erſt kurz vor Anbruch des Frühlichts in ſeine Wohnung zurück, holte indeß hier den verſäumten Schlaf nicht nach, ſondern gab ſich im Morgengrauen einer eifrigen Schriftthätigkeit hin.

Der Vormittag brachte für Regina eine gewiſſe Sorge. Was vorher zu ahnen geweſen, ſtellte ſich als raſch erfolgte Wirklichkeit heraus, auch für Geld ließen ſich in der Stadt kaum mehr Nahrungsmittel auftreiben, und es fiel ihr ſchwer, eine Mahlzeit zum Mittag herzurichten. Doch gelang es ihr, ſchlecht und recht, noch einigermaßen, und der neue Mißſtand bekümmerte ſie nicht ſonderlich. Ihre Hände waren bei der Beſchäftigung, nicht ihre Gedanken, und dieſe glichen Vögeln, die mit ausgebreiteten Flügeln durch blaue Lüfte hinſchweben, unter denen die Erde ſonnbeglänzt in Sommerfreudigkeit daliegt. So empfand Regina ſich faſt unabläſſig; ſie fühlte auch nicht, daß ſie ging, ihr war's, ſie werde wirklich ohne ihr Zuthun über den Boden fortgetragen. Um ſie und in ihr war nur ein volles Aufgehen in einer ſeligen Gegenwart, deren ihrem Leben fremd geweſene Wonne ſie gleichſam mit jedem Athemzug tief in ſich aufnahm. Dabei fand kein Denken an die Zukunft, keine Beunruhigung wegen eines als wahrſcheinlich bevorſtehenden leiblichen Mangels in ihrer Bruſt Raum.

Erſt zum Mittag kam Wolf Paumgartner, der dann ſich doch noch etwas zum Schlaf hingelegt, herab. Er bemerkte nichts von dem dürftigeren Ausfall der Koſt, die ſichtlich nur Katharina Haberſchnell nicht mit der bisherigen täglichen Befriedigung erfüllte, ſondern er aß offenbar mit gedankenabweſender Gleichgiltigkeit und ſprach die Vermuthung aus, daß das ſchwediſch-franzöſiſche Heer wohl bereits draußen vor dem Burgthor eingetroffen ſein werde. Die Frage, ob das in der That ſchon geſchehen ſei, beſchäftigte ihn ſehr; von der Stadt aus ließ es ſich nicht gewahren, um ſich darüber zu vergewiſſern, hätte er an der Weſtſeite irgendwo zur Mauer hinaufſteigen müſſen. Aber er nahm wohl mit Recht an, dazu keine Erlaubniß zu erhalten, dagegen würden die Poſten einem Mädchen, das von Neugier getrieben werde, vorausſichtlich heut' den Zutritt nach oben noch nicht verwehren, und da ihm merklich an der Auskunft gelegen war, erbot Regina ſich freudig, ſtatt ſeiner den Verſuch zu machen. In der That ward ſie dabei auch nicht behindert, noch andere Frauen und Mädchen hatte der gleiche Trieb, zur Beluſtigung und Unterhaltung der Soldaten, hinaufgeführt, und einer von dieſen lachte nur: „Na, haſt auch noch neugierige Augen im Kopf, wie die Schwedenbuben ausſchauen? Brauchſt nicht bange zu ſein, wir laſſen ſie nicht herein, und wenn ſie kämen, Dir thäten ſie nichts mehr.“ So konnte Regina frei umherblicken und ſah die Vermuthung ihres Hausgenoſſen beſtätigt. Zwar grade der Stadt gegenüber hielten die Vorwerke auf dem Köbinger Berge den Feind in Enfernung unwahrnehmbar zurück, doch zur Linken und Rechten derſelben breiteten ſich am hohen Innufer ſchon weitgedehnte Zeltreihen entlang, Trommelſchlag und Hornrufe klangen von dort herüber, und ab und zu ließ ſich ein dichtes Getümmel anrückender, Lagerquartier beziehender Truppen unterſcheiden. Eine der Beſatzung Waſſerburgs wohl zehnfach überlegene Heermaſſe mochte es ſein, und die Ausſchauende begriff, daß der Schutz der Stadt nicht auf der Zahl ihrer Vertheidiger, ſondern nur auf ihrem Stromgürtel und der Feſtigkeit ihrer Mauern ruhe. Zugleich aber kam's ihr zum erſten Mal, daß auch ſie ſich als Angehörige Waſſerburgs empfand; auch ihr Feind war's, der ihre Vaterſtadt bedrohte, und kurz ſchwoll ein jähes Verlangen in ihr auf, ein Mann zu ſein, um ihn mit bekämpfen, mit ihr Leben zur Vertheidigung der letzteren daran ſetzen zu können.

Doch eine flüchtige Regung nur war's, ſie eilte wieder hinunter, Paumgartner die Nachricht zu überbringen. Auf dem Heimweg ſah ſie Katharina Haberſchnell in die Thür der St. Jakobskirche hineinhumpeln, und es überfiel ſie mit einer plötzlichen herzklopfenden Scheu, in die Wohnung zurückzukehren. Ohne die Anweſenheit der Alten erſchien ihr das Haus in der vergeſſenen Zeil ſo ſtill und einſam; das war ihr noch niemals ſonſt in die Vorſtellung gerathen, und ſie wußte nicht, warum heut' grade, weshalb es ihr auf einmal mit einem Erſchrecken kam, in den menſchenleeren Flur einzutreten und durch ihn zur Treppe hinaufzugehn. Zaudernd blieb ſie einige Augenblicke ſtehn, aber dann beſchwichtigte ein Gedanke ihr die einbildneriſche Geſpenſterfurcht. Sie brauchte ja nicht die Treppe in dem einſamen Hauſe hinaufzuſteigen, ſondern konnte dem droben in ſeiner Kammer Befindlichen ihre Mittheilung von unten zurufen, und beruhigter ging ſie wieder vorwärts.

Die alte Katharina hatte ſich während deſſen in den Beichtſtuhl des Pfarrers begeben, dem ſie, als ihrem Lieblingsbeichtvater, ſeit langen Jahren ihre Sünden und Sorgen zu vertrauen gewöhnt war. Von den erſteren fühlte ſie ſich eigentlich völlig rein, aber dafür erfüllten ſie die Ereigniſſe in der Stadt ſeit heut' Mittag deſto ſchwerer mit den andern. Nicht daß ſie Angſt vor den Schweden und Franzoſen empfunden hätte, doch ſie hatte von Reginas vormittägiger Mühſal, Einkäufe für den Tiſch zu machen, gehört, und ſchreckensvolle Vorſtellungen in der Küche zu erwartenden Mangels gingen ihr durch den Kopf. Redſelig klagte ſie dieſe entſetzliche Befürchtung, die nun wieder der Lohn aller ihrer Gottestreue und Menſchenpflicht zu werden drohe, dem Hörer hinter dem Beichtſtuhlgitter, der indeß heute wenig mitfühlende Theilnahme für ihr bitterliches Leidweſen an den Tag legte, ſondern ſie nur mit grauſamer Kürze darauf hinwies, daß die Dürftigkeit hienieden doppelten Reichthum im Himmel eintrage und der Hunger auch eine Prüfung ſei, die der Herr über die Seinigen verhänge. Erſt als Katharina darauf jammernd erwiderte, ſie lebe nicht in Armuth, vielmehr beſtehe das Fürchterliche darin, daß ſich auch für das reichliche Geld in des Herrn Paumgartners Wams vorausſichtlich nichts mehr einkaufen laſſen werde, da begann der Beichtiger ein Intereſſe an ihrem Wehklagen zu faſſen. Er bethätigte dies wenigſtens durch allerhand Fragen, wer der Genannte ſei, wie und woher er in das von der Alten bewohnte Haus gekommen, was er in der Stadt wolle und treibe. Darauf gab ſie, ſo gut ſie's vermochte, Antwort, denn beſonders viel Weiteres, als daß er reichlich mit Goldgulden verſehen ſei, wußte ſie von dem plötzlich über Nacht in's Haus gekommenen Fremden ſelbſt nicht. Aber ihre Beſchreibung ſeiner Perſönlichkeit und was ſie nach den mitangehörten Geſprächen zwiſchen ihm und Regina aus ihrer Gedächtnißlade herauszukramen im Stande war, genügte dem guten Pater, um immer größere Theilnahme für ihren bedauernswerthen Zuſtand zu gewinnen und ſich immer genauer nach allen Verhältniſſen in ihrem Wohnhauſe, wie dem Zugange dorthin zu erkundigen. „So, ſo," ſagte er, „die Regina Edlinger, die ja wohl die Pfeffingerin von ihrem lutheriſchen Aeltervater her benannt wird, hat den Herrn Paumgartner aus Nächſtenliebe nächtlicher Weile bei ſich im Hauſe aufgenommen. Nun, das iſt ja eine chriſtliche That, der man ſich von ihr wohl verſehen konnte." Und der gerührte Geiſtliche entließ ſeine Beichtigerin nicht nur mit einem beſonders wirkſamen Segen, den er zu ſpenden Befugniß hatte, ſondern auch mit der Vertröſtung, er werde ſelbſt am nächſten Morgen bei ihr einſchauen, um für

Digitized by Google

Abhilfe zu ſorgen, wo ihrem ehrwürdigen Alter etwas Geziemliches mangle. Davon jedoch möge ſie bei ihren Wohnungsgenoſſen heute ja noch nichts verlauten laſſen, damit dieſe nicht eine Ausrede bereit halten könnten, warum ſie eine gottesfürchtige, arme, alte Frau ſo unbarmherzig in ihrem Recht verkümmerten, ſondern ſie ſolle nur um die ſechſte Frühſtunde ſein Kommen vor der Thür erwarten, um ihm das Haus, in welchem die Grauſamkeit ſie dem Hungertode preisgeben wolle, anzuzeigen.

* * *

Solche trappiſtiſche Schweigſamkeit ging aber doch über Katharina Haberſchnells alte Kräfte. Sie nahm wohl manche Stunden lang faſt übermenſchlich ihre Stärke zuſammen, dem letzten Geheiß des Pfarrers Folge zu leiſten, allein der Anblick des noch kärglicher als am Mittag bedachten Abendtiſches überwältigte ihre Feſtigkeit, ſodaß ihre Zunge ſich nicht länger enthalten konnte, von den Aeußerungen zu reden, die ihr Beichtvater über die an ihr geübte unmenſchliche Vernachläſſigung gethan. Und einmal im Zuge, ergoß ſich der Strom ihres tiefgekränkten Unrechtsgefühls an eine würdigere Altersverpflegung weiter, warf Alles, was ihr im Beichtſtuhl über die kummerreichen Lippen gefloſſen, nochmals aus und mündete in der ihr gewordenen Troſtverheißung, daß der Herr Pfarrer ſelbſt in der Frühe des nächſten Morgens als ein Engel des Himmels kommen werde, um ihr in ihrer hilfloſen Verlaſſenheit, wie noch nie eine alte Frau, die ihr ganzes Leben für Andre geopfert, ſolche erlitten habe, Beiſtand zu bringen. Das müßte ſie ſagen, wenn er ihr auch verboten habe, heut' Abend davon zu reden, aber ihr Herz ſei zu voll von dem Unrecht und der Grauſamkeit, die ſie wie ein Lamm unter Wölfen erdulde, und würde zerſpringen, wenn ſie es noch länger ſtillſchweigend in ſich verhalten ſollte.

Das indeß hatte Regina Edlinger, allerdings unverzeihlicher Weiſe, ſchon oftmals gleichgiltig belaſſen, und that's heute noch beſonders, da ſie, ganz von Selbſtſucht bewältigt, kaum etwas von dem anſchuldigenden Jammer ihrer treuen Pflegemutter hörte, ſondern nur an ſich dachte oder vielmehr köſtlich ihren eigenen traumhaft ſchwebenden Zuſtand empfand. Dagegen hatte Wolf Paumgartner plötzlich einmal aufmerkſam auf die Mittheilungen der Alten zu achten angefangen, war bald danach merkwürdig blaß geworden, und es ließ ſich erkennen, eine über ihn gerathene Unruhe trieb ihn vom Tiſch auf und wortlos durch die Thür davon, zu ſeiner Kammer hinan. Dort blieb er, ohne zurückzukehren, nur der Ton ſeines beſtändigen Hin- und Herſchreitens droben klang durch das ſpätabendlich ſtille Haus herab.

Die alte Katharina begab ſich in ihrer neu geweckten Zuverſicht auf die Gerechtigkeit Gottes und ſeiner auserleſenen irdiſchen Werkzeuge zu erquicklich verdientem Schlaf in's Bett, doch Regina wartete noch, daß Paumgartner wiederkommen, ihr die Hand reichen und gute Nacht ſagen werde. Aber Stunden vergingen, eine um die andere, er erſchien nicht, nur ſein Schritt

Digitized by Google

tönte über ihrem Kopf gleichmäßig fort, als ob er, auf und ab gehend, über etwas Schwieriges nachdenke. Ohne daß ſie es merkte, fielen ihr zuletzt bei der kleinen Lampe die Augen zu, und eingeſchlafen blieb ſie am Tiſch ſitzen. Dann träumte ſie, daß ſie ſeinen Fuß auf der Treppe höre; er trat durch die Thür, trat auf ſie zu und nahm ihre Hand. Aber wie an dem vorgeſtrigen Abend vor ſeiner Kammer legte er zugleich den andern Arm um ihre Schulter, und ſein Geſicht bog ſich dicht gegen ihres nieder. Dabei hielt er ſie immer feſter an ſich gedrückt, und ſie fühlte, daß ihr das Blut ſchneller durch alle Glieder ſchoß, heiß bis in die Schläfen hinaufklopfte. Doch ſie regte ſich nicht, ſtrebte nicht danach, zurückzuweichen. Sie konnte ſich nicht wehren und wollte es nicht, denn es war ja das unbekannte Glück, nach dem ihr Leben gedurſtet hatte, die Stunde, nach welcher der Schattenſtrich der Sonnenuhr anzeigen mochte, was er wollte —

Da fuhr ſie aus dem Traum in die Höh', und Wolf Paumgartner ſtand wirklich vor ihr. Sprachlos, verwirrt ſah ſie ihn an; ſie fühlte, ihr Geſicht müſſe hoch roth ſein und glühe noch ſtärker auf. Auch aus ſeinen Augen ſprach Anderes als ſonſt, unſtät Aufgeregtes; er raunte nur ſo, halblaut: „Gut, daß Ihr noch wacht, kommt zu mir herauf, wo Niemand uns hört, ich habe Euch etwas zu ſagen."

Sie wußte kaum, daß ſie nach ſeinem Geheiß gethan und oben bei der tief herabgebrannten Talgkerze in ſeiner Kammer ſaß. Er ſtand vor ihr und ſprach wieder, jetzt vernehmlicher: „Ich muß fort aus der Stadt, wenn der Morgen anbricht, Regina. Es giebt nur ein Mittel dafür, zu dem Ihr mir verhelfen müßt, ehe der Pfarrer der Alten hierher kommt und nach mir ſucht. Sie hat ihn auf meine Spur gebracht, und findet er mich, iſt's um meinen Kopf geſchehen und um Wichtigeres."

Das Mädchen blickte ihn halb verdutzt, halb ſchreckhaft an und wiederholte nur: „Der Pfarrer, der nach Euch ſucht? Warum —?"

Er fiel ein: „Nur durch eine der Waſſerpforten, wenn ſie in der Früh geöffnet werden, kann ich mit Eurem Beiſtand hinauskommen," und er fügte raſch Einiges nach, das ihr, kaum aufgefaßt, verworren durch den Kopf klang. Vergeblich mühte ſie ſich, Anderes während deſſen zu begreifen, und verſetzte, als er innehielt, nur verſtändnißlos abermals: „Warum ſucht der Pfarrer nach Euch? Warum müßt Ihr fort?"

Nun trat er noch dichter an ſie heran und gab wieder mit halbraunender Stimme Antwort: „Wenn Ihr mir helfen ſollt, darf ich's Euch nicht hehlen, und Ihr ſeid ja meine gute Freundin geworden, Regina, der ich vertrauen kann. Ich bin nicht, was Ihr geglaubt, ſondern aus dem ſchwediſchen Heerlager und habe mich unſerm Feldhauptmann erboten, Waſſerburg auszukundſchaften, wo es am Beſten angreifbar ſei —"

„Ihr?!" Als ein Schrei brach es aus dem Mund Reginas, daß er ihr hurtig ſeine Hand verſchließend auf die Lippen drückte und fortfuhr:

„Wir wußten vorher, daß es kaum Wichtigeres für uns geben werde, das lockte mich und die Gefahr —“

Es blitzte in ſeinen Augen, er warf den Kopf zurück. In ſeiner Bürgertracht erkannte man augenblicklich klar den Kriegsmann und keinen gemeinen Ranges in ihm; Hinreißendes an männlicher Kraft, jugendlichem Stolz, todtrotzender Kühnheit floß aus ſeinem Anblick. Regina ſtarrte ihm athemlos in's Geſicht, dann ſchrie ſie wieder auf:

„Ihr ein Kundſchafter? Ihr! Und ich ſollte Euch helfen, hinauszukommen, dem Feinde Nachricht zu bringen, wie er die Stadt erobern kann. Nie, nie, niemals!“

Sie preßte ſich die Hände auf die Ohren, um nichts mehr zu hören, Verzweiflung und Entſetzen hatten in ihrer Stimme durcheinander gerungen; er ſtreckte die Hand nach ihr, und ſie ſprang auf, aus der Kammer fortzuſtürzen. Doch die Kniee brachen ihr, taumelnd machte ſie nur ein paar Schritte und fiel, mit der Stirn gegen ſeinen Bettrand aufſchlagend, zu Boden. So lag ſie kraftverlaſſen, wie im wilden Fieber flog ihr Körper hin und hergerüttelt.

Wolf Paumgartner ſtand, von Unerwartetem betroffen, verdutzt. Er trat hinter ſie und ſagte, leicht bebenden Tons: „So willſt Du mich finden, überwältigen laſſen, ſehen, wie ich erſchoſſen, vielleicht an den Galgen gehängt werde?“

Ein furchtbares Schaudern durchfuhr ihr die Glieder, ihre Bruſt ſtöhnte von keuchendem Athem, doch danach rang ſie heraus: „Ich kann's nicht — ſprich nicht weiter — ich kann's nicht —“

In ſeinen Zügen drückte ſich aus, ohne ihre Hilfe war er und ſein Werk verloren. Und er hatte das Letzte, Gewaltigſte verſucht, ſie zu bewegen, denn die da verzweifelnd vor ihm lag, liebte ihn — er wußte es — liebte ihn, wie nur je ein Mädchen im erſten, namenloſen Herzensſturm einen Mann geliebt hatte, und ſelbſt die Angſt, ihn zu tödten, ließ ſie ihm nicht willfahren. Auch er begann zu zittern, ſein Blick ging irr umher —

War's denn das Letzte, was in ſeiner Macht geſtanden?

Doch alles Kopfzerbrechen blieb umſonſt. Sein Denken hatte nur die eine Möglichkeit, aus der Stadt zu entkommen, aufgefunden, und ſie ruhte auf der Beihilfe eines weiblichen Geſchöpfes, deſſen Widerſtand nicht zu überwinden war.

Seine Finger krampften ſich zuſammen, preßten die Nägel in die Handfläche. Haſtige Vorſtellungen kreuzten ſich ihm im Hirn. Die Ueberredung fruchtete nicht — was dann?

Gewalt?

Ebenſo nutzlos — er konnte ſie nicht zwingen, ihm aus eigenem Willen beizuſtehen, und ohne dieſen ließ ſeine Abſicht ſich nicht erreichen.

Nichts — und die Zeit drängte. Die Talgkerze war am Verlöſchen, that kund, daß mehr als die Hälfte der Nacht vorüber, der Morgenanbruch nicht mehr fern ſein mußte. Ohne ſich zu rühren, wie in todter Bewußtloſigkeit lag Regina auf den Knieen, den haltloſen Kopf mit der Stirn gegen die Bettlade ſtützend; nur ein rüttelnder Stoß durchfuhr ihr ab und zu den Körper und ſprach, daß Leben in ihr ſei.

Da flackerte der rothglühende Docht noch einmal auf, fiel um und verglomm. Doch bei ſeinem letzten Schein war's, als ob er ſein Geflacker zwiſchen die Lider Wolf Paumgartners hineingeworfen habe, es plötzlich in den Augen deſſelben fortſetze. Nun aber verſchwand Alles, todte Finſterniß erfüllte die Kammer.

Und ein paar Athemzüge lang auch lautloſe Stille, doch dann klang die Stimme des jungen Mannes, nicht gebieteriſch fordernd wie vorher, ſondern weich tönend, verändert, durch's Dunkel: „Regina —"

Sie antwortete nicht. Er kniete neben ihr, ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und wiederholte: „Regina — liebſt Du mich nicht?"

Sie hörte es und verſtand's, denn aus ihrer gepreßten Bruſt kam ein wimmernder Ton. Aber ſie erwiderte nichts und regte ſich nicht, auch nicht, wie ſein andrer Arm ſie ebenfalls umfaßte, halb aufrichtete und halb emporhob. So bog er ihren Kopf rückwärts über an ſeine Bruſt und küßte ſie auf die Lippen. Sie ließ es unbeweglich geſchehen, als gehöre ihr Körper ihr nicht an, oder als habe ſie keine Macht, ihm zu gebieten.

Nur ihr Herz ſchlug, ſo laut, daß ſein Ohr es hörte, immer ſtärker, immer ſchleuniger, und ihre Seele lebte. Doch nicht in wach-bewußtem Zuſtand; ihr war entſchwunden, was in der letzten Viertelſtunde geſchehen, wo ſie ſei. Statt deſſen knüpfte ſich der abgeriſſene Traum von drunten ihr wieder an; darin hielt Wolf Paumgartner ſie umſchlungen, trug ſie ſchwebend durch die Luft und legte ſie ſanft auf einen blühenden Frühlingsgrund nieder. Er küßte ſie, und ſie gab ihm ſeinen Kuß jetzt zurück; auch ihre Arme verſchlangen ſich um ſeinen Nacken. Der Athem ſetzte ihr plötzlich einmal aus, und im Ohr klang's ihr, wie von der Stimme des Stadtpfarrers Knoll geſprochen, ſie begehe eine Todſünde, der die ewige Strafe im Jenſeits folgen werde. Aber die fliegenden Schläge des Herzens antworteten, es ſei warmes, heißes Leben, zum erſten Mal — kein Frevel, ſondern ein höchſtes Recht und höchſte Pflicht — und es war ja auch nur ein Traum —

Oder war's das nicht, war es doch Wirklichkeit? Sie ſchlug einmal die Augen auf, und ſie ſah in lichtloſes Schwarz der Nacht, in der ſie wohl auf ihrem Bett ausgeſtreckt lag. Nur ſo übermächtig Sinne und Seele erfaſſend, ſo wie Feuer durchglühend und zugleich wie in brauſende, brandende Wogenfluth niedertauchend, konnte ein Traum doch nicht ſein. Aber was es ſein mochte, es war ſtärker als ſie. Sie ſchloß die Lider wieder zu, oder eine Uebergewalt drückte ſie ihr herab. Sie hätte ihr nicht widerſtehen können, wenn ſie gewollt, doch ſie wollte auch nicht. Denn Alles ging ihr in einem ungeheuren Bewußtſein unter, was es war, es war nur das Glück. — —

Dann öffneten ſich die Augen Reginas einmal wieder — ob nach

Minuten, nach Stunden oder nach einer Ewigkeit — es gab ihr kein Maß dafür. Aber ſie ſah in einen erſten matten Morgenſchimmer und kam wohl aus dem Schlaf, von einer Stimme geweckt: „Es wird Zeit, Geliebte, Du mußt Deinen Mann retten.“

Sie erwiderte: „Ja,“ noch ohne Gedanken, nur des Einen bewußt, daß ſie ſo antworten müſſe. Doch da ſchoß die Erinnerung in ihr auf, was ſie ſollte, was ſie mußte, durchfuhr ſie fiebernd vom Kopf zur Sohle. Sie wiederholte: „Ja, Dich retten — ſie kommen, Dich von mir zu reißen!“ und ſie ſprang jäh auf, ihn angſtvoll anblickend. So ſtand ſie jetzt reglos, ihre Fähigkeit, zu denken, zu thun, was ſie wollte, war gelähmt. Doch er hatte klare Beſinnung und Ueberlegung des Nothwendigen, ſetzte es ihr raſch nochmals, wie er es ſchon zuvor gethan, auseinander. Sie entgegnete zu Allem „Ja — ja,“ aber ohne ſich zu bewegen. Erſt wie er ihre Schulter faßte: „So komm ſchnell!“ zuckte, wie aus der Berührung ſeiner Hand, Kraft in ihren Körper. Man ſah, ihr Geiſt war jedes eigenen Willens beraubt unter ſeinem Geheiß; feſt ſeinen Arm umklammernd, hielt ſie ſich an dieſem und glitt, taumelnden Schritts, neben ihm über die Treppenſtufen hinunter.

— — — — — — — — — — — — — —

Draußen auf den Straßen und dem Markt blaute das ſtählerne Frühlicht über den verſchwindenden Sternen auf. Die Wachtfeuer waren erloſchen; nach reichlichem Nachttrunk lagen die Soldaten zumeiſt noch an den verkohlten Scheiterreſten umher. Erſt wenige auch von der Bevölkerung der Stadt befanden ſich im Freien auf den Füßen, kaum andere, als etwa ein Dutzend von Mägden und Frauen, die auch trotz der feindlichen Belagerung wie ſonſt nach ihrem Brauch in der Frühe dem Inn zuwanderten, um Wäſche darin zu reinigen; am öſtlichen Uferrand nah unterhalb der Brücke, waren ſie außer jeder Gefahr, ſelbſt vor etwaigen Schüſſen völlig in Sicherheit. Die Poſten am kleinen Waſſerthor, unter deſſen Wölbung noch Dämmerung lag, ließen ſie noch ſchlaftrunken hinaus, nur dann und wann ihnen einen Spaß nachrufend. Nun meinte gähnend einer: „Mit der Bettel möcht' ich auch keine Betttücher klopfen, ich glaube, die bräch' einem bei der Waſcharbeit die Knochen im Leibe durch.“ Es galt einer gewaltig großgewachſenen und breitrückigen Magd, die zuſammen mit Regina Edlinger einen hochvollgehäuften Wäſchekorb trug; ein alter abgeriſſener Rock Katharina Haberſchnells ſchlotterte ihr um die Beine, während zu enge Kleidungsſtücke den Oberkörper umſchnürten; ihr Kopf und Geſicht waren mit einer Haubenkapuze halbundeutlich vermummelt. „Puh,“ lachte der andere Wachtpoſten, „aus dem alten Holznapf möcht' ich mich auch nicht mit Weihwaſſer betropfen;“ die Beiden ſchritten hurtig durch die geöffnete Pforte hinaus. Davor befanden einige Weiber ſich ſchon am ſeichten Waſſer, auf kleinen Bretterſtegen in ihrer klopfenden, ſpülenden und ſchwatzenden Thätigkeit; dem Morgenroth abgekehrt, ſahen die Steiluferwände der anderen Flußſeite noch grau, erſt von kaltem Licht angehellt herüber. Regina und ihre Begleiterin begaben ſich, um Platz für ihre

Arbeit zu finden, etwas nach rechts aufwärts, wo die an Pfählen angetauten Nachen ſich leis ſchaukelten.

Plötzlich ſchollen Rufe der Wäſcherinnen auf: „Was wollt ihr? Wo wollt ihr hin?“ Eines der kleinen Boote hatte ſich vom Ufer abgelöſt und ſchwamm an ihnen vorüber; die ungewöhnlich große Magd ſtieß es mit einer Stange vom Rand, der ſchnellenden Strommitte zu. Die lauten Stimmen der Mägde machten die Mauerbeſatzung aufmerkſam, und auch bei ihr erhob ſich Geſchrei, ein Ruf: „Das iſt kein Weibsbild, ein verkleideter Mann, ein Kundſchafter, der in’s ſchwediſche Lager hinaus will! Schießt!“ Ein Schuß krachte, Regina ſprang jählings im Nachen auf, daß dieſer faſt umſchlug, breitete hoch die Arme aus und deckte Wolf Paumgartner mit ihrem Körper gegen die herabgerichteten Muskétenläufe. Noch ein Schuß, und wieder einer; der erſte ſchlug in den Bootrand, der andere ſtreifte die Stirn des Mädchens, daß ein kleiner Blutſtrahl aus ihr hervorſprang. Doch es waren die letzten Kugeln, die das Fahrzeug bedrohten; in den wallend rauſchenden Strom gelangt, ward es von dieſem blitzſchnell fortgeriſſen. Das Vorgelände verbreiterte ſich, die Stadtmauer trat weiter zurück, und ehe eine Botſchaft auf ihr herumlaufen konnte, ſchoß der Kahn, die Flußkrümmung umbiegend, nah unter der Burg hindurch uneinholbar nordwärts den Inn weiter hinunter.

* * *

Auf dem weſtlichen Flußufer, unter dem das Boot entlang trieb, blitzte jetzt die Morgenſonne mit erſtem Goldſtrahl Zelte, Standarten, Waffen, tauſendköpfig buntfarbiges Leben an. Wolf Paumgartner hatte ſeine behindernde, entſtellende Weibertracht abgeworfen und lenkte in dem enganliegenden ſandfarbigen Koller, den er bei ſeiner Ankunft auf dem Magdalenenberg getragen, den Nachen zum linken Stromrand hinüber. Die Augen Reginas hingen wie feſtgebannt an ſeinem Geſicht, ſeiner Geſtalt; er nahm ſich prächtig aus, ſein Blick leuchtete vom Bewußtſein des vollbrachten kühnen Wagniſſes, des hohen Verdienſtes, das er ſich erworben, richtete ſich voraus, war ſchon droben im befreundeten Lager. Man ſah, dort befanden ſich alle ſeine Gedanken, mechaniſch führte ſeine Hand die Stange, trieb nun mit kraftvollem Stoß den Kahn auf’s Kiesgeröll des Strandes. Haſtig ſprang er an’s Land, und ſichtlich erſt, als er’s gethan, kam ihm zum Bewußtſein, daß noch Jemand bei ihm ſei, daß Regina ihm nachfolge. Halb abweſenden Denkens ſah er ſie an, eh’ ihm vom Munde gerieth: „Ja ſo, Du haſt auch Dein Leben drangeſetzt und kannſt nicht in Deine Vaterſtadt zurück. Ich hatt’s im Augenblick ganz vergeſſen — ſei ohne Sorge, ich werd’ Dir’s reichlich vergelten.“

Ein ſchmaler, gewundener Steig hob ſich unfern an dem Bergrand empor, den ſtieg er ſo hurtig hinauf, daß ſie ihm kaum nachzukommen vermochte. Dann befand er ſich plötzlich zwiſchen Gelärm und Gefunkel, Getümmel und Gedräng, im ſchwediſchen Heerlager. Doch ſie ſah und hörte kaum etwas davon, es war ihr wie das Wogen und Durcheinanderfließen bunter Geſtalten in einem Traum; keine derſelben ging ſie an, außer einem einzigen, der für ſie allein die Welt ausmachte, für den ſie allein in der Welt Ohr und Auge beſaß. Nichts war leiblich um ſie, nichts in ihrer Seele und ihrem Herzen, als er, der geliebte Mann, dem ſie angehörte, wie er ihr, und dem ſie folgen mußte, wohin er ſie brachte. Weiter reichte ihr Denken nicht, nur zu dem einen noch, daß ſie ſich hier vor den tauſend Augen nicht an ſeinen Arm klammern konnte, ſondern hinter ihm drein gehen mußte. Das that ſie, in ſeine Fußtapfen tretend; beſeligend kam ihr aus ihnen etwas von ihm herauf.

Doch da brach ein Schwarm eilig laufender Soldaten zwiſchen ſie und ihn herein, hemmte ihr den Schritt, drängte ſie achtlos zur Seite. Nicht lang, dann ſtand ſie wieder frei und allein, aber ihr Blick ſuchte vergeblich umher. Sie ſah ihn nicht mehr — wo war er geblieben?

Ein leerer Platz lag vor ihr, den er noch nicht überſchritten haben konnte, er mußte dort in das vereinzelte große Gezelt mit aufgepflanzten Standarten vor dem Zugang eingetreten ſein.

Keine andere Möglichkeit, ſie ging darauf zu. Doch querüber kreuzte ihr etwas den Weg, ein ſchillernd, in Sammet und Seide hoch aufgeputztes junges Weib unter wallendem Federhut. Das wandte den Blick nach ihr, blieb ſtehen und lachte: „Biſt auch zur Klugheit gekommen und 'ne Lagermetz geworden? Das Wort kläng' denen drunten in der Stadt wohl, als ging's damit auf den hölliſchen Bratroſt, aber einmal nicht gehungert und luſtig geweſen, was ſcheert's, was nachher wird! Wer hat ſich denn noch in Deine Stirnfalten vergafft? Ein Junker ſcheint's nicht nach Deinem Kleid. Na, ein Landsknecht thut's auch wie er, mit dem grauen Schimmel kann man nicht wähleriſch mehr ſein."

Regina ſah die Sprecherin ausdruckslos an; ſie erkannte die Emmerenz Kleeberger, doch was dieſe geſagt, klang ihr nur halb und gleichgiltig im Ohr. Sie hatte keine Zeit, darauf zu hören, mußte weiter zu Ihm, Ihn wieder zu finden, und nun befand ſie ſich wieder auf dem Platz allein. Nachträglich indeß durchſchoß ihr jetzt ein Begreifen den Kopf, was die Emmerenz gemeint und was aus ihr geworden ſei.

Mit Entſetzen und Abſcheu ſah ſie der koſtbar ausſtaffirt Fortgehenden nach, aber zugleich ſchlug ihr eine heiße Blutwelle in's Geſicht. Etwas Sinnverwirrendes wollte über ſie kommen; um nichts weiter zu denken, lief ſie haſtig dem Zelt entgegen, in dem Wolf Paumgartner verſchwunden ſein mußte. Doch zwei Wachtpoſten ſtanden an der Thür, ſie fürchtete, von ihnen zurückgewieſen zu werden, es war vermuthlich das Kriegszelt eines hohen Befehlshabers. So ſuchte ſie, ob ſie nicht ſeitwärts noch einen anderen Eingang finde, und entdeckte auch einen ſolchen. Das Innere war augenſcheinlich durch eine leinene Zwiſchenwand in zwei Räume getheilt, ſie gelangte in einen halbdämmerigen, leeren hinein, wo ſie, ſich beſinnend, Athem holte. Was wollte ſie denn hier? Sie horchte, um zu erfahren, ob ſie ſich auch nicht getäuſcht habe, unrichtig gegangen ſei. Drüben, in der Abtheilung jenſeits des Vorhangs ſprach Jemand: „Ihr habt einen großen Dienſt geleiſtet, Herr Junker“ — das Weitere faßte Reginas Verſtöndniß kaum auf. Aber dann durchfuhr es ſie glücklich, denn Seine Stimme begann halblachenden Tones zu antworten: „Es ging auch nicht leicht, Herr Obriſt, und koſtete ziemlich viel. Ich mußte einer alten Jungfer ſchön thun, um lebendig wieder aus dem Waſſerneſt herauszukommen. Sie iſt übrigens eine gute Perſon, die reichliche Belohnung verdient; ihr die von Euch zu erbitten, fühle ich die Pflicht, da ſie für mich ihre Vaterſtadt verrathen hat und ich ſie nicht dorthin zurückſchicken kann, ohne daß ſie Gefahr liefe, im Inn ertränkt oder gar lebendigen Leibes auf's Rad geflochten zu werden.“

Der Junker Wolf von Maurach, der ſich bisher Paumgartner benannt, brach ab, denn durch die linnene Zwiſchenwand klang plötzlich ein wimmernder Aufſchrei. Ihm entfuhr: „Was iſt dort?“ und etwas Unwillkürliches, ihm ſelbſt nicht klar Werdendes trieb ihn, einen kleinen Durchlaß im Vorhang nach dem Nebenraum auseinander zu ſchlagen. Da ſah er auf der andern Seite Regina Edlinger aus dem Zelt verſchwinden.

Er mußte ſich erſt deutlich machen, daß ſie es wirklich geweſen und wie ſie hierher gerathen ſei. Aber dann ſtand er betroffen. Offenbar hatte ſie gehört, was er dem Obriſt eben geſprochen. Es war ihm in der freudigen Erregung, ſeine Aufgabe erfüllt zu haben, vom Mund geflogen, doch zu ihr ſelbſt hätte er nicht ſo geredet. Er ſchätzte ſie ja wirklich, das Zuſammenleben mit ihr hatte ihm ein Freundſchaftsgefühl für ſie eingeflößt, und er hätte ihr mit Willen durchaus nicht weh thun wollen und können.

Ein kurzes Beſinnen, und er eilte ihr nach, um ihr zu ſagen — was wußte er nicht, doch wenn er ſie einhole, werde er die richtigen Worte ſchon finden. Wie er aus dem Zelt trat, lief ſie oſtwärts über den leeren Platz; eine Kraft war in ſie gerathen, daß ſie Herrſchaft über ihre Glieder beſaß, ſchleunig ihre Füße bewegen konnte. Doch ihr geiſtiges Vermögen brach unter einer dumpfen, ſchweren, angſtvollen Betäubungslaſt zuſammen. Wie ein brandiger Nebel wogte es um ihren Kopf, durch ihr Gehirn; mit jedem Athemzug drang er ihr in die Bruſt, marternd und erſtickend.

Gleich einem Blitzſchlag war zum erſten Mal die Erkenntniß, das Vollbewußtſein auf ſie niedergefahren, daß ſie ihre Vaterſtadt an den Feind verrathen habe — von ihm hatte ſie's gehört.

Was hatte er dem Obriſt vorher geſagt? —

Wie brandendende, ziſchende Wellen warf ſich in ihrem Kopf Eins über das Andere —

Weshalb hatte ſie das gethan — ſich nicht geweigert, wie zuerſt — ihm willenlos gehorcht?

Was war ſie denn anderes, als die Emmerenz, der ſie eben mit Abſcheu und Verachtung nachgeſehn — mit Hochmuth, ſolches Geſchöpf nicht mit der Hand zu berühren —

Schmach, Schande, Sünde — die Todſünde, die Gott mit ewiger Verdammniß ſtrafte —

Nein, das nicht — das allein nicht. Wenn es einen Gott gab, konnte er ein Geſchöpf nicht verdammen, das er ſo ſchwach, ſo blind, ſo ſehnſuchtsvoll geſchaffen — er mußte es barmherzig zu ſich aufrichten und vergebend ſprechen: Ich legte das Alles in Dich hinein, Du konnteſt nicht anders —

Immer eines über das andere hin, und darumher der erſtickende Nebel, das Wogen und Ziſchen —

Aber über Allem die Marterqual in der Bruſt, der herzzerbrechende Jammer, die Verzweiflung. —

Regina lief gradaus vorwärts, ſie hörte nicht, daß ihr ein eiliger Fuß nachkam. Nur jetzt, wo ſie plötzlich vor dem Abſturz des hohen Innufers ſtand und ſtockte, fühlte ſie mehr, als daß ſie's mit dem Ohr vernahm, es ſei etwas hinter ihr, und drehte unwillkürlich den Kopf um. Da war Er es, kaum fünf Schritte von ihr entfernt; er rief ſie an: „Regina — warum — ich wollte —.“ Allein jetzt wußte er nicht, was er ihr ſagen ſollte, verſtummte und hielt ungewiß den Fuß. Eine Secunde lang nur war's, daß ihr rückgekehrtes Geſicht ihn anblickte — die funkelnde Sonne fiel ihr über den Fluß her voll in die Augen — dann ſtürzte ſie, wie geblendet, oder wie ein beſinnungslos gehetztes Wild wieder vorwärts. —

— — — — — — — — — — — — — —

Was war das geweſen? Er ſtand noch, aber wie betäubt, von einem ſchwindelnden Taumel erfaßt, durch den er die verſchwundenen Augen noch immer auf ſich gerichtet ſah. Doch woher kamen ſie? Niemals im Leben noch hatte er Aehnliches geſehn, wie dieſe beiden dunkelblauen, tiefen, geheimnißvollen Sterne, aus denen es gleich erſtem Frühlingshimmel geleuchtet, wie Veilchenblüthen und Veilchenduft. Waren das die Augen Regina Edlingers, die er eine alte Jungfer benannt? Dann hatte er zum erſtenmal in ſie hineingeblickt oder eine Fee ſie zu zauberiſchem Märchenglanz verwandelt. Denn was aus ihnen geſprochen, war holdſeligſte Jugend, erſter, übermächtig ſehnſuchtsvoller Schlag eines Mädchenherzens, durch namenloſen Jammer hindurch unauslöſchlich aufſtrahlende unſägliche Liebe —

Und drüben am Haarrand des edlen, blaſſen Geſichts der rothe Fleck, wo die Kugel die Stirn geſtreift — auch das war die Liebe, die ſich ſchützend vor ihn hingeworfen, die keinen Herzſchlag lang gezaudert, für ihn in den Tod zu gehn. —

— — — — — — — — — — — — — —

Nur Augenblicke hatte er ihr, wie noch nie im Innerſten durchbebt, nachgeſtarrt, dann ſprang er vor und rief: „Regina!“ Sie war gradezu über den Abhang weiter gelaufen, doch fiel dieſer hier nicht ſenkrechten Sturzes hinunter, dachte ſich nur in ſchräger Steilheit, da und dort mit Pfriemenſtrauch und kurzem Geſtrüpp bewachſen, nieder. Die Fliehende glitt aus, ſchlug vornüber und rollte, doch das nur lebte als Bewußtſein in ihr, ſie wollte nicht ſtürzen, nicht ohne Beſinnung drunten liegen bleiben, und inſtinktiv ſich im Fall anklammernd, kam ſie unverletzt in einer Wolke von Staub, Sand und Geröll hinab. Nah ſeitwärts von ihr ſprang auch er, in gleicher Weiſe ſtrauchelnd und vorſchießend, achtlos zur Tiefe, erreichte den Flußrand nur um Secunden nach ihr. Nun ſchrie er mit plötzlicher tödtlicher Angſt wieder: „Regina!"

Sie hörte es, doch hörte nicht, wandte ſich nicht mehr. Grade vor lief ſie in's Waſſer hinein, einige Schritte watend, dann wich der Grund ihr unter den Füßen. Er ſah's und flog ihr nach, da riſſen die Wellen ſie mit ſich.

Alles Denken hatte ihn verlaſſen, nur ein Hämmern durchraſte ihm die Bruſt: — die Augen — die Augen — er mußte ſie wieder ſehen! Wie ein Vogel ſchoß er ein Stück am Strand dahin, ihr vorauf, warf ſich gleichfalls in den Strom. Auch in den Kleidern fürchtete er ſich nicht, ſeine Kraft hatte manchmal ſolchen Wogen getrotzt.

Sie ſah nicht, daß er vor ihr war, obwohl die bauſchenden Kleider ihr den Kopf noch über dem Waſſer hielten. Ihre Augen hielten ſich geſchloſſen, und keine Todesangſt war in ihr. Sie hatte dieſe ſchon einmal durchgelebt, damals, als ſie in der Nacht ſein Herüberkommen vom Ufer drüben erwartet; da war ſie im Inn untergegangen — ſo empfand ſie's mit verworrenen Sinnen — und jetzt wiederholte ſich's ihr nur in einem Traum. Und ſo ſchreckensvoll es damals geweſen, ſo beruhigend war es heut. Keine Kälte, die ihr die Glieder ſchaudern ließ, ihr eiſig über die Lippen heraufſchwoll, kein hohles Gurgeln im Ohr, kein Ringen der Bruſt gegen die Erſtickung. Sie wußte und fühlte, ihr Leben löſche aus, und ſie wehrte ſich nicht dagegen. Doch nicht wie in jener Nacht, weil das quälende Hungergefühl ihres leeren Daſeins damit ein Ende nahm, ſondern weil es geſtillt war. Eine Stunde lang hatte ſie das Glück kennen gelernt, und mehr konnte ſie nicht verlangen. Ja, ſie durfte nicht länger athmen, denn ſonſt — das allein klopfte ihr eine dumpfe Angſt durch die Bruſt — ſonſt zerann ihr als falſcher Trug, was ſie für wahr und echt gehalten. Sie mußte ihr Glück behüten, daß es nicht ſo geſchehe — nur ganz kurz noch — dann konnte Niemand es mehr nehmen, in aller Ewigkeit nicht. Nun ſank ihr Kopf tiefer, und das Waſſer ſchlug ihr über die Lippen. Kein Denken war mehr in ihr, einzig noch eine Vorſtellung, ein Bild. Deutlich ſah ſie die Sonnenuhr über dem Brückenthor vor ſich, doch wunderlich warf der Zeiger ſeinen Schattenſtrich grad' auf ihr Geſicht, und drumher ſtand als Umſchrift:

„Die ſonn die ſtund zeigt an, wo ich nun ſterben kan."

Unſagbar ruhevoll und ſchön war's, darauf hinzuſehen, gleich dem weichen, wonnigen Sommerabend, als ſie von der kleinen grünen Berghöhe herab über die Brücke in's Thor zurückgegangen.

Da riß noch einmal etwas ſie aus ihrem verdämmernden Hinüberträumen in's Nichts zum Bewußtſein zurück. Vor ihr rangen kraftvolle Arme eines

Schwimmenden an ſie heran, und dicht neben ihr ſcholl ein Ruf: „Halte Dich an mir — ich rette Dich — ich —“. Seine Stimme war's — aus ihr durchfloß es Regina Edlinger noch einmal mit einem Gefühl des Lebens, einer letzten Kraft und Macht über ihre Glieder. Wie in dem bleichen Morgenlicht in der Kammer kam's ihr vom Mund: „Ja — ja“ — ſie ſchnellte krampfhaften Aufrucks ihre beiden Hände über die Wellen und ſchlang ſie, vorgreifend, um Wolf Paumgartners Hals. Doch dadurch zog ſie ſeinen Kopf mit unter die ſtrudelnden Wirbel; in gewaltiger Anſtrengung mußte er ſich wieder heraufarbeiten, den Mund zu befreien, um rufen zu können: „Nicht ſo — laß mich los — ich halte Dich!“ Aber ſie verſtand wohl nicht mehr, denn ſie that das Gegentheil. Nur feſter noch klammerten ihre Arme ſich um ſeinen Nacken zuſammen, unlöslich — er ſuchte, ſie von ſich abzuringen, doch in dieſem Augenblick waren ſie ſtärker, als er, lagen um ihn wie eherne Ketten. Und von ihnen niedergezogen, reichte in den Kleidern auch ſeine ſtolze Kraft nicht aus, dem reißenden Strom zu trotzen. Zugleich mit dem ihrigen tauchte ſein Kopf abermals hinunter und kehrte nicht wieder herauf. Ziſchend und ſchäumend bäumte das Waſſer ſich kurz über der Stelle, wo die Beiden verſchwanden; dann wallten, in der höher geſtiegenen Sonne glimmernd, wie immer die Wellen des Inn zwiſchen ihren ſteilen Uferwänden zu Thal.

* * *

Auch diesmal bewährten der Stromgürtel und die Mauern Waſſerburgs ihre alte Unüberwindlichkeit. Nach fruchtloſer Belagerung zog das ſchwediſche Heer von dannen, es gelang ihm nicht, die Stadt zu erobern, noch den Inn zu überkreuzen; der Kaiſer, der Kurfürſt und die Jeſuiten blieben drüben in Sicherheit. Doch bald darauf vermochten ſie ihre ſegensreiche Herrſchaft über das geſammte bayriſche Land zurückzutragen, denn nach wenig Monaten ward der weſtfäliſche Frieden geſchloſſen, und der blut- und thränenreiche dreißigjährige Krieg hatte ſein Ende erreicht. Ob auch die Thränen Katharina Haberſchnells dadurch geſtillt und ſie in andere, ihrem verdienſtlichen Leben würdiger entſprechende Umſtände verſetzt worden, berichtet die Ueberlieferung nicht; vielleicht ward ſie's durch die Peſt, die gleich nach dem Friedensſchluß in der Stadt ausbrach und die Bevölkerung nochmals um die Hälfte verringerte; auch der Stadtpfarrer Johann Wolfgang Knoll ſcheint durch ſie zu den ewigen Freuden eingegangen zu ſein. Von der „vergeſſenen Zeil“ hat ſich nur der Name noch erhalten. Sie wurde nach faſt zwei Jahrhunderten gewiſſermaßen wieder entdeckt, nach der St. Jakobskirche, wie nach der Salzſenderzeile dem Zugang neu geöffnet und im Jahre 1839 zur heutigen breitgeräumigen „Färbergaſſe“ erweitert.

Eleonora Duſe.

Von

Laura Marholm.

— Friedrichshagen-Berlin. —

I.

Eine hagere Geſtalt, ohne Ueppigkeit, doch voller Reiz; ein verhärmtes Geſicht voll ſchmerzlicher Süße; nicht jung und blühend, doch von einem bleichen, ſehnſüchtigen Zauber; la femme de trente ans, die gelebt und gelitten hat und weiß, daß Leben Leiden iſt, ein Weib ohne Sieghaftigkeit, doch voller Souveränetät, ein leiſes gedämpftes Weſen und eine zerſpringende Stimme, — das iſt Eleonora Duſe, wie ſie durch die Rollen ging, die ſie ſich dichtete aus berühmten Paradeſtücken.

Während ich ſie ſah, ſuchte ich, wem ich ſie vergleichen konnte; welche große Schauſpielerin der letzten zehn oder mehr Jahre ſie in Relief zu ſtellen vermöchte oder gegen ſie in Relief hervorträte. Aber nicht die Wolter und nicht die Bernhard, nicht die Ellmenreich und nicht die Converſationsvirtuoſinnen des Théâtre français meldeten ſich, ſtanden auf in meiner Erinnerung, lebten und ſtritten wider ſie. Die ganze Gruppe der franzöſiſchen Tradition und der deutſchen Tradition ſtand abſeits, eine Einheit für ſich — und auch *ſie* ſtand abſeits, eine Einheit für ſich. Jene eine abgeſchloſſene Welt und ein fertiges Kulturbild — dieſe zur Hälfte daſſelbe, aber doch zur Hälfte doch eine Welt im Beginn und ein Kulturbild im Werden. Nicht die Italienerin blos gegen Deutſche und Franzöſinnen, nicht eine Schule gegen andere Schulen — ſondern ein Weibtemperament gegen andere Weibtemperamente, eine Differenzirung der Senſibilität, gegen die ihre berühmten

Vorgängerinnen etwas urweltlich Maſſives, etwas ſchreiend Grelles, ja, man könnte verſucht ſein zu ſagen, etwas geringer Weibhaftes haben. Vielſeitiger ſind viele geweſen, größere Mittel haben die meiſten gehabt; aber vergleicht man ſie mit der Duſe, ſo ſieht jene laute convulſiviſche Kunſt auf einmal aus wie eins jener Makartſchen Monſtregemälde, die ſo farbenfeurig waren und ſo fahl geworden ſind, und betrachtet man die traditionsſichere Virtuoſenhaftigkeit der gefeierten dramatiſchen Künſtlerinnen der ſiebziger und achtziger Jahre, ſo wirkt ſie gegen das Spiel der Duſe wie ein reichinſtrumentirter prächtiger lärmender Feſtmarſch gegen ein einſames Violinſolo, verloren hinausgeträumt in die Nacht.

Die Stücke, mit denen Eleonora Duſe nach Berlin kam, waren der Bekanntſchaft des Publikums anbequemt; da war nichts, was von dem ganz gewöhnlichen Virtuoſinnenprogramm abwich. Bravourrollen der Sarah Bernhardt wie „Fedora", Paradepferde wie die „Cameliendame", Théâtre français-Stücke wie „Francillon" und „Divorçons", dazwiſchen „Cavalleria ruſticana" und die alte bläßliche „Locandiera"; „Fernande" und „Nora". Sie ſpielte Shakeſpeare hier nicht, und das war klug, denn was für eine Gemeinſchaft iſt zwiſchen dem blaſſen Fleiſch der Duſe und den prallen Geiſtes- und Körpermuskeln der vollblütigen Renaiſſance, der ihr eigener Lebensſaft roth vor die Augen trat und ſie zu Handlungen der Liebe und der Mordgier trieb, bei deren bloßem Zeitungsbericht der Dame der Gegenwart unwohl wird. Aber ſie ſpielte auch Stücke nicht, die ſie in ihrem Blut und ihrer Seele erlebt haben mußte, weit intimer, weit detaillirter, als das mit ihrem franzöſiſchen Repertoire der Fall ſein konnte; ſie enthielt uns „die ehrbaren Mädchen", mit der für ſie geſchaffenen Rolle der Paolina von Marco Praga vor und ebenſo deſſen „Ideale Frau", worin ſie einiges von dem tiefſten Grund ihrer inſtinctiven Lebensphiloſophie hätte hervorkehren können. Auch die „Tristi amori" ihres berühmten Landsmannes Giuſeppe Giacoſa brachte ſie nicht mit. Sie abſolvirte in Berlin ein Gaſtſpiel, weiter nichts. Sie wollte keine Experimente machen, ſondern auf einem ſicheren, eingetretenen Wege wandern, der ſichere Recenſionen in eingetretenen Wegen brachte. Ob ſie oder ihre Rathgeber ſich doch nicht dabei geirrt haben? Ob nicht ihrem Gaſtſpiel dadurch ein Etwas mangelte, was doch in ihrer Perſönlichkeit ſo deutlich zu ahnen war, aber nicht die vollen Bedingungen, ſich zu entfalten, fand. Ob ſie nicht hier etwas einbüßte, gerade weil ſie ſo ſicher gehen wollte? Die Stücke, die gewählt wurden, waren ſo ſichtbar auf das Publikum berechnet, das die hohen Eintrittspreiſe bezahlen konnte. Bahnbrecherin ſollte ſie hier nicht ſein. Das zahlungsfähige Publikum ſollte nicht verſtimmt werden. Ob das nicht ein Irrthum war? Die Berliner ſind ſo neuigkeitsſüchtig. Selbſt die, die es haben können, ſind gar nicht ſo ſatt und zufrieden, wie ſie ausſehen. Es iſt eine Unruhe hier nach etwas Anderem, die ſich freilich erſt in Kühle gegen das Vorhandene ausdrückt. Es war etwas wie eine ganz ſchwache Verſtimmung da, daß ſie den Berlinern etwas vorenthielt. Da ſie doch nun einmal mit Textbüchern daſaßen und in den Zwiſchenacten überall in Gängen und Foyers die fleiſchrothen Reclams ſtudirten, ſo hätten ſie gleich ebenſo gut was wirklich Neues ſehen und leſen mögen. Es iſt ein Horchen und Warten und Wünſchen hier, das noch weder Weſen noch Namen hat, das ſich erſt nur im Ablehnen ausdrückt, dem ſie aber hätte eine Seele geben können. Das Unvergeßliche, was ſie in Berlin hätte thun können, war das Wagniß mit neuen Stücken von einer tieferen Echtheit der Empfindung. Da ſie „Odette“ gab, warum konnte ſie nicht „Tristi amori“ geben oder „Le Vergini“?

Und doch! Auch in dem, was ſie gab, hat ſie eine Welt geöffnet, die früher nicht da war, denn es iſt die ihre. Die Welt ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Lebensauffaſſung, die Welt des differenzirten Weibes, der vor ihr Keine eine Sprache geliehen auf der Bühne, des Weibes, deſſen Geheimleben kein Dichter völlig ergründen, das nur das Weib zu offenbaren vermag, das mit verfeinerteren Nerven und ſenſiblerer Seele und nüancirteren Senſationen blutend hervorgegangen iſt aus alten, gröberen, dumpferen Formen des Empfindens in neue, hellere, feinere, — ſouverän und gebrochen zugleich verlangend und hoffnungslos.

II.

Es iſt etwas Müdes an Eleonore Duſe, etwas ſo Müdes, ſo Müdes. Nicht die Müdigkeit der erſchöpften Sinne, der ſchlaffen Blaſirtheit. Auch nicht die Müdigkeit der abgehetzten Künſtlerin, wenn auch die zuweilen hervorbricht und ſie dann eine ganze Rolle, einen ganzen Abend gleichgiltig fallen läßt. Auch nicht die Müdigkeit der inneren Leere, der hohle Klang des Affects, bei dem alle Virtuoſen ankommen. Auch nicht die ſtumpfe Ermattung nach der aufgewühlten Leidenſchaft, der Halbſchlummer des Raubthiers, den unſere Tragöden und Tragödinnen zu ſpielen und zu fühlen lieben. Leidenſchaft, die ſogenannte große Leidenſchaft, die kommt wie der Wüſtenwind und Verdorrung und Gebeine hinter ſich läßt, auch ſo eine alte Tradition von der griechiſchen Tragödie her bis auf den geſtrigen Tag — das iſt etwas, was die Duſe nicht kennt; die Brunhilden und Medeen und Meſſalinen und alle ehrgeizigen, ſinnlichen, herrſchſüchtigen Fürſtinnen auf dem Kothurn ſind nicht für ſie geſchrieben; ſie iſt keine hiſtoriſche Fürſtin und Märtyrerin, ſie iſt Fürſtin von eigenen Gnaden und ihre eigene Märtyrerin, und es geht durch all ihr Spiel immer ein Staunen darüber, warum ſie leiden muß und gemartert wird, und zugleich ein ſchlummerndes Wiſſen, daß ſie leiden muß und gemartert werden wird — und das giebt ihrer Seele jene tiefe müde Melancholie. Denn es iſt nicht ihr Leib, und es ſind nicht ihre Sinne, und es iſt nicht ihr Verſtand, die ſo müde emportauchen wie aus einer ſchweren Lethargie zur erſten Beſinnung, ſondern ihre Seele iſt müde, ſo müde, voll von einer ſanften, weichen, ſchmeichelnden, anlehnenden Müdigkeit, voll von der Müdigkeit der Einſamkeit, und darum zieht ſie ſich leiſe und bittend heran, wo es warm iſt. Und es iſt warm bei der Liebe. So ſpielt Eleonore Duſe die Liebe. Nicht gierig und lechzend, mannartig fordern, wie die Wolter und die Bernhard, nicht verbrennend in Sinnlichkeit und lüſtern lockend, nicht befehlshaberiſch als das große Weib, das den kleinen Mann nimmt und geruht, ihn glücklich zu machen, — ſondern ſobald ſie liebt, auch als „Fedora", iſt ſie immer das kleine Weib, und der Mann iſt für ſie der große Mann, der Geber, der ihr Glück in ſeiner Hand hält, nach dem ſie ſich hinſchmiegt, ängſtlich, faſt ſchüchtern, mit dem ernſten, müden, halb kindlichen Lächeln, in den ſie ſich hineinneſtelt, wie die Heimgekommene ſich wärmt am Feuer, an dem ſie ſich liebkoſend feſtſaugt mit ihren ſcheuen dünnen Kinder- und Mutterhänden. Nie iſt das Weib weiblicher dargeſtellt worden als von Eleonore Duſe. Ja, ich nehme es auf meine Kappe und ſage: nie iſt das Weib auf der Bühne dargeſtellt worden vor Eleonore Duſe.

Denn es iſt zugleich das wiſſende, reife Weib und das ewige Kind im Weibe und das erotiſche Schmachten, das Schmachten nach Inhalt — denn des Weibes Inhalt iſt der Mann — das ſie ſpielt. Das Weib iſt ſich nicht ſelbſt genug, kann ſich nicht ſelbſt genug ſein, es hat auch nichts von der momentanen Hingabe, es hat nicht genug damit, *neben* dem Manne zu leben — es kann nur leben *im* Manne. In ſeiner Zärtlichkeit iſt ihre Lebenswärme. Sein Glühen, von ihr erweckt, darin ruht und ſchwillt und blüht ihre Vitalitätskraft. Er giebt die Wärme, in der *ihr* Leben aufgeht und prächtig wird und reich und ſtolz und geſund und ſicher. Und ſie giebt ſich an den Mann, — nicht mit der dummen Unſchuld des Kindes, nicht mit dem Jungfräulichkeitsdünkel der grünen verkapſelten Knoſpe, nicht mit der Brunſt der Buhlerin, nicht mit der herablaſſungsvollen Nachſicht der „keuſchen Hoheit" des „reinen Weibes", nicht mit der kameradſchaftlichen Biederkeit des Mannweibs, nicht mit dem Widerſtreben des Zwitters — das Alles haben wir auf allen Bühnen in allen Sprachen ſattſam, ſeit wir ſehen und denken konnten, und auch noch früher, zu ſehen und anerkennend zu genießen bekommen, denn das iſt ſo ungefähr die bisherige Scala von Frauentypen, wie ſie von großen und kleinen Schauſpielerinnen verſtanden und dargeſtellt worden. Und in dieſe ſelbe Scala und dieſe ſelben Rollen bringt nun die Duſe etwas hinein, das bisher auf der Bühne nur ſo mit unterlief, das in der „großen Kunſt" nur ein Kehlkunſtſtück war und in der kleinen Kunſt nur ein willkommenes Ingredienz, das ſie aber zu der Saite macht, auf der ihre ganze Darſtellung vibrirt, zu dem Grundton und dem Sinn jeder ihrer Rollen, die ohne das keinen Sinn hätten. Sie giebt ſich an den Mann mit der *Innerlichkeit* des wiſſenden Weibes, mit der zitternden, angſtvollen Innerlichkeit der ganzen, vollen Weibhaftigkeit, der es graut vor ihrer leeren Einſamkeit, die hinſchmelzen und ſich ſelber finden will im Geliebten und ſchauernd fühlt: es ſind immer nur Augenblicke, Augenblicke, die der Menſch hat, auf keine Dauer läßt ſich rechnen, denn wir ſchwimmen auf einem dunklen Waſſer vom Geſtern zum Morgen, und unſere öde Sehnſucht iſt nicht ſo bang wie unſer angſtvolles Zittern, unſer fieberndes Horchen im Glück.

Was Eleonore Duſe ſpielt, das iſt die Ungewißheit.

Auf dieſe Note iſt ihre ganze Kunſt geſtimmt. Die Ungewißheit — dieſes, daß man nichts weiß, nichts beſitzt, nichts vermag, daß Alles ein Ungefähr und das ganze Leben eine Unberechenbarkeit, ein Aneinanderreihen von Zufälligkeiten iſt, dieſe bange Unſicherheit, die ſo complett im Gegenſatz zu der „Urſache“ und „Wirkung“ der alten, Gott und der Logik vertrauenden Schulätſthetik, der feſten Burg aller Schauſpielkunſt, ſtand, dieſes Dumpfe, Dunkle, Geheimnißvolle, in dem ſie nachtwandleriſch dahingeht, giebt ihrer Innerlichkeit die kranken Farben und die tiefe vibrirende Reſonnanz. Es iſt etwas Schüchternes an ihr, eine Stimmung, die den grellen, ſchreienden Accenten faſt abergläubiſch abgeneigt iſt, die ſich nicht nur in ihrem Spiel, ſondern auch in ihrer Kleidung ausdrückt.

Selten hat man Toiletten von einer vornehmeren Discretion, von einem individuelleren Geſchmack auf der Bühne geſehen. Wie die Duſe immer nur ihre eigene Seele ſpielte, ſo bot ſie auch immer nur ihren eigenen Leib dar. In allen Rollen, in denen ich ſie ſah, hatte ſie immer nur eine einzige Maske — ihr eigenes Geſicht. Was ſich dann in dieſen Zügen erlebte, welche Regungen ſich auf dieſen Wangen mit den tiefen Linien, um dieſen klagenden Mund, in dieſen eingeſunkenen mächtigen Augen mit den ſchweren, beladenen Lidern auslöſten, das war die Charakteriſtik dieſer Rolle. Ihre Brauen blieben immer dieſelben ſchwarzen breiten Bogen, ihr Haar blieb immer daſſelbe wellige, blankſchwarze Italienerinnenhaar, das in einen beſcheidenen Knoten, bald ein bischen höher, bald ein bischen tiefer aufgeſteckt war, von dem ſich immer im Laufe des Actes zwei halbangewachſene Vorderſträhnchen loslöſten, in dem ſie immer mit den blaſſen, etwas knochigen, nervöſen Händen über der Stirn herumruſchelte, als mache jede heftige Erregung ihr Kopfweh und ſie müſſe die Schwere lockern.

Auf ihrer fahlweißen Haut, auf ihren Kleidern funkelte es nie von einem Schmuckſtück und ſo ungemildert hatte die Magerkeit ihres Halſes und Nackens etwas Rührendes. Ihr mittelgroßer ſchlanker Körper mit den breiten Hüften hatte nichts von der runden Taille, aber auch nichts von dem ſtarken Leib der dramatiſchen Modegeſtalten. Dieſe dürftige Geſtalt war ſo ſchön in der von keinem Corſet eingeengten Muſik ihrer langen, gleitenden, ſtolz fließenden Bewegungen. Ihre Geſten mit den Armen waren die des Lebens, häufiger, heftiger, grotesker durch die italieniſche Lebhaftigkeit. Es war nicht in den „ſchönen Armbewegungen“, ſondern in der Nobleſſe der Rückenlinie und der Beinſtellungen, worin die ſtolze ſchmiegſame Souverainetät dieſer Natur ſich ausdrückte. Und nun endlich die Toiletten — die Coſtüme der Eleonore Duſe, Coſtüme für dieſen Leib und dieſe Seele. In keiner dieſer vielen Geſellſchaftstoiletten war etwas Geſellſchaftsmäßiges, nichts von der Puppenhaftigkeit der franzöſiſchen Moden. Sie gehörten keiner Mode an, aber ſie können eine Mode ſchaffen. Es war etwas Antikes in dieſer langen weichen Faltigkeit und etwas Renaiſſanceartiges zugleich in dieſen ſammetnen Miedern und überfallenden Schulterkragen.

Aber weder mit der Antike, noch mit der Renaiſſance, noch mit der jetzigen Mode ſtimmte dieſe neue Behandlung der Farbe überein. Da war keine ſtarke Nüance von Roth — außer der Arme-Leute-Blouſe der Nora — da war kein leuchtendes Gelb, nichts aus der Scala von Blau, nicht eine tiefe, ſatte, ungebrochene Farbe. Die Grundfarben von Frau Duſe waren ſchwarz und weiß in allen Stoffen und Nüancen, in Kleidern und Mänteln. Dazu kamen in allen Uebergängen weiße, kränklich vergilbte Spitzen, dichtgefaltet über den Brüſten, von wo das Gewand ungegürtet auf die Erde fiel. Und in dieſer Melancholie der Grundfarben blaß-Bronze, matt-Penſée, ſtilles Myrthengrün in weichen Sammet- und Atlastönen. Es war eine ſtille Trauer in dieſen Coſtümen, die jedem Alter angehören konnten, nur nicht der frohen Jugend. Und dieſe eine Note fehlte überhaupt in ihrem Spiel. Sie war nicht froh. Sie konnte ſich freuen, aber ſie konnte nicht froh ſein. Die Freude und die Extravaganz waren in ihrem Weſen auf der Bühne nie vorhanden. Ich habe ſie ein paar Mal im Hut auftreten ſehen. Es waren beſcheidene Wittwenhüte.

III.

Zum erſten Mal ſah ich die Duſe als „Nora“. Es traf ſich ſo und war mir nicht recht. Ich erwartete nicht viel von der Italienerin in dieſem Stück mit dem erznordiſchen Temperament. Die beſte deutſche Nora, Frau Ramlo, habe ich nicht Gelegenheit gehabt zu ſehen, die beſte nordiſche Nora aber, die Nora, Ibſens Nora, Frau Hennings, vom königl. Theater in Kopenhagen, habe ich geſehen, und ſie ſtand mir noch in jedem Zuge im Gedächtniß. Frau Hennings als Nora war ein kleines, feines, nervöſes Geſchöpfchen, blond und ſpitznäſig, nett und pikant, gekleidet und gekräuſelt mit einem kleinlichen Geſchmack, Alles hübſch, billig und ordentlich, die feine Bürgerstochter mit dem mageren Portemonnaie, den vielen Prätenſionen, dem wohnſtubeengen Horizont und den tauſend kleinen äußeren Rückſichten. Es war etwas Zurückgebliebenes an dieſer Nora mit ihrem vogelzwitſchernden Geplapper, etwas Angeleſenes, Aufgepäppeltes in ihrer Bewunderung für die Büreauſeele Helmer, etwas Kindiſches in ihrer Vorſtellung von ſeinem verborgenen Heldenſinn. Es war auch eine gewiſſe natürliche, vielleicht ererbte Dispoſition zu Schwindelgeſchäften in ihr und eine höhere-tochterhafte, hohlköpfige Luſtigkeit, ein kokettes Hopſen und Springen, weil ihr das ſo gut ſteht. Und als nun das Leben in dieſe ganze künſtliche Nettigkeit hineinbläſt, da wird das Hühnergehirnchen ganz confus, und das arme Dingchen hüpft und hüpft in ſeinem Corſet, ſeinen Stirnlöckchen und hochhackigen Stiefelchen herum und ſtimulirt ſich ſelbſt, nervenſchwach und urtheilslos, wie es iſt, in die raſendſte Angſt hinein. Dieſe Angſt, das war das große Meiſterſtück in Frau Hennings meiſterhaftem Spiel. Es war ein einziges Stieren auf einen Punkt, eine ununterbrochene Autoſuggeſtion, die um ſo ergreifender wirkte, weil ſie ſo typiſch gezeichnet war, der Weg, auf dem eine wohlerzogene bürgerliche Muſtertochter in's Irrenhaus oder in's Waſſer gelangt. Und als nun der Umſchlag geſchieht, und eine vollbefiederte raiſonnirende Emancipationsdame aus dem lieblichen Gänschen hervorſpringt, — da vermochte auch Frau Hennings große und echte Kunſt die Kluft nicht zu überkleiſtern. Da zerfiel die Nora in zwei Hälften, die nothdürftig an dem Drähtchen des Wunderbaren zuſammenhingen. Dieſes Wunderbare nahm Frau Hennings mit hinüber und damit, mit dieſem ungeſprochenen „Auf Wiederſehen" ging ſie ab.

Wie Eleonora Duſe als Nora hereinkommt, nachdenklich in ihr Portemonnaie ſieht und unwillkürlich die Pauſe macht, ehe ſie den Dienſtmann bezahlt, die bei mittelloſen Leuten gewöhnlich dem Zahlen vorangeht, da war ſie eine blaſſe, kränkliche Frau mit etwas Stillem im Weſen. Und als ſie dann das dürftige Pelzchen und Pelzmützchen abwarf, kam eine magere ſchwarzhaarige Italienerin zum Vorſchein in einer alten grellrothen, ſaloppen Blouſe. Sie ſpielt mit den Kindern, wie erwachſene Menſchen, deren Gedanken von anderen Dingen in Anſpruch genommen ſind, mit Kindern zu ſpielen pflegen, ohne wirkliche Heiterkeit; Frau Linden kommt, und ſie erzählt ihr ihre ganze Geſchichte mit überſtrömender italieniſcher Zungenfertigkeit, aber doch mit etwas Abweſendem, wie Jemand, der nicht ganz bei der Sache iſt. Am liebſten ſitzt ſie — ſehr unbürgerlich — auf der Diele und arbeitet da mit den Weihnachtsſachen herum. In den Scenen mit Helmer hat ſie etwas unterwürfig Zärtliches — bei ihm iſt ihr warm, und bei ihm iſt Schutz, ſie drückt ſich an ihn heran mehr wie eine Kranke, als wie ein Kind. Alle die Scenen, die ganz von Noras moderner Nervoſität geprägt ſind, kommen und gehen — aber die Duſe wird nicht nervös. All das Zappelige, Hin- und Herfahrende, Abgeriſſene, die vielen plötzlichen Umſchläge, die unmotivirten Einfälle, all die Detailzüge des Kindes der bürgerlichen Décadence — ſie gehen ſie gar nichts an. Weder hier noch anderswo. Die Duſe ſpielt nie die Nervöſe. Sie ſpielt ſie nicht, gerade weil ſie die feine echte Senſibilität der Nerven hat. Sie kann das Fieber der äußerſten Aufregung ſpielen, und ſie ſpielt es oft, aber das Zerhackte, Launiſche der Nervoſität als Diſpoſition ſpielt ſie nicht. Dazu haben ihre Seele und demzufolge auch ihr Geſchmack zu ſehr die langen, rhythmiſchen Wellenlinien der tiefen Schwingungen.

Ibſens Nora iſt eine hyſteriſche Halbheit — und ſo hat ſie ſeine dichteriſche Intuition, tiefer als ſein Verſtand, auch gewollt; Eleonore Duſes Nora iſt ganz Weib. Ein gedrücktes Weib durch Mangel und kleine Verhältniſſe, mit etwas Dumpfem, das ſich ſtumm einem neuen Unglück zu unterwerfen bereit iſt. Auch ſie hat etwas vom Kinde, wie jedes ganze

Weib, aber wo ſie Kind wird, iſt ſie ein trauriges Kind. Und das Unglück kommt! Und merkwürdig: ſie hat nicht dies verzweifelte Ankämpfen, dieſes fürchterliche, endloſe, innere Angſtgeſchrei, das hyſteriſche Ringen der kleinen Seele um ihr Leben. Es iſt etwas Lumpiges an ſolch einem Kampf, wo das Können und das Wollen ſo unverhältnißmäßig ungleich ſind. Auch der Duſe Nora weiſt den erſten Angſtgedanken mit plötzlicher Vielgeſchäftigkeit von ſich. Aber ſie bewundert dabei nicht ihren Muff, wie Frau Hennings. Sie ſagt nur immer zu ihren wachen Gedanken: Nein, nein! Ihr Nein iſt das Nüancenreichſte, was ich gehört habe, es liegt die ganze menſchliche Gefühlswelt darin. Aber am anderen Tage, am Weihnachtstage, da hat ſie über Nacht das Ja, Ja! des Verhängniſſes in ſich vernommen, und es iſt etwas wie Fatalismus über ſie gekommen. Sie hat ſich zum Feſt gekleidet, aber nicht mit billigen Lappen wie Nora, es iſt ein werthvolles, langfaltiges, tiefgrünes Gewand, das ſie trägt, ihr einziges, aber gediegenes Feſtkleid, und ihre Geſtalt iſt hoch und ſtill, ſchlank und müde. Und wie die Handlung vorſchreitet, wird ſie immer müder und reſignirter — der Tod kommt, da iſt nichts dagegen zu thun. Als dann, nach der Tarantella-Probe, Helmer ſie aus dem Speiſezimmer zu Mittag ruft und ſie weiß, jetzt iſt das Schickſal nicht mehr aufzuhalten, da fliegt ſie mit einem Satz und Jauchzen zu ihm hinein, und im Sprung einen Augenblick in der Luft ſchwebend, iſt ſie anzuſehen wie eine jener mageren wilden Bacchantinnen ohne Freude, deren Reliefs uns aus der ſpätgriechiſchen Zeit zugekommen ſind.

Der dritte Act. Nora kommt mit Helmer vom Maskenball herunter. Sie iſt zerſtreut, theilnahmlos bei Allem, was vorgeht. Das, was geſchehen wird, iſt für ſie ſchon wie etwas Vergangenes; es *iſt* ſchon geſchehen, da es *in* ihr geſchehen iſt, ſie führt nur noch mechaniſch aus, was ſich in äußeren Handlungen daran knüpft. Als Helmer hingeht, um den Briefkaſten zu leeren, ſucht ſie ihn nicht mit hundert Kniffchen und Vorwänden abzulenken; ſie macht kaum eine ſchlaffe abhaltende Geberde, es kommt ja doch, es iſt doch nichts dagegen zu thun. Sie ſteht ganz weiß und unbeweglich, während Helmer den Brief lieſt; wie er auf ſie zugeſtürzt kommt, wirft ſie nur ſtumm den Mantel über, und hinaus zur Thür!

Er zerrt ſie zurück und überfluthet ſie mit Vorwürfen, in denen die ganze jämmerliche Spießbürgerlichkeit ſeiner Seele ſich entblößt. Und jetzt beginnt das Spiel der Duſe; dies iſt der Moment im Drama — der *eine* Moment in jedem Drama — weswegen ſie dieſe Rolle ausführt.

Sie ſteht am Ofen, ganz en face, ohne ſich zu regen, und ſie bleibt da ſtehen, ohne ſich zu regen, bis er zu Ende iſt. Sie ſagt nichts, ſie unterbricht ihn nicht. Nur die Augen reden. Dieſe großen, leidensvollen, krankhaft weit offenen Augen, die ihm immer folgen, wie er vor ihr auf- und abläuft, immer mit ihm auf- und abgehn in einer grenzenloſen, unſagbaren Verwunderung, einem aus dem Himmel gefallenen Erſtaunen, das nach und nach, ganz langſam und nach und nach zu einer unſäglichen, unfaßlichen

Enttäuſchung wird; und aus der Enttäuſchung wird allmählich eine unbeſchreibliche, bittere, ekelkranke Verachtung. Und in dieſe Augen, die immer mit ihm auf- und abgehen, kommt endlich eine Frage: wer biſt Du? was gehſt Du mich an? was willſt Du hier? warum redeſt Du?

Der andere Brief fällt in den Kaſten, und Helmer überſchüttet ſie mit zärtlichen Vormundworten. Aber ſie hört ihn gar nicht. Sie ſieht ihn auch nicht mehr an. Was will denn dieſer Schwätzer jetzt hier? Sie kennt ihn ja gar nicht. Sie hat ihn ja gar nicht geliebt. Es war ein Mann da, an dem ſie ſich wärmte und der ihr Schützer war. Der Mann iſt nicht mehr da. Sie hat ja nie geliebt!!

Und ſie geht hinein mit gleichgiltigen, mißlaunigen Bewegungen, zieht ſich um und kommt heraus, ſehr eilig, um nur raſch fortzukommen. Er hält ſie auf. Ja, was denn? Das Weib iſt ja jetzt wach in ihr. Das Weib mit ſeiner größten Schmach — daß es nicht liebte. Was will er denn von ihr? was macht er denn für Einwendungen? Er —? Tant de bruit pour une omelette! und ſie wirft ihm das in ein paar gleichgiltigen Phraſen hin, zuckt die Achſeln, kehrt ihm den Rücken und geht raſch hinaus zur Thür. Und unten ſchlägt die Pforte dröhnend zu. Gar keine Rede von was „Wunderbarem“!

So brachte die Duſe die Einheit der Perſönlichkeit in die zwiegeſpaltene Nora. Abrechnung? Es giebt keine Abrechnung zwiſchen Mann und Weib, als den Kuß oder das Achſelzucken. Ibſens gründlichſte Dialektik behandelt ſie wie einen Mundvoll Worte. Gründe? Mit Gründen iſt noch nie in der harten Wirklichkeit was ausgerichtet worden, am wenigſten in dem Naturverhältniß zwiſchen Mann und Weib. Nora erwacht eines Tages, und Helmer iſt ihr widerlich. Und ſie läuft mit demſelben inſtinctiven Abſcheu vor dem Widerlichen davon wie ein lebendiger Menſch vor einem verweſenden Cadaver. „Wunderbares“ kann dabei ſelbſtverſtändlich gar nicht vorkommen. Es ſollte denn ſein, daß der lebendige Menſch verrückt würde und zu dem Cadaver zurückkehrte.

So ſelbſtherrlich wie mit dem Text zur „Nora“ geht Eleonore Duſe mit dem Text aller ihrer Rollen um. Wo man ihr folgen kann — und das iſt ja nur ausnahmsweiſe — da merkt man, wie ſie ihn ſich unterwirft, wie er in ihrem Mund ein anderer wird, wie ein anderes Weſen aus den geſchriebenen Worten hervorſteigt, ein Weſen, an das der Dichter nicht gedacht hat, und das er in den meiſten Fällen gar nicht ſeiner eigenen Lebensanſchauung und Eigenart nach ſo hätte geſtalten können — ein Weſen, mehr Weib und in tieferem Sinne Weib, als die Damen der Geſellſchaft in Ibſens und Sardous Dramen, ein Weſen, viel einfacher als das im Text gegebene, aber zugleich auch viel größer. Eleonore Duſe iſt keine Dialektikerin, wie Ibſen und Sardou Dialektiker ſind — das Alles, das ganze Außenwerk, das ganze Verſtandesraffinement, das geht ſie gar nichts an. Das iſt gar nicht für ſie geſchrieben. Sie faßt ihre Rolle aus ihrem Inſtinct heraus auf, aus ihrem feinen, ſicheren, untrüglichen Weibinſtinct — und ihr Inſtinct, das iſt ſie ſelbſt, und jede ihrer Rollen, das iſt ſie ſelbſt. Sie wechſelt nicht viel, ſie iſt keine Naturaliſtin, die zahlloſe kleine Züge austiftelt und zu einer Perſönlichkeitsmoſaik zuſammenſetzt, ſie iſt wahr bis zur Rückſichtsloſigkeit, aber ſie iſt nicht objectiv wahr, einmal ſo und einmal ſo und einmal wieder anders, immer verſchieden nach den verſchiedenen Rollen. Nein, ſie iſt nur wahr wie der Menſch, der den Muth und den Stolz hat, ſich voll und ganz zu geben, wie er iſt. Es liegt ihr nichts daran, ſich zu verwandeln, ſie ſpielt aus den drei oder vier tiefen Grundlinien ihrer Natur. In dieſer großen Einfachheit liegt auch die Gefahr der Einförmigkeit, und ſie würde ihr nicht entgehen, wenn ſie nicht dieſe vibrirende Seele hätte, dieſe tiefe ſchmerzliche Innerlichkeit, die vielleicht nie vor ihr über die Bühne gegangen iſt; die jedenfalls nie vor ihr ſo zu dem centralen Punkt des Weibempfindens gemacht worden iſt. Sie kommt Einem entgegen, unbekümmert und halb in ſich verſunken, eine volle und heile Weibnatur, in jener unauflöslichen Einheit, die die Baſis des wohlgeſchaffenen Weibes iſt: Weib-Kind und Weib-Mutter zugleich, ein Weib mit dem Stempel tiefeinſchneidender Weiberlebniſſe, mit der Tragik des Weiblebens unauslöſchlich eingeprägt in ihre Züge, und dieſe Tragik des Weiblebens lebt ſie aus auf der Bühne. Darum iſt ihr Spiel ſo einfach, denn es kümmert ſie nichts Anderes, als dies, und darum hat ihr Spiel dieſe unbeſchreibliche ſtille Nobleſſe, denn ſie iſt heil und ganz. Und wie ſie Alles vereinfachte, was ſie berührte, ſo veredelte ſie auch Alles. Denn alle dieſe Geſtalten, die ſie ſchuf, ſie handelten aus der Einheit ihrer Weibnatur heraus, und darum hatten ſie auch alle, wo ſie brachen, haßten, verfolgten, ſchadeten, nur eine und dieſelbe Motivirung: ſie reagirten damit auf das crimen laesae majestatis, das an ihrer Weibnatur begangen war, ſie rächten damit das, was das echte Weib nie verzeiht, die Mißhandlung ſeines Weibheiligthums, und darum thaten ſie das Alles nicht mit pathetiſchen Geberden, viel Weſen und tragiſchem Geſchrei, ſondern ruhig und ſtill, wie man etwas Selbſtverſtändliches thut, mit einer dumpfen Ruhe, einer ſtillen Gelaſſenheit, wie die intacte Natur das Verhängniß erträgt und vollzieht.

So ſpielte die Duſe „Nora“; aber ſo, aus dieſer Grundſtimmung heraus, ſpielte ſie auch Clotilde in „Fernande“ und Odette im gleichnamigen Stück, beide von Sardou, und das war ſchwerer. Clotilde und Odette ſind beides ein paar gemeine Seelen. Clotilde, eine vornehme Wittwe, rächt ſich für ein gebrochenes Heirathsverſprechen ihres mehrjährigen Liebhabers, eines jungen Mannes von adelsſtolzer Familie, dadurch, daß ſie ſeine Neigung für ein deflorirtes Mädchen bis zur Ehe treibt und ihm ſpäter triumphirend ſagt, wen er geheirathet hat. Odette wird von ihrem Gatten in der Nacht mit dem Liebhaber ertappt und in Zeugen Gegenwart aus dem Hauſe geworfen. In einem liederlichen Leben entehrt ſie nun jahrelang den Namen ihres Mannes und ihrer aufwachſenden Tochter. Durch dieſen Makel auf der Familie wird die Verheirathung der letzteren faſt unmöglich gemacht, und der Mann verſucht, der heruntergekommenen Frau ſeinen Namen für eine größere Geldſumme abzukaufen. Sie ſtellt zuvor die Bedingung, ihre Tochter zu ſehen, wird verhindert, ſich derſelben zu erkennen zu geben, und geht, als ſie von dem Beſuch kommt, in hyſteriſcher Selbſtverachtung in's Waſſer. Dies der Inhalt der beiden Stücke, in denen die Duſe ihr Größtes und Echteſtes gab.

IV.

Sie kam als Clotilde in die Spielhölle, um ſich nach dem jungen Mädchen zu erkundigen, das ſie faſt überfahren hätte, eine ruhige, einfache, vornehme Dame, einfach auch in der Kleidung, eine Frau, die glücklich geweſen iſt, ihren Schatz in ſich trägt und gut iſt. Die Art, wie ſie dann das junge Mädchen in ihrem Hauſe empfängt, ihr zuſpricht, es ihr heimiſch macht, war von ſo gerader, bezwingender Herzlichkeit, daß das Publikum, ſehr unvermuthet in dieſer Scene, bei offenem Vorhang in einem Beifallsſturm ausbrach. Der Geliebte kommt von einer verdächtigen Reiſe zurück, und in ihrem angſtvollen Stolz, um ſich nicht ſelbſt zu betrügen, liſtet ſie es ihm ab, und er räumt es auch gleich ein, daß ſie ihm gleichgiltig geworden und er ſchon nach anderer Seite hin verliebt iſt. Dieſe andere iſt Fernande. Er geht, um ſie zu ſuchen, er findet ſie im ſelben Hauſe und kommt gleich wieder. Clotilde glaubt, er komme zu ihr zurück. Dies ſtumme Ausſtrahlen der Freude bei ſeinem Eintritt — ein warmes Licht von innen heraus, krankhaft zitternd von Leiden — muß man geſehen haben, zu beſchreiben iſt es nicht. Und als Alles klar iſt, und ihr kein Zweifel mehr bleibt, da beugt ſie ſich einen Augenblick auf ſeine Hand, wie um ſie zu küſſen, die ſie ſo oft geküßt, ſtreicht leiſe mit ihrer Hand drüber hin . . . Dieſem Manne ſieht ſie nicht mehr in's Geſicht, aber dieſe Hand kann ſie noch nicht aufhören zu lieben, dieſe liebe koſende Hand, die Erinnerung an ihr Glück.

Und dann handelt ſie; d. h. ſie läßt geſchehen. Und als es geſchehen iſt, da hat ſie die Scene mit Pomerol, wo ſie vertheidigt, was ſie gethan. Die Duſe hat eine ganz eigene Art von Dialektik; nicht die Dialektik des Verſtandes und der Ueberlegung, ſondern die der Impulſe. Das, was ſie Böſes thut — und ſie hat viele Rollen, in denen ſie Böſes thut — thut ſie nicht aus Bosheit, ſondern wie unter einem dumpfen Zwang. Etwas in ihr iſt todwund und ſterbenskrank, jenes Etwas, das ihre Lebensquelle war, und dieſer nagende, brennende Schmerz treibt ſie zu Handlungen, die blutig und ſchmerzhaft und ſchwarz ſind, wie ihr Inneres. Sie geht in einer ſtillen Ruhe herum, während ſie ſie ausführt, ſie ſind für ſie das Selbſtverſtändliche — die Außenſeite ihrer Innenſeite. Am vollſtändigſten hat ſie dieſen Zuſtand, die blaſſe Starre der leergewordenen Innerlichkeit, dargeſtellt in der raſenden „Fedora". Kommt ihr dann der franzöſiſche Raiſonneur in die Quer, ſo raiſonnirt ſie auch mit ihm, — aber als Weib. Das heißt, ſie übertäubt alle ſeine Gründe mit ihrem außerordentlichen Nüancenreichthum an Interjectionen mit und ohne Worte. Sie kommt aus dem Bannkreis ihres Vorſtellungslebens nicht heraus, ſie gelangt nie auch nur zu dem Bewußtſein des objectiven Urtheils.

Und als nun der Geliebte mit dem entehrten Mädchen verheirathet iſt, da kommt Clotilde mit ihrem zurückbehaltenen Schlüſſel eines Abends zu ihm. Plötzlich ſteht ſie in der Thür und ſieht ihn allein, und es iſt etwas Unausſprechliches von ſtummer, gedrückter Liebe in ihrer Haltung. Es iſt wie ein armer banger Appell an das Geſchehene, daß es doch nicht geſchehen ſein möge, und zugleich hat ſie vergeſſen, weswegen ſie kam. Erſt als er ſie ohne Umſtände hinausweiſt, da brennt der Wundſchmerz wieder, und da ſagt ſie ihm, wer ſeine Frau iſt.

Ebenſo „Odette“. Sie iſt verliebt, und ſie empfängt ihren Geliebten. Der Mann kommt gerade nach Hauſe, ein kleiner, beſchränkter, überbeweglicher, choleriſcher Mann (Herr Andó iſt ein Partner, der ihr an Können faſt ebenbürtig iſt) und faßt ſie bei der Schulter, wie ſie auf den Andern zu will. Sie ſchrumpft ganz ein in dieſem Moment des Ertapptſeins. Sie ſteht da, ganz klein und ſchmal und wirr und ſtammelnd. Da weiſt er ſie aus dem Hauſe, mitten in der Nacht, kaum bekleidet. Und auf einmal wächſt ſie und wird groß und ſtraff, das Weib, dem Haus und Kind verboten und die tödtlichſte Schmach in der roheſten Form angethan iſt, und dieſer Härte gegenüber ſchwindet ihr eigener Fehler ein, und mit einer Stimme, rauh und heiſer wie von einem Thier, das ſich zur Wehr ſtellt, ruft ſie ihm ihr: Feigling! zu und geht.

Viele Jahre ſind vorüber, wir ſehen Odette wieder als den Deckmantel eines Spielſalons, keine Cocotte aus der Geſellſchaft, — eine abgemagerte, gealterte, desilluſionirte Frau, die jetzt der Mann aufſucht, gealtert und vergrämt, wie ſie, um ihr ihren Namen abzukaufen. Aber in ihrem Weſen iſt noch daſſelbe Gepräge des maßlos gekränkten Weibes, es ſteht Alles noch vor ihr, als wäre es geſtern geſchehen, unvergeſſen, ungemildert, ſie behandelt ſich und ihn mit einer müden gleichgiltigen Wegwerfung, aber ihre Stimme iſt rauh und heiſer und erſtickt wie unter einem inneren Krampfe der Empörung, und ſie hat Töne, exploſiv, wie das Brüllen eines Thieres.

Darauf kommt der letzte Act, das Wiederſehen mit der Tochter. Sie tritt auf, gekleidet und anzuſehen wie eine abgehärmte vieljährige Wittwe, ſtolpernd, kaum zu halten, mit dem harten Glanz der fixen Idee in den Augen, mit einer eigenſinnigen kranken Haſt auf ſie zuſtürzend — — da ſieht ſie das friſche unſchuldige Mädchen, und etwas Scheues kommt über ſie, und ſie zieht ſich gewiſſermaßen in ſich ſelbſt zuſammen mit einer ſchüchternen eckigen Bewegung. Sie ſpricht, aber unſicher und verlegen, ihre Schultern ziehen ſich in die Höhe, und ihr Rücken krümmt ſich in einer Befangenheit ohne Namen, und die unruhigen mageren Hände hält ſie an ſich, damit ſie ſich nicht hinſtehlen zur Tochter. Und das Mädchen kramt ſeine Erinnerungen und Souvenirs aus, ſpielt das Lieblingsſtück der Mutter und plaudert von der „Verſtorbenen“. Da klingt in dieſem Mann und dieſer Frau herauf, was ſich nie in ihnen regte, ſolang ſie zuſammenlebten, der einfache Urton des Menſchenthums, der gemeinſam und gleich in ihnen vibrirt. Und er und ſie, jedes in ſich zuſammengezogen und weit von einander, ſitzen und weinen. Und dann faßt ſie das Mädchen um mit jenem Ausdruck in den Zügen und jenem Zittern in den Armen, das ſich nicht ſpielen und nicht nachahmen läßt, das nur das Weib hat, die ſelber Mutter war, und ſie trinkt ſich ſatt an ihrem Anblick und ſtreichelt ſie mit reuigen, heißen Händen, und ſie betrachtet ſie und zupft ihr die Spitzen zurecht und kann nicht aufhören, mit den Händen dieſen lieben Körper zu fühlen, und wird ſtill darüber. Ganz ſtill, wie ausgelitten. Und wie ſie am Mann vorbeikommt, greift ſie heimlich nach ſeiner ſich weigernden Hand in einem Verſuch, ſie zu küſſen. Und dann reißt ſie ſich los. Und im Hinausgehen kommt es über ſie, daß ſie ſich nicht halten kann, und ſie ſtürzt weg.

Es ſind die ſchweren Rollen, die Eleonore Duſe am Herzen liegen. In „la locandiera“ war ſie nicht mehr, als eine gewöhnliche Schauſpielerin, und der prickelnde Dialog von „Cyprienne“ und „Francillon“ hatte zu wenig gemeinſam mit ihrer Natur. Selbſt in der „Cameliendame“ ſpielte ſie wie in einem Zwang. Dieſe leichtſinnige, frivole Cocotte mit dem Liebesverlangen der Schwindſüchtigen ſchien ihr zu ſehr Nippfigur zu ſein. Eleonore Duſes Freude und Heiterkeit ſchlägt ſo ſeltſam ſtumm nach innen, ſie kann den ſich mittheilenden Uebermuth, die Zuverſicht der Unerfahrenen nicht ſpielen, ihre Natur iſt ſchwer, wie das Leben. Es war, als fühle ſie ſich für das Glück und Unglück der „Cameliendame“ innerlich nicht jung genug. Eleonore Duſes Kunſt iſt jene große Kunſt, die nur da heimiſch iſt, wo die große Frage, die Frage alles Lebens anfängt: woher? warum? wohin? Wir treiben auf den Waſſern im Nebel, leiden Unrecht und thun Unrecht und wiſſen nicht weshalb. Fatum, Fatum! Wir können nichts davon und nichts dazu thun. Und wo ſie dahingehen kann in der Blindheit des Fatalismus, da iſt ſie zu Hauſe.

Das konnte ſie in „Fedora.“

Dies ſchöne, vornehme, reife Weib, dem der Geliebte ermordet nach Hauſe gebracht wird, verwandelt ſich nicht zur Furie. Wie wir ſie wiederſehen, iſt ihr Weſen ganz ruhig: eine kalte, ſtille Weltdame. Sie hat nur eben dies eine auszuführen: das Verderben des Mörders. Das iſt eine Aufgabe, wie jede andere; ſie iſt ſelbſtverſtändlich und wird ruhig, wie etwas Selbſtverſtändliches vollbracht. Es iſt gar keine beſondere Bosheit und keine Spur von perverſer Schadenfreude dabei, — der Mörder iſt für ſie ein fremder und gleichgiltiger Menſch. Aber ſie iſt eine Einſame geworden in ihrer Blüthe, der Tiſch des Lebens, der nur einmal gedeckt ſteht, iſt vor ihr umgeſtürzt worden, gerade als ſie zugreifen wollte, und dieſe Mißhandlung will ſie vergelten. Sie iſt ſtolz und ohne Illuſionen, ſie iſt aus der Herrenkaſte, die

Böſes mit Böſem und Gutes mit Gutem bezahlt, und ſie übt eben Juſtiz. Es iſt etwas von Geſchloſſenheit und Gedankenloſigkeit in dieſer Fedora.

Und dann kommt der Umſchlag. Und ſie liebt den Mann, den ſie verfolgte, und ſie erfährt, daß der todte Geliebte ein Betrüger an ihm und ihr geweſen, und daß jetzt erſt der Tiſch des Lebens gedeckt ſteht, während die Geheimpoliziſten draußen auf den von ihr Verrathenen warten, und ſie klammert ſich an ihn mit blaſſen angſtvollen Händen, mit Liebkoſungen von unſäglicher innerlicher Zärtlichkeit, und es iſt etwas von der Hilfloſigkeit des Kindes und etwas von der ſchützenden Innigkeit der Mutter an ihr, wie ſie ihn zum Bleiben verführt und zur Liebe verlockt, zur Liebe dieſer Nacht, in die ſie ſich verſteckt wie ein geängſtigtes gehetztes Thier in einem Schlupfwinkel.

Es ſind noch zwei Züge an Eleonore Duſes Kunſt zu erwähnen: das iſt, wie ſie die Lüge und wie ſie den Tod behandelt. Ich ſagte ſchon einmal, daß ſie keine Realiſtin iſt, daß ſie ihre Geſtalten auf den dunklen Contouren des unbewußten Innenlebens, nicht auf den zuſammengetragenen Details der äußeren Züge aufbaut. Nach dieſem Inſtinct behandelt ſie auch den Tod. Die Todesſcene hat für ſie nur Bedeutung, ſofern ſie das Innenleben ſpiegelt. Als organiſcher Auflöſungsproceß iſt ſie ihr ganz gleichgiltig. Sie hat den Tod nicht an Krankenbetten ſtudirt, und ſie machte ihn kurz ab, in „Fedora“ ſowohl, wie in der „Cameliendame“. Im erſteren Stück war es der plötzliche, kurze Entſchluß, das Gift zu nehmen, was ſie unterſtrich, in letzterem die Freude, den Geliebten zu halten und bei ihm zu verlöſchen.

Und nun die Lüge — mit welcher Selbſtverſtändlichkeit giebt ſie die Duſe. Ihre Lüge und ihre Falſchheit ſind gewinnend, eifrig überredend, ein Stück Phantaſie wie beim Kinde. Sie ſind das Integrirende am Weibe, das mit ſo Vielem zu kämpfen hat, eine Waffe, deren Anwendung ihr Genuß iſt und bei deren Führung ſie immer ganz beſonders einnehmend und ſchlau liebenswürdig iſt. Auch wer den Text nicht verſteht, ſieht es ihr an, wenn ſie lügt, ſie iſt dann ſo beſonders lebendig, mit großen zwingenden Augen und einer überſprudelnden Beredſamkeit.

Ein gutes italieniſches Stück ſpielte die Duſe nur — die „Cavalleria rusticana“. Sie war darin am meiſten Naturaliſtin, denn ſie ſpielte, was ſie täglich vor Augen gehabt, ihre Umgebung, ihre Landsmannſchaft, nicht ſo, was ſie ihrer eignen Seele abhorchte. Ihre Santuzza, das verlaſſene, übernächtige, verwahrloſte Mädchen mit den rauhen, klangloſen Kehltönen der Verzweiflung war echt und überzeugend, aber die barbariſche Wildheit der Angeberin, — das war etwas, was einen an dieſem dumpfen blaſſen, ſchwächlichen Geſchöpf überraſchte wie ein Brüllen aus der Kehle eines Rehs.

IV.

Und nun summa summarum? Eleonore Duſe geht von Tournée zu Tournée. Sie geht jetzt nach Amerika, ſie wird wieder nach Berlin kommen, und wieder nach Petersburg und Wien, und wo ſie ſonſt geweſen und nicht geweſen iſt, hingehen. Sie wird reiſen und reiſen und ſpielen und ſpielen, wie alle Virtuoſinnen vor ihr. Sie wird es müde werden, unſäglich müde — man ſieht es ihr jetzt ſchon an — aber ſie wird es nicht ſein laſſen können. Und ſie wird Virtuoſin werden, wie alle die anderen.

Und wenn wir ſie wiederſehen werden, wird ſie dann noch dieſelbe ſein, die ſie jetzt iſt? Ihre Technik iſt außerordentlich, aber der Inhalt ihrer Kunſt iſt einfach: er iſt Melancholie und Nobleſſe. Wird dieſer zitternd ſpröde Grundton der Duſeſchen Weibnatur ſich aushalten laſſen in unendlichen Wiederholungen? Darum habe ich in dieſen unzulänglichen Linien das Eigenſte ihres Weſens, wie es ſich mir darſtellte, mit angeſtrengten Händen feſtzuhalten geſucht, weil ſie jetzt noch ſich ſelber ganz beiſammen hat. Ihre Natur iſt nicht von den maſſiven, die ſich immer wieder ausheilen und überall durchboxen. Sie hat Alles, was ſie giebt, auf eine Note geſtimmt, die ſonſt in der Schauſpielkunſt nur mitklang — auf die Innerlichkeit. Sie iſt für mich das Weibgenie auf der Bühne.

Man gebraucht jetzt das Wort Genie auf zweierlei Weiſe: entweder leichtſinnig oder ungern. Entweder wird es jedem Trompeter nachgeworfen, oder es wird verweigert. Man erkennt an, daß es ſchauſpieleriſche Genies giebt, gegeben hat und vielleicht auch geben wird. Aber mir iſt es noch nicht aufgefallen, daß der Verſuch gemacht wurde, zwiſchen dem weiblichen und dem männlichen Schauſpielergenie zu unterſcheiden.

Vielleicht lag es daran, daß ſie ſich auch nicht ſo weſentlich von einander unterſchieden. Der Held war männlich, und die Liebhaberin war weiblich, die männlichen oder weiblichen Alten waren komiſch oder weinerlich, und die Charakterdarſteller beiderlei Geſchlechts waren gewöhnlich böſe Menſchen. Die Unterſchiede beruhten auf Aeußerlichkeiten in Kleidung und Haltung und Stimme; man ſah, das war ein Weib, alſo brachte ſie wohl auch die Gefühle eines Weibes zur Darſtellung; die Tradition herrſchte, und nach ihr bildete ſich die weibliche Schauſpielerin am Mann, ſie deklamirte und tragirte wie der Mann, ſogar mit den bekannten tragiſchen Schritten. Was die Bühne brachte, das waren Typen, nicht Individualitäten, und ich habe ſelbſt die größten Schauſpielerinnen der älteren Schule nur wenig davon abweichen ſehen.

Im Converſationsſtück war mehr die Beobachtung des Lebens, d. h. die Darſtellerin war vor Allem Dame, und die Empfindungsgrenze der Dame war nothwendig auch ihre Empfindungsgrenze. Und der Tragödin, wie der Converſationsſchauſpielerin kam es doch vor Allem darauf an, wie ſie ſich am beſten ausnahm.

Aber der Duſe kommt es gar nicht darauf an, wie ſie ſich ausnimmt. Alles, worauf es ihr ankommt, iſt eine Empfindung, eine Seelenſchwingung, die ſie überwältigt, ein Geheimniß ihrer Natur als Weib, das nach oben drängt, zum Ausdruck zu bringen. Sie ſpielt auch nicht realiſtiſch, d. h. mit dem Beſtreben, durch die Wahrheit ihres Spiels im Allgemeinen einen erſchütternden Eindruck zu machen, was ſich immer am beſten auf dem Wege der pathologiſchen Erſcheinungen, wie Huſten, Krämpfe, Todeskampf, Wahnſinn, Wolluſtzuckungen ꝛc., erreichen läßt, da dieſe auch wirklich die ausdrucksfähigſten und grob wirkſamſten ſind. Das iſt nichts für ſie, das iſt allgemeine Schauſpielkunſt für beide Geſchlechter. Was ſie will, das iſt ihre eigene Seele, ihr eigenes Weibſein, die ganz individuelle Vibration ihrer Phyſis und Pſyche zum Ausdruck zu bringen. Das kann ſie nur, indem ſie ganz ſie ſelbſt iſt, d. h. ganz natürlich. Daher hat ſie dieſe Geberden, dieſen Tonfall, dies ungeſchminkte Alter, das man ſonſt nie auf der Scene ſieht; denn ihr Körper iſt nichts anderes für ſie, als ein Inſtrument ihrer Weibſeele. —

Was iſt Genie? Man hat darunter bisher immer ein Uebermaß — d. h. ein im Verhältniß zu den Durchſchnittsmenſchen größeres Quantum und eine höhere Entwickelung — von Intellect, Phantaſie und Leidenſchaft zuſammen, aber doch mit einem Uebergewicht in's Geiſtige hin verſtanden. Das Genie war eine männliche Eigenſchaft, und wenn man vom Genie des Weibes ſprach, ſo verſtand man darunter ungefähr daſſelbe, worin man das Genie des Mannes ſah. Durchſeelung verſtand man kaum unter Genie, verfeinerte Geſchlechtlichkeit auch nicht. Es war eben noch ein recht tatzenhafter Begriff. Es giebt allerdings auch eine Art von weiblichem Genie, aber wo das Weib Genie iſt, da iſt es dem Mann am allerunähnlichſten und am meiſten Weib, denn da iſt es productiv aus erſter Hand, aus ſeiner Weibheit heraus, aus ſeiner durchſeelten Sinnlichkeit. Dieſe Productivität hat Eleonore Duſe.

Die Productivität des Weibes hat es vorzugsweiſe immer zur Schriftſtellerin und zur Schauſpielerin gemacht, d. h. es den beiden Aeußerungsformen des Innenlebens zugetrieben, die die directeſten und unmittelbarſten und in denen die geringſten techniſchen Schwierigkeiten zu überwinden ſind. Das Weib mit den kurzen Wellen ſeiner Impulſe bedarf des raſchen Umſatzes ſeiner inneren Schwingungen. Die bei Weitem meiſten Frauen drängt es zum Schauſpielerthum, und keiner Productivität entſagt das Weib ſo ſchwer, wie der der Bühne. Warum? wir wollen Eitelkeit und die anderen untergeordneten, nach außen gehenden Regungen bei Seite laſſen und uns eine Duſe vorſtellen, wie ſie auf der Bühne wirkliche Thränen weint, wirkliche pſychiſche und vielleicht auch körperliche Leiden fühlt, ſich wirklich vertheidigt und ſich wirklich freut.

Wir wollen von der Fähigkeit der Autoſuggeſtion und von der Senſibilität der Nerven abſehen und fragen: Was ſucht das Weib auf der Bühne? Senſationen.

Die productive Natur kann es in der Monotonie des wirklichen Lebens nicht aushalten. Das wirkliche Leben iſt Einförmigkeit. Einförmigkeit in der Liebe, Einförmigkeit in den Verrichtungen, Einförmigkeit in den Genüſſen, Einförmigkeit im Leiden. Dieſe Einförmigkeit, den Halbſchlaf des täglichen

Daſeins zu unterbrechen, iſt der Drang aller überſchüſſigen Vitalitätskraft. Dieſe Vitalitätskraft kann mehr oder weniger ich-erfüllt ſein. Für die ganz ich-erfüllte, d. h. für die inviduell verperſönlichſte, productive Vitalität iſt der nächſte Weg dazu: Dichtung oder Darſtellung. Unter dieſen beiden liegt wieder der letztere der Mittheilungsform des Weibes am nächſten. Und das Weib, das dieſe Senſationen gekannt hat, beſonders die tragiſchen, kann nicht mehr von ihnen laſſen. Denn es lebt in ihnen mit einer Intenſität, wie nur in den ſeltenſten Hochmomenten des Lebens. Und dieſe kann es nicht bewußt genießen. Die fictiven Erſchütterungen aber, die doch nicht fictiv ſind, da die erregten Nerven darin zittern, die genießt es in einem ſeltſamen Unterbewußtſein; es genießt ſich ſelbſt in den Schauern der ausgelöſten ſeeliſchen und phyſiſchen Schwingungen, es genießt ſich ſelbſt in den tauſend Reflexwirkungen, und es genießt ſich ſelbſt in der darauffolgenden, ganz reellen Ermattung und Abſpannung. Unſer Leben, das für die meiſten Frauen ein ewiges halbwaches Warten auf das Niemalskommende, oder ein arbeitsvoller Werktag iſt, unſer Leben wird für die geniale Schauſpielerin ein Doppeldaſein voller brennender, heißer Farben — Schmerzensfarben und Luſtfarben. Sie kann mit dem vollen Senſualismus des Weibes — was die meiſten andern Frauen nie können, oder ſich nie geſtatten — jede innere Schwingung bis in ihre Spitze treiben und ausklingen laſſen, die ganze Scala der Weibgefühle genießen und um- und ausleben. Und da das immer halb Wirklichkeit und halb Fiction iſt, und da nach der ungeheuren Steigerung immer die Leere zurückbleibt, darum ſind die großen Schauſpielerinnen immer auch die großen Desilluſionirten, darum vielleicht iſt das ſüße Geſicht der Duſe ſo voll kranker Müdigkeit und hoffnungsloſem Verlangen. Aber die heißen Farben, die Schmerzensfarben und die Luſtfarben, locken immer von neuem, und darum können ſie nicht davon, die großen Tragödinnen, vom Leben der Bühne; aber allmählich, ganz allmählich ſchlafft die innere Intenſität ab, und die Farben werden fahler und falſcher.

◆

[illegible]

[illegible]

gearbeitet, ſie ſind auch außerhalb Europas auf fruchtbaren Boden gefallen, und während wir uns mit mehr oder weniger müßigen Speculationen über ſie abmühten, haben ſie ſich in Amerika in praktiſche Thaten umgeſetzt; von dort aus kommt, wie zu Herders Zeiten, die Anregung zu uns zurück.

Profeſſor Felix Adler, der von Kant am meiſten beeinflußt worden iſt, gründete im Jahre 1876 in New-York die erſte Geſellſchaft für ethiſche Cultur, die inſofern mit Herders Bund der Humanität übereinſtimmt, als die Duldung gegen alle Menſchen, welches auch deren theologiſche oder philoſophiſche Ueberzeugungen ſein mögen, ihr Grundſatz iſt. Der Zweck des Vereines iſt die Vertiefung und Läuterung des ſittlichen Lebens ſeiner Mitglieder; er will nicht, wie etwa eine religiöſe Secte, eine neue Trennung durch Aufſtellen neuer Glaubensartikel herbeiführen, er will auf Grund der allen Guten gemeinſamen moraliſchen Begriffe die Schranken zwiſchen den religiöſen und ſocialen Parteien niederreißen. Der Gründer, der mit ſtaunenswerther Energie und raſtloſem Eifer ſeiner Sache große Verbreitung und werkthätige Unterſtützung verſchaffte, wendete ſeine praktiſche Thätigkeit hauptſächlich der ethiſchen Erziehung zu, die dort, wie überall, in der Schule wie in der Familie gar ſehr vernachläſſigt wird. Die Sprecher der Geſellſchaft halten jeden Sonntag eine Rede, die auch von Nichtmitgliedern gern gehört wird, leiten den moraliſchen Unterricht der Kinder und verſammeln an verſchiedenen Abenden der Woche junge Leute um ſich, die ſich über beſtimmte Fragen der praktiſchen Ethik ausſprechen. So ſtellte zum Beiſpiel die ethiſche Geſellſchaft von St. Louis in ihrer Sommerſchule für angewandte Ethik folgende Fragen zur Discuſſion: Iſt es möglich, im Geſchäft durchaus redlich und dabei mit Erfolg thätig zu ſein? Iſt es in der Politik möglich? ꝛc. In derſelben Geſellſchaft bildeten ſich geſellige Vereinigungen von Arbeitern und Arbeiterinnen, bei denen Vorträge verſchiedenen Inhalts gehalten, auch kleine Concerte veranſtaltet wurden.

Außer in St. Louis traten in Philadelphia und in Chicago ähnliche Geſellſchaften zuſammen, von denen jede ihre beſonderen Sprecher hat; die von Chicago wurde von William M. Salter, einem ebenſo bedeutenden Redner wie ausgezeichneten Menſchen, begründet, deſſen Vorträge unter dem Titel: Die Religion der Moral von Profeſſor G. von Giżycki in die deutſche Sprache überſetzt worden ſind und zu dem ſchönſten gehören, was auf dieſem Gebiet bisher geleiſtet worden iſt. Dem großen Publikum ſind ſie zunächſt fremd geblieben, und faſt ſchien es, als ob die Frage des Ueberſetzers: Hat die ethiſche Bewegung eine Zukunft? verneinend beantwortet werden mußte, wenn der Antrieb dazu im Stillen nicht auch bei uns thätig geweſen wäre. Was Marie von Ebner-Eſchenbach in ihrem „Gemeinde-Kind“ ausſpricht, daß eine neue, erlöſende Religion von drüben zu kommen ſchiene, empfanden Viele mit ihr. Es war ihnen, als ſtänden ſie plötzlich auf eigenen Füßen, während ſie bisher mit verbundenen Augen von einem Unbekannten geleitet wurden; als erwachten ſie nach langer Krankheit zu neuer Kraft. Durch das ganze Buch zieht ſich der Gedanke: „Ich glaube, daß wir gewöhnlich viel zu niedrig vom Menſchen denken. Die höhere Natur liegt in uns Allen: ſie wird nicht oft angerufen, und vielleicht aus eben dieſem Grunde bleibt das menſchliche Leben auf einem ſo niedrigen Stande, wie es in der That iſt. Laßt eine neue Religion erſtehen, welche es wagt, den Menſchen bei ſeiner beſten Seite zu faſſen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmuth und allem Edeln auffordert, blos weil ſie ſein wahres und eigentliches Leben ſind: und ich glaube, die Welt wird erſtaunen über die Antwort.“ Für die große Mehrheit der Gebildeten unſerer Tage repräſentiren dieſe Worte eine ganz neue Weltanſchauung. Der kindliche Glaube, der ſie einſt an einen himmliſchen, gerechten Leiter aller Dinge knüpfte, der in blindem Vertrauen von ihm Schutz und Vergeltung des Böſen und Guten ſicher erwartete, iſt den Meiſten in ſeiner beſeligenden Urſprünglichkeit verloren gegangen, und da ihnen von dem früheren Zuſtand nur die Ueberzeugung von dem irdiſchen Jammerthal und der Schlechtigkeit der Menſchen übrig geblieben iſt, ſo findet der Peſſimismus in ſeiner trübſten Geſtalt überall Eingang, und die Ideallosigkeit lähmt jede freudige Thatkraft. Dagegen ſagt Salter: „Die alten Religionen ſcheinen uns in die Geheimniſſe deſſen einzuführen, was hinter dem Schleier liegt: die neue bemächtigt ſich jener Geheimniſſe und macht ſie in ihrer ganzen Hoheit zum Ziel und zum Geſetz des menſchlichen Lebens. Die alten Religionen laſſen uns auf unſeren Knieen in verzückter Betrachtung und Anbetung: die neue heißt uns aufſtehen und glauben, daß Alles, was die Menſchen angebetet haben, Alles, was ſie geträumt haben, Alles, was ſo hoch über ihnen und ihrer Macht entrückt ſchien, die Menſchen in Zukunft werden und verwirklichen werden.“ Damit ſtimmt der Satz aus dem Programm der ethiſchen Geſellſchaft von Chicago überein: „Während ſie gänzlich außerhalb der — chriſtlichen und jüdiſchen — Kirchen ſteht, verwendet ſie ihre Zeit nicht darauf, dieſelben anzugreifen, ſondern ſucht das Werk aufzunehmen, welches dieſe in einem ſolchen Maße ungethan gelaſſen haben: das Werk der moraliſchen und ſocialen Reform.“ Das der moraliſchen ſteht dem der ſocialen voran, und Salter betont deshalb zunächſt die moraliſche Cultur des Einzelnen. Mit den glühendſten Worten, an denen ſeine begeiſterte Sprache ſo reich iſt, ſpricht er von dem geheiligten Geſetz der Moral, das über allen Sitten, Meinungen und Gebräuchen ſteht, mit denen es ſo oft fälſchlicherweiſe verwechſelt wird. Die Anſicht, daß Moral nur verfeinerte Selbſtſucht iſt, daß der Menſch nicht fähig ſei, freiwillig einem höheren Geſetz zu folgen, freiwillig für Andere zu leben und zu leiden, verdammt er als den wahren Unglauben, den allein zu verfolgenden Atheismus und verlangt von dem Jünger der echten Moral, daß er durch ſie ſich über ſeine perſönlichen Intereſſen zum Gedanken der Menſchheit erhebe, denn erſt die Allgemeinheit des ſocialen Fühlens kann als Maßſtab ſeines Werthes gelten. Voll klaren Ernſtes beantwortet er die Frage, was als eine moraliſche Handlung angeſehen werden kann: Sie muß unſere eigene Handlung ſein, aus unſerer tiefſten Ueberzeugung hervorgehen, nicht dem Herkommen oder der Mode folgen; ſie muß ſich ihres guten Zweckes bewußt ſein; ſie muß freiwillig geſchehen und nicht aus Selbſtintereſſe; ſie muß einem Grundſatz und keinem vorübergehenden Trieb entſpringen.

Damit führen die Gedanken Salters zu denen eines anderen Buches hinüber, das ebenfalls den Sprecher und Gründer einer ethiſchen Geſellſchaft Mr. Stanton Coit, zum Verfaſſer hat. Seine Reden: „Die ethiſche Bewegung in der Religion“, von Profeſſor G. von Giżycki überſetzt, kamen zu einer Zeit heraus, als der myſtiſch-trübe Nebel des Rembrandtbuches das ganze literariſche Intereſſe zu verſchlingen drohte, und nur Wenige ſich gern von dem bequemen, vortheilhaften „Helldunkel“ zum vollen Licht des neuen Werkes wandten, umſomehr, als es rückſichtslos die moraliſchen Schäden des Einzelnen wie der Geſammtheit beleuchtet. Die Forderungen, die Salter ſtellt, vertieft und verſchärft Coit; was jener unter einer moraliſchen Handlung verſteht, verlangt dieſer vom ganzen inneren und äußeren Leben. Die Tugend der intellectuellen Redlichkeit, die von keiner Religion anerkannt, geſchweige denn gelehrt worden iſt, betont er bis in ihre äußerſten Conſequenzen: „Der Augenblick, in welchem die intellectuelle Redlichkeit in der Religion klar als eine Pflicht erkannt wurde, bezeichnet eine Epoche in dem moraliſchen Fortſchritt der Welt. . . . Wir predigen nicht die Freiheit, ſondern die abſolute Verpflichtung, ſelbſt zu denken, oder andernfalls überhaupt keine Meinung zu haben, — nicht das Recht, ſondern die Pflicht ſorgfältiger Unterſuchung. Profeſſor Clifford drückt es nicht zu ſtark aus, wenn er ſagt: Wenn ein Menſch, welcher einen Glauben hegt, der ihm in der Kindheit gelehrt, oder zu dem er ſpäter überredet worden iſt, irgendwelche Zweifel, welche hinſichtlich deſſelben in ſeinem Geiſte entſtehen, niederhält oder vertreibt, gefliſſentlich das Leſen von Büchern und die Geſellſchaft von Menſchen vermeidet, welche denſelben in Frage ſtellen oder unterſuchen, und diejenigen Fragen für irreligiös hält, welche nicht leicht geſtellt werden können, ohne denſelben zu ſtören, — dann iſt das Leben jenes Menſchen eine große Sünde gegen die Menſchheit. — Es iſt Jedermanns Pflicht, fügt Coit hinzu, die große gemiſchte Maſſe wahrer und falſcher Meinungen, welche wir von der Vergangenheit erben und welche die wahre Luft und Nahrung bilden, wovon wir als moraliſche Weſen leben, reinigen zu helfen. Wir vernachläſſigen unſere Vorrechte und ſetzen unſere Pflicht hintan, wenn wir einen einzigen Zweifel unterdrücken, oder Wahrheiten unſere Beiſtimmung geben, welche zu glauben wir nicht gute Gründe haben. Die Wahrhaftigkeit, die von jedem Menſchen, was ſeine Worte betrifft, verlangt wird, verlangt die höchſte Moral von ſeinen Gedanken und Thaten. Es darf nicht, wie bisher, als Tugend geprieſen werden, wenn man blindlings einer religiöſen, politiſchen, künſtleriſchen oder ſonſtigen Partei folgt, ſich zur Puppe in der Hand Anderer macht, genährt von den eigenen Vorurtheilen, Intereſſen und Begierden. Gegen die Faulheit im Denken, gegen die Stumpfheit im Fühlen gilt es Front zu machen, wie die größten

Geiſter aller Zeiten es gethan haben. „Habe Muth, Dich Deines eigenen Verſtandes zu bedienen!“ ruft Kant in Beantwortung der Frage: was iſt Aufklärung? und ſagt weiter: „Faulheit und Feigheit ſind die Urſachen, warum ein ſo großer Theil der Menſchen, nachdem ſie die Natur längſt von fremder Leitung freigeſprochen, dennoch gerne zeitlebens unmündig bleiben; und warum es Andern ſo leicht wird, ſich zu deren Vormündern aufzuwerfen. Es iſt ſo bequem, unmündig zu ſein. Habe ich ein Buch, das für mich Verſtand hat, einen Seelſorger, der für mich Gewiſſen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, ſo brauche ich mich ja nicht ſelbſt zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich bezahlen kann; Andere werden das verdienſtliche Geſchäft ſchon für mich übernehmen.“ In ſeiner Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht ſagt Kant: „Alles Gute, das nicht auf moraliſch-gute Geſinnung gepfropft iſt, iſt nichts als lauter Schein und ſchimmerndes Elend.“ Und Herder betont, daß die einzig wahre Religion Gewiſſenhaftigkeit ſei, d. h. Gehorſam gegen das Gewiſſen, den inneren Richter. Goethe ſpricht ſein Urtheil häufig dahin aus, daß der Menſch ihm lieber ſei, der auf eigenem Wege irre geht, als der auf fremdem Wege recht wandelt; und ein anderer großer Dichter, Milton, ſagt: „Wenn ein Mann Dinge glaubt, bloß weil ſein Paſtor ſo ſagt oder die Kirchenverſammlung ſo beſtimmt, ohne andere Gründe zu kennen, ſo wird, ob auch ſein Glaube wahr wäre, doch die Wahrheit ſelbſt, welche er beſitzt, ſeine Ketzerei.“ Sie alle ſprechen, wenn auch mit verſchiedenen Worten, von der intellectuellen Redlichkeit, einer Tugend, die ihrer Prediger harrt und geübt und verbreitet werden müßte, wie keine andere, und zwar nicht nur von denen, deren Stimme von Vielen gehört wird, ſondern von jedem Einzelnen im kleinſten Kreis. Grade auf den letztgenannten Punkt weiſen die Lehrer der ethiſchen Geſellſchaften ſtets auf's Neue hin. Uns fehlen Menſchen, die in Wort und That gegen die Unwiſſenheit, gegen die verſumpfte Moral, gegen die rohen Sitten, gegen die Mißachtung, welche die Männer den Frauen beweiſen, gegen die Selbſterniedrigung der Frauen, gegen die Frivolität und den Luxus kämpfen; denn alle ſittliche Cultur des Einzelnen ſoll nur zur Cultur der Geſammtheit führen. Der Menſch iſt kein Kunſtwerk, das nach ſeiner Vollendung einem ſchön erleuchteten Raum zur Zierde gereicht, ſondern ein Motor, der fortwirkende Kräfte erzeugt, in der freien Natur, womöglich im Sturme ſtehend. Es wäre ein todtes Capital, das die ethiſchen Geſellſchaften hervorbrächten, wenn es nicht zum Wohle Aller angelegt würde. Salter wie Coit ſtellen den Menſchen nicht nur auf eigene Füße, ſie fügen ihn auch als Glied in die Kette der Menſchheit ein; doch während die gewöhnliche Art der Wohlthätigkeit den moraliſch und phyſiſch Blinden und Lahmen gleichſam jährlich neue Stecken ſchenkt, mit denen ſie ſich weiter durch's Leben tappen, ſuchen ſie die Uebel ſelbſt zu heilen. Sie vertröſten nicht mit Worten, die für den Leidenden nur Stacheln haben, auf die Zukunft, auf Vergeltung oder Heilung irgend welcher Art; ſie faſſen ſelbſt zu, um all' dies herbeizuführen. Ein faſt vergeſſener deutſcher Philoſoph, J. Fries, ſchrieb einmal: „Wir haben ein orientaliſches, ein griechiſches und ein chriſtliches Zeitalter gehabt, wir ſtehen jetzt an der Schwelle des Zeitalters der Humanität.“ Iſt dies der Fall und ſind wir berufen, es herbeizuführen, ſo dürfen wir nicht mehr ſo oft von unſerer Barmherzigkeit, unſerem Mitleid den Armen und Elenden gegenüber ſprechen, ſondern von Gerechtigkeit und Liebe; das Gefühl des Hinabſteigens zu ihnen, das Vielen ſo beſchämend iſt und ſo verbitternd gewirkt hat, kann nur dadurch weichen. Coit erzählt von einer kirchlichen Armen-Miſſion, die an ſich ein gutes Werk that, wobei aber der Miſſionar jene Hauptlehre den Armen vorhielt: Ihr könnt nicht mäßig und nicht rechtſchaffen leben, wenn ihr nicht die Hilfe von oben erbittet; in euch ſelbſt liegt nicht die geringſte Kraft, Recht zu thun, ſie kommt nur durch Chriſti Gnade. „Es war nicht genug,“ ſagt Coit, „daß ſie arm und ungebildet und ohne die höheren Freuden und Genüſſe des Lebens waren: er mußte ſie jenes unſchätzbaren Juwels berauben, des freudigen Bewußtſeins, welches Jeder beſitzt: die Kraft zu haben, ſeine Pflicht zu thun. Ich begehrte aufzuſtehen und zu ſagen: Es iſt nicht wahr, was Du predigſt, ich weiß es, es iſt nicht wahr . . . Ihr könnt mäßig ſein, ihr könnt männlich ſein, es liegt in euch, ihr habt das Vermögen dazu in euch. Ihr möget arm ſein und ungebildet, ſelbſt unmäßig und unehrlich, aber laſſet Keinen wagen zu ſagen, daß ihr unfähig ſeid, alle Verſuchungen zu überwinden.“ Die Kraft, Recht zu thun, iſt ebenſo ein Theil unſerer ſelbſt, als die Kraft, zu eſſen und zu ſehen; es gilt dieſe Kraft anzurufen, den Glauben an ſie zu erwecken, Selbſtachtung zu ſchaffen und dadurch zu moraliſchem Streben anzuſtacheln.

Das ſind in großen Zügen einige der leitenden Gedanken, welche die ethiſche Bewegung in Amerika wach gerufen und verbreitet haben und die bei uns immer weitere Kreiſe zu gleichen Beſtrebungen begeiſtern. In Berlin hat ſich beſonders der deutſche Mitherausgeber des auf Stanton Coits Anregung 1890 gegründeten ,,International Journal of Ethics“, Profeſſor Dr. G. von Giżycki, um die Verbreitung der Ideen jener Vereinigungen mit ſolchem Erfolg bemüht, daß ihr amerikaniſcher Gründer, Mr. Adler, bei einem Beſuch in Berlin, die Stiftung einer deutſchen Geſellſchaft befürwortete. Er gab zwar ſelbſt zu, er habe hier zuerſt das Gefühl gehabt, vor Mauern zu ſtehen, ohne entſcheiden zu können, ob ſie von Stein oder von Eiſen ſeien; aber ſein Vortrag, den er im März v. J. vor einem kleinen Kreiſe hielt, ſchlug die erſte Breſche in dieſe Mauer. Im April luden Geheimrath Kriſtaller und Profeſſor von Giżycki zu einer zweiten Verſammlung ein, wobei Letzterer über die Beſtrebungen und Ziele der amerikaniſchen Geſellſchaften ſprach und ein Comité von Damen und Herren gewählt wurde, das die weiteren Vorbereitungen zur Gründung einer deutſchen Geſellſchaft in die Hand nahm. Folgendes Programm wurde zunächſt aufgeſtellt:

> „Die Geſellſchaft für ethiſche Cultur will zu gemeinſamem Wirken durch That und Wort alle Diejenigen (Männer wie Frauen) vereinigen,

> welche die Nothwendigkeit anerkennen, der Feindſeligkeit und dem Unmaß in der Menſchenwelt engere Schranken zu ziehen, und welche auch gewillt ſind, Selbſtbeherrſchung, Gerechtigkeit und liebreiche Mitempfindung in ſich und in Anderen zu pflegen.
>
> Den Mitgliedern aller anderen in gutem Glauben handelnden Gemeinſchaften offen ſtehend, will die Geſellſchaft ſelbſt keinerlei Parteiſtellung einnehmen; ſie läßt vielmehr ihren Mitgliedern vollſte Freiheit in religiöſen, ſocialen, politiſchen Ueberzeugungen.
>
> Die ethiſche Geſellſchaft will alle Beſtrebungen unterſtützen, welche die ernſte Beſinnung auf die gemeinſamen Grundlagen menſchlicher Geſittung und die entſprechende Geſtaltung der Erziehung und Lebensführung zu fördern geeignet ſind.“

Eine Verſammlung im Mai, bei der Vertreter und Vertreterinnen der verſchiedenſten politiſchen und religiöſen Richtungen anweſend waren, eröffnete eine Dame mit einer Klarlegung der Bewegung im Allgemeinen, an die ſich Discuſſionen knüpften.

Bis dahin war noch nichts darüber an die Oeffentlichkeit gedrungen; jetzt erſchien in der Nationalzeitung vom 15. Mai ein längerer Artikel, und Ende Juni kam eine kleine Broſchüre heraus: „Die ethiſche Bewegung in Deutſchland. Vorbereitende Mittheilungen eines Kreiſes gleichgeſinnter Männer und Frauen zu Berlin“ (Dümmlers Verlagsbuchhandlung), die als die erſte Kundgebung dieſer Art die vollſte Aufmerkſamkeit verdient. Die Anonymität der kleinen Schrift wird dadurch erklärt, daß „einige der Männer und Frauen, deren Mitwirkung den übrigen erwünſcht war, einer kurzen Friſt bedurften, bevor ſie voll und ganz für die Sache der ethiſchen Bewegung eintreten konnten, theils weil ſie zur Zeit in beſonderer Weiſe mit übernommenen Pflichten belaſtet ſind, theils weil es ihnen nicht zuläſſig ſchien, durch ihr perſönliches Hervortreten auch nur entfernt und mißverſtändlich den unberechtigten Eindruck zu erwecken, als ob die Inſtitutionen oder die Kreiſe, innerhalb deren ſie zur Zeit beſondere Vertrauensſtellungen einnehmen, auch in dieſer Angelegenheit mit ihrer Ueberzeugung und mit ihrer Autorität hinter ihnen ſtänden.“

Als Profeſſor Felix Adler am 3. Juli wieder in Berlin anweſend war und vor einem großen Zuhörerkreis eine begeiſtert aufgenommene Rede hielt, ſollte die kleine Broſchüre ihn von dem neuen glücklichen Sturmlauf gegen die von ihm gefürchteten „Mauern“ überzeugen.

Der Inhalt theilt ſich in drei Theile: dem vorhin erwähnten Artikel der Nationalzeitung, der über die bisherige Entwickelung der ethiſchen Bewegung referirt, die Eröffnungsrede der Maiverſammlung und ein zuſammenfaſſendes Schlußwort. Was beim Durchleſen der Broſchüre zuerſt als der weſentliche Unterſchied zwiſchen ihr und den amerikaniſchen Veröffentlichungen auffällt, iſt die Betonung des Kampfes gegen die Intoleranz in allen drei

Theilen. Man empfindet, daß die Bewegung, welche der Zedlitz'ſche Volksſchulgeſetzentwurf hervorgerufen hat, nicht nur nicht vergangen iſt, ſondern nun einem entſchiedenen Angriff gegen den geiſtigen Druck theologiſcher Gewalthaber Platz gemacht hat. „Die ethiſchen Geſellſchaften," ſo heißt es, „ſtehen auch allen denjenigen kirchlich Geſinnten offen, welche anerkennen, daß es etwas giebt, was, unabhängig von jedem religiöſen Bekenntniß, die Herzen verbindet. Nur gegenüber der grundſätzlichen Intoleranz kennt die ethiſche Bewegung keine Duldung. Sie betrachtet Denjenigen als einen Feind aller menſchlichen Geſellſchaft, der die ſittliche Zuverläſſigkeit und den ſocialen Werth ſeiner Mitmenſchen an ihren Glaubensvorſtellungen mißt." Sodann hält der Verfaſſer eine Populariſirung und gemeinſame Pflege der ethiſchen Wiſſenſchaft für beſonders wichtig, um die Unabhängigkeit des Charakters und der Humanität von theologiſchen Vorſtellungen einleuchtend darzuthun und eine ſo allgemeine Bildung herbeizuführen, daß in Zukunft Jeder gegen die beleidigende Behauptung, es gäbe keine allgemein menſchliche Moral energiſch proteſtiren könne. Die Umwälzung der ſittlichen Pädagogik iſt eines der Ziele der ethiſchen Geſellſchaft, denn auf keinem Gebiet wird mehr geſündigt als auf dieſem. Die hauptſächlich an der Hand der Bibel geleitete ſittliche Erziehung der Kinder will der Verfaſſer nicht umſtoßen, er verlangt nur, daß die großen religiöſen Denkmale der Vergangenheit nicht die einzige Richtſchnur für die Erziehung von Menſchen bilden, die in einer Welt leben und wirken ſollen, welche ganz andere Anforderungen an ſie ſtellt, als ſie es in jenen fernen Epochen gethan: „Die Ethik des Familienlebens, die Stellung der Frau, die ſittliche Bedeutung der Arbeit, die Fragen der induſtriellen und politiſchen Moral, die Pflicht der intellectuellen Redlichkeit — alle dieſe Fragen ſind den ſittlichen Geſetzgebern jener einfacheren und dem hochentwickelten menſchlichen Zuſammenleben fernliegenden Zeiten noch nicht zu vollem Bewußtſein gekommen." So ſehr der Verfaſſer auch auf der Seite der Religion ſteht — er erzählt, daß Mitglieder der ethiſchen Geſellſchaft Amerikas durch ſie ihrer Kirche zurückgewonnen wären, und hätte den Ausſpruch des Biſchofs Philipp Brooks hinzufügen können, der ſeinen Zuhörern den Beſuch der ethiſchen Vorträge empfahl — ſo rückſichtslos ſpricht er ſich gegen die orthodoxe Theologie aus. In einem im „Magazin der Literatur" erſchienenen Artikel wird dieſer Standpunkt am ſchärfſten kritiſirt und Toleranz auch gegen Intoleranz verlangt. Da jedoch eine ethiſche Geſellſchaft für das Gute nicht kämpfen kann, ohne das Schlechte zu bekämpfen, ſo muß ſie gerade gegen die Intoleranz ihre Waffen am meiſten ſchärfen, denn in ihr liegt der Grund zu vielen ſchweren Mißſtänden unſerer Zeit. Ein Menſch, er mag im Uebrigen noch ſo rechtſchaffen ſein, der einen anderen verdammt oder auch nur mißachtet, weil er einer anderen religiöſen oder politiſchen Partei angehört, begeht damit eine offenbare Ungerechtigkeit. Der Werth des Einzelnen darf in Sachen der Religion nicht nach ſeinem Verhältniß zu Gott, ſondern muß nach ſeinem Verhältniß zur Menſchheit beurtheilt werden, und in der Politik frägt es ſich nur, ob Sonderintereſſen oder ob das Intereſſe am Wohl der Geſammtheit die treibende Kraft iſt.

Der zweite Theil des Heftes, die Rede, welche am 7. Mai d. J. gehalten worden iſt, beſchäftigt ſich zunächſt mit der Frage, ob die Gründung einer ethiſchen Geſellſchaft in Deutſchland einem Bedürfniß entſpricht, die ſie entſchieden bejaht, da der Glaubens-, Klaſſen- und Racenhaß immer mehr überhand nimmt und daneben eine alte Weltanſchauung unrettbar dem Zuſammenſturz entgegengeht. Der feſte Punkt, auf den wir uns zu ſtellen haben, iſt das gemeinſame Mahnwort aller Religionen: Seid gut, — es iſt die Thatſache des Gewiſſens. Den Vorwurf, als wollten die Führer der ethiſchen Geſellſchaft ſich ſelbſt auf ein moraliſches Piedeſtal erheben und den „Verdorbenen“ unter ihnen Buße predigen, weiſt die Verfaſſerin energiſch zurück. Sie ſind im Gegentheil von der ganz modernen Einſicht durchdrungen, daß „nur durch Zuſammenſchluß aller ſchwachen Einzelkräfte wirkliche Culturerfolge zu erringen ſind“, und wollen ſich mit allen guten Elementen zu dieſem Zweck vereinigen.

Sehr richtig bemerkt die Vortragende, daß es zunächſt darauf ankommt, ideelle, nicht materielle Werthe zu ſchaffen, daß es gilt bis in's Kleinſte, ja bis in die Geſelligkeit hinein, ethiſch vorzugehen. Von vielen ſocialen Reformern wird der letztgenannte Punkt als zu geringfügig überſehen, während es gerade wichtig wäre, den geſelligen Verkehr ſo zu ethiſiren, daß er wieder als Anregung und Erholung angeſehen werden könnte, nicht als wüſte Kneiperei oder blaſirtes Zeittodtſchlagen, wodurch die Klügſten und Beſten nur zu oft zu Einſiedlern werden. Hätten wir uns nicht angewöhnt, Jedem den Rücken zu kehren, der nicht zu unſerer Partei, zu unſerer Geſellſchaft, ja ſelbſt zu unſerem Beruf gehört, wir würden viel mehr Stoff zur Unterhaltung finden, wir würden vor allen Dingen viel tiefer in die Menſchen hineinſehen; die ſcheinbaren Abgründe zwiſchen ihnen würden immer mehr verſchwinden, weil Toleranz und gegenſeitige Achtung ſie überbrückt. Was die praktiſche Thätigkeit betrifft, ſo betont die Verfaſſerin die Erziehung und Bildung der Erwachſenen durch die ethiſche Geſellſchaft und weiſt dabei auf Toynbee-Hall, die Niederlaſſung einer engliſchen Univerſität mitten unter der Arbeiterbevölkerung Londons, hin, wo junge Männer, die ihr Studium beendet haben, höhere Bildung und Cultur zu verbreiten ſuchen. In einem Vortrag, den Profeſſor Lujo Brentano im Verein deutſcher Studenten gehalten hat, erzählt er von dieſer Anſtalt, die er ſelbſt beſuchte: Die Abendvorleſungen werden ſtark beſucht; die Bibliothek wird eifrig benutzt; Gemälde, die ſich in Privatbeſitz befinden, kommen dort zur Ausſtellung, und die Toynbee-Männer lehren nicht nur, ſondern ſie nehmen auch an den Vergnügungen, an den Clubs und den eigenen Angelegenheiten der Arbeiter Theil, wobei die Frage: biſt Du Anglikaner oder Diſſenter, Katholik oder Jude, Tory oder Whig, Radikaler oder Socialdemokrat nicht aufkommt, ſondern nur die: womit kann ich Dir helfen? Die Reſultate ſind bedeutende, denn die Bildung hat ſich gehoben, und dem Ausländer fällt es beſonders auf, daß die geiſtige Nahrung der höheren und niederen Klaſſen ein und dieſelbe iſt. Stanton Coit hat durch ſeine Nachbarſchaftsgilden in London und New-York Aehnliches erreicht, und Salter verlangt es in ſeiner Rede über die ſocialen Aufgaben junger Männer. Doch die geiſtigen Gaben müſſen ebenſo wie die materiellen von den Mitgliedern einer wahrhaft ethiſchen Geſellſchaft dem Nothleidenden nicht mit einer Art hochmüthigen Mitleids als Almoſen in den Schoß geworfen werden. Coit führt darüber die Worte eines ausgezeichneten Philanthropen an: „Nach einer Erfahrung von elf Jahren würde ich ſagen, daß Keiner die Wurzeln des Uebels berührt, welcher nicht den Helfer mit dem, welchem er helfen will, in ein freundſchaftliches Verhältniß bringt;“ und der Aeſthetiker John Ruskin rief der Geiſtlichkeit Englands zu: „Ihr ſpeiſt mit den Reichen und predigt den Armen; es wird nicht beſſer werden, bis Ihr mit den Armen ſpeiſt und den Reichen predigt.“

Wenn am Schluß der Rede Kant als derjenige erwähnt wird, deſſen Gedanke von der unſichtbaren ethiſchen Gemeinde jetzt ſeine Verwirklichung findet, ſo darf auch Leſſing nicht vergeſſen werden; denn ſein Freimaurer-Geſpräch „Ernſt und Falk“ gipfelt in demſelben Gedanken. Als ein Freimaurer-Bund ohne Geheimniſſe und ohne Ausſchließung der Frauen kann die ethiſche Geſellſchaft ja auch bezeichnet werden, beſonders wenn wir des Schluſſes gedenken, den Herder dem Geſpräche Leſſings hinzufügte: „Alle Symbole mögen einſt gut und nothwendig geweſen ſein; ſie ſind es aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unſere Zeiten. Für unſere Zeiten iſt gerade das Gegentheil nöthig: reine, helle, offenbare Wahrheit. . . . Glaubſt Du aber nicht, daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde? . . . Das wäre ſehr inhuman. Wir ſind nichts als Menſchen; ſei Du der Erſte unſerer Geſellſchaft.“

Im Schlußwort der Broſchüre wird auf dieſe und andere ethiſche Bewegungen früherer Zeiten hingewieſen; das Chriſtenthum war die größte und umfaſſendſte, und es liegt nicht an ihm, ſondern an der Herrſchſucht und dem Unverſtand ſeiner ſpäteren Verkünder, daß die Bewegung in todten Formeln erſtarrte. Neuerdings, wo das Bedürfniß nach tieferer Erfaſſung unſerer Pflichten, nach individueller Geſtaltung des Lebens von innen heraus, entgegen der früheren gedankenloſen Nachahmung hergebrachter Sitten und Vorſtellungen, immer weitere Kreiſe ergreift, werden auch im Chriſtenthum die Stimmen zahlreicher, die es aus ſeiner Dornröschen-Verzauberung erlöſen wollen. In England wirkt Drummond, in Deutſchland Egidy in dieſer Richtung; ſie erſtreben Beide nichts Anderes, als ethiſche Cultur; der einzige, allerdings tiefgreifende Unterſchied beſteht in ihrer Aufrechterhaltung des Namens Chriſtenthum; und doch iſt es zweifellos weit beſſer, eine neue Fahne zu hiſſen, deren klares Bild keinem Mißverſtehen ausgeſetzt iſt, als eine alte, deren leuchtendes Symbol durch die Flickarbeit vieler ungeſchickter Hände nur von Wenigen noch erkannt werden kann. Die ethiſche Geſellſchaft ſieht jedoch das Wachſen dieſer Beſtrebungen aus der Mitte der kirchlichen Gemeinſchaften heraus nur als eine Mitarbeit an, die ſich, je näher dem Ziele, deſto ſicherer ganz mit ihr vereinigen wird; denn es kann nicht genug betont werden, daß ſie durchaus nicht religionsfeindlich auftritt und mit den beſtehenden Freidenkergemeinden nicht identiſch iſt. Sie taſtet den Glauben des Einzelnen nicht an, ſo lange er ſeine perſönlichen religiöſen Vorſtellungen nicht zur alleinigen Grundlage der allgemeinen Moral machen will und nicht den Werth des Menſchen an ihnen mißt.

In einzelnen kurzen Abſchnitten giebt das Schlußwort eine Ueberſicht über die nächſte praktiſche Thätigkeit der Geſellſchaft, welche die Hebung der ethiſchen Volksliteratur und Volkserziehung als erſtes Ziel im Auge hat. Von großem Werth wird es dabei ſein, die Einrichtungen in Amerika und in Frankreich zu ſtudiren und das Gute in ihnen nicht ſchablonenmäßig nachzuahmen, ſondern unſerem Charakter und unſeren Zuſtänden anzupaſſen. Das Bedürfniß nach der Gründung eines ethiſchen Unterrichts macht ſich vielen Eltern immer deutlicher fühlbar, da er „in Folge der religiöſen Befangenheit oder kirchlichen Abhängigkeit eines Theiles der Lehrerwelt zur Zeit als höchſt unbefriedigend und für die Charakterentwickelung der Jugend bedenklich erachtet werden muß.“ Wer ſich nur etwas gerade mit dieſem Zweig der heutigen Erziehung bekannt gemacht hat, muß erkennen, wie ſtatt Liebe Haß, ſtatt Toleranz Intoleranz ſyſtematiſch groß gezogen wird, wie die lebendigen Gefühle und Gedanken des Kindes durch Einprägen von Worten und alterthümlichen Formeln erſtickt werden und entweder Spottluſt oder Heuchelei oder Denkfaulheit das Reſultat eines Unterrichtes iſt, der doch die Grundlage der ganzen Charakterentwickelung ſein ſoll. Profeſſor Felix Adler, der ſich der moraliſchen Erziehung der Kinder mit größter Hingebung angenommen hat, veröffentlichte ein Buch darüber, das gewiß auch bei uns freudig begrüßt werden wird*).

In den Schriften unſer großen Denker und Dichter finden ſich auch viele beachtenswerthe Gedanken darüber: ich erinnere nur an Goethes Erzählung von der pädagogiſchen Provinz in Wilhelm Meiſters Wanderjahren, wo die Erziehung nicht auf Furcht und geiſtige Knechtſchaft, ſondern auf Ehrfurcht und geiſtige Befreiung gegründet iſt. Doch es ſcheint mir einſeitig, nur den Lehrern den Vorwurf zu machen, daß ſie die ethiſche Erziehung ihrer Zöglinge nicht richtig zu leiten verſtänden; die Eltern tragen viel größere Schuld daran. Man ſcheint des Glaubens zu leben, jede Mutter und jeder Vater könne von ſelbſt Kinder erziehen, während Menſchen zu bilden die ſchwerſte Aufgabe und eine praktiſche Wiſſenſchaft von höchſter Wichtigkeit iſt, auf deren Gebiet noch Geſetze zu finden und Entdeckungen zu machen ſind, wie auf keinem anderen. Es gilt nicht allein die Jugend zu erziehen, ſondern es gilt auch die Erwachſenen heranzubilden, damit ſie dazu im Stande ſind.

---

*) The Moral Instruction of Children. New-York 1892. G. von Giżycki wird dieſes Werk in's Deutſche überſetzen.

Zu ihrer gegenſeitigen Förderung und Belehrung ſollen Verſammlungen mit Vorträgen und Diskuſſionen eingerichtet werden. Es wird dabei beſonders anregend wirken, wenn die verſchiedenſten Anſichten über einzelne Fragen ausgetauſcht werden; nichts kann günſtiger ſein, um Selbſtbeherrſchung, Gerechtigkeit, gegenſeitige Achtung und Duldung zu fördern. Mit Recht betont der Verfaſſer des Schlußwortes, daß die Summirung der kleinſten täglichen Wirkungen dieſer Art die größten Erfolge der Menſchenbildung erziele. Es tritt dabei an den Einzelnen die entſchiedene Aufforderung heran, auch ſeinerſeits mit zu arbeiten zum Wohle der Geſammtheit, denn keine dafür angewandte Kraft geht verloren.

Darauf legt die ethiſche Geſellſchaft den größten Nachdruck; ſie beſtreitet entſchieden, daß es irgend welche beſondere politiſche, kirchliche oder ſociale Moral giebt, in deren Namen eine Menſchenklaſſe dieſen höchſten Geſichtspunkt aus den Augen laſſen kann, und iſt in dieſer Richtung auf unvermeidliche Kämpfe gefaßt.

Alle Einrichtungen zum Beſten der Armen und Unterdrückten finden bei ihr die vollſte Unterſtützung, ſobald ſie nicht intolerant und engherzig auftreten. „Viel wichtiger aber,“ heißt es im Schlußwort, „als alle Darbietung von Hilfe und Barmherzigkeit iſt die Gewährung von Recht und Gerechtigkeit. Es iſt eine Beleidigung, Jemandem, der ein Recht zu fordern hat, nur ein Almoſen zu gewähren. Die ethiſche Bewegung wird ſich daher mit dem höchſten Ernſte der Prüfung der großen ſocialen und wirthſchaftlichen Fragen im Sinne der vorurtheilsfreien Erörterung aller verbeſſerungsbedürftig erſcheinenden Einrichtungen und Zuſtände, ſelbſt der durch uralte Gewohnheit und Erfahrung als unveräußerlich und unantaſtbar geltenden widmen. Bei dieſer Prüfung wird ſie aber auch mit aller Vorſicht und Gerechtigkeit darauf achten, daß die unumgängliche Fort- und Umbildung der Einrichtungen nicht durch die elementaren Leidenſchaften des Neides und Haſſes . . . . in einen unheilvollen Wucherungsproceß auflöſender Neubildungen verwandelt werde.“

Die Beſtrebungen der ethiſchen Geſellſchaft umfaſſen ſomit ein faſt unendlich erſcheinendes Gebiet, und Viele, die davon leſen, werden ſich vielleicht enttäuſcht von ihr abwenden, wenn ſie die kleinen, unſcheinbaren Anfänge ſahen, womit alles Neue in's Leben tritt. Wir ſind auf Spott und Mißdeutungen aller Art gefaßt, umſomehr als die ethiſche Geſellſchaft keine mit großen Mitteln ausgerüſtete Wohlthätigkeitsanſtalt iſt und die ideellen Werthe, die ſie beſitzt und ſchafft, nicht prunkend ſichtbar und deshalb nicht ſofort gewürdigt werden, beſonders nicht von dem größten Theil der höheren Geſellſchaftsſchichten, wo der belebende Glaube an das Gute, an den Fortſchritt der Menſchheit ſo weit geſchwunden iſt, daß Worte wie „Verachte deinen Nächſten wie dich ſelbſt“ ausgeſprochen werden konnten. Dieſer Peſſimismus fällt wie Mehlthau auf emporſprießendes Leben, und gegen ihn in Wort und

Schrift kämpfen, heißt der Menſchheit die Lebensfreudigkeit wiedergeben, ohne die kein erfolgreiches Streben denkbar iſt. Der Verfaſſer des Schlußworts ſpricht ſich darüber folgendermaßen aus: „Es iſt der gefährliche Peſſimismus zu bekämpfen, welcher gegenüber den ſocialen Bewegungen der Maſſen keine Zuverſicht mehr auf den Sieg des Vernünftigen und Guten im Herzen trägt und eine Art von düſterer Reſignation in dem Gedanken findet, daß das Unterliegen des Beſtehenden nur zugleich mit einem allgemeinen Zuſammenbruch unter Strömen von Blut eintreten werde. Dem moraliſchen Bankerott ſolcher Anſchauungen treten wir mit dem freudigen Glauben an die Menſchennatur entgegen.“

Als Profeſſor Felix Adler am 3. Juli v. J. in Berlin über die ethiſche Bewegung ſprach, betonte er beſonders, wie wichtig es gerade in Deutſchland ſei, dieſen Glauben wachzurufen. Das Pflichtbewußtſein, ſagte er, imponire dem Ausländer im Deutſchen am Meiſten, aber es dürfe ſich nicht nur in der Befolgung überlieferter Gebote, ſondern es müſſe ſich ſchöpferiſch äußern und im Vollgefühl der eigenen moraliſchen Kraft eine neue Welt geſtalten. Im ſittlichen Streben liegt für Alle der wahre Werth des Lebens; die Pflicht iſt das Rettungsboot, das bereit iſt, uns aufzunehmen, wenn der religiöſe Glaube Schiffbruch leidet. Die Verpflichtung einer ethiſchen Vereinigung ſei es aber auch, der ſocialen Frage nicht aus dem Wege zu gehen, ſondern ſie dadurch einer Löſung entgegenzuführen, daß ſich unter den Mitgliedern mindeſtens ebenſoviel Arbeiter wie Unternehmer befinden, die ſie von allen Seiten beleuchten können. Iſt ſie doch auch nicht nur eine Arbeiterfrage; jede Menſchenklaſſe bedarf der Erlöſung, bedarf der ethiſchen Cultur, wie jeder einzelne Menſch. Darum ſoll einer dem andern helfend und fördernd näher treten um durch tägliche kleine Wirkungen die großen herbeizuführen.

Der Menſch, ſagt das Sprichwort, iſt dem Menſchen ein Wolf, ein Teufel, ein Engel, ein Gott; daſſelbe ſind ſich die Menſchenklaſſen und Völker.

Die ethiſche Cultur erſtrebt, daß der Menſch des Menſchen Engel werde, während die Cultur, für deren Verbreitung man glaubt mit Blut und Eiſen Bahn brechen zu müſſen, wie Wolf und Teufel gewirkt hat. Was nutzten die Kreuzzüge dem Orient? Was war es für eine Cultur, die von Engländern, Spaniern, von Portugieſen, Holländern und Deutſchen fernen Welttheilen gebracht worden iſt? Europäer haben von Cultur geprahlt und ſie durch ungerechte Kriege, durch Betrug und Unterdrückung ihres glänzenden Namens beraubt. Ethiſche Cultur umfaßt das Menſchengeſchlecht als ein Ganzes, das für einander, nicht gegen einander arbeitet.

Es ſei erlaubt, Herder zum Schluß, wie zum Anfang ſprechen zu laſſen:

„Wer unternimmt's zu ſagen, wohin das Menſchengeſchlecht in ſeinen fortgeſetzten, auf einander gebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? . . . Blicke umher! Wie viel wahre und echte Wiſſenſchaft iſt ungebraucht in der Welt! Wie viel Verſtand liegt unterdrückt und begraben! wie viel Anderes wird gemißbraucht! Scheinwahrheit, ſtarres Vorurtheil, heuchelnde

Lüge, träge Luſt, vernunftloſe Willkür verwirren unſer Geſchlecht. . . Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beſchäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtauſende der Geſchichte unſeren Unverſtand, unſere kindiſche Trivialität und Feigheit?

Einheit unſerer Kräfte alſo, Vereinigung der Kräfte Mehrerer zu Beförderung eines Ganzen im Wohle Aller — mich dünkt, dies iſt das Problem, das uns am Herzen liegen ſollte.“

II.

Der vorhergehende Abſchnitt war bereits geſchrieben, als die Deutſche Geſellſchaft für ethiſche Cultur ſich conſtituirte.

Die Einladung zu der vom 18.—21. October währenden Verſammlung wies als Unterzeichner eine große Anzahl bedeutender Perſönlichkeiten auf, die durch ihr Eintreten für dieſe Sache ihr das weitgehendſte Intereſſe ſicherten. Den oft ſtürmiſchen Verhandlungen der vier Tage wohnten gegen 600 Zuhörer aus allen Schichten der Bevölkerung bei, die mit beſonderer Genugthuung den Umſtand begrüßten, daß der deutſche Gelehrte, dem ſeine einſeitige Abgeſchloſſenheit gegenüber den ſocialen Beſtrebungen mit Recht oft zum Vorwurf gemacht worden iſt, aus der Studirſtube in das öffentliche Leben trat.

Der Director der Berliner Sternwarte, Geheimer Regierungsrath Profeſſor Dr. Wilhelm Förſter, der neben dem Profeſſor Dr. Georg von Giżycki, von Anfang an die Seele der Bewegung war, hielt als Vorſitzender des Comités die Einleitungsrede*). Er ſchilderte das moraliſche und ſociale Elend unſerer Zeit, gegen das bisher das rechte Heilmittel nicht gefunden worden iſt: „trotz Chriſtenthum und Philoſophie ſind wir eigentlich noch Wilde geblieben“, denn die beſeligenden Lehren des Chriſtenthums ſind im Dogmatismus des Kirchenthums erſtarrt, und während ſonſt die Wiſſenſchaften einen ungeahnten, glänzenden Aufſchwung nahmen, blieb die Ethik in Bücher gebannt, ohne lebendigen Einfluß auf Volkserziehung, da die Kirche darin eine abſolute, dem Laienelement wie der Lehrerſchaft gleich unnahbare Autorität ausübte. Auch gegenüber der Autoritäten-Herrſchaft auf politiſchem und juriſtiſchem Gebiet betonte der Redner die Nothwendigkeit, ſelbſtändig denkende Menſchen zu erziehen. „Vertiefendes Denken wirkt an ſich ſchon echt ethiſch, d. h. läuternd, harmoniſirend, beſeligend. Welche herrlichen Wirkungen laſſen ſich davon erwarten, wenn daſſelbe dem höchſten Ziele dieſes Erdenlebens, der Beglückung Aller, mit derſelben Treue zugewandt wird, mit welcher man bisher nur bei Erforſchung der Probleme der Natur gearbeitet hat.“ Was die ſchon beſtehenden verwandten Beſtrebungen betrifft, ſo begrüßte der Redner mit beſonderer Herzlichkeit, „in brüderlicher

---

*) Erſchienen bei Ferd. Dümmler. 1892.

Liebe“ die durch Herrn von Egidy hervorgerufene. „Unſer iſt die Zukunft,“ rief er begeiſtert aus, eine Zukunft, in der der rohe Kampf um's Daſein in einen Wetteifer harmoniſcher Kräfte zur Erringung der größmöglichen Vollkommenheit und des größtmöglichen Wohlſtandes für Alle umgewandelt ſein ſoll. Er ſchloß mit dem Ausdruck der freudigen Hoffnung, daß es allmählich gelingen werde, durch begeiſtertes Reden und Thun mit der Parole: „Einer für Alle und Alle für Einen,“ den Sieg des Guten herbeizuführen. Nachdem die Zuhörer ihrer Befriedigung über das Geſagte vollen Ausdruck gegeben hatten, wurde der Statutenentwurf verleſen. Die beiden erſten und wichtigſten Paragraphen deſſelben lauten: 1. Es iſt der Zweck der Geſellſchaft, im Kreiſe ihrer Mitglieder und außerhalb deſſelben als das Gemeinſame und Verbindende, unabhängig von allen Verſchiedenheiten der Lebensverhältniſſe, ſowie der religiöſen und politiſchen Anſchauungen, die Entwickelung ethiſcher Cultur zu pflegen. Unter ethiſcher Cultur als Ziel ihrer Beſtrebungen verſteht die Geſellſchaft einen Zuſtand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menſchlichkeit und gegenſeitige Achtung walten. 2. Zur Erreichung des Zweckes der Geſellſchaft ſollen zunächſt folgende Bethätigungen dienen: 1. Veranſtaltungen zur Hebung der ethiſchen Jugenderziehung in allen ihren Stufen und zur Pflege des Wahrhaft-Menſchlichen und Gemeinſamen im ethiſchen Unterricht, unabhängig von den trennenden Lehren der religiöſen Confeſſionen und Parteien; 2. Veranſtaltungen von Vorträgen und Beſprechungen über ethiſche Forderungen und Probleme im Kreiſe der Mitglieder und Pflege der weihevollen Einwirkung von Wiſſenſchaft und Kunſt auf die weiteſten Kreiſe des Volkes. 3. Verbreitung von ethiſch förderlichen Erörterungen durch Bücher, Zeitſchriften, Flugblätter, Zeitungsartikel u. ſ. w. 4. Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksſchichten, ſowie an dem Schutze und der Hilfe für alle Leidenden und Bedrängten gegen jede Art von Unglück und Unrecht.

Die nun folgende Discuſſion war eine ſo lebhafte, daß es zu einem Abſchluß am ſelben Tage nicht kam; Vertreter faſt aller Volkskreiſe und faſt aller Parteien — nur die Hochconſervativen und das orthodoxe Kirchenthum hatten ſich ausgeſchloſſen — betheiligten ſich an der Debatte, und ſo ſeltſam es erſcheinen mag, in einem Punkte waren alle einig, der Mann wie die Frau, der Gelehrte wie der Proletarier und der Offizier: daß es höchſte Zeit ſei, der moraliſchen Verſumpfung, beſonders in den höheren Kreiſen, energiſch entgegenzutreten. Es fielen harte Worte, aber auch Worte von tiefer, einſchneidender Wirkung. Der Höhepunkt der allgemeinen Verhandlungen war zweifellos die mit großem Enthuſiasmus aufgenommene Rede des Oberſten a. D. Hugo v. Giżycki. Er wandte ſich zunächſt an die Vertreter des vierten Standes, die ſich abweiſend gegen die Geſellſchaft verhalten hatten. „Sie irren“, ſo ſagte er „wenn ſie behaupten, wir hätten kein Herz für das Elend des Volks. Man müßte ja blind ſein, um das nicht zu ſehen, worüber man auf Schritt und Tritt ſtolpert. Wir haben nicht nur ein Herz für das Volk, wir haben auch den guten Willen, ihm zu helfen. Aber eine hohe Bürgertugend fehlt den oberen Ständen, eine Tugend, die im vierten Stand monopoliſirt zu ſein ſcheint: das iſt der Muth. Und woher kommt das? Das kommt von dem verfluchten, infamen Streberthum, das rechts und links ſchaut, um ja nirgends anzuſtoßen, um ja keine andere Meinung, als die des Vorgeſetzten zu zeigen. $^{99}/_{100}$ der Gebildeten weiß heute, daß die Dogmen und Kirchenvorſchriften Menſchenmachwerk ſind, von der Wiſſenſchaft längſt überholter, alle geiſtige Entwickelung niederdrückender Wortkram, aber nur $^{1}/_{100}$ hat den Muth, es zu ſagen. Gegen dieſe Feigheit haben wir zu kämpfen. Es gilt, wieder Charaktere zu erziehen, denn auf ihnen allein beruht das Heil unſeres Vaterlandes und der Menſchheit.“ Die allgemeine Anerkennung, die dem Redner zu Theil wurde, ſprach ein Arbeiter in beſonders draſtiſcher Weiſe aus, indem er verſicherte, ſo habe er noch Keinen von den Gebildeten reden hören, er laſſe ſich aber trotzdem nicht in's Garn locken, denn „ich bin Anarchiſt und wünſche die ganze Geſellſchaft zum Teufel.“

In den weiteren Verhandlungen trat deutlich zu Tage, wie Wenige ſich mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß es ſich hier um keine politiſche oder religiöſe Geſellſchaft handle, ſondern um eine Vereinigung auf dem Allen gemeinſamen Boden der Ethik. Die Redner der freireligöſen Gemeinden verlangten gradezu eine feindliche Stellungnahme der Kirche gegenüber; die Arbeiter erwarteten einen offenen Kampf gegen den Kapitalismus; die Freiſinnigen einen gegen die Socialdemokratie, — während es ſich einzig und allein um einen Kampf gegen das Unrecht auf allen Gebieten und in allen Parteien handelt. Nicht neue Schranken gilt es aufzurichten, ſondern alte einzureißen, damit gute, ernſte Menſchen ſich die Hand reichen können zu gemeinſamer Arbeit, wie es Profeſſor Förſter in der Einleitung zur dritten Verſammlung betonte.

Von beſonderem Intereſſe war an dieſem Tage die Rede Dr. Coits, der als Geſandter der ethiſchen Geſellſchaft Londons in Berlin erſchienen war. In ſchlichter und doch packender Weiſe berichtete er von ſeinen Erfahrungen bei dem moraliſchen Jugendunterricht und trat der Anſicht entgegen, daß gerade auf dieſem Gebiet der Religion gegenüber eine beſtimmte Stellung eingenommen werden müſſe. Ein bekannter deutſcher Gelehrter, Profeſſor Ernſt Häckel, ſprach noch an demſelben Abend ſeine entgegengeſetzte Meinung aus: „Die Ethik iſt unſere Religion“, ſo ungefähr ſagte er, „ſie beruht auf der Naturwiſſenſchaft, und wir allein ſind es, die ſie durch eigene Arbeit fördern können. Der Dogmenglaube iſt nicht mehr im Stande, die kranke Zeit zu beleben; wir knieen nicht mehr vor Götzen und alten Kleidungsſtücken, ſondern vor der Weltſeele, wie Meiſter Goethe.“ Als bezeichnend für unſere Zuſtände führte er noch an, daß in Spanien, dem Lande der Inquiſition, eine Freidenkergemeinde*), ohne Anſtoß zu erregen, zu derſelben Zeit getagt habe, als bei uns ein Mann verurtheilt wurde, der die Echtheit eines Rockes anzweifelte. Es war unausbleiblich, daß der einmal angeſchlagene Ton noch weiter klang, aber der Ruhe und Milde Förſters gelang es, den Tropfen Oel in die hochgehenden Wogen der Debatten zu gießen. „Wir wollen uns nicht aus der Kirche hinausdrängen laſſen," entgegnete er auf eine dahin zielende Bemerkung, „wir wollen ſie ethiſiren. Wir geben auch diejenigen kirchlich Geſinnten nicht auf, die uns noch ſchroff gegenüberſtehen; die Religion iſt uns Privatſache, die Ethik ſoll uns verbinden."

---

*) Herrn Profeſſor Häckel muß entgangen ſein, daß der Freidenkercongreß in Madrid, der am 14. Oct. v. J. eröffnet wurde, bereits am 15. Oct. polizeilich geſchloſſen

In der letzten Verſammlung, am 21. October, drehte ſich die Debatte um die literariſche und ſociale Thätigkeit der Geſellſchaft. Was den erſten Punkt betrifft, ſo wurde vorläufig davon Abſtand genommen, ein regelmäßig erſcheinendes Organ zu gründen. Statt deſſen ſollten in zwangloſer Folge „Mittheilungen" für die Geſellſchaft herausgegeben werden; Profeſſor G. von Giżycki übernahm die Redaction derſelben und iſt das erſte Heft, das unter anderen den officiellen Bericht über die Verſammlungen enthält, bereits am 20. November zur Ausgabe gelangt. Der zweite Punkt gab Anlaß zu weitgehenden Controverſen, die durch Geh. R. Profeſſor Förſter eingeleitet wurden. Er ſagte zunächſt, daß mit der Betheiligung an der Hebung der Lebenslage der ärmeren Volksſchichten und an dem Schutz und der Hilfe gegen Unglück und Unrecht, die ſociale Frage berührt ſei, und es hier gelte, das Räthſel der Sphinx zu löſen. Zwei Hoffnungen veranlaßten ihn, dieſe Löſung für möglich zu halten: die eine auf die geſunde, menſchliche Natur in den unteren Kreiſen des Volkes und die andere auf die wiſſenſchaftliche Forſchung und ihre wichtigen Ergebniſſe für das tägliche Leben. Was haben Chemie und Phyſik allein in den letzten Jahrzehnten für die Landwirthſchaft geleiſtet, welche Vervollkommnung der Technik iſt erreicht worden! Die Anwendung alles Deſſen, was die Wiſſenſchaft praktiſch hervorbringt, fehlt nur noch überall. Und da iſt den Gebildeten wieder der ſchwere Vorwurf zu machen, daß ſie vieles Gute ohne Prüfung verwerfen, daß ihre trübe, vertrauensloſe Weltanſchauung ſie verhärtet und blind macht. Die Erde kann noch unendliche Menſchenmaſſen ernähren, wenn die Wiſſenſchaft kein todtes Capital mehr bleibt; an der Mühe und am Ernſt darf es nur nicht fehlen. Der Redner ging dann auf die ausſchließliche Rolle über, die die Wohlthätigkeit heute ſpielt und die entſchieden aufgegeben und durch Gerechtigkeit erſetzt werden muß. Er unterzog unſere Rechtsverhältniſſe einer ſcharfen Kritik und verlangte von den Mitgliedern der Geſellſchaft, daß ſie in Wort und Schrift, durch Rath und That für Diejenigen einzutreten hätten, die ſich, ſei es durch Unkenntniß, ſei es durch Noth, nicht zu helfen wüßten. Eine Entſchädigung unſchuldig Angeklagter und Verurtheilter müſſe nach und nach auf geſetzlichem

---

werden mußte. „Die Theilnehmer," ſo berichtete die Frankfurter Zeitung, „ſollen vor Gericht geſtellt werden." Vgl. auch das Correſpondenzblatt des deutſchen Freidenkerbundes vom 1. Nov. 1892, S. 46—47.

Wege erreicht werden. Profeſſor Tönnines ging auf das gegebene Thema noch näher ein. „Die Thatſache, daß wir das Ideal eines beſſeren geſellſchaftlichen Zuſtandes als Ziel unſerer Arbeit hinſtecken, iſt ſchon an ſich ein großer Fortſchritt,“ ſagte er, „es giebt gute, begeiſterungsfähige Menſchen genug, die mit uns arbeiten werden, die mit Hintanſetzung ihrer ſelbſt, ihrer Umgebung, ihrer Familie auf Grund wiſſenſchaftlicher Methoden zur Umgeſtaltung der Verhältniſſe beitragen werden. Die Kirchen ſuchen die Wurzel des Uebels im Unglauben, wir haben dieſe Wurzeln in der Lebenslage gefunden und ſprechen von deren Hebung, nicht durch Wohlthätigkeit, wie ſie heute meiſt ausgeübt wird und zur Demoraliſation der Bevölkerung führt. Gebt dem Armen ein menſchenwürdiges Heim, gebt den verlaſſenen, auf der Straße aufgewachſenen Kindern ihre Mütter wieder — das iſt ethiſche Wirkſamkeit. Die Herren, welche vom grünen Tiſch aus die Welt verbeſſern wollen, pflegen von einer nicht ſehr wiſſenſchaftlichen Weltanſchauung auszugehen.“

Die noch folgenden Auseinanderſetzungen boten viel des Intereſſanten; ſie lieferten, wie die vorhergehenden Tage, dem ſtillen Beobachter eine Fülle von Material zur Vertiefung ſeiner Menſchenkenntniß und gewährten ihm Einblicke in die Herzen und Köpfe der Mitlebenden, wie ſie ihm ſo direct kaum vorher ermöglicht worden waren.

Das Reſultat des Congreſſes, die Conſtituirung der Geſellſchaft mit 200 Mitgliedern, deren Zahl ſich inzwiſchen vervierfacht hat, muß als das denkbar günſtigſte bezeichnet werden.

Trotz aller Angriffe und Entſtellungen ſeitens der Preſſe gewinnt die Geſellſchaft von Tag zu Tag an Bedeutung und verbreitet ſich in ſo erfreulicher Weiſe, daß es nicht mehr als ein allzu ferner Zukunftstraum erſcheint, ſie durch Zuſammenſchluß mit den Geſellſchaften anderer Länder in eine internationale umzuwandeln. Selbſt franzöſiſche Zeitungen, wie das Journal des débats, brachten wohlwollende Berichte. Innerhalb des deutſchen Reiches ſind in Berlin, Frankfurt a. M., Straßburg, Kiel, Mühlhauſen und Magdeburg Abtheilungen und Zweige entſtanden.

In Berlin ſind die vier einzelnen Gruppen: für ethiſche Erziehung, für ethiſche Bildung, die literariſche und ſociale Gruppe in volle Thätigkeit getreten. Dr. Martin Keibel, der als ſein Privatunternehmen mit dem Monat Januar einen ethiſchen Jugendunterricht nach der Methode Adlers beginnen will, bekam zahlreiche Anmeldungen dafür. Die zweite Gruppe will Concerte unentgeltlich veranſtalten, Muſeen und Ausſtellungen durch eine erfahrene Leitung allen Klaſſen des Volkes genußreich und verſtändlich machen; ſie regt auch zu Vorträgen an, wie ſolche bisher alle vierzehn Tage ſtattgefunden haben. Die ſociale Gruppe hat ſich in verſchiedene Abtheilungen eingetheilt, von denen jede eine beſtimmt abgegrenzte Thätigkeit hat. Die literariſche Gruppe will dadurch Einfluß auf die Preſſe und die Schriftſtellerwelt gewinnen, daß ſie Vertreter derſelben zu ihren Verſammlungen heranzieht und eine Ausſprache ermöglicht.

Dem berechtigten Bedürfniß nach einer Zeitſchrift, welche die Ideen der ethiſchen Vereinigungen in die weiteſten Kreiſe des Volkes hineinträgt, kam Profeſſor G. v. Giżycki nach, indem er die Redaction des vom 1. Januar d. J. ab erſcheinenden Wochenblattes: „Ethiſche Cultur" übernahm. Im Programm deſſelben ſpricht er die Grundgedanken aus, welche die Deutſche Geſellſchaft für ethiſche Cultur in's Leben riefen und ihr Kraft verleihen:

„Wir laſſen uns den Glauben an die Güte der Menſchennatur nicht nehmen und wiſſen, daß, ob auch die religiöſen Vorſtellungen der Vergangenheit in Vielen von uns erblaſſen und verſchwinden, der Gehalt unſeres Lebens, das „Heilig-Menſchliche" in uns dadurch keine Einbuße zu erleiden braucht. Aber aus dieſem freudigen Optimismus gegenüber den Geſetzen der Welt und der Natur des Menſchen folgt keineswegs, daß wir die Uebel der geſellſchaftlichen Zuſtände verkennen. Wir gewahren ſie wohl; aber wir ſehen ſie nicht für etwas Endgiltiges an, da wir die Kräfte erkennen, welche ihre Beſeitigung bewirken werden. Nicht werden wir alſo die Gemüther mit den beſtehenden Mißſtänden zu verſöhnen ſuchen, ſondern werden zu Zeiten eindringlich das „Lob der Unzufriedenheit" predigen; und Mangel an dem ſittlichen Muthe, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und das Schlechte mit Ernſt zu bekämpfen, ſoll man uns, ſo hoffen wir, niemals vorwerfen dürfen. Aber die Stimmung, aus der dieſer Kampf und unſer ganzes Wirken hervorgehen ſoll, iſt nicht die des Haſſes, ſondern der Liebe zur Menſchheit, deren Glieder mit einander in Leid und Freude ſolidariſch verbunden ſind; und unſere Siegeszuverſicht wird alle Verbitterung fernhalten. Stets möge unſerem Kampfe der Charakter ethiſcher Cultur eigen ſein: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menſchlichkeit und Achtung vor dem, was Achtung verdient."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

war. Sie beſtand aus den Truppen des königlichen Hauſes, dem ſtehenden Heere und der Miliz, welche letztere im Frieden entlaſſen wurde. Die Mannſchaften der beiden erſtgenannten Heereskörper wurden angeworben, die des letzteren ausgehoben. Beides ſollte nach Geſichtspunkten der Brauchbarkeit, jenes ohne Anwendung von Liſt und Gewalt, dieſes nach dem Grundſatz der Gleichberechtigung, ohne Parteilichkeit geſchehen. In einem Lande, deſſen ganzes Regierungsweſen aber auf Begünſtigung, Bevorrechtung und Ausbeutung der Stellen beruhte, war an eine ſtrenge Beobachtung dieſer geſetzlichen Vorſchriften nicht zu denken. So wurden, was die Miliz betrifft, immer mehr Berufe, Stellungen, ja ganze Stände, Ortſchaften und Städte von der Militärpflicht befreit, bis die ganze Blutſteuer des Landes faſt nur auf der ländlichen Bevölkerung und zwar, wegen Beſtechlichkeit der Beamten, auf dem ärmeren Theile derſelben lag, wogegen die Käuflichkeit der Stellen und Aemter das Anwerbegeſchäft nur zu oft in Hände brachte, in denen es zu einer Sache ſchmählichſter Ausbeutung wurde, die vor keinem Mittel der Liſt und Gewalt zurückſchreckte. Dieſe Käuflichkeit übte aber einen noch um vieles verhängnißvolleren Einfluß auf die Beſetzung der Offiziersſtellen aus. Obſchon das Geſetz ſelbſt noch die höchſten Stellen ohne Anſehen der Geburt und des Ranges nicht dem Verdienſte verſchloß, ſo wurden ſie thatſächlich doch faſt nur nach Gunſt oder Befürwortung beſetzt oder, was noch ſchlimmer war, verkauft, ſo daß nicht ſelten die wichtigſten Stellen zum Nachtheil des Dienſtes in den Beſitz Unfähiger und Unmündiger gelangten und die Armee in einem beſtimmten Umfange nicht nur Eigenthum des Königs, ſondern zugleich noch derjenigen war, welche dergleichen Stellen durch Kauf erworben hatten, was freilich immer der königlichen Beſtätigung noch bedurfte. Der Vortheil, welchen der Stellenverkauf dem Hofe bot, verbunden mit jenem Günſtlingsweſen, hatte aber auch noch zur Folge, daß mit der Zeit eine das wirkliche Bedürfniß der Armee weit überſteigende Zahl höherer Stellen geſchaffen wurde, die ſich unter Choiſeul auf mehr als 2200 mit einem jährlichen Aufwand von über fünf Millionen belief; die Penſionäre und Penſionen mit inbegriffen.

Ein Fürſt, der ſeine Intereſſen und die des Reiches zu wahren wußte, wie Ludwig XIV. in der Zeit ſeiner Kraft, verlor wenigſtens bei Beſetzung der wichtigſten Stellen die Tüchtigkeit der Armee nicht aus den Augen. Doch traten ſchon gegen Ende ſeiner Regierung die Mißbräuche ſtärker hervor, die unter den Nachwirkungen der Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekrieg und unter der Mißwirthſchaft der Regentſchaft noch wuchſen. Immer aber erhielt ſich in der Armee etwas von dem alten Geiſte, ſo daß ein Staatsmann, wie Fleury, denſelben auf's Neue beleben und zu großen Siegen entflammen konnte. Auch fehlte es anfänglich ſelbſt einem dem Sinnengenuß ſo ſehr ergebenen Fürſten wie Ludwig XV. nicht an Berathern, welche den ſchädlichen Einflüſſen des Günſtlingsweſens entgegenarbeiteten. Aimé Chéreſt, um das Kurzſichtige der ſpäteren Erlaſſe Ludwigs XVI. noch ſchärfer zu beleuchten, welche dem Bürgerthum den Offizierſtand völlig verſchloſſen, hebt beſonders die Verordnung hervor, welche unter den Miniſtern Machault und d'Argenſon 1750 erlaſſen wurde. Um die Verdienſte der bürgerlichen Offiziere im letzten Feldzuge zu belohnen, wurde durch ſie eine größere Zahl derſelben in den Adelſtand mit dem Zuſatz erhoben: der König würde dieſe Auszeichnung auf alle ausgedehnt haben, wenn er nicht befürchtet, hierdurch die Bevorrechteten allzuſehr auf Koſten der Steuerzahler zu vermehren. Läßt ſich hierin aber nicht ebenſo gut der erſte Schritt zu jenen von Chéreſt verurtheilten Erlaſſen Ludwigs XVi. erblicken? D'Argenſon und Machault, welcher letztere einer der bedeutendſten franzöſiſchen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts war, und ſchon damals die Unhaltbarkeit des alten Régime erkannt hatte, ſollten, wie ſehr ſie auch von Ludwig XV. geſchätzt wurden und wie nöthig ſie Angeſichts des neu ausgebrochenen Krieges auch waren, doch ſchon nach dem erſten Jahre deſſelben den Kabalen der königlichen Maitreſſe erliegen, welche nun die Heerführer nach Gunſt und Laune ein- und abſetzte. Die Folgen ſollten nicht ausbleiben. Denn der Wechſel von Führern, die, auf einander eiferſüchtig, ſich gelegentlich wohl auch einander entgegenarbeiteten; die Unfähigkeit Anderer, welche im Kriege nur eine Gelegenheit, ſich zu bereichern und zu glänzen, ſuchten, wirkte auf Offiziere und Mannſchaften auf's Verderblichſte ein. Die Disciplin löſte ſich in verſchiedenen Theilen des Heeres in bedrohlicher Weiſe auf. Raubend und ſengend zogen die Soldaten haufenweiſe im Lande herum, das ſie mit Schrecken und Elend erfüllten. „Das Land" — ſchrieb St. Germain damals — „iſt dreißig Meilen in der Runde ſo verwüſtet, als ob Alles niedergebrannt worden wäre. Unſere Nachzügler und Marodeure haben die Mauern der Häuſer kaum ſtehen gelaſſen. Mit ſolchen Truppen iſt nicht zu dienen." Selbſt die äußerſte Strenge, die Einzelne, wie der Marſchall d'Eſtrées in Anwendung brachten, der an tauſend Marodeure hängen ließ, vermochte dagegen nichts auszurichten. Ueberhaupt ſchrieben manche gerade der Strenge der Militärgeſetze die wachſende Deſertion der Truppen zu, die ſelbſt im Frieden einen bedenklichen Umfang erreicht hatte, wogegen andere darin den Grund in der vielfach eingeriſſenen ſchlafferen Disciplin ſahen. Auch beſchwerte ſchon Louvois ſich wiederholt über eine zu milde Handhabung der Geſetze und bedrohte im Wiederholungsfalle den Kriegsrath ſelber mit Strafen. „Es iſt" — ſagt dagegen etwas ſpäter der Marſchall von Sachſen — „ein gefährlicher Grundſatz, den Marodeur mit dem Tod zu bedrohen, weil jeder dovor zurückſcheut, einen armen Teufel deshalb zu ergreifen und dem Tode zu überliefern." Albert Duruy tritt beiden Auffaſſungen entgegen. „Der Fehler der Zeit" — heißt es bei ihm — „war nicht eine zu große Härte gegen den Soldaten, ſondern eine zu große Nachſicht gegen die Offiziere. Man würde der Regierung jene Härte gewiß nicht zum Vorwurf gemacht haben, wenn ſie bei letzteren nicht ſo viel Ueppigkeit und Verweichlichung geduldet hätte." Die im Allgemeinen immer ſchlaffer gewordene Mannszucht entſprang in der That weſentlich der Bequemlichkeit der Offiziere, welche, ſobald der Dienſt es nicht dringend verlangte, ihren

Vergnügungen nachgingen. Im Frieden ſah ein Regiment der Provinz ſeinen Oberſten oft durch Monate nicht, die er in Paris verbrachte. Ein inneres Verhältniß konnte ſich daher zwiſchen den Mannſchaften und ihren Vorgeſetzten nur ſelten entwickeln. Was den Soldaten im Kriege ſo häufig zur Deſertion, zu ausſchweifenden Handlungen, zu Raub und Todtſchlag trieb, war leider auch noch die ſchlechte Verpflegung, die ihren Grund in der Schwerfälligkeit des Transportweſens und in den Unterſchleifen bei der Verwaltung hatte. Von Hunger und Durſt gepeinigt, der Kälte und verheerenden Krankheiten hilflos preisgegeben, gerieth der Soldat nicht ſelten in einen Zuſtand der Wuth und Verzweiflung.

Vergeblich hatten der an d'Argenſons Stelle getretene Marſchall de Belleisle, ſowie Choiſeul, nachdem er das Kriegsminiſterium ſelbſt übernommen, um dem anfänglich nicht ohne Glanz geführten Kriege nach einer Reihe zum Theil ſchmachvoller Niederlagen mehr Nachdruck zu geben, den verhängnißvollen Einfluß der Favoritin zu beſchränken geſucht. So hatte Belleisle 1759 eine Verordnung durchzuſetzen gewußt, kraft welcher kein Offizier mehr in den Beſitz eines Regimentes gelangen ſollte, der nicht wenigſtens 7 Jahre, und zwar fünf als Capitän im Heere gedient hätte. Choiſeul dehnte dieſe Beſtimmung ſogar auf 14 Jahr aus. Allein wenn derartige Verordnungen der Willkür auch manchen Riegel vorſchoben, ſo wurden ſie doch zu oft nur umgangen.

Schon in den öſterreichiſchen Erbfolgekriegen hatten verſchiedene der intelligenteren jüngeren Offiziere die Ueberzeugung gewonnen, daß die altfranzöſiſche Heereseinrichtung und Taktik den Fortſchritten nicht mehr gewachſen ſeien, welche Friedrich d. Gr. bei ſeinem Heere eingeführt hatte. Sie drangen auf größere Leichtigkeit der Bewegung, des Ineinandergreifens und Zuſammenwirkens, ſo wie auf eine dementſprechende Ausbildung der einzelnen Waffen und Truppenkörper. Dieſe Anſichten, obſchon mit Erfolg bekämpft, theils weil es nicht an leidenſchaftlichen Anhängern der alten Ueberlieferung fehlte, die ſich auf die Siege früherer Zeiten und die nationalen Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Soldaten beriefen, theils weil die verlangten Reformen, indem ſie eingewurzelte Mißbräuche abſtellen wollten, zugleich alte Vor- und Gewohnheitsrechte bedrohten — mußten durch die Erfolge der preußiſchen Waffen im ſiebenjährigen Kriege noch an Stärke gewinnen, ohne die Hartnäckigkeit der alten Schule doch brechen zu können. Von den Anhängern der neuen Richtung traten St. Germain, Guibert und Gribeauval beſonders hervor. Letzterer war ſchon von d'Argenſon (1752) nach Berlin geſchickt worden, um die von Friedrich d. Gr. eingeführte leichte Artillerie zu ſtudiren. Durch den Sturz dieſes Miniſters jedes Schutzes beraubt, verließ er den franzöſiſchen Dienſt und trat 1757 als Kommandant der Artillerie und des Miniercorps in die öſterreichiſche Armee. Er zeichnete ſich bei der Eroberung von Glatz und bei der Vertheidigung von Schweidnitz in ſo hervorragender Weiſe aus daß er zum öſterreichiſchen Feldmarſchallieutenant erhoben wurde.

Eine Zurückſetzung, welche der mißtrauiſche und empfindliche St. Germain 1760 durch den zum Befehlshaber der Rheinarmee erhobenen Herzog von

Digitized by Google

Broglie erlitten zu haben glaubte, beſtimmte auch ihn, der ohnehin, wie wir ſahen, der im Heere eingeriſſenen Mißwirthſchaft müde war, den franzöſiſchen Dienſt zu verlaſſen. Er forderte ein Kriegsgericht, das zwiſchen ihm und dem Herzog entſcheide, und da man ihm dieſes verweigerte, ſandte er ſeine Orden zurück. Bald darauf trat er mit dem Range eines Feldmarſchalls in däniſche Dienſte, wo er ſeine Reformideen, wenn auch nicht ohne Anfeindung, zur Ausführung brachte. Auch dieſe Stellung gab er jedoch bald wieder auf; keineswegs aber deshalb, weil, wie ſeine Gegner behaupteten, ſeine Reform hier geſcheitert wäre, ſondern weil nach dem Sturze Struenſees, dem er ſeine Stellung verdankte, ihm ein längeres Verbleiben mit der dieſem ſchuldigen Dankbarkeit unverträglich erſchien.

Guibert, der ſeinen Vater als dreizehnjähriger Knabe in den Krieg begleitet und ſich darin durch Muth, Tapferkeit und Einſicht ausgezeichnet hatte, wurde durch die lebendige Anſchauung von der Ueberlegenheit der preußiſchen Waffen und Kriegsführung ſehr raſch für dieſe gewonnen. Er war überzeugt, daß ſich derſelben nur begegnen laſſe, wenn man ſich ihrer Vortheile ebenfalls zu bemächtigen wiſſe. Er ſprach dieſen Gedanken in einem 1772 unter dem Titel Essai général de tactique erſchienenen Werke aus, welches ſich viele Anhänger gewann, aber noch weit mehr Gegner hervorrief, zumal er darin eine ſcharfe Kritik an den militäriſchen Zuſtänden Frankreichs geübt und die Mißbräuche der Privilegirten aufgedeckt und bekämpft hatte. Er entzog ſich dieſen Feindſeligkeiten durch eine längere Reiſe in's Ausland, die er zu weiteren militäriſchen Studien benützte.

Inzwiſchen war Gribeauval unmittelbar nach beendetem Krieg von Choiſeul in franzöſiſche Dienſte zurückberufen worden, um ſeine Reform der Artillerie hier zur Ausführung zu bringen. Auch diesmal ſcheiterte er an dem Widerſtand ſeiner Gegner, und Choiſeuls Sturz hatte auch ſeine Abſetzung mit zur Folge. Der Verfall, der jetzt unter dem Einfluß der neuen Maitreſſe des Königs, Madame Dubarry, und ihres Vertrauten, des Herzogs von Aiguillon auf allen Gebieten des Staatsweſens um ſich griff, erfaßte natürlich auch das Heer. Faſt Alles, was Choiſeul mühſam gebeſſert, ging wieder verloren, daher Ludwig XVI. die Armee in einem überaus mangelhaften, einer gründlichen Umgeſtaltung bedürftigen Zuſtande übernahm. Ein friſcher, glückverheißender Zug ging zunächſt durch das Land. Aiguillon wurde verbannt, Vergennes mit der Leitung des Auswärtigen, der rechtſchaffene du Muy an ſeiner Stelle mit dem Kriegsminiſterium betraut. Verhängnißvoll aber war es, daß der junge unerfahrene und unentſchloſſene König, ſtatt dem erſten Antrieb ſeiner Seele zu folgen und den ernſten, einſichtsvollen Machault zu ſeinem Rathgeber und erſten Miniſter zu wählen, auf Rath ſeiner Tanten den zwar geſchmeidigen und unterhaltenden, aber frivolen und charakterloſen Maurepas dazu erkor. Anfangs ließ ſich zwar ſcheinbar Alles gut an, da dieſer, um die öffentliche Meinung zu gewinnen und im Vertrauen des Königs ſich zu befeſtigen, Männer wie Turgot und Malesherbes in die Regierung berief. Auch ſtimmte er ihren Reformen ebenſo bereitwillig zu, als der von

Turgot in Vorſchlag gebrachten Berufung St. Germains zum Kriegsminiſter. Dieſer, der damals in ſtiller Zurückgezogenheit lebte, war dieſer Ehre ſo wenig gewärtig, daß man ihn, wie einſt Cincinnatus vom Pfluge, von der Arbeit in ſeinem Garten zu jenem Vertrauenspoſten abrufen mußte. Obſchon bereits 68 Jahre alt, wendete er ſich dem von ihm geplanten Reformwerke doch mit raſtloſem Eifer zu. Seine Thätigkeit und ſein Wirken haben aber eine noch härtere Beurtheilung, als die Turgots erfahren. Gleich dieſem hatte auch er mit dem Widerſtande und den Kabalen der Privilegirten zu kämpfen. Noch heute ſind es nur einzelne Stimmen, welche ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der hauptſächlichſte Vorwurf, den man ihm machte, war: ein fremdes, dem franzöſiſchen Naturell und Charakter widerſtrebendes Militärſyſtem ſeinen Landsleuten aufdrängen gewollt zu haben — ein Vergehen, das in den Augen der Franzoſen um ſo ſchwerer wog, als dieſes Syſtem dem Beſieger Frankreichs, dem verhaßten Preußen, entlehnt war. Es iſt nur zu verwundern, wie ſelbſt deutſche Geſchichtsſchreiber in dieſen Vorwurf mit einſtimmen konnten, zumal derſelbe einer hinreichenden Begründung entbehrt. Ein Blick auf die Reformen St. Germains ſetzt dies ganz außer Zweifel. Er ſtellte die Diſciplin in einem Grade wieder her, daß Männer wie Lafayette und Rochambeau während des amerikaniſchen Krieges dieſelbe nicht genug bewundern konnten. Er erweiterte die Verordnungen, welche eine regelmäßige Beförderung im Heere bezweckten und die Willkür der Ernennungen in geſetzliche Schranken verwieſen. Er hob die Käuflichkeit der Stellen und Aemter im Heere auf und ſchränkte das Unweſen überflüſſiger Ernennungen und Beſoldungen ein. Er verſuchte das Verwaltungsweſen des Heeres zu verbeſſern, indem er bei jedem Armeecorps die Selbſtverwaltung einführte. Er berief Gribeauval, der ſeine Reform nun wirklich dauernd begründen und zur Ausführung bringen konnte, wodurch die franzöſiſche Artillerie, die bis zum dritten Range herabgeſunken war, wieder zum erſten erhoben wurde. Gribeauval war es, welcher bei dieſer Waffe die Beförderung ganz vom Verdienſte abhängig machte. Auch Guibert wurde von St. Germain wieder berufen, um ſeine Reformideen zu verwirklichen, wobei er keineswegs ſo einſeitig verfuhr, wie ſeine Gegner ihm Schuld gaben, vielmehr war er beſtrebt, die bewährten Vorzüge der alt franzöſiſchen Taktik mit denen der neuen preußiſchen zu verbinden. Auch würde St. Germain ſeine Verbeſſerungen noch weiter ausgedehnt haben, wenn man ihm Zeit und Freiheit gegönnt hätte. So aber wurde er ſchon nach kaum einem Jahre wieder verdrängt. Und wenn auch nicht jede der von ihm eingeführten Veränderungen zu loben iſt, ſo iſt doch zu bewundern, wie viel und wie Treffliches er im Kampfe mit einflußreichen Widerſachern durchgeſetzt hat. Er hatte, um ſeine Reformen möglichſt raſch durchzuführen, ſich in Montbarey einen Gehilfen erwählt, der auch, ſo lange er ihm untergeordnet war, willig auf ſeine Ideen einging, ſich aber eben ſo widerſtandslos zum Werkzeug der hereinbrechenden Reaction machen ließ. Nachdem es dieſer nämlich gelungen war, Turgot zu ſtürzen, waren auch St. Germains Tage gezählt. Montbarey erhielt ſeine Stelle und hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine der letzten, von ſeinem Vorgänger angebahnten Reformen, die Eintheilung Frankreichs in 16 Militärbezirke, womit eine raſchere Mobiliſirung, ein leichteres einheitliches Ineinandergreifen und Zuſammenwirken der verſchiedenen Waffen und Truppenkörper erreicht werden ſollte, wieder rückgängig zu machen. Von welcher Bedeutung dieſe Neuerung geweſen ſein würde, geht daraus hervor, daß man ſpäter auf dieſelbe wieder zurückgriff. Auch die Reformen Guiberts hoffte Montbarey wieder beſeitigen zu können, indem er 1778 im Lager von Vauſſieux einen Wettkampf zwiſchen den Vertheidigern des alten und des neuen Militärſyſtems anordnete und dabei jene unter die Führung des Marſchalls de Broglie, dieſe unter die des Generals Rochambeau ſtellte. Der Sieg auf Seiten der letzteren war jedoch zu entſchieden, als daß man gewagt hätte, den Guibert'ſchen Verbeſſerungen noch weiteren offenen Widerſtand entgegenzuſetzen. Die heimliche Gegnerſchaft blieb freilich beſtehen. Auch zur Umgehung der in Kraft bleibenden Reformen St. Germains bot Montbarey willig die Hand, wie ſich aus der Thatſache ergiebt, daß im Februar 1778 nur allein in der Cavallerie vom Hofe wieder 40 Capitänſtellen verkauft werden konnten. Es beweiſt zugleich, wie unbequem manche der Reformen St. Germains dem Könige geweſen ſein mögen, der mit Eiferſucht über den Vorrechten der Krone wachte und dabei zuweilen den eingeriſſenen Mißbrauch derſelben mit dem Rechte verwechſelte. „In einem Staat, wie dem meinen" — warf er unter Anderem St. Germain ein — „bedarf man großer Gnadenbezeugungen, um die großen Herren an den Dienſt zu feſſeln." Hieraus erklärt ſich, warum trotz aller dagegen erlaſſenen Verordnungen die Zahl der höheren Offiziere ſich nicht verringerte, ſondern ſich ſogar von 1775—1789 noch um 70 Perſonen vermehrte. Dagegen iſt, was die Käuflichkeit der Stellen betrifft, eine beträchtliche Abnahme anzuerkennen, da ſie bei Eröffnung der Generalſtände nur bei der Cavallerie noch in größerem Umfang beſtand.

Aus dieſem Allen geht, wie ich glaube, genügend hervor, daß die Reformen St. Germains nicht ſowohl mit dem Naturell und Charakter der Franzoſen, als mit den Intereſſen der Privilegirten im Widerſpruch ſtanden. Erſteres läßt ſich eigentlich nur von einer einzigen ſeiner Verordnungen mit einigem Rechte behaupten, von der Einführung der bei der preußiſchen Armee üblichen Prügelſtrafe mit flachem Säbel. Möglich, daß ſie ſchon damals vielfach Unwillen im Heere erregte, wiewohl ſich dafür nichts anführen ließ, als das fliegende Wort eines Soldaten: daß ihm am Säbel nichts, als die Schneide gefalle. Jedenfalls kann dieſer Unwille bei den Offizieren kein zu großer geweſen ſein, da weder der den Anordnungen St. Germains ſo willig entgegenarbeitende Montbarey, noch ſein Nachfolger Ségur daran Anſtoß genommen haben, ſondern die Strafe ruhig beſtehen ließen. Es iſt überhaupt ſchwer einzuſehen, warum die Schläge mit flacher Klinge für den franzöſiſchen Soldaten ſchimpflicher geweſen ſein ſollen, als das Ruthenlaufen. Ich halte die Einführung derſelben aber deshalb für einen Mißgriff, weil ſie um Vieles leichter als dieſes Gelegenheit zum Mißbrauche bot. Hatte der Offizier den Säbel doch ſtets bei der Hand, um ſich ſeiner in der erſten Aufwallung des Zornes bedienen zu können. Auch war es wohl dieſer Mißbrauch, welcher ſpäter den revolutionären Parteien willkommenen Anlaß bot, dieſe Strafe mit Erfolg als Agitationsmittel gegen die Regierung zu gebrauchen und den Soldaten gegen ſie aufzuregen.

Den ſtärkſten Beweis für die unter Montbarey hereingebrochene Reaction (die von ihm, und nicht, wie Chéreſt behauptet, erſt von ſeinem Nachfolger ausging) bietet ſeine Verordnung v. J. 1779 dar, kraft welcher fortan Niemand mehr Zulaſſung in das Offiziercorps der franzöſiſchen Armee finden ſollte, der nicht den Nachweis ſeiner adligen Geburt zu liefern im Stande ſei; was in ſchreiendem Widerſpruch mit der von Gribeauval bei der Artillerie durchgeſetzten Beſtimmung ſtand, welche ausdrücklich die Stellen der Lieutenants 3. Grades den Sergeant-Majors vorbehielt. Die erweiterte und verſchärfte Verordnung, welche 1780 unter Ségur erſchien und jenen Nachweis auf vier Generationen väterlicherſeits für alle Offiziere der Armee ausdehnte und von der Beſtätigung des königlichen Genealogen abhängig machte, war nur eine Folge davon und wohl ſchon früher geplant.

Wenn Béſenval über Unordnungen klagt, die unter St. Germain und Montbarey in der Armee wieder eingeriſſen ſeien, was ohnehin in entſchiedenem Widerſpruch ſteht mit dem faſt überſchwänglichen Lobe, das Lafayette und Rochambeau der Mannszucht der franzöſiſchen Soldaten im amerikaniſchen Kriege gezollt haben, ſo darf nicht überſehen werden, daß Béſenval, obſchon ein tüchtiger Offizier, hier doch Partei iſt. Scheiterte durch die Ernennung St. Germains doch ſeine Intrigue, damals de Caſtries durch die Königin zum Kriegsminiſter ernennen zu laſſen; glaubte er ſich doch, wiewohl, wie ich denke, mit Unrecht, von St. Germain zurückgeſetzt; gehörte er doch noch zur alten Schule und zu den Vertrauten des Polignac'ſchen Kreiſes. Wenn dennoch Unordnungen im Heere wirklich entſtanden ſein ſollten, ſo haben ſie gewiß nur den Widerſtand zur Quelle gehabt, welcher den Reformen St. Germains entgegengeſetzt wurde, oder fallen doch erſt der Gleichgiltigkeit Montbareys zur Laſt, der mehr an die Ausbeutung ſeiner Stellung, als an die Wohlfahrt des Heeres dachte. Jedenfalls aber widmete deſſen Nachfolger, Ségur, der Mannszucht wieder die vollſte Aufmerkſamkeit, ſo daß man nun eher wieder über zu große Strenge zu klagen begann. Auch verdankte ihm die Armee noch verſchiedene Verbeſſerungen.

Ueberblickt man nun unbefangen das unter Ludwig XVI. bis zum Ausbruch der Revolution für die Armee Geleiſtete, ſo wird man anzuerkennen haben, daß ſich dieſelbe jetzt in einem ungleich beſſeren Zuſtand befand, als derjenige war, in welchem er dieſelbe übernommen hatte. Noch immer aber war ſie freilich mit großen Mängeln behaftet, die mit dem veränderten Geiſte der Zeit in einem weit fühlbareren Widerſpruch ſtanden, als früher. Noch immer zeigte die Recrutirung der Mannſchaft die alten Uebelſtände, obſchon ich keineswegs der Meinung bin, daß z. B. die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht den Abfall des Heeres von der königlichen Sache abgewendet haben würde. Noch immer beſtand, wenngleich in ungeſetzlicher Weiſe und in weit geringerem Umfang als früher, die Käuflichkeit der Aemter und Stellen im Heere. Noch immer ſpielte bei Beſetzung der höheren Stellen die Bevorzugung des Hofadels vor dem niederen Adel eine bedeutende Rolle. Noch immer ließ die Verwaltung des Heeres manches zu wünſchen. Das Schlimmſte aber war doch die ſeit kurzem eingeführte grundſätzliche Ausſchließung des Bürgerthums vom Offizierſtande. Wenn man durch ſie gehofft hatte, ſich um ſo feſter auf dieſen verlaſſen zu können, ſo ſollten ſchon die nächſten Ereigniſſe eine bittere Enttäuſchung bringen; da bei dem ausbrechenden Kampfe der Regierung mit den Parlamenten und dem ihnen verbündeten Adel nicht wenige der adligen Befehlshaber und Offiziere das Standesintereſſe über den militäriſchen Gehorſam ſtellten. Nichtsdeſtoweniger würde ein kräftiger, umſichtiger, ſich ſeiner Ziele klar bewußter und ſie beharrlich verfolgender Fürſt mit Hilfe dieſer Armee die ausbrechende Revolution leicht im Keime erſtickt, oder ihr doch eine ſeinen Zwecken entſprechende Richtung gegeben haben.

Im Jahre 1787 nahmen die Zerwürfniſſe der Regierung mit den Parlamenten und dem Adel einen drohenden Charakter an. Aufſtände brachen in verſchiedenen Provinzen aus, denen die duldſame Haltung der Befehlshaber und Offiziere noch Vorſchub leiſtete. Calonne wurde entlaſſen und die vom Hofe auf ſeinen Nachfolger, Loménie de Brienne, geſetzten Erwartungen erfüllten ſich nicht. Nur zu bald war er verhaßter, als jener. Da er die Armee zu ſeinen Zwecken zu bedürfen glaubte und derſelben jeden Grund oder Vorwand zur Unzufriedenheit nehmen wollte, hatte er einen Kriegsrath eingeſetzt, welcher ſich mit der Unterſuchung und Abſtellung der dringendſten Uebelſtände beſchäftigen ſollte. Daß es ihm Ernſt mit wirklichen Verbeſſerungen war, geht ſchon allein aus der Zuſammenſetzung des Kriegraths hervor, in den er die intelligenteſten, dem Fortſchritt ergebenſten Männer, wie Guibert und Gribeauval berufen, von dem er jedoch — und vielleicht eben deshalb — alle Marſchälle von Frankreich ausgeſchloſſen hatte. Beides gab Anlaß zu den heftigſten Anfeindungen. Noch ehe der neue Kriegsrath ſein Werk begonnen hatte, wurde er von den immer noch zahlreichen Anhängern der alten Schule und den Gegnern einer verhaßten Regierung als eine Geſellſchaft von Strebern und Machern (faiseurs) in der öffentlichen Meinung herabgeſetzt und verdächtigt. Verächtlich ſprach man von ſeinen Mitgliedern, als von jungen Menſchen ohne Erfahrung und Kenntniß. Und doch zählte Guibert, die Seele des Ganzen, der mit Auszeichnung im ſiebenjährigen und im corſiſchen Kriege gedient, bereits 46, der durch ganz Europa berühmte Gribeauval aber ſogar 72 Jahre. Es läßt ſich hiernach ermeſſen, welche Beurtheilung die Verordnungen dieſes Kriegsraths, wie ſie auch immer beſchaffen ſein mochten, zu gewärtigen hatten. Die ſchwächſten Stellen wurden aus dem Zuſammenhange herausgeriſſen, um ihnen die gehäſſigſte Auslegung geben und Offiziere und Mannſchaften gegen einander und gegen die Regierung aufregen zu können. Man ſcheute ſich ſogar nicht, andere zu gleichem Zweck zu entſtellen und mit verläumderiſchen Erfindungen zu vermiſchen. Nach dem Geſchrei, das darüber durch ganz Frankreich erhoben wurde, hätte man denken ſollen, daß es erſt der Kriegsrath geweſen ſei, der die Prügelſtrafe mit flacher Klinge eingeführt, den Ausſchluß des Bürgerthums vom Offiziersſtand zum Geſetze erhoben und den des niederen Adels von den höheren Stellen in der Armee durchgeſetzt habe. Die Cahiers, welche ſpäter die Abgeordneten zu den Generalſtänden von ihren Wählern mit auf den Weg erhielten, beweiſen allein, welchen Glauben dieſe Verläumdungen im Volke gefunden. Auch iſt dies in Zeiten ſo heftiger Parteiung begreiflich genug, weniger freilich, daß ſelbſt noch heute bedeutende Schriftſteller, wie Chéreſt, denſelben Glauben zu ſchenken und in der Reform des Kriegsraths nichts zu erblicken vermögen, als ein Werk ariſtokratiſchen Kaſtengeiſtes; ſowie in der darin wieder aufgenommenen Prügelſtrafe mit flacher Klinge eine der weſentlichen Urſachen der Revolution. Selbſt Albert Duruy, der doch im Uebrigen den Leiſtungen des Kriegsraths alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, findet wenigſtens eine ihrer ſecundären Urſachen darin und eifert gegen den ariſtokratiſchen Geiſt einzelner anderer ſeiner Beſtimmungen. In Wahrheit war aber das Reformwerk des Kriegsraths von einem weſentlich anderen Geiſte beſeelt, nur daß er ſich dabei durch die Rückſicht der Regierung auf die Lage der Zeit vielfach gehemmt ſah. Es ſchien bei der Haltung, welche der höhere Offizierſtand in den durch die Parlamente erregten Unruhen gezeigt, dringend geboten, die Intereſſen des Adels möglichſt zu ſchonen. Man hielt es für ebenſo unzweckmäßig, gerade jetzt den Ausſchluß des Bürgerthums vom Offiziersſtande wieder aufzuheben, als eine neue, das Bürgerthum mehr belaſtende Form der Recrutirung im Heere einzuführen. Mußten, indem man der Willkür und dem Günſtlingsweſen neue Schranken zog und dem Verdienſte eine entſprechende Beförderung zu ſichern ſuchte, doch ohnehin die Vorrechte des Adels in empfindlicher Weiſe verletzt werden. Und doch war jenes ganz augenſcheinlich der Sinn der Verordnung, welche vorſchrieb, daß hinfort der Grad eines Lieutenants nur nach beſtandener Prüfung, alle höheren Stellen aber nur nach einer geſetzlich normirten Dienſtzeit in den unteren Stellen erlangt werden könnten, ſo die Stelle eines Majors im Frieden nur von Hauptleuten nach zwanzigjähriger Dienſtzeit, die der Oberſten von Oberſtlieutenants, nachdem dieſe mindeſtens vier Jahre als ſolche gedient, die der Generalmajors nur von Oberſten, ſowie die der Generallieutenants von Generalmajors, die mindeſtens zwei Jahre in dieſer Eigenſchaft im Dienſte geſtanden hatten. Schon nach den Verordnungen von 1759 und 1776 hatte man, wie wir ſahen, nur noch Oberſt eines Regiments werden können, nachdem man, nach erſterer ſieben Jahre, nach letzterer vierzehn Jahre, und zwar ſechs als Oberſt zweiten Grades, gedient hatte. Dagegen war die Beſetzung der noch höheren Stellen bisher den freien Entſchlüſſen des Königs vorbehalten geweſen. Die Beſtimmungen des Kriegsraths ſchränkten daher dieſe königlichen Machtbefugniſſe, ſowie das Protections- und Günſtlingsweſen bei Beſetzung der höheren Stellen noch weiter ein. Gleichwohl hat man ſie benützt, um den niederen Adel gegen den höheren und gegen die Regierung aufzubringen, indem man angeſichts der Verordnungen von 1759 und 1776 zu behaupten wagte, daß, da ſchon bisher nur Perſonen von hohem Adel in den Beſitz der Stellung eines Oberſten hätten gelangen können, nun aber die Grade des Generalmajors und Generallieutenants nur noch den Oberſten zugänglich werden ſollten, der niedere Adel auch noch von dieſen ausgeſchloſſen worden ſei. Und eine ſolche Sophiſtik, die nur den Verblendeten täuſchen konnte, findet, wie Chéreſt beweiſt, ſelbſt heute noch Glauben! Gewiß mag es damals noch manchen Oberſten gegeben haben, der ſeine Stellung nur der königlichen Gunſt, der Befürwartung oder dem Gelde verdankte, kann man dies aber Verordnungen zuſchreiben, die das Gegentheil feſtſetzten? Keine Verordnung iſt davor geſchützt, umgangen zu werden, und keine jener Verordnungen hatte rückwirkende Kraft.

Zu bedauern bleibt andererſeits freilich, daß der Kriegsrath die Züchtigung mit flacher Klinge nicht aufhob, ſchon weil ſie von den revolutionären Parteien in ſo verhängnißvoller Weiſe ausgebeutet werden konnte. Er konnte dies freilich um ſo weniger ahnen, als er hierin nur unterließ, was ſeine Vorgänger ebenfalls und widerſpruchslos unterlaſſen konnten. Auch ſuchte er, woran dieſe nicht dachten, wenigſtens dem Mißbrauch der Strafe zu wehren. Denn dies allein war der Sinn der neuen darauf bezüglichen Verordnung, welche beſtimmte Vorſchriften für die Anwendung jener Strafe enthielt. Sie ſtand daher keineswegs, wie Albert Duruy behauptet, in einem ſo befremdenden Widerſpruch zu der anderen, welche das Verhalten der Vorgeſetzten gegen die Untergebenen regelte, und dieſen zwar unbedingten Gehorſam gegen jene, den Vorgeſetzten aber auch humanes, anſtändiges, höfliches Betragen gegen ihre Untergebenen bis zum einfachen Soldaten vorſchrieb und einſchärfte. Sie entſprangen vielmehr beide demſelben humanen Geiſte, mit welchem der Kriegsrath die Lage dieſes letzteren in's Auge faßte. Wie den Offizierſtand, ſo ſuchte der Kriegsrath auch den dem gemeinen Soldaten zugänglichen und ſo wichtigen Stand der Unteroffiziere zu heben und für den Dienſt brauchbarer zu machen, indem die Erlangung jedes Grades desſelben, vom Sergeanten bis zum Adjutanten herauf, von einer vorausgegangenen Prüfung abhängig gemacht wurde. Es dürfte wohl mit hierauf zurückzuführen ſein, daß ſpäter gerade aus dem Unteroffizierſtande ſo viele tüchtige höhere Offiziere hervorgingen. Doch auch der Verwaltung ſchenkte der Kriegsrath ſeine Aufmerkſamkeit, ſo daß es faſt keinen Zweig derſelben gab, dem er nicht noch zweckmäßigere Einrichtungen zu geben ſuchte. Die wichtigſte ſeiner Reformen aber beſtand in dem Zurückgreifen auf den Entwurf St. Germains, welcher die raſchere Mobiliſirung der Armee, das leichtere Ineinandergreifen und einheitliche Zuſammenwirken ihrer verſchiedenen

Truppentheile und Waffengattungen und die Erhöhung ihrer Leiſtungsfähigkeit bezweckte. Er theilte hiernach Frankreich in 21 Militärbezirke und die Armee in eine entſprechende Zahl Diviſionen ein, denen er eine rationelle Gliederung gab. Doch alle dieſe Verbeſſerungen wurden von den Gegnern der neuen Schule und im Intereſſe des Parteigeiſtes todtgeſchwiegen. Denn je leidenſchaftlicher der Kampf der Parlamente und des Adels gegen die Regierung entbrannte, deſto mehr ſuchte man auch, den Händen der letzteren die Waffe, die ſie in der Armee beſaß, zu entwinden. Man begnügte ſich nicht, die Befehlshaber und Offiziere durch Ueberredung und Mahnung an die Pflichten der Standesehre und des Standesintereſſes für die Sache der erſteren zu gewinnen, man ergriff dazu auch die Mittel der Einſchüchterung und des Zwanges. Man erklärte diejenigen Beamten und Offiziere, welche dem von der Regierung gegen die Parlamente, ihre Anhänger und die von ihnen erregten Unruhen und Aufſtände erlaſſenen Befehle vollzogen, geſellſchaftlich in die Acht. Man ſcheute ſich ſogar nicht, das Leben derſelben, wie das des pflichttreuen d'Hervilly in der Bretagne, durch Maſſenherausforderungen zu bedrohen. Es fehlte ſchon jetzt nicht an Schritten, welche Offiziere und Mannſchaften zum Treubruch zu verleiten ſuchten. Wie groß die Wirkung dieſer Aufwieglungen war, zeigte ſich im September 1788 bei den Uebungen im Lager zu Metz, dem auch Guibert beiwohnte. Hier, wo der Graf Carl von Lameth an der Spitze der Unzufriedenen ſtand, wurde ganz offen die Frage von den Offizieren verhandelt, wie weit der militäriſche Gehorſam zu gehen habe. Man bejubelte jede Nachricht von neuen Niederlagen der Regierung; die Neuerungen des Kriegsraths wurden verurtheilt und Guibert mit Epigrammen verfolgt und verſpottet. Man verweigerte ihm ſogar den militäriſchen Gruß, ja die ſchmachvolle Niederlage, die ihm im folgenden Jahre der Adel ſeiner Provinz bei den Wahlen zu den Generalſtänden bereitete, hatte hier ihren Urſprung.

Bis dahin hatten die Mannſchaften ſich noch überall ſtreng in den Grenzen des militäriſchen Gehorſams gehalten. Wie die revolutionäre Bewegung nicht vom Bürgerthume, ſondern von den Ständen der Privilegirten ausgegangen war, ſo ging auch die Auflöſung der Diſciplin nicht von den Mannſchaften, ſondern von den Offizieren und Befehlshabern aus. Ließen ſich die Soldaten doch geduldig vom Pöbel beſchimpfen, mit Steinen bewerfen und mit Stöcken und Fäuſten angreifen, ohne von ihren Waffen Gebrauch zu machen, ſobald und ſolange dies ihre Vorgeſetzten von ihnen forderten. Sie ſetzten der Gewalt nur erſt dann Gewalt entgegen, wenn es ihre Offiziere zu ſchützen und zu retten galt. Wo aber ein Offizier, wie d'Hervilly, oder ein Sergeant wie Bernadotte in Grenoble, den Muth und die Gewiſſenhaftigkeit hatte, ſeine Pflicht zu erfüllen und gegen den aufrühreriſchen Pöbel einzuſchreiten, folgte man ihm mit derſelben gehorſamen Bereitwilligkeit. Daher der entſchiedene Stainville, der den duldſamen Thiard in der Bretagne erſetzte, hier ſofort die Ruhe wiederherſtellte, und dies ſpäter auch demſelben Thiard gelang, als dieſer Ernſt zu zeigen für gut hielt. Als d'Eſprémenil bei ſeiner Verhaftung in Paris das Volk aufforderte, ihn zu befreien, blieb Alles ruhig, und als man die die Verhaftung vollziehenden Gardiſten fragte, ob ſie ſich ſeiner Befreiung wohl widerſetzt haben würden, erwiderte einer von ihnen: „Ich würde auf meinen Freund, meinen Bruder ſchießen, wenn ich dazu den Befehl erhielte.“ — Allein das Beiſpiel der Offiziere, welche den Soldaten verboten, auf die ſie mit Steinen bewerfende Menge zu ſchießen, welche ſie ohne Patronen gegen dieſelbe aufſtellten und vorſchickten — die Lieder, welche der Adel verbreiten ließ, mit dem Refrain: „Wer ſchöſſe wohl auf ſeine Brüder“ — die Lehre, mit welcher die Offiziere ihr Verhalten entſchuldigten, daß es nicht in der Pflicht und der Aufgabe der Armee liege, ſich gegen das Volk gebrauchen zu laſſen — die Schriften, welche den Soldaten gegen ſeine Offiziere aufwiegelten — konnten zuletzt nicht ohne Wirkung bleiben. Das erſte Anzeichen von Lockerung der Diſciplin unter den Mannſchaften ließ ſich in der plötzlichen Ueberhandnahme der Fahnenflucht im Jahre 1788 erkennen. Es war eine unglückliche Maßregel, derſelben durch Ziehung eines Cordons von Truppen längs den Grenzen entgegenzutreten. Indem man die Flüchtigen hinderte, eine Zuflucht im Auslande zu ſuchen, zwang man ſie zu einem gefährlichen Vagabondenleben. Sie flüchteten in die Wälder, ſie rotteten ſich zuſammen, ſie verbanden ſich mit den Strolchen und Stromern, welche das Land bettelnd, ſtehlend, raubend und mordend durchzogen, deren Zahl Taine auf 10,000 geſchätzt hat, und die mehr als 35,000 Gensdarmen gegen ſich in Bewegung ſetzten. Es waren dieſe verwegenen Geſtalten, welche bei den Aufſtänden in Paris plötzlich auftauchten, die Bürgerſchaft in Schrecken verſetzten und in den Händen der Revolutionsmänner die furchtbarſte Waffe wurden.

Die Regierung hatte bisher die Aufſtände ziemlich leicht genommen; theils weil die Hauptſtadt faſt ganz ruhig geblieben war, theils weil die Bürgerſchaft ſich faſt überall davon fern gehalten hatte. „Trotz der hohen Brotpreiſe“ — ſchrieb Lafayette am 16. Auguſt 1789 aus Paris — „giebt es hier weder Aufläufe noch Aufſtände.“ „Die Patrouillen der franzöſiſchen und Schweizergarden, welche Paris durchziehen, erhalten durch ihr bloßes Erſcheinen die Ruhe,“ beſtätigt Béſenval, dem der Befehl über die in Isle de France (mit Ausnahme von Paris), in Soiſſons, Bourbon, Orleans und in der Touraine ſtehenden Truppen anvertraut worden war. Er verſichert ſogar, daß bis zum 12. Juli 1789 unter letzteren die Diſciplin nicht ein einziges Mal ernſthaft geſtört worden ſei. Das Vertrauen der Regierung auf die Ruhe des Bürgerthums, von dem ſie vielleicht ſogar glaubte, es im weiteren Kampfe mit den Privilegirten auf ihrer Seite zu haben, war freilich ein Irrthum, aber ein Irrthum, den ſie mit vielen einſichtsvollen Männern damals getheilt hat. Es iſt wahr, das Bürgerthum konnte ſich nicht für den Kampf der Parlamente und des Adels erwärmen, welcher im Grunde nur ſeine Vorrechte gegen die Regierung vertheidigte. Es iſt wahr, die Regierung, indem ſie dieſe Vorrechte angriff und auf eine gleichmäßige Beſteuerung zur

Deckung des Deficits drang, vertheidigte, wenn auch nur nothgedrungen und nebenbei, ein Intereſſe des Volks, auf welchem bisher die ganze Steuerlaſt lag. In einem Punkt traf der intelligente Theil des dritten Standes aber doch mit dem der beiden höheren Stände zuſammen: in der Verurtheilung des alten Regierungsſyſtems und in dem dringenden Verlangen einer durchgreifenden Veränderung desſelben; wenn auch Grund und Ziel dabei weſentlich andere waren. Es war alſo doch immer möglich, daß man ſich, wenn ſchon nur vorübergehend, zum Zwecke der Bekämpfung des gemeinſamen Uebels verband. Allerdings war im Bürgerthume noch vielfach der Glaube an die Allmacht der Regierung verbreitet. Man hielt den Kampf gegen ſie noch vielfach für einen vergeblichen, der nur Opfer koſten, nicht aber Vortheile bringen werde. Auch war die Perſönlichkeit Ludwigs XVI. noch faſt allgemein im Volke beliebt und geachtet. Bis tief in die Zeiten der Nationalverſammlung unterſchied man zwiſchen ihm und der Regierung, und die Berufung auf die Herzensgüte des Königs beſchwichtigte mehr als einmal die aufgeregteſten Maſſen. Gleichwohl hätte ſchon damals das Beiſpiel der Dauphiné den Hof und die Regierung belehren können, daß die Ruhe des Bürgerſtandes die Ruhe vor dem ausbrechenden Sturme war. Denn hier, wo die privilegirten Stände, theils in wohlwollender Abſicht, theils aus Politik dem dritten Stande mit dem Opfer gewiſſer Vorrechte entgegenkamen, vereinigten ſich alle drei zu gemeinſamer Bekämpfung der Regierung, und zwar galt es dabei nicht, wie in den übrigen Provinzen, die Vertheidigung und Wiederherſtellung der Rechte und Vorrechte dieſer letzteren, ſondern mit Aufopferung derſelben die der gleichmäßigen Rechte aller Bürger des einen und einheitlichen Frankreichs. Die Dauphiné, welche hierdurch der Bewegung einen ganz neuen Charakter gab, der allmählich, wenn auch erſt nach längerem Widerſtande, der die Revolution beherrſchende wurde, trat hierdurch, allerdings nur vorübergehend, an die Spitze der letzteren, und es war eines der ausgezeichnetſten Mitglieder des Bürgerſtandes, der Richter Mounier, der hier mit dem Entwurfe der Beſchlüſſe der drei Stände, ſowie ſpäter mit dem der Vorſchriften für die erwählten Vertreter derſelben bei den Generalſtänden betraut wurde. Beide, die blitzartig eine ungeheure Wirkung auf die Haltung und die Beſchlüſſe des dritten Standes von ganz Frankreich ausübten, waren einſtimmig angenommen worden.

Die Berufung der Generalſtände rief den dritten Stand ganz allgemein auf den Kampfplatz. Der Sturm, der gedroht hatte, wurde entfeſſelt. Eine Fluth aufregender Flugſchriften, die zum großen Theil darauf berechnet waren, die Schäden des gegenwärtigen Regierungsſyſtems aufzudecken und daſſelbe verhaßt zu machen, ſowie den dritten Stand über ſeine ihm verkümmerten und vorenthaltenen Rechte aufzuklären, kündigte ihn gleich Sturmvögeln an. Mit welchen Anſprüchen der dritte Stand auf dem Kampfplatz erſchien, läßt ſich ſchon aus dem Grundſatz erkennen, daß die Nation nicht bei den fünf oder ſechs Hunderttauſenden von Privilegirten, ſondern nur bei den 24 bis 25 Millionen des dritten Standes zu finden ſei.

Mit den Generalſtänden wurde der Schwerpunkt der Revolution aus der Provinz nach Verſailles und Paris gelegt. Sie würde hier ohne die zuſtrömenden fremden Elemente ſchwerlich die Kraft gewonnen haben, die ſie durch dieſe entwickelte. Dies zeigte ſich ſelbſt noch bei den Wahlen. Mehr als drei Viertel der Wahlberechtigten enthielten ſich hier der Abſtimmung. Auch fielen die Wahlen des dritten Standes hier keineswegs radical aus. Siéyes iſt vielleicht der einzige der Erwählten, der dieſe Bezeichnung verdient. Es war hauptſächlich der bretoniſche Club, aus welchem ſich ſpäter der Jacobinerclub entwickelte, der, die revolutionärſten Mitglieder der Nationalverſammlung in ſich vereinigend, die Inſurrection der Hauptſtadt in die Hand nahm und ſich hierbei der Unterſtützung des aus Anhängern des Herzogs von Orleans zuſammengeſetzten Clubs Valois, ſowie der Volksredner des Palais Royal bediente, unter denen Camille Desmoulins und der Schweizer Marat hervorragten. Schon damals breitete der bretoniſche Club ein Netz von Zweigvereinen über ganz Frankreich aus, deren hauptſächlichſte Aufgabe es zunächſt war, die Truppen zum Abfalle vom Hof und der Regierung zu verleiten. Das Geld des Herzogs von Orleans und verſchiedener großer Bankiers und Capitaliſten (Rivarol nennt Laborde, Méréville, Boscary, Dufrénay) leiſtete treffliche Dienſte. Mit ihm wurden wahrſcheinlich nicht nur die beiden in Paris ſtehenden und deſſen ganze Beſatzung bildenden Regimenter der franzöſiſchen und Schweizer-Garde bearbeitet, ſondern auch jene verwegenen Räuber und Mörder angeworben, die unter dem Vorgeben, hier in den zur Abhilfe der Noth errichteten Werkſtätten Arbeit zu ſuchen, plötzlich mit Stöcken bewaffnet in Paris erſchienen. Mit ihrer Hilfe hoffte man, ſobald man deſſen bedurfte, die Aufſtände in Scene ſetzen zu können. Der nur wenige Tage nach ihrer Ankunft ausbrechende Aufſtand, der ohne jeden Grund gegen einen der menſchenfreundlichſten Fabrikanten, Namens Réveillon, gerichtet war, ſcheint nur ein Verſuch geweſen zu ſein, den Widerſtand und die Treue der Truppen und die Erregbarkeit des Pariſer Pöbels auf die Probe zu ſtellen. Es war ſchon bei dieſer Gelegenheit auffällig, daß die zunächſt zum Schutz jenes Fabrikanten ausgeſendeten dreißig Mann franzöſiſcher Garde der Plünderung ruhig zuſahen, ohne einen Schuß abzufeuern. Der Energie Béſenvals, der damals zu ſeinem Generalcommando noch den Befehl über das in Paris ſtehende Regiment Schweizergarde übernommen hatte, gelang es jedoch, den Aufſtand raſch und blutig niederzuſchlagen. Obſchon das Regiment franzöſiſcher Garden im Rufe eines der beſten ſtand, war es doch der Verſuchung ſehr zugänglich, weil es viele verheirathete Soldaten enthielt, die in vertrautem Umgang mit der Bürgerſchaft ſtanden, die jüngeren Mannſchaften aber von bezahlten Dirnen bearbeitet wurden. Um ihre Leute dieſen Einwirkungen zu entziehen, hielten Béſenval und der Oberſt der franzöſiſchen Garden, der Herzog von Châtelet, ſie, ſoviel ſie konnten, in den Kaſernen zurück. Die Folge war, daß eine größere Zahl franzöſiſcher Garden eines Tages gewaltſam ausbrach, um mit dem Volke zu fraterniſiren — ein Vorgang der, weil er unbeſtraft blieb, ſich bald in größerem Umfang wiederholte. Der verunglückte Staatsſtreich vom 23. Juni und das Gerücht der Entlaſſung Neckers hatte Verſailles und Paris in große Aufregung verſetzt. Schon damals drohten die Redner des Palais Royal, mit 40,000 Mann nach Verſailles marſchiren zu wollen. Natürlich fehlte es nicht an neuen Bearbeitungen der Truppen. Dreihundert franzöſiſche Garden verließen am 25. Juni die Kaſernen, um ſich vom Volke bewirthen zu laſſen. Diesmal wurde aber doch eine Unterſuchung eingeleitet und die Rädelsführer nach der Abtei in Haft geſchickt. Dies rief einen neuen Aufſtand hervor. Die Gefangenen wurden befreit und im Triumphe nach dem Palais Royal geführt. Glücklicherweiſe ward diesmal der König von der Nationalverſammlung und dem Club der Pariſer Wähler unterſtützt. Er verſprach, den Unruhſtiftern zu verzeihen, doch nur für den Fall, daß man zuvor die befreiten Gardiſten zurück in's Gefängniß führte, was wirklich geſchah; worauf dieſelben zwar freigegeben, doch aus dem Regimente geſtoßen wurden. Dieſe Vorgänge hatten aber doch die Schwäche des Königs zu ſehr enthüllt, um die Aufrührer einſchüchtern zu können, die immer auf's Neue mit dem Marſch auf Verſailles drohten. Béſenval gab, wie er ſagt, das Regiment franzöſiſcher Garden ſchon damals verloren. Umſomehr iſt zu verwundern, daß er nicht auf Erſatz deſſelben durch andere Truppen drang. Doch traf er wenigſtens Vorkehrungen, um Verſailles gegen einen Handſtreich zu ſchützen. Die Regierung zog aber eine anſehnliche Truppenmacht um Paris unter dem Oberbefehl des Herzogs von Broglie zuſammen, der ſein Hauptquartier nach Verſailles verlegte. Es iſt noch heute unaufgeklärt, ob es ſich hierbei, wie man allgemein glaubte, um einen gegen die Nationalverſammlung gerichteten Staatsſtreich, oder, wie der König dieſes betheuerte, nur um ihre und ſeine Sicherheit und um Herſtellung und Aufrechthaltung der Ordnung gehandelt hat. Wahrſcheinlich wurde dem König zunächſt nur das Letztere vorgeſpiegelt, während man im Geheimen hoffte, die Dinge dahin treiben zu können, um ihn auch noch zu Erſterem fortzureißen. Die plötzliche Entlaſſung Neckers nach Ankunft der Truppen ſpricht ſehr dafür. Noch ehe ſich dieſe aber auf Paris in Bewegung geſetzt hatten, ſchrieb Graf Axel von Ferſen an ſeinen Vater, daß leider auf den franzöſiſchen Soldaten nur wenig Verlaß ſei. Doch war er hierzu wohl nur durch die Pariſer Vorgänge beſtimmt worden. Denn in Verſailles zeigte man bis zum letzten Tage die größte Zuverſicht. Die Offiziere ſahen das ganze Geſchmeiß von Generalſtänden bereits durch die Fenſter fliegen. Man habe diesmal die Meſſer geſchärft. Auch Béſenval ſagt, daß Broglie, entſchloſſen, Paris wie eine feindliche Stadt zu behandeln, am Erfolg nicht gezweifelt habe. Natürlich wurde dieſe drohende Anhäufung von Truppen ſowie die Entlaſſung Neckers, die Paris ohnehin ſchon in Aufregung verſetzte, von den revolutionären Clubs und Volksrednern benutzt, dieſelbe auf's Aeußerſte zu ſteigern. Ein neuer Aufſtand ward vorbereitet, Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt, zur Volksbewaffnung getroffen, alle Mittel in Bewegung geſetzt, die Soldaten zum

Digitized by Google

Uebertritt zu bewegen. Geld floß dazu von allen Seiten zuſammen. Aufreizende Schriften, wie „der Brief eines Offiziers an den Grafen Mirabeau“ wurden in Maſſen unter die Soldaten vertheilt, der König in ungeſtümſter Weiſe, doch immer vergeblich, zur Entlaſſung der Truppen gedrängt.

Béſenval, der auf die franzöſiſchen Garden nicht rechnen konnte, die faſt ſchon zur Hälfte zu den Aufſtändiſchen übergegangen waren, hatte ſich in Paris durch mehrere der unter ſeinem Oberbefehl in der Provinz ſtehenden Schweizerregimenter, das Regiment Royal Allemand Dragoner und einen Theil der Huſaren Cravates verſtärkt. Gleichwohl ließ er den Aufſtand ſich ruhig entwickeln, bis dieſer zuletzt eine Stärke gewann, der gegenüber er ſich nun wirklich zu ſchwach fühlen mochte. Er ließ es ruhig geſchehen, daß Häuſer und Paläſte geplündert wurden und man ſich der Waffenniederlage im Hotel der Invaliden bemächtigte, obwohl er von dieſem Vorhaben ſchon einen ganzen Tag früher in Kenntniß geſetzt worden war. Er machte nicht den geringſten Verſuch, den offen angekündigten und vorbereiteten Sturm auf die Baſtille zu hindern oder dem unglücklichen Befehlshaber derſelben zu Hilfe zu kommen. Schon vor dem 12. Juli hatte er den größten Theil ſeiner Truppen auf dem Marsfelde zuſammengezogen. Nun ließ er auch noch den Reſt dahin abrücken, die Stadt völlig dem Aufſtande preisgebend. Und doch ſollte bei dieſer Gelegenheit der Reiterangriff einer Abtheilung Huſaren unter dem Prinzen Lambesc, nicht, wie man es dargeſtellt hat, gegen wehrloſe Neugierige, ſondern gegen die ſeine Leute bedrängenden und angreifenden Pöbelmaſſen, beweiſen, was ſelbſt noch damals mit Energie und Feſtigkeit zu erreichen geweſen wäre. Statt deſſen ſetzte er nun ſeine Truppen zwei volle Tage dem Hohne und der Verführung der Aufrührer aus, was das Vertrauen und die Standhaftigkeit derſelben allerdings theilweiſe erſchöpft haben mag. Nicht minder auffällig iſt, daß er, der doch weitere Verſtärkungen von den unter ſeinem Befehle ſtehenden Truppen heranziehen konnte, dieſe vom Marſchall de Broglie erbat und, als ſie ausblieben, ſich am 14. ohne Weiteres vor den gegen ihn mit den franzöſiſchen Garden anrückenden bewaffneten Volksmaſſen nach Verſailles zurückzog. Nach ſeiner eigenen Darſtellung wäre er zu dieſer auffälligen Haltung nur zur Vermeidung unnützen Blutvergießens beſtimmt worden, da er ſich vom erſten Augenblicke an dem Aufſtande gegenüber für zu ſchwach gehalten habe! Doch legt ſein Bericht auch noch den Verdacht nahe, daß etwas Eiferſucht und Groll gegen den Marſchall mit im Spiele geweſen ſei, deſſen Anordnungen ſeine Pläne durchkreuzt hätten, was eine gewiſſe Gereiztheit in ihrem perſönlichen Verkehr zur Folge gehabt habe. Nur laſſen die Verhältniſſe kaum eine ſolche Annahme zu. War die Berufung der Truppen und die Ernennung des Marſchalls zum Oberbefehlshaber derſelben doch weſentlich das Werk des Grafen von Artois und des Polignac'ſchen Kreiſes, zu deſſen Vertrauten auch Béſenval ſelber gehörte. Iſt es da nicht um vieles wahrſcheinlicher, daß er im vollen Einverſtändniß mit ihnen und dem

Marſchall gehandelt hat und es im Plane des letzteren lag, den Aufſtand in Paris ruhig gewähren zu laſſen, um durch den Schrecken, welchen die Ausſchreitungen desſelben hervorbringen würden, den Widerſtand des Königs gegen alle gewaltſamen Maßregeln endlich zu brechen? Wie es ſich aber damit auch immer verhalten möge, jedenfalls war die Wirkung eine weſentlich andere, da Ludwig XVI. durch die ihm ſo lange wie möglich verheimlichten Nachrichten von den furchtbaren Pariſer Ereigniſſen plötzlich ſo eingeſchüchtert wurde, um, allen Widerſtand gegen die Nationalverſammlung aufgebend, den Befehl zum Abzuge der Truppen ſofort zu ertheilen. Gewiß wird es auch unter dieſen nicht wenig Schwankende gegeben haben, und manche mögen ſogar ſchon damals fahnenflüchtig geworden und zu den Aufſtändiſchen übergegangen ſein — allein die Behauptung: mit dem Fall der Baſtille ſei auch der Abfall der Truppen ein allgemeiner geweſen, iſt nicht nur zu weitgehend, ſondern geradezu irrig. Daher Rivarol, der die Berufung der Truppen doch auf's Schärfſte verdammt, die Lage ungleich richtiger beurtheilt, wenn er ſagt: daß, falls am 15. Juli der König, ſtatt den Befehl zum Abzug der Truppen zu geben, ſich an ihre Spitze geſtellt, ſie ſicher Alles willig gethan haben würden, was er von ihnen irgend gefordert hätte. Allein die Schwäche, die er auch bei dieſer Gelegenheit wieder zeigte, die Demüthigung, der er ſich vor der Nationalverſammlung und der Commune, d. i. vor dem Aufſtande unterzog, die völlige Strafloſigkeit, welche den übergegangenen Soldaten, ſowie den Aufrührern, trotz der verübten Verbrechen, zu Theil wurde, vor Allem aber die Thatſache, daß Ludwig XVI. weder die Polignacs, noch ſeinen Bruder, noch den Marſchall de Broglie und den General Böſenval vor der Volkswuth glaubte ſchützen zu können, ſondern ſie ſelbſt zur Flucht drängte — dies Alles konnte um ſo weniger auf die Armee ohne Wirkung bleiben, als die Verleitung zum Treubruch mit wachſendem Eifer fortgeſetzt wurde. Schien doch nicht blos die Macht, ſondern auch das Recht von der Sache des Königs auf die des Aufſtandes übergegangen zu ſein. Schien es doch minder gefährlich, ſich auf deſſen Seite zu ſchlagen, als im Dienſte treu auszuharren. Die Errichtung der Nationalgarden, in welchen die Fahnenflüchtigen mit Freuden Aufnahme und wegen ihrer Brauchbarkeit raſche Beförderung fanden, leiſtete der Fahnenflucht noch weiteren Vorſchub. Der veränderte Fahneneid, der dem Soldaten nicht mehr bloß Treue gegen den König, ſondern auch gegen die Nation und das Geſetz auferlegte, mußte vollends die Gewiſſen verwirren. Der Haß, den man bald anfing, gegen den Adel zu predigen, in dem man nur noch Verdächtige ſah, machte dem Soldaten den Ungehorſam und die Empörung gegen ſeine Oberen gewiſſermaßen zur patriotiſchen Pflicht. Schon am 15. Auguſt konnte Graf Ferſen ſeinem Vater die Zahl der ſeit dem 13. Juli fahnenflüchtig gewordenen Soldaten, abgeſehen noch von den franzöſiſchen Garden, auf 12,750 angeben. Am 7. September berichtet er, daß es in vielen Regimentern zum Aufſtand gekommen ſei. Doch wurden dieſe Aufſtände mehr oder minder raſch und keineswegs immer ſo blutig, wie der Aufſtand in Metz, wieder niedergeſchlagen. Daneben gab es aber auch noch viele Regimenter, die ſich durch Treue auszeichneten. Hierzu gehörten das Regiment Flandern und die Garde-Corps, welche am 5. October die Vertheidigung des Königs und ſeiner Familie übernahmen. Am 17. Oktober hielt es Mirabeau noch für leicht, ohne beſonderes Aufſehen 10,000 Mann zuverläſſiger Truppen zum Schutze des Königs zuſammenzuziehen. Am 20. Januar 1790 glaubte der Herzog von Rochefoucauld ſeiner Truppen noch ſo ſicher zu ſein, um den König mit Hilfe derſelben nach Rouen führen zu können. Wenig ſpäter erbot ſich Lafayette, ihn nach Compiègne zu geleiten und an die Spitze ſeiner Armee zu ſtellen. Noch am 20. Juni d. J. rühmt Ferſen, wie etwas ſpäter Lamarck, die unbeſtechliche Treue ſeines Regimentes. In ſeiner 12. Note vom 17. Juli für den Hof führt Mirabeau die Regimenter auf, die ſich ihrer bewährten Treue wegen zu ſeinem Fluchtplan beſonders empfahlen. Im Monat October glaubt Bouillé ſich noch auf einen Theil der zahlreichen unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen verlaſſen zu können. Im Februar 1791 vermag er dies aber kaum noch von ein paar Cavallerieregimentern zu verſprechen; nur ſei keine Zeit zu verlieren. In der That ſchreibt Graf Ferſen am 10. April, d. i. mehr als 18 Monate nach der Erſtürmung der Baſtille: „Die Armee iſt verloren. Die Regimenter empören ſich und gehorchen ihren Offizieren nicht mehr.“ Unter ſolchen Umſtänden wurde die wieder und wieder verzögerte Flucht Ludwigs IXV. endlich doch unternommen.

Ich glaube im Vorſtehenden an der Hand der Thatſachen das wahr, Verhältniß entwickelt und dargelegt zu haben, in welchem der Zuſtand der franzöſiſchen Armee beim Ausbruch der Revolution zu dieſer geſtanden hat. Er iſt ebenſo wenig eine der hauptſächlichſten ihrer Urſachen, als die des jähen Zuſammenbruchs der altfranzöſiſchen Monarchie geweſen. Auch vollzog ſich die Auflöſung der Armee keineswegs ſo raſch, wie man vielfach behauptet hat. Eher iſt zu bewundern, welchen langen Widerſtand ſie bei der ſchwachen, ſchwankenden Haltung des Königs und ſeiner Regierung, bei der fieberhaften Erregung der Zeit und der allgemeinen Auflöſung des ganzen Staatsweſens der Verleitung zum Abfall entgegenſetzte, die kein Mittel der Ueberredung, der Aufreizung und Verſuchung dabei unbenützt ließ. Die Armee löſte ſich auf, weil ſie ſich herrenlos fühlte, weil die Monarchie nicht den Muth und die Kraft beſeſſen hatte, ſich ihrer rechtzeitig zur Aufrechthaltung der geſetzlichen Ordnung zu bedienen, wie die Monarchie an ſich ſelber zu Grunde ging, weil ſie nicht den Muth und die Kraft beſaß, ganz mit dem alten unhaltbar gewordenen Regierungsſyſtem zu brechen und ein neues, dem Geiſte der Zeit, d. i. den Forderungen der Menſchlichkeit, entſprechendes zu begründen.

Chriſtian Wolff in ſeinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen.

Von

F. A. von Winterfeld.

— Stuttgart. —

Ueberall giebt es eine ausgleichende Gerechtigkeit, und wenn die Welt geneigt iſt, die Tugenden und lobenswerthen Thaten der Fürſten höher zu ſchätzen, als die anderer Menſchen, ſo pflegt ſie auch dafür ihre Schwächen und Mißgriffe deſto härter zu rügen. Ein Beiſpiel davon bietet das Leben des berühmten Philoſophen Chriſtian Wolff. Das Andenken an die Ungerechtigkeit und Härte, mit welcher König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, aufgereizt durch falſche Einflüſterungen, ihn von Amt und Würden an der Univerſität Halle und aus dem Lande vertrieben, hat ſich erhalten, während es kaum noch bekannt iſt, wieviel Mühe ſich der König, nachdem er ſeinen Fehler erkannt, gegeben, das begangene Unrecht wieder gut zu machen, indem er den verbannten Gelehrten unter den ehrenvollſten Bedingungen zur Rückkehr zu bewegen ſuchte, was freilich nicht mehr ihm, ſondern erſt ſeinem Nachfolger, Friedrich II., der Wolff außerordentlich hochſchätzte, gelingen ſollte.

Doch davon ſpäter. Vorerſt wollen wir uns mit dem Lebensgang des Mannes beſchäftigen, der in der gelehrten Welt des vorigen Jahrhunderts einen allererſten Rang einnahm und den man um ſo mehr als den Nachfolger von Leibnitz betrachten darf, als er deſſen philoſophiſches Syſtem zur Grundlage des ſeinigen machte und deſſen Neigung zu wiſſenſchaftlicher Univerſalität theilte.

Chriſtian Wolff, am 4. Januar 1779 zu Breslau geboren, hatte ſich ſowohl auf den Lehranſtalten ſeiner Vaterſtadt, ſowie darnach auf der Univerſität Jena durch hervorragende geiſtige Begabung ausgezeichnet. Obgleich urſprünglich die Theologie zur Berufswiſſenſchaft wählend, trieb er doch, aller Einſeitigkeit fern, daneben mit nicht geringerem Eifer und Erfolge philoſophiſche, mathematiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien. 1803 habilitirt er ſich in Leipzig, und ſeine Vorträge, nicht über Theologie, ſondern über die letztgenannten, gewiſſermaßen nebenbei betriebenen Wiſſenſchaften, erregen ſolches Aufſehen, daß allerſeits Berufungen von deutſchen Hochſchulen an ihn ergehen. Er entſcheidet ſich für Halle und wird dort von König Friedrich I., dem Gründer dieſer Univerſität, als ordentlicher Profeſſor der Mathematik angeſtellt. Doch beſchränkte ſich Wolff keineswegs auf dieſe Wiſſenſchaft, ſondern lehrte auch, und zwar mit glücklichſtem Erfolge, Philoſophie und Naturkunde. Sein reiches Wiſſen, ſein lichtvoller Vortrag, die Freiheit und Kühnheit, mit welcher er die Feſſeln der Scholaſtik ſprengte — alle dieſe ausgezeichneten Eigenſchaften verbreiteten ſeinen Ruhm durch ganz Europa und zogen Schaaren von wißbegierigen Jünglingen nach Halle. Auch Friedrichs I. Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., von dem man gewöhnlich, aber mit Unrecht annimmt, er ſei ein geiſtig vernachläſſigter Mann geweſen — er wußte und lernte Vieles und kannte z. B. Gottſcheds Auszug aus Wolffs „Lebensweisheit“ ſehr gut, verſtand auch im Geſpräch von den dort gegebenen logiſchen Regeln einen ſehr treffenden Gebrauch zu machen — auch dieſer Monarch ſchätzte Wolff und gab ihm ſeine Zufriedenheit auf mehrfache Weiſe, ſo durch Gehaltserhöhung und Ernennung zum Hofrath, zu erkennen.

Wie der Erfolg immer und überall vom Neide begleitet und bekämpft wird, ſo entging auch Wolff dieſem Schickſal nicht. Doch konnte ihn dies wenig anfechten. Gefährlicher aber ſollte für ihn die Gegnerſchaft ſeiner Collegen von der theologiſchen Facultät werden, welche in ſeinem philoſophiſchen Lehrſyſteme eine Gefahr für die chriſtliche Religion zu erkennen vermeinten und dasſelbe mit ebenſo viel redlicher Ueberzeugung, wie zelotiſchem Eifer befehdeten. Schon damals war Halle eine feſte Burg der Myſtik und des Pietismus, und ein Licht und Wahrheit liebender Mann, wie Wolff, mußte ſich dort auf harte Kämpfe gefaßt machen.

Zwei Theologen waren es hauptſächlich, die Wolff auf's Heftigſte und Hartnäckigſte bekämpften: Breithaupt und Lange. Der Erſtere griff ihn öffentlich auf der Kanzel an, und der Zweite benutzte ſeine Verbindungen in Berlin und am Hofe zu Einflüſterungen, die dem König die Meinung beibringen ſollten, als ſei Wolff ein Feind des Chriſtenthums, auf deſſen Vernichtung er es abgeſehen habe. Da Friedrich Wilhelm bekanntlich ein frommer und gläubiger Chriſt war, ſo konnten dergleichen Verdächtigungen nicht verfehlen, ihn in Zweifel und Unruhe zu verſetzen. Dennoch zögerte er, irgendwie einzugreifen. Erſt als man ihn ungemein geſchickt dadurch gegen

Wolff einzunehmen wußte, daß man ihm vorſpiegelte, deſſen Lehre von der Freiheit des Willens ſei geeignet, die Deſertion der Soldaten — bei dem damaligen Werbeſyſtem ein allgemeines großes Uebel — zu entſchuldigen und zu befördern, entſchloß er ſich, vorzugehen, denn dies hieß ihn bei ſeiner ſchwachen Seite angreifen. Doch that er es vorerſt mit einer Mäßigung, die ſonſt eben nicht in ſeinem heftigen, jähzornigen Charakter lag, indem er dem Verleumdeten die wider ihn erhobenen Anſchuldigungen „zur Verantwortung und Erklärung" mittheilte und ſich weitere Entſcheidung vorbehielt.

Wolff ſandte ohne Verzug ſeine Rechtfertigung ſchriftlich ein und hielt, nachdem im Verlauf eines halben Jahres nichts weiter erfolgt war, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld die Angelegenheit für erledigt, als plötzlich folgender königlicher Kabinetsbefehl bei dem Rectorat der Univerſität einging:

„Nachdem uns hinterbracht worden, daß der dortige Profeſſor Wolff in öffentlichen Schriften und Lectionen ſolche Lehren vortragen ſoll (?), welche der im göttlichen Worte geoffenbarten Religion entgegenſtehen, und Wir denn keineswegs gemeint ſind, ſolches ferner zu dulden, ſondern höchſteigenhändig reſolvirt haben, daß derſelbe ſeiner Profeſſur gänzlich entſetzt ſein und ihm nicht ferner mehr verſtattet ſein ſoll, zu dociren: als haben Wir auch ſolches hierdurch bekannt machen wollen, mit dem allergnädigſten Befehl, den bemeldeten Wolff daſelbſt ferner nicht zu dulden, noch ihm zu dociren zu verſtatten. Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er binnen achtundvierzig Stunden nach Empfang dieſer Ordre die Stadt Halle und alle unſere übrige königliche Lande, bei Strafe des Stranges, räumen ſoll.

Berlin, den 8. November 1723

Friedrich Wilhelm."

Als die eigentlichen Urheber dieſer despotiſchen, allem Rechte und aller Gerechtigkeit, insbeſondere auch den Privilegien und Freiheiten der Halliſchen Univerſität zuwiderlaufenden und allgemeine Mißbilligung hervorrufenden Maßregelung eines berühmten und hochgeachteten Gelehrten galten die beiden frömmelnden Generale von Natzmer und von Löben, die mit den Halleſchen lichtſcheuen Zionswächtern in inniger Verbindung ſtanden und viel Einfluß auf den König beſaßen. Beiläufig geſagt, war Natzmer durch ſeine Gemahlin, eine von Gersdorf, Stiefvater des Grafen von Zinzendorf, des Mitſtifters der Brüdergemeinde.

Wolff fügte ſich mit dem Gleichmuth eines Philoſophen in ſein unverdient hartes Schickſal, ohne ſich irgendwie durch Vorſtellungen und Bitten um Milderung deſſelben herabzulaſſen, und verließ zum ſchmerzlichſten Bedauern ſeiner vielen Schüler, Anhänger und Freunde Halle. Einem Manne, wie er, konnte es nicht ſchwer fallen, einen neuen Wirkungskreis zu finden, und nur die Wahl zwiſchen den ihm von verſchiedenen Seiten angebotenen Stellungen hätte ihn in Verlegenheit ſetzen dürfen. Leicht würde es ihm auch geweſen ſein, Vergeltung zu üben, wenn er dem Rufe nach dem Halle ſo nahen Leipzig gefolgt wäre, wodurch unzweifelhaft die Univerſität Halle großen

Abbruch erlitten hätte. Allein erhaben über dergleichen niedere Regungen, wählte Wolff das entlegenere Marburg, wohin der treffliche Landgraf Carl von Heſſen „den ungehörten, ohne vorgängige Unterſuchung, mithin ohne Grund“ verabſchiedeten und vertriebenen Philoſophen unter ſehr günſtigen Bedingungen als Profeſſor der Philoſophie und Mathematik unterm 15. November 1723 berufen hatte.

Wolffs Wirken in Marburg war, wie überall, von dem glücklichſten und und glänzendſten Erfolge gekrönt. Er wurde der Stern und Stolz der Univerſität, die durch ihn ungemein an Frequenz und Anſehen gewann, während ſein eigener Ruf und Ruhm, durch den Kampf mit den Hallenſer Pietiſten noch gewachſen, ſich immer weiter verbreitetete und ihm ſehr viele Jünger und Anhänger, namentlich auch unter aufgeklärten Theologen und in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft erwarb. So wurde der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich II., wie auch die Mehrzahl ſeiner Freunde, Wolffs begeiſterter Verehrer, wovon ſpäter noch eingehender die Rede ſein wird.

Inzwiſchen waren Wolffs Freunde in Berlin und in der Umgebung des Königs nicht unthätig geblieben. Der Fürſt von Anhalt — der alte Deſſauer —, der General von Grumbkow, der freimüthige Probſt Reinbeck, namentlich aber der verdiente Staatsminiſter, nachmalige Großkanzler von Cocceji, hatten es unternommen, den König, allerdings nur ſehr allmählich, denn man mußte äußerſt behutſam verfahren, in Betreff Wolffs umzuſtimmen, was ihnen aber erſt nach einer langen Reihe von Jahren gelingen ſollte.

Am 17. November 1733, alſo zehn Jahre nach der Verbannung, durfte Cocceji zu ſeiner großen Freude und Genugthuung den vertriebenen Gelehrten benachrichtigen, daß der König, hinſichtlich ſeiner zu beſſerer Erkenntniß gekommen, lebhaft wünſche, das begangene Unrecht gut zu machen, und „wie glorios es für Wolff ſein müſſe, wenn er auf eine eclatante Art juſtificirt würde und als Geheimrath und Vicekanzler ſeine Profeſſur in Halle wieder einnehme.“

Wolff aber iſt keinesweges ſo ſchnell gewonnen, wie einſt aufgegeben. Er dankt daher höflichſt für die ſo glänzenden Anträge, weiſt aber auf die Unverſöhnlichkeit und Argliſt ſeiner Feinde hin und erbittet ſich Bedenkzeit, welche der Miniſter gern zugeſteht, indem er in einem Briefe vom vierzehnten December 1733 bemerkt: „Bei dem Empreſſement Sr. Majeſtät, Deroſelben wieder nach Halle zu ziehen, würde es Ihnen freiſtehen, die Condition aus ſich ſelbſt zu machen,“ verſichert auch, „daß ihm der größte Gefallen von der Welt geſchehen würde, wenn Sie ſich entſcheiden könnten, den offerirten honorablen Poſten in Halle wieder zu bekleiden“, und räth noch in einer Nachſchrift, Wolff ſollte für ſeine Kinder Stifts-Präbenden fordern.

Alle dieſe angebotenen Vortheile konnten jedoch Wolff nicht bewegen, der ſich ſchon durch die Empfindungen aufrichtigſter Dankbarkeit an Marburg gefeſſelt fühlte, „wo ich,“ wie er unterm 23. December an Cocceji ſchreibt, „honorifice aufgenommen, als ich aus Halle vertrieben ward, und Schutz

Digitized by Google

und Protection genoſſen, da meine Feinde, mich gänzlich zu verderben, Alles unternommen, was ſie nur gekonnt, und Nichts unterlaſſen, was ſie dazu dienlich zu ſein erachtet.“ Er will ſich daher nicht entſcheiden, bevor er gewiß iſt, daß ihn der Landgraf willig entlaſſen werde, ohne ihn des Undanks zu beſchuldigen. Aber auch dieſem Bedenken begegnet der König mit dem Anerbieten, daß er ſelbſt den Landgrafen um die Entlaſſung Wolffs erſuchen würde, wenn dieſer einwilligte.

Inzwiſchen war von dieſen Unterhandlungen, ſo geheim ſie auch geführt wurden, doch etwas ruchbar geworden und hatte namentlich unter den Halleſchen Studirenden und ſonſtigen Freunden Wolffs Freudenbezeugungen und Einladungszuſchriften veranlaßt, während Wolffs Gegner in nicht geringe Beſtürzung geriethen. Sie erhoben ein großes Geſchrei, und Lange, Wolffs grimmigſter Gegner in Halle, erließ eine Streitſchrift wider ihn, in welcher er, um auf den König zu wirken, den von Wolff angeblich beeinflußten Kronprinzen der Irreligioſität zu bezichtigen ſich unterfing. Von dieſer Streitſchrift, die Probſt Reinbeck widerlegte, der viel beim König galt, ſagte Friedrich in einem Briefe an ſeine Schweſter Wilhelmine vom 13. Auguſt 1736: „es giebt nichts Erbärmlicheres und Kläglicheres“ (il n'y a rien de plus pauvre ni de plus pitoyable).

Nicht genug damit, begab ſich Lange ſelbſt nach Berlin und ſuchte perſönlich auf den König zu wirken, indem er ihm Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle vorſtellte. Bei dieſer Gelegenheit war es auch, daß Friedrich, mit Lange an der königlichen Tafel zuſammentreffend, ein ſchweigender Zeuge ſein mußte, wie dieſer den von ihm verehrten Philoſophen beim König zu verketzern ſuchte, denn eine Einmiſchung ſeinerſeits würde nur vom Uebel geweſen ſein.

Glücklicherweiſe war Friedrich Wilhelm diesmal nicht ſo leicht umzuſtimmen, beſchloß vielmehr erſt gründlich zu prüfen. Zu dieſem Zwecke ernannte er unter Coccejis Vorſitz eine aus den Predigern Reinbeck, Jablonski, Stoltenius und Carſtädt beſtehende Commiſſion, welche unterſuchen und darüber berichten mußten, „ob und inwiefern Wolffs philoſophiſche Lehren wirklich die chriſtliche Religion angriffen.“

Der Bericht lautete: „Sie, die verordneten Commiſſarien, hätten dem königlichen Befehl zufolge nicht nur Langens Anſchuldigungen der Wolffiſchen Irrthümer, ſondern auch die Verantwortung des Weltweiſen und die Stellen ſeiner Schriften, welche man angegriffen, in reifliche Erwägung gezogen. Indeß hätten ſie nicht finden können, daß jene Schriften die atheiſtiſchen Irrthümer und Meinungen enthielten, welche Lange darin habe ſehen wollen. Dieſes erklärten ſie, vollkommen unparteiiſch, ihrem Gewiſſen gemäß, ſo, wie ſie deſſen Wahrheit vor der ganzen chriſtlichen Welt, vor Gott, dem Allmächtigen, und vor dem Könige, ihrem Herrn, zu verantworten gedächten.“

Durch dieſes Urtheil wurde des Königs Gewiſſen beruhigt und Wolffs Gegner zum Schweigen gebracht. Seine Freude darüber ſpricht er ſehr lebhaft in der Zueignungsſchrift aus, mit welcher er dem Könige den zweiten

Theil ſeiner „Allgemeinen praktiſchen Lebensweisheit“ zuſandte. Manche Wendungen in dieſem Schreiben laſſen erkennen, daß der Philoſoph mit dieſer Höflichkeitsbezeugung die bereits ſeit Jahren ſchwebenden Verhandlungen auf eine feine Weiſe habe abbrechen wollen.

Aber Friedrich Wilhelm war um ſo weniger geneigt, den gefaßten Vorſatz aufzugeben, als ihm das zugeſandte Werk, in welchem er, zu des Kronprinzen Freude, wie wir noch des Näheren hören werden, eifrig las, ſehr zuſagte. Er ergriff daher dieſen Anlaß, um die in's Stocken gerathenen Verhandlungen mit erneutem Eifer aufzunehmen, und wenn er bisher den Miniſter damit beauftragt hatte, ſo führte er ſie jetzt ſelbſt. Um Wolffs Einwand, daß ſeine Feinde in Halle ihn dort trotz Allem auf's Neue verfolgen und ihm das Leben verbittern würden, zuvorzukommen, trug ihm der König unterm 5. Mai 1739 eine Anſtellung an der Univerſität Frankfurt an der Oder unter von Wolff ſelbſt feſtzuſtellenden Bedingungen an. Abermals fordert Wolff Bedenkzeit, die zugeſtanden wird, doch wünſcht der König, die Entſcheidung bei ſeiner Rückkehr von einer Reiſe nach Preußen — beiläufig geſagt dieſelbe Reiſe, welche Friedrich, der ſeinen Vater begleitete, zu einem enthuſiaſtiſchen Briefe an Voltaire über die landesväterlichen Tugenden des Königs veranlaßte, welche eine Einöde in eine blühende Provinz umgewandelt — zu erhalten. Doch anſtatt ſich zu entſcheiden, äußert Wolff neue Bedenken, denen der ſonſt ſo ungeduldige und leicht erzürnte Friedrich Wilhelm mit beiſpielloſer Gelaſſenheit und Willfährigkeit begegnet. So ſchreibt er unterm 12. September 1739 aus Potsdam, er wolle Wolffs nähere Erklärungen nebſt den Conditionen, unter welchen er ſich in Frankfurt zu etabliren geſonnen, nebſt dem Gehalte, welches er verlangte, erwarten, worauf unverzüglich die Reſolution erfolgen ſolle. —

Ehe noch Wolffs Antwort eingetroffen, ſchreibt er ſchon zehn Tage ſpäter, wieder aus Wuſterhauſen: „Wie ich nicht zweifele, Ihr werdet Mein unterm 12. dieſes an Euch erlaſſenes Schreiben wohl erhalten, auch deſſen Inhalt in gehörige Erwägung gezogen haben, ſo habe Ich Euch Meine gegen Euch tragende gnädigſte Intention hierdurch eröffnen wollen, daß Ich geſonnen bin, Euch bei der Univerſität Frankfurt an der Oder zum Vicekanzler mit einem jährlichen Gehalte von 1200 Reichsthalern“ — eine für jene Zeit und namentlich für den ſo ſparſamen König ſehr beträchtliche Summe — „zu beſtellen. Ich habe das genädigſte Vertrauen zu Euch. Ihr werdet weiter nicht anſtehen, die Euch übertragene Vokation anzunehmen, auch Eure Anſtalten ſo zu treffen, daß Ihr obbeſagten Poſten kommende Oſtern antreten könnet. Es wird ſolches nicht nur Mir zu beſonders gnädigem Gefallen gereichen, ſondern Ihr werdet auch Gelegenheit haben, viel Gutes und Nützliches auszurichten, wobei Ihr Euch jedesmal Meiner Gnade und Protection verſichern könnt, und bin Ich in Erwartung Eures redlichen Entſchluſſes

Euer wohlaffectionirter

Friedrich Wilhelm.“

Doch Wolff iſt immer noch nicht zu bewegen. Er antwortet, indem er ſeine Abneigung gegen Frankfurt nicht verhehlt:

„Ew. Königl. Majeſtät werden ſelbſt höchſt vernünftig ermeſſen, daß ich von einer vorſtehenden Verbeſſerung keinen Vorwand nehmen kann, warum ich meiner hieſigen Dienſte wollte entlaſſen ſein. Da diejenigen, welche mir zu Gefallen nach Marburg kommen, vieler Urſachen wegen nach Frankfurt zu gehen ſich nicht entſchließen würden; gleichwie die Wenigſten nach Marburg kommen, welche, mir zu Gefallen, nach Halle würden gekommen ſein, wenn ich daſelbſt hätte verbleiben ſollen; ſo ſind die Schwierigkeiten, mich zu entſchließen, dem allergnädigſten Rufe nach Frankfurt zu folgen, für mich unüberwindlich, und werden dennoch Ew. Königl. Majeſtät keine Ungnade auf mich werfen, daß ich mich zu einem Etabliſſement in Frankfurt nicht reſolviren kann. Bin ich ſonſt im Stande, in guten Vorſchlägen etwas beizutragen, wie der Univerſität Frankfurt aufzuhelfen ſei, und in Sonderheit, wie die Philoſophie daſelbſt mit Nutzen könnte traktiret werden, ſo werde ich mir das größte Vergnügen daraus machen, um dadurch zu zeigen, wie bereit und willig ich ſei, Ew. Majeſtät nach aller Möglichkeit zu dienen.“ —

Der König jedoch läßt ſich auch durch dieſe abſchlägliche Antwort nicht abſchrecken von weiteren Verſuchen, und die Unermüdlichkeit ſeines Strebens, den Philoſophen wiederzugewinnen, beweiſt keineswegs die ihm oft vorgeworfene Geringſchätzung der Wiſſenſchaft. Er ignorirt es, daß Wolff eigentlich abgelehnt hat, indem er ſchreibt: „Ich erſehe aus Eurem Briefe vom 7. October 1739 die Urſachen, warum Ihr noch einige Schwierigkeiten findet, den Ruf zu Meinen akademiſchen Dienſten anzunehmen. Nun halte Ich die angeführten Raiſons zwar ſcheinbar, aber ſo beſchaffen, daß ſie Euch, wenn Ihr Neigung zu Meinem Dienſte habt, davon nicht abhalten können, weil Ihr dorten kein Landeskind ſeid und hier bei der Jugend weit mehr Nutzen ſtiften könnt. Zudem iſt es blos aus einem Verſehen bei dem Schreiben geſchehen, daß in Meinem Schreiben der Univerſität Frankfurt an der Oder gedacht worden, denn ich vielmehr geſonnen bin, Euch bei der Halliſchen Akademie zum Geheimen Rathe und Vicekanzler mit 1200 Thalern Beſoldung zu beſtellen. Ihr habt alſo dieſes nochmals zu überlegen, und erwarte ich darüber, je eher je lieber, Eure finale Entſchließung wegen Annehmung dieſes wichtigen Poſtens.“

Wenn der König in dieſem Schreiben ſich auf Wolffs Landeskindſchaft beruft, ſo beurtheilt er hier die Verbindlichkeit des Gelehrten offenbar nach der Militärpflicht, wie er auch in anderen Fällen die auswärtige Berufung eines Gelehrten aus ſeinen Staaten, der Soldatenwerbung in fremdem Lande gegenüberſtellt. So ſchrieb er, als Probſt Reinbeck 1735 einen Ruf als Hauptpaſtor an die Michaeliskirche zu Hamburg erhielt: „Wenn ich irgendwo einen Lumpenkerl anwerben laſſe, ſo wird ein groß Geſchrei darüber erhoben, und nun wollen mir die Hamburger meine beſten Stützen aus dem Lande holen. Das taugt nit.“ Auch darum iſt dieſe Aeußerung merkwürdig, weil hier der König die Gelehrten für die beſten Stützen ſeines Landes erklärt.

Dieſelbe Auffaſſung zeigt das nachſtehende Schreiben Friedrich Wilhelms an den holländiſchen Geſandten von Ginkel in Berlin, welches einer weiteren Erklärung nicht bedarf: Es lautet:

„Durch Ihr Schreiben vom 30. September geht mir, mein Herr, Ihr Geſuch zu, nach welchem Sie, im Namen der Generalſtaaten, Ihrer Herren und meiner guten Freunde, verlangen, ich ſolle der Univerſität Leiden den Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft Heineccius überlaſſen. Dieſer Profeſſor iſt einer der beſten, die ich zu Halle habe, und ſeiner Leibesbeſchaffenheit iſt das Klima von Leiden durchaus nicht angemeſſen. Es iſt kaum nöthig, daß ich dieſen Beweggründen noch hinzufüge, wie ſich die Republik nie hat bereitwillig finden laſſen, mir einige große Flügelmänner zu verwilligen. Ich hoffe, Sie werden dieſe Gründe gehörig geltend machen bei Ihren Herren, denen ich ſonſt alle Beweiſe der Freundſchaft zu geben nicht ermangeln werde. Mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihr wohlaffectionirter
Wuſterhauſen, den 7. October 1737. Fr. W. R.“

Je mehr der König in dem Gefühl körperlicher Schwäche die Ahnung eines baldigen Todes in ſich trug, deſto mehr lag es ihm am Herzen, Wolffs Zurückberufung noch durchzuſetzen, und es iſt faſt rührend zu ſehen, wie er immer neue Mittel erſinnt und anwendet, um den widerſtrebenden Philoſophen willfährig zu machen. Da der ſchriftliche Weg ihm zu zeitraubend und zu wenig wirkſam erſcheint, ſo ſchickt er ganz im geheimen — ſelbſt Wolffs Freunde in Berlin, Probſt Reinbeck und der ehemalige ſächſiſche Miniſter Graf Manteufel, wußten nichts davon — einen Abgeſandten, den Hofrath Morgenſtern, nach Marburg, um perſönlich mit Wolff zu unterhandeln. Zwar verbreitete Morgenſtern nach ſeiner Rückkehr die Nachricht, Wolff habe eingewilligt, und werde nächſtens in Halle eintreffen, allein dieſer verneinte es und verſicherte, daß er um ſo weniger beſtimmte Zuſagen gemacht, als Morgenſtern ſich ihm perſönlich nicht zu erkennen gegeben habe, und es für den Ruf eines Philoſophen wenig vortheilhaft ſein würde, wenn er ſich durch „des Königs Hofnarren“ — Morgenſtern war ſo eine Art von luſtiger Rath, wie Gundling — hätte gewinnen laſſen. Jedenfalls war der Unterhändler in keiner Weiſe gut gewählt geweſen.

Wie das Leben nicht ſelten die Erfahrung bietet, daß wir das, was wir einſt in Verblendung von uns geſtoßen, ſpäter vergeblich wieder zu erlangen ſuchen, ſo ſollte auch König Friedrich Wilhelm I., der am 31 Mai 1740 aus dieſem Leben abberufen wurde, die Erfüllung ſeines heißen Wunſches nicht mehr erleben.

Erſt ſeinem Nachfolger, Friedrich II., war es verbehalten, den vertriebenen Gelehrten wieder zu gewinnen.

Auf den regen, nach Wahrheit dürſtenden Geiſt Friedrichs hatten die philoſophiſchen Werke Wolffs einen tiefen und ſo nachhaltigen Eindruck gemacht, daß dieſer auch ſpäter, als der König ſich mehr von der Wolffſchen Lehre abwendete, nie ganz verſchwand. Ebenſo waren von den Männern, welche Friedrich in ſeinen jüngeren Jahren beſonders hochſchätzte, die meiſten eifrige Wolffianer, wie namentlich der ſchon genannte Graf Manteufel, der ſächſiſche Geſandte von Suhm, der Probſt Reinbeck, den Friedrich einen von den Geiſtlichen nennt, „die durch ihre Liebe zur Wahrheit und die Lauterkeit ihres Charakters unter ihren Amtsgenoſſen hervorleuchten,“ der Hofprediger der Kronprinzeſſin, Deschamps, der die bibliſchen Texte auf der Kanzel „nach Wolffs Methode“ erklärte, und endlich Friedrichs Jugendfreund Jordan. Seine Schweſter Philippine Charlotte, welche den Bruder ſeiner Frau, den Herzog Karl von Braunſchweig heirathete, war eine eifrige Jüngerin Wolffs und arbeitete eigenhändig einen Auszug aus dem Syſtem der Wolffſchen Philoſophie in franzöſiſcher Sprache aus, während Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth, Descartes vorzog.

Bezeichnend für Friedrich iſt es, daß er ſich die Schriften Wolffs, obgleich er anerkannte, daß ſie in gutem Deutſch geſchrieben ſeien, doch, um ſie ſich mundgerechter zu machen, in's Franzöſiſche überſetzen ließ, bevor er ſie las und ſtudirte. So übertrugen für ihn Deschamps Wolffs Logik, Jordan deſſen „Morallehre“ und Suhm die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen“ in's Franzöſiſche. Da nun aber Suhms franzöſiſche Handſchrift ebenſo ſchwer leſerlich war, wie die des geiſtvollen Franzoſen Chaſot, der ebenfalls zu Friedrichs Rheinsberger Freunden gehörte, deutlich und klar, ſo wurde dieſer beauftragt, die ganze Ueberſetzung Suhms abzuſchreiben, eine nicht wenig Geduld erfordernde Arbeit, die dem lebhaften jungen Franzoſen wohl wenig behagt haben mag. Nachdem ſie vollendet war, machte ſich Friedrich an das Studium des Werkes. Eines Abends ſaß er ganz vertieft darin in ſeinem Arbeitszimmer, in welchem ſich außer ihm nur noch ſein Aeffchen Mimi befand, als er zum Nachteſſen abgerufen wurde. Er ging und ließ die brennenden Kerzen auf dem Schreibtiſch zurück. Als er wiederkehrte, findet er zu ſeinem Schrecken die ſaubere Abſchrift faſt ganz verkohlt. Mimi hat während ſeiner Abweſenheit mit den Blättern geſpielt, ſie dem Licht zu nahe gebracht und angezündet, vielleicht aus Rache dafür, daß Wolff in ſeinem Werk das Geſchlecht der Affen ſehr niedrig geſtellt. Friedrich und der ganze Hof lachte über Mimis Streich; nur der arme Chaſot nicht, der die Abſchrift noch einmal anfertigen mußte.

Alle Briefe Friedrichs aus jener Rheinsberger Zeit ſind voll von dem Eindruck, den die Werke Wolffs auf ihn ausüben. Immer auf's Neue ſpricht er in beredten Worten ſeine Bewunderung aus über die lichtvolle Klarheit der Gedanken, die eindringende Schärfe der Unterſuchungen und den logiſchen Zuſammenhang der Beweisführungen. Namentlich gegen Suhm, den Ueberſetzer, äußert er ſich häufig darüber. Das Studium dieſer Werke „erfüllt", wie er dieſem ſchreibt, „ſeine Seele mit Licht und Klarheit, und die Sätze des „zureichenden Grundes und des Widerſpruchs" nennt er „die Arme und Beine ſeiner Vernunft, ohne welche er auf den Krücken des Aberglaubens und des Irrthums humpeln müßte, wie der gemeine Haufe." Selbſt auf ſeinen Reiſen begleiten ihn Wolffs Schriften. Als er im Juli 1736 im Auftrage ſeines Vaters eine Inſpectionsreiſe nach Preußen macht, ſchreibt er an Suhm: „Meine Reiſe wird vier Wochen dauern, auf welcher unſer großer Lehrer Wolff mein Begleiter ſein ſoll," und ſodann aus dem Lager von Wehlau am 18. Juli: „Glauben Sie nicht, daß ich unter den Beſchwerden der Reiſe und den militäriſchen Beſchäftigungen Wolff einen Augenblick aus dem Geſichte verliere", und endlich iſt an Suhm jene, das Rheinsberger Leben ſchildernde poetiſche Epiſtel vom 15. Auguſt deſſelben Jahres gerichtet, in welcher es heißt:

Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres,
Nous étudions Wolff au dépit de nos prêtres."

Auch die Briefe an Voltaire aus jener Periode beſchäftigten ſich eingehend mit Wolff. Friedrich ſchickt ihm die franzöſiſche Ueberſetzung der Metaphyſik und ſucht den Einwendungen Voltaires, die er vorausſieht, durch vertheidigende Erklärungen zuvorzukommen, und ebenſo ſpricht er für Wolff gegen die Markgräfin von Bayreuth, die, wie wir wiſſen, eine Anhängerin von Descartes war, den Friedrich veraltet und durch den deutſchen Philoſophen überholt nennt.

Kurz, Wolff iſt zu jener Zeit für Friedrich die Hauptquelle aller philoſophiſchen Erkenntniß, wenn er auch ſchon damals, von ſkeptiſchen Anwandlungen nicht frei, an Suhm ſchreibt: „Wolff ſagt in ſeiner Metaphyſik unſtreitig viel Schönes und Wahres, aber er iſt trotzdem nicht unanfechtbar, und ſobald wir auf die letzten Gründe zurückgehen, vermögen wir nur unſere Unwiſſenheit zu bekennen. Es giebt Dinge, die uns der Schöpfer ſo fern gerückt hat, daß wir nur eine ſehr ſchwache Kenntniß derſelben gewinnen können." Aehnlich äußert er ſich an Prinz Heinrich: „Du haſt ganz Recht, lieber Bruder, wenn Du ſagſt, man werde in der Metaphhyſik nicht weit kommen; in dieſer Region müßte man fliegen können, und dazu fehlt es uns an Flügeln. Unſere Denkkraft iſt gewiß nicht fähig, Wahrheiten zu entdecken, welche uns die Natur verbergen will, aber ſie vermag die Irrthümer und Ungereimtheiten zu erkennen, die die Unwiſſenheit an die Stelle deſſen geſetzt hat, das wir nicht wiſſen ſollen."

Uebrigens hat Friedrich das Daſein Gottes auch ſpäter niemals bezweifelt, ebenſo die Unanfechtbarkeit der chriſtlichen Moral und die vollkommene Tugend Chriſti ſtets anerkannt. Seine Skepſis erſtreckte ſich nur auf die theologiſche Dogmatik.

Es läßt ſich denken, wie ſchmerzlich Friedrich die ungerechte und brutale Behandlung, die Wolff zu Theil geworden, empfinden mußte. Um ſo lebhafter war ſeine Freude, als ſein Vater, zu beſſerer Einſicht gelangt, ſich ſo angelegentlich bemühte, den verbannten Philoſophen wieder zu gewinnen. „Die Neuigkeit des Tages iſt,“ ſchreibt er an Suhm, „daß der König drei Stunden lang täglich Wolffs Philoſophie*) — der Verfaſſer hatte ſein Werk dem König, wie bereits erwähnt, eingeſendet — lieſt, wofür Gott gedankt ſei! So ſind wir endlich zum Triumph der Vernunft gelangt!“

Daß Friedrich, bei dem ſtets regen Mißtrauen des Königs, genöthigt war, ſich hinſichtlich Wolffs die größte Zurückhaltung aufzuerlegen, haben wir bereits geſagt; ebenſo mußte der Briefwechſel, den der Kronprinz mit dem Philoſophen begonnen, ganz im Geheimen geführt werden.

Noch acht Tage vor ſeiner Thronbeſteigung, am 23. Mai 1740, ſpricht Friedrich in einem Schreiben, in welchem er Wolff für deſſen ihm gewidmetes „Naturrecht“ dankt, mit unnachahmlicher Anmuth ſeine Anſichten über den Beruf der Denker und Gelehrten aus. Daſſelbe lautet:

Monsieur!

Tout être pensant et qui aime la vérité, doit prendre part au nouvel ouvrage, que vous venez de publier: mais tout honnête homme et tout bon citoyen doit le regarder comme un trésor, que votre libéralité donne au monde et que votre sagacité a découvert. J'y suis d'autant plus sensible, que vous me l'avez dédié. C'est aux philosophes à être les précepteurs de l'univers et les maîtres des princes. Ils doivent penser conséquemment et c'est à nous, de faire des actions conséquentes: ils doivent instruire le monde par le raisonnement et nous par l'exemple: ils doivent découvrir et nous pratiquer.

Il y a longtemps, que je lis vos ouvrages et que je les étudie et je suis convaincu, que c'est une conséquence nécessaire pour ceux, qui les ont lûs, d'en estimer l'auteur. C'est ce que personne ne sauroit vous refuser, et relativement à quoi je vous prie de croire, que je suis avec tous les sentiments, que votre mérite exige, Monsieur votre très affectionné

Frédéric, P. R.

Das, was Friedrich Wilhelm nicht mehr hatte erreichen ſollen und auch wahrſcheinlich bei längerer Lebensdauer nicht erreicht haben würde, denn Wolff ſchien, wie dies die langjährigen Unterhandlungen erkennen laſſen, entſchloſſen, nicht wieder in die Dienſte eines Fürſten zu treten, der ihn einſt ſo unglimpflich behandelt, — das gelang ſeinem Nachfolger, von dem Wolff ſich hochgeſchätzt und verſtanden wußte, leicht und ſchnell.

Eine der erſten Regentenhandlungen Friedrichs nach ſeiner Thronbeſteigung war es, den Probſt Reinbeck, Wolffs Freund, mit der Wiedergewinnung des Philoſophen zu betrauen. „Machet doch,“ ſchrieb er an ihn,

---

*) Nach Wolffs Vertreibung waren der Druck und der Vertrieb ſeiner Werke „bei Karrenſtrafe“ verboten worden.

„daß wir den Wolffen wiederbekommen. Ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und ſie liebt, muß von allen Menſchen werth gehalten werden, und wenn es Euch gelingt, ihn zur Rückkehr zu bewegen, werdet Ihr eine Eroberung im Lande der Wahrheit gemacht haben.“

Von dem Wunſche geleitet, Wolff in ſeiner Nähe zu haben, bot Friedrich ihm zunächſt an, in Berlin ſeinen Wohnſitz zu nehmen und dort, als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften mit 2000 Thaler Gehalt, philoſophiſche Vorträge zu halten. Dieſer Vorſchlag wurde jedoch von Wolff abgelehnt, der, wenn überhaupt, nur nach Halle zurückzukehren wünſchte. Dieſem Verlangen kam Friedrich bereitwillig nach, und ſo gab denn endlich Wolff unterm 10. Auguſt 1740 dem Könige das Verſprechen, in ſeine Dienſte treten zu wollen, ſobald er ſeiner heſſiſchen Verpflichtungen entbunden ſein würde.

In einem Schreiben vom 1. September 1740 giebt Friedrich ſeine Freude zu erkennen über den Wiedergewinn des Mannes, um welchen die vorige Regierung ſieben Jahre, ſo lange wie Jacob um Rahel, vergeblich geworben: „Es iſt mir ſehr angenehm,“ ſchreibt der König, „daß Ihr den Euch zugedachten Poſten an der Univerſität Halle gern und willig angenommen. Gleichwie Ich verſichert bin, daß dieſe neue Veränderung zur Aufnahme der Wiſſenſchaften, zum Beſten der ſtudirenden Jugend und zu Eurer eigenen Zufriedenheit ausſchlagen werde, alſo will Ich ſorgen, daß Euch ſolche Entſchließung niemals gereuen ſoll.“ —

Damit Wolff nicht der Schein des Undanks träfe, wenn er ſeinen Abſchied nachſuchte, übernimmt es Friedrich, ſich den Philoſophen von dem Landgrafen Friedrich von Heſſen, der ſeit 1790 zugleich König von Schweden war, zu erbitten. Derſelbe antwortet von Stockholm aus: „Ob ich wohl nun dieſen Mann, ſeiner allbekannten Tüchtigkeit und Geſchicklichkeit halber, gern länger beibehalten hätte, ſo bin ich dennoch zur Bezeugung für Ew. Majeſtät beſonderen Conſideration und Freundſchaft gewillt, ihm auf ſein ziemendes Nachſuchen ſowohl den Abſchied, als die Erlaubniß, daß er die angetragene Station übernehmen möge, zu ertheilen.“ —

Nun erſt konnte, und zwar am 21. November 1740, Wolffs Beſtallung ausgefertigt werden, durch welche er zum Geheimrathe, Vicekanzler und ordentlichen Profeſſor des Naturrechts und der Mathematik an der Univerſität Halle mit einem Gehalt von 2000 Thalern ernannt und ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, „nach Gutbefinden Collegien zu leſen, welche er wolle und der Jugend für nützlich halte.“ Hierbei gedenkt der König nochmals ſeines Lieblingsplanes, „ihn nach Berlin zu ziehen und mit Avantage zu placiren.“

Mit großer Freigebigkeit übernahm Friedrich alle Koſten, welche der Umzug des Philoſophen mit ſeiner Familie verurſachte, und beglückwünſchte in einem ſehr gnädigen Schreiben den Philoſophen, als dieſer ihm meldete, daß er am 6. December unter dem Jubel der Studenten, der Bürger und des größeren Theiles der Profeſſoren in Halle ſeinen Einzug gehalten habe.

Daß Wolff, der auf's Neue an der Hochſchule zu Halle ruhmvoll wirkte, den gethanen Schritt nicht bereute, dafür zu ſorgen ließ ſich der König, in welchem jener den weiſen, die Erforſchung der Wahrheit ſchützenden Regenten, wie den ſieggekrönten Helden verehrte, angelegen ſein, indem er ihn fortwährend durch Beweiſe ſeiner Huld auszeichnete. Trotzdem verkannte Friedrich nicht die mit dem Alter zunehmende Weitſchweifigkeit des Philoſophen, verhehlte auch ſeine Anſicht darüber nicht ihm gegenüber. Als Wolff ihm von den acht dicken Quartbänden ſeines Naturrechtes den ſechſten einſendete, ſchrieb er ihm mit ſeinem Dank, er ſei der Meinung, daß ſich die Wahrheit wohl mit weniger Worten ausdrücken laſſe, wodurch denn auch Wolff zur Abfaſſung eines Auszuges aus dem umfangreichen Werk veranlaßt wurde. In ſeiner „Histoire de la Maison de Brandebourg“ ſprach ſich Friedrich noch in viel ſchärferen Worten über die Weitſchweifigkeit namentlich der letzten Wolffſchen Schriften aus, wogegen er deſſen Logik noch in ſpäteren Jahren, bei verſchiedenen Gelegenheiten, ſo in einem Erlaß an den Miniſter von Zedlitz vom 5. September 1779 und im folgenden Jahre in ſeiner Denkſchrift über die deutſche Literatur, als die beſte und klarſte, die es gebe, bezeichnet.

Auch Wolffs ſonſtige Freunde, beſonders Graf Manteufel, mußten zugeben, daß in höherem Lebensalter auch der auf dem Gipfel geiſtiger Bildung ſtehende Weltweiſe von menſchlichen Schwächen ſich nicht frei zeigte, ja jener geht ſo weit, zu ſagen, daß es für Wolffs Ruhm beſſer geweſen, wenn er nie nach Halle zurückgekehrt wäre.

So lange er lebte, wurde Wolff von vielen Gelehrten und Hochſtehenden aufgeſucht und mit Ehrenbezeugungen überhäuft. So erhob ihn 1745 der Kurfürſt von Bayern in den Freiherrſtand. Auch Voltaire beſuchte 1750 den Mann, von deſſen Lobe zu einer gewiſſen Zeit Friedrichs Briefe an ihn ſo voll geweſen waren, bei welcher Gelegenheit er in ein ihm nach der Sitte der Zeit von den Studirenden überreichtes Album Folgendes einſchrieb.

> „Wolffio philosophante, Rege Philosopho
> Regnante et Germania plaudente,
> Athenas Halenses invisi.“

Wolff ſtarb als Kanzler der Univerſität Halle am 9. April 1754 im ſechsundſiebzigſten Lebensjahre.

Wenn man auch heute geneigt iſt, in ihm einen pedantiſchen Vertreter des logiſchen Formalismus zu ſehen, ſo kann dies doch die geſchichtliche Würdigung eines Gelehrten nicht beeinträchtigen, der von dem geiſtvollſten Fürſten und von ſeinen ſonſtigen Zeitgenoſſen auf's Höchſte bewundert worden iſt, deſſen hohes Verdienſt ſelbſt Kant anerkannt und der in ſeiner Zeit eine durchaus herrſchende Stellung in der Wiſſenſchaft eingenommen hat.

Eine communiſtiſche Colonie.

Von

K. Grazer.

— Temesvar. —

Wer den Lauf der Weltgeſchichte aufmerkſam verfolgt, weiß, daß die ſociale Bewegung ſo alt iſt, wie unſer europäiſches Staatenweſen ſelbſt, ja daß ſie ſogar in die dunkeln Zeitalter egyptiſcher und aſſyriſcher Cultur zurückreicht. Zahlreiche Verfügungen der moſaiſchen Religionslehre beweiſen zur Genüge, daß dieſe Frage zu den älteſten gehört, deren endgiltige Löſung dem Menſchengeſchlechte noch immer nicht gelungen iſt. Trotz aller Verſuche und gewagter Experimente iſt es noch keinem Geſetzgeber, keiner Nation geglückt, das ſchwierige Problem zu erfaſſen; in verſchiedenen Formen, als Sklaven-, Armen-, Arbeiterfrage u. ſ. f., tauchte es zu allen Zeiten immer wieder von Neuem auf, beſchäftigte es alle Religionsgründer und Denker. Der moderne Communismus, deſſen Anfänge bis zur erſten franzöſiſchen Revolution reichen, hat es verſucht, ſeine Lehren und Theorien auch praktiſch zu erproben. Mit welchem Erfolge, lehrt uns am Beſten das Beiſpiel Ikaria's.*)

I.

War die franzöſiſche Revolution auch vorwiegend eine politiſche Bewegung, ſo hatte ſie doch mit ihrer neuen Lehre von der Gleichberechtigung Aller den Grund zur communiſtiſchen Bewegung gelegt, und bald traten die Apoſtel der neuen Heilslehre mit dem volksthümlichen Schlagworte: „Die Tyrannei des Beſitzes", in den Vordergrund. Einer der bedeutendſten Leiter dieſer Bewegung war der 1788 zu Dijon geborene Étienne Cabet, der Gründer

---

*) Ikaria, ein Beitrag zur Geſchichte des Communismus. Von Albert Shaw Ph. D., Deutſch von M. Jacobi. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Ikarias. Als Rechtsanwalt hatte er ſich in ſeiner Vaterſtadt den Ruf eines gewandten Redners erworben und 1825, nach der Thronbeſteigung Karls X., finden wir ihn als Hauptleiter des Geheimbundes der franzöſiſchen Carbonari in Paris. Von Louis Philipp als Vertreter und Generalbevollmächtigter der Regierung nach Korſika entſandt, machte Cabet mit den radikalen Gegnern der Regierung ſo offenkundig gemeinſame Sache, daß letztere ſich gezwungen ſah, ihn von ſeinem Poſten zu entfernen. Doch inzwiſchen hatte ihn das Departement Côte d'Or zu ſeinem Deputirten gewählt und er nahm 1834 in der Kammer ſeinen Platz auf der äußerſten Linken ein. Das Auftreten Cabets gegen die ungeſetzlichen Maßregeln, mit welchen das Miniſterium die demokratiſche Partei Korſikas in Schach halten wollte, bot der Regierung Gelegenheit, ſich den unbequemen Mann für längere Zeit vom Halſe zu ſchaffen; ſie ſtellte ihm die Wahl frei zwiſchen zwei Jahren Kerker oder fünf Jahren Verbannung, er wählte das letztere und begab ſich nach England.

Hier befaßte ſich der unruhige Demokrat mit ernſteren Studien, welche ihn zur Erkenntniß führten, daß nur die Gleichheit des Beſitzes der menſchlichen Geſellſchaft den Wohlſtand zu verbürgen im Stande ſei; der Demokrat ward in England zum Vorkämpfer des Communismus. 1839 nach Paris zurückgekehrt, beeilte er ſich, die Reſultate ſeiner Forſchungen in Form einer ſpannenden volksthümlichen Erzählung zu veröffentlichen. In der 1840 erſchienenen „Voyage en Icarie“ bietet er ſeinen Leſern die Geſchichte eines auf communiſtiſchen Grundſätzen fußenden Staates, eine feurige Schilderung ſeiner Verfaſſung und Einrichtungen, an welche ſich ein kurzer Abriß des Communismus im Allgemeinen anſchließt. Das Werk erregte bei der gerade damals herrſchenden Unzufriedenheit mit den ſocialen Verhältniſſen ungeheures Aufſehen, rief aber auch zahlreiche Entgegnungen eines großen Theiles der franzöſiſchen Preſſe hervor. Ein Jahr nach dem Erſcheinen der „ikariſchen Reiſe“ gründete Cabet die Zeitſchrift „Populaire“ zur Verbreitung und Vertheidigung ſeiner Lehren, und in den nun folgenden Jahren erſchien eine wahre Fluth von Streitſchriften. Sieben Jahre nach dem Erſcheinen des Cabet'ſchen Werkes zählte die ikariſche Schule ſchon 400000 Anhänger, zumeiſt Handwerker.

Dieſer raſche Erfolg erweckte naturgemäß die Aufmerkſamkeit und Beſorgniß der Regierung, welche alle Hebel in Bewegung ſetzte, dieſer gefährlichen Lehre entgegenzuwirken. Der Widerſpruch und die Verdächtigungen ſeiner Feinde, die Zuverſicht ſeiner Anhänger bewogen endlich Cabet zu einer praktiſchen Erprobung ſeiner Theorien. Im Mai 1847 erſchien im Populaire ein Aufruf an den Arbeiterſtand zur Betheiligung an der Gründung Ikarias; von Zeit zu Zeit veröffentlichte der Populaire glänzende Schilderungen von den Erfolgen beſtehender communiſtiſcher Unternehmungen und am 17. Januar 1848 theilte Cabet ſeinen Leſern mit, daß für die Colonie in unmittelbarer Nähe des Red River in Texas ſchon über eine Million fruchtbaren Bodens erworben ſei. Urſprünglich ſollte die Auswanderung erſt im

Sommer 1848 beginnen, aber die heftigen Angriffe der Preſſe veranlaßten Cabet, nicht länger zu zögern. Am dritten Februar brach ein aus 69 auserleſenen Männern beſtehender Vortrab von Havre nach dem Texas auf, welchem möglichſt bald ein zweiter Vortrab von über tauſend Mann folgen ſollte, worauf für einige Wochen ſpäter der Beginn der allgemeinen Auswanderung geplant war.

Während das Schiff „Rom" mit den neunundſechzig Pionieren die Wogen des Oceans durchfurchte, hatte ſich die politiſche Lage Frankreichs gründlich geändert. In New-Orleans erfuhren die Ikarier den Sturz Louis Philipps und die Errichtung der zweiten Republik. Dieſe Umſtände hatten im Heimatlande eine bedauerliche Spaltung im Lager der Cabet'ſchen Anhänger im Gefolge; der größere Theil derſelben hielt nämlich nach dieſen Ereigniſſen den Auswanderungsplan für überflüſſig und wiegte ſich in der Hoffnung, allmählich ganz Frankreich in ein Ikaria umgewandelt zu ſehen. Der am 3. Juni von Frankreich aufbrechende Vortrab zählte ſtatt der verſprochenen tauſend blos neunzehn Mann. Von den erſten Pionieren ſagten ſich in New-Orleans 3—4 Mann los, die in die Heimat zurückkehren wollten; die anderen mußten, um die Ländereien der Colonie zu erreichen, mit dem Dampfſchiffe auf dem Red River nach Shreveport (Louſiana) fahren. Hier harrte ihrer eine ſchreckliche Enttäuſchung, ſie erfuhren, daß die neue Colonie, entgegen den Angaben des Populaire, 250 Meilen vom Fluſſe entfernt liege und daß ſie ſich den Weg dahin erſt durch eine dichte Wildniß Schritt für Schritt bahnen müßten. Unter großen Entbehrungen gelangten die kühnen Männer nach der etwa 100 Meilen entfernt liegenden Sulphur-Prairie, welche zum Sammelplatze der Ikarier beſtimmt war, und wo ſie eine zweite noch herbere Enttäuſchung traf. Die Verſicherung Cabets, daß bereits eine Million Morgen Landes angekauft ſeien, ſtellte ſich ebenfalls als unrichtig heraus; der Kauf war nur unter der Bedingung einer ſofortigen Anſiedelung geſchloſſen. Jeder Coloniſt konnte auf 320 Morgen Ackerland Anſpruch erheben, falls er bis zum erſten Juli ein Haus auf dieſer Section baute und es bewohnte; nach dieſem Termine ſollte das Land zu einem Dollar per Acre verkauft werden. Bei der größten Anſtrengung gelang es aber den, von den Mühſeligkeiten der Reiſe ohnehin erſchöpften Männern blos 32 Blockhütten bis zu dieſem Zeitpunkte fertig zu ſtellen, und ſo hatte die Colonie nur auf 10,240 Morgen Anſpruch, welche noch dazu nicht aneinander grenzten, ſondern über ein Gebiet von vier Millionen Acres zerſtreut waren. Trotz dieſer äußerſt ungünſtigen Verhältniſſe gingen die unerſchrockenen Pioniere muthig daran, für die zu erwartenden neuen Ankömmlinge ein Hauptquartier zu errichten und den Boden zu bebauen; daß letzteres bei ihren geringen Erfahrungen — die Mehrheit der Coloniſten beſtand aus Handwerkern — mit großen Schwierigkeiten verbunden war, iſt wohl einleuchtend. In Folge der ungewohnten Hitze und der Sumpfluft verfielen ſie nacheinander in Wechſelfieber, ihr Arzt ward wahnſinnig, vier Genoſſen ſtarben am Fieber, einer ward vom Blitze erſchlagen. Endlich beſchloſſen ſie, die Gegend zu verlaſſen; Mitte September brachen ſie, ohne etwas geerntet zu haben, in kleinen Rotten auf und kamen nach einem Monat in Shreveport an, nachdem ſie noch unterwegs 4—5 Gefährten durch den Tod verloren hatten.

Mittlerweile begann im Heimatlande die allgemeine Auswanderung, und im Januar 1849 finden wir Cabet mit 480 Ikariern in New-Orleans. Das Vermögen der Gemeinde belief ſich auf 86000 Franken; da nun eine Reiſe in die verlaſſene Sulphurprairie den größeren Theil dieſer geringen Baarſchaft verſchlungen hätte, ſo ließ Cabet den Gedanken, die Colonie im Texas zu gründen, fallen und entſendete Kundſchafter auf die Suche nach einem paſſenderen Anſiedelungsplatze. In den Reihen der Auswanderer kam es zu Zwiſtigkeiten, da ein Theil derſelben ſich für die Rückkehr nach Frankreich ausſprach, und ſchließlich erfolgte die Trennung; etwa 280 Leute blieben, ihrem Vorſatz getreu, bei ihrem Führer zurück, die übrigen ſchieden aus, jedoch nicht, ohne nahezu ein Drittel des ſo geringen Stammcapitals mitzunehmen.

Zur Anlage der neuen Colonie war die 1840 von den Mormonen gegründete und 1847 von ihnen verlaſſene Stadt Nauvoo am Miſſiſſippi gewählt worden, wo die Auswanderer am 15. März ankamen. Sie kauften hier einige Häuſer, eine Mühle und eine Brennerei, pachteten 800 Morgen Landes und gingen mit friſcher Zuverſicht daran, endlich ihr ſchwieriges Unternehmen zu einem gedeihlichen Ende zu führen. Mit redlichem Willen, uneigennützigem Fleiß und bewunderungswürdiger Ausdauer bewältigten ſie alle Schwierigkeiten und 1854 ſchien ſchon die praktiſche Durchführbarkeit des Communismus erwieſen zu ſein. Ein großes, feſtes Gebäude enthielt neben einigen Wohnungen den gemeinſamen Speiſe- und Verſammlungsſaal, ein zweites war ausſchließlich den Schulzwecken gewidmet, während in einem dritten die Werkſtätten untergebracht wurden; ein Backſteingebäude mit 40 Zimmern und mehrere kleine Häuſer dienten der inzwiſchen auf über fünfhundert Köpfe angewachſenen Colonie zu Wohnſtätten. Die Anſiedler bebauten über 1000 Acres gepachtetes Land; eine Mahl- und eine Sägemühle ſowie die Branntweinbrennerei dienten zu induſtriellen Zwecken, die Schneider, Schuſter, Schmiede und die andern Handwerker deckten die Bedürfniſſe der kleinen Gemeinde und konnten auch noch nach auswärts Arbeit liefern und ſo das Einkommen ihres Anweſens erhöhen. Die Schule, in welcher die franzöſiſche und engliſche Sprache, Zeichnen, Geographie und Geſchichte gelehrt wurde, war ausgezeichnet geleitet und prägte den Kindern ſchon frühe ikariſche Grundſätze und Moral ein. Eine Druckerei ſorgte durch die Herausgabe von Zeitſchriften, Flugblättern und Büchern für eine thatkräftige Verbreitung der Cabet'ſchen Lehren, eine 5—6000 Bände umfaſſende Bibliothek erfreute ſich großer Benützung. Die Coloniſten waren nach dem übereinſtimmenden Urtheile ihrer Nachbarn Muſter von Fleiß, Ordnungsliebe und Brüderlichkeit. Wenn auch ihr Leben ſtrenge Arbeit erforderte, ſo mangelte es doch nicht an Zerſtreuungen: gut geſchulte Muſikvorträge, Tanzunterhaltungen, Vorleſungen und Theatervorſtellungen löſten einander in bunter Reihenfolge ab. Am Ende des Jahres 1855 belief ſich das Gemeindevermögen laut der officiellen Inventur nach Abzug der Schuldenlaſt auf 64 806 53 Pfund Sterling; hierzu kamen noch 3115 Acres Landes in der Provinz Iowa, mit deren Urbarmachung die Ikarier ſchon 1852 begonnen hatten.

Und doch trug dieſe blühende Colonie den Keim des Todes in ſich Schon 1850 hatte Cabet der Gemeinde einen Verfaſſungsbericht vorgelegt welcher einſtimmig angenommen wurde. Hiernach fiel die Leitung aller Angelegenheiten einem aus ſechs Directoren beſtehenden „geſchäftsführenden Ausſchuſſe“ zu, deſſen Mitglieder auf Jahresfriſt gewählt wurden und aus deren Mitte durch beſondere Wahl der Präſident hervorging. Die geſetzgebende Gewalt lag in den Händen der jeden Sonnabend zuſammentretenden Generalverſammlung; dieſe beſtand aus ſämmtlichen männlichen Theilnehmern der Gemeinde, die das zwanzigſte Jahr überſchritten hatten; der Generalverſammlung war auch das Recht eingeräumt, den geſchäftsführenden Ausſchuß zur Verantwortung zu ziehen. Die Aufnahme neuer Mitglieder geſchah erſt nach ſechsmonatlicher Probezeit durch Beſchluß der Generalverſammlung, austretende Mitglieder erhielten etwa die Hälfte des der Gemeinde zugebrachten Vermögens zurückerſtattet. Jedes zweite Jahr ſollte eine Reviſion ſtattfinden.

Nach Einführung der Verfaſſung wurde Cabet zum Präſidenten gewählt und ſeine Wahl von Jahr zu Jahr einſtimmig erneuert. Da er bisweilen heftig und unklug vorging, erweckte der nahezu 70jährige Mann oft den Widerſpruch der jüngeren, fortſchrittlich geſinnten Mitglieder, und wenn auch das Anſehen und die unbeſtreitbare Uneigennützigkeit Cabets einen offenen Bruch noch hintanhielt, ſo ſteigerte ſich der Zwieſpalt doch im Stillen immer mehr, bis er endlich im December 1855 offen zu Tage trat. Cabet beantragte nämlich in der Generalverſammlung die Abſchaffung der Directoren, an deren Stelle ein auf vier Jahre gewählter Präſident treten ſollte, mit der Befugniß, nach eigenem Ermeſſen die unteren Beamten zu ernennen und abzuſetzen. Dieſer Vorſchlag hätte eine gründliche Umwandlung der Verfaſſung bedingt, fiel aber in eine ungeſetzliche Zeit. da die letzte Reviſion — welche bekanntlich jedes zweite Jahr ſtattfinden ſollte — ſchon im März 1855 vor ſich gegangen war. Es brach nun ein mit großer Erbitterung geführter politiſcher Kampf aus, welcher nach einem kurzen Waffenſtillſtande ſchließlich dahin führte, daß Cabet im October 1856 auf Grund begründeter Anklagen aus der Gemeinde ausgeſchloſſen wurde. Am 1. November verließ die ihrem geiſtigen Oberhaupt treu gebliebene Minorität — 180 Perſonen — Nauvoo, acht Tage ſpäter ſtarb der Gründer Ikarias plötzlich am Schlagfluſſe in St. Louis. So hatte die Colonie nach ungefähr ſiebenjährigem Beſtande eine bedeutende Spaltung erlitten, welche die Unmöglichkeit eines auf dem ſtarren Principe der abſoluten Majorität fußenden Gemeindeweſens zur Genüge erwies. Die mit Cabet ausgewanderte Minorität ließ ſich im Mai 1858 ſechs Meilen weſtlich von St. Louis, in Cheltenham, nieder, konnte ſich aber trotz allen Opfermuthes nicht lange halten; 1864 beſtand die Cheltenhamer Colonie nur mehr aus fünfzehn Erwachſenen und einigen Kindern, ihre moraliſche Kraft war gebrochen, und im März löſte ſich die Colonie in aller Form auf.

II.

Die Gemeinde in Nauvoo war durch den Auszug der Minderheit bedeutend geſchädigt worden, denn letztere nahm nicht blos viel bewegliches Eigenthum, ſondern auch alle Rechnungsbücher und einen großen Theil der Bibliothek mit ſich. Der Grundbeſitz in Nauvoo und Iowa war auf Cabets Namen eingetragen, und erſt nach endloſen Proceſſen gelang es der Gemeinde, ſich die Anerkennung ihres Eigenthumsrechtes zu verſchaffen. Dazu kamen Mißernten, die Schuldenlaſt der Gemeinde ſtieg bedeutend; trotzdem verlor man den Muth nicht. Am 1. Januar 1857 zählte die Gemeinde 239 Mitglieder, davon 18 auf der Beſitzung in Iowa; das Gemeindevermögen hatte einen Werth von ungefähr 60 000 Pfd. Sterl., denen 19 000 Pfd. Sterl. Paſſiva gegenüberſtanden. Wegen der 1857 ausgebrochenen allgemeinen wirthſchaftlichen Panik, welche die Gemeinde ſtark ſchädigte, beſchloß die Generalverſammlung, Nauvoo zu verlaſſen und die Anſiedelung ausſchließlich auf das Beſitzthum in Iowa zu beſchränken. Einige Mitglieder mußten noch bis zum Herbſte 1860 zurückbleiben, um die Geſchäfte mit den Gläubigern und den Verkauf ihrer unbeweglichen Güter geſetzmäßig abſchließen zu können. Die Zeit der Ueberſiedelung in die damals von jedem Verkehr abſeits gelegene neue Heimat und die darauf folgende Productionsloſigkeit verſetzte die Gemeinde in eine traurige Lage. Ihre Niederlaſſung war mit einer Hypothek von 3—4000 Dollars per Acre belaſtet, von welcher ſie 10% Zinſen zahlen mußten; wegen der zu großen Transportkoſten konnten ſie den Ueberſchuß ihrer Bodenproducte nicht an den Mann bringen und waren deshalb nicht im Stande auch nur die Zinſen ihrer Schuld zu zahlen. Im Jahre 1863 war die Schuld auf 15 500 $ angewachſen, die Gemeinde beſtand nur mehr aus fünfunddreißig Mitgliedern.

Es folgten nun Jahre einförmiger Arbeit, ſchwerer Entbehrungen, geduldigen Ringens, und daß dieſe nicht geeignet waren, die idealen, ethiſchen Ziele der Coloniſten zu höherer Entwickelung zu bringen, iſt ſelbſtverſtändlich. Allmählich gelang es den unerſchrockenen Pionieren, eine feſtere Grundlage zu gewinnen, 1868 zählte die Anſiedelung wieder 60 Mitglieder. Mit dem Ausbau der Miſſouri-River-Bahn Anfangs der ſiebziger Jahre, welche ihnen für ihre überſchüſſigen Producte ein Abſatzgebiet erſchloß, begann ſich auch die finanzielle Lage der Gemeinde günſtiger zu geſtalten; ſie erfreute ſich eines zwar mäßigen, aber geſicherten Wohlſtandes und war von der hohen Bedeutung ihrer ſittlichen Miſſion feſter durchdrungen als je. „Kein Zweifel," — berichtet ein Beſucher aus dem Jahre 1869 — „der Verſuch der Ikarier iſt gelungen. Der ſchöne Gemeingeiſt, der unter ihnen zu herrſchen ſcheint, liefert den beſten Beweis, daß hier wenigſtens der Communismus gute Früchte getragen hat.“ Zwei Jahre ſpäter ſchreibt Dr. J. W. Gaskin aus Chicago: „Die jungen Leute ſind voll Verſtand und Herzensgüte, und ehe abermals zwölf Jahre in's Land gehen, werden ſie ihre Lebensweiſe und ihren ganzen Geſchäftsbetrieb ſo organiſirt haben, daß ſich ihr Einfluß unter uns geltend machen muß. Mir ſcheint, daß von Ikaria wirkliches Heil für die Menſchheit zu erwarten iſt, und daß ſich dort mehr Lebenskraft und Tüchtigkeit beiſammen findet, als in irgend einer anderen, mir bekannten Genoſſenſchaft.“

Doch ſchon erhob ſich wieder drohend das Geſpenſt des Zwieſpaltes. Die in den ſchweren Kämpfen des letzten Jahrzehnts gereiften jüngeren Mitglieder der Geſellſchaft begannen immer lauter Aenderungen der veralteten Geſchäftsführung, Verbeſſerungen im landwirthſchaftlichen Betriebe, Zulaſſungen neuer Induſtriezweige, mit einem Worte Reformen zu fordern, während die Partei der Alten, welche die Mehrheit bildete, ſich ſtreng an die Lehren und geſchriebenen Geſetze des Ikarismus hielt. Die Reformer wollten das bisher nur von Männern geübte Wahlrecht auch auf die Frauen ausdehnen, Erleichterungen bei der Aufnahme neuer Mitglieder einführen; die argwöhniſche Majorität ſtellte all dieſen Beſtrebungen ein ſtarres: „Nein“ entgegen. So ſammelte ſich immer mehr Zündſtoff, die Gegenſätze wurden immer ſchroffer, und wenn auch im Februar 1877 ein Ausgleich ſtattfand, ſo war dieſer nicht mehr im Stande, eine abermalige Spaltung zu hindern; die revolutionäre Minderheit trat ſchließlich beim Iowaer Bezirksgerichtshofe klagbar auf; — die Colonie war als Actiengeſellſchaft und Ackerbaugenoſſenſchaft von der Iowaer Regierung anerkannt worden, ſo daß jedes Mitglied vor Gericht blos als Actionär betrachtet wurde — das Bezirksgericht löſte die Genoſſenſchaft auf und ſetzte eine Commiſſion ein, um die Geſchäftsangelegenheiten der Gemeinde, ſowie die Theilung des Vermögens abzuwickeln. Die Theilung und damit auch Trennung der Gemeinde ging Anfangs Oktober 1879 von ſtatten; die Partei der Alten erhielt etwas mehr als die Hälfte des Geſammtvermögens.

Die conſervative Mehrheit ſchlug nun ihren Wohnſitz im öſtlichen Theile des Gebietes auf und machte ſich mit friſchen Kräften daran, das geſtörte Gemeindeleben auf den alten Grundlagen neu zu ordnen. Sie nannte ſich „Neu-Ikaria“ und beſtand im Sommer 1879 aus etlichen 30 Coloniſten, die acht Blockhäuſer, eine Verſammlungshalle und die alte Mühle ihr Eigen nannten. Die Colonie gedeiht in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen; ihre Verfaſſung iſt eine rein demokratiſche, deren Grundzüge mit unweſentlichen Modificationen — wie z. B. Stimmrecht der Frauen bei Aufnahme neuer Mitglieder, bei Verfaſſungsänderungen und dergl. — dieſelben ſind, wie unter Cabet. Die Vergnügungen ſpielen in Neu-Ikaria eine ſehr untergeordnete Rolle und beſchränken ſich auf Muſik, Vorleſungen und kleinere Theatervorſtellungen; dagegen iſt die Moral und das ſittliche Gefühl hoch entwickelt. Die fleißig benutzte Bibliothek umfaßt an 1000 Bände, meiſt gute franzöſiſche Schriften über Literatur, Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften. Die Gemeinde hat keine eigene Schule, ihre Kinder beſuchen die Diſtriktsſchule, deren Leiter ſtets ein Ikarier iſt, da im ganzen Sprengel kaum drei nicht ikariſche Familien wohnen. Die Colonie hat ihren eigenen Schuſter und Schneider, beſchäftigt ſich jedoch zumeiſt nur mit Ackerbau. Das Princip des ſtarren Communismus hat inſoweit eine Breſche erlitten, als es jeder Familie geſtattet iſt, einen kleinen Obſtgarten vor ihrem Wohnhauſe anzulegen. Ob es jedoch den Coloniſten gelingen wird, ihre Anſiedelung zu einem großen Aufſchwunge zu bringen und damit den noch immer fehlenden Beweis der Durchführbarkeit der communiſtiſchen Lehren zu erbringen, iſt nach den bisherigen langjährigen Erfahrungen zum mindeſten fraglich.

Die Minderheit, die ſich unter dem alten Namen: „Ikariſche Gemeinde“ neu organiſirte, erachtete es als ihre nächſte Aufgabe, weitgehende Reformen der lückenhaften Verfaſſung vorzunehmen; ſie ſchaffte zunächſt die Präſidentſchaft ab und dehnte das Wahlrecht auch auf die Frauen aus. Nach der neuen Verfaſſung unterliegt die Leitung der Gemeindeangelegenheiten vier Vertrauensmännern, von denen je zwei alle ſechs Monate neu gewählt werden, und die die Beſchlüſſe der Generalverſammlung auszuführen haben. Außerdem ernennt letztere von Fall zu Fall beſondere Commiſſionen zur Durchführung minder wichtiger Angelegenheiten. Das Anweſen der aus 35 Perſonen beſtehenden Colonie entwickelte ſich vortrefflich; gute Ernten belohnten ihre Mühe, Alle trachteten mit vereinten Kräften, die auf der Gemeinde laſtende Schuld von 7—8000 Dollars zu tilgen, und ſie konnten ſich der Hoffnung hingeben, daß Ikaria einen glänzenden Aufſchwung nehmen werde. Doch es ſollte anders kommen. Bald ſtellten ſich wieder Meinungsverſchiedenheiten ein, welche dazu führten, daß die meiſten neuen Ankömmlinge wieder austraten; die Zurückgebliebenen kamen zu der Ueberzeugung, daß eine communiſtiſche Gemeinde im nördlichen Unionsgebiete bei Viehzucht und Ackerbau nicht gedeihen könne, ſie ſehnten ſich nach dem Süden, wo ſie ſich dem minder anſtrengenden, ihren Anlagen entſprechenderen Gartenbau widmen und ihre Mußezeit den geiſtigen Intereſſen weihen könnten. Einige ausgeſchiedenen Familien hatten inzwiſchen 1881 unter Leitung Dehays in Kalifornien, 18 Meilen von San-Franzisko entfernt, eine Colonie gegründet und forderten nun ihre früheren Genoſſen auf, ſich dort mit ihnen zu vereinigen. Dieſer Einladung Folge leiſtend, beſchloſſen ſie, die Liegenſchaften in Iowa zu verkaufen und nach Samoa-County zu ziehen. Die neue Colonie ward „Ikaria Speranza“ getauft und ſcheint einer erfreulichen Entwicklung entgegenzugehen.

⁂

Das Beiſpiel Ikarias iſt charakteriſtiſch für alle communiſtiſchen Gemeinden Amerikas, deren es gar viele giebt und deren noch immer neue gegründet werden. Die einzelnen Phaſen der Geſchichte zeigen zur Genüge, daß eine dauernde Verbeſſerung unſerer ſocialen Mißverhältniſſe vom Communismus nicht zu erwarten iſt. Bei dem beſten Willen, bei aller Begeiſterung und Hingebung für die Sache kam es in Ikaria immer wieder zu Spaltungen, und das würde auch in jedem anderen Staatenweſen der Fall ſein, welches auf den gleichen oder ähnlichen Principien beruht. Das beliebte Wort: „Eigenthum iſt Diebſtahl“ iſt nichts als eine inhaltsleere Phraſe, geeignet, einige Hitzköpfe und Mißvergnügte zu blenden, deren Hohlheit aber offenkundig wird, ſo wie wir verſuchen, ſie auf praktiſchem Gebiete zu verwirklichen.

Schlag neun.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Als ich nach Hauſe kam, wurde mir ein großer, mit drei Siegeln verſchloſſener Briefumſchlag, der ein ziemlich umfangreiches Schriftſtück zu enthalten ſchien, übergeben und zugleich mitgetheilt, daß ein Diener ihn für mich abgegeben und ſich den Empfang habe beſcheinigen laſſen. Schon auf dem Wege nach meinem Arbeitszimmer löſte ich die Siegel, denn an der Aufſchrift hatte ich die Hand eines guten Bekannten erkannt, der vor Kurzem unter tragiſchen Verhältniſſen aus dem Leben geſchieden war.

Es war ein Manuſcript, ſehr deutlich, gleichmäßig und ſauber geſchrieben — ein Dictat, mit einigen Correcturen von der Hand des Verfaſſers. Dabei lag ein von meinem Bekannten geſchriebener Zettel, der folgende Worte enthielt:

> „Verehrter Freund!
>
> Die beigefügten Blätter habe ich während der letzten Tage dictirt. Machen Sie mit dieſen Aufzeichnungen, was Sie wollen. Manches iſt vielleicht unklar und verworren. Die Schuld daran liegt ausſchließlich an meiner Ungeſchicklichkeit im Ausdruck und an ungenügender Uebung. Denn mein Geiſt iſt nicht einen Augenblick verwirrt geweſen. Bewahren Sie mir ein freundliches Gedenken!“

Hier ſind die mir übergebenen Blätter.

* * *

Ich habe in frühſter Kindheit meine Eltern verloren. Meiner Mutter erinnere ich mich gar nicht mehr, meines Vaters nur dunkel. Ich bin im

Digitized by Google

Hauſe meines Onkels aufgewachſen, eines herzensguten, edlen Mannes, der mich zärtlich liebte. Er war Wittwer, kinderlos, ich war die Freude ſeines Lebens, ich war ſein Sohn. Mein guter Onkel hat mich mit Beweiſen ſeiner Liebe überſchüttet, und es wird mir ſchwer, ich komme mir undankbar vor, wenn ich ihm trotzdem einen Vorwurf machen muß. Die Wahrhaftigkeit aber, die den einzigen Werth dieſes Dictats ausmacht, zwingt mich dazu.

Mein Onkel war ganz vernarrt in mich und hat mich in unerlaubter Weiſe erzogen. Er wußte, daß er mich dereinſt zum reichen Manne machen würde, und es war ihm, der ſich ſein Leben lang gewohnheitsmäßig geplagt hatte, offenbar eine Freude, es ſeinem Liebling und Erben zu ermöglichen, das Daſein von der anderen, nur von der heiteren und fröhlichen Seite kennen zu lernen.

Kinder haben feine Ohren. Ich merkte es mir ſehr wohl, daß er eines Tages meinen Hauslehrer und Erzieher, der ſich über meine Faulheit und Wildheit bei ihm beklagte, ſagte: „Ich glaube, Sie erziehen den Jungen zu ſtreng. Ich will ja keinen gelehrten Stubenhocker aus ihm machen. Wenn ihm auf möglichſt bequeme Weiſe ſoviel beigebracht wird, wie man heutzutage braucht, um in der Geſellſchaft Gebildeter verkehren zu können, ohne ſich eine Blöße zu geben, dann weiß er gerade genug. Und das wird er bei ſeinem offenen Kopfe und ſeiner leichten Auffaſſungsgabe ſpielend lernen. Bis zum Abiturienten-Examen, ſchlimmſten Falls zur Befreiung vom Freiwilligen-Examen wird er's ja bringen, ohne daß er ſich beſonders anzuſtrengen braucht. Dann mag er auf ein paar Jahre reiſen, ſich in Frankreich und England aufhalten, um die Sprachen zu lernen, die ein gebildeter Menſch heutzutage kennen muß. Findet er Vergnügen am Reiſen, ſo mag er meinetwegen nach Amerika, nach Aſien, nach Afrika gehen, wohin er will. Das Reiſen iſt ein guter Lehrmeiſter und erweitert den Geſichtskreis. Und ich denke, das, was er in der Schule etwa verſäumt, wird er im Leben, im Verkehr mit klugen und erfahrenen Männern, nachholen. Mir iſt um den Jungen nicht bange. Er hat ein gutes Herz und gute Verſtandesanlagen. Er wird ſich ſchon machen und ſich ſpäter gewiß glücklich verheirathen. Denn er wird ſo geſtellt ſein, daß er der Neigung ſeines Herzens folgen kann und nicht auf Vermögen zu ſehen braucht. Ich habe es mir nun einmal in den Kopf geſetzt, das alte Sprüchwort: ‚Nach gethaner Arbeit iſt gut ruhen,‘ in meiner Weiſe zu verwirklichen. Da mir das Talent zum Ausruhen verſagt iſt, ſoll ſich mein Sohn — mein Onkel nannte mich nie anders — der Früchte meiner Arbeit erfreuen.“

Ich hatte, ohne horchen zu wollen, im Nebenzimmer jedes Wort gehört und mir den Hauptinhalt der Rede meines Onkels eingeprägt: ich brauche nicht viel zu arbeiten, ich werde ein reicher Mann werden, ich kann reiſen und meinem Vergnügen leben.

In dieſen Anſchauungen wuchs ich auf.

Mein guter Onkel gewährte mir jeden meiner Wünſche, und er ging ſogar darüber hinaus. Zu meinem fünfzehnten Geburtstage ſchenkte er mir ein prachtvolles Pferd. Am Reiten und an allen körperlichen Uebungen, am Schwimmen, Turnen, Fechten, fand ich beſonderes Vergnügen. Und auch in der Schule ging es, wie mein Onkel es vorhergeſehen hatte, ſo ziemlich. Ich paßte leidlich auf, um möglichſt wenig zu Hauſe zu arbeiten. Ich war nicht vorlaut, nicht prahleriſch, und die Lehrer hatten mich gern. Dank ihrer Nachſicht, der unausgeſetzten Nachhilfe im Hauſe und meinem leichten Erfaſſen kam ich als mittlerer Schüler durch die oberen Klaſſen und machte in meinem neunzehnten Jahre mein Abiturienten-Examen. Mein Onkel, der es lange nicht ſo weit gebracht hatte, betrachtete das ſchon als ein großes Heldenſtück.

Ich ging nach Bonn, ließ mich da als Juriſt immatriculiren und trat bei den Königs-Huſaren als Freiwilliger ein. Im Verkehr mit vornehmen und reichen jungen Leuten, die meinen ausſchließlichen Umgang bildeten, gab ich für mein Alter ſehr viel Geld aus. Mein Onkel füllte meine Börſe jedesmal, wenn ſie leer war, ohne auch nur ein Wort der Erklärung, geſchweige denn eine Rechtfertigung von mir zu verlangen. Ich ſpielte, nach meinen damaligen Anſchauungen, ſehr hoch und verlor ziemlich beträchtlich. Am letzten Abende vor der Abreiſe aus Bonn verlor ich ſogar eine Summe, die mir ſehr ſtark erſchien, und ich fühlte mich nach meiner Rückkehr in Berlin verpflichtet, meinem Onkel gegenüber den ſtarken Verluſt durch beſondere Verhältniſſe zu motiviren und mich bei ihm zu entſchuldigen. Er ſah etwas ernſter als gewöhnlich aus, gab mir das Geld und ſagte: „Laß doch das dumme Spielen ſein! Spiele wenigſtens nie zu hohen Points! Du amüſirſt und ärgerſt Dich gerade ſo gut, wenn Du zu niedrigen Points gewinnſt oder verlierſt. Die Höhe des Spiels iſt etwas rein Relatives und Gewohnheitsſache. Es iſt eine koſtſpielige und eine dumme Gewohnheit. Du mußt Dir ja ſelbſt ſagen, wieviel Freude Du Dir und Andern mit dem Gelde hätteſt bereiten können, das Du jetzt weggeben mußt, und das nicht einmal dem Gewinner ernſthafte Freude bereitet. Laß das dumme Spielen.“ Ich verſprach es ihm, und mein Verſprechen war in dem Augenblick ſehr ernſt gemeint.

Bald darauf ging ich auf Reiſen. Ich blieb fünf Jahre im Auslande und kam immer nur zurück, wenn ich zu einer militäriſchen Uebung herangezogen wurde.

Die Veranlaſſung zu meiner letzten Rückkehr war trauriger Art. Mein Onkel, den ich ein halbes Jahr vorher in vollſter Rüſtigkeit und blühender Geſundheit verlaſſen hatte, war vom Herzſchlage tödtlich getroffen worden. Ich beweinte ihn ſehr aufrichtig, denn er hatte mich über Alles geliebt, und ich hing an ihm mit meinem ganzen Herzen. Auch ſein Teſtament war ein ſprechender Beweis ſeiner zärtlichſten Zuneigung für mich. Außer einigen Legaten an entfernte Verwandte und für wohlthätige Zwecke hatte er mich zum alleinigen Erben ſeiner bedeutenden Hinterlaſſenſchaft eingeſetzt. Ich war viel reicher, als ich je geahnt hatte.

Nach einem etwa zweimonatlichen Aufenthalt in Berlin, den ich dazu benutzt hatte, mich in den neuen Verhältniſſen zurechtzufinden — bei der peinlichen Ordnungsliebe meines verſtorbenen Onkels war wenig zu ordnen, — trat ich eine große Reiſe an. Ich ging über Bremen nach New-York, durchſchnitt das Gebiet der Vereinigten Staaten bis zur Weſtküſte, fuhr ſodann von San Francisco über den Stillen Ocean nach Japan, und kehrte langſam in großen Etappen über China und Egypten nach der Heimat zurück. Die Reiſe hatte etwa zwei Jahre beanſprucht.

Nicht ohne Beſchämung muß ich geſtehen, daß ich während meiner Reiſe dem Verſprechen, das ich meinem Onkel gegeben hatte, nicht immer treu geblieben war. Ich beruhigte mein Gewiſſen mit der ſophiſtiſchen Deduction, daß der Tod mich meines Wortes entbunden habe. So bedeutend die verlorenen Summen auch waren, ſo blieben ſie doch noch immer innerhalb der Grenzen meines Vermögens. Das wiederholte ich mir beſtändig zu meiner Beruhigung, wenn ich nach einem unglücklichen Abende von unbehaglicher Stimmung heimgeſucht wurde.

Ich hatte nun genug von der Welt geſehen, ich war reiſemüde. Ich hatte nicht den geringſten Drang, irgend etwas Vernünftiges zu thun, und ich beſaß auch nicht die Fähigkeiten dazu. Noch weniger Hang verſpürte ich dazu, mich zu verheirathen und eine Häuslichkeit zu begründen. Das Leben, das vor mir lag, war mir durch meine Neigungen und meine äußeren Verhältniſſe vorgeſchrieben. Während der letzten Zeit hatte ſich in mir eine ſtarke Leidenſchaft für den Sport entwickelt. Ich ſelbſt war ein guter Reiter, und das Einzige, von dem ich etwas verſtand, war eben der Turf. Ich hatte gute Pferde und durfte mich manchen ſchönen Erfolgs erfreuen. Der Turf iſt denn auch das einzige Gebiet, auf dem ich als Spieler gewonnen habe, freilich nur, um den Gewinn gewöhnlich ſchon am ſelben Abend am grünen Tiſch im Club wieder loszuwerden. Mit der Zeit machte es ſich ſo, daß der Club, und was damit zuſammenhing, mich vollkommen abſorbirte. Ich hatte und ſuchte keine andere Freude. Wenn ich am Morgen mir die Zähne geputzt und mich angekleidet hatte, war meine Tagesarbeit eigentlich gethan. Für meine geiſtige Fortbildung geſchah nichts weiter, als daß ich die Zeitungen, die neueſten Romane las, die Theater beſuchte und mich mit dieſer oder jener Autorität über Pferde und Jagd unterhielt.

Das Spielen war mir zur Gewohnheit geworden. Ich ſpielte unausgeſetzt und konnte gar nicht hoch genug ſpielen. Ich ſpielte ſchlecht und unglücklich. Ich konnte es mir an den fünf Fingern abzählen, daß ich unbedingt verlieren mußte, denn ich war feige im Gewinn und tollkühn im Verluſt. Auch unter den günſtigſten Chancen konnte mein Gewinn niemals nur annähernd die Höhe meiner Verluſte erreichen. Ich ſpielte überall: in den großen Städten, in denen ich mich aufhielt, in Berlin, Wien, London, Paris, in den Clubs, im Sommer in den Bädern und während der Saiſon hauptſächlich in Nizza und Monte Carlo. Da habe ich denn auch die größten

Verluſte erlitten. Sie ballten ſich lawinenartig an, und ich hatte kaum noch den Muth, am Abſchluß des Jahres ehrliche Bilanz zu ziehen. Als ich endlich nach einer beſonders empfindlichen Schlappe wieder einmal mich dazu aufraffte, klar zu ſehen, unter dem mir ſelbſt zum zehnten Male gegebenen Verſprechen, nun ein Ende zu machen, ſtellte ich feſt, daß ſich in den ſieben Jahren, die ſeit dem Tode meines Onkels verfloſſen waren, die Hinterlaſſenſchaft um zwei Drittel verringert hatte. Das mir noch verbleibende Drittel hätte ſehr wohl ausgereicht, mir, wenn ich das Spielen ausſchloß, alle Freuden, die ich vom Daſein beanſpruchte, in reichſtem Maße zu gewähren. Ich hätte kein Pferd abzuſchaffen brauchen und hätte ganz auf demſelben Fuße wie bisher weiter leben können, ohne deshalb mein Capital anzugreifen.

Ich machte mir vollkommen klar, daß es ein frevelhafter Leichtſinn war, das Geld, das ich ausſchließlich der Güte eines liebenden Verwandten verdankte, der redlichen und glücklichen Arbeit eines langen vollen Lebens, in dieſer ſinnloſen, albernen Weiſe aus dem Fenſter zu werfen. Aber die Erkenntniß meiner Schuld führte leider nicht zur Beſſerung. Der Spielteufel hatte mich nun einmal beim Genick gepackt und ließ mich nicht los. Ich wußte auch kein Entrinnen. Wenn ich mir nach einem unverantwortlich ſtarken Verluſte immer wieder klar machte, daß es ſo nicht nicht weitergehen könne, und ich mir dann die Frage vorlegte: was ſoll ich nun aber an deſſen Stelle ſetzen? was ſoll ich beginnen? dann war ich rathlos.

Und da berühre ich den Punkt, auf den ich beim Beginn meiner Aufzeichnung hinwies. Da kann ich meinem theuren und edlen Onkel einen ernſten Vorwurf nicht erſparen. Er hatte mich nie arbeiten gelehrt. Ich konnte mich nicht beſchäftigen. Ich glaube aber, die Arbeit, auch die nicht befriedigende, die nicht lohnende, iſt ſchließlich der einzige Zufluchtsort aus allem Jammer des Daſeins, das einzig ſtärkende und wunderthätige Bad für alle Leiden. Wer nicht arbeiten kann, wenn's ihm ſchlecht geht, der mag ſich begraben laſſen. Und mit dem Gedanken, mich begraben zu laſſen, wenn ich in dem unaufhaltſamen Abrutſche bis zur Tiefe gelangt ſein würde, befreundete ich mich immer mehr.

Ich konnte nicht arbeiten und war ſchon damals entſchloſſen, wenn ich mit Allem fertig ſein würde, dahin auszuwandern, wo man nicht zu arbeiten braucht.

Und ſo weit war ich nun gekommen. Den Reſt hatte mir der Spielabend nach dem letzten Rennen gegeben. Ich hatte zunächſt eine ziemlich beträchtliche Summe gewonnen und nahm beim Baccarat die Bank, die während der erſten zehn Minuten ebenfalls für mich überaus günſtig verlief. Die Köpfe der Spieler waren erhitzt. Auf beiden Seiten wurde bei einem Schlage unverhältnißmäßig hoch geſetzt. Ich beſann mich einen Augenblick, ob ich die Bank abgeben ſollte. Ich überzählte meinen Gewinn. Er repräſentirte eine Summe, von deren Zinſen eine beſcheidene Familie bei mäßigen Anſprüchen ganz gut leben konnte. Wenn ich dieſen Coup noch gewann, ſo hatte ich die Summe verdoppelt. Ich war entſchloſſen, dann aufzuhören.

Ich gab die Karten. Ich deckte auf: Schlag acht! Meine Freude währte nur einen Augenblick. Das Unwahrſcheinliche geſchah. Ich hatte auf beiden Seiten verloren. Ich hatte nach rechts und links Schlag neun gegeben!

Beim Auszahlen merkte ich, daß die Summe noch höher war, als ich bei oberflächlicher Schätzung berechnet hatte. Ich war Alles losgeworden, was ich gewonnen hatte, und dazu noch ungefähr Alles, was ich an baarem Gelde beſaß. Ich gab die Bank ab, trank eine Flaſche Selterwaſſer und machte mir nun klar, was mir zu thun übrig blieb.

Ganz leicht iſt es mir nicht geworden, meinen Entſchluß auszuführen. Es hielt mich doch mit ſtärkeren Klammern am Daſein feſt, als ich geglaubt hatte. Im Augenblicke des Scheidens machte ich mir klar, daß das Leben doch ſchön war, daß es viele Freuden gewährte. Ich liebte die Natur. Unter meinen vielen Bekannten hatte ich auch zwei gute Freunde. Aber das Leben, wie es mir lieb geworden war, lieb bei allem Jammer, den ich durchkoſtet hatte, bei aller Unbefriedigung, die mich beſchlichen, konnte ich nicht weiterführen. Mir fehlten einfach die Mittel dazu.

Ich habe in den letzten Tagen mit großer Genauigkeit und Sorgfalt einen Status meines Vermögens aufgeſtellt. Ich bin vollkommen ruinirt. Ich ſchulde an Freunde im Club Alles in Allem etwa fünfzigtauſend Mark. Die Rechnungen der Lieferanten ꝛc. habe ich, glaube ich, ſammt und ſonders bezahlt. Mein Inventar repräſentirt auch jetzt, nachdem ich die bedeutendſten Werthobjecte, die beſten Bilder, koſtbarſten Silberſachen ꝛc., verkauft habe, noch immer an Mobiliar, Silber, Pretioſen, Kunſtgegenſtänden und Bibelots unter ungünſtigſter Annahme einen Werth von über hunderttauſend Mark. Meine Schulden werden daher aus meiner Hinterlaſſenſchaft ohne irgend welche Mühe geregelt werden. Ueber den Reſt meines Beſitzes habe ich verfügt, daß meinem Kammerdiener, dem Burſchen und der Köchin das volle Jahresgehalt ausgezahlt wird, daß außerdem mein Kammerdiener Metzner fünftauſend Mark erhält. Das Uebrige würde an die Armen vertheilt werden. Ich habe noch den beſondern Wunſch ausgeſprochen, daß die Blinden und Taubſtummen in erſter Linie berückſichtigt werden.

Ruhiger als ich iſt wohl nie ein Menſch in den Tod gegangen. Denn ich weiß, mein Tod ſchädigt keinen Menſchen und betrübt wohl kaum irgend Jemand, mit alleiniger Ausnahme vielleicht des guten Metzner, der aber einem anderen Herrn eben ſo ergeben und treu dienen wird, wie er mir fünfzehn Jahre lang gedient hat. Die meiſten meiner Bekannten werden meinen Tod mit Bedauern erfahren. Die Beiden, die mir am nächſten geſtanden haben, werden wahrſcheinlich im erſten Augenblick ſogar traurig ſein. Aber in der Mitte, in der wir zuſammen gelebt haben, ſchlagen Sentimentalitäten und gefühlvolle Anwandlungen nicht tiefe Wurzeln. Ich habe es ja an mir ſelber erfahren, wie das Spiel die wahre und warme Theilnahme an allem Menſchlichen ertödtet. Ich ſage das ohne die geringſte Bitterkeit. Ich conſtantire einfach das Thatſächliche. Ich erinnere mich genau des Umſtandes, daß im Club

Jemand an unſeren Tiſch trat, während wir gerade eine Ecartépartie zu ſehr hohen Points ſpielten, und uns die ſoeben eingetroffene Depeſche vom Brande des Ring-Theaters vorlas. Wir hörten kaum zu und baten ihn, die Partie nicht zu ſtören. Zu der Sammlung, die im Club veranſtaltet wurde, ſteuerten wir Alle anſtändige Spenden bei, aber die nächſte Ecartépartie intereſſirte uns doch viel mehr als das furchtbare Unglück.

Wenn mir mein Entſchluß auch nicht leicht geworden iſt, ſo war er doch unerſchütterlich. Mir blieb eben nichts Anderes zu thun übrig. Die Freuden von ehedem konnte ich mir nicht mehr gönnen. Die Schönheiten der Natur hatte ich ja bisher nur im Coupé erſter Klaſſe aufgeſucht, vom Wagen oder vom Pferde aus bewundert, und wenn ich klettern mußte, trug der Führer mein Gepäck. Die Poeſie des Morgengrauens kannte ich nur von der Auerhahnbalze. Alles, was mich freute, war ſehr koſtſpielig. Meine Freunde fand ich nur in einer Geſellſchaft, mit der ich jetzt nicht mehr gemeinſame Sache machen konnte. Auch meinen Haushalt, den ich während der letzten Jahre ſchon erheblich reducirt hatte, konnte ich nicht mehr weiterführen. Ich war nach den Verhältniſſen meines bisherigen Daſeins völlig verarmt und hatte nur reiche Bekannte.

Sollte ich den Verſuch machen, mich herauszurappeln, ein neues Leben zu beginnen, mir Entbehrungen aufzuerlegen, durch meine eigene Kraft zu erwerben? Es waren lauter Unmöglichkeiten. Ich war über alle Begriffe verwöhnt. Ich hatte nie mit der Möglichkeit gerechnet, mir einen Wunſch zu verſagen. Und wie ſollte ich erwerben? Ich hatte ja nichts gelernt! Die Leute, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Daſein friſten — ich hatte ſie drüben in Amerika kennen gelernt — ſie waren aus anderm Stoff; und um dieſen Preis wäre mir das jämmerliche Daſein übrigens auch viel zu theuer bezahlt geweſen. Ich fühlte mich ganz in der Stimmung des Fauſt, dem Mephiſto den Wiedergewinn der Jugend ohne Zaubermittel verheißt:

Begieb dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen.
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen.

Und ich mußte darauf gerade wie Fauſt antworten:

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.

Alle meine guten Vorſätze wären haltloſe Phraſen geweſen, die für den Ernſt meiner Situation nicht taugten, Programme ohne den Glauben an deren Verwirklichung.

Wenn ich jetzt abſchloß, ſo hatte ich wenigſtens das Gefühl, keinen Menſchen ernſthaft zu ſchädigen. Kein Armer wurde von mir benachtheiligt, Niemand durfte mich einen Schwindler und Betrüger ſchelten. Und ſo ordnete ich denn Alles zur Entſcheidung.

Unauffällig und langſam hatte ich während der letzten Tage alle Vorbereitungen getroffen. Ich hatte alle meine kleinen Rechnungen bezahlt, alle meine Briefſchaften und Papiere verbrannt. Meine letzten Verfügungen waren bald getroffen. Wie gewöhnlich hatte ich zu Hauſe geſpeiſt, mich zur gewohnten Zeit in mein Schlafzimmer begeben und mich zum Ausgehen angekleidet. Meinem Diener, der mir den Ueberrock hinhielt, ſagte ich: „Ich gehe noch nicht aus, ich habe nach einige Sachen zu erledigen. Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich brauche.“ Schon vorher hatte ich noch einmal genau Umſchau gehalten. Ich hatte Alles erledigt, was zu erledigen war.

Ich trat in den Salon zurück, in dem nur eine Lampe brannte, und zündete noch die zwölf Kerzen auf den Armleuchtern vor dem Spiegel an. Dann ſchloß ich die Schublade meines Schreibtiſches auf und nahm aus dem ledernen Behälter meinen guten Revolver, den ich auf ſeine Tüchtigkeit ein paar Tage vorher geprüft und neu geladen hatte.

Ich ſtellte mich in das helle Licht der Kerzen gerade vor dem Kamin und ſteckte den Lauf in den Mund. Ich merkte, daß ich dabei eine häßliche und lächerliche Grimmaſſe ſchnitt, und ich geſtehe, daß ſich meine Eitelkeit gegen dieſe Todesart ſträubte. Vor Kurzem hatte ich ein Stück geſehen, ich glaube, von Ibſen, in dem die Heldin die Forderung aufſtellt, „ſchön im Sterben“ zu ſein. Man lachte darüber. Ich fand es ſehr richtig und natürlich. Ich mußte in dieſem letzten Augenblicke wieder daran denken.

Ich legte den Revolver bei Seite, zog mir Rock und Weſte aus, band die Cravatte los, entkleidete mich auch des Hemds, ſtellte mich nun gerade vor den Spiegel, nahm den Revolver in die Linke, ſtemmte ihn feſt auf die linke Seite der Bruſt — ich fühlte noch die eigenthümliche Kälte bei der Berührung des Stahls mit dem Fleiſch — und legte nun den Daumen der Rechten an den Drücker.

Bis zu dieſem Augenblick war ich vollkommen ruhig und unheimlich nüchtern geblieben.

In dieſem einen Augenblick aber, gerade als ich die Kälte ſpürte, überkam mich eine furchtbare Erregung. Meine Schläfen hämmerten, als ob mir die Stirn berſten müſſe. Ich hatte Ohrenſauſen, und es flimmerte mir vor den Augen. In demſelben Augenblicke ſchlug die kleine Uhr, die zwiſchen den beiden Armleuchtern auf dem Geſimsbrett vor dem Spiegel ſtand, gerade neun. Ich war an das Schlagen der Uhr ſo gewöhnt, daß ich es eigentlich nie mehr hörte. Jetzt aber war mir, als ob ein ſchwerer Klöppel auf die Sturmglocke ſchlüge. Ich hörte den erſten Schlag auf den Hammer, der dröhnend mein Trommelfell erzittern machte.

Blitzſchnell durchfuhr mich in einer gewiſſen ironiſchen Anwandlung der Gedanke: wieder Schlag neun! Ich glaube, daß ſich meine Lippen noch zu einem Lächeln hoben. Schlag neun hatte mein Daſein als Spieler ſchon einmal beſchloſſen.

Nun alſo ein zweites Mal, und ein gründlicher Schluß! Ich hörte den zweiten Schlag. Da drückte ich los.

* * *

Ich fühlte einen harten, ſtarken Schlag, der mich mehr überraſchte als ſchmerzte, und fühlte auch irgendwo etwas ſonderbar Heißes. Dann taumelte ich rücküber und ſtürzte auf den Boden. Ich wollte mich inſtinctiv erheben, aber ich konnte kein Glied mehr rühren. Nur in den Fingerſpitzen hatte ich noch das Gefühl, als ob meine Hand ſich krampfe, und als ob die Finger über die Wolle des Teppichs führen. Sonſt war ich vollkommen hilflos, aber auch nicht mehr hilfsbedürftig.

Ich weiß nicht, wie lange ich ſo dalag. Es ſchien mir eine lange Ohnmacht zu ſein. Aber allmählich dämmerte in mir das Bewußtſein wieder auf. Der unwillkürliche Drang, der mich eben noch beherrſcht hatte, mich aus meiner Lage zu befreien und unter dem Gebot eines ſtärkeren Willens als des meinigen Hilfe zu ſuchen, war erloſchen. Um den Menſchen, der ich bisher geweſen war, kümmerte ich mich nicht mehr. Er hatte aufgehört, Intereſſe für mich zu haben. Er mochte am Boden liegen oder nicht, es war mir gleichgiltig. Ich hatte die Empfindung: etwas iſt vernichtet. Ein Anderes aber, deſſen Exiſtenz doch wohl auch an das Vernichtete gebunden iſt, iſt einſtweilen noch vorhanden. Es wird wohl, wie das ſchon Vernichtete, dem Untergange geweiht ſein, aber noch iſt es. Zwiſchen dem letzten Herzſchlag und dem letzten Vibriren der Gehirntaſten wird wohl ein Zwiſchenraum liegen, vielleicht nur der Bruchtheil einer Secunde, — vielleicht die Ewigkeit. . .

Bei dieſem Begriff überfiel mein körperloſes Ich ein Schaudern. Die Vergegenwärtigung der Ewigkeit hatte etwas Fürchterliches für mich. Ich hatte früher nie daran gedacht. Ich hatte mir den Begriff nie klar zu machen geſucht. Jetzt erſt fühlte ich's und glaubte es zu verſtehen.

Alſo die wohlgezielte Kugel hatte doch nicht Alles durchbohrt! Es war noch etwas Unvernichtetes vorhanden. Anders als vorher, aber es war. Es hatte Bewußtſein, das Vermögen der Wahrnehmung, der Einſicht, des Empfindens. Es fühlte die plötzliche und vollkommene Veränderung, die durch die gewaltſame Zerſtörung ſeines Gehäuſes mit ihm vorgegangen war. Nun war es nicht mehr in den Organismus gebannt, es war frei. Aber es war auch ſchutzlos und vor rauhen Berührungen nicht mehr gedeckt. Wie etwas Flüſſiges ergoß es ſich aus dem zerbrochenen Gefäße. Nein, nicht wie etwas Flüſſiges. Es war gewichtlos, weſenlos, ätheriſch, und ſteuer- und ziellos, ohne von

ORIGINAL.

ORIG

OR

O ORIO

Certificate of Deposit
ON
Money Order Account.

No. 181

POST OFFICE,
GRAND RAPIDS, MICH.

.................................*189*.........

This Certifies, *that*..., *Postmaster*

at.., *has this day deposited*

at this Office the sum of..$\frac{\quad}{100}$ *Dollars,*

on MONEY ORDER ACCOUNT, *the same having been remitted* ....*189*.........

$ ....

...., *Postmaster.*

irgend einem Widerſtande oder Hinderniſſe aufgehalten zu werden, flatterte es auf in die Leere.

Den Raum, in dem der Körper lag, hatte es längſt verlaſſen. Es war irgendwoanders, in einer Region, zu der niemals der Sinn des Lebenden auf- oder hinabgeſtiegen war. Denn es wußte nicht, ob es ſtieg oder verſank, ob es in unermeßlich ſchneller Bewegung trieb oder in Trägheit verharrte.

Die fürchterliche Qual war, daß mit dieſem Unverwüſteten ein klares Bewußtſein zuſammengekettet war. Dabei war Alles ſo gewaltſam, ſo neu, ſo ungeweſen, daß ſich der Sinn nicht darin zurechtfinden konnte. Nur Eines war mir vollkommen klar: daß ich nicht träumte, und daß ich nicht verrückt war.

Ich hatte offenbar ein neues Sein zu lernen. Alles mußte ich neu lernen, den Gebrauch der Sinne, die mir in der Körperloſigkeit noch verblieben waren. Mir war auch, als lernte ich ſchon, als gelangte ich aus dem Taumel und Duſel, der mich zunächſt befangen gehalten hatte, zu einer gewiſſen Stetigkeit und Klarheit, und mit der Zeit — es iſt unmöglich, mir zu ſagen, ob ich Secunden oder Jahre dazu gebrauchte — fühlte ich auch eine Einwirkung auf die Sinne: Kälte und Dunkelheit. Die Kälte ſchien furchtbar zu ſein. Aber ſie beläſtigte mich eigentlich wenig. Und in der Dunkelheit, die eine merkwürdig rothe Leuchtkraft beſaß, ſah ich den Raum vor mir, unermeßlich, mit einer Deutlichkeit, als ob die helle Sonne ſchiene.

Ich machte den natürlichen Schluß: da ich die Dunkelheit wahrnehme und die Kälte ſpüre, muß ich doch noch Werkzeuge beſitzen, die mir die Unterſcheidung zwiſchen Hell und Dunkel ermöglichen, noch Flächen, die ſich der Einwirkung der Temperatur darbieten. Aber wo ſind ſie? Ich hatte keine Augen, keinen Körper.

Oder hatten ſie nur eine andere, mir noch nicht faßbare Erſcheinung angenommen? Ich hatte doch das ganz beſtimmte Bewußtſein, daß das Etwas von mir, das eben nicht zerſtört war, mit dem ich jetzt dachte und fühlte, zuſammenhielt — nicht in ſtofflicher Grobheit, nicht mit den äußeren Sinnen wahrnehmbar, nicht in wenigſtens durch Deductionen phyſiſch erweislichen Atomen, aber mir begrifflich doch in vollſter Klarheit fühlbar und erkenntlich. Es kam mir vor wie eine Auflöſung, die die Erſcheinungsformen für das Auge völlig verändert, das Weſen aber unberührt gelaſſen hatte.

Eine Art Stofflichkeit beſaß es indeſſen auch, aber von einer Beſchaffenheit, wie ich ſie im irdiſchen Leben niemals wahrgenommen hatte. Es ſchien mir auf der Mittelſtufe zwiſchen Weſen und Erſcheinung zu ſtehen. Ich erinnerte mich an die Wolken, die ich beim Bergſteigen über mir geſehen, die ich dann, ohne deſſen gewahr zu werden, durchſchritten und von deren Vorhandenſein ich mich erſt nachher wieder überzeugt, wenn ich ſie unter mir hatte. Aber der Vergleich hinkt, wie alle Vergleiche. Es war ein unendlich zarteres Gewebe als der leichteſte Wolkenſchleier. Ich konnte es auch nicht ſehen, ich fühlte eben nur, daß es da war.

Es war da — fluthend, wogend, wehend, wie mir manchmal ſchien, aber in einer Bewegung, die ich mir erſt durch Schlüſſe künſtlich conſtruiren mußte: durch die Erwägung, daß ich dem Raume des Bekannten, des Begreiflichen, ja des Geahnten entrückt war und mich nun in Unbekanntem, niemals auch nur in der Phantaſie Erſchautem befand. In der Bewegung ſelbſt aber hatte ich das Gefühl des beſtändigen Raſtens. Um mich dehnte ſich die grenzenloſe Einſamkeit, die mich mit Schauder erfüllte.

Meine pſychiſch thätige Unſtofflichkeit, wie ich ſie nennen will, obwohl der Name nicht zutrifft, dieſes aus dem zerſtörten Körper entfeſſelte, aber noch immer fühlende und denkende Etwas, über deſſen Weſen, Umfang und Geſtaltung ich mir keine Rechenſchaft ablegen konnte, das in dem unbekannten Raume wehte oder ruhte, war alſo wohl die Umhüllung der beiden Sinne, die mir noch verblieben waren: des Sehens und Fühlens. Die andern Sinne waren erloſchen. Geruch und Geſchmack ſo vollkommen, daß ich mich ihrer gar nicht mehr erinnerte. Aber das Nichthören ſteigerte das Angſtgefühl, das mich auf meinem dunklen Wege durch die leere und öde Unermeßlichkeit überfallen hatte, zu unerträglicher Pein. Hätte ich nur Seufzen und Stöhnen, hätte ich nur meine eigenen Jammerlaute hören können! Aber die grauſige Stille wurde durch keinen Hauch unterbrochen.

Das Entſetzliche war, daß die unſagbare Angſt, die mir in meinem irdiſchen Sein ſicherlich die Beſinnung geraubt haben würde, die Schärfe meiner Wahrnehmungen, den Drang des Begreifenwollens, des Ergründens, nur noch ſteigerte. Was war es denn, das da im unermeßlichen Raume in ungeheurer Stille und Einſamkeit, in Dunkel und Kälte, körperlos und doch ſtofflich, wie eine Ausathmung meiner Leiche, ſinnbegabt und zugleich ſinnberaubt, mit bewußtſeinartiger Regung ſchwebte und zugleich verharrte? War es das, was die ahnungsvollen Griechen mit dem Worte νοῦς ungefähr zu errathen und auszudrücken verſucht hatten, deſſen Begriff mein alter griechiſcher Lehrer vergeblich mir klar zu machen ſich bemüht hatte, wahrſcheinlich weil er es ſelbſt nicht recht verſtand? War es dieſer Complex von Seele, Geiſt, Sinn, Vermögen des Empfindens, des Erkennens, der Einſicht? War es das, was die Theologen den „unſterblichen Theil“ nennen? Das dem „ewigen Leben“ Geweihte?

Bei dieſer Erwägung erreichte meine Angſt ihren Gipfelpunkt. Ewig ſollte es währen? Ewig? Sollte nie aufhören? Das wäre zu furchtbar! Kein Verbrechen, das der kindliche Glaube mit den Strafen der Hölle bedroht, wäre grauſig und furchtbar genug, um den Schrecken der ewigen Dauer zu rechtfertigen. In dem Begriff des Ewigen ſteckt ſchon ſo etwas namenlos Qualvolles und Grauſames, daß die Beſchaffenheit des Ewigen, ob es nun ewige Wonne oder ewiger Schmerz iſt, keinen Unterſchied bildet. Weil ewig, wäre auch ewige Wonne nichts Anderes als ewiger Schmerz. Das einzig Tröſtende und Beruhigende für alles Bewußtſein iſt das Aufhören, das Ende, die Ruhe im Nichts. Was Anderes hatte ich denn geſucht?

Aber freilich hatte ich vermeint, dieſes höchſte Gut durch eine einfache Bewegung des Daumens auf den Drücker des Revolvers erringen zu können. Und das war vielleicht eine frevelhafte Vermeſſenheit geweſen. Selbſt wenn mir das Ende, die Ruhe, die mir die Seligkeit zu ſein ſchien, verſagt wäre, ſo würde daraus noch immer nicht folgen, daß es überhaupt kein Ende gäbe. Vielleicht läßt es ſich eben nur nicht durch eine Gewaltthat beſchleunigen, nicht durch den Willen des Individuums erzwingen. Vielleicht rächt ſich die Natur, die dem einzelnen Individuum nicht die Berechtigung zugeſteht, in ihre Machtſphäre, in das Walten der Allgebieterin alles Entſtehens, Seins und Vergehens einzugreifen. Der übermüthige Menſch beſitzt eben nur die Mittel in ſich, das eine Werk der Natur, den körperlichen Organismus, zu zerſtören, nur den Sitz des Geiſtes und der Seele. Ob aber auch gleichzeitig Geiſt und Seele ſelbſt und die dieſen Quellen entſtrömenden Vermögen des Denkens und Fühlens — die Frage hat noch kein Sterblicher beantwortet.

Und ob die Zerſtörung des Geiſtes und der Seele vollkommen gleichzeitig mit der des Leibes erfolgt, und ob in dem vielleicht unermeßlichen Bruchtheil einer Secunde, der zwiſchen der Zerſtörung des Leibes und der Zerſtörung der Seele liegen mag, dieſe Seele, dieſes Bewußtſein nicht zu Vorſtellungen, Regungen und Empfindungen befähigt iſt, die wie eine Ewigkeit wirken können — auch dieſe Frage wird von einem Lebenden niemals zu beantworten ſein.

Freilich ſind nach unſerer Erkenntniß Seele und Geiſt an den körperlichen Organismus gebunden. Aber ſie ſind doch wiederum trotz des zwiſchen ihnen beſtehenden Abhängigkeitsverhältniſſes zu einander ſelbſtändig genug, um zum Mindeſten auf eine gewiſſe Zeit für ſich allein und ohne auf den Andern angewieſen zu ſein, beſtehen zu können.

Es giebt geiſtig und ſeeliſch Todte, die körperlich leben, die alle Functionen des Organismus regelmäßig erfüllen: Wachen und Schlafen, Eſſen und Verdauen, deren Hauptorgane vollkommen geſund ſind, und in denen gleichwohl das, was man wohl den göttlichen Funken genannt hat, vollkommen erloſchen iſt. Geiſt und Seele ſchmachten in undurchdringlicher Nacht. Dieſe Unglücklichen empfinden keine Freude, keinen Schmerz. Nicht einmal die rohen Gelüſte des Thieres haben Gewalt über ſie. Sie verſtehen es nicht, die zu ihrer Ernährung zweckmäßigen Bewegungen des Beißens, Kauens und Schluckens vorzunehmen, obwohl ſie die dazu erforderlichen Werkzeuge in tadelloſer Beſchaffenheit beſitzen. Sie kennen nicht einmal den Wärter, der ſie ankleidet, entkleidet, bettet und füttert. Sie ſtehen unter dem tiefſten Thier. Sie ſind nicht ſtumpfſinnig, ſie ſind geiſtig nichtig.

Iſt hier der augenſcheinliche Beweis erbracht, daß wenigſtens auf eine gewiſſe Zeit der Körper ohne Geiſt und Seele beſtehen kann, weshalb ſollten nicht auch Geiſt und Seele eine Weile leben können, nachdem der Körper geſtorben iſt?

Aber was brauchte ich erſt auf dem Wege der Schlußfolgerung zu dieſer Frage zu gelangen? Mein geiſtig ſeeliſches Ich war ja vorhanden. Ich empfand, ich fühlte, ich erkannte, ich dachte, losgelöſt von meiner Körperlichkeit, von der ich nur noch das Bewußtſein hatte, daß ſie nicht mehr im Zuſammenhang mit mir war, um die ich mich auch gar nicht mehr kümmerte, mit der die da unten anfangen mochten, was ſie wollten — oder vielmehr: mit der ſie angefangen haben mochten, was ſie gewollt hatten. Denn ſeitdem ich den Daumen auf den Drücker gelegt und das donnerartige Getöſe des zweiten Hammerſchlags auf die Spiralfeder der kleinen Uhr mich betäubt hatte, war wohl lange lange Zeit vergangen! Ob es nur Stunden waren, oder Tage, oder Monde, oder Jahre — ich konnte es nicht ermeſſen. Es ſchien mir aber in ferner ferner Vergangenheit zu liegen.

Und in dieſer Vermuthung wurde ich dadurch beſtärkt, daß ich an alles Geweſene nur noch eine ganz dunkle Erinnerung bewahrt hatte und mich keines einzigen meiner Freunde, ja nicht einmal meines früheren ſo heißgeliebten Wohlthäters erinnerte. Gewiß hatte ſich ſeitdem die Erde, von der ich geſchieden war, zu ungezählten Malen wieder verjüngt; gewiß waren eben ſo oft von den Stürmen des Herbſtes die Blätter von den Bäumen geriſſen worden, die Thäler und Höhen unter der weißen Decke des Schnees begraben und die Flüſſe von den reinen Sonnenſtrahlen vom Eis wieder befreit worden.

Ach, die Wärme! Das Licht! Sonne, du himmliſche Sonne! Du Inbegriff des Schönſten im Leben des Menſchen, du Beleberin in unerreichbarer Höhe! Wie inbrünſtig ſehnte ich mich nach dir und deinen herrlichen leuchtenden und wärmenden Spenden! Wie lange mußte ich dich ſchon vermiſſen hier in meiner Nacht und Kälte!

Dieſes ſtürmiſche Verlangen, das nie mehr befriedigt werden konnte, ſollte ewig währen? Es war in ſeiner Furchtbarkeit nicht auszudenken! Es ſtände in zu grauſamem Gegenſatz zur Gerechtigkeit und Gnade der ſchöpferiſchen Kraft, die aller Creatur, die ſie hervorgebracht hat, auch die Wohlthat des Vergehens erweiſt.

All die Qualen, die ich zu erdulden hatte, waren gewiß nur die Strafe für den kecken Eingriff in die Rechte der Naturkräfte, die das Werden, die Geſetze des Seins und auch das Ende allein beſtimmen wollen und dem Menſchen deshalb auch nur ſcheinbar geſtatten, das Leben zu zerſtören. Die gleichzeitige Vernichtung des Innern mit dem Aeußern, der Geiſtſeele, wie ich mich ausdrücken möchte, zugleich mit dem Körper, — die iſt, wie ich nun an mir erfahren muß, dem Menſchen verſagt!

Wohl beſteht, wie ich ſchon früher empfunden hatte, zwiſchen den beiden Lebenselementen, die wir Leib und Seele nennen, bei innigſter Zuſammenheit und Einheit doch ein Verhältniß der Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von einander, ſo daß das Eine des Andern wohl entbehren und das Eine ohne das Andere wohl ſein kann. Aber das doch nur auf eine beſtimmte Friſt. Der Körper ohne Geiſt und Seele unterliegt wie Alles dem Geſetze der Vergänglichkeit. Er ſtirbt ab und wird begraben. So auch die Seele ohne Leib.

Da nun, wo die allmächtige Natur durch ihre ſegenſpendenden Verderber, durch Krankheit oder Alter ungeſtört ihr Werk der Vernichtung verrichten darf, macht ſie mit dem zerfallenden Organismus des Leibes zugleich auch der Seele ihr allmähliches und natürliches Ende. Die im Leben vereinigt Geweſenen bleiben auch im Tode vereint. Da iſt der Tod der große Erlöſer nicht blos der körperlichen Leiden; da liſcht er, wenn er das Herz den letzten Schlag thun läßt, barmherzig die Leuchte des Bewußtſeins aus und ſchenkt auch der armen Seele Ruhe; da hat der irdiſche Kämpfer ausgerungen, und über das Geſicht, von deſſen Stirn alle Falten der Sorge durch die ſtreichelnde weiche Hand des Todes liebkoſend weggeſtrichen werden, kommt der ergreifende Ausdruck des himmliſchen Friedens, der Ausdruck des Verklärten, wie wir es nennen.

Denn der Tod iſt nicht die widerwärtige Schreckensfratze, das klapperige Gerippe mit dem fleiſchentblößten Schädel, Sanduhr und Hippe in der Knochenhand — dies Schreckbild iſt nur die wüſte Ausgeburt menſchlicher Feigheit —; der Tod iſt vielmehr die freundliche Lichtgeſtalt, die tröſtend und lindernd unſern Jammer verſcheucht und uns mit der weichen Fläche ihrer ſanften Hand in traumloſen Schlummer ſtreichelt.

Bei dem ruhig — ich meine, auf natürliche Weiſe — Sterbenden bleibt die Gemeinſchaft, die Leib und Seele im Leben verbunden hatte, alſo auch im Tode beſtehen.

Dem Getödteten aber iſt ein Anderes beſchieden, als dem Geſtorbenen. Da, wo der Leib in vollſter Friſche, im Beſitze noch guter und gebrauchsfähiger Werkzeuge plötzlich gegen den Willen der Natur zerſtört wird, wo ein Organismus, dem unter dem normalen Verlaufe der Dinge noch ein rüſtiges Daſein auf Jahre hinaus beſchieden war, ohne innere Nothwendigkeit ſeine Thätigkeit einzuſtellen gezwungen wird, wo alſo auch das Unkörperliche des Menſchen, das, was ich Geiſtſeele nannte, noch von der Natur unangetaſtet und in unverminderter Fülle geblieben iſt, da wird bei der Zerſtörung des geſunden Leibes einſtweilen nur der innige Zuſammenhang zwiſchen dem Seeliſchen und Körperlichen gewaltſam gelöſt. Das tödtende Werkzeug, das Körperliche, hat einſtweilen eben nur das Körperliche vernichten können. Das Gefäß iſt zerbrochen, aber der Inhalt iſt nicht gleichzeitig verſchwunden. Und wenn ihn das Gefäß nicht mehr zu faſſen vermag, ſo ergießt er ſich eben auf den Boden oder verflüchtigt ſich, aber er iſt einſtweilen noch da.

Das Lebendige aber kann mit dem Todten fürder keine Gemeinſchaft halten. Das obdachlos gewordene Geiſtig-Seeliſche entflieht, treibt ziellos in die Leere. Es hat noch Bewußtſein. Auf wie lange? Die Frage iſt nicht zu beantworten. Die irdiſche Zeitrechnung trifft hier überhaupt nicht mehr zu. Ich ſelbſt kann unmöglich angeben, wann das, was jetzt mein körperloſes fühlendes Ich iſt, ſeine körperliche Behauſung verlaſſen hat. Mir fehlt jeder Maßſtab. Ich ſehe keine Sonne auf- und untergehen, keinen Wechſel der Jahreszeiten. In dem purpurnen Gewoge der Finſterniß, in dem ich taumle oder feſtgebannt bin, iſt Alles unermeßlich, Raum und Zeit.

Nur das fühle ich — und das allein läßt in meiner Angſt und Pein Hoffen aufkommen —: ewig kann es nicht währen. Auch das geiſtig Stoffliche, das meine Sinnesthätigkeit, mein Begreifen und Erkennen jetzt umhüllt, wird noch aufgebraucht werden. An der Kälte fühle ich ja, daß es mit fremden Kräften ſich berührt, an ihnen ſich reibt. Es muß ſich alſo abnutzen wie alles Andere. Wenn auch ſäumig und durch ihr Widerſtreben ſtrafend, wird die gütige Natur das nachholen, was ich durch die Kugel gegen ihren Willen voreilig habe durchſetzen wollen. Auch das zart Stoffliche der Seele wird zerrieben werden und in nichts vergehen, und mit der Auflöſung wird das Bewußtſein ſich vermindern und endlich aufhören.

Das wehende Gewebe, das das empfindſame Unzerſtörte, das aus dem Körper Losgelöſte in ſich barg oder vielleicht auch ſelbſt war, ſchien ſich in der That zu verringern. Ich empfand ganz deutlich etwas wie eine Verminderung. Auch die Schärfe meiner Vorſtellungskraft ſchien in Abnahme begriffen zu ſein. Die peinigende Klarheit wich einer gewiſſen verſöhnlicheren Verſchwommenheit. Weniger als zuvor fühlte ich das Bedürfniß zum Grübeln, mir von meinem jetzigen Zuſtande Rechenſchaft abzulegen. Gegen die Kälte wurde ich noch unempfänglicher als zuvor. Das Purpurroth der Finſterniß blieb zwar unverändert, aber es war mir gleichgiltig. Auch die grauſige Einſamkeit ſchreckte mich weniger.

Wo war ich nur? Wohin trieb ich? Das war das Einzige, was mich beſchäftigte. Ich hatte die Empfindung der vollkommenen Verlaſſenheit. Und doch war mir auch wieder zu Muthe, als ob der Raum, in dem ich willenlos ſchwebte, irgendwie bevölkert ſei. Es war nicht die Leere, es war etwas da, wie verklungene Töne, wie erloſchene Lichtſtrahlen, etwas, was ich nicht wahrnehmen konnte, aber doch ahnte. Was konnte es nur ſein?

Unſere Sonnenregion mußte wohl in unermeßlicher Ferne hinter mir liegen, denn nicht der ſchwächſte Schimmer drang leuchtend zu mir. Aber auch andern Syſtemen hatte ich mich nicht genähert. Ich war den von der Erde aus ſichtbaren Weltkörpern vielmehr ſo weit entrückt, daß ich auch von ihnen nichts mehr wahrnehmen konnte. Oder war es nur eine Einbildung von mir geweſen, wenn ich die Finſterniß zu ſehen geglaubt hatte? War ich am Ende erblindet? Hatte ich mit dem Gehör auch das Geſicht verloren?

Bei dieſem Gedanken überkam mich auf's Neue ein entſetzliches Angſtgefühl, das mich aus dem wohlthätigen Duſel, in den ich allmählich zu verſinken gehofft hatte, unbarmherzig aufſcheuchte. Es rüttelte mich wieder wach. Aber bei dieſem Wiedererwachen zu klarerer Vorſtellung hatte ich doch inmitten der folternden Angſt auch ein unbeſchreibliches Wonnegefühl. Ich erkannte, daß der Verminderungsproceß an mir ſtete Fortſchritte machte. Ich fühlte eine merkliche Abnahme. Nun hatte ich die tröſtliche Gewißheit des Aufhörens, der ſegensreichen Vernichtung. Das machte mich ſo überglücklich, daß ich nun alle Schreckniſſe getroſt ertrug. Wußte ich doch, ſie werden ein Ende nehmen. Was konnte mich da noch ſchrecken?

Ach, das Ende! Die glückſelige Verheißung, die in dieſem Begriff für mich lag, war kaum zu faſſen. Nun ſah ich es vor mir. Mit aller Kraft, die mir noch geblieben war, ſtrebte ich ihm zu.

Und in der vollſten Freudigkeit fühlte ich, wie mich ein lauer Schauer durchrieſelte. Wohlige Wärme zum erſten Mal wieder nach ſo langer, langer Kälte! Ich fühlte, wie ſich die Finſterniß lichtete. Meine Sehkraft war alſo doch nicht erloſchen! Und nun hörte ich gar, hörte zum erſten Mal wieder ſeit der unendlichen Taubheit!

Ein fernes tiefes Summen, wie das Ausklingen einer Glocke. Und dann den ſtarken Anſchlag des Klöppels.

Ja, es war eine Glocke, und der lang anhaltende Nachhall zitterte mir im Ohr. Nach geraumer Zeit ertönte ein zweiter Glockenſchlag, dann ein dritter, ein vierter. Die Schläge folgten jetzt in kürzeren Zwiſchenräumen auf einander. Ein fünfter. Es mußte wohl eine Thurmuhr ſein. Ich zählte bis ſieben . . .

Beim zweiten Schlage meiner kleinen Uhr in der neunten Stunde war ich aus dem Leben geſchieden, und wieder beim Glockenſchlage ſollte ich das heißerſehnte Ende finden. Um die ſiebente Stunde, wenn ich recht gezählt hatte. —

War es Abends, war es Morgens? Ich wußte es nicht. Ich wußte nicht, wieviel Tage, wieviel Monde, wieviel Jahre ſeitdem verfloſſen waren. Es fiel mir auch nicht auf, daß ich in der ungeheuren Einſamkeit eine Kirchenglocke vernahm, daß alſo Menſchen in der Nähe ſein mußten. Ich hörte nun auch andere Geräuſche, ein Schlürfen, ein Klappen, und fühlte jetzt zum erſten Mal wieder etwas Körperliches von mir ſelbſt. Die letzte Empfindung vor dem Schuß vergegenwärtigte ſich mir noch einmal. Ich fühlte unter den Fingerſpitzen die weiche Wolle des Teppichs. Dann war mir, als würde ich gerüttelt und geſchüttelt, und dann entſchwand das Bewußtſein.

Es war das Ende. Ich weiß, daß meine letzte Regung die des innigſten Dankes für die Befreiung war. . . .

Es war nicht das Ende. Als ich aus langer und tiefer Bewußtloſigkeit wieder zu mir kam, lag ich entkleidet in meinem Bett. Vor mir ſtanden mein alter Hausarzt, ein jüngerer Herr, den ich ſpäter als einen mir längſt dem Namen nach bekannten Chirurgen kennen lernte, und mein Diener, Alle mit dem Ausdruck des tiefſten Ernſtes. Die beiden Aerzte hatten ſich offenbar um mich bemüht. Ich fühlte mich ſehr matt, und ich war zu faul zum Sprechen. Ich zog es daher vor, die Augen wieder zu ſchließen und theilnahmlos zu bleiben. Auf die an mich von meinem Hausarzt geſtellte Frage: „Hören Sie mich?“ gab ich keine Antwort, obwohl ich ihn ſehr wohl gehört hatte. Die Beiden unterhielten ſich noch eine Weile. Ich verſtand nur ſoviel davon, daß ich doch ſchlechter gezielt, als ich gedacht hatte. Aber der Schuß war gleichwohl lebensgefährlich, und alle Bemühungen des geſchickten Chirurgen war es nicht gelungen, die Kugel aufzufinden.

Vor Erſchöpfung ſchlief ich bald wieder ein und ſo feſt, daß ich nur eine ganz unklare Vorſtellung davon hatte, wie ſich der Arzt auf's Neue bemühte, die Kugel zu finden. Ich fühlte ein gewiſſes Unbehagen, aber eigentlich keinen Schmerz. Mein tiefer Schlaf war traumlos. Nach einiger Zeit wachte ich wieder auf.

Mein Diener ſaß allein neben meinem Bett, den traurigen Blick unausgeſetzt auf mich gerichtet. Jetzt erſt fiel mir auf, daß zwiſchen dem Schuß und meinem Erwachen ein viel geringerer Zeitraum liegen mußte, als ich mir vorgeſtellt hatte. Es konnte ſich doch nur um Tage oder Wochen handeln, vielleicht nur um Stunden, während ich eine unermeßlich lange Zeit durchlebt oder wenigſtens durchfühlt zu haben glaubte. Als ich die Augen aufgeſchlagen hatte, erhob ſich mein Diener. Ich machte eine leiſe Bewegung. Ich wollte mich aufrichten.

„Um Gottes willen!“ rief der Diener entſetzt. „Bleiben Sie liegen, gnädiger Herr, daß ſich die Kugel nicht ſackt.“

Ich blieb ruhig liegen.

„Wann haſt Du mich denn gefunden?“ fragte ich.

„Aber gleich, gnädiger Herr. Ich habe ja den Schuß im Nebenzimmer gehört. Ich bin ſofort hineingeſtürzt.“

„An welchem Tage war's denn?“

„Heut Abend.“

„Wie ſpät iſt es jetzt?“

„Es geht auf zwölf.“

„Und um welche Stunde haſt Du mich gefunden?“

„Es hatte gerade neun geſchlagen.“

„So, ſo!“ verſetzte ich.

Das Unbegreifliche wurde mir nun klar. So ſchwer es mir wurde, mich zurechtzufinden, ich mußte es als erwieſen anſehen. Beim zweiten Glockenſchlage neun hatte ich abgedrückt. Ich hatte das Bewußtſein verloren, oder vielmehr mit einer unheimlichen Deutlichkeit hatten ſich meiner ganz beſtimmte Vorſtellungen bemächtigt: Alles das, was in dieſen Aufzeichnungen enthalten iſt. Aber der Ton des zweiten Anſchlags des Hammers auf die Spiralfeder war noch nicht verhallt, als ich ſchon wieder zu mir kam. Ich hörte noch das Summen des zweiten Schlages und zählte ſchon vom dritten Schlage an wieder bis ſieben. In dieſem gar nicht mehr bemeßbaren Zeittheilchen hatte ſich Alles das abgeſpielt, was mich eine kleine Ewigkeit dünkte und mich mit dem Schreckbilde des Ewigen erſchüttert hatte.

Es mag eine fixe Idee von mir ſein, wenn ich behaupte, daß ich in dieſem unberechenbaren Bruchtheil der Secunde den ſcharfen Vorgeſchmack des Endes gehabt habe, daß ich in dieſem Momente todt geweſen bin.

Digitized by Google

Alle meine Wahrnehmungen und Regungen, meine Empfindungen und Gedanken habe ich, ſo vollkommen und deutlich es mir möglich war, von meinem Lager, das ich lebend nicht wieder verlaſſen werde, in ſchmerzfreien Stunden mit ruhigem Blute dictirt. Ich habe die Uebertragung aus dem Stenogramm ſelbſt durchgeleſen und corrigirt. Der Tod ſchreckt mich nicht. Ich begegne ihm wie einem Bekannten. Und ich habe nun die Gewißheit, daß er mir das bringen wird, was ich allein erſehne, das Ende.

* * *

Der Verfaſſer der vorſtehenden Blätter ſtarb gerade acht Tage nach ſeiner tödtlichen Verwundung an Blutvergiftung, die durch die nicht aufgefundene Kugel herbeigeführt worden war, Schlag neun Uhr.

⁂

[illegible]

40,000 Kiſten, die Dampfboote oder Tanks und die Ciſternenwaggons haben eiſerne Behälter, in die das Petroleum direct eingepumpt wird.

Die transkaspiſche Eiſenbahn iſt vorzugsweiſe ein Werk des ruſſiſchen Generals Annenkow, eines wahrhaft genialen Mannes von raſtloſer Energie und ſeltenem Muthe, der ſich durch keine Zweifel beirren ließ, der allen Nörgeleien und Spötteleien zum Trotz das Rieſenwerk in Angriff nahm und es ruhmvoll zu Ende führte, obgleich Gegenwühlereien perſönlicher und ſachlicher Feinde ihm ununterbrochen Hinderniſſe zu bereiten ſuchten. Die erſten 170 Werſt ſind vollſtändig waſſerloſe Strecke; erſt dann, bei Station Kaſandſchick, trifft man auf die erſten Süßwaſſerquellen. Hierauf wieder Steppe bis zur Oaſe von Achal=Teke und hinter Merw bis Geok=Teke, wo General Skobelew 1881 die Tekkes beſiegte. Die Koſten der ganzen Bahn waren erſtaunlich gering, nur $43^1/_2$ Million Rubel.

Das intereſſante Buch ſchließt mit dem erſten Verſuch eines kurzen Kaukaſusführers in deutſcher Sprache. H. J.

Wie Ludwig Pietſch Schriftſteller geworden iſt.

Als Goethe einſt mit Eckermann über die geplante Fortſetzung von „Wahrheit und Dichtung“ plauderte, bemerkte er, daß er jene ſpäteren Jahre mehr als Annalen behandeln müſſe, und darin weniger ſein Leben als ſeine Thätigkeit zur Erſcheinung kommen dürfe, denn „die bedeutendſte Epoche eines Individuums iſt die Entwickelung“, welche in ſeinem Fall mit den damals bereits vorliegenden Bänden von „Wahrheit und Dichtung“ abgeſchloſſen ſei. *Ludwig Pietſch* hat ſich ſtreng an das Goethe’ſche Wort gehalten, denn in einem ſoeben bei *F. Fontane & Comp.* in Berlin erſchienenen ſtattlichen Bande: „*Wie ich Schriftſteller geworden bin*, Erinnerungen aus den Fünfziger Jahren“, giebt er uns in begrenztem Rahmen das wichtigſte Stück ſeiner Lebens= und Entwickelungsgeſchichte, während welcher er ſich aus *einem Künſtler in den* Schriftſteller verwandelte. Pietſch hat früher bereits hier und da, ſo auch in unſerer Zeitſchrift (Auguſt 1888), mehrere Stücke ſeiner Autobiographie veröffentlicht, die vor und hinter jener angegebenen Zeit liegen, aber er that recht daran, daß er ſie von der Aufnahme in das obige Buch ausſchloß, ſein eigenes Bild wie das jener Zeitepoche iſt dadurch wohl ein engeres, dafür aber viel klareres und vertiefteres geworden, ſodaß wir einen wichtigen Beitrag zur Memoiren=Literatur des literariſchen und künſtleriſchen Berlins der Fünfziger Jahre erhalten haben, dem dauernder Werth anhaften wird.

Die innere, aufrichtige Beſcheidenheit Ludwig Pietſch’s läßt ſeine eigene Perſönlichkeit nur ſeltener in den Vordergrund treten, willig räumt er denſelben Anderen ein, nach ſeiner Meinung Berühmteren, Verdienſtvolleren wie er, und wie groß deren Zahl iſt, davon giebt uns das dem Bande angefügte Namensregiſter die beſte Kunde, welches an zweihundert und mehr Perſonen aufführt, von denen er uns eine nicht kleine Reihe in ſcharf gezeichneten Umriſſen mit vielen charakteriſtiſchen Bemerkungen über ihr Wirken und Schaffen, ihr Leben und Streben vor Augen führt. Man weiß, daß Pietſch zuerſt den Ruhm des Künſtlers ſich erträumte, daß er, 1842 blutjung von Danzig nach Berlin gekommen, hier die Kunſtakademie beſuchte, dann in den Ateliers verſchiedener bekannter Maler die ihm noch nicht aufgegangenen „Geheimniſſe der Malerei“ ergründen wollte und ſich darauf auf eigene Füße ſtellte, zu gleicher Zeit ſich einen Hausſtand gründend, der ihn zu mancher Handlangerarbeit der Kunſt zwang und ihm, der ſich einſt vielleicht mit großen hiſtoriſchen Compoſitionen, mit ſcenen= und figurenreichen Genrebildern getragen, den Zeichenſtift und die Kreide in die Hand drückte. Ein Kreis von Künſtlern iſt es, in welchen uns die erſte Hälfte des Buches führt, und erſt in der zweiten kommen mehr die allmälig gewonnenen literariſchen Freunde zur Geltung. Unter den Künſtlern ſtehen wieder die Bildhauer in erſter Linie, in deren Ateliers Pietſch häufig verkehrte und nach deren Entwürfen er viel zeichnete; in jenen Jahren hatte ja die Bildhauerkunſt gerade in Berlin einen friſchen Aufſchwung genommen, und viele große ſtaatliche und königliche Aufträge ließen manch’ bedeutſames Werk aus den Werkſtätten Kalide’s, Heidel’s, Drake’s, Schievelbein’s, Wolff’s u. ſ. w. hervorgehen. Auch den Altmeiſter der Kunſt, Rauch, lernte Pietſch noch perſönlich kennen, indem er ihn für ein als Gegenſtück zu der bekannten Litographie „Alexander v. Humboldt in ſeinem Arbeitszimmer“ dienendes Kunſtblatt: „Chriſtian Rauch in ſeiner Werkſtatt“ zeichnete. Jene Werkſtatt lag in dem weitläufigen, düſteren, grauen Gebäude des alten Lagerhauſes zwiſchen der Kloſter= und

Neuen Friedrichſtraße, und unter einem ganzen Heer von Gypsabgüſſen bekannter Werke Rauch's, zwiſchen Hilfsmodellen, Skizzen, Büſten fand Pietſch den Meiſter: „Damals, zwei Jahre vor ſeinem Tode, war der Achtundſiebzigjährige noch eine Erſcheinung von unvergleichlicher Majeſtät und Würde. Noch immer hielt ſeine, die große Mehrzahl der Menſchen überragende Geſtalt ſich hoch und ſtark aufgerichtet, trug er das von vollem, ſilberweißem weichfließendem, ſeidenen Haar umwallte edle Haupt mit dem groß und ſchön gemeißelten bartloſen Antlitz, deſſen blaue Augen ſcharf, ſtreng und gebieteriſch blickten, ſo ſtolz und frei, wie vor Jahrzehnten. Man brauchte kaum zu wiſſen, was und wer er war und was er geſchaffen hatte, um unwillkürlich von Ehrfurcht bei ſeinem Anblick ergriffen zu werden und ſich innerlich ſehr klein zu fühlen, wenn man dem in ſeinem ſandfarbigen, tuchenen, faltigen Talar mit breitem Kragen, wie ihn Drake's Marmorſtatue zeigt, oder in ſeinem langen, weiten Atelierrock von derſelben lichtgelb-grauen Farbe gekleideten, greiſen Meiſter gegenübertrat. Wie ein König und Herrſcher im weiten Reich der Künſte und mit dem vollen Bewußtſein dieſer Würde und Stellung ſtand er da und wandelte er unter den Menſchen ſeiner Zeit."

Mit dieſem Gefühl des „Kleinſeins" trat Pietſch einem zweiten Meiſter der Kunſt, damals den Jahren nach mehr Jung- wie Altmeiſter, gegenüber: Adolf Menzel. Allmälig nur, nachdem er ſich von ſeiner Jugendbegeiſterung für die Kunſt eines Schnorr von Carolsfeld und Wilhelm von Kaulbach befreit hatte, verſtand er ganz die Tiefe und Größe der Menzel'ſchen Bilder, ſeiner Friedrich-Gemälde, ſeiner Holzſchnitt-Illuſtrationen zu den Werken des großen Königs, von demſelben Augenblick an aber nahm Menzel den Platz eines Hausgottes bei ihm ein, und nie wurde Pietſch müde, für ihn auf das Wärmſte und Ueberzeugendſte einzutreten, ihm immer weitere Kreiſe des zuerſt widerſtrebenden Publicums erobernd und ſeinen Ruf in Bevölkerungsſchichten tragend, die ſich ſonſt herzlich wenig um Kunſt und Künſtler bekümmert.

Was Menzel für Pietſch unter den Künſtlern war, das bedeuteten für ihn unter den Dichtern Iwan Turgenjew und Theodor Storm. Erſteren hatte er kennen gelernt, als noch Niemand etwas von ſeinem literariſchen Schaffen wußte, Letzteren, als „Immenſee" gerade erſchienen war; mit beiden ſchloß er enge Freundſchaft, eine Freundſchaft, die bis zu deren Tode dauerte. Ueber das innere Weſen Storm's und Turgenjew's erhalten wir manchen neuen und werthvollen Aufſchluß; wie reizvoll iſt die Beſchreibung des erſten Zuſammentreffens mit Turgenjew auf der zu einem Leſe-Inſtitut: „Die Zeitungshalle" führenden Treppe, wo Pietſch an einem Novembernachmittage des Jahres 1846 ein auffallend hoch und breit gewachſener Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langſamen, ſchweren Trittes entgegenkam: „Die auf dem mittleren Treppenabſatz brennende Gasflamme beleuchtete ſcharf und hell das Geſicht des Mannes. Sein Anblick traf mich ſo, daß ich für einen Moment ſtehen blieb und die Augen nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. — Es war ein Kopf, wie ich ihn nie zuvor geſehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Das Geſicht zeigte entſchieden ruſſiſchen Typus; es hatte deſſen breite Backenknochen, die hier aber durch die edle, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Naſe dominirt wurden. Ueber jene fiel nach links ein voller Büſchel der etwas lang getragenen, auf der rechten Seite geſcheitelten braunen Haare. Starke, faſt ſchwarze Brauen beſchatteten ein Paar grünlich-braune, breitlidrige große Augen von eigenthümlich ſchwermüthig weichem Ausdruck. Ein brauner, kurzer Schnurrbart zog ſich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das, wie die Wangen glatt raſirte, volle, beſtimmt gezeichnete Kinn ſchloß dies Antlitz nach unten hin ab. — Ich hatte das inſtinctive Gefühl, hier einem ganz beſondern, einem außerordentlichen Menſchenweſen begegnet zu ſein, wenn mir auch keine ſogenannte innere Stimme verrieth, daß ich hier zum erſten Male auf den Urſprung und Spender ſo vieler der beſten Güter der zweiten Hälfte meines Lebens getroffen ſei. Der Eindruck dieſer Erſcheinung beſchäftigte mich am folgenden Tage unausgeſetzt. Ich entſinne mich, wiederholte Verſuche gemacht zu haben, ſie aus der Erinnerung für mich zu zeichnen." — Schon wenige Tage nach dieſem zufälligen Zuſammentreffen lernte Pietſch Turgenjew in einer kleinen Berliner Bierſtube, wo ſich allabendlich ein Kreis von Bekannten verſammelte, kennen, und die Beiden ſchloſſen ſich alsbald eng aneinander an, ohne daß jedoch Pietſch damals je von den literariſchen Neigungen ſeines ruſſiſchen Freundes erfuhr und erſt nach Jahren ganz zufällig in einem Portrait des damals ſchon viel genannten Verfaſſers des „Tagebuchs eines Jägers" ſeinen alten Freund wiedererkannte.

Hat die Bekanntſchaft Pietſch's mit Turgenjew etwas Phantaſtiſches an ſich, ſo gleicht diejenige mit Storm mehr einer Idylle, zumal jene Wanderungen mit dem als Gerichts-Aſſeſſor in Potsdam weilenden Dichter durch die ſchönen Umgebungen der Havelſtadt an blüthenreichen Frühlings- und Sommertagen, wo beide Freunde in ſtundenlangen Geſprächen alle Fragen der Kunſt und Literatur erſchöpften und ſich dabei meiſt übereinſtimmenden Sinnes fanden. Zwei andere Menſchen beeinflußten nicht minder tief wie Turgenjew und Storm das innere Weſen Pietſch's, der ihnen deshalb in ſeinen Erinnerungen einen breiten Platz einräumt: Ferdinand Laſſalle und Prince-Smith. Mit dem Erſteren verkehrte er viel im Franz Duncker'ſchen Hauſe und verlebte auch in deſſen kunſtgeſchmücktem eigenen Heim manche anregungsreiche und intereſſante Stunde, wovon uns Pietſch viel des Neuen und Feſſelnden vorzutragen weiß, daneben auch manche ſelbſtſtändigen Ergänzungen zu dem Lebenslaufe Laſſalle's mittheilend; wurde dieſe Bekanntſchaft aber nie zu einer wirklich vertrauten, wie es bei der Verſchiedenartigkeit der beiden Naturen auch garnicht anders ſein konnte, ſo war die Freundſchaft mit Prince-Smith eine deſto wärmere und feſtere, auf den Lebens- und Entwicklungsgang Pietſch's eine weſentliche Förderung ausübende. Er war es, der den jungen Künſtler mit dieſen und jenen einflußreichen Perſonen bekannt machte, der ihm manche werthvolle Quelle des Wiſſens und der Literatur erſchloß, der ihm durch die Beſtellung von Portraits mehrfach über die bitterſte Noth hinweghalf und ihm noch mehr gab als materielle Hilfe, indem er ihm in verzweifelten Stunden und Tagen neuen Lebensmuth, Selbſtvertrauen und frohen Glauben an die noch nicht gänzlich entſchwundene Möglichkeit, ja Wahrſcheinlichkeit einer beſſeren Zukunft einzuflößen verſtand. Prince-Smith gehörte denn auch zu den Erſten, denen Pietſch ſeine lange verborgen gehaltenen literariſchen Neigungen, ſeine ſchüchternen öffentlichen Verſuche und ſeine kleinen, allmählig wachſenden Erfolge vertraute und der bei der Kunde von dem erſten erhaltenen kleinen Honorar ahnungsvoll ausrief: „Paſſen Sie auf, lieber Freund, Sie gehen mir doch noch unter die Schriftſteller!“ —

Wie Pietſch „unter die Schriftſteller gegangen iſt,“ bildet naturgemäß den rothen Faden ſeines Buches; nicht aus eigener, zwingender Anregung heraus griff er zur Feder, ſondern um für ſich und die Seinen den nöthigſten Lebensunterhalt zu ſchaffen, um bei der Leipziger „Illuſtrirten Zeitung“ einige Zeichnungen anzubringen, zu denen er ſelbſt den Text geſchrieben. Denn es waren ſchlimme Jahre der Entbehrung und des Leidens, die der von romantiſchem Idealismus allzu ſtark erfüllte Kunſtjünger durchringen mußte, die Noth war häufig der Gaſt bei der auch von Krankheiten und anderem Ungemach betroffenen Familie, und wenn jener Idealismus auch eine ganz gehörige Portion praktiſcher Untüchtigkeit zur Folge hatte, ſo gehörte er hinwiederum dazu, daß das Haupt der Familie, ſelbſt erſt kurze Zeit den Jünglingsjahren entwachſen, nicht vollſtändig den Muth verlor und nicht gänzlich an einer Beſſerung der drückenden Lage verzweifelte. Nicht Klagelieder ſind es, die Pietſch über jene in harten inneren und äußeren Kämpfen überreiche Periode anſtimmt; er berichtet uns von ihr im Gegentheil im Lichte eines nur hin und wieder von leichter melancholiſcher Stimmung durchwehten Humors, der uns warm zu Herzen ſpricht. Eine ganze Reihe köſtlicher Schilderungen erhalten wir daneben von dem Berlin jener fünfziger Jahre, von dem Leben und Treiben in der damaligen, nach unſerer heutigen Auffaſſung ſo engen und begrenzten preußiſchen Hauptſtadt, von den harmloſen, aber deſto echteren und dankbarer empfundenen Freuden ihrer Bewohner, gelegentlich auch von deren politiſchem Streben und künſtleriſchen wie literariſchen Zielen. Pietſch's bekannte Meiſterſchaft in der charakteriſtiſchen, farbenvollen Wiedergabe von Perſonen und Ereigniſſen zeigt ſich hier in vollem Licht, es dürfte die reifſte und abgerundetſte Gabe ſein, die er uns in dieſem Buche geboten, das weit über das Tagesintereſſe hinausreicht und dauernden Werth behalten wird, gleich den Kügelgen'ſchen „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“. Nur daß der hier Gebende noch kein „alter Mann“ iſt in des Wortes eigentlicher Auffaſſung; das zeigt uns äußerlich das dem Bande beigegebene ganz vortreffliche Lichtdruckbild und innerlich noch beſſer das Buch ſelbſt, ein feſſelndes, ein leſenswerthes Buch in jeder Beziehung, ein Buch, das ſeinen hervorragenden Platz in unſerer Literatur würdig ausfüllt!

— l. — — rg.

Bibliographiſche Notizen.

Wie behütet man Leben und Geſundheit ſeiner Kinder? Von Dr. Ernſt Brücke, Profeſſor an der Wiener Univerſität. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1892.

Beim Leſen dieſes prächtigen Buchs hat man die Empfindung, als ob man ſich mit einem ernſten, wiſſenſchaftlich hochſtehenden Manne, dem alle Superklugheit des Charlatanismus verhaßt iſt, über die wichtigſten Fragen, die unſer Leben erfüllen, unterhalte, über die Fragen: Wie erhalten wir unſere Kinder geſund, und was thun wir, wenn ſie krank werden? Das Werk gehört — dafür bürgt ſchon der gefeierte Name des berühmten Gelehrten — nicht jener zweideutigen Literatur an, die von Quackſalbern in den Inſertionsſpalten angeprieſen wird. Es iſt kein „Selbſtarzt“, Brücke empfiehlt vielmehr in allen Fällen, den Rath des Arztes einzuholen. Aber er giebt über die rationelle Ernährung, Bekleidung, Gewöhnung der Kinder u. ſ. w. ſo vortreffliche, vernünftige, durch Beobachtung gereifte und durch Erfahrung befeſtigte Rathſchläge, daß alle Eltern in dem Werke die ernſteſten Anregungen finden, thörichte und verderbliche Vorurtheile abthun und nützliche Lehren empfangen werden. Auf das Nachdrücklichſte ſei dieſe ſehr verdienſtvolle Schrift empfohlen. —u.

Deutſchthum und Turnen. Von Martin Faber. Guhrau, Max Linke.

Das Heftchen enthält zwei Aufſätze: „Die Kulturaufgabe der deutſchen Turnvereine“ und „Der Fünfkampf der Griechen“, die beide recht flott geſchrieben ſind. In dem erſten Aufſatze, der vor etwa Jahresfriſt in der Turnzeitung erſchien, wendet ſich der Verfaſſer, allerdings wohl etwas zu einſeitig, gegen das Geräthturnen und verlangt mit Recht ſtärkere Betonung der volksthümlichen Uebungen. Daß das Geräthturnen längere Zeit in unſeren Turnvereinen überwucherte, wollen wir gern zugeben; aber es geht doch wohl nicht an, es ſo ſehr in ſeiner Bedeutung zurückzuſtellen, wie es der Verfaſſer thut. Für die heutigen Verhältniſſe iſt das Geräthturnen ein nothwendiger Beſtandtheil der Leibesübungen. Wir meinen auch hier: „das Eine thun und das Andere nicht laſſen!“ Uebrigens macht ſich ja in den letzten Jahren ein ſehr erfreulicher Fortſchritt in der Pflege der volksthümlichen Uebungen bemerkbar. Völlig beiſtimmen können wir dem Verfaſſer, wenn er an Stelle des Rufes nach Turnhallen den nach Turnplätzen ſtellen will.

Im zweiten Aufſatze giebt der Verfaſſer eine anſchauliche Schilderung des Fünfkampfes der Griechen. Wenn er aber im Vorworte meint, daß „die Fünfkampfübungen auf deutſchem Boden in Zukunft eine Stätte eifriger, dauernder Pflege finden möchten“, ſo glauben wir, daß ihn auch hier, wie bei der Unterſchätzung des Geräthturnens, ſeine große Vorliebe für das griechiſche Alterthum gehindert hat, einzuſehen, daß die Neuzeit anderer Mittel bedarf, als das Alterthum. Wp.

Maſuren. Ein Wegweiſer durch das Seengebiet und ſeine Nachbarſchaft. Herausgegeben von A. Henſel. Dazu ſeparat eine Wegekarte. Königsberg Hartung'ſche Verlagsbuchdruckerei.

Der Verfaſſer klagt mit Recht, daß die Oſtpreußiſche Landſchaft Maſuren der großen Mehrzahl der deutſchen Stammesgenoſſen gänzlich unbekannt iſt. Man ahnt im Reiche garnicht, daß dort an der fernen Oſtgrenze landſchaftliche Schönheiten zu finden wären, und doch weiß Jedermann, daß in dieſem Theile Deutſchlands die größten Binnenſeeen liegen, die wir überhaupt beſitzen. Sein hübſch zuſammengeſtelltes Büchlein giebt nun klar geſchriebene Schilderungen von Land und Leuten, entwirft ein Bild von den Seen, Wäldern, von den Bewohnern dieſer Landſtriche, und bietet zugleich einen Reiſeführer, der mit großem Geſchick praktiſche Rathſchläge mit Hinweiſen auf die Naturſchönheiten des Landes verbindet. Die Wegekarte, die den Führer ergänzt, iſt in ſo großem Maßſtabe gehalten, daß auch nicht das kleinſte Oertchen darauf fehlt. Zu wenig ſcheint uns der Verfaſſer die Eigenthümlichkeiten der polniſchen Bewohner des Landes beachtet zu haben. Für die hiſtoriſche Betrachtung wäre das ſehr wichtig. Vielleicht ergänzt er in einer Auflage ſein vortreffliches Büchlein nach dieſer Richtung.

Das Syſtem der Künſte. Von Friedrich Faber, Profeſſor. Guhrau, Max Linke.

„Der Menſch findet ſich vor unter Anderem. Er iſt Anderes unter Anderem. Dies Andere iſt ſchlechthin ausſchließend. Alles dieſes Andere iſt ſchlechthin beſtimmungsloſes Sein, und in der Identität dieſer Beſtimmungsloſigkeit ſchließen die Anderen einander aus.

Aber der Menſch iſt unter dieſen Anderen ſich ſelbſt unverloren; er iſt anderes Andersſein, nämlich nicht das ſchlechthin ausſchließende Andersſein“ u. ſ. w.

Wir konnten uns nicht verſagen, dieſen Anfang der Schrift wörtlich anzuführen. Wer nach dieſer Probe noch Luſt verſpürt, ſich weiter mit der Lectüre derſelben zu befaſſen, der mag ſich das Vergnügen leiſten. Referent hatte genug davon. Wp.

Die Zukunft unſeres Volkstheaters. Zehn Aufſätze aus den Jahren 1882 bis 1892. von Anton Bettelheim. Berlin. F. Fontane & Co.

In Wien und Berlin giebt es unter dem jüngeren Geſchlecht der Schriftſteller eine große Zahl von Vorkämpfern für die Volksbühne. Herrſcht auch zwiſchen den zahlreichen Vertretern dieſer Beſtrebungen manch ſtarke Meinungsverſchiedenheit; einig ſind ſie Alle in dem Gedanken, daß ein Theater mit ſehr billigen Preiſen nothwendig iſt, das dem Volk, d. h. den minder Bemittelten einen Spielplan darbietet, der äſtethiſch und ethiſch erhebend wirken könnte. Der Wiener Anton Bettelheim, den unſere Leſer als feinſinnigen Eſſayiſten kennen, hat die Aufſätze, die er über dieſen wichtigen Gegenſtand veröffentlicht hat, in einem Bande geſammelt. Es iſt viel aus dieſen Aufſätzen zu lernen. Man mag in Einzelheiten dem Verfaſſer nicht zuſtimmen, der Grundgedanke alles deſſen, was er ſagt, iſt ein geſunder und kann nur von böſem Willen beſtritten werden. Er iſt eng verwandt mit den allgemeinen ſozialen Beſtrebungen der Zeit, und wer vor dieſen mit Abſicht die Augen verſchließt, macht ſich zum Mitſchuldigen an einem Unheil, deſſen ganze Größe und deſſen Folgen nicht zu überſehen ſind. rl.

Das Königlich Böhmiſche Landes- und Nationaltheater in Prag. Verfaßt von Fr. Ad. Šubert, Prag, Verlag des Nationaltheater-Conſortiums.

F. A. Šubert iſt der Director des böhmiſchen Nationaltheaters und der Verfaſſer einiger moderner und hiſtoriſcher Dramen. In dem vorliegenden Büchlein giebt er auf 31 Seiten einen kurzen Abriß des Prachtbaus des böhmiſchen Nationaltheaters und ſeiner Baugeſchichte, einen kurzen Ueberblick über die böhmiſche Oper und das böhmiſche Schauſpiel. Alles leider in ſo gedrängter Kürze und in einem ſo ausdrucksloſen Stil, daß wir kaum mehr als ein Namen- und Titelverzeichniß erhalten. Und das iſt recht ſchade. Denn wir beſitzen in deutſcher Sprache kein Hilfsmittel, das uns über den Gegenſtand, der hier behandelt wird, unterrichten könnte. Das Büchlein iſt zur höheren Ehre des böhmiſchen Volkes geſchrieben. Das hätte aber keineswegs eine angenehmere Darſtellung und eine beſſere Auseinanderhaltung der verſchiedenen Dichter und Komponiſten verhindert. rl.

Neuer Theater-Almanach. 1893. Herausgegeben von der Genoſſenſchaft Deutſcher Bühnen-Angehöriger. Vierter Jahrgang. Berlin 1893. Commiſſionsverlag von Georg Nauck (Fritz Rühe).

Die Genoſſenſchaft Deutſcher Bühnenangehöriger, die ſich aus kleinen Anfängen in überraſchend kurzer Zeit zu einer reſpectgebietenden Macht und zu einem wirklich ſegenbringenden Inſtitut für die deutſchen Bühnenkünſtler heraufgearbeitet hat, giebt ſeit einer Reihe von Jahren ſelbſtſtändig ein Theater-Jahrbuch unter dem Titel „Neuer Theater-Almanach“ heraus, das für Alle, die mit der Bühne zu ſchaffen haben, ein vortrefflicher Rath- und Auskunftgeber, ein ebenſo inhaltreiches wie zuverläſſiges Nachſchlagebuch geworden iſt. Der „Neue Theater-Almanach“ enthält außer dramaturgiſchen Aufſätzen zunächſt eine ſehr vollſtändige Jahreschronik und ſtatiſtiſche Ueberſicht über die Vorgänge im deutſchen Theaterleben, von Theodor Mehring mit großer Sorgfalt und Genauigkeit bearbeitet, ein Verzeichniß der im Laufe des Jahres neu aufgeführten Stücke, der Bühnenſchriftſteller und Componiſten, der Gedenk- und Jubeltage, eine Todtenſchau, deren Umfang geradezu Schrecken erregt, Mittheilungen, die ſich auf das Vereinsweſen der Genoſſenſchaft beziehen, und endlich das vollſtändige Verzeichniß aller deutſchen Bühnen, ihrer Vorſtände und Mitglieder. Es iſt ein ſehr ſtattlicher Band von 650 Seiten Stärke in Groß-Octav, in Druck und Papier vorzüglich ausgeſtattet, dem diesmal auch einige recht gute Illuſtrationen — ſceniſche Darſtellungen aus Madáchs „Tragödie des Menſchen“ und Bildniſſe verſchiedener Künſtler — beigegeben ſind. Allen, die mit dem Theater zu ſchaffen haben, wird der „Neue Theater-Almanach“ die beſten Dienſte leiſten. —n.

Von den **Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Grafen Helmuth von Moltke** ſind in ſchneller Folge wiederum vier Bände erſchienen: der erſte, „Zur Lebensgeſchichte“, der fünfte, zweite Sammlung der Briefe und Erinnerungen, der ſechste, Briefe an ſeine Braut und Frau, und der ſiebente, Reden, mit dem vollſtändigen Sachregiſter.

In einer kurzen Anzeige läßt ſich die ſchriftliche Hinterlaſſenſchaft Moltkes kaum oberflächlich charakteriſiren. Wir möchten dieſe Zeilen daher auch nur als vorläufige bezeichnen, als eine Ankündigung zu einer größeren Abhandlung, die den Eigenſchaften Moltkes als Schriftſteller und Menſch in höherem Grade gerecht zu werden verſuchen würde. Die Aufzeichnungen „Zur Lebensgeſchichte“ enthalten das Wichtigſte, was der Familie an ſchriftlichem Material zur Verfügung ſtand. „Liebe und dankbare Verehrung haben es in den einzelnen Aufſätzen verwerthet.“ Aufzeichnungen und Tagebücher des Feldmarſchalls wechſeln mit Mittheilungen ſeiner Perſonalpapiere. Auch eine Novelle, „Die beiden Freunde“, die aus der Jugendzeit ſtammt, iſt hier veröffentlicht worden. Das ſchriftſtelleriſch Bedeutendſte iſt wohl der Aufſatz „Troſtgedanken über das irdiſche und Zuverſicht auf das ewige Leben“. Im „Lebensbild ſeiner Frau“ ſchildert Moltke das Glück ſeiner Ehe, im „Stillleben in Kreiſau“ ſein Leben in den Mußeſtunden, ſeine Liebe zu den Künſten. Endlich ſind die Beziehungen des Feldmarſchalls zu ſeinen Kriegsherren verzeichnet, die durch die zahlreichen Handſchreiben der preußiſchen Könige, von denen einige in facſimilirtem Druck wiedergegeben ſind, ein beſonderes Intereſſe gewinnen. Sehr dankenswerth ſind auch die Nachbildungen einer Anzahl feiner Moltke'ſcher Zeichnungen und Aquarelle.

Ueberall tritt uns Moltke als wahrhaft großer Mann in des Wortes ſchönſter und edelſter Bedeutung entgegen, als ethiſch reiner Menſch, und es iſt eine wahre Herzensfreude, dieſer großen lautern Natur in ihren unbelauſchten Aeußerungen nähertreten zu dürfen. Moltkes Briefe und Abhandlungen ſind klaſſiſch zu nennen, immer tief bedeutend im Gedanken, immer vornehm in der Geſinnung und in der Form geradezu vollendet. Es giebt ſehr wenige Stiliſten in der deutſchen Literatur, die Moltke an die Seite zu ſtellen wären. Unſer Feldmarſchall gehört zu den größten deutſchen Sprachmeiſtern. An klarer Durchſichtigkeit, Einfachheit und im Wohlklang der Sprache, in der lebendigen Anſchaulichkeit der Schilderungt hut es ihm kaum ein Zweiter gleich. Moltke hat in Wahrheit einen großen Stil, und Göthe ſagt mit Recht: nur ein großartiger Charakter kann einen großen Stil haben. Zur Bezeichnung eines Mannes von dieſen Dimenſionen und von dieſem Feingehalt ſcheut ſich unſere Sprache, einen Ausdruck aus der Sprache der Lebenden zu nehmen. Sie bezeichnet einen Mann wie Moltke als einen antiken Charakter. Und das iſt er in ſeiner Schlichtheit, Vornehmheit, Tiefe und Güte. In den einfachſten und treffendſten Worten hat das Richtigſte über ihn geſagt der menſchenkundige Kaiſer Wilhelm: „Das Geheimniß ſeiner Liebenswürdigkeit iſt ſein redlicher offener Charakter.“

P. L.

Luigi Settembrini. Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der 9. Auflage des Italieniſchen Deutſch von E. Kirchner. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Siegfried Cronbach.

Dieſes Buch, ſagt der Ueberſetzer in der Vorrede, will dem deutſchen Publikum einen jener Patrioten, und zwar der Edelſten einen, näherbringen, die ihrem Vaterlande ihr Leben gewidmet, dem Einigungswerke Italiens Gut und Blut geopfert haben.

Und das deutſche Publikum kann dem Ueberſetzer nur dankbar dafür ſein, denn das Buch hält mehr, als es verſpricht, es iſt ein Zeitgemälde von hervorragender hiſtoriſcher Bedeutung, wie es farbenreicher, packender nicht gedacht werden kann.

Karl Hillebrand ſagt von dem Buche: „Wer ſich einen Begriff machen will von den neapolitaniſchen Zuſtänden von 1830 bis 1860, der leſe das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das ſo wenig von dem vielen Verſprochenen zu halten ſcheint, gerecht ſein will, ſollte es leſen.“

Aber auch wer ſich nicht für Politik und geſchichtliche Entwickelung intereſſirt, ſagt mit Recht der Ueberſetzer, wird in der meiſterhaften Erzählung, den plaſtiſchen Schilderungen Settembrinis außerordentlich viel Anziehendes und Feſſelndes finden und nicht umhin können, den glühenden Patrioten, den armen Märtyrer, den naiven Gefühlsmenſchen, den zärtlichen Gatten und Vater lieb zu gewinnen und das wärmſte Intereſſe für ihn zu empfinden.

Was ein Menſch vermag, der von einer großen Idee getragen, für ſie lebt und kämpft, wird man ergreifender kaum dargeſtellt finden, als in dieſem herrlichem Buche.

Die Ueberſetzung iſt vorzüglich.

Helene Friedlaender. Ein Denkmal. Mit zwei Lichtdrucken. Wien. Verlag der k. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick. 1892.

Eine unendlich rührende Erſcheinung, eine Romanheldin aus dem traurigſten aller Romane, aus der Wirklichkeit, tritt uns hier entgegen. So Mancher, der mit dem ſchönen, lieben und einfachen Mädchen zuſammengekommen iſt, hat von dieſer geiſtigen Tiefe und Bedeutung wohl nicht das Geringſte geahnt. Beſcheiden, nicht ſchüchtern, ſchweigſam, nicht verſchloſſen, wirkte das ſympathiſche ſchöne Kind — im oberflächlichen Verkehr ein liebes, herziges Mädchen, wie es deren in Wien ſo viele giebt. In dieſem armen Mädchen aber, das ein früher Tod abberufen hat, ſteckte in Wahrheit ein philoſophiſcher Geiſt, eine echte Künſtler- und Dichterſeele, eine erſtaunliche Willenskraft und eine reiche Begabung, die durch körperliche Leiden unheimlich ſchnell ſich entwickelt hat, durch den frühen Tod leider vernichtet worden iſt, ehe ſie ſich ausreifen konnte. Nicht ohne tiefe innere Bewegung wird man dieſes Buch aus der Hand legen. Es ſind in Wahrheit „Geſtändniſſe einer ſchönen Seele“ — eines „weiblichen Hiob“, wie Ludwig Auguſt Frankl Helene Friedlaender nennt, der im Verein mit Emil Claar die Auswahl ihrer Gedichte beſorgt und den Lebenslauf des unglücklichen Kindes geſchildert hat. Dem Buche iſt das Bild der Verſtorbenen und die Abbildung des von Victor Tilgners Meiſterhand geſchaffenen Grabmals in Lichtdruck beigegeben.

P. L.

Monatshefte der Comenius-Geſellſchaft. I. Jahrgang. I. Heft. Leipzig, 1892. R. Vogtländer.

Aus Anlaß des 300jährigen Geburtstages Joh. A. Comenius' trat eine große Zahl bedeutender Männer zuſammen zur Gründung einer Comenius-Geſellſchaft, welche die Aufgabe haben ſoll: „den Geiſt des Comenius und der ihm innerlich verwandten Männer unter uns lebendig zu erhalten und fortzupflanzen; in dieſem Geiſt einigend und verſöhnend für die geſammte Entwicklung der Zukunft thätig zu ſein und in ſeinem Sinne bildend und erziehend auf das heutige Geſchlecht zu wirken.“ Eines der Mittel zur Erfüllung dieſer Aufgabe ſoll die Herausgabe der „Monatshefte“ ſein, welche Einheit und Zuſammenhang in die Comenius-Studien bringen und zugleich regelmäßige Beziehungen unter den Mitgliedern der Geſellſchaft herſtellen ſollen.

Jedes der Hefte ſoll in der erſten Abtheilung eine größere Abhandlung bringen, daran ſollen ſich Forſchungen und Quellenſtücke und in einer dritten Abtheilung kürzere Mittheilungen anſchließen. In einem vierten Abſchnitte endlich ſollen Literaturberichte gebracht werden. In dem vorliegenden 1. Hefte, dem eine kurze Beſprechung des Arbeitsplanes vorausgeht, findet ſich in Abtheilung A eine Abhandlung von Hohlfeld über Joh. A. Comenius und Karl Chriſt. Friedr. Krauſe, in Abtheilung B ein nicht weniger als 37 Seiten umfaſſendes Chronologiſches Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Werke Comenius', von Joſ. Müller-Herrenhut zuſammengeſtellt, und in Abtheilung D eine Zuſammenſtellung der Comenius-Literatur in den letzten 50 Jahren. — In dem angehängten geſchäftlichen Theil wird Ausführlicheres über Entſtehung, Zweck und Satzungen der Geſellſchaft mitgetheilt.

Auf die einzelnen Arbeiten können wir natürlich nicht näher eingehen; es genügt, ein Bild von der Reichhaltigkeit des Gebotenen gegeben zu haben.

Wir können den Comenius-Studien nur einen guten Fortgang wünſchen; vielleicht iſt dann die Zeit nicht mehr allzufern, wo der Geiſt des Comenius in der Art des Sprachunterrichts auf den höheren Schulen und in der ganzen Organiſation der letzteren zum Ausdruck kommt. Es thut wahrlich Noth, daß wir in beiden Beziehungen endlich aus dem öden Formalismus herauskommen und ein friſches, freies Leben erblühen ſehen. Wp.

Meyers kleiner Hand-Atlas. 100 Kartenblätter und 9 Textbeilagen. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts. Leipzig und Wien, 1892.

Ein ſehr praktiſcher, in ſeiner Anordnung ſehr verſtändiger und in der Ausſtattung muſterhafter kleiner Atlas, in handlichem Format, gut gebunden, mit einer Fülle brauchbaren Materials, das jedoch nicht durch Anhäufen des Entbehrlichen beeinträchtigt wird. Das Wort unſeres Klaſſikers, daß ſich in der Beſchränkung der Meiſter zeigt, trifft für den Kartographen ganz beſonders zu. Die meiſten unſerer Atlanten leiden an einer Ueberfülle des Gegebenen, und aus all den

Gebirgen und Höhen, Flüſſen und Bächen, Bahnen und großen und kleinen Städten, die in dem unverhältnißmäßig knapp bemeſſenen Raume zuſammengepfercht ſind, entſteht ein Wirrwarr von bunten Farben, ſchwarzen Strichen, Schriften in allen Größen und Lagen, der den vornehmlichſten Zweck, die Ueberſichtlichkeit, vereitelt. Die Bekämpfung dieſes Uebelſtandes haben ſich die Kartenzeichner des vorliegenden Handatlas zur Hauptaufgabe geſtellt. Wir haben in dem verhältnißmäßig doch kleinen Maßſtabe ſelten Karten gefunden, die geringere Anforderungen an das Auge des Beſchauers geſtellt und das Zurechtfinden in höherem Maße geſtattet hätten als dieſe. Die Schärfe und Deutlichkeit des Drucks iſt über alles Lob erhaben. Als eine ſehr willkommene Beigabe zu den Karten ſind die Pläne der Hauptſtädte mit Umgebung, London, Paris, Berlin, Petersburg und Rom, zu begrüßen, die auch in den nothgedrungenen kleinen Verhältniſſen eine vollkommen genügende Ueberſchau gewähren. Für die gewöhnlichen Bedürfniſſe des ſchnellen Nachſchlagens und Aufſuchens reicht der kleine Atlas vollkommen aus. Für beſondere minutiöſe Fälle aber erweiſen ſich auch die großen Kartenwerke gewöhnlich als nicht genügend. Da muß man ſchon zu den Specialkarten der Generalſtabsaufnahmen greifen. Der ungewöhnlich billige Preis, zehn Mark für das in Juchten gebundene Exemplar, wird die Verbreitung dieſes nützlichen und guten Werkes erheblich fördern. P. L.

Deutſches Wörterbuch von Moriz Heyne. Vierter Halbband. Licht — Quittung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1892.

Daß die Herausgeber der Wörterbücher die Friſt, die ſie ſich zur Vollendung ihrer mühſamen Arbeit ſtecken, nur in den allerſeltenſten Fällen innezuhalten vermögen, iſt ein alter Erfahrungsſatz. Auch Moriz Heyne hat zwar in Bezug auf die Schnelligkeit der Arbeit ſeine und der Druckerei Leiſtungsfähigkeit einigermaßen überſchätzt, das Werk hat nicht in dem urſprünglich vorgeſehenen Zeitraum von zwei bis drei Jahren abgeſchloſſen werden können — es wird vielmehr vorausſichtlich gerade noch einmal ſo lange dauern, bis die Schlußlieferung vorliegt —, aber immerhin darf man dem Verfaſſer und Verleger zu dem verhältnißmäßig ſchnellen und regelmäßigen Fortgang des höchſt verdienſtvollen Werkes aufrichtig Glück wünſchen. Hier hat man doch das befriedigende Gefühl der Bewegung und der Sicherheit, das Ziel zu erreichen, während die beklagenswerthen Subſcribenten auf das große Grimm'ſche Wörterbuch, das ſeit 1854, alſo ſeit nahezu vierzig Jahren, bis zum Buchſtaben V vorgerückt und über die ſchauerlich klaffende Lücke des unſeligen Buchſtaben G noch immer nicht hinweggekommen iſt, kein Ende ſehen — „ach, kein Ende!“

Die Bearbeitung dieſes Buchſtaben G im Grimm'ſchen Wörterbuch iſt wirklich eine literariſche Tragikomödie. Die erſten Lieferungen des G ſind im Jahre 1877 oder 1878 erſchienen, dann folgte vom Jahre 1879 bis zum Jahre 1884 alljährlich eine Lieferung. In ſechs Jahren war der Lexikograph von „Gefoppe“ bis „Gemüth“ gediehen. Dann trat eine zweijährige Pauſe ein. 1886 kam die Lieferung „Gemüth“ bis „genug“, und bei dieſem verhängnißvollen Worte ſchien die Maſchine völlig in's Stocken gerathen zu ſein. Fünf Jahre lang erſchien überhaupt gar keine Lieferung mit G, bis im vorigen Jahre der bisherige Bearbeiter, Rudolf Hildebrand, ſich den vortrefflichen Germaniſten K. Kant als Mitarbeiter beigeſellt hatte und mit dieſem vereint eine weitere Lieferung von „genug“ bis „Gerieſel“ herausgab. Seit vollen ſechzehn Jahren wird alſo an dieſem Buchſtaben G des Grimm'ſchen Lexikons gearbeitet. Wenn in demſelben Tempo weitergearbeitet wird, ſo würde nach dem Umfange des Buchſtaben G noch eine Zeit von ſechsundzwanzig bis ſiebenundzwanzig Jahren erforderlich ſein, um damit zu Ende zu kommen.

In ſehr erfreulichem Gegenſatz zu dieſer wirklich mit der Zeit unerträglich gewordenen Trödelei iſt Moriz Heyne, einer der hauptſächlichen und verdienſtvollſten Mitarbeiter am großen Grimm'ſchen Wörterbuche, in ſeinem eigenen „Deutſchen Wörterbuch“ rüſtig, und ohne irgendwo längeren Aufenthalt zu nehmen, vorgeſchritten. Ein deutſches Wörterbuch wie dieſes hat uns wirklich gefehlt. Es iſt in ſeiner Art unſtreitig das beſte: möglichſt concis, nicht überbürdet mit philologiſchem Material, das nur für den Fachmann ein Intereſſe hat, aber doch vollkommen genügend, um auch hochgreifenden Anſprüchen der Gebildeten in Bezug auf ſprachliche Etymologie, begriffliche Erklärung und charakteriſtiſche Anwendung in gut gewählten Citaten zu genügen. Es iſt überſichtlich in ſeiner Anordnung und vortrefflich in ſeiner typographiſchen Geſtaltung Dem Ref. iſt zufällig aufgefallen, daß gerade wie im Grimm'ſchen Wörterbuch ſo auch hier das Wort „Johannistrieb“ fehlt. P. L.

Das Leben auf der Walze. Roman von Wolfgang Kirchbach. Mit zehn Bildern von Georg Koch. Berlin, Verlag des Vereins des Bücherfreunde.

Bekannt iſt das Unternehmen jenes jungen Theologen, der mehrere Monate unter Fabrikarbeitern als ſolcher gelebt und verkehrt hat, um die Lebensverhältniſſe, die Anſchauungsweiſe, das materielle und ſittliche Leben dieſer Kreiſe eingehend zu ſtudiren. Etwas Aehnliches unternimmt der Held des Kirchbach'ſchen Romans: der Privatdocent der Nationalökonomie Dr. Hans Landmann, der die Abſicht hat, über das Stromerweſen und Landfahrerthum ein Buch zu ſchreiben, in dem die Urſachen dieſer ſocialen Erſcheinung auseinandergeſetzt werden ſollen. — Als Schloſſergeſelle Finke, mit den Papieren eines ſolchen ausgerüſtet, geht er unter die Landſtreicher, treibt ſich auf den Herbergen und Pennen herum und lernt eine große Zahl geſcheiterter Exiſtenzen kennen. Es iſt nun ein überaus glücklicher Gedanke des Verfaſſers, ſeinen Helden das Leben der Landſtreicher, das er blos ſtudiren will, ſelbſt durchleben zu laſſen; durch einen ſeiner neuen Genoſſen ſowohl ſeiner fingirten, als auch ſeiner echten Legitimationspapiere ſowie aller Geldmittel beraubt, geräth er in die bedrängteſte Lage; er wird zum Bettler, ja, in der Verzweiflung des Hungers faſt zum Diebe und kommt mit den Behörden in recht unangenehme Berührung. Eine vagabondirende Dirne, die im Grunde eine unverdorbene Natur iſt, nimmt ſich des angeblichen Schloſſergeſellen, der ihr tiefe Zuneigung einflößt, an, und rettet ihn vor dem äußerſten Elend. Schließlich bewirkt die Wandlung ſeines äußeren Lebens auch eine ſolche ſeines innern; er fängt an, ſich in dem Kreiſe, dem er durch Geburt und Erziehung ſo fern ſteht, heimiſch zu fühlen, ſich zu den Ausgeſtoßenen, den Enterbten der Menſchheit zu zählen; das Verlangen, in ſeine alte Lebensſphäre und in die Arme ſeiner verlaſſenen, vornehmen Braut zurückzukehren, erliſcht faſt in ihm. Dieſe aber, ein vorurtheilsfreies, edeldenkendes Mädchen, das ihrem Bräutigam voll vertraut, giebt ihn nicht auf; von einem ſeiner Freunde begleitet, folgt ſie ſeinen Spuren; und trotz der Intriguen des falſchen Freundes, der das ſchöne und reiche Mädchen für ſich erobern will, findet ſie den Geliebten. Dieſer hat inzwiſchen den Dieb ſeiner Papiere und Gelder entdeckt und demſelben mit Liſt einen großen Theil der Beute wieder abgejagt; zugleich aber zu ſeiner Beſchämung erfahren, daß der Zweck ſeiner Fahrt zum größten Theil verfehlt war, da denjenigen, die er ſtudiren wollte, ſein wahrer Charakter und ſeine Abſichten wohl bekannt waren, und man mit ihm eine lächerliche Komödie geſpielt hatte; er war ſelbſt ein Studienobject geweſen, da wo er Beobachter und Forſcher zu ſein glaubte. Dieſe Erkenntniß heilt ihn völlig; und ſo kehrt er, von ſeiner Braut geleitet, in die verlaſſenen Lebenskreiſe zurück und tröſtet ſich für die mancherlei Enttäuſchungen mit dem Bewußtſein, in jener armen Dirne, der er ſo viel Dank ſchuldet, und für die er die Gefühle eines Bruders hegt, wenigſtens ein Weſen dem dunkeln Leben der Ausgeſtoßenen entriſſen und für ein beſſeres Daſein gerettet zu haben. —

Kirchbach ſchildert die merkwürdige Welt der Vagabunden, eine Welt, die ihre eigenen Geſetze und Exiſtenzbedingungen hat, mit einer, auf ſorgfältigen Studien und Beobachtungen beruhenden, kecken Realiſtik, mit einem derben, oft in's Groteske gehenden Humor; höchſt ergötzlich ſind namentlich die Verſteigerungsſcene in der Penne, wobei der gutmüthige arme Dr. Landmann in verwerflichſter Weiſe ausgebeutet wird, und die Schilderung des „Lumpenballs“.

Einige Uebertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten muß man allerdings mit in den Kauf nehmen. Fraglich könnte es ſcheinen, ob die durch die realiſtiſche Darſtellung durchſchimmernde Symbolik dem Werke zum Vortheil gereicht; bei einer naiven, tendenzloſen Schilderung jenes Stück Menſchenlebens, das ſo eigenartig und ſo wenig bekannt und daher um ſo intereſſanter iſt, hätte das Werk an humoriſtiſcher Wirkung und Lebenswahrheit gewonnen, was es an Tiefe allerdings eingebüßt hätte. Der Stil iſt hie und da ein wenig ſalopp behandelt; in den Reden der Landſtreicher läßt man das als charakteriſtiſch gelten; dort, wo der Dichter ſelbſt das Wort hat, muß man es tadeln. Mit dieſer kleinen Ausſtellung wollen wir den Werth des Kirchbach'ſchen Werkes, das wir mit wahrem Genuß geleſen haben und zur Lectüre empfehlen, nicht ſchmälern. Es reiht ſich würdig den früheren Publikationen des Verlags der Bücherfreunde an. —

Einen hübſchen Schmuck des Buches bilden die zehn Bilder auf Kupferdruckpapier von Guſtav Koch. O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abegg, H., Was schulden wir unsern Kindern? Allgem. deutsches Erziehungs-Lexikon für das Haus. Heft 2—4. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshandlung.

Adler, Fr., Gedichte. Berlin, F. Fontane & Co.

Becker's Weltgeschichte. Neu bearbeitet u. bis auf die Gegenwart fortgeführt von W. Müller. Mit Illustr. u. Karten. Dritte Aufl. Band 3.10. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bernhöft, F., Frauenleben in der Vorzeit. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlags-Conto.

Bley, F., Circe. Roman. Dresden. E. Pierson.

Brehms Thierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Zweite Auflage, gänzlich neu bearbeitet von R. Schmidtlein. Erster Band. — Die Säugethiere. Leipzig, Bibliogr.-Inst.

Budde, E., Blätter aus meinem Skizzenbuch. Gesammelte kleine Erzählungen. Berlin, G. Reimer.

Busse, C., Ich weiss es nicht. Die Geschichte einer Jugend. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Carl, Erzherzog von Oesterreich, Aphorismen. Wien, W. Braumüller.

Christen, A., Jungfer Mutter. Eine Wiener Vorstadtgeschichte. Dresden, H. Minden.

Dahn, F., Gedichte. Vierte Sammlung v. Felix und Therese Dahn. Leipzig, Breitkopf und Haertel.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedens-Idee. Herausg. von B. von Suttner. I. Jahrg. N. 7. 8. Berlin, H. Fried & Co.

Ebner-Eschenbach, M. v., Gesammelte Schriften. Band 1—6. Berlin, Gebr. Paetel.

Emants, M., Götterdämmerung. Ein Gedicht. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von P. A. Schwippert. Haarlem, De Erven F. Bohn, Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Embden, L. v. Heinrich Heines Familienleben. Mit 122 bisher ungedruckten Familienbriefen des Dichters von den Universitätsjahren bis zu seinem Tode und 4 Bildern. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Feilbogen, S., Smith und Turgot. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Nationalökonomie. Wien, A. Hölder.

Friedmann, A., Die Heckenrose. Roman. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Fuchs, G., Die Dornenkrone. Ein modernes Märchen. Dresden, O. Damm.

Geiger, L., Berlin, 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt. Erster Band, erste und zweite Hälfte. Berlin, Gebr. Paetel.

Giraud, A., Pierrot lunaire. Deutsch von O. E. Hartleben. Berlin, Verlag der deutschen Phantasten.

Heller, S., Die echten hebräischen Melodieen. Aus dem Nachlasse herausgegeben von D. Kauffmann. Trier, S. Mayer.

Henckel, K., Aus meinem Liederbuch. München, E. Albert & Co.

Henri, C. Flammentod! Berlin. W. Greves Buchdruckerei.

Herzog, R., Vagantenblut. Gedichte. Leipzig, W. Friedrich.

Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferg. 114. Wien, Prag, F. Tempsky u. Leipzig, G. Freytag.

Klein, H. J., Führer am Sternenhimmel für Freunde astronomischer Betrachtungen. Mit 7 Tafeln, Leipzig, E. H. Mayer.

Kretzer, M., Sonderbare Schwärmer. Roman. Zweite Aufl. Zwei Theile in einem Bande. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Kruse, H., Die kleine Odyssee. Eine Seegeschichte. Leipzig, S. Hirzel.

Lange, K., Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. Darmstadt, A. Bergstraesser.

La Mara. Franz Liszt's Briefe. 2 Bände. Leipz. Breitkopf & Härtel.

Louis, R., Der Widerspruch in der Musik. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Meyer's Kleines Konversations-Lexikon. 5. Band. Heft 10—23. Leipzig, Bibliogr.-Institut.

Müller-Guttenbrunn, A., Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Wien, Kirchner & Schmidt.

Musen-Almanach, Moderner, auf das Jahr 1893, herausgegeben von O. F. Bierbaum. München, Albert & Co.

Nordhausen, R., Jörg Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Leipzig, C. Jacobsen.

Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. Erster Jahrg. No. 1. 6. Insterburg, C. R. Wilhelmi.

Peterkan, N. M., Der Weihnachtsmann. Eine Novelle. Dresden. N. W. Ulrichs Verlag.

Pfordten, H. Freiherr von der, Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Richard Wagners nach ihren Grundlagen in Sage u. Geschichte. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Pohlmann, W., Das Judenthum und sein Recht. Neuwied, Heuser's Verlag.

Presber, R., Leben und leben lassen. Ein Liederbuch. Frankfurt a./M., C. Koenitzers Verlag.

Richter, P. E., Verzeichniss der Bibliotheken mit gegen 50,000 und mehr Bänden. II. Leipzig, G. Hedeler.

Schomacker, H. Liebeswirren. Novellen. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei (vormals J. F. Richter.)

Stillfried, F., De Wilhelmshäger Kösterlüd'. 2 Bände. Zweite neu bearb. Aufl. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchh. Verlags-Conto.

Stowe, Ch. E., Harriet Beecher Stowe. Briefe und Tagebücher. Deutsch von M. Jacobi. Mit Portrait. Gotha, Fr. A. Perthes.

Tolstoj's gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von R. Löwenfeld. Band VII u. VIII: Krieg und Frieden. 3. u. 4. Theil. Berlin, R. Wilhelmi.

Torresani, K. Baron, Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. Dresden, E. Pierson.

Vaihinger, H., Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum. Zweiter Band. Stuttgart, Union. Deutsche Verlagsgesellschaft.

Wenzel, 1871. Vor Dijon. Verlust der Fahne des 2. Bataillons des 61. Regiments. Erlebnisse eines Frontoffiziers. Mit 18 Illustrationen von E. Mattschass sowie zwei Kartenbeigaben. Berlin, C. Zieger Nachf.

Winter, J., und M. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lief 9. Trier, S. Mayer.

Wlislocki, H. v., Aus dem Volksleben der Magyaren. Ethnolog. Mittheilungen. München, Liter. Institut Hutten, Fischer.

Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrg. I., Heft III. Berlin, H. Brieger.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

III. Jahrgang der „Freien Bühne“.

Probehefte gratis!

Von Januar ab erſcheint die „Freie Bühne“ in Monatsheften.

Jedes Heft 7 Bogen ſtark. Preis pro Quartal Mk. 4.50.

Geſchloſſener werden unſere großen Aufſätze, unſere kritiſchen Ueberſichten künftig hervortreten. Und vor allem die dichteriſche Produktion, die wir als den ſichtbarſten Spiegel aller jener Geiſteskämpfe, die der wiſſenſchaftliche Teil des Monatsheftes berührt, pflegen wollen, wird, ungehemmt durch zahlloſe kurze Fortſetzungen, ihre Flügel entfalten.

Eine außergewöhnlich reiche Fülle wertvollen Materials liegt uns für die erſten Hefte vor. — Wir eröffnen das Quartal mit dem neuen Romane

Arne Garborg's

„Müde Seelen“

Ein erſchütterndes Seelengemälde aus dem religiöſen Leben der Zeit.

Wir erwähnen ferner:

„Der Thier- u. Menſchenfreund“, Erzählung von Emil Strauß.
„Im Durchſchnitt“, Roman von Guſtav Falke.
„Meiſter Oelze“, Drama von Johannes Schlaf.
„Eisgang“, Soziales Drama von Max Halbe.
„Frauenmut“, Comödie von Otto Erich Hartleben.
„Die taubſtumme Katze“, Humoreske von Ernſt von Wolzogen.

Unter unſeren wiſſenſchaftlichen Beiträgen heben wir ganz beſonders hervor eine größere Arbeit von

Paul Göhre

(dem Verfaſſer von „Drei Monate Fabrikarbeiter“),

ſowie eine in abgeſchloſſenen Kapiteln durch mehrere Hefte hindurchgehende große philoſophiſche Arbeit, in der

Bruno Wille

unter dem Titel:

„Die Philoſophie des reinen Mittels“

ſeine völlig eigenartige Weltanſchauung zum erſten Mal im Zuſammenhang vorführt.

Tau Andreas Salome hat uns eine Reihe

ungedruckter Briefe von Friedrich Nietzſche

zur Verfügung geſtellt.

Jedem Hefte wird eine eingehende kritiſche Rundſchau von individuellſter Faſſung beigegeben werden, regelmäßige Berliner Theaterbriefe liefert dazu

L. Marholm.

Ueber Malerei und franzöſiſche Litteratur berichtet **Hermann Bahr.**

Die Redaction führt **Wilhelm Bölſche.**

Abonnements nehmen entgegen alle Buchhandlungen, Poſtanſtalten ſowie die Expedition.

Berlin W. Köthenerſtr. 44.

Jeden Monat erſcheint ein Heft im Umfange von 6—7 Bogen à Mk. 1,50 ord., pro Quartal (3 Hefte) Mk. 4,50 ord. — Ausſtattung und Format wie bisher.

Schutz- NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUDELSALZ Marke.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

(pulverförmig)
in Glasflaschen
zu 125 und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Natürliches
Karlsbader Sprudel-Salz
(krystallisirt)
in Glasflaschen zu 125
und 250 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer
Karlsbad.

Loses Salz oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze **sind gefälscht** und wird das Publikum hiervor gewarnt.

Karlsbader Sprudel-Pastillen

in 1/1 und 1/2 Schachteln
enthalten die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer.

Karlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	=
Schlossbrunn	41^{8}	=
Theresienbrunn	47^{1}	=
Neubrunn . .	47^{3}	=
Marktbrunn .	34^{5}	=
Felsenquelle .	47	=
KaiserKarls-Qu.	33^{4}	=
Kaiserbrunn.	39^{1}	=

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

März 1893.

Inhalt.

Seite

Georg Engel in Berlin.
Das Hungerdorf. Novelle ... 277

Emil Bohn in Breslau.
Arthur Sullivan ... 322

Edmond Roiſſet in Berlin.
Das „Doppel-Ich“ in der neueſten franzöſiſchen Literatur ... 328

Paul Habel in Breslau.
Wanderungen antiker Denkmäler ... 340

Valerie Matthes in Schweidnitz.
Piemont. Hiſtoriſche Ode von Gioſuè Carducci. In deutſcher Nachdichtung ... 361

Albert von Forſt in Dresden.
Die Bedeutung Belforts Süddeutſchland gegenüber ... 366

Ch. Ebner in Stuttgart.
Georg Herwegh. Ein Dichter der Freiheit. Eine literariſche Skizze. 374

Robert Waldmüller (Ed. Duboc) in Dresden.
Der Kirſchkern-Oberſt ... 383

Bibliographie. ... 404
Kinder- und Hausmärchen. (Mit Illuſtrationen.) — Neues und Altes von Felix und Thereſe Dahn.

Bibliographiſche Notizen ... 409

Hierzu ein Portrait: Arthur Sullivan.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

An unſere Abonnenten!

Die bereits erſchienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet **broſchirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broſchirt 6 Mark, gebunden in feinſtem Original-Einband mit reicher Goldpreſſung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, ſoweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, koſten 2 Mark.

Ebenſo liefern wir, wie bisher, geſchmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umſchlags mit ſchwarzer und Goldpreſſung aus engliſcher Leinwand, und ſtehen ſolche zu Band LXIV (Januar bis März 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIII ſtets zur Verfügung. — Der Preis iſt nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Beſtellungen wolle man ſich des umſtehenden Zettels bedienen und denſelben, mit Unterſchrift verſehen, an die Buchhandlung oder ſonſtige Bezugsquelle einſenden, durch welche die Fortſetzungshefte bezogen werden. Auch iſt die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einſendung des Betrages (nebſt 50 Pf. für Francatur) das Gewünſchte zu expediren.

Breslau.

Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
vorm. S. Schottlaender.

(Beſtellzettel umſtehend)

Beſtellzettel.

Bei der Buchhandlung von

beſtelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- u. Verlagsanſtalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII

elegant broſchirt zum Preiſe von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preiſe von M. 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191

zum Preiſe von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXIV. (Januar bis März 1893)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII

zum Preiſe von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgewünſchtes bitten zu durchſtreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird erſucht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben
von
Paul Lindau.

LXIV. Band. — März 1893. — Heft 192.
(Mit einem Portrait in Radirung: Arthur Sullivan).

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
vormals S. Schottlaender.

Das Hungerdorf.

Novelle

von

Georg Engel.

— Berlin. —

Motto:
Keine Mutter zweifelt im Grunde ihres Herzens daran,
am Kinde ſich ein Eigenthum geboren zu haben!
Friedrich Nietzſche.

Erſtes Capitel.

Zögernd, zitternd, gleichſam mit flüſſiger Gluth, verharrte die untergehende Sonne noch einen Augenblick auf dem äußerſten blauen Rande des Meeres. Dann noch ein letzter, heißer, ſehnſuchtsvoller Blick auf die kleine Oſtſeeinſel, über deren Wälder ſie am Morgen dahinzogen, noch ein letzter zitternder Strahl auf die elende, armſelige Fiſcherſiedelung dort mitten in der ſteinigen Kluft — und über die ſtille Waſſerfläche geht es wie ein Schauern, und das bezwungene Geſtirn ſtürzt in das blaudämmrige, unendliche Bette hinab.

Auf dem ſteinigen Strande ſtand unterdeſſen eine ältliche, armſelig gekleidete Frau und blickte ſcharf über das farbenglühende Meer, als ob ſie dort draußen etwas ſuchen, etwas erſpähen wolle. Am Arme trug die Frau einen Korb, aus dem ein ganz feiner, kaum ſichtbarer Dampf aufſtieg und erkennen ließ, daß die Alte in das Geflecht eine gargekochte Speiſe geſtellt hatte. Und je feiner und weißlicher die Rauchwolke wurde, deſto häufiger irrten die verkniffenen, ſcharfen, grauen Augen der Korbträgerin von dem Meere zu ihrer Laſt zurück, deſto unwilliger und ungeduldiger führte ſie das Strohgeflecht an ihre hakenartige Naſe und ſchien den ausſtrömenden

Geruch ärgerlich und hungrig zugleich einzuathmen. Dabei öffnete ſich der ſtark eingefallene Mund, entblößte eine Minderzahl einzelſtehender Zähne, und die auffällig ſchmalen, blutloſen Lippen murmelten ein paar zornige Worte dazu.

Fünf Schritte näher dem Meere ſaß ein alter Fiſcher in Hemdsärmeln, zerlumpten Hoſen und die nackten Füße in plumpe Holzpantoffeln geſteckt, auf einem umgeſtürzten Boot, und hämmerte aus Leibeskräften ein viereckiges Brettchen an eine der Schiffsrippen feſt. Zu ſeiner Arbeit pfiff der Alte unaufhörlich vor ſich hin, immer die vier hohen und die vier tiefen Takte, bis ſeine Gefährtin endlich auf ihn zutrat und ihn an ſeinem ſchlapp herabhängenden Halstuch zog.

„Na, was denn, mein Kücking?“ fragte der Fiſcher, während er ihr ſein dickes, rothes Geſicht zukehrte und den Stiel des Hammers kräftig auf das Boot ſtemmte.

„Mein Junge bleibt aus,“ klagte die Mutter ängſtlich, „der Wind iſt wohl umgeſprungen, ſeit er den Fremden nach Cona gefahren?“

Und wieder ließ die Harrende ihre Blicke über die ruhende, rothüberglänzte Fläche ſchweifen, während der Schiffer bedenklich das Haupt ſchüttelte — dann noch ein ſchüchtern ſchlaues Hinaufblinzeln in das abgewandte, verrunzelte Weibsantlitz, und den dicken Finger ſtippte er gewandt in den rauchenden Topf, welchen die Frau am Arme trug, und leckte ihn dann verſtohlen ab.

„Kartoffelſupp' mit Wurſcht — ei!“

„Was?“ fragte die Alte erſtaunt.

Der Fiſcher ſteckte die Hände gemüthlich in die Taſchen und leckte ſich die Lippen ab: „Jawoll,“ pflichtete er augenblinzelnd bei, „Dein Clas wird woll heut nich zurückkommen. Im Conaer Krug is heut Tanz — da hopſen die Bengels un die Mätens die ganze Nacht durch — ümmer eins, zwei, drei; eins, zwei, drei, Schottſchen un Kegelwalzer, daß ich mein Podagel bekomm', wenn ich mir es bloß ſo vorſtelle. Warum auch nich?“ ſetzte er ſpöttiſch und mit gewiſſer Schadenfreude hinzu. — „Einmal muß doch der Clas unter die Weibsbilder kommen, hat doch nu gerad lang genug bei Dich geſeſſen, mein ſchwarzes Hanning, nich wahr, mein Hühning, mein Kücking, mein Klucking?“

Die Alte warf dem Sprecher einen ſcharfen, funkelnden Blick zu, als wollte ſie ihm eine heftige Antwort geben, jedoch ſie bezwang ſich und brummte nur mißfällig:

„Jeder ſoll vor ſeine eigene Schwell' kehren! Was geht Euch mein Clas an? Haſt Du ihn vielleicht großgezogen und ihn bewacht? Ne, ich hab's gethan, und dafür muß er auch jetzt für mich ſorgen, bis ich die Augen geſchloſſen. Soll ich vielleicht jetzt, wo der Heringsfang ganz aufgehört hat, verhungern? Haſt woll noch nich in die Bibel geleſen, was da über die Mutter geſagt is? Na die Sach' is gut, Du biſt ja doch man blos betrunken.“

„Ne," greinte der Angegriffene, während ſich die verletzte Mutter wieder dem Meere zuwandte, um ſehnſüchtiger denn je die roſigen Abendſchleier zu durchdringen. „Ne, nich ganz — ich kann noch ganz gut ein nüdliches Frauenzimmerchen von eine olle Hex unterſcheiden. Na nu bell' man nich wieder, und was Deinen Clas betrifft, der hat ja doch was mit meiner braunen Mike zu thun — is auch 'ne ſtramme Dirn' — Potzblitz — wenn Du ſie geſtern Beide hinter die Scheun' geſehen hättſt, na. —" Der Redende ſtrich ſich behaglich über das Kinn. „Wir ſind ja auch mal ſo gegangen, Hanning, weißt Du noch, als ich Dir puſſirt habe; war 'ne hübſche Zeit. un denn haſt Du mir plötzlich abgeſchafft und Dich Deinen Jochen geheirathet. Gott hab ihm ſelig — 's war ne ſchlechte Partüh — hättſt mich haben können!"

Der zerlumpte Fiſcher ſchüttelte gerührt den Kopf und ſchien ſich noch heute darüber zu kränken, daß ſeine Jugendfreundin damals eine ſo ſchlechte Wahl getroffen; die ſchwarze Hanne jedoch trippelte auf ihn zu und ſtreckt wüthend die dürre Hand gegen ihn aus. Und war nichts zu merken von ehemaliger Zärtlichkeit, nein, ihr umrunzelter Mund ſpie vielmehr eine Fluth von Schmähungen gegen ihren Anbeter aus und ſchrie und keifte, wie er ſich erlauben könnte, von der Mike und ihrem Clas zu ſprechen, er alter Kuppler — und ihr Sohn müßte ſeine Mutter ernähren, nur ſie — was wüßte aber ein ſolcher Trunkenbold davon, und gerade, wie ſie mitten im luſtigſten Geſchimpfe war, ergriff ihr alter Liebhaber ſeinen Hammer und begann ohrenbetäubend auf ſein Brett loszuſchlagen. Immer lauter und immer lauter, bis es wie eine gelinde Kanonade klang, und dazu ſprach er mit ſchöner Ruhe nur zwei begleitende Worte: — „Wuthdeubel — Hausdrache". Und wieder: „Hausdrache — Wuthdeubel"! bis der alten Frau der Athem ausblieb und ſie mit einem zornigen Seitenblick ihren Korb in die Höhe raffte und in aller Wuth dem höher liegenden Häuschen zurannte. Die Kanonade aber dauerte fort, und erſt als hinter der ſteinernen Kluft die letzte Spur von einem Korb und einem Weibsrock verſchwunden war, ſtemmte der Fiſcher ſeinen Hammer bedächtig auf's Knie und ſchürfte mit dem Holzpantoffel nachdenklich ein Häufchen des weichen, gelben Sandes zuſammen:

„Schade," murmelte er, „ſie hatte damals Haare, wie — wie'n Rabe ſo ſchwarz, und Augen ſo grau un hell wie, wie, hm — —" Dem Alten fiel kein paſſender Vergleich ein, und deshalb ſchloß er kurz: „ſie hatte eben Augen, un wenn ich ihr damals gekriegt hätt', wär' ich vielleicht nich ſo ein zerlumpter Tagdieb geworden, der keinen Pfennig in die Taſche hat und anderen Leuten ihre Böte ausflickt. Aber ich hab' ihr eben nich gekriegt und deshalb — hopſaſa, juchhei!!" —

Das alte verlotterte Menſchenkind begann laut zu ſingen, ſo daß die einzelnen Töne weit über das Meer klangen.

* * *

Zu derſelben Zeit glitt ein Boot auf die elende Fiſcherſiedelung zu. Kaum einen Steinwurf von der bewaldeten Küſte entfernt, zog es ſchwerfällig dahin, und der matte Abendwind vermochte kaum den weit ausgeſpannten Segeln einige Rundung zu verleihen. Deutlich vernahm man das Zwitſchern und Flöten der Vögel, die ſich in dem finſtern Küſtenwald in den Schlaf ſangen, ein ſtarker Holz- und Harzgeruch ſchlug herüber, und die ſilbernen Strahlen des heraufſteigenden Mondes enthüllten bereits die lichten Nebel, die aus dem Gehölz herausſchlugen.

In dem Kahn aber ſaß Clas, der Sohn der ſchwarzen Hanne, ihr Stolz, ihr Ernährer, ihre letzte Liebe, und hielt die Leine des Segels aufmerkſam in der großen ſchwieligen Hand. Den plumpen, von rothblonden Haaren dick umwallten Kopf hatte er dem Lande zugekehrt, und ſeine tiefliegenden, ſchüchternen blauen Augen ſpähten mit dumpfem, träumeriſchem Blick den weißen Schleiern nach, die dort unten an den Ausläufern des Strandgeſtrüpps wunderliche Formen annahmen.

Was ſchlüpfte, tanzte, wogte dort nicht Alles hervor?

Seltſame, geiſterbleiche Geſichter lugten aus dem Gebüſch heraus, weiße Leiber regten ſich dort hinter den Zweigen, und zwiſchen den dunklen Stämmen tanzten flüchtige, zierliche Weſen.

„Nebel,“ ſagte Clas bedenklich, „morgen giebt's ſchlecht Wetter.“

Er dachte daran, daß er dann auch morgen ſeine Netze nicht auslegen könnte, daß er dann wieder nichts verdienen würde, nicht die paar kärglichen Pfennige, von denen er und ſeine Mutter nothdürftig leben konnten, wieder einmal gar nichts.

Clas ließ das Segel los und ſtemmte den Kopf in beide Hände.

Welch' ein Leben dort drüben in dem elenden Dorf! Alles, was in der kleinen Anſiedelung hauſte, war täglich dem Hungertode ausgeſetzt. Seit Jahren ſchon hatte der Fiſchfang ſo gut wie aufgehört, die Floſſenträger flohen dieſen Theil der Küſte einmal, und weder Kunſt noch Gebet vermochte ſie in die leeren Netze zu locken. Im Sommer ging es noch allenfalls. Da kam zuweilen ein Touriſt in das Dorf und ließ ſich bis Cona fahren. Ein paar Groſchen brachte das immerhin. Aber im Winter, wenn der eiſige Schneewind über die Inſel ſtürmte, wenn die zerbrechlichen Holzbaracken, in denen die Fiſcher wohnten, zuſammengeſchüttelt wurden, daß der Schnee durch alle Ritzen hindurchfegte, was ſollte im Winter aus ihm werden, aus ihm und aus der gebrechlichen, alten Mutter?

„Ja, ja,“ ſeufzte der arme Burſche, „es iſt ſehr ſchlimm.“

Und dann dachte er wieder an etwas Anderes.

Wäre er nur damals nicht in die Schenke gegangen, als er vor einem Monat von einem Touriſten einen harten Thaler erhielt. Aber die Mutter hatte es gewollt, und da war er gegangen und hatte ſie tanzen ſehen, die Mike, die ſchönſte Dirn aus dem ganzen Dorf, in einem ſeltſamen, wiegenden, ſtädtiſchen Tanz hatte er ſie an ſich vorüberwirbeln ſehen, und ihr Rock hatte dazu gerauſcht und ſich eng um die breiten Hüften geſchmiegt, und über die Schulter ihres Tänzers hatte ſie ihm ſo wild, ſo luſtig zugenickt. Und auch mit ihm hatte ſie herumwirbeln wollen, er aber hatte den Tanz nicht gekannt und war ausgelacht worden, und ſie hatte mitgelacht. Allein des Abends hatte er ſie nach Hauſe geleitet, ganz einſam waren ſie durch die Dunkelheit geſchritten, ja, ihre Bruſt flog noch auf und nieder von dem letzten, heißen Tanz, und deshalb hatten ſie kein Wort mit einander geſprochen, bis ſie an das Haus ihres Vaters, des alten zerlumpten und verlotterten Bootflickers, Jochen Wulkow, gekommen waren. Sie nannten ihn Mall-Johann im Dorf, wegen ſeiner wirren, verrückten Reden, die ihm der Schnaps eingab, und die Stätte, in der er mit Mike hauſte, war ein unbrauchbar gewordenes, winziges Räucherhaus, bienenkorbförmig, aus Lehm gebaut, mit großen Sprüngen und Riſſen und einem geborſtenen Dach.

Hier hatte Clas ſeine Begleiterin feſtgehalten und mit ſeiner dicken Hand ſcheu, faſt erſtaunt, ihren vollen, runden Arm geſtreichelt. Weitere Liebkoſung hatte er nicht gewagt. Es war auch das erſte Mal, daß ihm außer ſeiner Mutter ein Weib des Anſchauens werth erſchien, und die Dirn hatte ihm einen Naſenſtüber verſetzt und lachend geſagt: „Kannſt mein Schatz werden, Clas, adjüs.“

Seitdem drängte ſich das wilde Ding in ſeine Nähe, neckte und höhnte ihn, und er träumte von ihr und dachte an ſie.

„Hollah!“ — Das Segel flatterte ſchlapp an den Maſt, ſodaß der Steuermann ſeinen plumpen Kopf erhob und ſich nun überzeugte, daß der Wind völlig erſtorben ſei. Ganz nahe war der Kahn an die waldgekrönten Dünen herangetrieben, und als ſich Clas nun erhob, um das Segel an den Maſt zu binden, da war es, wie wenn ſich von den Nebeln, die den Strand verhüllten, eine weiße Geſtalt ablöſe, durch Mondesflimmer und Abendnebel hindurch, eine weiße, üppige, glänzende Geſtalt, die ſich aus den aufplätſchernden Waſſern erhob, dann regungslos in ihrer ſchimmernden Gliederpracht auf dem feuchten Sande ſtehen blieb und plötzlich aufjauchzend zwiſchen den monddurchflirrten Bäumen verſchwand.

Deutlich, ganz deutlich hatte Clas den wilden Schrei vernommen, ſein geübtes Ohr hatte ganz deutlich das Aufſpritzen und Plätſchern des Waſſers unterſchieden, ja ſeinen Blicken waren ſelbſt die flatternden Haare des Meerweibes nicht entgangen.

Dieſe feuchten, glänzenden Glieder, Alles umwallt von den ſchweren, weißen Nebeln, dieſe dicken Strähne triefender Haare, auf denen winzige blaue Flämmchen getanzt hatten, ſie konnten keinem irdiſchen Weibe gehören. „Nein, nein,“ und der abergläubiſche Geſell rieb ſich die Stirn, „das war irgend ein fiſchblutkaltes Meerweib, von der die alten Fiſcher ſo häufig erzählten, eine Meerjungfrau, die Gefallen an ihm gefunden und nun heraufgeſtiegen war, in Mikes Geſtalt, um ihn mit ſich zu locken in die laue, unendliche Tiefe.

Digitized by Google

Eine Viertelſtunde faſt ſtand er regungslos, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken, dann aber ſetzte er die Ruder ein und ſtrebte mit aller Kraft von dannen. „Ne, ne,“ murmelte er dabei, „nach Haus, zu Muttern, nach Haus — hier is nich Alles richtig.“

Das Boot ſchoß wieder in die offene See hinaus.

Da hallte eine Stimme über die Fluth, lachend und lockend, und auf einem der rieſigen Strandſteine erſchien eine dunkle, geſchmeidige Geſtalt, deren Röcke im Abendwinde flatterten.

„N' Abend, Clas!“

Der Ruderſchlag ſetzte aus, aber erſt nach einer Weile fragte eine ungläubige Stimme: „Mike, Miking — biſt Du's?“

„Na, warum denn nicht, dummer Clas, kennſt mich nicht mehr?“

Der arme Burſche im Kahn ſchüttelte den plumpen Kopf, aber dann wandte er das Boot eilfertig herum. Diesmal war's keine Täuſchung. Die dort oben war die Mike aus Fleiſch und Blut, aber doch — — — Dem ſchwerfälligen Geſellen fiel wieder das unverhüllte, zauberiſche Weib ein, das aufjauchzend durch die Abendnebel geſprungen, und eine heiße, furchtſame Leidenſchaft für ihr Abbild dort oben auf dem Stein bemächtigte ſich ſeiner. —

„Na, wird's bald?“ fragte die kecke Stimme von oben.

In dieſem Augenblick knirſchte der Kahn auf den Sand, und Clas ſprang heraus, um in ſeinen großen Waſſerſtiefeln die kurze Strecke bis auf's Trockene zu waten.

„Wie geht's, Mike?“ fragte er, als er neben dem Stein ſtand, und blickte verſtohlen zu ihr hinauf.

Auf ihren Haaren perlte noch das Waſſer, und Clas ſtarrte unverwandt auf die funkelnden Tropfen.

Einen Augenblick blieb es ſtill zwiſchen den Beiden, dann blinzelte Clas zur Erde und fragte mit ſichtlicher Anſtrengung:

„Mike — warſt Du — biſt Du — da vorhin? — —“ Er ſtockte.

„Na?“ forſchte das Mädchen mit ſeltſamem, verhaltenem Lächeln und ſtieß den unbeholfenen Burſchen von ihrem erhöhten Sitz aus ganz leiſe mit ihrem Holzpantoffel an den Arm.

„Ich — —“ Er vollendete es nicht. Ueber ſeine ſchwere Zunge wollte das rechte Wort nicht gleiten für Alles das, was er gefühlt und geſehen. Aber während er den leiſen Druck an ſeinem Arm ſpürte, tauchte vor ſeinen blöden Augen jene wunderbare, zauberiſche Geſtalt wieder auf, die ſich aus den rauſchenden Waſſern erhoben und in den Wald geflüchtet war.

„Du,“ begann die Mike nach einer Weile und warf ihre Haare kokett über die Schulter, „hat der Fremde, mit dem Du nach Cona geſegelt, gut bezahlt?“

Jetzt erwachte Clas und fuhr mit der plumpen Hand in die Taſche: „Zwei Zehngroſchenſtücke,“ ſchmunzelte er vergnügt, „hat er mich gegeben und eine Ziegarr.“

„So?!“

Die Augen der Mike begannen zu leuchten.

„Clas, kannſt mich herunterheben,“ neckte ſie ihn und ſtand auf, „aber faſſ' ſanft an.“

Die üppige, ſchmiegſame Geſtalt beugte ſich herab und legte dem Burſchen ohne Weiteres die Arme um den Hals.

„Nun geſchickt!“ befahl ſie.

Der arme Clas wußte nicht, wie ihm geſchah. Im nächſten Augenblick hatte er ſie bereits in den Armen, und während er ſie im weiten Schwung herunterbrachte, gab ſie ihm mit ihren friſchen, rothen Lippen einen herzhaften Kuß.

„Du biſt ja doch zu blöde,“ lachte ſie dabei, „man muß Dir's zeigen, daß man Dir gut iſt. Nun komm' aber, Clas, wir wollen nach Haus.“ Und kurz entſchloſſen ergriff das Mädchen ſeine Hand und verſuchte ihn mit ſich fortzuziehen, allein der Burſche blieb ſtehen und ſchüttelte gänzlich verwirrt den Kopf:

„Ne, ne, erſt das Boot auf's Trockene bringen,“ ſtammelte er, „Du — Du.“

Und dann überwältigte es ihn. Mit einem trunkenen Freudenſchrei ſtürzte er auf ſie zu und wollte das braune Kind in ſeine Arme ſchließen, aber ſie bückte ſich unvermuthet und entwiſchte ihm.

„Sei nicht dumm, Clas, und nun raſch, ich will Dir ziehen helfen.“

Mit dieſen Worten ergriff das kräftige Mädchen eine Leine des Bootes, die ſchon am Strande lag, und von dem verzückten Burſchen unterſtützt, brachte die Mike wirklich das Schifflein nach wenigen Minuten auf den Sand.

Dann traten die Beiden bei völliger Dunkelheit den Heimweg an. Als ſie in dem Küſtenwald waren, begann Mike plötzlich leiſe zu ſchluchzen und lehnte ihren Kopf ſanft an ſeine Schulter.

War es die undurchdringliche Nacht, war es die Nähe der feinen, feuchtduftenden Haare, welche den armen Burſchen völlig berauſchte? Athemlos, voller Mitleid legte er den Arm um die weinende Schöne und fragte mit ſchwankender Stimme:

„Was is Dich, mein liebes, gutes Miking, ſag', was is Dich — kann ich nich helfen? — Wein' doch nich — Du.“

Wieder zog er ſie an ſich, und diesmal wirkte ſein Zuſpruch anſcheinend ſo tröſtend auf ſeine hübſche Begleiterin, daß ſie ihr grobes Sacktuch von den feuchten Augen ließ und unter allen Anzeichen des Schmerzes hervorbrachte:

„Clas, mein Vater hat ſchon ſeit zwei Tagen nichts zu eſſen gehabt, der arme, alte Mann — wir müſſen hungern, ich mag gar nicht mehr nach Haus.“

Sie blieb jetzt ſtehen und ließ das Haupt auf die tiefathmende Bruſt herabſinken, ja trotz der Dunkelheit glaubte Clas zu bemerken, daß ihre blühenden Wangen erblaßt ſeien.

Die dunkelen, mächtigen Föhren zu ihren Häupten rauſchten und murmelten, und durch das Herz des plumpen Geſellen ſtürmte ein heißes, ſchmerzhaftes Mitleid für dieſes ſchluchzende Weib:

„Wein' nich, Miking," bat er gutmüthig und ergriff ihre Hand, „hier" — er fuhr in die Taſche — „hier haſt Du eins von meinen Zehngroſchenſtücken — ich geb's gern, und nu ſei wieder luſtig."

„Er hielt ihr das Geldſtück wie beſchwichtigend vor die Augen; aber gerade als das Mädchen die Münze ergreifen wollte, fuhr ſeine Hand noch einmal zaudernd zurück:

„Und die alte Mutter?" ſprach die innere Stimme zu ihm, und es tauchte die niedrige, trübe erleuchtete Kammer vor ihm auf, in welcher die Alte ſeiner harrte. Hatte die Mutter nicht heute Morgen ſchon Pläne gemacht mit dem zukünftigen Gelde und ſich darüber gefreut?

Er ſann und ſann. Die Mike aber, die jede ſeiner Bewegungen mit ihren großen, leuchtenden Augen verfolgt hatte, wurde ungeduldig und ſtieß enttäuſcht ſeine Hand zurück. „Mach' Andere zum Narren," ſprach ſie grollend, „ich hab' Dich für beſſer gehalten. Laß mich in Frieden."

Heftig riß ſie ſich von ihm los und wollte davon eilen.

„Du Miking, Miking," rief er erſchrocken und lief ihr nach, „Sei mich nich bös, Miking, ich wollt' ja bloß — hier haſt Du's — ich bin Dich ja ſo gut," ſtammelte er.

„Das iſt nicht wahr, Clas!" murmelte Mike, das Geld einſteckend, und drängte ihn von Neuem zurück, „das lügſt Du."

„Wirklich," ſtammelte Clas und legte betheuernd die Hand auf's Herz.

Die Mike ſtieß ihn leiſe mit dem Arm an: „Dann biſt Du ein Geizhals," ſagte ſie im Weiterſchreiten, „ſchöner Schatz, welcher der Braut noch nicht für einen Pfennig geſchenkt hat!"

„Aber Mike, ich hab doch nichts."

„Haſt doch das Zehngroſchenſtück noch in der Taſche."

Der arme Clas blieb ſtehen und rieb ſich die Stirn:

„Mike, das geht nich," wehrte er beklommen ab, „das is für mein Mutting zu Haus — wir müſſen doch leben."

„Ja ſo," ſagte das ſchöne Mädchen gedehnt, und umſpannte ſeine dunkele Geſtalt, mit einem ihrer ſeltſamen Blicke. Und plötzlich bot ſie ihm kurz und trocken:

„Gute Nacht."

Clas faßte erſchreckt ihren Arm: „Mike, willſt Du nich mit mir — —?"

„Nein, ich kann allein gehen, laß mich los," rief ſie heftig und entriß ſich ihm, „Du liebſt ja doch blos Deine Mutter. Da ſetz' Dich man zu ihr hinter'n Ofen!"

Kaum hatte ſie das herzloſe Wort geſprochen, ſo zog ſie ihre Arme gegen die Bruſt und begann wie ein fliehendes Reh durch den Wald zu flüchten.

Clas ſtand und ſtarrte ihr nach. Zwiſchen den mondüberglänzten Stämmen erſchien ſie ihm wieder als das berückende Meerweib, mit den blauen Flämmchen über dem Haupte und den ſchimmernden Gliedern. Er wußte es ſelbſt kaum, da hatte er ſich in Bewegung geſetzt und lief der Fliehenden in langen Sprüngen nach; doch ſchneller und ſchneller glitt ſie dahin, ſchon keuchte der Verfolger, ſchon trat ihm der Schweiß auf die Stirn, da hielt die Mike plötzlich inne und rief athemlos: „Was willſt Du von mir? Ich mag nichts mit Dir zu ſchaffen haben, hörſt Du?“

„Jetzt ſtand er vor ihr und wiſchte ſich unbeholfen den Schweiß von der Stirn: „Da, Mike,“ ſtammelte er mit einer Haſt, als ſpräche er halb beſinnungslos, „hier iſt das Geld — ich geb' ja Alles, was ich hab', wenn — Du mich ein bischen gut ſein wollteſt — ſo wie da unten auf dem Stein — wo — —“

Ein helles Jauchzen unterbrach ihn. Das Geld war in die Hand des Mädchens geglitten, und ſie hielt es im Mondlicht in die Höhe, daß es funkelte.

Es war derſelbe luſtdurchwehte Ruf, der Clas immerfort in den Ohren gelegen, und während er das ſchmiegſame Weib wie betäubt anſtarrte, ſtreichelte ſie ihm bereits die wirren Haare und küßte in ſtürmiſcher Freude ſeine Wange:

„Biſt doch ein guter Kerl, Clas; biſt auch mein Schatz, den ich immer lieb haben will, Du großer, dummer Clas — komm.“

Und ſie küßte ihn noch einmal auf ſeine breiten, zitternden Lippen, gab ihm noch einen neckiſchen Schlag auf die Schulter und huſchte dann in toller Haſt durch den ſtark abſchüſſigen Wald in das Dorf hinab. In wenigen Minuten war ſie verſchwunden, ohne ſich noch einmal nach dem Verlaſſenen umgeblickt zu haben.

Ein Hagel von Eicheln und Tannzapfeln, welcher aus den Bäumen herunterfuhr, weckte Clas endlich aus ſeinem Hinbrüten und erinnerte ihn daran, daß noch Jemand im Dorfe lebe, der ihn gewiß mit Schmerzen erwarte. Schwerfällig rückte er ſich die Tuchmütze tiefer in die Stirn und trat in drückenden Gedanken den Heimweg an. Bald hatte er die elende Siedelung erreicht und ſchritt, ohne einen Blick auf die beiden Reihen niedriger, verfallener Wohnbaracken zu werfen, ſeiner eigenen Behauſung zu.

Plötzlich aber ſtockte er und hob lauſchend das Ohr. Ihm zur Seite lag die runde, geborſtene Räucherhütte, in welcher die Mike mit ihrem Vater, dem alten Tagedieb Jochen Wulkow lebte. Der Schein eines brennenden Kienſpans drang durch die Ritzen hindurch, und laut dröhnte die trunkene Stimme des alten Mall-Johann in die ſtille Nacht hinaus:

Holdes Mädchen, ſchenk' mich ein,
Schenk' mich ein den gold'nen Wein — —“

Ein dumpfer Schlag, wie wenn Jemand die Flaſche auf den Tiſch ſtößt, folgte.

Clas trat kopfſchüttelnd zurück: „'N kranker, armer Mann", murmelte er gedrückt, „ſie hat's ſchwer mit ihm."

Weiter wagte er nicht zu denken, er beſchleunigte vielmehr ſeine Schritte und ſtand bald darauf vor der Schwelle ſeiner eigenen, ſchindelgedeckten Hütte. Auch hier leuchtete trüber Lichtſchein durch das kleine, kaum fußhohe Fenſter, und als Clas befangen hindurch ſpähte, ſah er, wie die alte Frau an dem Tiſch ſaß, vor einem Lichtſtümpfchen und einem verdeckten Teller, während ihr Kopf ſchlummernd auf den Tiſchrand geſunken war. Der Anblick fiel dem Sohne ſchwer auf's Herz.

Wie müde, wie abgezehrt dies verrunzelte Antlitz ausſah, — und er? — Er fuhr ſich unwillkürlich in die Taſche und ſuchte nach den beiden Geldſtücken, die noch vor Kurzem in dem groben Futter geklimpert. „Mike, Mike", ſeufzte er tief, und er hörte wieder den unheimlichen Ruf, den das ſchöne Weib ausgeſtoßen.

Sollte er jetzt eintreten?

Da knarrte die Thür, und die ſchwarze Hanne hob den nickenden Kopf und riß die müden Augen weit auf:

„Clas, Claſing, biſt Du's?" räuſperte ſich die Alte hoffnungsvoll, und als der Sohn raſch hereintrat, hob ſie neugierig den Teller in die Höhe und ſchien vor allen Dingen zu unterſuchen, ob deſſen Inhalt noch genießbar ſei.

„Ganz kalt," räuſperte ſie ſich mit einem vorwurfsvollen Blick und zog fröſtelnd ihr Tuch um die dürren Schultern zuſammen. „Wo biſt Du ſo lange geblieben, Clas?"

Der Sohn hatte ſich auf die Ofenbank niedergelaſſen, ſtemmte den Kopf in die knorrigen Fäuſte und ſtarrte unverwandt vor ſich hin.

Die Alte ſchien dies ſonderbare Schweigen zu beunruhigen:

„Is Dich nich recht?" fragte ſie beſorgt und ſtrich mit ihren Fingern prüfend über den ſtarken Nacken des Sitzenden, „biſt Du krank, mein Jünging?"

So ängſtlich, ſo theilnahmsvoll klang die Frage, daß es dem kämpfenden Burſchen in's Herz ſchnitt:

„Ne, ne, Mutter," entgegnete er und legte ſeine Hand auf die ihre, „ick bünn blos müd'."

Die Mutter ſeufzte. „Du arbeiteſt zu viel," murmelte ſie mitleidig, „haſt woll wieder ſtark rudern müſſen? — Na, nu zieh Dich die Stiefeln aus, mein Jünging, und ſetz' Dich an den Tiſch. Ich hab Dich heut, weil Du ja was extra verdient haſt, Deine Lieblingsſpeis gemacht, „Kartoffelſupp mit Wurſcht, und will ſie jetzt noch mal aufwärmen. Setz' Dich, Claſing."

Geſchäftig hantirte ſie nun an dem breiten Herde, fauchte das glimmende Holz an, hängte den Keſſel darüber, und Clas ſaß an dem grobgezimmerten Tiſch und ſah in das zuckende Herdfeuer hinüber. Derweil begann es in dem Keſſel zu brodeln, die Holzſtückchen knackten und barſten, und die ſchwarze Hanne ſtand daneben und wärmte ſich die Hände, daß die rothe Gluth durch ihre Fingerritzen hindurchleuchtete.

„Fertig,“ ſagte die Alte freundlich und trug die dampfende Schüſſel auf den Tiſch. „Du, wie das gut riecht? Nu iß Dich ſatt, mein Sohn.“

Behaglich ſetzte ſie ſich ihm gegenüber und ſah geſpannt zu, wie er mit dem zinnernen Löffel die Wurſtſtückchen hervorſuchte.

„Schmeckt's?“ fragte ſie nach einer Weile.

Merkte die alte Frau nicht, daß der Sohn an den einzelnen Brocken würgte, daß ſeine Gedanken nicht bei ihr weilten, ſondern weit unten am nebligen Meer?

„Claſing,“ fuhr die Mutter gemüthlich fort, „wieviel haſt Du denn heut mitgebracht?“

Clas legte den Löffel fort, denn ihm war es, als hätte er jetzt eben einen wirklichen körperlichen Schmerz im Herzen drinnen empfunden.

Er ſtarrte wieder in das glimmende Holz herüber und regte ſich nicht.

„Na, es is woll nich viel?“ ermunterte die Mutter, obwohl ein trübes Lächeln um ihre ſchmalen Lippen ſpielte.

Keine Antwort. Plötzlich aber ſchlug Clas mit der Fauſt auf den Tiſch und rief, gegen ſich ſelbſt in Wuth ausbrechend: „Nichts hab' ich mitgebracht, nich einen Pfennig.“

Die Alte rückte ihren Stuhl und riß die Augen ungläubig und erſchrocken auf: „Nichts?“ wiederholte ſie ſchleppend und hob die zitternde Hand unwillkürlich empor. „Hat er Dich denn nichts gegeben?“

Clas blickte die Mutter gläſern an und wollte einen Ausflucht erſinnen, aber die Lüge ging ihm nicht über die ſchwere Zunge. „Ne,“ keuchte er, während ihm der Schweiß aus der Stirn hervorbrach, „zwei Zehngroſchenſtücke — ich — ich hab ſie der Mike geſchenkt —“

„Geſchenkt!? — Claſing,“ ſchrie die alte Frau heiſer und ließ ihr Tuch zu Boden gleiten, „das lügſt Du doch man blos, nich wahr?“

Clas ſprang auf. „Ne, Mutter, ich hab's gethan.“

„Und mich läßt Du hungern?“ ſchrie jetzt die Alte und pochte mit ihrem knochigen Finger auf die Tiſchplatte, „die ganze Woch' nur ein paar Pfennig, und ſobald Du was haſt, trägſt Du's zu ſolch einer Lumpenlieſe?“

Die Thränen ſtiegen ihr in die Augen, ſo daß ſie die grobe Schürze in die Höhe nahm, um das brennende Naß zu trocknen: „Und zu ſolch einer ſchlechten Dirn,“ ſchluchzte ſie empört, „die's mit allen Mannsleuten hält. Ne, das geht keinen guten Gang; hör' auf Deine Mutter, Clas, laß das ſchandbare Ding laufen; die is nichts für Dich, hör' auf mich, Claſing, ich —“

Doch die Ermahnung ſollte nicht zu Ende kommen.

Clas hatte ſich dem Fenſter zugewandt und ſtarrte finſteren Blicks in die Nacht hinaus. Die Hände in den Hoſentaſchen, verharrte er an ſeinem Platz und träumte unaufhörlich von dem lockenden, unverhüllten Weibe, das er unten am Strande belauſcht. Da berührte etwas ſeine Schulter, und hinter ihm erklang eine mahnende Stimme: „Claſing, Claſing, hör' auf mich, laß ab von dem ſchlechten Ding. Wir haben ja für uns ſelbſt kein Brot im Haus, und wenn Du nun ſolch eine Dirn — —“ Der Traum war zu Ende, die Worte der Alten hatten ihn grauſam verſcheucht. Etwas wie Groll und Beleidigtſein ſtieg in dem plumpen Burſchen auf.

„Nich wahr, Claſing, Du bleibſt bei Deine alte Mutter?“ ſchluchzte die ſchwarze Hanne noch einmal und wollte ſich an ihn hängen, allein der Burſche ſchüttelte ſie ab und wandte ihr unwirſch den Rücken:

„Laß das Gewein' ſein,“ antwortete er kurz, „ich kann das nicht leiden.“ Und ohne ſich noch einmal umzublicken, ſchritt er ſchwerfällig ſeiner Kammer zu.

Es war das erſte Mal, daß die ſchwarze Hanne ein rauhes Wort aus dem Munde ihres Sohnes vernahm, und deshalb ſtarrte ſie ihm, keiner Bewegung mächtig, mit weit aufgeriſſenen Augen nach. Dann aber ſeufzte ſie tief auf und räumte langſam den Teller und die irdene Schüſſel vom Tiſch. Eine Viertelſtunde ſpäter hockte ſie an dem niedrigen Herd und hatte auf dem Schoß eine alte, abgegriffene Bibel liegen, auf deren gelbe Blätter ſie durch eine Stahlbrille herunterſah. Das Herdfeuer zuckte und glimmte, über die Brillengläſer der alten Frau rannen ſchwere Tropfen herab, und während die Hanne mit dem Zeigefinger die breiten Zeilen verfolgte, murmelten ihre Lippen halb mechaniſch:

„Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lange lebeſt und es Dir wohl gehe auf Erden.“ Und wiederholte es wohl dreimal, bis ſie nach langem Blättern mit dem Kopfe nickte und andächtig die Hände über dem Buch faltete.

Drinnen in der Kammer lag Clas auf dem Strohſack und träumte von dem weißen glänzenden Weibe, das ſich von ihm haſchen ließ und ihn wieder zurückſtieß, und nebenan ſaß die alte Frau noch lange am Herd, und es war kaum noch zu verſtehen, was ſie ſprach:

„Unſer täglich Brot gieb' uns heute — ach unſer täglich Brot, Du lieber Gott, es is ja nich viel — — Und führe uns nich in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel — ja, die Mike, die Mike — ſie taugt nicht, Claſing. — Denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit, Amen.“

Zweites Capitel.

Es regnete ohne Unterlaß, ohne Unterbrechung.

Die Schößlinge in der Erde verquollen, und die junge Saat verfaulte. Und dabei Südwind, immer Südwind, vor dem die kleinſten Floſſenträger flohen, wie vor einem giftigen Hauch. Tagelang lagen die Böte ſchon auf dem Sand und ſetzten Schimmel an. Die Fiſcher ſaßen in ihren Baracken und ſtopften den knurrenden Magen mit halbverfaulten Fiſchen, und durch das durchweichte Moos der Dächer ſickerte der kalte, feuchte Regen ungehindert in die Stuben, auf Tiſch und Bett herab.

Das letzte Schwein verpfändet, die letzte Kuh geſchlachtet, beim Bäcker Alles unbezahlt, Siechthum überall, und draußen Regen, bleigrauer Regen, der unaufhörlich auf die kothige Landſtraße herabrauſchte und tauſend kleine Blaſen in die Höhe ſpringen ließ.

Es war Sonntag.

Durch den naſſen, ſchweren Nebel drangen hohle Glockentöne und riefen die Verzweifelten in die Kirche. Sie ſollten beten. Vielleicht, daß Gott dort oben endlich die Nebel verjagen und Brot, Brot in's Haus ſchaffen könnte.

Ohne den üblichen Sonntagsſtaat, die farbigen Oberröcke hoch über die Köpfe gezogen, wateten die Weiber dahin, die Männer folgten in ihren Thranſtiefeln und den wollenen Flausjacken, die Hände trotzig in den Taſchen geballt. Clas und die ſchwarze Hanne waren mitten unter ihnen. In der kahlen, weißgetünchten Kirche roch es nach den vielen durchnäßten Kleidern. Die Weiber wiſperten miteinander, die Männer ſtanden im Hintergrund, und der feuchte Sand unter ihren Stiefeln knirſchte mißtönend auf den ſteinernen Flieſen. Ueber die Fenſter des Hauſes aber rieſelte der Regen, der Regen.

„Du, Jünging,“ flüſterte der alte Jochen Wulkow, welcher neben Clas an der Wand lehnte und zupfte ihn am Rock, „haſt Du ſchon mal Braten von ſo ein feines Reh gegeſſen?“

„Ne, Jochen,“ erwiderte Clas, der geſpannt zur offenen Thür herausſah, weil dort draußen die Mike ſtand und mit einem bärtigen jungen Mann in neuer grüner Gensdarmuniform angelegentlich plauderte. Der Gensdarm hatte ſie am Arm gefaßt, und ſie blieb lächelnd vor ihm ſtehen. Das peinigte den armen Clas.

„Haſt Du ſchon mal Haſen gegeſſen oder Pute oder die klebrigen Auſtern?“ fuhr der alte Mall-Johann grinſend fort.

„Ne, Jochen, haſt Du ſchon?“

„I wo, ick auch nich, aber ick denk, 's iſt egal, ob ich kein Brot hab' oder keinen Putenbraten. Hunger is Hunger, was?“

„Jawoll,“ ſtimmte Clas zu, der kein Wort verſtanden hatte und nur noch wahrnahm, wie die Mike mit rothen Wangen durch die Kirchenthür ſchlenderte, immer von dem jungen Gensdarm begleitet. Die grüne Uniform, das weiße Bandelier und der klirrende Schleppſäbel machten Aufſehen.

„Das iſt der neue Gensdarm, drüben von Rohrdorf,“ flüſterten die Weiber, doch die Blicke, die ſie dem hübſchen Mann zuwarfen, waren trotzig und unfreundlich.

In ſchlechten Zeiten liebt man die Staatsgewalt nicht.

Der Machthaber im grünen Rock ließ ſich indeß ganz vorn auf einem erhöhten Seitenplatz nieder und ſtrich ſich wohlgefällig den blonden Schnurrbart. —

„Jawoll,“ murmelten die Fiſcher erbittert, „der bekommt ſein Feſtes, und uns nimmt man's aus der Taſch'.“

Dann trat tiefe Stille ein. Die Gemeinde ſang ein Lied, erſt leiſe, dann immer lauter, und zuletzt ſtimmten Alle, Alle in den Choral ein:

„Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“

Das Lied war zu Ende, und man hörte wieder den Regen niederplätſchern. Dann beſtieg ein junger Geiſtlicher die Kanzel, ſprach ein kurzes Gebet, faltete die Hände und blickte inbrünſtig zu der kahlen, weißen Decke empor.

Wieder wurde es ſtill. Aller Blicke richteten ſich auf den blaſſen Mann dort oben auf der Kanzel. Er ſprach mit leiſer, dünner Stimme, aber ſie tönte voll Bewegung und Schwungs, faſt ſchien es, als ob er ſelbſt kaum die Thränen zurückhielte: „Selig ſind, die da geiſtig arm ſind, denn das Himmelreich iſt ihr. — Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden.“

Das Wort der Bergpredigt hatte er zu Grunde gelegt, und er flehte zu Gott, der die Noth lindern könnte, zu dem großen, allmächtigen Gott, der die Vögel ernähre und die Lilien bekleide, und die armen Leute lauſchten ihm in ſtumpfer Ergebenheit und ſtarrten auf die weißen, gefalteten Hände des Mannes, und draußen rieſelte und rauſchte der Regen, und der ſchwärzliche Nebel quoll zur Thür hinein und verleidete den Aermſten das Athmen, bis das letzte Lied herabgeſungen war und die Leute in ſtörriſchem Schweigen von dannen ſchlichen.

* * *

Vor der Kirchenthür ſtand die ſchwarze Hanne, das Gebetbuch unter dem Arm und neben ihr Clas, finſter und verſtört.

„Haſt Du geſehn, mein Jung, wie ſie ihm nachgelaufen is in's Wirthshaus zum Tanz?“ raunte die Alte und zeigte mit dem mageren Finger befriedigt die Dorfſtraße hinunter. „Nu, hat die alte Mutter nich Recht? — Komm nach Haus, Claſing.“

Sie faßte ihn unter den Arm und zog ihn ein paar Schritte mit ſich.

„Jawoll, Mutter,“ ſtöhnte der arme Burſche verzweifelt und ging eine Strecke Weges mit ihr, ohne es jedoch unterlaſſen zu können, ſich von Zeit zu Zeit umzublicken. Dann ſprach er allerlei Unzuſammenhängendes von der traurigen Zeit, und es ſei richtig, ſich ein bischen aufzuheitern. Im Wirthshaus würde doch wenigſtens etwas Luſtiges aufgeſpielt, und ſchließlich blieb er ſtehen und blickte die Alte plump und fragend an. Doch die ſchwarze Hanne wußte, was das bedeutete, ſie erſchrak und lief weiter, ſo raſch, als Nebel und Regen es zuließen.

„Mutter — —“

„Ne, ne, Clas.“

„Mutter, nur einen lütten Schnaps trinken, dann gehn wir nach Haus.“

„Claſing, laß ſein, trag' unſere letzten paar Groſchen nich in's Wirthshaus, — um ſo 'ne Dirn. Pfui!“ Sie ſpie aus.

Er faßte die Alte am Arm und ſchob die ſich Sträubende vor ſich her.

„Mutting,“ keuchte er, „nich wegen ihr — wir bleiben ja zuſammen — nur ein Glas — ganz gewiß.“

Die alte Mutter bettelte und ſtöhnte und machte dem Sohn allerlei Vorwürfe, aber Clas drängte vorwärts, und ehe die Alte es ſich verſah, leuchtete durch den qualmigen Nebel eine elende grüne Laterne vor ihr auf und auf den geborſtenen Steinſtufen des Wirthshauſes ſtand eine unterſetzte, Geſtalt, die eine ihrer Hände ergriff und ſie aus Leibeskraft heraufzerrte.

„Heiopopeio,“ gurgelte eine heiſere Stimme, welche die ſchwarze Hanne wüthend als die des Jochen Wulkow erkannte. „Das ſchwarze Hanning kommt, mein ſanftes Täubing; wollen wir wieder tanzen zuſammen, wie damals, als Du mich den Kuß gabſt?“

Und er kniff ſie zärtlich in den Arm.

„Oll Säufer,“ wimmerte die Hanne entrüſtet und wollte ſich noch einmal losreißen, allein ſchon flog die Thür des Tanzſaals auf, und Clas drängte ſie völlig hinein. In dem langgeſtreckten, weißgedielten Raum hing eine große Lampe mit einem grünen Schirm von der Decke herunter. In der Ecke, hinter einer braunen Gallerie ſaßen zwei Muſikanten. Ein Geiger und ein Harfeniſt. Der Wirth in Hemdsärmeln und grüner Schürze ſtand hinter dem Schenktiſch und hatte eine große Zahl dickbauchiger Flaſchen vor ſich, rothe, gelbe, grüne. Hinter ihm lugte ein kleines Bierfaß hervor. — Und in dieſem Saal tanzten wohl zwanzig Paare. Jeder Tanz dauerte eine Viertelſtunde. War er zu Ende, ſo gingen die Burſchen zum Schenktiſch und tranken, die Mädchen ſaßen auf ſchmalen Bänken, lachten und trippelten mit den Füßen unter dem Tiſch. Und es wurde immer ſpäter, ſchon wies der Zeiger der Wanduhr die neunte Stunde, und noch immer ſaß Clas mit ſeiner Mutter in einer Ecke und ſtierte in das bunte Getriebe hinein. Dort unten hüpfte und wirbelte die Mike vorbei, immer in den Armen des Gensdarmen, deſſen Sporen luſtig den Takt des Tanzes klirrten.

Wie ſie den hübſchen ſonnengebräunten Mann anſah! Ihr Buſen flog, ihre Augen blitzten, ihre langen braunen Zöpfe flatterten bald um ihre Schultern, bald umſchlangen ſie den ſchmucken Tänzer, als wollten ſie ihn auf ewig an die üppige Schöne feſſeln. Alle blickten auf dieſes Paar, alle Mädchen beneideten die Mike. Niemals forderte der „Herr“ Gensdarm eine Andere auf, ja, ſelbſt wenn er mit ſeiner Partnerin vom Tanze ruhte, ſaß er bei ihr an einem entfernten Tiſch und ließ herbeibringen, was der Wirth in Küche und Keller hatte. Den Arm um ihren Stuhl geſchlungen, ganz nahe an ſie geſchmiegt, ſaß er neben ihr, und ſie drehte an ſeinen blanken Knöpfen und ſpielte mit dem blitzenden Säbel. Das war doch ein ganz ander Ding, als mit dem Clas, dem dummen Clas, der wie ein Töffel neben ſeiner Alten ſaß und einen lächerlich dicken, rothen Kopf hatte. Der Herr Gensdarm, der war ein Mann: der wußte ihr Dinge über ihre Schönheit zu ſagen, daß ihr das Herz ſchlug vor geheimem Schrecken. —

„Fräulein“ nannte er ſie ſtets, und wenn er von ſeiner Braut dort drüben auf dem Feſtland erzählte, die eine reiche Bäckerstochter ſei, dann ſeufzte er jedesmal und drückte der Mike die Hand:

Vielleicht heirathete er ſie noch nicht, und dann — — — die Mike ſprang auf — — Kling, kling, plump, plump, trala! tönte es aus der Muſikecke heraus, und das junge Volk um ſie herum begann einen Ländler zu walzen.

„Kommen Sie, Fräulein, wollen wir ein wenig durch den Saal gehen?“ fragte der Herr Gensdarm und bot dem Mädchen den Arm, „es wird gar zu warm.“

Und ſie gingen.

Als ſie bei Clas vorbeikamen, nickte ihm die Mike zu und verzog lachend den Mund:

„Na, Clas, haſt ſchon mit Deiner Mutter getanzt?“ ſpottete ſie leiſe, und während Clas die knorrige Hand nach ihr ausſtreckte, wie wenn er ſie an ihrem braunen Röckchen zurückhalten wollte, ſchlüpfte ſie geſchickt an ihm vorüber.

Der arme Burſche ſtöhnte.

„Heiopopeio, mein ſchwarzes Hanning,“ lallte Jochen Wulkow, der ſchon ziemlich angetrunken durch den Saal wankte und ſich jetzt hinter der alten Frau auf das Fenſterbrett niederließ. „Wird ſie heirathen, der Grüne mit dem Säbel. — Sühſt Du, mein Hühning, hättſt Du auch haben können, wenn Du ihre Mutter geweſen wärſt. Aber warum haſt Du Dich Dein Jochen geheirathet!“

Die ſchwarze Hanne achtete nicht auf ihn. Sie war vor Müdigkeit beinahe eingeſchlafen und klopfte ihrem Sohn nun ängſtlich auf den Rücken.

„Nu komm, Claſing, ich bitt’ Dich, ich halt’s nicht mehr aus. Du ſiehſt doch, was das für eine Dirn’ iſt — komm mein Jüngling, komm.“

Clas reckte ſich, ſprang auf, und mit vorgebeugtem Hals ſtierte er wie toll durch den Schwarm der Tanzenden hindurch. Der Gensdarm und Mike waren ſoeben durch eine kleine Seitenthür verſchwunden.

Kling, kling, plump, plump, trala!“ jauchzte die Muſik.

„Clas, Claſing,“ rief die alte Frau, allein der Sohn hörte ſie nicht mehr. Ohne nach rechts oder links zu ſchauen, den Blick ſtier auf die kleine Thür gerichtet, drängte er ſich durch die Tanzenden hindurch, unbekümmert, ob er auch dieſem oder jenem Paare einen kräftigen Stoß verſetzte. Was galt das ihm? Nur ſehen wollte er dieſe Dirn’, die ihn ſo betrog, dieſe Mike, die ihm die letzten Groſchen aus der Taſche gelockt, und die gewiß jetzt den Gensdarm küßte, ebenſo wie ſie ihn vor wenig Tagen geliebkoſt hatte.

O dieſe Mike!

Nun ſtand er auf den ſteinernen Flieſen des Flurs, von welchem er auf die Landſtraße hinausſehen konnte. Draußen lagerte dichte, qualmige

Nacht, kein Stern blinkte herunter, nur die grüne Laterne, die ſich in ihren eiſernen Haken ächzend hin und her wiegte, verbreitete ein verſchwommenes Licht.

Aber auch dieſer trübe Schein enthüllte dem armen Clas zu viel. Umflackerte er nicht zwei eng an einander geſchmiegte Geſtalten, die miteinander koſten und ſüße Worte austauſchten? Sah er nicht, wie ſich das Haupt des Mannes neigte, wie ſich zwei volle Arme über ſeinen Nacken hoben und jetzt — —?

Ein knurrender Ruf, wie das Gebell eines gereizten Hundes erklang. Die Beiden fuhren erſchreckt auseinander, im nächſten Augenblick riß Clas das Mädchen zu ſich herum.

„Komm herrein, Mike, auf der Stell'", keuchte er, während ſie ſich ſeiner feuchten Hand zu entziehen ſuchte, und der Gendarm klirrte mit den Sporen und fragte von oben herab:

„Was wollen Sie, Mann?"

„Laß mich los, dummer Clas," rief die Mike heiſer dazwiſchen und fuhr ihm mit ihren Nägeln über die Hand, „der Herr Gensdarm wird es Dir anſtreichen."

„Aber tüchtig," beeiferte ſich der Mann der Staatsgewalt zu verſichern, und als Clas vor Wuth aufheulte und von Neuem nach dem Arm des Mädchens griff, da ſchob ihn Mikes Verehrer einfach die Treppe herunter und ſchritt dann mit dem laut auflachenden Mädchen in den Saal. Der Säbel klirrte hinter ihm her, und Clas ſtand draußen im Regen und ſchüttelte in ohnmächtiger Eiferſucht die Fäuſte.

O dieſe ſchlechte Mike, mit den vollen, weichen Armen und den rothen Lippen; wie er ſie haßte, dieſes üppige, ſchöne Weib, wie es ihn durchſtürmte in heißer, wilder — Sehnſucht.

Er ſchlich bis an die erleuchteten Fenſter des Saales und ſpähte hindurch. Dort tanzte ſie wieder dahin, den Kopf mit den krauſen Härchen an die Bruſt des fremden Mannes geſchmiegt, und die Augen, die Augen —"

Mit einem Sprung ſtand der Gepeinigte im Flur, ſtand er im Saal, ſtürzte auf ein rundes, wartendes Dirnlein zu und ſchleuderte ſie wie raſend im Tanz herum.

„Nicht mehr — nicht mehr!"

Eine Andere und wieder eine Andere, er hielt nicht an; Alles drehte ſich um ihn herum, die Wände taumelten, der Boden ſchwankte, die Muſik gellte wie ein ſchriller, wüthender Hetzruf!

„Claſing," ſchrie eine verzweifelte Stimme durch den Saal.

Ein keuchender, ſchweißbedeckter Burſche, mit wirrem Haar und ſtieren Augen, taumelte auf die ſchwarze Hanne zu und blickte ſie ungeduldig an. Das war ihr Sohn nicht mehr, das war ein wüſter, fremder Geſelle, und die Mutter durchdrang ein Alles überwältigendes Entſetzen:

„Claſing,“ ſchrie ſie auf und betaſtete ihn zitternd, „komm nach Haus, mein ſüßes Söhning, nich meinetwillen, nur Deinetwillen. Gott, Gott, Du ſiehſt aus, wie mein Jochen, als er geſtorben iſt.“

Allein der Burſche ſchüttelte mit grobem Lachen den wirren Kopf: „Ne, jetzt grad nich — nun muß ich ihr's zeigen. Geh allein zu Haus, Mutter, ich komm' nach.“

„Clas, Deine alte Mutter“. . .

„Du ſitzſt mich hier blos auf dem Halſe,“ keuchte der arme Burſche in einer Wuth, die ihm ſonſt fremd war, „geh' auf der Stell', hörſt Du's.“

Die Alte wollte ſich bezwingen, weil die Nachbarn ſchon tuſchelten und raunten, aber nach dieſen Worten begann ſie krampfhaft zu ſchluchzen:

„Claſing, wenn Du nun — —“

„Geh' auf der Stell',“ ſchrie der Gereizte dunkelroth vor Scham und ſchoß davon, bevor die Hanne den erhobenen Arm noch ſinken laſſen konnte.

Kling, klin, plump, plump, trala!“ jubilirte es um ſie herum.

Da ging die Alte.

Als ſie wie erſtarrt in die Nacht, in den Regen hinausirrte, ſchlich etwas unbemerkt hinter ihr her, eine ſchwere Hand ſenkte ſich plötzlich auf die Schulter der Erſchreckten herab, und Jochen Wulkows gebrochene Stimme ſagte mit rauhem Mitleiden:

„Sei nicht traurig, mein ſchwarzes Hanning. Eltern ſein is nich leicht — denn ſüh mal, meine Mike is mich auch nich gerathen, und ich lieb ihr doch, Kinder ſind mal Kinder.“ — Der alte Wulkow ſtreichelte ſeiner Gefährtin die verrunzelte Wange.

„Bei die Geſchicht',“ ſchloß er raſch, „fällt mich ümmer Dein verſtorbener Jochen ein. Denn nämlich Deinem Jochen hatt' ich mal einen ganzen Thaler gepumpt, und er wollt' mich eine Verſchreibung darüber geben; aber da ſagt' ich ihm: „Ne, Jochen, giebſt Du's zurück, ſo is es gut, un giebſt Du's nich zurück, ſo is es auch gut; und ſühſt Du, Hanning, ſo is es genau bei die Liebe der Kinder zu uns. Geben ſie es zurück, ſo is es gut, und geben ſie es nich zurück, ſo muß es auch gut ſein.“

Mall-Johann ſchwieg, der Nebel wogte auf und ab, und die Alte weinte.

⁂

Kaum hatte die Hanne den Tanzſaal verlaſſen, ſo öffnete ſich noch einmal die Thür, und der Herr Gensdarm Arm in Arm mit der Mike traten auf den Flur hinaus. Ihnen voran ſchritt diesmal der Wirth und trug ein brennendes Licht in der Hand. Er hatte den Herrn Gensdarm gebeten, das Nachtquartier, welches für ihn vorbereitet war, in Augenſchein zu nehmen, denn der Wirth gab etwas darauf, mit dem grünen Machthaber auf beſtem Fuße zu ſtehen. Vor einer offenen kleinen Kammer machte er Halt und leuchtete mit dem Licht hinein. Der trübe Kerzenglanz flackerte über ein großes Bett mit mächtigem, roth und weiß geblümten Gedeck, ſowie über einen braunen Tiſch und ein paar grobe Stühle.

„Iſt es zu Ihrer Zufriedenheit?“ fragte der höfliche Führer mit einer plumpen Handbewegung, und als ihm ſein gefeierter Gaſt nach einem flüchtigen Blick verſicherte, daß „Alles in Ordnung“ wäre, zog er ſich mit einem breiten, ſchmunzelnden Grinſen zurück.

Die Beiden waren allein. In der offenen Kammer flackerte die Flamme des Lichtſtümpfchens hin und her, von draußen ſickerte der Regen über das niedrige Fenſter, ſonſt war Alles traulich und ſtill. Und plötzlich ſchlang der Gensdarm ſeinen Arm um das junge Weib und preßte ſie an ſich, daß ihr der Athem verging.

„Sie paſſen nicht unter die Bauern, Fräulein,“ brachte er ſtürmiſch hervor, während er ſie küßte, „ich liebe Sie und ſchwöre Ihnen ewige Treue — mein ſüßer Schatz, nicht wahr?“

Sie zitterte in ſeinen Armen; das nahm ihm alle Beſinnung. Mit kecker Gewalt griff er ſie an, und hob ſie über die Schwelle des Zimmers, faſt bis an den braunen Tiſch. „Biſt Du mir auch ein wenig gut?“ fragte er und klopfte ihr verliebt die Wange; allein die Mike macht ſich frei und ſchlug die Augen nieder, daß nur noch die langen, ſchwarzen Wimpern ſichtbar waren.

„Sie haben doch drüben eine Braut?“ fragte ſie mit ſeltſamem Ton.

„Ja — allerdings.“ Der Gensdarm klirrte mit den Sporen und zupfte an ſeinem Bart; „aber ich liebe nur Dich, Schatz,“ fuhr er mit erzwungenem Lachen fort. Und wie wenn er von dieſem Geſpräch abkommen wollte, umſchlang er ſie von Neuem und ſuchte ſtürmiſch ihre Lippen. Doch diesmal ſchnellte die Mike kräftig empor, ein kurzes Ringen entſtand, dann war ſie frei. Ihr Blut ſiedete, der Buſen flog, zum erſten Mal war heiße, wilde Leidenſchaft über ſie hereingebrochen.

„Es is ja Alles blos dummes Zeug,“ ſtieß ſie mit zurückgehaltener Gluth hervor, — denn — denn heirathen wollen Sie mich hinterher doch nich??“

Es war eine Frage, ſo voll von Angſt, Drohung und zitternder, ſinnbethörender Begehrlichkeit, daß der hübſche Mann in der grünen Uniform dem ſchwankenden Weibe rathlos gegenüberſtand. Ein Wort, ein einziges, und dieſes ſchöne Weib, über deſſen Wangen Schauer auf Schauer jagten, war ſein in ſeliger, ſündhafter Luſt. Noch ſtand er und ſann. Im nächſten Augenblick jedoch ſiegte in dem gedienten Soldaten die militäriſche Ehrlichkeit. — Tief ſeufzte er auf und hob den Finger mit dem ſchmalen Goldreif empor:

„Ja, wenn ich den Ring nicht bereits hätte,“ murmelte er verwirrt, — „und dann die Verhältniſſe, das leidige Geld —“

Weiter kam er nicht. Er ſah nur noch ein paar funkelnde Katzenaugen vor ſich aufglühen, der volle Arm, den er ſo oft bewundert, hob ſich gegen ihn, und ein kurzes, klagendes Lachen wurde laut. Dann war die Stelle leer, wo ſie geſtanden.

Digitized by Google

„Teufel von einem Weib," murmelte der Gensdarm verblüfft und warf den Säbel wüthend in eine Ecke, „warum mußt' ich ihr auch Alles gleich auf die Naſe binden. Aber der Henker ſoll mich holen, wenn ich noch eine Minute in dieſem Loch bleibe," ſchimpfte er und ſchnallte ſich wieder den Säbel um.

„He — Wirth — heda!" ſchrie er ſchallend in den Gang hinaus. — „Wo bleibt der Kerl?"

Im nächſten Augenblick ſtand der athemloſe Wirth vor ihm und erhielt den Auftrag, ſofort das Pferd des Gensdarmen aus dem Stall zu ziehen.

„Wat?" ſtammelte der dicke Mann, der ſich die plötzliche Willensänderung des Machthabers nicht erklären konnte. „Wat? Jetzt in die Nacht hinaus — — —"

„Haltet Euer Maul," befahl der Gaſt aufgebracht, und als der Wirth kopfſchüttelnd verſchwunden war, ſchritt der Gensdarm dröhnend vor der Saalthür auf und ab.

Drinnen war die Muſik verſtummt, undeutlich drang ein Gewirr von Stimmen heraus, und zuweilen hörte man das Klirren von Flaſchen und Gläſern. Ganz deutlich glaubte der Harrende auch Mikes wohlklingende Stimme zu vernehmen, und plötzlich hatte er die Klinke der Thür in der Hand und trat klirrend herein. Seine ſcharfen Augen ſuchten und fanden ſofort die Mike. Dort drüben an dem Ecktiſch ſaß ſie und neſtelte verſtimmt an ihren Flechten. Ihr gegenüber hockte Clas, den dicken Kopf in die Hände geſtemmt und die großen, waſſerblauen Augen ſtarr auf den Tiſch gerichtet. Die Beiden ſchienen noch mit einander zu ſchmollen. Von Tiſch zu Tiſch aber wanderte ein verwachſener kleiner Hauſirer, der in einer breiten Lade allerlei Tand- und Schmuckgegenſtände zum Verkauf bot. „Für das ſchöne Fräulein vielleicht ein Kreuz?" flüſterte der kleine Mann mit heiſerer Stimme und ſchlich an Clas' Seite, „ich habe auch Armbänder und Korallenbroſchen, Pomade, ſilberne Ohrringe, Haarbänder, ſeidene Tücher; aber das Schönſte iſt das Kreuz, ganz aus großen Perlen."

„Brauch' nichts," murmelte Clas.

Da griff eine Hand in den Kaſten hinein und hob ein Armband in die Höhe: „Wieviel? forſchte die Stimme des Gensdarmen, der den erſchreckten Hauſirer vom Kopf bis zur Zehe muſterte.

Der kleine Mann warf ſcheue Blicke um ſich und begann zu ſtottern: „Für jeden Anderen einen Thaler," ſtammelte er und verbeugte ſich tief vor dem Beamten, für den Herrn Gensdarm jedoch nur 10 Groſchen."

„Hier!"

Der Gensdarm warf ein Geldſtück in die Lade und legte dann das Armband aus unechten Korallen vor die Mike auf den Tiſch.

„Zum Andenken," ſagte er läſſig, obwohl er begehrlich auf ihren glatten, braunen Nacken herabſah, „zur ewigen Erinnerung, Fräulein."

Doch das Mädchen rührte ſich nicht, nur das Haupt hob ſie unmerklich und blickte fragend zu Clas herüber. Und dieſer eine Blick durchglühte den armen Menſchen wie ein heißer, berauſchender Trank. Welche ſeltſame Anreizung lag in dieſem Blick, welche neckiſche Vertraulichkeit; ſchien er nicht zu ſagen: Ich habe Dich ja lieb, viel lieber als den aufgeblähten Soldaten. Komm, Clas, komm, laß ihm nicht das letzte Wort!?

„Nein, und er wollte auch dem grünen Laffen dieſes üppige, braune Weib nicht laſſen — ne, ne!

Gluthroth ſprang er auf, ſtürzte den Reſt des Branntweins herab und fuhr ſich haſtig in die Taſchen.

Sie waren leer.

„So nehmen Sie doch, Fräulein!“ drängte auf der anderen Seite ſein Feind, und diesmal wagte er es wieder, den weichen, runden Arm der Mike zu ſtreicheln.

Clas ſtürzte davon, auf den Schenktiſch zu, hinter dem der Wirth ſtand, und im nächſten Augenblick lag eine große ſilberne Uhr in dicker Nickelſchale auf dem Tiſch.

„Hier — auf die Uhr — zwei Thaler“, keuchte der Burſche flüſternd — „ſie is von meinem Vater, fix, Chriſchan, fix.“

Der Wirth ſchüttelte den Kopf, brummte etwas und ſchob die beiden Thalerſtücke dem Aufgeregten in die breite, zitternde Hand.

„De oll Verſchwender,“ grollte er hinter ihm her.

Clas aber ſtand längſt neben dem Hauſirer und taſtete wie irr und trunken in der Lade umher:

„Hier dies Kreuz,“ empfahl der Händler dringend, „lauter venetianiſche Perlen, junger Herr. S'is wie gemacht für's Fräulein Braut, mit der Kette zuſammen koſtet's nur einen Thaler.“

Keine Antwort, aber der Thaler flog in die Lade, mit zitternden Händen legte der plumpe Burſche ſeiner Schönen die Kette um den Hals, und die Beſchenkte ſprang auf und warf ſich ihm vor aller Augen an die Bruſt.

„Wie gut Du biſt, Clasing,“ brachte ſie überſtürzt hervor, und es war, als ſpräche ſie wie von einer unheimlichen Macht getrieben: „Jetzt ſind wir Braut und Bräutigam. Und morgen ſchenkſt Du mir einen Ring, nicht wahr?“

„Alles, was Du willſt, Miking,“ ſtammelte Clas faſſungslos, und der Hauſirer holte ſchmunzelnd zwei ſchlecht vergoldete Meſſingringe aus ſeinem Kram hervor und rieb ſie mit einem Lederlappen blank.

„Was ſoll das?“ fuhr ihn der Gensdarm an, der das Letzte mit kaum zurückgehaltener Wuth beobachtet hatte, „was machen Sie da?“

Der verwachſene, kleine Mann knickte zuſammen: „Ich habe auch Ringe für Brautpaare“, hauchte er demüthig und ſtarrte den Machthaber hilflos an. „Ich bin ein armer, alter Mann, der — —“

„Aha! Ich dacht mir's ſchon“, lachte der Gensdarm, „alſo keinen Gewerbeſchein? Na, dann weiter keine Umſtände — vorwärts, Mann!“

Digitized by Google

Klirrend eskortirte er ſeinen Gefangenen bis zur Thür, bevor er aber völlig verſchwand, wandte er ſich noch einmal und herrſchte den Wirth hochfahrend an:

„Die Tanzerei und das Geklimper muß aufhören. Bis zwölf Uhr habt Ihr nur die Erlaubniß, merkt Euch das! — He vorwärts.“

Die Thür fiel ſchallend in's Schloß, und bald darauf hörte man die Hufſchläge eines trabenden Roſſes. Seufzend packten die Muſiker ihre Inſtrumente ein, denn die armen Tröpfe hatten um's liebe Brot aufgeſpielt, und die aufgeſtörten Gäſte gingen mißmuthig ihrer Wege, in's Dorf, in's Elend hinein. Clas und die Mike waren unter den Erſten, die da gingen. Draußen wogte noch immer der Nebel, rieſelte noch immer der troſtloſe Regen herab und ſetzte ſich in tauſend kleinen Perlen auf die Kleider und Haare der Wanderer. Beide aber achteten nicht darauf. Clas ſtarrte unverwandt auf das Perlenkreuz, das auf ihrer jungen, athmenden Bruſt ruhte, und der Mike tönte und ſang beſtändig etwas im Ohr, ein Laut wie Säbelgeraſſel und Sporengeklirr. Das bethörte ſie, machte ihr Blut rauſchen, ihren Athem fliegen, und wie in auflodernder Verzweiflung umſchlang ſie ihren plumpen Liebſten plötzlich und hob ihre heißen Lippen zu ſeinem Ohr.

„Clas.“

„Mike, Miking.“

„Biſt mir gut, Clas?“ flüſterte ſie mit wilder, widerſpruchsvoller Angſt. Er ſtürzte auf ſie zu, aber er rührte ſie nicht an. Noch immer ſtarrte er wie gebannt auf das kleine Kreuz, das ſich immer raſcher, immer raſcher hob und ſenkte. — Wollte ihm der Gensdarm noch nicht aus dem harten Kopf, ſtieg noch einmal das warnende Bild der alten Mutter vor ihm auf?

Doch wie wenn ihn das zuſammenſchauernde Mädchen errathen hätte, flüſterte ſie zerknirſcht: „Ich wollt' Dich ja blos eiferſüchtig machen. Komm, Claſing, ſei wieder gut.“

Sie ſtanden jetzt vor Jochen Wulkows alter geborſtener Lehmhütte Alles war dunkel, nichts rührte ſich drinnen.

„Schläft er ſchon?“ fragte Clas ſchwerathmend, und Mike ſchüttelte den Kopf und antwortete flüſternd: „J wo, Sonntags Abends läuft er immer nach Rohrdorf 'rüber und kommt erſt gegen Morgen zurück. — „Na, gute Nacht, Clas.“

Sie ſtreckte ihm langſam die warme Hand entgegen und blickte mit ihren eigenthümlichen, durch die Nacht leuchtenden Augen zu ihm herüber.

Da war's um ihn geſchehen.

Rings rauſchte der Regen herab, qualmige Dünſte ſtrichen vor dem müden Winde her, und das geborſtene Dach der verfallenen Räucherhütte barg zwei junge, verlorene Menſchenkinder — —“

Drittes Capitel.

Es war früh am Morgen.

Hinter dem bleigrauen Gewölk ſtand noch der Mond, und ſein trübes Licht glitzerte merkwürdig in den großen Waſſerlachen der Dorfſtraße wieder. Tief unten, wo ſich ſonſt das ewig bewegliche Meer dehnte, lagerte ein unheimliches, ſtarres, undurchſichtiges Nichts. Himmel, Waſſer und die nahe grüne Küſte, Alles ſchwärzlicher, verſchwommener Dunſt, ein unbewegliches, entſetzliches Nichts.

Um dieſe Zeit ſchritt die ſchwarze Hanne aus ihrem Häuschen heraus und näherte ſich einer kleinen, halbverfaulten Holzpumpe, aus der die Dörfler ihr Trinkwaſſer ſchöpften. Und ſo dicht wirrte der Nebel um ſie herum, daß die alte Frau garnicht die andere weibliche Geſtalt bemerkte, die bereits neben der Pumpe die Herankommende zu erwarten ſchien. Erſt, als die Hanne ihren Eimer an den Eiſenriegel gehängt hatte, fiel ihr Blick auf das dürftige, ganz in Lumpen gehüllte junge Weib, und ſie nickte ihr wortlos zu. Auch die Andere blieb ſtumm, und erſt als der Eimer gefüllt war, half ſie der Hanne beim Herabnehmen und blieb dann vor ihr ſtehen:

„Hanne, ich hätt' 'ne Bitt' an Dich.“

Die Alte ſchüttelte ein wenig den Kopf: „Was is es denn, Lieſe?“ murmelte ſie niedergeſchlagen.

„Leih' mich ein Bischen Milch,“ bat die Jüngere, es is für das Kleine, ſonſt geht es drauf, das arme Würming. Ich habe nich ein Stückchen Brot im Haus, und mein Mann liegt nun all die drütte Woch'.“

Das bleiche, abgemagerte Weib fuhr ſich mit dem Arm über die Augen und weinte. Die Alte hob den Eimer in die Höhe: „Das arme, arme Jöhr,“ ſagte ſie mitleidig, „aber ich ſelbſt hab' nich einen Tropfen. Es is jetzt zu ſchlimm.“ Damit wollte ſie mit ihrer ſchweren Laſt davonkeuchen, allein die verzweifelte junge Mutter hielt ſie am Rock zurück:

„Dann borg' mich Geld,“ ſchrie ſie auf, „nur ein paar Pfennig.“

Doch wieder ſchüttelte die Alte den Kopf und ſah ſtarr in den Nebel herauf:

„Nich einen Pfennig, habe ich,“ murmelte ſie ſtumpf, „wo ſoll ich auch jetzt etwas hernehmen, es iſt ja Alles aufgezehrt.“

„So, Alles?“ knirſchte die Aermſte jetzt mit hervorbrechendem Hohn. „Und Dein Clas wirft man ſo mit die Thalerſtücke?!“

„Was?“ fragte die ſchwarze Hanne, wie angewurzelt ſtehen bleibend.

„Und kauft ſo 'ner Dirn den allertheuerſten Schmuck?“ fuhr die Andere mit triumphirendem Lachen fort. „Na, aber er hat ja ſeine Schacht*) abbekommen.“

Nun wurde es der Hanne aber doch zu viel, und als noch andere Dörflerinnen hinzukamen und allerlei ſpöttiſche Redensarten gegen ſie führten, da erhob ſie abwehrend die Hand und brachte, tief in ihrer Mutterliebe verletzt, die Worte hervor: „Das is ja Alles gelogen; Ihr gönnt mir blos meinen Clas nich, weil er bis jetzt ſo gut zu mir war.“ Aber durch ihre Zuverſicht hindurch klang doch der Zweifel, und das Verlangen, die ſonderbaren Reden der Dörflerinnen verſtehen zu können, und während ſie noch einen Augenblick verweilte, ſchrieen und höhnten und lachten die Weiber alle durcheinander.

---

*) Schacht bedeutet Prügel.

„Haſt den Lärm heut Nacht nicht gehört?“ greinte die Erſte.

„Und wie Jochen Wulkow getobt hat, als er ſein Haus verſchloſſen fand, und drinnen — na, ha ha!“

Die ganze Geſellſchaft ſah ſich an, winkte mit den Händen und lachte.

„Und wie die Mike an's Fenſter ſprang, davon weißt Du auch nichts?“ fuhr eine Dritte fort, indem ſie vor Scham oder Vergnügen die Augen verdrehte, „und wie Dein liebes Söhning den alten Mall-Johann noch obendrein prügeln wollt'?“

So ging es noch eine ganze Zeit fort, und die Hanne ſtand regungslos und hörte jedes Wort mit an, jedes einzelne, das ihr in's Herz ſchnitt, bis ſie plötzlich mühſam ihren Eimer aufraffte und ganz ruhig ſagte: „Ich dank Euch, es is gut; bei Braut und Bräutjam is ſo was nich ſo ſchlimm — Adjüs.“

Das Herz brach ihr, während ſie es ſprach, zwei große Thränen rollten über ihre hageren Wangen, aber den Eimer trug ſie, ohne ein einziges Mal anzuhalten, in ihre Hütte.

Die an der Pumpe jedoch ſahen ſich verduzt an und wußten nicht, ob ſie ihren Ohren trauen durften.

„Ja, wenn es ſo is,“ räuſperte ſich endlich Diejenige, die vorhin am meiſten geſchimpft hatte, „dann is ja eigentlich — — — Sieh eins, Braut und Bräutjam,“ fuhr ſie ohne Zuſammenhang fort; „da kann man mal wieder ſehen, was für'n oll Säufer unſ' Mall-Johann is, nich?“

„Jawoll,“ ſtimmten die Anderen zu. „'N ſchändlichen Kirl.“

* * *

Als die ſchwarze Hanne ihr Häuschen betrat, war drinnen noch Alles dunkel. Clas lag in der anſtoßenden Kammer im feſten Schlummer, und die alte Frau hörte ſein ſchweres Athmen durch die Ritzen der Thür hindurch. Aber merkwürdig, heute ſetzte ſich das undeutliche Geräuſch für die Mutter in allerlei Worte und Töne um, in Sehnſuchtsrufe und Koſenamen, die nicht ihr galten, ſondern dem jüngeren, dem geliebteren Weibe.

Das war nun nicht mehr zu ändern. Achſelzuckend entzündete ſie ein kleines Talglicht und ſchlich damit in jene Ecke, wo die rothgeflammte Birkenholzcommode ſtand, die ſie als junge Dirn ihrem Jochen mit in die Ehe gebracht hatte. Und da hing er ſelbſt, ihr lieber, guter Jochen, gerade über der Commode, und obwohl es nur ein verwiſchtes, längſt verblichenes Lichtbildchen war, ſchien es der Hanne doch, als ob ſich dieſe grauen Augen belebten, als ob der breite, bartumrahmte Mund wirklich zu ihr ſpräche. Ganz nahe hielt ſie den Lichtſtumpf an das Bildchen heran und nahm mit dem Zeigefinger einen Staubfleck von dem runden Glaſe fort. Dann aber begann ſie mit dem Bild ihres Seligen Zwieſprach zu pflegen und ſchüttete vor ihm ihr ganzes Herz aus. „Mein armes Jöching,“ murmelte ſie, „als Du damals Nachts von mir Abſchied nahmſt, da verſprach ich Dir, daß unſer Clas 'n anſtändigen Menſch werden ſollt'. Und Du biſt ja nun oben, Jöching, un weißt, was ich Alles dazu gethan hab'. Er is ja auch ein herzensguter Jung, aber ſieh, Männing, da is nu ſo was in ihn gefahren, un er kann doch mal nich anders. Die Mike is ja auch eine zu hübſche Dirn, viel ſchmucker, als ich damals war, als Du mich das ſchöne Seifenherz geſchenkt haſt; und nicht wahr, Jöching, da muß man mal ein Auge zudrücken, wenn auch nicht Alles ſo iſt, als es ſein ſollte? Aber es wird ja Alles gut werden. Bitt' man recht bei den lieben Gott für unſern Clas, und wenn Du kannſt, Jöching, dann hol mich bald nach. Denn ſieh mal. Du mußt ja mit mir vorlieb nehmen, aber wenn dann die Junge kommt — — — Ach, Männing, Männing, was haſt Du Alles verſchlafen.“

Einen Augenblick ſtarrte ſie noch auf das Bild, dann löſchte ſie das Licht aus und ging langſam, jedoch entſchloſſen, in die anſtoßende Kammer.

Hier lag Clas auf ſeinem Strohſack und blickte ſich mit müden Augen um. Schon längſt war er erwacht und lag nun mit ſchmerzendem Haupt und klopfendem Herzen da, um immer und immer wieder an das ſchöne Weib zu denken, das ſein geweſen war und das er nie wieder aufgeben wollte. Da knarrte die Thür, ein ſchleppender Tritt wurde laut, ein leiſes Hüſteln, und plötzlich reckte ſich der Liegende und preßte ſeinen Kopf tief in die Kiſſen. Seine Mutter kam, ſeine alte Mutter, und etwas wie heiße, quälende Scham regte ſich in ihm, eine unerklärliche Furcht ſtieg in ihm auf, heute in dies ſchmale, durchrunzelte Antlitz zu blicken.

Unbeweglich lag er und ſchien feſt zu ſchlummern.

Allein die Alte ging nicht. Sanft legte ſie ihre zitternde Hand auf ſein Haupt' und als Clas nun ſcheu emporblinzelte, da ſprach die Mutter ernſt und feierlich:

„Steh' auf, Claſing, un hol' Deine Braut. Ich will Euch zuſammengeben un Euch ſegnen: un Dein Vating oben wird für Euch bitten.“

Ihre Stimme klang weich und freundlich, ihre Hand zitterte auf ſeinem Haar, und Clas bedeckte ſeine Augen und ſchluchzte plötzlich in wildem, unerklärlichem Weh: „Mutting — Mutting!“

Viertes Capitel.

Es war Frühling geworden.

Am blauen Himmel jagten zahlloſe, leuchtend weiße Wolken dahin und warfen auf die ſonnenlicht überfluthete Dorfſtraße ihre flüchtigen, vorüberhuſchenden Schatten. Von Bäumen und Sträuchern troff glitzerndes, duftiges Waſſer herab, und unten donnerte und brauſte das giſchtige, ſtürmiſche Meer.

Ein gelber Citronenfalter gaukelte in der lauen Luft.

Es war Frühling geworden, Frühling, und die müden, verzweifelten Augen der darbenden Fiſcher hoben ſich ſehnſüchtig dem neuen, milden Licht entgegen; vielleicht, daß es Frucht bringe, vielleicht, daß es endlich, endlich die harte Erde berſten und die goldigen Körner emporſprießen laſſe, die ihnen Brot, das köſtliche Brot ſchaffen mußten.

Welch' ein Winter war an ihnen vorübergezogen. Im tiefen Schnee faſt in ihren Hütten begraben, Froſt, Hunger und Krankheit drinnen und keine Arbeit und die tödtliche, ſchleichende Langeweile.

Jetzt wußte Clas, was es heißt, eine Familie zu ernähren. Seit Mike, das ſchöne, üppige, braune Weib in dem Hauſe der ſchwarzen Hanne waltete, war die Sorge bei ihm eingezogen. Was für Zwei nicht gereicht hatte, langte für Drei nimmermehr, er mußte ſchaffen, erwerben, verdienen, wurde ihm von der Mike geſagt — aber wie, wie?

Und dann die Mike. — Er liebte ſie ſo ſehr, dieſes ſchlankgewachſene, vollbuſige Weib. Ein freundlicher Blick aus ihren leuchtenden Augen genügte noch immer, daß er minutenlang vor ihr ſtand, und wenn er in ſtummem Entzücken ihre runden, weichen Schultern, ihre vollen Arme und die langen, glänzenden Haare bewunderte, dann konnte er auf Augenblicke vergeſſen, daß noch vor Kurzem Zank und Hader in dem kleinen Hauſe geherrſcht hatte. Er hielt es für kleine Reibereien, aber es war Haß, glühender, verborgener, wachſender Haß, der in der Bruſt des jungen Weibes gegen Clas' alte Mutter täglich neue Wurzeln ſchlug. Die Alte ſpionirte um ſie herum, die Alte verklatſchte ſie bei anderen Dörflern, die Alte aß ihr die beſten Biſſen fort, die Alte mißgönnte ihr jedes Vergnügen, hetzte den dummen, albernen Clas gegen ſie auf, den blöden Tölpel, den ſie doch nur geheirathet hatte, um frei zu ſein, frei, wie der gelbe Falter dort draußen. Die Alte zählte ihr jeden Groſchen nach, die Alte ſchleppte und rackerte den ganzen langen Tag, nur damit die Anderen ſähen, was für ein faules, unbrauchbares Ding die unerwünſchte Tochter wäre, die Alte, die Alte, o dies verhaßte alte Weib verdarb ihr die Luſt zum Athmen. Fort mußte ſie, fort, gleichviel ob verdorben oder geſtorben; und doch — es war Frühling geworden.

In der kleinen Hütte ſaß die Mike am Fenſter und flocht ihre langen, nußbraunen Haare. Vor ihr am Fenſterriegel hing ein kleiner, viereckiger Spiegel, und wenn das junge Weib ihre Arme bis hinter den Kopf zurückbog, wenn die weiten Aermel der roſageblümten Cattunjacke zurückfielen und ein Stück der glänzend braunen Haut enthüllten, dann zeigte der Spiegel das Weib in ſeiner bethörenden, ſieghaften, gefährlichen Schönheit.

Eben hob ſie den einen Zopf über die Schulter und zog am Ende ein buntes Bändchen durch, als draußen ein Aechzen laut wurde, und zu gleicher Zeit verdunkelte ſich das Fenſter. Auf der Dorfſtraße ſchlürfte die ſchwarze

Google

Hanne heran und ſchleppte auf dem Rücken einen großen Korb, unter deſſen Laſt die Alte ächzte und ſtöhnte. Die Schweißtropfen rannen ihr von der erhitzten Stirn, die ermatteten Füße ſchienen die Greiſin nicht mehr weiter tragen zu wollen.

„Mike, Mike,“ ſtieß ſie, nach Athem ringend, hervor, und als die Gerufene nicht gleich auf der Schwelle erſchien, klagte die Hanne mit der Ungeduld des Alters noch einmal: „Mike, ich kann nicht mehr.“

Clas’ Frau warf den Zopf über die Schulter zurück und erhob ſich widerwillig von ihrem Stuhl. Immer mußte die Alte ſie ſtören, immer gerade, wenn man ſie am wenigſten erwartete. Ohne ſonderliche Eile ging ſie hinaus und ſtellte ſich der Erſchöpften grußlos gegenüber.

„Was giebt’s?“ fragte ſie kurz.

„Nimm mich den Korb mit Reiſig ab,“ wimmerte die Hanne weinerlich, „o meine Schultern, wie das ſchneidet — ich muß mich mit den Ameiſenſpiritus reiben.“

Und während die Hanne ſich mit ausgeſtrecktem Arm an die Mauer des Häuschens ſtützte, hob die Mike mit jugendlicher Kraft den Korb zur Erde:

„Gar nichts,“ meinte ſie dann läſſig und ſchritt der Mutter voran in die Stube. „Aber Du biſt wohl auch wieder den weiteſten Weg gegangen?“

Die ſchwarze Hanne nickte: „Gerade durch’s Dorf,“ keuchte ſie und zog ſich ihre wollene Jacke aus. „Dort iſt’s jetzt weniger naß.“

Kaum hatte die Mutter dies hervorgebracht, ſo wurde das junge Weib blutroth und ſchleuderte den vollen Korb mit einem Stoß in die Ecke.

„Gerade durch’s Dorf,“ wiederholte ſie mit hervorbrechender Wuth, „damit Dich man ja Alle ſehen und bemitleiden — was? aber ſo machſt Du’s ja immer,“ lachte ſie laut und ging in dem Zimmer mit kurzen Schritten auf und ab, „aber das ſchaff’ ich mir anders,“ murmelte ſie kaum noch verſtändlich, „ſo oder ſo.“

Unterdeß hatte ſich die ſchwarze Hanne am Tiſch niedergelaſſen und rieb ſich den entblößten Arm, an dem ein breiter, rother Striemen ſichtbar wurde. Der Reden ihrer neuen Tochter achtete ſie dabei gar nicht. Derlei ſchien ſie gewohnt zu ſein, ja, nach einiger Zeit fragte ſie ſogar ganz freundlich: „Wo is denn der Ameiſenſpiritus, mein Döchting?“

„Weiß nich,“ warf ihr Mike über die Schulter zu.

„Aber er ſteht ja auf Deinem Schrank.“

Das junge Weib ſetzte ſeinen raſchen, herausfordernden Gang fort. „Dann hab’ ich das Zeug ausgegoſſen,“ ſagte ſie gleichgiltig, „auf dem Miſthaufen liegt’s vielleicht.“

Die alte Frau begann plötzlich zu zittern und taſtete in ihrer Aufregung krampfhaft auf der Platte des Tiſches herum. Die Falten in ihrem Geſicht wurden tiefer, die Augen traten zurück, und die Naſe erſchien ſpitz und hakenartig. Sie ſah unſchön aus, als ſie jetzt mit ſehr hoher Stimme hervorſtieß:

„Das muß Clas wiſſen, und ſobald er zu Haus kommt, werd' ich's ihm erzählen. Ne, ne, ſieh mich man nich ſo an, Clas muß Dich mal Beſcheid ſagen, daß man 'ne Mutter nich ſo rumſtößt; diesmal erzähl' ich's ganz gewiß.“

„Meinetwegen tauſendmal,“ lachte Mike ſchnippiſch. Sie blieb, während ſie es ſagte, mitten im Zimmer ſtehen und ſah die Alte feſt an. Es war ein Blick ſo lang und ſeltſam, als habe ſie eben einen ſtarken, unabänderlichen Entſchluß gefaßt. Dann ſchritt ſie ein Liedlein trillernd auf den ſonnenhellen Hofraum hinaus und ließ die aufgebrachte Hanne allein.

Ueber den grünmooſigen Zaun des Hauſes waren ein paar weiße Wäſchſtücke zum Trocknen aufgehängt, daneben bewegten ſich graue, rothe und blaue Wolllappen in dem friſchen Winde hin und her. Auf dieſe Stelle ging Mike zu und legte beide Hände auf zwei freie Spitzen des Zaunes. Eigentlich wollte ſie die flatternden, durchſonnten Leinwandſtücke herunternehmen, aber als ſich das junge Weib in der milden, erwärmten Luft ſo langſam hin und herwiegte, als der vorbeiſtreichende Frühlingswind mit ſeinem kühleren Hauch ihre Wangen erſchauern ließ, da überkam es ſie wie eine betäubende, träumeriſche Ahnung.

Gedankenverloren wiegte ſie ſich weiter; ſie wußte es ſelbſt nicht mehr.

Da klapperten undeutliche Hufſchläge die Dorfſtraße herauf, im Sonnenſchein blitzte und funkelte etwas, eine Helmſpitze wurde ſichtbar, ein ſtattlicher, grünuniformirter Reiter, und jetzt hob Mike das Haupt und legte ſpähend die Hand vor die Augen. Ihr Herz klopfte heftig, ihre Hand zitterte, der Reiter hielt gerade auf ihr Haus zu.

Alte Gedanken ſtiegen in ihr auf, der Sonnenzauber hatte es dem jungen Weibe angethan.

Ein helles Wiehern unterbrach ſie, und zu gleicher Zeit ſprang der Gensdarm vom Pferde und legte zwei Finger militäriſch grüßend an den Helm. Ein kurzer, blonder Vollbart umrahmte jetzt ſein gebräuntes Antlitz und ließ ihn noch ſtattlicher als früher erſcheinen. Ganz nahe ſtand er vor der Mike, nur der Zaun trennte die Beiden:

„Ich habe einen Auftrag an Sie,“ begann der Beamte etwas verlegen und drehte an ſeinem Schnurrbart: „Wohnt die Mutter Ihres Mannes noch bei Ihnen?“

„Ja.“

„Wie alt iſt ſie?“ fragte der Gensdarm weiter und ſchrieb Mikes Angaben mit großer Wichtigkeit in einem dicken Notizbuch nieder. Dann erkundigte er ſich ausführlich nach der Religion der Hanne, wann ſie Wittwe geworden, ob ſie oft kränklich ſei und wie groß Claſens Einnahmen wären, und machte durch dieſes geheimnißvolle Ausforſchen das junge Weib ſo verwirrt, daß ſie zum Schluß den Finger an die Lippen legte und neugierig fragte, was das Alles zu bedeuten hätte.

„Weiß ich nicht,“ antwortete der Gensdarm, das Buch ſorgfältig wieder in den Waffenrock ſchiebend: „Ich habe vom Landrathsamt den Auftrag erhalten und kann weiter keine Auskunft geben.“

Damit wollte er wieder ſein Pferd beſteigen, jedoch auf halbem Wege ſtockte er und blickte ſich verwirrt um.

Vor ihm ſtand Mike und lächelte. Sie hatte beide Hände über eine Zacke des Zaunes gebettet; auf die Spitzen ihrer Haare warf das Sonnenlicht einen glitzernden Blüthenſtaub, ſie ſchien ihm noch ſchmiegſamer, noch ſchöner, als vor Jahresfriſt.

„Nun?“ fragte ſie leiſe, als ob es ihr an Athem fehle, „ſchon verheirathet?“

„Nein.“ Er blieb wie angewurzelt an ſeinem Platz und blinzelte mit verlegener Bewunderung zu ihr herüber.

Seit ſie das Weib eines Anderen war, ſchrieb ihm ſeine ſoldatiſche Ehrlichkeit eine ſcheue Ehrfurcht gegen ſie vor, und doch — — — ein unbeſtimmtes Gefühl hielt ihn zurück.

„Nein, ich bin noch nicht verheirathet,“ fuhr er ohne Ueberlegung fort, „meine Braut iſt kränklich. — In acht bis zehn Wochen vielleicht.“

„So, ſo,“ murmelte die Mike mit eigenthümlichem Ton, „das iſt ja ſehr ſchön,“ und als der junge Mann eine Bewegung des Abſchieds machte, ſtreckte ſie ihm über den Zaun fort langſam die Hand entgegen. Es war eine weiche, warme Hand, und als der junge Mann ſie widerſtrebend berührte, da durchſtrömte ihn etwas wie Furcht und ſeltſames, nachzitterndes Wohlbehagen.

„Können Sie mich nicht ſagen, was es mit der Mutter auf ſich hat?“ ſchmeichelte die Mike und beugte ſich noch weiter über den Zaun. Seine Hand ruhte noch in der ihren, und er gab unſicher zurück: „Heut Nachmittag vielleicht, wenn's mir möglich iſt.“

„Ja, heut' Nachmittag, ich möcht's gar zu gern wiſſen.“

„Nun, dann ſpreche ich noch einmal vor — Adieu.“

Mit einem Sprung ſaß er wieder auf ſeinem Roſſe und ritt im Trab von dannen. Sein Helm blitzte in der Morgenſonne, der Säbel prallte unaufhörlich gegen das wohlgenährte Thier, und die Mike ſchickte ihm einen langen, prüfenden Blick nach. Als ſie dem Hauſe zuſchritt, lächelte ſie wieder.

⁂

Gegen Mittag kehrte Clas in ſeinen großen Waſſerſtiefeln von der See zurück, und warf ein paar feuchte, ſtarkduftende Netze wortlos in eine Ecke.

„Wieder nichts?“ forſchte die Alte ängſtlich, während Mike ſchweigend am Fenſter lehnte.

Clas ſetzte ſich auf die Ofenbank und zog ſich ſchwerfällig die Stiefeln aus. „Ne," ſagte er nach einer Weile finſter, wir haben nach den Lachs angelt, aber er kommt dies Jahr nich oben, nich ein einzigſter — Ich weiß nu bald nich mehr."

Eine bange Stille trat ein, keiner wagte ſie zu unterbrechen. Dann hob Clas den plumpen Kopf und ſah nach ſeinem Weibe, das unverwandt auf die helle Dorfſtraße hinausblickte. Unwillkürlich ſeufzte er tief auf und ſtrich verzweifelt über die grünen Kacheln des Ofens. — — — Keiner hatte ein ſo ſchlankes, begehrenswerthes Weib, wie er; ſie hätte ſo glücklich mit ihm werden können, da zog die Noth ein und ließ es zu keiner rechten Liebe kommen.

„Mike," rief Clas halblaut vor ſich hin, „Du haſt mich noch nich mal Dein liebes Händing gegeben."

„Na, ſie weiß auch woll warum," grollte die ſchwarze Hanne, die für das ärmliche Mittagsmahl ein paar irdene Näpfe auf den Tiſch ſtellte. „Sie war wieder ſo ſchlecht zu mich, Claſing, und dabei bin ich jetzt ne kranke, alte Frau, die nich mehr arbeiten kann."

„Auch das noch — Clas kratzte ſich verdrießlich hinter dem Ohr und ſchlich auf den Socken zu ſeiner Frau: „Ihr ſollt Euch doch vertragen, Miking," murmelte er begütigend, „die Mutter meint es doch gut mit Dich." Er wollte dabei den Arm um ihre Schulter legen, aber die Mike wandte ſich heftig ab und ſtieß ſeine Hand zurück:

„Geh' man zu Deine Mutter," ſagte ſie dann ganz ruhig, „die verdient's ja auch."

O ſie wußte, wie dieſe kühle Ruhe auf den blöden Clas wirkte!

„Siehſt Du, Claſing, ſo macht ſie's," ſtieß nun auf der anderen Seite die ſchwarze Hanne in ihrer Erregung hervor und ſuchte mit ihren grauen ebhaften Augen hilfeflehend die ihres Sohnes. Allein Clas hatte die ganze Zeit ſein junges, ſchönes Weib betrachtet und knurrte jetzt die Alte gereizt an: „Ach, Du haſt auch immer was, laß mich in Frieden." Damit ging er mit langen Schritten in die anſtoßende Kammer, warf die Thür hinter ſich zu und ſuchte auffallend lange nach ein paar alten Holzpantoffeln. Als er wieder hereintrat, ſaßen die beiden Frauen ſchon am Tiſch vor einer Schüſſel aufgeſprungener Kartoffeln, und Clas bemerkte, daß ſeine Mutter, ein rothes, verweintes Antlitz hätte. Das that ihm wieder leid, und als er ſich neben ihr niedergelaſſen hatte, fragte er ſie ganz freundlich: „Na, Mutting, giebt's was Gutes?"

Die Alte überwand ſich und blickte ihren Sohn vergrämt an. Aller unterdrückter Schmerz prägte ſich in ihren Zügen aus:

„Was ſoll es jetzt wohl geben?" murmelte ſie abgebrochen — „Kartoffeln, ſie langen nich mal. Und für Dich, Claſing, noch ein Stückchen gebratenes Speck." Dabei ſchob ſie ihm ſchon das knuſperige Stück herüber, und obwohl Clas den kräftigen Geruch begierig einathmete, ſagte er doch, einer plötzlichen Wallung folgend:

„Gieb's der Mike, ſie ißt's ja auch ſo gern."

Allein da kam er bei der ſchwarzen Hanne ſchlecht an: „Ne, ne," rief ſie unvorſichtig in ihrer Fürſorge, „für Dich iſt's gemacht, Claſing; — Du haſt ja die ſchwere Arbeit, Du allein und nich die — — —"

Die alte Frau ſprach ihren Satz nicht zu Ende, denn Mike erhob ſich plötzlich und ging ſchweigend zum Waſſereimer, um einen friſchen Trunk zu ſchöpfen. Aengſtlich blickte ſich Clas nach ihr um, dann warf er einen ärgerlichen Blick auf ſeine Mutter und zerſchnitt endlich das fragliche Stück Speck in drei gleiche Theile:

„So," murmelte er unbeholfen, als Mike an ihren Platz zurückgekehrt war und legte mit dem Meſſer jedem ſein Stück auf die Schüſſel. „Nu koſten wir alle mal, nich Miking?" Aber die beiden Frauen rührten das Gericht nicht an, und auch der arme Burſche würgte ſein Theil mit erkünſteltem Hunger hinunter.

Wieder wurde es ſtill, die Drei ſprachen nicht mehr miteinander. Erſt als die Alte das Geſchirr abräumte, trat Mike hinter den Sitz ihres Mannes und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Du wollteſt doch nach Rohrdorf herüber, um bei der Salzerei anzufragen, ob Sie Dich brauchen können?" meinte ſie dringlich, „willſt Du nich gehen?"

„Komm mit," bat Clas aufſpringend.

„Ne, ne, ich hab heut Nachmittag hier zu thun."

„Na, wie Du willſt, Miking," pflichtete Clas bei und klopfte ihr verliebt auf den Arm. „Du haſt Recht."

Er machte ſich wegefertig, nahm Abſchied und brach auf. Als er ſich auf der Dorfſtraße noch einmal umwandte, ſah er die Mike am Fenſter ſtehen und ihm unmerklich zunicken. Hinter ihr, ſchon im Schatten des herabhängenden Daches weilte ſeine alte Mutter, und es war, als habe ſie ihre Hände andächtig über der Bruſt gefaltet. — — — Vielleicht betete die alte Frau für ihn, vielleicht ging er endlich, endlich ſeinem Glück entgegen. So ſchritt er vorwärts, den Traum vom Glück in der jungen Bruſt und ohne eine Ahnung davon, daß er eilenden Fußes ſeinem Untergang zuſtrebe. Vor Mikes ehemaligem Heim, der elenden verfallenen Räucherhütte, traf er auf ſeinen Schwiegervater, Jochen Wulkow, der behaglich auf der Schwelle hockte und aus einer kurzen Pfeife mächtige Dampfwolken der Sonne entgegen blies.

„Wie geht's?" fragte Clas.

„Gut."

„Wieſo?"

„Na wieſo?" wiederholte Jochen und öffnete die halbgeſchloſſenen Augen, „ich hab 'ne Erfindung gemacht."

„'s iſt nich möglich," meinte der Schwiegerſohn verwundert.

„Ja, ich kann Dich nämlich jetzt träumen, was ich will,“ verſetzte das alte Menſchenkind ganz ruhig — Einmal träum’ ich Dich von das feinſte Eſſen, dann träum’ ich von einem Sack Geld, und dann bild ich mir ein, daß ich den Wirth aus ſeinem Krug herausgeſchmiſſen hab’, weil er mich nich bezahlen konnt’ — — — Kannſt Du mich einen Sechſer leihen?“ ſetzte er ſeine Erklärung gleichmüthig fort.

„Ne,“ ſagte Clas mitleidig.

„Na, denn Adjüs,“ nickte Jochen, wieder in die Sonne hinaufblinzelnd, „guten Weg.“

Mit langen Schritten eilte Clas weiter, dem Ziel, dem Glück entgegen. Schon hatte er faſt eine Stunde Wegs zurückgelegt, ſchon begann ſich die Sonne zu röthen und in zarten Nebelſchleiern zu ſchwimmen, da galoppirte ihm ein eiliger Reiter entgegen, und Clas erkannte unſchwer den Gensdarmen, welcher hochmüthig an ihm vorüber ritt. In kurzer Zeit verklangen die Hufſchläge.

„Na immer zu,“ dachte Clas heiter, „dem hab’ ich mein Miking ſchön vor die Naſe weggeheirathet.“

An dem Chauſſeegraben blühte ein Gänſeblümchen. Das pflückte der Wanderer und ſteckte es ſich an den Hut, ihm war ganz verwegen zu Muthe.

Fünftes Capitel.

Drei Stunden ſpäter ſchlich Clas denſelben Weg zurück. Es war Abend geworden, am Himmel ſtanden die Sterne, und von der See ſtürmte ein kalter Wind herauf. Der arme Burſche merkte es kaum. In ihm gährte es wie Zorn und Wuth. Alles wieder vergebens. Der Sulzer in Rohrdorf hatte ſchon vor Tagen einen Theil ſeiner Arbeiter entlaſſen und für Clas nur ein bedauerndes Achſelzucken gehabt. Der Schweiß brach dem ſtarken Geſellen aus, wenn er ſich vorſtellte, wie er die Unglücksbotſchaft den beiden Frauen mittheilen ſolle. Und dann befiel ihn eine ungeſtüme Angſt, daß ſein junges Weib dieſes jammervollen Lebens überdrüſſig werden, daß ſie ſich von ihm wenden könnte, und daß er dann über alle Maßen elend ſein würde. Und dieſes drückende Gefühl in ſeiner Bruſt wurde ſo übermächtig, daß er laut hätte ſtöhnen können.

„Vorwärts, Vorwärts,“ ſprach er ermunternd zu ſich ſelbſt. „Es is ja nur noch eine halbe Stunde!“ Keuchend ſtürmte er wieder durch die Nacht dahin. Und wieder erklang an ſeiner Seite dumpfer Hufſchlag, und als er ſich erſchreckt umwandte, da zog eine dunkle Reitergeſtalt an den rauſchenden Chauſſeepappeln entlang, ein ſchwerfälliger Körper hing faſt über den Hals des Thieres, und klapp, klapp ging es in die Dunkelheit hinein.

Clas begann es zu fröſteln, aber noch einmal raffte er ſich auf: „Es is ja alles Unſinn“, murmelte er mit klappernden Zähnen und lief in wahnſinniger Haſt vorwärts, „nach Haus, nach Haus.“

In wenigen Minuten hatte er die große Strecke zurückgelegt und ſtand bald darauf athemlos vor ſeinem Häuschen. Gott ſei Dank, es war Alles ſtill, durch das Kammerfenſter, hinter welchem er und Mike ſchliefen, drang ſchwacher Lichtſchein, und als er näher trat, ſah er durch einen Ritz der hölzernen Lade ſein Weib angezogen auf dem Bett liegen, den Kopf tief in die Kiſſen gebettet, ſodaß man nur ihren Rücken wahrnehmen konnte. Clas klopfte das Herz. Die Aermſte hatte ihn gewiß lange erwartet, und dabei mußte ſie wohl der Schlaf überraſcht haben. Mit einem Sprung ſtand der geängſtigte Mann in dem kleinen Wohnraum, ſo daß die ſchwarze Hanne, die zuſammengedrückt am Herde ſaß, einen lauten Schrei ausſtieß, und warf ſeinen Hut achtlos auf den Tiſch.

Aber weshalb fragte ihn die Mutter gar nicht nach dem Ergebniß ſeines Weges, weshalb hockte ſie dort am kalten Herde und ſchauerte unaufhörlich zuſammen?

„Iſt der Mike was?“ ſchrie Clas plötzlich in namenloſer, ihn ſchüttelnder Furcht, und ſtützte ſich taumelnd auf den Tiſch — „Mutting, is ſie — —“ Die Alte fuhr auf. Ihr Blick war gläſern, ihre Zunge ſchien im offenen, zitternden Munde erſtarrt. Dann aber brachte ſie raſch und zuſammenhangslos hervor:

„Was ſoll ihr ſein? — ne, ne, mein Söhning, ich weiß nichts — es is ja Alles gut, Alles gut, — Alles gut.“

Ihre Hände taſteten dabei krampfhaft auf dem Herde herum, erſt allmählig ſchien ſie ſich zu beruhigen.

„Mike,“ ſchrie Clas und ſprang bis an die Schwelle der Kammer, von wo er ſein hingeſtrecktes Weib wahrnehmen konnte. „Is was geſchehen?“ Sie richtete ſich auf und blickte ihn mit einem unſicheren Lächeln an. Auf ihren Wangen glühten zwei helle rothe Punkte: „Du biſt woll umſonſt gegangen?“ fragte ſie, während ihre Lippen ſeltſam zuckten.

„Ganz umſonſt, ganz umſonſt, aber hier, was iſt hier vorgefallen?“

„Hat es Dir die Mutter nich geſagt? — So, ich dachte; nun alſo — der Gensdarm war hier.“ Ihre Stimme ſchwoll dabei etwas ſtärker an, und zugleich ſprang ſie völlig vom Lager herab. Im Wohnraum lief die Hanne unterdeſſen erregt und murmelnd auf und ab, und draußen ſtieß ein kurzer Windſtoß gegen die Hütte.

Clas neigte den plumpen Kopf gegen ſein Weib und ließ ſeine Blicke unſtät in den Ecken herumirren.

„Der Gensdarm?“ murmelte er dumpf, „hier — bei Euch — bei Dich — Mike?“

„Na, warum denn nich? Er hatte einen Auftrag an uns.“

Von drinnen, wo die ſchwarze Hanne hin und her lief, tönte ein ängſtliches, ſcharfes Geräuſch dazwiſchen, wie wenn die Alte huſte oder lache. Clas achtete nicht darauf, ſondern wiederholte gleichſam, als ob er aus einem ſchweren Schlaf erwache: „Einen Auftrag? — —“

Sie ſtand ihm jetzt unbefangen gegenüber und band ihm geſchickt das wollene Halstuch feſter, das er ſich in der Aufregung herabgeriſſen hatte. „Was für einen Auftrag?“ keuchte der Heimgekehrte, von Neuem das Weib von ſich abſchüttelnd.

„Er kam wegen der Mutter.“

Drinnen lachte die Alte wieder.

„Mike!“

„Na?“

„Was war's?“

Mike wurde ungeduldig, biß ſich in die Lippen und preßte die Hände zuſammen. „Nun iſt's genug,“ rief ſie endlich mit bebender, heiſerer Stimme und wandte ihrem Manne verächtlich den Rücken. „Bringt keinen Pfennig heim und will nich mal erlauben, daß ihm Andre was Gutes in's Haus tragen.“

„Willſt Du mir es endlich ſagen?“ rief Clas ſich zurückhaltend, und in demſelben Augenblick wurde die Mike wieder ganz ernſt und erzählte mit ihrer einſchmeichelnden Stimme:

„Denk' Dir, Clas, es iſt ein großes Glück bei unſere jetzigen Verhältniſſe. Der Gensdarm brachte nämlich einen Brief von dem Landrathsamt, in welchem ſteht, daß Deine Mutter, wenn ſie will, ſofort in der Stadt in ein Verſorgungs-Spital aufgenommen werden kann. Unſer Paſtor hat wegen des großen Elends eine Eingabe gemacht, und da ſind drei Leute aus unſerem Dorf ausgewählt worden. Mein Vater iſt auch darunter. Freut Dich das nicht, daß wir endlich die große Sorg' los ſind? Ich hab mich das ſo ſchön gedacht, wenn ich es Dich erzählen könnt'.“ Sie ſtand jetzt neben ihm und berührte leiſe ſeinen Arm. Und plötzlich fuhr ihr Mann auf, ſchüttelte ſich, und zog ſie ungeſtüm an ſich. Die weichen, warmen Frauenglieder ſchienen ihn mit neuem Leben zu durchdringen: „Das is ein großes Glück,“ ſtotterte er noch halb beklommen und wandte ſich in den Wohnraum zurück. „Mutting, das is ein großes Glück.“

Die Alte antwortete nicht. Sie ſtand am Herde und wiſchte mit den Händen unaufhörlich hin und her.

„Da wirſt Du's viel beſſer haben,“ fuhr ihr Sohn, ſein junges Weib noch immer in den Armen haltend, fort.

„Und 'ne ganz andere Pflege,“ ſetzte die Mike hinzu.

„Ja, und keine Arbeit und Ruhe.“

„Laß mich bei Dich bleiben, Claſing,“ ſchluchzte eine heiſere, flehentliche Stimme, und die Hanne wandte ſich und ſtreckte dem Sohn beide Hände entgegen. Doch wie wenn er ſie nicht verſtanden hätte, ſtarrte Clas die Greiſin an, ohne darauf zu achten, daß ihn Mike heimlich in die Seite ſtieß.

„Schick' mich nich fort, mein ſüßes Söhning,“ murmelte die Mutter und ließ ſich kraftlos auf einen Stuhl nieder, „ich will ja Alles für Dich ſchaffen, noch mehr wie früher. Du weißt ja nich — — Du weißt ja nich — — —"

Die Mike regte ſich: „Nun, hab' ich Recht?" flüſterte ſie, während ihre Augen eigenthümlich zu glitzern begannen.

„Sei ſtill," kreiſchte die Alte auf und ſah das junge Weib an, daß daſſelbe zuſammenzuckte, „ſei ſtill — Du biſt an Allem Schuld, Du ſchlechtes, ſchlechtes — —". Sie ſuchte nach einem Ausdruck, ſank aber, bevor ſie ihn fand, wieder in ſich zuſammen.

Die Mike war ſchneebleich geworden und athmete ſchwer. „Und ſo was läßt Du auf mich ſitzen?" fragte ſie mit halblauter Stimme und rüttelte den Arm ihres Mannes.

„Ruhig," herrſchte Clas, ſich gewaltſam aufrichtend, und legte ſeiner Mutter die große Hand auf das Haupt:

„Mutting, Du mußt Dich das ruhig überlegen, denn füh' mal — —"

„Ach, mein Söhning, Du weißt ja nich — ich kann Dich ja nich ſagen, warum, aber es is nöthig, daß ich hier bleib'."

Er ſtreichelte krampfhaft ihre weißen Haare: „Du würdſt 'ne große Sorge von mich nehmen," ſtöhnte er in qualvollem Widerſtreit, „ich weiß ja nicht mehr, wo ich's hernehmen ſoll, und deshalb — — — Hat Dich denn der Gensdarm ſolche Furcht vor dem Spital gemacht?"

Ein unterdrückter Schrei gellte plötzlich durch den Raum. Wild, mit herunterfallenden Haaren ſprang die Mike vor den kämpfenden Mann und riß ihn in ungeſtümer Angſt herum:

„Hör' nicht auf ſie," ſtieß ſie mit zitternden Lippen hervor, „ſie will ſich blos zwiſchen uns ſtellen."

Wieder hob die Hanne das Haupt und ließ ihre grauen Augen durchdringend auf dem bebenden jungen Weibe ruhen. Dann nickte ſie mehrmals und antwortete ruhig:

„Ich hab' den Gensdarmen nich geſprochen."

Die wenigen Worte durchdrangen den plumpen Burſchen, ohne daß er wußte, warum, wie eiſige Meſſer.

„Mutting, Du haſt ihn nich — —, warum kam er denn nich zu Dich?"

Einen Augenblick ſchluckte die Alte, dann ſagte ſie mit derſelben ſtarren, hoffnungsloſen Ruhe: „Die Mike hatte mich Wäſche gegeben. Ich war unten am Strand und wuſch."

Es wurde ſtill.

Das Lichtſtümpfchen in dem zinnernen Leuchter auf dem Herde warf ſeinen trüben, gelben Schein auf ein zuckendes graubleiches Männerantlitz.

„Mike," murmelte er, „Mike."

Dann erhob er ſich, ſein Weib wich langſam vor ihm zurück, bis an die Kammer, immer die weitaufgeriſſenen, grünlich braunen Augen feſt auf ihn gerichtet. An der Schwelle aber umklammerte ſie die Thür und blieb trotzig vor ihm ſtehen.

Google

„Schlag' immer zu," ſtieß ſie mit wogender Bruſt heraus und beugte ſich vor, als habe ſie den Schlag ſchon empfangen. „Sie hat Dich richtig wieder ſo weit gekriegt mit Deiner dummen Eiferſucht. — Schlag man zu, aber das ſage ich Dich — geht Deine Mutter nich, ſo gehe ich, und wenn ich betteln ſollt'."

„Pfui," ſchrie die Hanne jammernd, „Du lieber Gott, hilf eine alte, arme Frau!"

An der Thür das junge Weib hatte die Hand vorgeworfen, als wollte ſie die Weiten beſchreiben, in die ſie hinausziehen würde. Dabei entblößte ſich ein Stück ihres vollen, glänzenden Armes, ihr jugendkräftiger Körper bebte, ihre Augen blitzten.

„Mike," ſtammelte Clas und ſank an ihre Bruſt, „biſt Du mich auch — gut?"

Sie küßte ihn und zog ihn über die Schwelle. Dann erloſch das Licht in der Kammer.

Die ſchwarze Hanne aber ſaß am Herde und ſchluchzte bitterlich.

* * *

Zwei Stunden ſpäter, es war mitten in der Nacht, ſchlich Clas wieder in den Wohnraum hinein und ſtutzte, als er ſeine Mutter noch immer am Herd ſitzend fand.

Das Lichtſtümpfchen flackerte hin und her. Es war faſt heruntergebrannt.

„Ich hab' keine Ruh'," murmelte Clas wie entſchuldigend und lehnte ſich an den Herd: „Der Wind heult ſo ſehr."

In der That, draußen ſtürmte und brauſte es, daß der Zug durch alle Ritzen der Hütte hindurchdrang und die Bewohner erfröſteln machte.

Die Frühlingsſtürme fegten über das Land.

„Mutting — Du mußt fort," ſtotterte Clas nach einer kurzen Pauſe unſicher. — „Nach dem, was heut hier vorgefallen — — —." Er wagte nicht auszuſprechen und ſchabte mit ſeinem dicken Finger an dem Lichtchen herum.

„Mein Söhning, mein armes Söhning," ſeufzte die Alte und zuckte die dürren Achſeln, als ob ſie an ganz etwas Anderes gedacht hätte.

Das Flämmchen des Lichtes flackerte von der hereinſtrömenden Luft ängſtlich hin und her.

„Sie will es durchaus," fuhr Clas mit ſichtlicher Ueberwindung fort und preßte die Fauſt gegen die Stirn. „Sie will nich mehr mit Dich zuſammen leben, nich eine Stunde, „die Noth is ja auch zu groß, und wenn ſie mich verläßt, dann, Mutting, dann — —." Der große, plumpe Mann ſchluchzte plötzlich, ein unhörbares, innerliches Schluchzen, das die rieſige Geſtalt erbeben ließ.

Und dieſes Schluchzen ertrug die Mutter nicht. Der greiſe Kopf und die Hände begannen heftig zu zittern, dann ſtrich ſie ſich über die Schürze und fragte mit trockener, gebrochener Stimme:

„Claſing — muß — muß ich fort?“

Keine Antwort.

„Und Du liebſt Deine Frau wohl mehr als mich?“

Er ſchwieg und ließ die großen Hände nicht vom Geſicht.

„Claſing, muß ich fort?“ rief die Hanne noch einmal in ihrer Herzensangſt und riß die grauen Augen krampfhaft auf.

„Ja — Mutter — es is am Beſten ſo — Du wirſt es dort auch ganz anders haben — und Jung und Jung gehört doch mal zuſammen, die Mike — vielleicht“ — Wieder verſtummte er und wandte ſein Geſicht vor innerer Scham von der Alten ab. Dieſe aber erhob ſich langſam und nickte mehrmals mit dem Kopfe:

„Schön, ſchön,“ ſagte ſie haſtig, „dann werd' ich wohl gehen müſſen. Es muß woll ſo ſein. — Schön, ſchön.“ Zitternd zog ſie ihr Tuch zuſammen und ging raſch bis zum Tiſch. Dort blieb ſie ſtehen und umfaßte ihren Sohn noch einmal mit einem einzigen angſtvollen, über alle Maßen ſchmerzlichen Blick.

„Was ſiehſt Du mich ſo an, Mutter?“

„Claſing, ach, Du weißt ja nich, ich kann es Dich ja nich ſagen —“

„Du — kannſt — mich — nich?“

„Ich hab' es Dich ja fernhalten wollen — mein armes, armes Kind: aber wenn es ſo — ne, ich weiß nichts.“

Clas wurde leichenblaß, klammerte ſich mit beiden Händen an den Herd und ſtarrte ſeine Mutter mit hervorquellenden Augen an.

„Was kannſt Du mich nich ſagen?“ gurgelte er, jedes Wort einzeln hervorſtoßend, „weißt Du was von meine — von Mike?“ — —

Es klang ſo troſtlos, daß es die Mutter unwiderſtehlich zu ihm zog. Und plötzlich ſchlürfte ſie auf ihn zu und zog ſeinen Kopf an ihre Bruſt.

„Claſing,“ tönte ihre heiſere Stimme, „vielleicht is es beſſer ſo — ich bünn ja Deine Mutter und muß Dich ſagen, wen Du lieb haben kannſt und wen nich. Ja, ich will es Dich auch ſagen,“ fuhr ſie unter Thränen fort, da Clas ſich nicht rührte: „Sie verdient es nich — ach, Claſing, wenn Du geſehen hättſt — —“

„Was, was?“

„Mein armes Kind; wie ich von der See zurückkam — in Deiner eigenen Kammer — — mit dem Gensdarm — ne, ne, faß Dich, mein Söhning.“

Ein höhniſches Lachen erklang hinter ihnen. An der Schwelle der Kammer ſtand Mike und ſtreckte den nackten Arm drohend gegen die Alte aus. Die Angſt, die ſie erfüllte, hatte ſie nicht ruhen laſſen, ſie machte jede Fiber in ihr beben, ſie malte ſich in dem verzerrten Geſicht, und ſie klang aus dem Ruf heraus, der von ihren trockenen Lippen gellte. Eine unerklärliche, raſende, irre Angſt war es, die aus ihr ſchrie.

„Alles gelogen, Clas, glaub's nich — ſie will uns blos trennen — — ich lieb' Dich, Clas, ich lieb' Dich."

Sie wollte auf ihn zuſtürzen, ſo wie ſie war, aber da, da —

War es die aufreizende Stimme, war es die allüberwältigende Wuth? Mit einem kurzen, ſtierartigen Brüllen riß ſich der arme Clas aus den Armen der Alten, vor ſeinen Augen zuckte es hin und her, ein heißer Strom ſchoß ihm brauſend durch die Kehle, er ſprang auf ſein Weib zu, packte es und grub ſeine halbgelähmten Finger brüllend in ihre entblößten Schultern.

Sie wankte, ſie ſchrie, ihr ganzer Körper krümmte ſich, und tödtlichen Haß in den grünen Augen, umklammerte ſie mit beiden Händen die auf ſie herabfallende Fauſt: „Gelogen," bettelte ſie noch einmal und drängte ſich zitternd an ihn. „Schlag mich todt — aber es is gelogen." — — Und „gelogen", flüſterte ſie noch einmal und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt. „Glaub's doch nich, Clas, glaub's nich — es wird Dir leid thun."

Ihre zitternden Hände führten die ſeinen zu ihrem Munde.

„Du trauſt alſo wirklich dieſer frechen Dirn' mehr als Deiner Mutter?" ſchrie jetzt die Alte in aufbrauſender Empörung und zerrte mit gekrümmten Fingern an ſeinem Rock, „dann biſt Du ſie werth, und ich geh' auf der Stell'."

Die Mike blickte zu ihm auf, ihre Lippen ſtammelten etwas, er fühlte ihr Herz deutlich gegen das ſeine ſchlagen, und plötzlich ein tiefer, pfeifender Athemzug, ein dumpfes Aufbrüllen und ein kurzer, gurgelnder Ruf:

„Alſo Lug und Trug?" quoll es von ſeinen Lippen, während er auf die Alte zuſtürzte.

„Claſing, ich, Deine Mutter? — — Sie hat den Gensdarm — —"

Allein die alte Frau ſollte ihre Worte nicht vollenden; Alles brannte in ihm, er ſtieß einen kurzen, heiſeren Laut aus, und mit vorgeſtrecktem Arm ſtürzte er ſich auf die wankende Greiſin.

* * *

„Clas," ſchrie die Mike entſetzt und wagte mit heimlichem Grauen den Arm ihres Mannes zu berühren.

Das Erſte, was Clas wieder wahrnahm, war das Lichtſtümpfchen auf dem Herde. Er ſelbſt hockte auf dem Eſtrich und hatte in ſeinen Händen das Haupt der alten Frau, die ſtarr und unbeweglich zwiſchen ſeinen Knieen lag. Durch ihre weißen Haare aber drängten ſich dicke, ſchwärzliche Tropfen hervor.

Die Flamme des Stümpfchens flackerte ſo ängſtlich, als wollte ſie dem bleichen Antlitz noch einmal den Schein des Lebens verleihen, doch es blieb wächſern, hart, unerbittlich ſtarr, und Clas ſtierte mit weit herabhängender Unterlippe und irrem, glanzloſem Blick auf die tief eingefallenen, geſchloſſenen Augen. Unbeweglich ſaß er da, nur wenn ihm einer der ſchwärzlichen Blutstropfen über die Finger rann, ſchüttelte er in unempfindlicher Betäubung den Kopf.

„Clas,“ flüſterte das junge Weib noch einmal, heiſer vor Angſt, ohne ſich jedoch von der Stelle zu rühren, „hör' doch, ich halt's nich mehr aus.“

Seit jenem Moment, da der Wuthſchäumende ſeine Mutter von ſich geſchleudert, und die Alte an der ſcharfen Ecke des Tiſches lautlos zuſammengebrochen, ſeit jener Zeit ſchon ſtand Mike mit weit vorgebeugtem Körper hinter ihrem Mann und wagte auch nicht durch die leiſeſte Bewegung die fürchterliche Stille zu unterbrechen:

„Clas — antwort' doch — is ſie todt?“

Er rührte ſich nicht und ſtarrte unaufhörlich auf das wächſerne Antlitz, als ſähe er es heute zum erſten Mal.

Es lag etwas Irres, Unempfindliches in dieſer zuſammengeſunkenen Männergeſtalt, und die Mike begann am ganzen Leibe zu beben.

„Ich kann's nich mehr ſehen,“ ſtieß ſie ſchaudernd hervor, „ſitz' doch nich ſo da — Clas, bring' ſie doch fort, damit man ſie hier nicht findet; Clas, Claſing, hörſt Du nich, Du ſollſt was ſprechen!“

„Mutting,“ murmelte Clas und nickte mehrmals mit dem ſchweren Haupt, „Mutting.“

Ein Windſtoß klirrte an die Fenſterſcheiben, und in demſelben Augenblicke ſtieß das junge Weib einen gellenden Schrei aus. — „Nur das nicht mehr — nur das nicht mehr.“ Der ſtumpfſinnige, nickende Mann zu ihren Füßen, die weißhaarige Leiche und in der Bruſt das zuckende raſende Herz, ſie vermochte es nicht mehr zu ertragen. Fieberhitze, Froſt und zugleich eine wahnſinnige Angſt ſchüttelten ihren Körper, und nur mit dem Hemde und einem wollenen Rock bekleidet, ſprang ſie zur Thür und ſtürmte mit nackten Füßen in die Nacht hinaus.

In dem halbdunklen Raume aber ſaß noch immer der Verlaſſene und nickte und murmelte ruhig vor ſich hin.

Unterdeſſen lief ſein Weib wie gehetzt durch die ſtille Dorfgaſſe, immer dem heranbrauſenden Winde entgegen. Erſt vor Jochen Wulkows alter Räucherhütte machte ſie Halt. Jetzt wußte ſie, was ſie vorhatte, weshalb ſie hierher geeilt. Einen Menſchen mußte ſie um ſich haben, ein Weſen das reden, toben, ſie verfluchen konnte, nur nicht allein ſein mit dem ſtummen, nickenden Manne.

Ein leichter Druck öffnete die morſche Thür der Hütte, das junge Weib drang in den rabenſchwarzen Raum hinein und riß den ſchnarchenden Alten von ſeinem Seegrashaufen empor.

„Nanu?“ räuſperte ſich Jochen Wulkow ſchlaftrunken, „nanu?“

„Ich bin's — die Mike — Vater, ich —“

„Was — was willſt Du, Miking?“

Sie warf ſich zu ihm nieder, ſchrie und flüſterte etwas und ſprang wieder empor.

„Was? was?“ fragte der Alte betroffen, der den Sinn der wirren Worte nicht begriffen hatte.

Keine Antwort. Das junge Weib war ſchon wieder zur Thür hinaus geeilt und in der Dunkelheit verſchwunden.

„’S ſtimmt was nich,“ murmelte Jochen erſchrocken, und da er gewöhnlich bekleidet auf ſeiner Seegrasſtreu campirte, ſo erhob er ſich eilfertig und hinkte ſeiner Tochter nach.

„Es wird doch meinem Hanning nichts zugeſtoßen ſein?“ dachte er, noch unterwegs, während er ſich die offene Jacke feſt zuſammenzog. Nach wenigen Secunden ſtand er bereits vor Claſens Häuschen, fand jedoch die Thür feſt verriegelt, und erſt nach wiederholtem Pochen wurde ihm von Mike vorſichtig geöffnet.

Mall-Johann hatte am Abend vorher der Flaſche lebhaft zugeſprochen. Allein der Anblick, der ſich ihm jetzt bot, nahm ihm den Rauſch und ließ ihn erſtarren. Zuerſt blieb er ruhig an der Schwelle ſtehen und wiſchte ſich mit der Hand zwei große Thränen ab, die über ſeine gebräunten Wangen herabrannen, dann aber jammerte er laut auf, warf ſich neben der alten Frau nieder, ſprang plötzlich wieder zur Höhe und ſchüttelte Clas am Arm; jedoch der am Boden Hockende ſchien gar nichts von ſeiner Anweſenheit zu merken, und erſt als der Eindringling Miene machte, die hingeſtreckte Geſtalt vom Boden aufzuheben, ſchüttelte Clas mit dumpfem Murren das Haupt.

„Laß Vatern,“ rief Mike, flehentlich gegen ihren Mann die Hände ringend, „er ſoll ſie fortſchaffen, damit man ſie hier nicht findet.“

Wieder derſelbe dumpfe Laut, ähnlich dem zornigen Knurren eines Raubthieres, dem man die Beute entreißen will.

„Was?“ ſchrie der alte Mann dagegen, während er Clas trauervoll in’s Antlitz blickte, „Euch ſoll ich ſie laſſen, die Ihr mein Hanning umgebracht habt? Pfui, Gott bewahr’ mich — die Mutter, die eigene Mutter. — Aber ſie lebt noch, ſie muß noch zu ſich kommen — ſie kann nich todt ſein,“ ſtieß er heftig heraus und bettete die ſtarre Geſtalt ſanft auf ſeine Arme, „und mit Euch will ich nichts mehr zu ſchaffen haben, Ihr, Ihr Mörder.“

Das war ſein letztes Wort. Dann trug er ſeine Laſt langſam zur Thür heraus. So lange er noch auf der Schwelle weilte, war Clas ſtumpf und theilnahmslos ſitzen geblieben, kaum aber fiel die Thür hinter Jochen in’s Schloß, ſo erhob er ſich ſchwerfällig, blickte erſt verwundert auf die Mike, welche vor Froſt zitternd am Fenſter lehnte, dann auf die leere Stelle, wo ſeine alte Mutter bis jetzt gelegen, und plötzlich brach er in ein markerſchütterndes Geheul aus und ſchwankte laut ſchluchzend dem Vorangegangenen nach. Die Nachtluft brachte ihn zur Beſinnung, ſie zerriß den grauen Nebel, der bis jetzt über ſeinem Gedächtniß gelegen, und mit eiſiger Klarheit trat ihm ſeine That vor Augen. Dieſes weiße Haar — dieſe Blutstropfen —. Er ſchrie, daß es weit über Dünen und Meer forthallte, und ſchlug mit ſeinen rieſigen Fäuſten ſchallend gegen ſeine Stirn.

Jochen Wulkows Hütte war feſt verſchloſſen, und obwohl Clas mit Händen und Füßen gegen ſie ſtieß, wurde ihm doch nicht aufgethan: „Jochen,“ bettelte der Unglückliche flehentlich, „nur noch mal ſeh'n.“

Wieder Alles ſtill. Aber nein, jetzt nahen Schritte. Eine gebrochene Stimme ſpricht etwas durch die Ritze der Thür. Athemlos nähert der Unglückliche ſein Ohr und lauſcht. Er will ja die Mutter nicht mehr ſehen, nur hören will er noch etwas von ihr, ihren letzten Athemzug in ſich aufnehmen, und während er ſich gegen das geborſtene Holz ſtemmt, ſpricht Jochen Wulkow von drinnen rauh und trocken ein Wort: „todt.“

Clas ſchwankt empor, der Nachtwind pfeift an ihm vorüber und wiederholt das unſelige Wort. Dann iſt Alles ſtill. —

Sechſtes Capitel.

Es war noch Nacht, als Clas ſchweißbedeckt und mit wirren Haaren heimkehrte. Die Thür ſeiner Hütte ſtand halb offen, Alles war drinnen ſo, wie er es verlaſſen, nur das Lichtſtümpfchen war herabgebrannt. Er ſetzte ſich auf den Stuhl am Fenſter, preßte die Hände zwiſchen die Kniee und ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken. In ſeiner Seele war Alles ausgebrannt und erloſchen, nur der Körper zuckte von Zeit zu Zeit krampfhaft zuſammen.

Draußen auf der gegenüberliegenden Seite der Landſtraße ſtand eine einſame Pappel, und zwiſchen ihre Zweige und Blätter hatte der Mond dünne ſilberhelle Lichtnetze aufgehängt. Das flimmerte und funkelte ſo ſeltſam, daß ſich des Einſamen Blick unwillkürlich in den magiſchen Silberfäden verfing.

Ob ſein Mutting nun auch wohl ſchon dort oben weilte, ob ſie ihn wohl ſehen könnte, wie er hier ſaß mit eiskalten Füßen und gelähmtem Herzen, ihn, der ſie vorzeitig hinaufgeſandt hatte, durch ungeahnte Wuth dazu verführt und bethört von der aufreizenden, blendenden Schönheit ſeines Weibes?

Und bei dem Gedanken an Mike begann es wieder in ſeiner Kehle zu kochen, genau ſo wie vorhin, als er den unſeligen Schlag ausgeführt. Hatte denn nicht ſeine Mutter, ſeine liebe, alte, todte Mutter eine entſetzliche Anklage gegen ſie erhoben? — Aber nein, die Alte hatte hierin gelogen, er wußte es ganz gewiß. Die Mike liebte ihn ja, und das Herz ſchnürte ſich ihm darüber zuſammen, daß die Folgen ſeiner That ihn nun auf ewig von ihr trennen ſollten. Ein ganzes Leben lang eingekerkert, hinter Mauern, hinter eiſernen Stäben, und ſie vielleicht herumgeſtoßen, mißbraucht, geſchändet —“

Er wühlte ſich in den ſchweißnaſſen Haaren und ſchrie in tödtlicher Angſt laut auf: „Mike — Miking, komm zu mich.“

Ein Geräuſch entſtand.

Aus der Ecke, in welcher ſeine Mutter ſtets geſeſſen, erhob ſich eine Geſtalt und kam langſam näher. Das Mondlicht zitterte über ein ſchneebleiches Antlitz.

„Mike,“ ſchrie der Verzweifelte, „haſt Du die ganze Zeit dort geſeſſen?“

„Ja, ich hab' auf Dich gewartet.“

„Mike, komm zu mich.“

Sie rührte ſich nicht.

„Ich will Dein Händing faſſen,“ rief Clas flehentlich, ich muß ja fort von Dich, ich muß ja fort.“

Es war, wie wenn ein Schreckensruf über ihre Lippen gedrungen wäre, aber ſie zitterte nicht und reichte ihm ihre kalten Finger. Sie war noch bläſſer geworden, ihre Augen hielt ſie halb geſchloſſen.

„Wenn ich Dich nun nich wiederſeh',“ begann Clas dumpf und zermalmte faſt ihre Hand, „Miking — Miking — ich — hab Dich zu lieb gehabt —“

Ein bitterliches Schluchzen erſtickte ſeine Worte, und ſeine feuchte Stirn ſank auf ihre Hand herab.

Mike antwortete nicht. Erſt nach geraumer Zeit fragte ſie mit heftiger, vor Entſetzen heiſerer Stimme:

„Werden ſie Dich feſtnehmen?“

Clas nickte.

„Und mich — auch?“

„Ne, Miking, Dich nich, Dich nich, beruhig' Dich man, Du zitterſt ja ſo, Du arme Dirn,“ murmelte Clas und zog ſein Weib zu ſich herab. Noch in ſeinem Unglück ſuchte er nur ſie zu tröſten. Sie lag jetzt vor ihm, wie vernichtet und entkräftet, nur die grünlich-braunen Augen glitzerten und glühten in ſichtlicher Seelenangſt zu ihm empor.

„Und vor Gericht werden ſie Alles ausforſchen?“ fragte ſie mit bebenden Lippen, auch die Geſchicht' von dem Gensdarm und mir?“

Clas ſchwieg.

Plötzlich aber packte er ſein Weib an den Schultern, überwand ihr Sträuben und zerrte ſie in ausbrechender Verzweiflung an ſeine Bruſt:

„Is es wahr?“ heulte er, dem ſchwerathmenden Geſchöpf ſtier in's Antlitz ſehend, „is es wahr?“

Die Geängſtigte ächzte, krümmte und wand ſich, aber er preßte ſie, als wollte er ſie an ſeiner Bruſt erdrücken. Die Luft ſtockte ihr, und in ihrer namenloſen Todesangſt ſchlang ſie die Arme um ſeinen Hals und biß faſt in ſeine breiten, glühenden Lippen:

„Es is ja nich wahr, Claſing," ſtieß ſie gurgelnd hervor, „ich bin unſchuldig, ich lieb' Dich, Clas, ich lieb' Dich."

Tief athmete er auf, und ſie fiel wie ein ſchwerer, lebloſer Gegenſtand aus ſeinem Arm und blieb zuſammengekrümmt vor ihm liegen.

„Miking," ſtöhnte er erleichtert, „ich wußt' es ja, mein ſüßes Miking."

Eine lange Zeit blieb Alles ſtill, endlich erhob ſich das junge Weib und ſtrich ſich in tiefen Gedanken das Haar zurück.

„Gehſt Du ſchon heut' Morgen aufs Gericht?" forſchte ſie nach langem Zögern. Er warf einen erſchreckten Blick auf ſie, nickte und ſank wieder in ſich zuſammen. Abermals daſſelbe bange Schweigen, dann ſpähte Mike auf die ſich erhellende Dorfſtraße hinaus und ſagte kurz und entſchloſſen: „Ich werd' mich anzieh'n und Dich begleiten; wart' auf mich."

Ohne ſich noch einmal umzuwenden, eilte ſie in ihre Kammer und ſchloß die Thür.

Clas war wieder allein.

Stunde auf Stunde verging, es begann zu dämmern, am Himmel erloſchen die Sterne, der Mond verſchwamm, durch die Zweige der Pappel rauſchte der Frühwind und weckte ein Blaukehlchen, das leiſe zu zirpen anfing, und auf den Scheiben des kleinen Fenſters zitterte ein ſchwächlich-röthlicher Schein. Das erſte Sonnenroth.

Clas fuhr auf, die Augen brannten ihn, es war Zeit, die Mike abzuholen. Als er die Thür öffnete, verſuchte er zu lächen; ſie ſollte nicht merken, wie ihm das Herz brach.

„Mike!"

Keine Antwort.

Er rieb ſich die Augen und blickte ſich in der leeren Stube um.

Sollte ſie noch einmal fortgegangen ſein? — Ungeduldig trat er an's Fenſter und wunderte ſich, daß es nur halb angelehnt ſei. Auf dem Fenſterbrett lag ein Stück groben Papiers, mit großen, ungeſchickten Buchſtaben beſchrieben, und als es Clas in die Höhe nahm, erkannte er ſofort, daß es Mikes Handſchrift trug. Halb willenlos hob er es dicht vor ſeine Augen und buchſtabirte ſich jedes Wort einzeln vor:

„An meinen Mann Clas.

„Wart' nich auf mich. Ich hab's gethan und will nich erſt vor die Richter. Warum haſt Du mich auch durchaus heirathen gemußt? Du biſt gar kein Mann und hätteſt bei Deine zänkiſche Mutter bleiben ſollen. Den Jandarmen lieb ich auch nich, aber er is doch was ganz anderes. Kümmer Dich nich mehr um mich. Ich lauf in die Stadt und komm nie wieder.

Mike."

Als Clas den Brief zu Ende geleſen hatte, legte er das Blatt wieder auf das Brett und begann ſeltſam zu grinſen. Der Schlag traf ſo ungeheuer, daß ſeine ſchwachen Sinne das Letzte nicht mehr zu Ende zu denken vermochten. Nicht einmal ein Stöhnen drang über dieſe geſchloſſenen Lippen, nur grinſen konnte er, grinſen, und ſeine Wangen ſchienen in dieſem fürchterlichen Grinſen zu erſtarren. Dann fiel er auf das Bett nieder, wühlte ſich in die Kiſſen ein, und von Zeit zu Zeit ſtieß er einen grauenvollen Schrei aus: „Mutting, Mutting.“

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Erſt als es taghell in dem kleinen Raum geworden, raffte er ſich auf und blickte mit dumpfem Entſetzen in den leeren, ſonnendurchleuchteten Wohnraum hinein. — Die Mutter fort, die Mike fort, nur er hockte noch hier, ganz allein, ganz allein. Und was wollte er noch hier? Auch er mußte ja fort ziehen, erwarteten ihn nicht bereits die Richter und die Vergeltung?

Keinen Aufſchub mehr.

Mit wilder Haſt riß er ſeine Mütze vom Nagel und ging Schritt vor Schritt zu dem kleinen Hauſe hinaus. Als er die Thür zuſchlug, lief ihm eine dicke Thräne über die Wange. Doch er war nicht unbemerkt geblieben. Dicht vor ihm, an der Pumpe, ſtand Jochen Wulkow und ſchien gerade damit beſchäftigt, eine kleine Schüſſel zu reinigen, aus welcher er hellroth gefärbtes Waſſer herabgoß.

„Du,“ rief der alte Mall-Johann geheimnißvoll, „komm mal her, Patron.“ Und Clas ſchwankte heran, mit einer Scham, mit einer Seelenpein, als ſei dieſer verachtete Dorfſpaßmacher ſein mächtigſter, unerbittlichſter Richter.

„Jochen,“ ſchluchzte er, „als er ihn erreicht hatte und fiel ihm um den Hals. „Jck bünn nich ſo ſ'lecht, als Du glaubſt, nich ſo ſ'lecht, nicht ſo furchtbar ſ'lecht.“

„Na, denn is gut,“ keuchte der alte Mann, ſich mühſam von der Laſt befreiend, „und nun hör' zu, mein Söhning, wohin gehſt Du jetzt?“

Clas gab keine Antwort.

„Es will Dich vorher noch Jemand ſehen,“ flüſterte Mall-Johann und riß die Augen weit auf. „Ne, ne, laß mich ſein, ich will es Dich ja ſagen — Dein Mutting is heut Nacht noch mal zu ſich gekommen.“

Dem armen Burſchen war es, wie wenn dicht vor ſeinen Augen ein blauer Blitzſtrahl herniedergefahren wäre, es zuckte und gleißte förmlich vor ſeinen Augen, hoch hob er die Hände über ſein Haupt und brach in ein von Schluchzen erſticktes Freudengeheul aus:

„Was — lebt — mein Mutting — Jochen —.“

Aus ſeiner keuchenden Bruſt drang kein Wort mehr hervor, aber ſeine Hand zitterte ſo fürchterlich in der des Alten, daß dieſer Mitleid mit dem ſchwer Geprüften fühlte und ihm langſam anfing zu berichten:

„Ja, heut' Nacht is ſie wieder zu ſich gekommen,“ erzählte er, während er friſches Waſſer in die Schüſſel rinnen ließ. „Hat auch Alles gleich gewußt und bat mich, mit ſo 'ner ſchwachen Stimm' um 'ne Bibel. — Mein Gott, ich hab' ſchon zehn Jahr nicht mehr das Buch aufgemacht, und als ich ihr's brachte, da ſchlug ſie Paulusſen ſeine Epiſteln nach und wies mich eine Stell', die hieß: — Wart' mal, mein Söhning, ja, die hieß: „Es ſoll'n die Männer's ihre Weiber lieben, ſo wie ihre eigenen Leiber. Wer ſein Weib liebt, liebt ſich ſelbſt. Und um deſſ' willen wird ein Menſch verlaſſen Vater und Mutter und ſeinem Weibe anhangen, und ſie werden Dich beide wie ein Stück Fleiſch ſein.“

„Und als ich ihr das vorgeleſen, Claſing, da fing ſie an zu weinen und flüſterte mir zu, wenn ſie ſtürbe, dann ſollt' ich Dich ſagen: „ſie hätt' nich aufgehört, Dich zu lieben. Denn Du ſei'ſt im Recht, und ſie im Unrecht, weil ſie als alte Frau das junge Weib hätte darüber belehren müſſen, was gut und ſittig und häuslich ſei. Das wäre ihr Fehl' geweſen — und Gott ſollt' Dich ſegnen, Clas.“

So ſprach Mall-Johann und wiſchte ſich die Augen und fühlte mit in ſeinem guten Herzen, daß er den Unglücklichen mit tauſend Meſſern verwundet habe.

„Und nun, komm mit,“ ſchloß er, und führte den Gebrochenen gewaltſam mit ſich fort.

Ihnen zur Seite ſchwebte die Sonne über dem ruhigen Meer, der Himmel blaute und ſtrahlte in unendlicher, leuchtender Reinheit, und über ihren Weg flatterte eine Schaar wilder, weißer Möven.

Sie ſtanden vor der runden, geborſtenen Lehmhütte, und als Mall-Johann vorſichtig die Thür öffnete, da war es dem armen Clas, als wenn ſich ihm nun ſein zuckendes Herz in der Bruſt herumwenden ſollte, der Athem ſtockte ihm, mit geſenktem Haupt ſchlich er herein. Auf einer elenden Streu lag die alte Frau und hatte das weiße Haupt auf ein Kiſſen gebettet. Die Hände waren auf der Decke gefaltet. Nichts bewegte ſich in dieſem wächſernen Antlitz, nur die blaſſen Lippen lächelten den Ankömmlingen entgegen. Sprachlos ſtierte der Sohn auf ſie hin.

„Hanning,“ ſagte Jochen liebevoll, „Dein Sohn is da.“

Die Mutter lächelte immerfort, immer daſſelbe gute, liebewarme Lächeln.

„Hanning, Dein Sohn, Dein Clas, nur ein Wort — es iſt ja Alles wieder gut.“

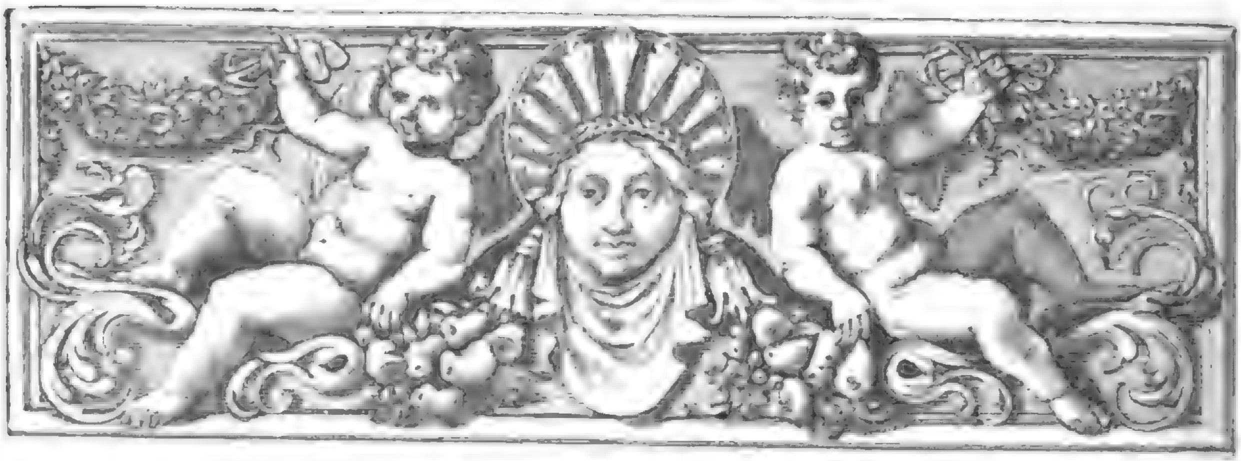
Keine Regung. Um den harten, alten Mund aber lagerte unausgeſetzt das verzeihende, verklärte Lächeln.

„Mein Gott, Clas — Dein Mutting — Dein Mutting — lebt nich mehr,“ murmelte Jochen plötzlich neben dem Bette zuſammenſinkend, „todt — todt!“

Wieder Alles ſtill.

Man hörte das leiſe Säuſeln des Windes, der über die Hütte ſtrich. Dann ein Jammerlaut, daß es weit über das Meer forthallte, und die rieſige Geſtalt warf ſich vor dem Bette nieder, ergriff die ſtarren Hände, küßte ſie und ſchrie nichts weiter, als die ſchauerlich einfachen Worte:

„Mutting, Mutting.“



Arthur Sullivan.

Von

Emil Bohn.

— Breslau. —

Die Engländer haben von jeher für ein unmuſikaliſches Volk gegolten, und wenn auch ihre einheimiſchen Muſikhiſtoriker ſich bemüht haben, ſie von dieſem Vorwurf zu reinigen und einzelne engliſche Componiſten als unübertreffliche Muſter ihrer Gattung hinzuſtellen, ſo hat doch die muſikaliſche Welt von dieſer localpatriotiſchen Beräucherung wenig Notiz genommen. Geniale Tonſetzer, die werth wären, den epochemachenden deutſchen, italieniſchen oder franzöſiſchen Meiſtern an die Seite geſtellt zu werden, hat England nie hervorgebracht. Die beſten engliſchen Muſiker waren, wenigſtens was ihr ſelbſtändiges Schaffen anbetrifft, von ausländiſchen Muſtern beeinflußt. Die Madrigal-Componiſten im Zeitalter der Königin Eliſabeth, die es auf dem kleinen Gebiete des weltlichen Liedes zu einer achtungswerthen Vollkommenheit brachten, ſind in ihrer Technik und in ihren Formen von den gleichzeitigen Italienern abhängig, und Henry Purcell (1658—1695), der bedeutendſte engliſche Componiſt aller Zeiten, bei dem ſelbſt ein Genie, wie Georg Friedrich Händel, ſich nicht genirte, in dreiſteſter Weiſe künſtleriſche Anleihen zu machen, iſt ohne franzöſiſche Vorbilder nicht denkbar. Auf dem Continent hat man von der muſikaliſchen Kunſt der Engländer nie eine ſonderlich hohe Meinung gehabt, und nur ausnahmsweiſe haben ſich engliſche Compoſitionen auf das Feſtland verirrt und dort ſich eines längeren Lebens erfreut.

In neueſter Zeit iſt es einem engliſchen Componiſten gelungen, mit einem Werke nicht nur auf den Bühnen aller Culturländer Europas, ſondern ſo ziemlich in der ganzen Welt feſten Fuß zu faſſen und einen Erfolg zu erringen, wie er in der Geſchichte des Theaters einzig daſteht. Arthur Sullivans „Mikado“ iſt Weltoper, oder genauer ausgedrückt, Weltopernburleske geworden. Weder Wagner, noch Offenbach, noch Strauß, noch Mascagni, noch irgend ein anderer Operngott hat ähnliche Triumphe aufzuweiſen. Die engliſchen Muſiker ſind allerdings von Sullivans „Mikado“ nicht ſonderlich erbaut und betrachten den glücklichen Componiſten, der es vom einfachen Mr. A. Sullivan bis zum adeligen Sir A. Sullivan gebracht und obendrein ein ſehr reſpectables Vermögen zuſammengeſcharrt hat, als einen Abtrünnigen und der wahren Kunſt Entfremdeten. Sullivan ſchien allerdings ſeinem ganzen Bildungsgange nach nicht dazu beſtimmt zu ſein, gerade auf dem Gebiete der leichtgeſchürzten Operette dauerhafte Lorbeeren einzuheimſen.

Arthur Seymour Sullivan iſt am 13. Mai 1842 in London geboren; ſein Vater war ein kleiner Capellmeiſter und geſchätzter Clarinettenvirtuos. Frühzeitig trat der junge Sullivan als Chorknabe in die königliche Capelle ein, wo er den Unterricht des tüchtigen Chormeiſters Rev. Thomas Helmore genoß. Da der Knabe eine hübſche Stimme beſaß, ausdrucksvoll vortrug und außerdem ſich mit Glück in kleinen kirchlichen Compoſitionen (ein Stück „O Iſrael“ erſchien bereits 1855 im Druck) verſuchte, konnte es nicht fehlen, daß man auf ſeine außerordentliche muſikaliſche Begabung aufmerkſam wurde. Noch während ſeines Aufenthaltes in der königl. Capelle wurde er der erſte Stipendiat der neu gegründeten Mendelsſohn-Stiftung und beſuchte als ſolcher die kgl. Akademie der Muſik, wo ſich namentlich Goß und Sterndale Bennet mit ſeiner weiteren Ausbildung befaßten. Nachdem ſeine Stimme mutirt hatte, trat er aus der kgl. Capelle aus und wandte ſich (1858) nach Leipzig, wo Plaidy, Moritz Hauptmann, Ernſt Richter, Julius Rietz und Moſcheles ſeine Lehrer wurden. Als er 1861 nach London zurückkehrte, brachte er als reifſte Frucht ſeiner Studien eine Muſik zu Shakeſpeares „Sturm“ mit, die im April 1862 im Cryſtallpalaſt aufgeführt wurde und ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte, den die beſſeren muſikaliſchen Kreiſe Londons gern in ihre Mitte aufnahmen. Zwei Jahre ſpäter componirte Sullivan für das Muſikfeſt zu Birmingham eine größere Cantate „Kenilworth“, für London die Muſik zu dem Ballet „L'Ile enchantée“ und die Oper „The Sapphire Necklace“, die indeß wenig Beachtung fand. Kleinere Compoſitionen für Geſang ſowie für Clavier entſtanden neben den größeren Werken hier und da. — In das Jahr 1866 fällt eine Sinfonie in E, die einzige, die Sullivan geſchrieben, und eine auf den Tod ſeines Vaters componirte Ouvertüre „In memoriam“; dem nächſten Jahre gehört ein Alfred Piatti gewidmetes Violoncelloconcert und eine für die philharmoniſche Geſellſchaft beſtimmte Ouvertüre „Marmion“ an. Im Herbſt des Jahres 1867 unternahm Sullivan in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Grove, dem Herausgeber des beſten engliſchen Muſikerlexikons, eine Reiſe nach Wien, um daſelbſt nach verſchollenen Schubert'ſchen

Manuſcripten zu forſchen; auf der Rückreiſe gelang es ihm, ſeine Sinfonie in E im Leipziger Gewandhauſe zur Aufführung zu bringen. Von 1869 an iſt Sullivan nicht nur auf allen Gebieten der Compoſition unermüdlich und erfolgreich thätig geweſen, ſondern er hat ſich auch in hervorragender Weiſe an dem öffentlichen Muſikleben Englands betheiligt. An Aemtern und Ehren hat es ihm nicht gefehlt. Sullivan war nach einander Organiſt und Kirchenmuſikdirector, muſikaliſcher Beirath der königl. Aquariumsgeſellſchaft, Dirigent der philharmoniſchen Geſellſchaft und der Promenadenconcerte in Covent Garden, oberſter Leiter vieler Muſikfeſte, Mitglied der Direction des Royal College of Music u. ſ. w. Die Univerſitäten Cambridge und Oxford verliehen ihm die Doctorwürde, und 1883 endlich wurde er geadelt.

Von ſeinen Compoſitionen iſt wenig nach Deutſchland gedrungen, und von dieſem Wenigen iſt das Meiſte ſchlankweg abgelehnt worden. Als Liedercomponiſt erfreut ſich Sullivan in England großer Popularität; vor einem geläuterten äſthetiſchen Urtheil können ſeine lyriſchen Ergüſſe kaum beſtehen. Sie triefen ebenſo von weichlicher Sentimentalität, wie die analogen Producte unſerer ſogenannten noblen Bänkelſänger Abt, Gumbert, Neßler und Conſorten; einen Vergleich mit den Liedern Schuberts, Mendelsſohns, Schumanns oder gar Robert Franz' halten ſie nicht aus. — Etwas höher ſtehen ſeine Oratorien, die in England häufig bei Muſikfeſten aufgeführt werden. Das unſtreitig beſte Oratorium „Die goldene Legende“ (nach einer Dichtung von Longfellow 1886 componirt) hat man vergeblich nach Deutſchland zu verpflanzen geſucht. „Die goldene Legende“ gelangte auf ſpeciellen Wunſch der Kronprinzeſſin von Preußen im Berliner Opernhauſe zur Aufführung, konnte es indeſſen, obſchon die beſten Soliſten aufgeboten worden waren und der Stern'ſche Geſangverein den Chorpart übernommen hatte, nur zu einem Achtungserfolge bringen. Die Kritik erkannte wohl die Meiſterſchaft des Componiſten in allen formellen und techniſchen Dingen an, vermißte aber eine beſtimmt ausgeprägte Phyſiognomie, Einheit des Styles und Charakteriſtik. Auf der einen Seite war es die allzu deutliche Anlehnung an Mendelsſohn, die gemißbilligt wurde, auf der anderen das Kokettiren mit Gounod'ſchen Phraſen. — Die Zwiſchenactsmuſiken, die Sullivan zu Shakeſpeares „Sturm“, „Kaufmann von Venedig“, „Luſtige Weiber von Windſor“, „Heinrich VIII.“ und „Macbeth“ ſchrieb, ſtehen in England in großem Anſehen; im Ausland ſind ſie ebenſo unbekannt geblieben, wie ſeine für die engliſche Kirche beſtimmten Tonſätze, die als Repertoireſtücke der kgl. Capelle hoch geſchätzt werden.

Alles, was Sullivan auf den erwähnten Gebieten der Tonkunſt geſchaffen hat, wäre nicht im Stande geweſen, ſeinen Namen über die Grenzen Englands hinaus bekannt und berühmt zu machen. Seine eigentliche Domaine iſt die Bühne. In wieweit Sullivans große Opern — er hat deren mehrere geſchrieben — außerhalb Englands genießbar und lebensfähig ſein werden, wird ſich in der nächſten Zukunft zeigen. Sein „Ivanhoe“, der als ſein reifſtes Werk gilt, wird im Berliner Opernhauſe vorbereitet; inmitten des gerade jetzt ſo maſſenhaft auf den Markt geworfenen neuen Opernmaterials wird er vorausſichtlich einen ſchweren Stand haben. In der feineren Operette hingegen ſteht Sullivan concurrenzlos da. Die Anzahl der bisher erſchienenen Werke dieſer Richtung mag etwa ein Dutzend betragen. Sullivan begann 1867 mit „Cox and Box, a new Triumviretta“ und entwickelte darin ein ſo originelles Geſchick für muſikaliſche Komik, daß er ſofort als der beſte komiſche Componiſt Englands anerkannt wurde. Wirklich populär wurden allerdings erſt die in der zweiten Hälfte der 70er Jahre componirten Operetten. In dem Dichter W. S. Gilbert hatte Sullivan einen Mitarbeiter gefunden, dem ſprühender Witz und beißende Satire in gleichem Maße zu Gebote ſtanden. Gleich das erſte gemeinſchaftlich gearbeitete Stück „The Sorcerer“ ſchlug durch und wurde 175 Mal in London aufgeführt. Noch mehr gefiel „H. M. S. Pinafore,“ das, nachdem es in London an mehr als 700 auf einander folgenden Abenden vor ſtets ausverkauftem Hauſe gegeben worden war, die Runde durch die Provinzen machte und überall mit hellem Jubel aufgenommen wurde. Bald fand es ſeinen Weg auch nach Nord-Amerika, und die beiden Autoren wanderten über den Ocean, um die Aufführungen zu überwachen und ihre geſchäftlichen Intereſſen energiſch wahrzunehmen. In Berlin, wo man Sullivan ebenfalls einzuführen gedachte, war für derartige Schöpfungen der Boden nicht genügend vorbereitet; für politiſche Karikaturen, wie ſie in „Pinafore“ vorkamen, war kein Verſtändniß vorhanden. Ernſt Dohm verſuchte vergebens, das Stück für deutſche Gaumen ſchmackhaft zu machen; ſeine unter dem Titel „Amor an Bord“ erſchienene Bearbeitung wurde zwar gedruckt, fand aber ſonſt keine Gegenliebe.

Von den in den achtziger Jahren componirten Operetten verdienen beſondere Erwähnung „Patience“ und als Krone der ganzen Gattung „Der Mikado“. Der Erfolg des „Mikado“ iſt einzig in ſeiner Art; ſelbſt die momentan auf allen Bühnen der Welt graſſirende „Cavalleria rusticana“ wird in Bezug auf die Anzahl der Aufführungen ein beträchtliches Stück hinter dem „Mikado“ zurückbleiben. Am 14. März 1885 ging die Burleſke zum erſten Male in London in Scene; die erſte Wiener Aufführung (Mai 1887 im Karl-Theater) war die 8954. Geſammt-Aufführung dieſes für den Dichter wie für den Componiſten eine Goldgrube repräſentirenden Werkes. Es bildeten ſich in England Schauſpielertruppen, die lediglich mit dem „Mikado“ alle Welttheile durchzogen, und überall, ſelbſt da, wo man weder ihre Sprache verſtand, noch die ſpeciell auf engliſche Verhältniſſe berechneten Witze voll und ganz zu würdigen vermochte, enthuſiaſtiſchen Beifall fanden. Schon allein die exotiſche Coſtümirung der Darſteller, bei welcher eine verſchwenderiſche Pracht entfaltet wurde, zog die Zuſchauer ſchaarenweiſe herbei. Von Japan, dem aufſtrebenden Culturreiche, und von ſeinem unnahbaren Herrſcher, dem Mikado, hatte man die wunderbarſten Dinge gehört und geleſen, und die Neugierde, ihn nun mit allen Attributen ſeiner Macht auf der Bühne zu ſehen, war ſelbſtverſtändlich groß. Der Bühnen-Mikado hatte allerdings mit ſeinem Urbilde nicht viel mehr gemein, als den Namen und die Kleidung, aber er benahm ſich ſo ungemein komiſch und drollig, daß man ſeinen gar nicht königlichen Späßen mit ſchmunzelndem Behagen zuhörte. Dazu kam, daß die bunte Geſellſchaft, die ſich um den Mikado gruppirte, aus Typen beſtand, die bisher auf der Bühne nicht heimiſch geweſen waren. Der Oberhofſcharfrichter Ko-ko, der ſein ungeſchlachtes Richtſchwert mit derſelben Grazie ſchwang, wie früher ſeine Schneiderelle, der Allerweltsminiſter Pooh-Ba, der Generalfeldmarſchall, Finanzminiſter, Kanzler, Reichsgerichts-Präſident und Erzbiſchof in einer Perſon war und die Gehälter aller dieſer Chargen in ſeiner unergründlichen Taſche unterzubringen wußte, der hübſche Nanki-Poo, der ſeinem Vater, dem Mikado durchgebrannt war, um der Verheirathung mit der alten Schachtel Katiſha zu entgehen, die drei ſoeben dem Penſionat entſchlüpften Mädchen Jum-Jum, Peep-Bo und Pitti-Sing, die aus dem Lachen, Kichern und graziöſen und blitzſchnellen Fächerſpielen nicht herauskamen — das waren Figuren, an denen auch der griesgrämigſte Peſſimiſt ſeine helle Freude haben mußte. Die Sprache, in der ſie ſangen, wurde ſchließlich etwas ganz Nebenſächliches; ihre Bewegungen und ihre Mimik waren ſo draſtiſch und überzeugend, daß man auch ohne Kenntniß eines engliſchen Wortes über das Ganze der Handlung im Allgemeinen und über die Details der Vorſtellung außer jedem Zweifel war. Die reizenden und farbenprächtigen Gruppen und Bilder prägten ſich dem Gedächtniß ſcharf und ſicher ein, und ſelbſt die Scenen, wo das Clownartige — der Clown iſt bekanntlich eine ſpecifiſch engliſche Erfindung — allzu aufdringlich in den Vordergrund trat, waren nicht im Stande, den Eindruck des Ganzen irgendwie zu trüben.

Sullivans Muſik iſt im Großen und Ganzen weit davon entfernt, außergewöhnlich originell zu ſein. Die Mittel, mit denen er arbeitet, ſind die bei Bühnenwerken ähnlicher Tendenz allgemein bekannten und traditionellen, aber wie dieſe Mittel mit dem Texte und der jedesmaligen Situation eng und innig verwoben ſind, wie ſie in Verbindung mit der Handlung wirken, das iſt originell und frappirend. Nie geht der Componiſt über die Grenzen hinaus, die durch die Eigenart der einzelnen Scenen bedingt werden. Leicht und munter, zierlich und tändelnd fließen die Melodieen dahin, vom Orcheſter ſo discret begleitet, daß keiner der Sänger genöthigt iſt, ſich zu unſchönen Kraftanſtrengungen hinreißen zu laſſen. Man hat Sullivan den Vorwurf gemacht, er ſei bei Offenbach und deſſen Nachbetern und Nachtretern in die Lehre gegangen, und ſeine Operetten ſeien im Grunde genommen nichts weiter als ein matter Abklatſch der Werke des franzöſiſchen Muſikkomikers. Ein Körnchen Wahrheit mag in dieſem Vorwurf enthalten ſein, aber was wohl zu beachten iſt, Sullivan hat das ganze Genre nicht vergröbert, ſondern entſchieden verfeinert und vertieft. Seine ganze Vorbildung war eine derartig gediegene, daß die Verſuchung, ordinär und trivial zu ſchreiben, über ihn keine Gewalt gewinnen konnte. Die einfachſten Motive — man denke an die Ouvertüre — werden unter ſeinen Händen zu intereſſanten muſikaliſchen Aphorismen, und ſelbſt wenn er gelegentlich anfängt, recht gelehrt zu ſchreiben, bleibt er immer liebenswürdig und elegant. Das vierſtimmige Madrigal „Roſig bricht der Morgen an“ iſt eine Perle leichter und zierlicher Geſangskunſt; es erinnert durch ſeine Themen und deren Durcharbeitung an die Glanzperiode der engliſchen Madrigaliſten und iſt von ſo prächtiger Klangwirkung, daß es einen Vergleich mit den beſten Madrigalen aller Zeiten nicht zu ſcheuen braucht.

Die moderne Operette iſt ſo verflacht und verroht, daß ein Werk wie Sullivans „Mikado“ doppelt angenehm auffallen muß. Die Zweideutigkeit und die Zote, verbunden mit muſikaliſcher Gedankenloſigkeit und Unfähigkeit, haben die Operette, die einſt eine gewiſſe künſtleriſche Berechtigung hatte, auf das denkbar niedrigſte Niveau herabgedrückt. Man kann es bedauern, daß ein Talent, wie Sullivan, von dem man das Höchſte erwarten zu müſſen glaubte, ſich damit begnügt hat, ſeine Kraft und ſein Können auf ein kleines und untergeordnetes Gebiet zu concentriren, aber man wird trotzdem nicht umhin können, einen Componiſten, der innerhalb der einmal gegebenen Grenzen ſeine Begabung ſo glänzend bewährt hat, rückhaltslos anzuerkennen. Für die Unſterblichkeit ſind Sullivans luſtige Operetten nicht geſchaffen, aber der Mitwelt haben ſie, um einen Goethe'ſchen Ausſpruch zu gebrauchen, Spaß, viel Spaß gemacht. Das iſt auch etwas, und mancher tragiſche Operncomponiſt hat mit den dickleibigſten Partituren und mit dem gewaltigſten Rüſtzeug des theatraliſchen Pathos weit weniger erreicht.

Uebrigens hat Sullivan ſein letztes Wort noch nicht geſprochen. Noch lebt und wirkt er in vollſter Schaffensfreudigkeit, und wenn auch ſein letztes, vor wenigen Monaten in Scene gegangenes Werk, die Oper „Haddon Hall“, nicht den gleichen Erfolg gehabt hat, wie ſeine früheren Bühnenwerke, ſo hat es doch den Beweis erbracht, daß der Strom von prickelnden Melodieen und natürlicher Komik noch ebenſo reichlich und üppig fließt, wie vor einem Jahrzehnt. Leider hat Sullivan bei ſeiner neueſten Arbeit nicht ſein früherer Textdichter helfend zur Seite geſtanden, und der jetzige Librettiſt, Mr. Sydney Grundy, ſcheint, ſoweit man aus den engliſchen Kritiken herausleſen kann, kein vollgiltiger Erſatz für den mit dem Componiſten grollenden Gilbert zu ſein. Man wirft ihm vor, er habe ſich die unmögliche Aufgabe geſtellt, in ein ernſtes, faſt geſchichtliches Textbuch die weſentlichſten Elemente der Opera buffa hineinzutragen. Das wäre das ſicherſte Mittel, das Talent Sullivans, das gerade in den kleinen Formen groß iſt, zu unterminiren und auf falſche Fährte zu locken. Hoffen wir, daß Sullivan den Weg zu ſeinem witzigen Mitarbeiter wieder zurückfindet, und daß beide vereint der lachluſtigen Menſchheit, die trotz des nervös überreizten Opernkrimskrams der allerneueſten Zeit für leichtverdauliche Koſt noch immer nicht unempfänglich geworden iſt, noch manches heitere, natürliche und lebensfrohe Stück beſcheeren.

Das „Doppel-Ich" in der neueſten franzöſiſchen Literatur.

Von

Edmond Koiſſet.

— Berlin. —

I.

Vor ungefähr drei Jahren iſt von einem jüngeren deutſchen Pſychologen, Max Deſſoir, in einem Vortrage ein neuer Ausdruck zur Bezeichnung einer alten Thatſache eingeführt worden. Deſſoirs „Doppel-Ich" iſt ſeitdem in die anderen Culturſprachen übergegangen und von den Franzoſen als „double-moi", von den Engländern als „double-ego", von den Italienern als „doppio-io" verwendet worden. Aber der ſeeliſche Thatbeſtand, der mit dieſer Wendung geſchildert werden ſoll, iſt, wie geſagt, ſeit uralten Zeiten bekannt, und was uns an ihm gegenwärtig intereſſirt, iſt bloß die moderne wiſſenſchaftliche Auffaſſung deſſelben und — ſo ſeltſam es klingen mag — ſeine eigenthümliche Verwerthung in der ſchönen Literatur. Hiermit wollen wir uns ausführlicher beſchäftigen, nachdem wir einen kurzen Rückblick auf die Entſtehung des Problems geworfen haben.

Der Vater der Pſychologie und zugleich der Begründer einer metaphyſiſchen Anſchauung von der Seele, Platon, verſuchte als Erſter eine erklärende Claſſifikation der pſychiſchen Vorgänge. Er dachte die unſterbliche, in das Gefängniß des Leibes eingeſchloſſene Seele aus einem vernünftigen und einem vernunftwidrigen, ſinnlichen „Theil" zuſammengeſetzt, zwiſchen welchen ein dritter vernunftloſer, aber für Vernunft empfänglicher das „Band" darſtelle, und deren „Harmonie" die Vollkommenheit des pſychiſchen Lebens ausmache. Er zertheilte alſo gewiſſermaßen unſer Bewußtſein in eine ſinnlich-thieriſche und in eine geiſtig-menſchliche Sphäre und ſuchte zwiſchen beiden

Google

eine Brücke zu ſchlagen, damit die Einheit der Perſönlichkeit gewahrt bliebe. Denn daß wir halb Fleiſch, halb Geiſt und trotzdem ein Ganzes ſind, iſt eine richtige Beobachtung, die dieſer Theorie zu Grunde liegt. Aehnlich unterſchied Ariſtoteles eine vegetative, der Ernährung und dem Wachsthum vorſtehende (Pflanzen-) Seele, eine empfindende, ſinnlich wahrnehmende und begehrende (Thier-) Seele und eine erkennende, denkende und wollende (ſpecifiſch-menſchliche, geiſtige) Seele. So ergab ſich für die Auffaſſung des inneren Menſchen eine ſtufenartige Zweitheilung in niedere und höhere Fähigkeiten, mit der von Ariſtoteles eine ſeitenartige Zweitheilung in paſſives Aufnehmen von Eindrücken und actives Handeln verknüpft wurde. Dieſe Zurückführung der pſychiſchen Proceſſe auf Fächer iſt von den Späteren bis zum Ausgang des Mittelalters beibehalten worden, und nur von Einzelnen (den Neuplatonikern u. A.) die Pſychologie als Lehre von der ſinnlichen Seele von einer Pneumatologie als einer Lehre vom Geiſt unterſchieden worden.

Mit dem Eindringen chriſtlicher Anſchauungen in die Philoſophie erhielt die Zerlegung der Seele in Sinnlichkeit und Geiſtigkeit einen anderen Charakter: ſie verwandelte ſich aus einem ſachlichen Schema in das moraliſche Verhältniß von Ueber- und Unterordnung. Die obere Sphäre wurde nunmehr als das wahrhaft Menſchliche geprieſen und die niedere als Regung einer thieriſchen Natur in uns verdammt. Geſchlechtsliebe, Freude an Reichthum, Wohlleben und Schönheit, was Alles den unbefangenen Griechen und Römern keine Gewiſſensbiſſe wachgerufen hatte, wurde zu den unedlen Trieben gerechnet. Dieſes zweite Ich ſollte um jeden Preis unterdrückt werden, obwohl die chriſtliche Pſychologie die Macht deſſelben deutlich genug erkannte. Sehr bezeichnend iſt die Schilderung in der Offenbarung Johannis (Capitel XIII): „Und ich trat an den Sand des Meeres und ſahe ein Thier aus dem Meer ſteigen, das hatte ſieben Häupter und zehn Hörner und auf ſeinen Hörnern zehn Kronen und auf ſeinen Häuptern Namen der Läſterung. Und das Thier, das ich ſahe, war gleich einem Pardel und ſeine Füße als Bärenfüße und ſein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm ſeine Kraft . . . und ſie beteten das Thier an und ſprachen: Wer iſt dem Thier gleich? Und wer kann mit ihm kriegen?“

Von den Zeiten Auguſtins ab iſt das Thema des Doppel-Ich im chriſtlich-ſpiritualiſtiſchen Sinne vielfach variirt worden. Aber erſt Leibniz hat eine zweite tiefgreifende Veränderung vorgenommen, indem er nämlich die moraliſche Beurtheilung außer Augen läßt und den Begriff der unbewußten pſychiſchen Thätigkeit neu einführt. In der Seele ſind außer den durch die Aufmerkſamkeit beleuchteten Vorgängen, ſo lehrt Leibniz, „kleine“ oder „dumpfe“ Vorſtellungen thätig, welche für unſer Thun und Laſſen keine geringere Bedeutung beſitzen als die im Selbſtbewußtſein gegebenen Motive. Sie bilden gewiſſermaßen das innerſte Gemach in der uneinnehmbaren Burg unſerer Perſönlichkeit. Ihre ſtille Thätigkeit läßt ſich nicht im Einzelnen verfolgen, ſondern blos an den Wirkungen erkennen, an jenen unwiderſtehlichen Begierden, Stimmungen, Gedanken, die plötzlich wie aus dem Dunkel der Nacht hervortauchen und, trotz allem Widerſtreben des bewußten Ich, unſere Handlungen beeinfluſſen. Darum kann Fauſt*) klagen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt!“

In der That, zwei Seelen, oder klarer: zwei Perſonen. Denn die neuere Pſychologie hat gezeigt, daß der negative Begriff des „Unbewußten“ keineswegs zur Charakteriſtik der ſekundären Vorſtellungsmaſſen ausreicht, vielmehr, wenn überhaupt angewendet, ſo auf einen ganz kleinen Theil beſchränkt werden muß. Der größere Theil kann durch beſondere Umſtände in den Blickpunkt der Aufmerkſamkeit treten und ſich zu einer Kette zuſammenſchließen, die beiſpielsweiſe während des Schlafes Traumbilder und -Handlungen ablaufen läßt. Ein italieniſcher Gelehrter, Rosmini, gab 1858 die erſten ſchlagenden Beweiſe für das Vorhandenſein einer ſolchen halbbewußten (relativ unbewußten) Seelenthätigkeit, und an ihn knüpfte die franzöſiſch-engliſche Phyſio-Pſychologie an, indem ſie die neue Lehre auf das Problem der Perſönlichkeit ſinngemäß übertrug. So hat ſich die Anſicht entwickelt, daß der Organismus und das Gehirn die wahre Perſonalität ſeien, die ſog. Einheit des Ich alſo nur in der Verknüpfung einiger klarer Bewußtſeinszuſtände mit anderen, weniger klaren und mit einigen unbewußten phyſiologiſchen Zuſtänden beſtehe; doch wird von beſonnenen Forſchern hervorgehoben, daß das Bewußtſein in ſich und durch ſich ein ſchlechthin Neues und der körperliche Vorgang keineswegs die Urſache des phyſiſchen Vorgangs ſei. Wenn demnach die Einheit des Ich zum Theil eine lediglich organiſche, zum Theil ein Product unſerer Einbildungskraft iſt, ſo braucht man nicht davor zurückzuſcheuen, die neben einander arbeitenden Bewußtſeinsſphären bildlich als zwei Perſönlichkeiten zu bezeichnen.

Dies um ſo weniger, als neuere Unterſuchungen nachgewieſen haben, daß auch das ſecundäre Bewußtſein eine beſondere Erinnerungskette beſitzt, die ſich z. B. in der Hypnoſe ſehr deutlich zeigt. Der Geisteszuſtand des Hypnotiſirten iſt das Ueberwiegen des Unterbewußtſeins bei zurückgedrängtem Oberbewußtſein, oder um es fachwiſſenſchaftlicher auszudrücken: die Synthetiſirung unterbewußter Momente. Da nun in ſolchen Fällen die neue Syntheſe Beſitz von dem Körper zu ergreifen pflegt, ihr Inhalt aber mit dem Eintreten der normalen Verfaſſung nicht verſchwindet, ſondern fortdauert, ſo hat man vielleicht ein Recht, von einem wirklichen „Doppel-Ich“ zu ſprechen, ſobald man nur den angedeuteten modernen Geſichtspunkt anzunehmen geneigt iſt. Was nun die beſonderen

---

*) Nebenbei bemerkt heißt es ſchon 1773 in Wielands lyriſchem Drama „Die Wahl des Herkules“:

„Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß,
Bekämpfen ſich in meiner Bruſt
Mit gleicher Kraft.“

Eigenthümlichkeiten des Unterbewußtſeins betrifft, ſo legt man ihm Sinnfälligkeit und Beeinflußbarkeit bei, dem Wachbewußtſein dagegen die Maſſe der die äußere Wirklichkeit repräſentirenden Hemmungsvorſtellungen. Unſer vollbewußtes Seelenleben ſcheint auf einer gewohnheitsmäßig arbeitenden Grundlage von hallucinatoriſchem Charakter zu ruhen, in der längſt vergeſſene Bilder ihre Stätte finden und in deren matterhellten Räumen ſich die Aenderungen der Gefühlslage und die Spannungen der Triebe bewegen.

Wir überſehen nunmehr den Entwickelungsgang eines pſychologiſchen Problems. Von Alters her iſt eine Zweitheilung der Seele verſucht worden, und zwar eine Theilung in eine mehr körperliche und in eine andere mehr geiſtige, abſtracte Sphäre. Während die griechiſche Philoſophie mit ihren bis in die neueſte Zeit hineinreichenden ſpeculativen Nachfolgern verſucht hat, gegenüber dieſem Thatbeſtand die Einheit des Ich zu retten, hat die moderne Wiſſenſchaft ein ſolches Beginnen als nutzlos aufgegeben und vielmehr einen ganz anderen Begriff einer Bewußtſeinseinheit aufgeſtellt. Seit Leibniz iſt das Schlagwort des Unbewußten in die Debatte aufgenommen worden; ſeit Auguſtinus das von Gut und Böſe. Wir werden nun ſehen, wie der moderne und zwar vornehmlich der franzöſiſche Roman ſich des Problems mitſammt allen Ausläufern bemächtigt hat, wie er einerſeits das triebartige Inſtinctleben für die einzige Seite des pſychiſchen Daſeins erklärt, andererſeits in den Ton moraliſirender Verurtheilung verfällt, wie aber daneben in einer Richtung, die freilich unbekannter als die Schule Zolas und Tolſtojs geblieben iſt, die wahrhafte pſychologiſche Analyſis ihre Triumphe feiert, indem ſie den Januskopf des inneren Menſchen portraitirt.

II.

Um mit einem Typus derjenigen pſychologiſchen Romanciers zu beginnen, die den Mittelweg eingeſchlagen haben, ſei zuerſt Eduard Rod genannt. Herr Rod, gleich dem großen Jean Jacques und gleich Cherbuliez ein Pariſer Schweizer, lebt als Profeſſor in Genf. Dieſe Lebensſtellung iſt bezeichnend. Die Führer der modernen franzöſiſchen Literatur ſind faſt ausnahmslos Wiſſenſchaftler, ſei es in der äußeren Stellung oder wenigſtens in der inneren Auffaſſung ihres Berufes. Zumeiſt halten ſie ſich für Pſychologen und benutzen die Form des Kunſtwerkes, um eine Theorie zu veranſchaulichen. Aber glücklicherweiſe tritt bei Rod die Tendenz nicht ſo aufdringlich hervor, und nur in Anknüpfung an concrete Fälle pflegt er allgemeinere Anſichten darzulegen.

So hat er einmal, nach dem Erſcheinen des Journal intime der Brüder Goncourt, in geiſtreicher Weiſe das Weſen der Freundſchaft zergliedert*).

---

*) Vergl. auch das betr. Capitel in Delzants Buch über die Goncourts. Edmondo de Amicis Werke über die Freundſchaft, prickelnd wie der Aſti in der Heimat des Piemonteſen, iſt im Grunde doch nichts als eine lang ausgeſponnene Plauderei über einen Wortwitz, den der Name des Autors ihm nahe legte.

Bei einer anderen Gelegenheit, in der Vorrede zu „Les trois coeurs“, hat er ſich über die Methode des ſchriftſtellernden Pſychologen ausgelaſſen und ſie an Stelle der alten Etiquette „Selbſtbeobachtung“, „introſpectives Verfahren“ u. dgl. mit einem neuen Schilde „Intuitivismus“ verſehen. Die bezüglichen Schlagſätze lauten: „Un intuitif est un homme qui regarde en soi-même, et c'est bien ce procédé d'observation intérieure qui paraît devoir succéder à l'observation extérieure des naturalistes . . . . L'intuitivisme serait donc l'application de l'intuition comme méthode de psychologie littéraire: regarder en soi, non pour se connaître ni s'aimer, mais pour connaître et aimer les autres; chercher dans le microcosme de son coeur le jeu du coeur humain; partir de là pour aller plus loin que soi, parce qu'en soi, quoiqu'on dise, se réfléchit le monde.“ Im Grunde genommen alſo nichts Anderes, als was die Erforſcher des Seelenlebens überhaupt thun, wenn ſie aus der inneren Erfahrung des Individuums allgemeingiltige Geſetze abzuleiten verſuchen, wobei jedoch nicht verſchwiegen werden darf, daß dieſe ſehr einſeitige Methode durch andere Verfahrungsweiſen beträchtlich ergänzt werden muß und wird. Rods Intuitivismus gleicht ferner auf ein Haar den äſthetiſchen Grundſätzen Goethe-Schillers, denn beide Dichter verlangen die Erweiterung des ſubjectiven Seelenbefundes zu einem allgemein menſchlichen Erlebniß.

Doch wenden wir uns zu unſerem eigentlichen Thema. Wenn es feſtſteht, daß alles innere Leben ſich auf Zickzackwegen bewegt, deren verſchlungene Seitenpfade theils vom Bewußtſein beleuchtet werden, theils in Dämmerung oder in tiefen Schatten gehüllt ſind, wenn in der That ein Zwieſpalt in der Seele herrſcht, der im Perſönlichkeitswechſel und im Dualismus der pſychiſchen Activität zu Tage tritt, ſo wird eine Aufgabe des pſychologiſchen Romans darin beſtehen, dieſes Sachverhältniß an einem typiſchen Beiſpiel klarzulegen. Dahin zielen nun zweifellos Rods poetiſche Schriften. Und es iſt intereſſant, daß unſer Dichter durch mehrere Bände hindurch die Entwickelung eines Individuums verfolgt, um zu zeigen, wie es ſich mit zunehmendem Alter und gemäß den Lebensſchickſalen verändert. Ob wir ein ſolches Verfahren vielleicht als wahren Naturalismus bezeichnen dürfen?

Ich kann den Leſer mit gutem Gewiſſen einladen, einen Blick auf Eduard Rods Romane zu werfen. Für gewöhnlich gilt es als Wagniß, die koſtbare Zeit mit belletriſtiſcher Lectüre zu verbringen, und wirklich, manchmal geht es dem Genießenden mit einem verſchlungenen Bande wie dem Evangeliſten Johannes: es war ſüß in ſeinem Munde wie Honig, und da er es gegeſſen hatte, grimmete es ihm in ſeinem Bauche. Indeſſen die Erzählungen Rods bereiten auch dem literariſchen Feinſchmecker keine Enttäuſchung. Der Erſtling des Schriftſtellers ſetzt ganz einfach an: „Paris — Januar — Ich“, führt uns durch eine peſſimiſtiſche Traumwelt und endet mit dem etwas melancholiſchen Geſtändniß: „Gleichwohl giebt es gute Dinge, das Schweigen und die Unbeweglichkeit.“ In dieſem Buche „La course à la mort“, lernen wir einen jungen Mann kennen, der nach vergeblichen Verſuchen, im Leben ſeine geiſtigen Kräfte nutzbringend zu verwerthen, ſich in ſich ſelbſt verſchließt und mit Staunen eine ungeahnte Wunderwelt in der eigenen Seelentiefe entdeckt. Das hindert ihn nicht, ſich zu verheirathen. Daher trägt der Anfang des zweiten Werkes „Le sens de la vie“ die verheißende Ueberſchrift „Le mariage“: wir ſehen den Helden in einem traulichen Gemache zur Seite eines klugen Weibes mit großen Augen. Es folgt ein Abſchnitt „Paternité“ und ein weiterer mit dem Titel „Altruisme“. Aber Vatergefühle und Regungen gemeinnütziger Nächſtenliebe vermögen nicht, ſein Herz ganz auszufüllen, ſie bilden nicht den „Sinn des Lebens“ auf der „Jagd nach dem Tode“.

Was bleibt? wird man fragen. Eduard Rod antwortet: die Religion. Freilich nicht die Religion der Strenggläubigen, ſondern der Cultus eines, man möchte ſagen, pſychologiſchen Gottes, der die Summe aller Gefühle, ja „das Gefühl“ ſelber iſt, von dem unſere Gedanken, Empfindungen, Strebungen nur abſplittern. Wir ſollen uns in dieſen Mutterboden der geſammten Seelenthätigkeit verſenken und dem Beiſpiele folgen, das der Verfaſſer in dem letzten Werke „Les trois coeurs“ giebt, wo er Empfindungen pflegt, die ihm bis dahin unbekannt geblieben waren. „Banne weit von dir,“ ſo flüſtert die Vergangenheit ihm zu, „die Neugierde, die ſtets gottlos iſt, — eine Stunde der Träumerei unter freiem Himmel wird Dir mehr ſagen, als Jahre des Studiums, und Du wirſt niemals der Wahrheit näher ſein, als wenn Deine Ideen in nutzloſen Geiſtesblitzen entſchwinden werden, — die unbeſtimmten Erregungen, die Dir das Herz ſchwellen, die verſchwimmenden Viſionen, die vor Deinen Augen Dinge ohne Form und Geſtalt vorüberziehen laſſen, die unfaßbaren Melodieen, die das Schweigen murmelt, die Ideen, die Du erhaben über alle Deine Formeln ob Deinem Haupte dahinfliegen fühlſt — das ſind die wahren, die einzigen Offenbarungen der Unendlichkeit.“

Ich brauche kaum zu ſagen, daß der ſeeliſche Urgrund, von dem alles Heil kommen ſoll, ſich mit dem deckt, was oben das zweite Ich genannt wurde. Die Pflege des Unterbewußtſeins hat bei allen Propheten, Träumern und Ekſtatikern den breiteſten Raum eingenommen. Denn deren „Gemeinſchaft mit Gott“ beſteht als innere Erfahrung vornehmlich in der machtvollen Verknüpfung eines pſychiſchen Vorganges mit einem Außer-Ich: das Perſönliche verſchwindet, und das Bewußtſein gehört ganz und gar dem Gegenſtand des Gedankens, der ſelbſt wiederum in den unteren Schichten der Pſyche wurzelt. Dies von altindiſcher Weisheit als letztes Ziel geprieſene Aufgehen in ein Ueberperſönliches beobachten wir tagtäglich in ſeinen erſten Anſätzen, ſo oft wir uns in das Nachdenken über einen Gegenſtand „verlieren“; die weitere Ausbildung ſtrebt nun danach, den erworbenen Zuſammenhalt des Wirklichkeitsbewußtſeins zu ſchwächen und die Empfänglichkeit gegen die ſtörenden äußeren Einflüſſe abzuſtumpfen.

Rückkehr zu ſich ſelbſt und genauer zu dem verborgenen Theil des Selbſt: ſo lautet das Loſungswort Rods und der übrigen „psychologues“ oder „intellectuels“ oder, wie ſie ſich auch gelegentlich nennen, der „synthétiseurs“. Urſprünglich waren ſie ja alle Naturaliſten geweſen, aber allmählich gingen ſie aus Zolas Lager zu den Fahnen eines Neo-Idealismus über. Alſo formulirten ſie ihre Theorie: die Seele allein bedeutet etwas, ſie allein exiſtirt, nur durch und für ſie haben die Gegenſtände der Außenwelt einigen Werth. „L'homme naît et vit dans les pensées“, ſagt Amaury in „Volupté“. Bald erhob ſich aus ihren Reihen ein Dreigeſtirn: Barrès, Bourget, Rod. Letzterer, der am meiſten Ariſtoteliſche von Allen, blieb an unmittelbarer Wirkung hinter Barrès zurück, aber er übertraf ihn in dem bleibenden Gehalt ſeiner Kunſtwerke. Doch auch er wurde von Paul Bourget verdunkelt, deſſen Stern als erſter aufgeleuchtet war und noch jetzt im hellſten Lichte ſtrahlt.

III.

Paul Bourget gründet die Fabel ſeiner erſten Novelle „L'irréparable“, ſowie diejenige ſeines Romans „Le disciple“ auf die Lehren zweier Profeſſoren der Philoſophie. Hieran läßt ſich von Neuem erkennen, daß die Modernen nicht von der Kunſt mit ihrem ſchönen Schein, ſondern vielmehr von der wahrheitsſuchenden Wiſſenſchaft die eigentliche bildende Geiſtesarbeit des Jahrhunderts erwarten.

Jene erſte Novelle beginnt mit einem Geſpräche zwiſchen dem Verfaſſer und einem gelehrten Pſychologen, der ein Werk über die Ideenaſſociation geſchrieben hat. In dieſem Werke ſoll ſich der Nachweis dafür finden, daß die jedem Menſchen innewohnende Vorſtellung von einem untheilbaren, unveränderlichen Ich nur aus der Verknüpfung von urſprünglich incohärenten pſychiſchen Momenten beſteht, d. h. lediglich ein Werk der Ideenaſſociation iſt. Daher dürfe es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich ein Riß dieſes künſtliche Gewebe zerreißt, die Perſönlichkeit ſich wandelt und ein zweites Ich Beſitz von dem Körper ergreift. Und ſo erzählt die Geſchichte von einem jungen Mädchen, das, bisher unſchuldig und ehrſam, plötzlich ihre eigene Natur verleugnet und von einem unerklärlichen, aus geheimnißvoller Tiefe emporſteigenden Triebe ergriffen, in einſamer Nacht einem gewiſſenloſen Manne ſich preisgiebt.

Der „Schüler“ reicht einem anderen berühmten Profeſſor eine Studie über das Doppel-Ich ein. Die Studie ſoll es begreiflich machen, daß er, Greslou, kalten Blutes ein engelreines Mädchen verführen und das ihr gegebene Verſprechen, nach der Brautnacht in den gemeinſamen Tod zu gehen, brechen konnte. Denn ſeine Handlungen würden nicht allein durch das wachbewußte Ich, ſondern auch durch ein unbewußtes Princip in ihm beſtimmt, das ſich jeder Controle entziehe. Aus dieſer Verdoppelung unſeres Weſens, ſo heißt es in der dem Profeſſor Adrien Sixte eingereichten „Confession d'un jeune homme d'aujourd'hui", erklärten ſich alle Unbegreiflichkeiten unſeres Thuns. Wir nähren in uns eine Schlange, die uns das Leben vergiftet. Mancher ſetzte Alles daran, ein Ziel zu erreichen, von dem er ſpäter erkennt, daß es den Wünſchen der ſecundären Perſon in ihm durchaus nicht entſpricht; ein Anderer wiederum wird durch das Ding in ihm zu den unbegreiflichſten Handlungen verleitet. In ſieben Paragraphen begründet Greslou ſeine Theſe. Nachdem er die „hérédités", den „milieu d'idées" und die „transplantation" unterſucht hat, kommt er zu dem Ergebniß, daß die Zwiefältigkeit ſeines Weſens aus der Abſtammung von einem Miſchvolke einerſeits, andererſeits aus der Einwirkung der Umgebung abzuleiten iſt. Das normale Doppel-Ich nämlich hat bei ihm einen pathologiſchen Anſtrich. Während eine Perſon in ihm ausſchließlich denkt und handelt, ſpielt die andere bloß die Rolle einer paſſiven Zuſchauerin. Daher von Kindheit auf die Neigung, vor der Welt und in der eigenen Phantaſie ein Anderer zu ſein, als in Wahrheit, die Menſchen nach Möglichkeit zu betrügen und zu verführen.

Die Moral von der Geſchichte beſteht in der That in einer Moral, nämlich in der Uebertragung dieſer pſychologiſchen Lehren auf das Gebiet des Sittlichen. Das zweite Ich iſt das Böſe in uns, ſo lehrt Bourget; wir müſſen es auf alle Weiſe zu unterdrücken ſuchen, auf daß wir nicht zur Rechenſchaft gezogen werden für das, was das Thier in uns ſündigt. Die Entwickelung der Geſammtſeele der Menſchheit ſollte dahin gehen, das primitive Bewußtſein mit allen Kräften zu unterdrücken, die Ueberlebſel aus dem Naturzuſtande*), wo der Menſch ohne Rückſicht auf Gut und Böſe ſeinen Impulſen folgt, vollſtändig zu vernichten; anſtatt deſſen ſchlägt ſie zum Unheil kommender Geſchlechter den gerade entgegengeſetzten Weg ein. Hier wird nun der Poet und Pſychologe, der Literarhiſtoriker und Kritiker zu einem begeiſterten Sittenprediger. Man glaubt nur mit Mühe, daß der Verfaſſer der flammenden Vorrede zum „Disciple" derſelbe Mann iſt, der die „Aveux" und einzelne Seiten der „Essais" geſchrieben hat. Jedenfalls begegnet er ſich in ſeinem Moraliſiren patriotiſchen Beigeſchmacks — „La France a besoin de talents chrétiens" — mit vielen ſeiner literariſchen Landsgenoſſen. Der jüngſt verſtorbene Edmond Scherer hat vielfach über die Zerſetzung der modernen Geſellſchaft geklagt; die Boudoirkritik eines Anatole France und Lemaitre tadelt höchſtens in leicht ironiſchem, die akademiſche Kritik Brunetières im elegiſchen Tone; und die pſychologiſche Kritik Taines und Amiels verzichtet auf jedes Urtheil.

Nach Bourget kommt das ſociale Elend außer von den freigeiſtigen Wiſſenſchaftslehren eines Adrien Sixte auch von dem Cultus des ſinnlichen

---

*) Hiermit ſtimmen die Ergebniſſe der ethnologiſchen Pſychologie überein. Auch die vergleichende Thierpſychologie läuft in demſelben Geleiſe, wenngleich man kaum mit Rokitansky ſoweit gehen wird, ſchon das Protoplasma mit ſeinem aggreſſiven Charakter für ein ungerechtes und böſes Princip zu erklären.

Theiles unſerer Seele. Das „Fleiſch", um den chriſtlichen Ausdruck zu gebrauchen, d. h. alſo die halbbewußten Gefühls- und Triebkreiſe der Pſyche, das Fleiſch iſt die Quelle alles Uebels. Daher wird der Dichter nicht müde, die Pflege des Fleiſches, den Luxus, die Verderbtheit der Reichen in grellen Farben zu ſchildern; die Wahrheit zu geſtehen, gelingen ihm auch ſolche Beſchreibungen weit beſſer als die farbloſen Porträts kleiner Leute, z. B. der Damen Offarel in den „Mensonges" oder des Fräulein Trapenard im „Disciple". Aber ſeine Theorie vom „milieu" verleitet ihn nicht ſelten zu übertriebener, langweilender Kleinmalerei, und ſo entſtehen Satzmonſtra wie die folgende, möglichſt ſchonend überſetzte Periode: „Sie lag träge auf dem Divan ihres Boudoirs, in einem gerafften, ganz weißen Morgenkleid, beſchäftigt damit, Cigaretten eines Tabaks von der Farbe ihrer Haare zu rauchen; ſie entnahm ſie aus einer japaniſchen, goldgeſchmückten Schachtel, neben der, auf demſelben Tiſch, ein Ständer aus ſchwarzem Eiſen ſtand, der durch ein doppeltes Stützwerk aufrecht gehalten wurde und vier Photographien ihrer bevorzugten Freundinnen zeigte." Höchſt intereſſant, nicht wahr?

Der ſtiliſtiſche Antipode Bourgets iſt der in Deutſchland leider viel zu wenig bekannte Charles Epheyre, ein Meiſter in kurzer, prägnanter Darſtellung und zugleich ein Feind aller unnützen Detailphotographie. Doch das iſt nicht der Grund, weshalb ich ihn hier erwähne. Ich nenne ihn vielmehr deswegen, weil er das Problem des Doppel-Ich in einer ſehr bemerkenswerthen Form novelliſtiſch behandelt hat. Für Epheyre bildet die ſecundäre Perſon in uns nicht das bekämpfenswerthe böſe Princip, ſondern im Gegentheil ein höheres, von dem Wachbewußtſein leider meiſt verdecktes Weſen. Das zweite Ich verfügt über wunderbare Eigenſchaften, die freilich gewöhnlich unbemerkt in uns ſchlummern, aber in ekſtatiſchen und ähnlichen Zuſtänden deutlich hervortreten. Wir ahnen nicht, welche Kräfte unſere Seele birgt. — Das Alles iſt zweifellos richtig. Seitdem die experimentelle Pſychologie ſich der Hypnoſe angenommen hat, die wir, wie erinnerlich, als einen Zuſtand überwiegenden Unterbewußtſeins auffaſſen, ſind einzelne, ſchier unglaubliche Fähigkeiten der pſychiſchen Activität exact feſtgeſtellt worden. Der Hypnotiſche verfügt manchmal über eine außerordentliche Verfeinerung der Sinnesthätigkeit, er beſitzt Macht über einige ſonſt ganz uncontrollirbare Functionen des organiſchen Lebens, er kann ſich von Schmerzen befreien — kurz, er iſt in vielen Beziehungen ein höherer Menſch.

Indeſſen, alle dieſe Leiſtungen liegen in dem bekannten Bereich der Natur. Ob auch myſtiſche Kräfte, ſo die des Hellſehens und Fernwirkens, dem zweiten Ich zugeſprochen werden dürfen, unterliegt wohl ſehr dem Zweifel; und wenn von Seiten der modernen Metaphyſiker die ſecundäre Perſon zu einem „Metaorganismus" oder „transcendentalen Subject" emporgeſchraubt wird, dann verlieren wir eben jeden Boden unter den Füßen.

Epheyre neigt dazu, die Wirkſamkeit der verdunkelten Vorſtellungsmaſſen zu überſchätzen. Seine Heldin „Soeur Marthe", im gewöhnlichen Leben

Digitized by Google

eine ſtille, unbedeutende Novize, wird in dem zufällig herbeigeführten Somnambulismus nicht nur ein ſtolzes, liebeglühendes Weib, was wir begreifen können, ſondern auch eine Hellſeherin. Sie weiß von Ereigniſſen, deren ſie ſich unmöglich durch eine Hypermneſie erinnern konnte. Sie nimmt wahr, was in der Ferne vorgeht, ſie heilt die beginnende Schwindſucht der „Anderen“ d. h. ihres erſten Ichs. Aber ich muß geſtehen, daß ich nirgend anders eine ſo lebendige Schilderung des Doppelweſens unſeres Ich gefunden habe, als in dieſer, von dem verführeriſchen Reiz des Geheimnißvollen umgoſſenen Liebesepiſode zwiſchen der in Schweſter Martha verborgenen Angèle und dem unglücklichen Arzte Laurent Verdine. Und darum gebe ich gern alle principiellen Bedenken preis; um ſo mehr, als in dem Satz von der höheren Natur in uns der Hinweis auf etwas Richtiges enthalten iſt. Die Fortſetzung unſerer Rundſchau freilich wird uns wieder zu dem entgegengeſetzten Gedanken zurückführen, dem zufolge das zweite Ich das Thier, das Böſe, das halb Ueberwundene in dem Menſchen darſtellt.

IV.

Emile Zola iſt von den Tagen ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche an bis zu der Zeit, wo er ſich in das Netzwerk abſtracter Theorien verſtricken ließ, den gleichen feſtgezimmerten Steg gewandelt. In dem Jugendwerke „Le vœu d'une morte“ ſchildert er einen jungen „poetiſchen Mathematiker mit glühendem Herzen“, deſſen eine Seelenhälfte die Tochter ſeiner Wohlthäterin liebt, während die andere Hälfte in Erfüllung eines der verſtorbenen Gönnerin geleiſteten Gelöbniſſes jenes Mädchen mit einem wackeren Freunde zu vermählen ſtrebt. Kurz vor dem Tode klingen beide Leitmotive harmoniſch zuſammen. „Als er, an der Schwelle der Unendlichkeit, ſeinen letzten Seufzer aushauchte, da vernahm er aus der Tiefe jenes blendenden Glanzes, in welchen er einging, eine wohlbekannte, freudige Stimme, die zu ihm ſprach: ‚Du giebſt ſie einem würdigen Manne, Deine Aufgabe iſt vollendet . . . komm' her zu mir.‘“

Mir ſcheint, als ob Zola mit der genannten Skizze ſeinem Ehrgeize, ſeine Schriften zu einem „magasin de documents sur la nature humaine“ (Taine) zu geſtalten, unvergleichlich beſſer gerecht wird, als mit den großen Fahnenwerken, in denen eine mechaniſche, lebensloſe Pſychologie den Creaturen die intellectuelle Selbſtändigkeit, die höchſte, die ſich ſelbſt bezwingende Willensthätigkeit nimmt. Den Perſonen der „Bête humaine“, als da ſind: Roubaud, Phaſie, Séverine, Lantier, Flore, Pecqueux fehlt ſammt und ſonders die Herrſchaft der Vernunft über den Inſtinct. Aus dem wirklichen homo duplex iſt ein abnormer homo simplex geworden, der in moralloſen, ungebändigten Inſtincten aufgeht. Jacques Lantier beſteht ſchlechthin aus ſolchen, von der Urzeit übernommenen Trieben nach Sinnesluſt und Mord. Seine Gier, jedes nackte Weib im Blute zu ſehen, ſoll das Erbtheil einer vorhiſtoriſchen Periode ſein, in der der primitive Menſch die Bosheit des anderen Geſchlechtes durch ſinnliche Knechtung und Tödtung beſtrafte. Aehnlich erſcheint in „La terre“ der Bauer in den Gedankenkreis der Erde, in „Le ventre de Paris“ der Städter in den Gedankenkreis der roheſten Selbſterhaltung gebannt. Was Wunder, daß die lebloſen Gegenſtände in großartiger Symboliſirung den Charakter einſeitig determinirter Menſchen annehmen, daß z. B. in dem Eiſenbahn-Romane die Locomotive ein triebartiges Eigenleben führt. Die Maſchine iſt das wahrhaft Menſchliche, ſcheint Zola ſagen zu wollen.

Das zweite Ich als Automat gefaßt und gewiſſermaßen zum Ideal erhoben — ja, das ſcheint der Herzpunkt in dem monumentalen Bekenntniß des großen Naturaliſten zu ſein. Das Fundament des ſeeliſchen Organismus iſt für ihn ein Stück unüberwindlicher Urnatur, indem es den ſtreng geſetzmäßigen Ablauf der Sonderexiſtenz aus wilden Trieben heraus regelt, jedes Aufbäumen der höheren Bewußtſeinsſchichten letzlich unterdrückt und den freien, vernünftigen Willen bei der thatſächlichen Handlung ausſchaltet.

Zu derartigen wilden Trieben gehört nun vor allen Dingen der Geſchlechtstrieb. Was ihn betrifft, wird man wohl oder übel mit einem halben Zugeſtändniß an Zolas Lehre nicht zurückhalten können. Selbſt Guy de Maupaſſant ſchließt ſich hierin dem heißgehaßten Dichter an. In der Novelle „Un cas de divorce“ findet er nicht Worte genug, um die Umarmung zu ſchmähen, „die allen verfeinerten Weſen als etwas vorkommt, worüber man Scham empfindet und wovon man nur flüſternd, mit Erröthen ſpricht.“ In einer anderen Novelle „L'inutile beauté“ antwortet er dann auf den billigen Einwurf: das ſei natürlich. „Die Natur! Ich ſage Dir, daß die Natur unſer Feind iſt, daß wir gegen die Natur unaufhörlich ankämpfen müſſen; ſie führt uns ewig zum Thier zurück.“ Alles Schöne, was das Leben bietet, iſt im Widerſtreit zur Natur und ſomit auch zum urſprünglichen Ich entſtanden. Die Cultur ſoll uns über die Natur, über die eigene primitive Veranlagung hinausführen. „Wir ſind es, die der Schöpfung, indem wir ſie beſingen, ſie deuten, ſie als Poeten bewundern, als Künſtler idealiſiren, als Männer der Wiſſenſchaft erklären, einen Hauch von Schönheit und Anmuth leihen, einen Reiz, etwas Geheimnißvolles in ſie legen. Denke an die Fortpflanzung! Kann man ſich etwas Unedleres, Widerwärtigeres vorſtellen?“ *)

Wie merkwürdig iſt es nun, daß von eben dieſen Anſchauungen aus Leo Tolſtoj zu dem Wunſche nach einer Rückkehr zur Natur gelangt! Aber das erklärt ſich ſo. Das ſinnliche, inſtinktmäßige, halbbewußte Ich erſcheint ihm nicht als Ueberlebſel der Naturzeit, ſondern gerade umgekehrt als Produkt einer die Natur entehrenden Civiliſation. Daher ſollen Culturerrungenſchaften wie Geld, Wiſſenſchaft, Kunſt, raffinirte Wolluſt einem

---

*) Nach der Ueberſetzung von Georg Brandes.

Rouſſeauſchen Primitivleben Platz machen; der natürliche Menſch, als Theil in die moderne Seele eingekapſelt, iſt nicht böſe, erſt die Uebercultur macht ihn dazu. Zurück alſo zur Natur! In dieſen Ruf ſtimmt auch Björnſon ein, wenn er im „Handſchuh" Jungfräulichkeit des Mannes vor der Verehelichung fordert, aber er geht nicht ſo weit, wie Tolſtoj, deſſen „Kreuzerſonate „ein bis zum Tode pflichtmäßiges, liebeloſes Eheleben" und die Enthaltſamkeit von der „ſinnverwirrenden" Kunſt in lauten Worten predigt.

Es bleibt ſeltſam genug, daß eine moraliſtiſche, im altchriſtlichen Sinn gehaltene Verurtheilung der einen Seite unſerer ſeeliſchen Organiſation ſolches Aufſehen bei den Höchſtgebildeten aller Nationen erregt. In Wirklichkeit liegt dem Tolſtoj'ſchen Gedankenwerk doch bloß eine einſeitige Uebertreibung und *Ueberſchätzung des einen, im Menſchen wohnenden Ich* zu Grunde. Denn der Menſch — und damit kehren wir zu dem Ausgangspunkt unſeres Umblickes zurück — iſt zugleich Engel und Teufel, ein Gemiſch von Gut und Böſe, die Summe von Vernunft und Inſtinkt, ein Complex aus Bewußt und Unbewußt.

Wanderungen antiker Denkmäler.

Von

Paul Habel.

— Breslau. —

Zahllos und kräftig ſind die Verwünſchungen, welche Lord Elgin, der einſtige engliſche Geſandte bei der Hohen Pforte, wegen ſeiner an den prachtvollſten Tempeln Athens, dem Parthenon, dem Erechtheion und dem Heiligthum der Athena Nike, im Anfange dieſes Jahrhunderts verübten Räubereien über ſich ergehen laſſen mußte; und auch John Bull, welcher die Beute des edlen Lord eingeheimſt hatte, bekam manche bittere Pille zu ſchlucken, ſo daß ihm die Freude an den edelſten Antiken des Britiſchen Muſeums zu London, den Elgin-Marbles, vergällt wurde. Wilhelm Müller, der Griechenliederdichter, begnügt ſich, die Ruinen von Athen an England die entſagungsvollen Worte richten zu laſſen:

Auch ein großer Lord iſt kommen, hat von unſerm morſchen Haupt
Im Entzücken der Bewund'rung uns der Bilder Schmuck geraubt.
Mag er ziehen mit der Beute! —

Aber Lord Byron, welcher einige Jahre nach der That ſeines Landsmannes nach Athen kam und an eine Säule des Parthenon die berühmten, noch heute deutlichen Worte ſchrieb:

Quod non fecerunt Gothi, id fecerunt Scoti
(„Was nicht thaten die Gothen, das thaten die Scoten")

hat in ſeinem Gedichte: „Der Fluch der Minerva" die Schale ſeines Zornes über dieſe Barbarei ausgegoſſen und Lord Elgin und mit ihm ganz England wegen dieſes und ähnlicher Gewaltakte vor ganz Europa an den Pranger geſtellt. Wohl keiner der Touriſten, welcher der Lockung nicht widerſtehen konnte, ſeine Erlebniſſe und Beobachtungen auf griechiſchem Boden weiteren Kreiſen bekannt zu geben, hat es verſäumt, ſeine Ueberlegenheit als moderner Culturmenſch über den Barbaren Elgin nachdrücklich zu betonen und ſeinem für die Erhabenheit und Unverletzbarkeit der antiken Kunſtwerke begeiſterten und durch die engliſche Roheit tief beleidigten Herzen Luft zu machen; unter den neuen Reiſebeſchreibern ſei hier nur der bekannte Verfaſſer der reizvoll geſchriebenen „Griechiſchen Frühlingstage“ erwähnt, Eduard Engel, der mit dem Tempelplünderer ſcharf in's Gericht geht und die Hellenen auch vor dem Raub- und Zertrümmerungsſyſtem der modernen angelſächſiſchen Touriſten angelegentlich warnt.

So wurden denn auch zu allen Zeiten Stimmen laut, welche energiſch verlangten, daß die von Lord Elgin entführten Skulpturen der Stadt Athen zurückgegeben werden ſollten. Die öffentliche Meinung Englands wie ganz Europas, welche anfangs über den vornehmen Räuber arg hergefallen war, gab ſich allmählich zufrieden, als Lord Elgins Marbles um den Preis von 35,000 Pfund Sterling (875,000 Frcs.) von Elgin-Houſe in das Britiſche Muſeum überſiedelten und ſo als theuer erworbenes Staatseigenthum vor weiterer Beſchädigung doch wenigſtens bewahrt und der Nachwelt erhalten wurden. Jüngſt iſt die Frage in England ſelbſt wieder in Fluß gekommen. Im December-Heft (1890) der Zeitſchrift „Nineteenth Century“ fordert der bekannte Schriftſteller Frederic Harriſon ſeine Landsleute mit feurigen Worten auf, freiwillig die Parthenonſkulpturen den Hellenen zurückzuerſtatten, damit ſie wieder an die alte Stelle verſetzt würden, und ſo ein Unrecht wieder gut zu machen, welches den engliſchen Namen entehrt habe. Die Rückgabe müſſe doch einmal, meint Harriſon, früher oder ſpäter eintreten; den Einwänden der engliſchen Regierung begegnet er im voraus, indem er betont, dieſe Marmorwerke ſeien unrechtmäßiger Beſitz, ſie ſeien in Athen ebenſo gut aufgehoben als im Britiſchen Muſeum, ja das atheniſche Klima ſei ihnen zuträglicher als das Londoner, für die griechiſche Nation ſeien ſie von tauſendmal höherem Werthe als für die engliſche, in ihrer alten prangenden Umgebung würden ſie auf den Beſchauer viel nachhaltiger wirken, als an den kahlen Wänden des Muſeums. Die Forderung iſt gut gemeint, aber Erfolg wird ſie nicht haben. Schon iſt der Herausgeber derſelben Zeitſchrift, James Knowles, gegen dieſen Plan aufgetreten und hat die Gründe erörtert, die es der engliſchen Nation unmöglich machen, dem Wunſche Harriſons zu willfahren. Hat doch England für die Bildwerke ein ſchönes Stück Geld bezahlt, hat es ſie doch vor der im Laufe der Jahre, zumal in jenen politiſch unruhigen Zeiten drohenden Zerſtörung bewahrt und ſorgt es doch gewiſſenhaft für ihre Erhaltung ſeit nunmehr dreiviertel Jahrhunderten! Mit demſelben Rechte müßte man dann von den Engländern auch die Herausgabe der ägyptiſchen, babyloniſchen, aſſyriſchen, römiſchen u. ſ. w. Denkmäler verlangen, ſo daß ihre Kunſtſtätten dem Beſchauer bald leere Wände zeigen würden. Ja, ſchließlich wäre auch ein Verzicht auf Gibraltar, Malta, Indien und ihre übrigen außereuropäiſchen Beſitzungen unvermeidlich. Schwerlich wird die Erinnerung an altes Unrecht in Europa einen neuen Entrüſtungsſturm gegen England entfachen, zumal ja auch die Griechen ſich über den Verluſt getröſtet haben.

Auch Schliemann, der ſich noch zuletzt mit dem Gedanken trug, England zu bewegen, die Parthenonſkulpturen ihren angeſtammten Beſitzern zu überlaſſen — auch hierin ein Schwärmer wie in allen ſeinen Plänen und Unternehmungen, — hätte wohl vergebens auf die Großmuth der engliſchen Nation gerechnet. Die Elgin-Marbles, die koſtbarſten Beſitzſtücke des Britiſchen Muſeums, welche Bewunderung bei der ganzen gebildeten Welt erregen, werden Eigenthum der Engländer bleiben. Beati possidentes!

Die Elgin-Marbles ſind nicht die einzigen antiken Bildwerke, welche ſich eine Entführung aus ihrem Heimatlande haben gefallen laſſen müſſen. London iſt reich an ſolchen Kunſtſchätzen, welche dem klaſſiſchen Boden ihrer Herkunft entriſſen worden ſind; nicht minder Paris, während Wien, Petersburg und Madrid nur wenig bedeutende antike Originalſkulpturen beſitzen. Dagegen beherbergen eine größere Zahl werthvoller klaſſiſcher Kunſtwerke die Sammlungen in München und Berlin; München verdankt hierin ſeinen Ruhm dem König Ludwig I., welcher ſchon als Kronprinz den Antikenſchatz der Glyptothek begründete; Berlin iſt erſt durch die Erwerbung der pergameniſchen Hochreliefs (1886) mit antiken Denkmälern bereichert worden, welche das „Alte Muſeum“, wenigſtens hinſichtlich der helleniſtiſchen Plaſtik (Zeit der Diadochen) als ebenbürtig neben das Britiſche Muſeum, den Louvre und die römiſchen Sammlungen ſtellen.

Um ſich einen ungefähren Einblick in die Größe und Bedeutung der europäiſchen Antiken-Muſeen zu verſchaffen, um ſich die Hauptbeſitzſtücke derſelben zu vergegenwärtigen, dazu giebt Gelegenheit ein Gang durch die Sammlung von Gipsabgüſſen antiker Bildwerke im Berliner „Neuen Muſeum“. An Reichhaltigkeit und Bedeutung wird dieſelbe von keiner europäiſchen auch nur annähernd erreicht; in großartigem Maßſtabe und nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen angelegt, bildet dieſe Sammlung von Gipsabgüſſen ein werthvolles Förderungsmittel für das Studium der alten Kunſt, zugleich eine Quelle lauteren Genuſſes. Hier liegen die „Bauſteine zur Geſchichte der griechiſch-römiſchen Plaſtik,“ welche uns leibhaftig und eindringlicher als die beſte geſchriebene Kunſtgeſchichte den Entwickelungsgang der antiken Skulptur vor Augen führen, von den roheſten Anfängen, die unſer äſthetiſches Gefühl beleidigen, über die ernſten erhabenen Götterbilder des Phidias zu der reizend ſchönen Aphrodite des Praxiteles und den pathetiſch-mächtigen oder graziös-tändelnden Werken der Diadochenzeit. Muſtert man die Gipsabgüſſe zu Berlin hinſichtlich des Aufbewahrungsortes ihrer Originale, ſo ſieht man, daß der größte Theil der Abgüſſe von Originalen des Britiſchen Muſeums zu London genommen iſt; dann folgen Rom und Athen (mit Olympia) einſchließlich der Bildwerke, welche noch im Freien an ihrer alten Stelle ſtehen; München iſt faſt doppelt ſo ſtark vertreten als der Louvre, welchem auch Neapel den Rang abläuft; daran ſchließen ſich Petersburg, Wien, Florenz, Arolſen im Fürſtenthum Waldeck, Karlsruhe, Madrid, Dresden, Kaſſel, Wiesbaden, Mainz. Der Reſt entfällt zu ganz geringen Theilen auf kleine ſtädtiſche und private Sammlungen, namentlich in Deutſchland, England, Frankreich und Italien. Für die Hauptmaſſe der antiken Bildwerke alſo, welche den klaſſiſchen Süden Europas verlaſſen mußten, iſt das Britiſch-Muſeum zu London, der Louvre zu Paris und die Glyptothek zu München der Endpunkt ihrer unfreiwilligen Wanderung geweſen. England und Frankreich haben bis in die Mitte dieſes Jahrhunderts, ja bis in die Zeit der Wiederaufrichtung des Deutſchen Reiches die Führung auf dem Gebiete der Erforſchung und Sammlung antiker Kunſtdenkmäler gehabt; beide Nationen haben jede Gelegenheit, welche ſich ihnen bot, benutzt, um dem klaſſiſchen Boden ſeine Kunſtwerke zu entführen und die Muſeen ihrer Hauptſtädte damit zu ſchmücken. Um nur die Hauptzierden des Britiſchen Muſeums zu erwähnen, ſo müſſen hier die 23 Marmorplatten mit der Darſtellung eines Amazonen- und eines Kentaurenkampfes genannt werden, der faſt vollſtändig erhaltene, aus dem Ende des 5. vorchriſtlichen Jahrhunderts ſtammende innere Cellafries vom Apollotempel beim arkadiſchen Phigalia, ferner die Elgin-Marbles, der werthvollſte Beſitz des Muſeums, herrliche Skulpturen aus der perikleiſchen Zeit vom Parthenon, vom Tempel der Siegesgöttin Athena und vom Erechtheion in Athen; die archaiſchen Sitzbilder von der Proceſſionsſtraße bei Milet, die Demeter von Knidos, die Funde aus Priene und Epheſos, die Kalkſteinreliefs des ſog. Harpyienmonuments und die Marmorſkulpturen vom ſog. Nereidenmonument aus dem lykiſchen Xanthos, endlich die 13 Reliefplatten, welche von dem plaſtiſchen Schmuck des prächtigen Mauſſoleums im kariſchen Halikarnaſſos, eines der ſieben Weltwunder, übrig geblieben waren, eingemauert in das ehemalige Johannitercaſtell.

Aus der Zahl der älteren Beſitzſtücke des Louvre ſei hier nur der „Artemis von Verſailles" gedacht, welche unter Franz I. von Rom nach Frankreich kam. Napoleon I. erwarb die überaus koſtbaren Schätze der Villa Borgheſe, die Zierden des Louvre, ſo — um nur einige der bedeutenderen und bekannteren Bildwerke zu erwähnen — den Ares Borgheſe, Kentaur und Eros, Silen und Dionyſos, den borgheſiſchen Fechter, die Coloſſalbüſte des Antinous, des Lieblings des Kaiſers Hadrianus. Auch drei Metopenplatten mit Thaten des Herakles vom Zeustempel zu Olympia mußten im erſten Drittel dieſes Jahrhunderts nach Paris überſiedeln. Die helleniſtiſch-römiſche Zeit iſt im Louvre durch zwei der herrlichſten Kunſtwerke vertreten, durch die Venus von Milo, das hoheitsvolle, ſiegesbewußte, in der ſchwellenden Blüthe der Schönheit ſtehende Weib, und durch die mächtige Statue der auf dem Vordertheil eines Schiffes in ſtürmiſcher Haſt befindlichen, einen großen Seeſieg durch Poſaunenklänge verkündenden Nike von Samothrake. Der leider arg verſtümmelte, aber doch noch als formvollendetes Werk zu erkennende Satyr des Louvre iſt vielleicht eine Originalarbeit des Praxiteles.

Bei ihren auf die Erwerbung antiker Kunſtſchätze gerichteten Beſtrebungen war den Engländern und Franzoſen ihre eigene mächtige Stellung äußerſt günſtig, nicht minder die politiſche Lage, in welcher ſich am Ende des vorigen und in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts Griechenland und Italien befanden. Wenn wir ſehen, daß bei weitem der größte Theil der Schätze, welche heute die Muſeen von London und Paris zieren, griechiſchem Culturboden entſtammt, ſo erklärt ſich dieſer Umſtand, abgeſehen von der größeren Kunſtblüthe Griechenlands, dadurch, daß die Griechen bis 1830 unter der Knechtſchaft der Osmanen ſchmachteten, welche jedes Aufkommen griechiſchen Nationalbewußtſeins unbarmherzig unterdrückten und den Kunſterzeugniſſen helleniſchen Geiſtes nur in dem Maße Anerkennung zollten, als aus denſelben eine reichlich fließende Geldquelle gemacht werden konnte. Die ſtändige Geldnoth der Pforte erleichterte die Abſichten der Fremden; in die Taſchen des Sultans und ſeiner Paſchas ſind, namentlich von England, Tauſende von Piaſtern für griechiſche Bildwerke gewandert. Aber ſchon Kapodiſtrias, der Regent Griechenlands (ermordet 1831) unterſagte den Franzoſen, welche ſeit 1828, im Anſchluß an ihre Beſetzung Moreas (1828 bis 31), damit beſchäftigt waren, Olympia freizulegen, die weitere Ausführung von Fundgegenſtänden und die Fortſetzung der Ausgrabungsarbeiten, und ſeinem Vorgange blieb das 1832 geſchaffene Königreich Hellas treu. Auf allen Gebieten machte ſich ſeitdem das erwachte Nationalbewußtſein immer ſchärfer bemerkbar, und die griechiſche Regierung trug nur dem ſtolzen vaterländiſchen Gefühl des Volkes Rechnung, indem ſie durch ein Geſetz jede Ausfuhr von Alterthümern über die Landesgrenzen verbot. Die Kunſtwerke, an denen ſich die Ahnen begeiſtert hatten und durch welche dieſelben zu unerreichten Lehrmeiſtern der ganzen Welt geworden waren, ſollten auch die Freude und den Stolz der jetzt wieder freien Enkel ausmachen; die Griechen wollten die edelſten Schöpfungen griechiſchen Geiſtes nicht mehr Fremden um Geld überlaſſen. Zwar geſtattete die griechiſche Regierung Fremden bereitwillig, Ausgrabungen auf griechiſchem Boden vorzunehmen, da ſie ſelbſt für derartige, hinter den Anforderungen des praktiſchen Lebens zurückſtehende Unternehmungen noch nicht genügend Zeit, Geld und geſchulte Kräfte beſaß; aber ſtets wahrte ſie ſich das ausſchließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenſtänden aus griechiſchem Boden.

Wie in Griechenland die Herrſchaft der Türken, ſo ermöglichte in Italien die politiſche Zerriſſenheit den Fremden die Erwerbung antiker Kunſtdenkmäler. Italien war berufen, das Vermächtniß des Alterthums der Gegenwart zu überliefern; die Bilderwelt des alten Rom, welche zu einem bedeutenden Theile aus Griechenland zuſammengeraubt war, hatte ſich durch die Nacht der Zeiten beſſer erhalten als der plaſtiſche Schmuck des griechiſchen

Google

Bodens*). Ganz Rom war im Mittelalter ein öffentliches Skulpturenmuſeum, in welchem die verſchiedenen Denkmale aus den verſchiedenen Jahrhunderten bunt durcheinander ſtanden, die nationalen Erinnerungen an den ſagenhaften Urſprung und an die Machtblüthe des römiſchen Reiches neben den Schöpfungen griechiſcher Meiſter, mit denen die Römer eine Lücke ihrer ſtaatlichen Entwickelung auszufüllen ſuchten. Auf das Wahrzeichen Roms, die bronzene Wölfin mit dem Zwillingspaar Romulus und Remus, ein Werk etruskiſcher Kunſtrichtung aus dem Anfang des dritten vorchriſtlichen Jahrhunderts, blickt ſiegesbewußt der Kaiſer Marc Aurel, hoch zu Roß, eine koloſſale bronzene Reiterſtatue, welche ebenſo wie die Wölfin Jahrhunderte lang dem mittelalterlichen Sitz der Päpſte, dem Lateran, zum Schmucke diente, bis ſie 1538 derſelben auf das Kapitol folgte. Die beiden koloſſalen Marmorſtatuen der Dioskuren mit ihren Roſſen, aus der Zeit nach Lyſippos, fälſchlich inſchriftlich als opus Phidiae und opus Praxitelis bezeichnet, hüteten einſt als Thorwächter die heut völlig verſchwundenen Thermen des Kaiſers Conſtantinus, jetzt ſchmücken ſie in der Nähe des königlichen Schloſſes den Quirinalsplatz (Monte Cavallo), wohin ſie von Sixtus V. im Jahre 1589 verſetzt worden ſind.

Schon frühzeitig begannen die Päpſte die antiken Schätze zu ſammeln, und ihrem Vorgang folgten glanzvolle Fürſtengeſchlechter, reiche Patrizier. Im Jahre 1471 wurde der bis dahin in dem päpſtlichen Palaſt, dem Lateran, aufbewahrte Antikenſchatz, die damals einzig vorhandene Statuenſammlung der Welt, auf das Capitol verſetzt, von Sixtus IV. „als Denkmal alter Herrlichkeit und Kraft dem römiſchen Volke, aus dem ſie hervorgegangen, zurückerſtattet und dem Senat zur Obhut übergeben“. Dies iſt der Anfang des capitoliniſchen Muſeums, heut nicht mehr das umfangreichſte, aber unvergleichlich daſtehend hinſichtlich der Bedeutung ſeiner Kunſtwerke und der geſchichtlichen Erinnerungen, welche an dieſe edle humaniſtiſche Schöpfung der Päpſte, an dieſes lebendige Zeugniß humanen Wirkens der Kirche geknüpft ſind. Das Capitol, der Sitz der Stadtbehörde, wandelte ſich zur päpſtlichen Kunſtkammer Roms um; die Stadt büßte ihren ſtaatlichen Mittelpunkt ein und verlor an politiſcher Bedeutung zu Gunſten der päpſtlichen Herrſchaft. Rom entwickelte ſich mehr und mehr zur Weltmetropole der Kunſt im Wetteifer mit Florenz und Neapel; die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ die großen päpſtlichen Sammlungen auf ihren Höhepunkt gelangen, den ſie in der Folgezeit nicht immer zu behaupten vermochten. Die weltberühmten Muſeen der ewigen Stadt, das jetzt ſtädtiſche capitoliniſche und die beiden päpſtlichen des Vatikan und des Lateran, bergen antike Kunſtwerke von unſchätzbarem Werthe, an einem Orte, welchem die Geſchichte den Stempel der Weihe aufgedrückt hat. Der unvergängliche Adel der alten Kunſt wird hier auch denjenigen von den Beſchauern ergreifen, der ſonſt keinen Hauch dieſes Geiſtes verſpürt hat. Wer ſollte nicht die lebensvolle Darſtellung des myroniſchen Discuswerfers bewundern, oder die leichte Eleganz des lyſippiſchen Apoxyomenos, eines ſich vom Staube der Ringbahn reinigenden Athleten? Der leider halb verſtümmelte, lyraſpielende Herakles im Belvedere des Vatikan iſt durch das begeiſterte Loblied Winckelmanns allbekannt geworden; ohne Klage, mit finſterem Trotz blickt der ſterbende Gallier dem Tode in's Auge; gewaltig, aber vergeblich müht ſich Laokoon ab, ſich aus der Umſtrickung der Schlangen zu löſen, während ihm der eigene körperliche Schmerz und der um ſeine beiden Söhne ein Wuth- und Wehegeſchrei entpreßt. Die „Aphrodite vom Capitol" ſchickt ſich eben an, in göttlicher Nacktheit in's Bad zu ſteigen, die im Vatikan befindliche Aphrodite, ebenfalls eine Copie der knidiſchen Aphrodite des Praxiteles, würde ſich auch in voller Schönheit zeigen, wenn man nicht vorſichtig ihren Unterkörper in eine Art Badetuch aus Blech eingeſchlagen hätte. Sie trägt daſſelbe ſeit 1760. Damals erging von der päpſtlichen Regierung der Befehl, den Statuen im Belvedere des Vatikan vermittelſt eines Drahtes um die Hüften ſolche Bleche umzuhängen, ein Befehl, welcher den in Rom anweſenden Winckelmann zu der brieflichen Aeußerung veranlaßte: „Eine ſo eſelmäßige Regierung iſt kaum in Rom geweſen, wie die izige iſt!"

---

*) Vgl. Juſti, Geſchichte des capitoliniſchen Muſeums (Im neuen Reich 1871, II S. 121 ff.).

Hier im Vatikan ſieht man auch den „Apollo vom Belvedere" dahinſchreiten, der eben den Pfeil von der Sehne geſchnellt hat, um die ſein Heiligthum Delphi angreifenden Gallier zurückzuſcheuchen, während der von üppigem Haar- und Bartwuchs umrahmte Kopf des „Zeus von Otrikoli", ſeine gedankenvolle Stirn, der feierlich-ernſte und ſiegesbewußte Blick die Stelle der Ilias in's Gedächtniß rufen, an welcher der Olympier die Bitte der Thetis gewährt:

Sprach's der Kronide und winkte ihr zu mit den dunkelen Brauen,
Und die ambroſiſchen Locken des Königs walleten vorwärts
Von dem unſterblichen Haupt; es erbebten die Höh'n des Olympos.

Alt und bekannt iſt der Kunſtſinn und der Sammeleifer der römiſchen Nobili; leider liegt in ihren Paläſten mancher Schatz verborgen, zu welchem dem Forſcher und dem Reiſenden der Zutritt nicht geſtattet iſt. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in welcher die weltberühmten Gärten, Paläſte und Sammlungen der Albani, Borgheſe, Ludoviſi, Barberini, Pamfili und anderer entſtanden. Auch ein Theil der Alterthümer, welche jetzt zum Beſtande der Florentiner Sammlung und des Nazional-Muſeums zu Neapel gehören, befand ſich ehemals in Villen der Stadt Rom. Das Geſchlecht der Medici, der Großherzöge von Toskana, deren ruhmvollſter Ahnherr Lorenzo Magnifico (1469/92) ſchon damit begonnen hatte, Florenz mit antiken Denkmälern zu ſchmücken, führte (1680) die in der Villa Medici in Rom aufgeſtellten Kunſtſchätze in die Uffizine zu Florenz über: die Niobidengruppe, die mediceiſche Aphrodite, der Apollino, die Ringergruppe, Menelaos mit der Leiche des Patroklos, die trauernde Germanin (Thusnelda), der ſog. Schleifer bilden die charakteriſtiſchen Wahrzeichen des Florentiner Antikenbeſitzes. Die Schätze der Villa Farneſina, ſeit der Mitte des Cinquecento geſammelt, kamen am Ende des vorigen Jahrhunderts in das heutige Muſeo Nazionale zu Neapel. Die hohe Bedeutung dieſes Muſeums beruht eben auf der Farneſiſchen Sammlung und auf den zahlreichen Fundgegenſtänden, welche den vom Veſuv verſchütteten Städten Pompeji und Herkulaneum entſtammen. Die Gruppe der Tyrannenmörder Harmodios und Ariſtogeiton, die Hera, die Flora, der Herakles Farneſe, der Farneſiſche Stier haben den Namen dieſes Geſchlechtes weithin bekannt gemacht; der Speerträger aus Pompeji, der Dionyſos aus Herkulaneum, die wieder aufgedeckten Wandgemälde und die große Maſſe der kleinen, oft aber ſehr koſtbaren Kunſtſachen dienen als Beweis für die ehemalige Blüthe dieſer beiden, durch den Lavaausbruch im Jahre 79 n. Chr. vernichteten Städte.

Der Boden Italiens war alſo eine Fundgrube, welche die Jahrhunderte nicht erſchöpft hatten, beſonders der Boden Roms, deſſen marmorne Bevölkerung einſt ſo zahlreich erſchienen war wie die lebendige. Die Begeiſterung für das Alterthum war aber nicht allgemein von dem nationalen Gedanken getragen, daß in den Kunſtwerken unveräußerliche Beſitzſtücke der Enkel der alten Römer zu ſehen ſeien. Zwar war auf dem Capitol unter dem Schutze der Päpſte ein ſolcher feſter Beſtand von alten Statuen, Reliefs, Inſchriften und anderen Denkmälern vereinigt, aber die große übrige Maſſe war Privateigenthum und bildete den Stolz und den Schatz der Machthaber und reicher Familien, welche jedoch in Geldnoth oder aus anderen Gründen bereit waren, ſich von ihren Kunſtwerken zu trennen. Der Verkauf von Denkmälern an Fremde wurde zu Zeiten in bedenklichem Maßſtabe betrieben; dem regen italieniſchen Kunſthandel verdanken es auch die deutſchen Fürſten des vorigen Jahrhunderts, daß ſie ihre Schlöſſer und Gärten mit griechiſchen und römiſchen Originalbildwerken ſchmücken konnten; wanderten doch ganze Sammlungen nach Deutſchland, wie die Schätze der Familie Odescalchi nach Sachſen an den Hof Auguſts des Starken. Dieſen Zuſtänden machte, ebenſo wie in Griechenland, erſt die nationale Einigung der italieniſchen Staaten zum Königreich Italien ein Ende, unter dem Hauſe Savoyen, deſſen Wahlſpruch sempre avanti auch der Kunſtforſchung neues friſches Leben eingehaucht hat; die alten und die neu gefundenen Denkmäler aus der Vergangenheit des italieniſchen Volkes dürfen der Heimatserde nicht mehr entfremdet werden, wenigſtens hat ſich der Staat das Vorkaufsrecht für alle aus Italien ſtammenden Alterthümer vorbehalten.

Vor dem Entſtehen der Königreiche Griechenland und Italien gewährten alſo die inneren politiſchen Verhältniſſe der beiden Länder den Fremden, in erſter Linie den Engländern und den Franzoſen, reichlich Gelegenheit, ſich in den Beſitz antiker Originale zu ſetzen. Die Erwerbungen geſchahen auf doppelte Weiſe, rechtmäßig, d. h. durch Kauf, Tauſch und Schenkung, oder gewaltthätig mit dem Rechte des Stärkeren; nicht immer läßt ſich die Grenze dazwiſchen ſcharf ziehen. Aber beide Arten laſſen auf ein ausgeprägtes Intereſſe für antike Kunſtgegenſtände bei den Erwerbern ſchließen. Nicht als ob die ſteinernen und metallenen Ueberreſte der alten Kunſt bei Engländern und Franzoſen größere Begeiſterung geweckt, ein beſſeres Verſtändniß gefunden hätten als bei den Deutſchen; dies wird Niemand behaupten können. Ihrem Willen ſtanden aber oft Verhältniſſe im Wege, welche die Ausſichten auf das Vollbringen zu recht zweifelhaften geſtalteten; es gebrach ihnen an Geld und Macht. Engländer und Franzoſen aber konnten ſich auf einen bedeutenden Nationalreichthum ſtützen, und ihre ſtaatliche Einheit, ihre einflußreiche Stellung im Rathe der Völker Europas eröffneten ihnen ſchon frühzeitig auf dieſem Gebiete der antiken Kunſtforſchung die Bahnen, welche unſer Vaterland erſt in Folge ſeiner neueſten politiſchen Entwickelung betreten konnte.

Mit welchem Eifer in England und Frankreich Gemeinden, Vereine und Private zuſammenwirken an dem großen Werke der hiſtoriſchen Wiedergewinnung früherer Zeiten des Menſchengeſchlechtes, zunächſt der Vorzeit ihres eigenen Landes und Volkes, dies ſchildert anſchaulich Emil Hübner in ſeinem neueſten Buche: Römiſche Herrſchaft in Weſteuropa (S. 149f.): „Kaum irgendwo iſt dieſe Arbeit des Sammelns und Bewahrens aller Reſte der Vergangenheit in größerem Maßſtabe ſeit langer Zeit eingeleitet und, durch beiſpiellos glückliche Verhältniſſe unterſtützt, durchgeführt worden, als in England. Gleich nach England kommt in dieſer Beziehung, ebenfalls durch ſeinen Reichthum begünſtigt, Frankreich; erſt an dritter Stelle Deutſchland. Von Italien, deſſen Leben bis vor Kurzem mehr die Vergangenheit betraf als die Gegenwart, ſoll hier nicht geredet werden. Nicht als ob nicht auch bei uns die liebevolle Hingabe an die Heimat und das gerade in den engſten Grenzen beſonders mächtige Gefühl der Vaterlandsliebe ſichtbar und kräftig gewirkt hätte von dem Zeitpunkte an, wo die Nation ſich zu erholen begann von den tiefen Wunden, die ihr der unſelige Krieg der dreißig Jahre geſchlagen. In England giebt es keine Grafſchaft, kaum eine kleine Landſtadt, welche nicht ihr meiſt aus privaten Mitteln gegründetes Localmuſeum hätte.

Daneben verwenden zahlloſe Private, von den großen hiſtoriſchen Adelsgeſchlechtern an bis herab zum Landpfarrer und Gemeindebeamten, einen Theil ihres Ueberfluſſes auf die Anlage von irgend welchen Sammlungen. In Frankreich hat der hochgeſteigerte nationale Sinn in höherem Maße als die privaten Liebhaber die verſchiedenſten Körperſchaften, Gemeinden, Diöceſen und andere Verbände größeren und geringeren Umfanges zu faſt ebenſo ausgedehnter und an Reichthum nur wenig hinter England zurückſtehender Entwickelung des Sammeleifers geführt; obgleich es auch nicht an Gegenden fehlt, z. B. im Süden, welche in dieſen Dingen noch weit zurück ſind. In Deutſchland fehlt es zwar nicht, beſonders in dem begüterten Weſten und Süden unſerer Heimat, an mehr oder weniger reichen und wohlgepflegten öffentlichen, zum Theil auch privaten Sammlungen, an großen und kleinen hiſtoriſchen und Alterthumsvereinen mit meiſt ſchon bändereichen Veröffentlichungen, an Jahres- und Wanderverſammlungen mit gelehrten und gemeinverſtändlichen Vorträgen, kurz, an all den Erforderniſſen der geſchichtlichen Maſſenarbeit, welche das in England beſonders reich entwickelte Vereinsweſen und die in Frankreich weit verbreitete Kunſt der Gruppirung und Aufſtellung von Denkmälern und Ueberreſten ausgebildet hat. Aber was uns noch fehlt auf dieſem Gebiete gegenüber unſeren Nachbarn dies- und jenſeits des Kanals, das iſt die allgemeine und nachhaltige, die verſtändnißvolle und opferbereite Theilnahme aller Gebildeten an den Beſtrebungen und Leiſtungen der verhältnißmäßig doch nur Wenigen, welche zu jener Sammelarbeit in Vereinen und Geſellſchaften zuſammengetreten ſind oder auf eigene Hand an ihr theilnehmen." Bei dieſem ſeit langer Zeit in den weiteſten Kreiſen der Gebildeten verbreiteten Verſtändniß für den Werth der Alterthümer konnten die Regierungen ihrerſeits nicht zurückbleiben; natürlich griffen ſie über die Grenzen des eigenen Landes und Volkes hinaus, die erhaltenen Zeugen der Culturentwickelung der ganzen Menſchheit zu ſammeln und ſo der Gegenwart eine Quelle edler Freude und ernſten Studiums zu erſchließen, darin ſahen ſie eine ihrer Aufgaben, würdig einer großen Nation, ſparten zur Löſung derſelben kein Geld und nutzten die ihnen zur Verfügung ſtehende Macht in reichſtem Maße aus.

So ſind die Kunſtſammlungen des Britiſh Muſeum in London und des Louvre in Paris weltberühmt geworden. Die Art der Erwerbung ſei hier nur an einigen hervorragenden, bereits vorher genannten Denkmälern verdeutlicht.

Dem Kaiſer Napoleon I. ſchwebte wohl das Beiſpiel Franz' I. und Ludwigs XIV., welche Verſailles mit antiken Kunſtwerken ausgeſchmückt hatten, vor Augen, als er 1808 die Schätze der Villa Borgheſe für den Louvre aufkaufte. Die Townley'ſche Sammlung, ein reicher Schatz von Marmorgruppen, Büſten, Reliefs, Urnen, welcher den Hauptbeſtandtheil der aus Italien ſtammenden Denkmäler des Britiſh Muſeum ausmacht, iſt 1805 um 20 000 Pfund Sterling erworben worden, und eine der Hauptzierden dieſes Muſeums, die 23 Friesplatten vom Apollotempel bei dem alten arkadiſchen Phigalia (in der Nähe der heutigen meſſeniſchen Stadt Andritſena) koſtete England im Jahre 1813 etwa 300 000 Mark (15 000 Pfund Sterling). Warum hat man die Fortſchleppung dieſes Tempelfrieſes nicht auch zu ſcharfen Angriffen gegen die Engländer ausgebeutet? Die Verhältniſſe lagen eben hier ganz anders als bei den Parthenonſkulpturen: Elgin entkleidete den Tempel ſeines Bilderſchmuckes, welcher, ein Prunkſtück der Stadt, an Ort und Stelle auch noch weiter der Ungunſt der Zeiten hätte trotzen können, der phigaliſche Fries aber war in Folge von Erdbeben mit der Bedachung und dem Obergebälk vom oberen Rande der inneren Cellawände herabgeſtürzt und lag, ſeit mehr als 1000 Jahren, theilweiſe zerſchellt, unter Gebälktrümmern, von Erde bedeckt, von dichtem Geſtrüpp überwuchert am Boden umher, meiſt im Umkreiſe des ſtehengebliebenen Säulenkranzes, ſo daß ſeine Aufdeckung und Fortſchaffung ihn erſt bekannt machte und zugleich ſeine Rettung vor völliger Zerſtörung und Beraubung war.

Wie die Pergamener in Berlin, ſo machen in London die Elgin-Marbles den werthvollſten Antikenbeſitz des hauptſtädtiſchen Muſeums aus, erworben, wie ſchon oben erwähnt, um 35,000 Pfund Sterling, während ſich die Lord Elgin aus der Anlegung ſeiner Sammlung erwachſenen Ausgaben nach ſeinen Urkunden auf das Doppelte dieſer Summe beliefen. Ihren Einzug in das Britiſche Muſeum hielten ſie im Jahre 1818. Lord Elgin, ſeit 1799 engliſcher Geſandter bei der Hohen Pforte, verſtand es wie kein Anderer, Kunſtſchätze zu „ſammeln“. Die bereits abgelöſten Stücke und die in ihrem Rahmen freiſtehenden Giebelfiguren wegzunehmen, dazu war er durch einen Firman berechtigt; aber die Gelegenheit, ſeine Vollmacht zu überſchreiten, war für den kunſtliebenden Lord zu verlockend; er brach auch noch feſtſitzende Metopen und Friesplatten aus und beraubte ſo die Bauwerke Athens ihrer Skulpturen. Der Parthenon, der Tempel der Athena Nike, das Erechtheion waren die Hauptſtätten ſeiner Wirkſamkeit, unter welcher gerade die edelſte Kultſtätte auf dem Burgberge Athens weit erheblicher zu leiden hatte, als durch die Hand der Gothen und Osmanen, der wir es jedoch verdanken, daß der ſchönſte plaſtiſche Schmuck der perikleiſchen Kunſtblüthe, die Parthenonfiguren, vor Allem der gegen 160 m lange, überlebensgroße panathenäiſche Feſtzug vor weiterer Beſchädigung bewahrt wurde und zur Freude der Nachlebenden in dieſem Zuſtande erhalten blieb. Ohne die diplomatiſchen Beziehungen Englands und Frankreichs zum Großherren wären alle dieſe Erwerbungen nicht möglich geweſen; von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint auch das gewöhnlich als Raub bezeichnete Verfahren Elgins in einem milderen Lichte. Auch die Abſicht der franzöſiſchen Regierung war auf den Beſitz dieſer koſtbaren Denkmäler gerichtet, aber Lord Elgin kam ihr zuvor. Die britiſchen und franzöſiſchen Geſandten in Conſtantinopel ſuchten ſich durch Ankauf von Antiquitäten für die heimiſchen Muſeen die Gunſt ihrer Regierungen zu erhalten und wetteiferten, einander den Rang abzulaufen in der Aufſpürung und Erwerbung von Kunſtſchätzen des Alterthums. So ſchenkte der Marquis de Rivière im Jahre 1820 ſeinem König Ludwig XVIII. die „Venus von Milo“, die „Nike von Samothrake“ iſt eine Gabe des Konſuls Champoiſeau (1863); auf Veranlaſſung des Viscount Stratford de Redcliffe wurden im Jahre 1846 die 13, ehemals das halikarnaſſiſche Mauſſoleum zierenden Reliefplatten aus den alten Feſtungswerken, in welche ſie von den Johanniterrittern eingemauert worden waren, herausgenommen und in das Britiſche Muſeum verſetzt. Nicht der letzte Platz gebührt den Denkmälern, welche England und Frankreich der Freigebigkeit ihrer Bürger verdanken.

Offene Gewaltthat, welche kein anderes Recht kennt, als das des Stärkeren, hat die Sammlung des Louvre und die anderen Pariſer Muſeen während der Kriege Napoleons I. in kurzer Zeit reichlich durch Kunſtſchätze vermehrt. Aus allen Ländern, in denen ſeine ſieggewohnten Fahnen wehten, zumeiſt aus Italien, Spanien, den Niederlanden, aus Preußen und dem übrigen Deutſchland, aus Staats- und Privatbeſitz, hat der franzöſiſche Cäſar Denkmäler aller Zeiten nach Paris zuſammengeraubt, auch hierin ein Nachfolger jener römiſchen Imperatoren, welche die Gebilde griechiſcher Kunſt als die Trophäen ihres Ruhmes nach Rom ſchleppten. Im erſten Pariſer Frieden (30. Mai 1814) gelang es Talleyrand, für das neue Frankreich den geſammten Raub an Kunſtſchätzen zu erhalten, ſoweit ſie den öffentlichen Sammlungen bereits einverleibt waren; nur diejenigen Stücke, welche noch in den Magazinen verpackt lagen, ſollten zurückerſtattet werden. Erſt der zweite Pariſer Friede (20. November 1815) gab, Dank dem mannhaften Auftreten Blüchers und Wellingtons, den europäiſchen Nationen ihr rechtmäßiges Eigenthum wieder, ſo kehrten z. B. damals der Laokoon, der Apollo von Belvedere, der Heraklestorſo, die ſchönſten Bilder von Rafael und Perugino von Paris nach Rom zurück; manches ging in anderen Beſitz über, ſo die berühmte Gruppe Eirene und Plutos (Friedensgöttin, welche den Reichthum in Geſtalt eines Knaben auf dem Arme hält), welche aus der Villa Albani in Rom über den Umweg nach Paris durch Kauf in die Glyptothek zu München gelangte. Der Gipsabguß des größten Kandelabers in der sala dei candelabri, welcher an die Stelle des in Paris gebliebenen Originals geſetzt wurde, erinnert noch heute leibhaftig an den gewaltthätigen Eingriff Napoleons in die vatikaniſchen Sammlungen. Napoleon handelte hierin ganz nach dem Vorbilde berühmter Muſter, wenn er von ſeinen Kriegszügen Kunſtwerke als die Zeugen ſeiner Triumphe in die Heimat mitbrachte. So nahm Xerxes, zugleich wohl zum Dank für die Dienſte, die Hippias ſeinem Vater Darius geleiſtet hatte, die Erzſtatuen der Tyrannenmörder Harmodios und Ariſtogeiton im Jahre 480 als Siegesbeute vom Marktplatz Athens nach Suſa fort, von wo ſie erſt nach Alexanders des Großen Zeit, vielleicht von dieſem ſelbſt wieder, an ihren alten Platz überführt und nun neben der jüngeren, im Jahre 477 zum Erſatz gearbeiteten Gruppe aufgeſtellt wurden. Rom gewöhnte ſich mehr und mehr daran, lieber durch Plünderungen ſeine öffentlichen Gebäude und Plätze mit Meiſterwerken zu ſchmücken, als ſelbſt ſolche zu ſchaffen.*) Mit dem Wegführen der Kunſtſchätze aus den eroberten griechiſchen Städten begann in größerem Umfang M. Claudius Marcellus nach der Einnahme von Syrakus (212) im zweiten puniſchen Kriege; der Geſchichtsſchreiber Livius äußert ſich hierüber (XXV, 40): „Um nicht bloß ſeinen Ruhm, ſondern auch die Majeſtät des römiſchen Volkes zu erhöhen, ſchaffte Marcellus den Schmuckreichthum der Stadt, Statuen und Gemälde, woran in Syrakus Ueberfluß war, nach Rom, als Beuteſtücke dem Feinde nach Kriegsrecht abgenommen;

---

*) Vergl. Mommſen, Römiſche Geſchichte I. S. 940, II. S. 460, III. S. 628.

damit begann das römiſche Volk die Meiſterwerke der griechiſchen Kunſt zu bewundern und ſich das Recht anzumaßen, überall alle dem Gottesdienſt oder weltlichen Zwecken dienenden Kunſtdenkmäler zu rauben, bis ſich zuletzt dieſe Willkür auch gegen die römiſchen Götter kehrte, gerade gegen den Tempel zuerſt, welcher von Marcellus ſo prächtig ausgeſtattet worden iſt.“ Der ſyrakuſaniſchen Beute kam die tarentiniſche drei Jahre ſpäter (209) faſt gleich, Schauſtücke aus Gold und Silber, Gemälde, Statuen; aber der alte ſtrenge Q. Fabius Maximus, der Eroberer der Stadt, gebot, die großen Tempelbilder der erzürnten Götter den Tarentinern zu laſſen, ein Verfahren, welchem Livius (XXVII, 16) im Vergleich zu dem des Marcellus das Lob der Großmuth ertheilt.

Vom 2. vorchriſtlichen Jahrhundert an wurden die Plünderungen der Tempel, der Märkte, der öffentlichen und privaten Gebäude der griechiſchen Städte auf den Feldzügen der Römer immer häufiger. Die helleniſche Bildung galt damals als die moderne Civiliſation; und wie die Beſchäftigung mit der griechiſchen Litteratur, ſo gehörte auch die Kennerſchaft griechiſcher Bildwerke und Gemälde zu den Erforderniſſen eines gebildeten Römers. So begann man denn Jagd zu machen auf die Kunſtwerke alter und neuer griechiſcher Meiſter. Als die Hauptvertreter dieſes römiſchen Hellenismus ſind hier namentlich zu nennen: T. Quinctius Flamininus, der Beſieger des Makedonerkönigs Philipps V. in der Schlacht bei Kynoskephalä (197) und der Schiedsrichter Griechenlands, welches durch ihn zur Freiheit geführt wurde, M. Fulvius Nobilior, der Eroberer Ambrakias, der einſtigen Reſidenz des berühmten Epirotenkönigs Pyrrhos, welcher den einen Theil der Beute der Hauptſtadt des Reiches ſchenkte, den anderen den Muſen weihte (187), L. Aemilius Paullus, der im Jahre 168 die Schlacht bei Pydna über die Phalanx des Makedonerkönigs Perſeus gewann, L. Mummius, der Zerſtörer Korinths (146), L. Licinius Lucullus, vielleicht der reichſte Mann ſeiner Zeit, der Feldherr der Römer in den Kriegen gegen Mithridates von Pontus und Tigranes von Armenien. Die immer mächtiger werdenden helleniſchen Sympathieen weckten den Sammeleifer; man legte ſich Bibliotheken an, in welchen ſich der Hausherr mit ſeinen Gäſten, darunter oft Griechen, durch ein gelehrtes Geſpräch die Zeit vertrieb; man ſchmückte ſeine Paläſte und Landhäuſer mit Kunſtſchätzen aller Art; dieſelben zu beſchauen, dazu bedurfte es der vom Beſitzer eingeholten Erlaubniß. In dieſen Galerien der vornehmen Römer trafen ſich Kunſtkenner und Kunſtliebhaber, konnten ſie doch hier ihr Kunſtintereſſe beſſer befriedigen, als auf den Marktplätzen und in den öffentlichen Gebäuden. Denn die Ariſtokratie verſtand es ſehr wohl, die beſten Stücke der Beute für ſich abzuheben, für die Stadt, für die große Menge war ja der Reſt gut genug. Vergleicht man das artiſtiſche Intereſſe dieſer Zeit mit dem Kunſtleben des modernen Rom, welches ſich anknüpft an die Villen Borgheſe, Albani, Ludoviſi, Pamfili, Colonna, Torlonia, ein Unterſchied fällt ſofort in die Augen: das Herbeiſchaffen und Beſchauen griechiſcher Kunſtdenkmäler hat eine eigene national-römiſche Kunſt nicht zu erwecken vermocht, erſt die Renaiſſance hat den zauberiſchen Duft der griechiſchen Kunſtblüthen kräftig eingeſogen, und damit beginnt die Entwickelung Roms zur ſchöpferiſchen Metropole der Künſte. In der Kaiſerzeit herrſchte dieſelbe Sitte. Aus dem alten Rom und aus Griechenland ſind dann viele Kunſtwerke nach Neu-Rom (Byzanz) gewandert, welches Conſtantin der Große im Jahre 330 n. Chr. zur Hauptſtadt ſeines Weltreiches erhob. Beſonders die alte Rennbahn (Hippodrom), heut Atmeidan (Roßplatz) genannt, in der Nähe der Sophienkirche gelegen, iſt von Conſtantin und ſeinen Nachfolgern mit zumeiſt geraubten Denkmälern geſchmückt worden. Drei dieſer Sehenswürdigkeiten haben ſich bis auf den heutigen Tag an ihrer alten Stelle erhalten: die bronzene, arg verſtümmelte Schlangenſäule, welche früher einen goldenen Dreifuß trug, zur Erinnerung an die Siege von Salamis und Platää von den Hellenen dem Apollon zu Delphi geweiht; die Namen von 31 griechiſchen Staaten, welche an dieſen Kämpfen theilnahmen, ſind noch deutlich auf den Windungen der Schlangen zu leſen; der Obelisk, welchen im Jahre 390 n. Chr. der Kaiſer Theodoſius aus Aegypten nach Conſtantinopel bringen ließ, und die 25 m hohe Säule, ehemals mit Reliefs in Goldbronze bedeckt, welche durch den Kaiſer Conſtantin Porphyrogenetos im 9. Jahrhundert aufgeführt wurde. Die meiſten der alten Denkmäler Conſtantinopels gingen zur Zeit der lateiniſchen Eroberung im Jahre 1204 durch die Venetianer und ihre Verbündeten zu Grunde. Eine Menge von Bildwerken wanderte damals von Conſtantinopel nach dem Occident, wo ſie als monumentaler Schmuck verwendet wurden und ſo die Nachahmung der griechiſchen Kunſt erweckten. Auch das berühmte eherne Viergeſpann des Lyſippos, welches Conſtantin aus Korinth hatte holen laſſen, um damit das Dach der kaiſerlichen Tribüne auf der Rennbahn zu ſchmücken, wurde damals vom Dogen Dandolo nach Venedig mitgenommen, wo es noch heute eine Zierde des Hauptthores der Markuskirche iſt, nachdem es auch einmal wie die Viktoria vom Brandenburger Thor die unfreiwillige Reiſe nach Paris hatte machen müſſen*). Ebenſo wollte der Doge Moroſini von ſeinem Kriegszuge gegen die Türken (1687) nicht ohne künſtleriſche Siegesbeute nach Venedig zurückkehren; aber das Geſpann der Athena im Weſtgiebel des Parthenon, welches er als Trophäe aus Athen mitbringen wollte, zerſchellte bei dem Verſuche, es herabzunehmen, in tauſend Stücke. Schließlich ſei noch erwähnt, daß die Franzoſen, als ſie die Halbinſel Morea beſetzt hielten (1828—1831), die Freilegung Olympias in Arbeit nahmen und dabei drei Metopenplatten vom Zeustempel mit Thaten des Herakles als bedeutendſten Fund in den Louvre entführten.

Dieſer Ueberblick möge genügen, um zu erklären, auf welche Weiſe die Sammlungen des Britiſh Muſeum und des Louvre zu dieſem Neid erregenden Reichthum an antiken Kunſtwerken gelangt ſind. Mit der Befreiung Griechenlands und mit der Einigung Italiens war für die Denkmäler der alten Griechen und Römer die Gefahr, der claſſiſchen Heimatserde entriſſen zu werden, vorüber; was ſeitdem an Gebilden der antiken Kunſt von England und Frankreich erworben worden iſt, das entſtammt zumeiſt türkiſchem Boden.

---

*) Vgl. H. v. Moltke, Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei. 4. Aufl. Berlin 1882, S. 186.

So lange die Pforte an chroniſchem Geldmangel leidet, wird ſie immer bereit ſein, griechiſche Kunſtdenkmäler an Fremde zu verkaufen, zumal der Koran dem frommen Muſelmann verbietet, lebende Weſen figürlich darzuſtellen, ja ſogar ſolche Darſtellungen zu beſehen. Allerdings beſitzt Stambul ein Antiquitätenmuſeum, aber in verwahrloſtem Zuſtande; zwar beherbergen die Serailgärten eine Menge Kunſtdenkmäler, aber vielfach verſunken in Schutt und Trümmer; und den an Schätzen reichen Boden der Hauptſtadt und des Landes zu durchwühlen, größere Ausgrabungsarbeiten vorzunehmen, das verhindert mit ſeinem allmächtigen Bannſtrahl der Scheik ul Islam, der Oberprieſter der Gläubigen, um den Moslemin nicht der Gefahr auszuſetzen, das Gebot des Koran zu übertreten. Auch Fremde haben äußerſt ſelten die Erlaubniß erhalten, in Conſtantinopel ſelbſt mit Hacke und Spaten nach Reſten des Alterthums zu ſuchen, auch dies erlaubt der Scheik ul Islam in ſeinem ſtarren Orthodoxismus nicht; und in den Provinzen legt der Aufdeckung des Bodens der Aberglaube und die Habſucht der Türken manches Hinderniß in den Weg, da ſie in den Forſchern Abkömmlinge der alten Bewohner des Landes ſehen, welche nun die Schätze ihrer Vorfahren heben wollen.

Das türkiſche Kleinaſien und die Inſeln, vor Allem Kreta und Kypros, bilden ſeit Jahren die Hauptquelle für die Erwerbung von Antiken. Hier ſchöpfen neben einander Deutſche und Oeſterreicher, Franzoſen, Engländer und Amerikaner; Berlin und Wien ſind erſt im vergangenen Jahrzehnt durch die Fundſtücke aus kleinaſiatiſchem Boden in den Beſitz von antiken Denkmälern gelangt, welche einen Vergleich mit den Hauptzierden der römiſchen Sammlungen des Britiſh Muſeum und des Louvre nicht zu ſcheuen brauchen. In Deutſchland und Oeſterreich mußten die aus dem neuerwachten vaterländiſchen Gefühl der Hellenen und Italiener für den Kunſthandel entſpringenden Folgen um ſo fühlbarer werden, als damals die hauptſtädtiſchen Sammlungen ſich nur weniger Stücke rühmen konnten, welche ſich unter den antiken Originalen wegen ihrer Schönheit oder wegen ihrer Bedeutung für die Kunſtgeſchichte eines weiteren Rufes erfreuten; ſo weiſt das „Alte Muſeum“ zu Berlin die anmuthige Bronzeſtatue des „Betenden Knaben“ auf, 1747 von Friedrich dem Großen um 5000 Thaler angekauft, ferner die verwundete Amazone des Polyklet, die tanzende Mänade, den tanzenden Satyr, den hängenden Marſyas, den ausdrucksvollen Cäſarkopf aus Baſalt und eine Auguſtusſtatue. Nur die Münchener Glyptothek war durch das Kunſtintereſſe des Kronprinzen Ludwig, ſpäteren Königs Ludwig I., zu einem Muſeum erſten Ranges erhoben worden. Den koſtbarſten Beſitz deſſelben bilden die äginetiſchen Statuen aus pariſchem Marmor, Kämpfergruppen aus den beiden Giebeln des Athenatempels auf der Inſel Aegina, 1812 für 120 000 Mark erworben, 1816 und 1817 von Thorwaldſen ergänzt, die edelſten Vertreter der griechiſchen Skulptur vor Phidias; ferner erwarb der kunſtſinnige König bei der Rückgabe der durch Napoleon aus der Villa Albani entführten Schätze, welche in Paris 1815 unter den Hammer kamen, unter Anderem die ſchon vorher erwähnte „Friedensgöttin mit dem Reichthum", eine marmorne Nachbildung nach dem Bronzeoriginal des Kephiſodotos, des Vaters des Praxiteles, aus dem Beſitze des Duca Braſchi zu Rom die gelungenſte Nachbildung der knidiſchen Aphrodite, des weltbekannten, jetzt verlorenen Werkes des Praxiteles, und die alterthümliche Artemis aus Gabii, aus dem Palazzo Rondanini zu Rom den berühmten Meduſenkopf von tadelloſer, aber erkältend wirkender Schönheit. Zu den Zierden der Münchener Glyptothek gehört auch die ſchöne Figur des knieenden Knaben, der ſog. Ilioneus, welcher dieſen Namen durch eine unrichtige Verbindung mit der Niobidengruppe erhalten hat, der barberiniſche Faun oder Satyr, welcher auf einen Felſen gelagert ſeinen ſchweren Rauſch ausſchläft, ein Werk aus dem Beginn der alexandriniſchen Zeit, endlich der Tempelfries, welcher den aus der Hand oder aus der Schule des Skopas hervorgegangenen Hochzeitszug des Poſeidon und der Amphitrite darſtellt.

Zwar ſammelten auch noch andere deutſche Regenten, wie Friedrich der Große und ſeine Nachfolger, ferner die ſächſiſchen, badenſer und heſſiſchen Fürſten, antike Originalbildwerke, um ihre Schlöſſer und Gärten damit zu ſchmücken, — dieſe Sammlungen bildeten dann den Grundſtock der öffentlichen Kunſtſtätten — aber alle ſtehen auf dieſem Gebiete hinter Ludwig von Bayern zurück. Auch hat es in Deutſchland immer an Privatleuten gefehlt, welche eine Ehre darin ſuchten, ihren Reichthum dieſen idealen Zwecken dienſtbar zu machen zur Belehrung der Bürger, zur Belebung des Kunſtſinnes, zur Förderung der Wiſſenſchaft. Schliemann war unter den Deutſchen eine einzig daſtehende Erſcheinung.

Schließlich waren auch die politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands nicht danach angethan, um derartige im Ausland zu löſende Aufgaben mit dem nöthigen Nachdruck zu vertreten. Freilich die deutſche archäologiſche Wiſſenſchaft war hochgeſchätzt bei allen Nationen Europas. Johann Winckelmann, der Schuſterſohn aus Stendal, der Freund von Fürſten, Prälaten und Kardinälen, der erſte allſeitig anerkannte und verehrte deutſche Kunſtforſcher auf italieniſchem Boden, iſt durch ſein Werk „Geſchichte der Kunſt des Alterthums" (ſeit 1764) der Begründer der modernen archäologiſchen Wiſſenſchaft geworden, obwohl er ſeine Ideen nicht an den Skulpturen echt griechiſchen Meißels gezeitigt hat. Goethe ſagt von dieſem Manne, welcher überhaupt erſt die Begeiſterung für die Kunſtſchätze Italiens geweckt hat („Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung, Buch 8): „Bei allen Bemühungen jedoch, welche ſich auf Kunſt und Alterthum bezogen, hatte jeder ſtets Winckelmann vor Augen, deſſen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthuſiasmus anerkannt wurde. Wir laſen fleißig ſeine Schriften und ſuchten uns die Umſtände bekannt zu machen, unter welchen er die erſten geſchrieben hatte,“ und ſein Biograph Juſti ſchreibt über ihn: „Der Eintritt der bildenden Kunſt in den Kreis unſerer Nationalbildung, die Oeffnung des griechiſchen Alterthums, die Anfänge der deutſchen Proſa und der deutſchen Geſchichtsſchreibung, die Erhebung der deutſchen Literatur zur Weltliteratur: dieſer und noch anderer Dinge iſt man gewohnt, ſich zu erinnern, wenn der Name Winckelmanns genannt wird.“ An den Kunſtwerken der Alten ſchwang ſich Leſſing zum Reformator der Aeſthetik empor, indem er in ſeinem „Laokoon“ (1766) ſcharf wie kein zweiter das Verhältniß der bildenden zu den redenden Künſten erörterte; die Anregung dazu empfing er aus Winckelmannns Schrift vom Jahre 1755: „Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt“, und wie hoch er denſelben ſchätzte, das beweiſen die Worte, welche er beim Tode Winckelmanns an Nicolai ſchrieb: „Das iſt ſeit kurzem der zweite Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hätte“. Das deutſche Inſtitut in Rom und Athen eröffnet ſeine Winterſitzungen im Anſchluß an Winckelmanns Geburtstag (9. Dezember), viele der deutſchen Vereine, welche ſich mit der Erforſchung des Alterthums beſchäftigen, feiern den Winckelmannstag, vor Allem fühlt ſich die Berliner archäologiſche Geſellſchaft, welche zu ihren Mitgliedern ſtets die erſten unter den Archäologen gezählt hat und zählt, ſeit ihrem Entſtehen mit dieſem Geiſtesheroen verknüpft und hält das Andenken an denſelben in Ehren durch das alljährlich erſcheinende Winckelmanns-Programm, welches am 9. Dezember des Jahres 1890 zum 50. Male veröffentlicht worden iſt.

Seit 1829 ſtand das Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz (Instituto di corrispondenza archeologica) in Rom im Mittelpunkt aller die Architektur, Skulptur, Malerei, Topographie und Epigraphik des klaſſiſchen Alterthums betreffenden Forſchungen; Deutſche waren ſeine Stifter, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, als König dieſes Namens der IV., hatte das Protektorat, deutſche Ausdauer und deutſches Geld halfen der Anſtalt über die Gefahren hinweg, welche zuweilen ihr Beſtehen arg bedrohten; die Vertreter der Archäologie in Italien und Frankreich, hin und wieder auch ein Engländer, Ruſſe, Däne oder Grieche ſchloſſen ſich dem Inſtitut an.

So ſprühte aus deutſcher Geiſtesthätigkeit der Funken, welcher das Studium der Archäologie in ganz Europa neu belebt hat. Aber es mußte erſt das neue Deutſche Reich gegründet werden, es mußten erſt die Mittel dieſes mächtigen Reiches zur Verfügung ſtehen, ehe die deutſche Archäologie Erfolge aufweiſen konnte, welche über die Kreiſe der Fachgelehrten hinausgriffen und die Maſſe des gebildeten Publikums erwärmten.

Aus einem Privatunternehmen wurde das Inſtitut in Rom 1871 in eine preußiſche Staatsanſtalt und 1874 in eine deutſche Reichsanſtalt mit dem Namen „Kaiſerlich deutſches archäologiſches Inſtitut“ umgewandelt, zugleich (1874) durch eine Zweiganſtalt in Athen erweitert. Von jetzt an genoſſen die beiden Inſtitute in Rom und Athen als Staatsanſtalten den Schutz des mächtigſten Reiches in Europa; es wuchſen ihre Mittel, es wuchſen auch ihre Aufgaben. Hier wurde jene Wiſſenſchaft des Spatens ausgebildet, durch welche Schliemann ſeinem göttlichen Homer zu ſeinem Rechte verhalf, Deutſchland den olympiſchen Lorbeer pflückte und Preußen den pergameniſchen Siegespreis davontrug.*)

Das Intereſſe für die Denkmäler des Alterthums wurde in Deutſchland immer allgemeiner. Schliemanns Name war bald in Aller Munde; Ernſt Curtius wußte ſeinen ehemaligen Schüler, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, für die Ausgrabung Olympias, der berühmteſten Cultſtätte des Alterthums, zu begeiſtern; der lebendigen Antheilnahme und thatkräftigen Unterſtützung, welche die Alterthumsforſchung bei dem erſten Hohenzollernkaiſer und bei deſſen Sohne fand, iſt die Aufdeckung von Pergamon zu danken. Jetzt war genügend Geld und Macht vorhanden, um den auf die Erwerbung antiker Denkmäler gerichteten Wünſchen den nöthigen Nachdruck zu geben. Aber die politiſchen Verhältniſſe in Griechenland und Italien waren andere geworden als im Anfang und in der Mitte dieſes Jahrhunderts. Auf griechiſchem und italiſchem Boden war nichts mehr an Kunſtwerken zu holen. Das beweiſt die Freilegung Olympias auf Koſten des Deutſchen Reiches in den Jahren 1875 bis 1881. In dem Vertrage zwiſchen den beiden Regierungen (13./25. April 1874) wahrte ſich die griechiſche, auf Grund geſetzlicher Beſtimmung, das ausſchließliche Eigenthumsrecht an allen Fundgegenſtänden; nur eine Anzahl unbedeutender Dubletten, wie ſtatuariſche und architektoniſche Ueberreſte nebſt kleinen Weihegeſchenken ſind dem Deutſchen Reiche als Lohn zu Theil geworden und jetzt als Beſitz des preußiſchen Staates im Antiquarium der kgl. Muſeen und im „Campo Santo“ zu Berlin untergebracht. Der edelſte Ertrag der deutſchen Ausgrabungen verblieb den Griechen: die 9 mächtigen Metopenplatten mit den Arbeiten des Herakles und die coloſſalen Giebelfiguren vom Zeustempel, hervorgegangen aus der Schule des Phidias — ſie ſtellen die Vorbereitungen zum Wagenwettkampfe des Pelops und Oinomaos um den Beſitz des Peloponnes und den Kampf der Centauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos dar, — die vom Olymp zur Erde herabſchwebend gedachte, von ihrem luftigen Gewande umflatterte, beflügelte Siegesgöttin des Paionios, welche im Jahre 420 v. Chr. in Olympia geweiht worden war und am 21. December 1875 beim Beginn des deutſchen Ausgrabungswerkes als ein Glück verheißendes Zeichen gefunden wurde, der Hermes des Praxiteles, mit dem Dionyſosknaben auf dem Arm, welcher im Tempel der Hera am 8. Mai 1877 an's Tageslicht kam, endlich eine Reihe weiblicher Porträtſtatuen aus der Zeit der Antonine ſind jetzt im Olympia-Muſeum neben der wiederausgegrabenen

---

*) Vgl. Michaelis in den Preuß. Jahrbüch. 1889, Bd. 63, Heft 1.

Feſtſtätte aufgeſtellt. Auch die Schätze, welche Schliemann aus griechiſchem Boden hob, vor Allem die reichen goldenen Schmuckſachen aus den Schachtgräbern auf der Burg von Mykenä (1876), der bunte Alabaſterfries und die Wandmalereien aus dem tirynthiſchen Palaſte gehören zu den werthvollſten und intereſſanteſten Stücken der atheniſchen Sammlungen. Kurz, Alles, was von alten Denkmälern im Lande gefunden wird, muß nach einem Artikel der griechiſchen Verfaſſung als Nationaleigenthum in demſelben verbleiben. Ebenſo ſcharf wird das Antikengeſetz in Italien überwacht.

Unter dieſen Umſtänden konnte der Deutſche nur noch hoffen, aus türkiſchem Boden, in erſter Linie aus Klein-Aſien, eine Ernte an antiken Kunſtblüthen heimzubringen. Die Ausſicht auf unerwartete Funde mußte verlocken; hatte doch an der Oſtküſte des ägäiſchen Meeres und auf den Inſeln bis Kypros hin ſeit Alters her griechiſches Leben auf jedem Gebiete ebenſo ſtark pulſirt wie im Mutterlande, war doch dort die Erde viel weniger nach Reſten der alten Cultur durchwühlt worden als hier. Freilich auf Schwierigkeiten, wie ſie in den religiöſen und Verwaltungs-Verhältniſſen der Türkei begründet waren, mußte man ſich gefaßt machen. Aber die Hinderniſſe wurden überwunden, die Erwartungen übertroffen. So hatte Schliemann viel unter der Willkür der türkiſchen Behörden zu leiden, aber er grub auf dem Hügel Hiſſarlik Troja aus und erwarb ſich den größten Theil der Funde, darunter den berühmten reichen „Schatz des Priamos“ nach Vertrag und durch Kauf, um die Koſtbarkeiten ſpäter der Hauptſtadt des deutſchen Reiches zu ſchenken; die Schliemann-Säle im Berliner Völkermuſeum ſind durch Erlaß Kaiſer Wilhelms I. vom 24. Januar 1881 für immer mit dem Namen des Geſchenkgebers, des Berliner Ehrenbürgers, verbunden. Schon während der deutſchen Ausgrabungen zu Olympia begannen die im Auftrage der preußiſchen Regierung unternommenen Arbeiten in Pergamon, welche mit Unterbrechungen von 1878 bis 1886 dauerten. Pergamon, heut Bergama, lag in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Myſien, ungefähr drei Meilen von der Oſtküſte des ägäiſchen Meeres entfernt; ein felſiger Vorſprung trug die Burg, welche ſich faſt 300 m über die von ihr beherrſchte Kaïkosebene erhob. Nach dem Tode Alexanders des Großen entſtand hier ein ſelbſtändiges Reich unter den Eumeniden und Attaliden, deſſen Blüthezeit in das zweite vorchriſtliche Jahrhundert fällt; der prachtliebende König Eumenes II. (197—159 v. Chr.) ſchmückte ſeine Reſidenz mit prunkvollen Bauten; ſo weihte er unter Anderem auf dem Marktplatze der Burg von Pergamon dem Zeus und der Athena einen Altar, um deſſen mächtigen Unterbau der künſtleriſch und kunſthiſtoriſch berühmte Fries mit der Gigantomachie lief, rund 400 Fuß lang und reichlich 7 Fuß hoch. Dieſe pergameniſchen Hochreliefs, die Darſtellung des Kampfes der Götter und ihrer heiligen Thiere gegen die ſchlangenfüßigen Giganten, ein Werk, dem an Großartigkeit der Auffaſſung und Ausführung kein anderes an die Seite zu ſtellen iſt, und welches uns erſt das Verſtändniß für die Kunſt in der Diadochenzeit erſchloſſen hat, wurden als Lohn der preußiſchen

Ausgrabungen für Berlin erworben und ſind vorläufig im Alten Muſeum aus Raummangel in einer ihrer nicht würdigen Weiſe untergebracht. So kann erſt ſeit der Mitte des vorigen Jahrzehnts, zu welcher Zeit auch (1884) eine reiche Anzahl anmuthiger attiſcher Kunſtwerke des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts (aus Saburow'ſchem Beſitz) angekauft wurde, das Berliner Muſeum einen Vergleich mit den berühmten europäiſchen Antikenſammlungen aushalten, wenn auch ſeine Prachtſtücke nicht alle Zeiten antiker Kunſtblüthe gleichmäßig vertreten.

Auch Oeſterreich trat ſeit der Mitte der ſiebziger Jahre mit der Türkei in Unterhandlungen, als es ſein Augenmerk auf Vergrößerung ſeines hauptſtädtiſchen Antikenſchatzes richtete. Zumeiſt durch die Freigebigkeit der Wiener Geburts- und Geiſtesariſtokratie in den Stand geſetzt, ließ das k. k. Miniſterium für Cultus und Unterricht je zweimal die Inſel Samothrake und die Landſchaften Karien und Lykien wiſſenſchaftlich nach Kunſtdenkmälern durchforſchen, und zwar mit reicher Ausbeute, welche nach Wien überführt wurde: es ſind dies die Fundſtücke von den zwei ſamothrakiſchen Myſterientempeln und beſonders der der griechiſchen Sage und Geſchichte entnommene, für die Erkenntniß der Abhängigkeit der antiken Plaſtik von der Malerei überaus wichtige Bilderſchmuck des lykiſchen Grabdenkmals von Gjölbaſchi-Tryſa, welcher für die öſterreichiſche Kaiſerſtadt dieſelbe Bedeutung hat, wie die Pergamener für Berlin, nämlich ihr endlich (1882) zu einem künſtleriſch und kunſthiſtoriſch höchſt bedeutſamen Skulpturenſchatze verholfen zu haben.*)

Wir Deutſchen müſſen es von unſerem Standpunkt aus bedauern, daß, wiewohl bei uns das Verlangen nach der Erwerbung antiker Denkmäler und die Macht, dieſem Wunſche Nachdruck zu geben, reichlich vorhanden iſt, doch den Pergamenern aus griechiſchem Boden keine Erzeugniſſe desſelben Geiſtes in unſere Reichshauptſtadt folgen werden; aber die größte Achtung müſſen wir dem Volke der Hellenen zollen, daß es mit Eifer und Ernſt für die Wahrung ſeiner idealen Pflichten gegenüber der Hinterlaſſenſchaft ſeiner großen Vorfahren eintritt. Und eine beſondere Genugthuung muß es uns bereiten, wenn wir ſehen, wie die Neugriechen, welche jetzt eine neue Renaiſſancezeit durchleben, bei der Aufdeckung, Aufbewahrung und wiſſenſchaftlichen Verwerthung der Denkmäler ſich das Vorgehen der Deutſchen zum Muſter nehmen.

Die Griechen ſind werth, die Schätze, welche ſie von ihren Vätern ererbt haben, auch zu beſitzen; Athen iſt durch die Ausgrabungen im letzten Jahrzehnt, bei denen die Griechen durch die Deutſchen, Engländer, Franzoſen und Amerikaner rege unterſtützt wurden, eine archäologiſche Schule von größter Bedeutung geworden, namentlich die archaiſchen Bildwerke der atheniſchen Sammlung übertreffen den Geſammtbeſitz aller Muſeen Europas an derartigen Denkmälern nach Zahl und Werth. Unter dem heimiſchen griechiſchen Himmel werden wohl auch die Denkmäler des Alterthums, zumal wenn ſie eben erſt aus Jahrhunderte langem Schlafe zu neuem Leben geweckt ſind, länger dem Zahne der Zeit trotzen als anderswo. — Doch den Griechen zurückzuerſtatten, was ihnen im Laufe der Zeiten durch Raub oder durch Kauf genommen wurde, das wäre ein bewundernswerther Act uneigennütziger Großmuth von ſeiten der engliſchen Nation, deren Beiſpiel dann die anderen folgen müßten; eine ſolche Forderung konnte nur dem Hirne eines idealen Schwärmers entſpringen. Freilich der Fluch, welchen Byron die Minerva über Lord Elgin wegen ſeines Tempelraubes und über ſein Volk als Mitſchuldigen ausſprechen läßt, laſtet ſchwer auf dem engliſchen Namen; doch verdient das Verfahren des ſchottiſchen Pair, welches zum typiſchen Beiſpiel für derartige Plünderungen geworden iſt — Byron ſtellt es ſogar auf gleiche Stufe wie die Verwüſtung, welche die Gothen und Türken unter den Ueberreſten der alten Kunſt angerichtet haben, — Nachſicht und Entſchuldigung, wenn man die damaligen Zeitverhältniſſe bedenkt und die Folgen, welche die Entführung dieſer Denkmäler von Athen nach London für ihre eigene Erhaltung, für ihre bequemere wiſſenſchaftliche Erforſchung und ſomit für die Förderung der Archäologie gehabt hat.

---

*) Archäologiſche Unterſuchungen auf Samothrake. 1. Bd. Wien 1875. 2. Bd. 1880. Reiſen in Lykien und Karien. 1. Bd. 1884. 2. Bd. 1889.

Piemont.

Hiſtoriſche Ode von Giosuè Carducci.

In deutſcher Nachdichtung
von

Valerie Matthes.

— Schweidnitz. —

Das Original nachſtehender Uebertragung, gedichtet zum 20jährigen Jubiläum des Einzugs der italieniſchen Truppen in Rom, wurde in Italien von Kritik und Publikum mit großem Beifall aufgenommen; im Verlage von Nicola Zanichelli, Bologna, in Separatausgabe erſchienen, erlebte die Ode binnen kürzeſter Zeit mehrere Auflagen.

Intereſſant und bezeichnend für die eigenartige Auffaſſung des Dichters iſt es, daß der thatſächliche Anlaß zu der Ode in derſelben gar nicht berührt wird, ſondern nur die Ereigniſſe, welche dieſem vorangingen und die ihren ruhmvollen Abſchluß den 20. September 1870 fanden, an welchem Tage die Soldaten Victor Emanuels Beſitz von der „heiligen Stadt“ ergriffen Den Kernpunkt des Gedichtes bildet die, durch die freiheitbegeiſterten poetiſchen Werke Vittorio Alfieris vorbereitete Erhebung der italieniſchen Nation vom Drucke der Knechtſchaft; vor Allem das wechſelvolle Geſchick der Jahre 1848/49 unter dem Könige Karl Albert von Sardinien und Piemont: Karl Albert, welcher im März 1848 den Krieg an Oeſterreich erklärt hatte und Anfangs ſiegreich war, nahm am 31. Mai die Feſtung Peſchiera; die Oeſterreicher erlangten dieſelbe jedoch im Auguſt wieder zurück, ſchlugen die Italiener bei Cuſtozza und am 23. März 1849 bei Novara. Karl Albert, welcher vergebens den Tod auf dem Schlachtfelde geſucht hatte, dankte hierauf ab, übergab die Regierung ſeinem Sohne Victor Emanuel II. und zog ſich nach Oporto in Portugal zurück, wo er bereits am 26. Juli 1849 ſtarb. Er iſt in der Superga, der bei Turin gelegenen Gruftkirche der Könige aus dem Hauſe Savoyen, beigeſetzt. Im Sterben erſcheint dem Könige als tröſtende Viſion „di Nizza il marinaro biondo“ (der blonde Seemann von Nizza) — Garibaldi, welcher heldenmüthig Rom gegen die franzöſiſchen

Belagerer vertheidigt. Aus der Höhe kommen die Geiſter der als Märtyrer für die italieniſche Freiheit Geſtorbenen und geleiten verſöhnt die Seele Karl Alberts zu Gott; Allen voran Santorre di Santaroſa, einer der Führer der oberitalieniſchen Revolution im Jahre 1821, welcher mit etwa 30 anderen, den vornehmſten Adelsfamilien angehörenden Verſchwörern zum Tode verurtheilt war, ſich aber durch die Flucht rettete und auf der griechiſchen Inſel Sphakteria ſtarb.

Die deutſche Uebertragung ſchließt ſich getreu der Form des Originals an, einer von Carducci oft angewandten Modification der Sapphiſchen Strophe; Schema:

— ◡◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡◡ — ◡

Auf den gezackten, leuchtendweißen Gipfeln
Springet die Gemſe, donnert die Lawine,
Von den gewalt'gen Gletſchern ſtürzend durch die
Brechenden Wälder;

Doch aus dem Schweigen weiter Aetherbläue
Strebet der Adler auf zur Sonne, ziehet,
Feierlich-ernſt die dunklen Schwingen breitend,
Langſame Kreiſe.

Gruß dir, Piemont! Mit trüben Melodieen,
Epiſchen Sängen Deines Volkes gleichend,
Steigen zu Dir die Flüſſe all hernieder,
Fernhin erbrauſend.

Steigen hernieder voll und ſchnell und kräftig,
Wie deine hundert Bataillone, ſuchen
Dörfer und Städte dann im Thal, vom Ruhme
Zwieſprach zu halten:

Droben Aoſta, noch aus Kaiſerzeiten
Mauerumgürtet, das am Alpenpaſſe
Ueber Barbarenveſten des Auguſtus
Bogen erhebet;

Weiter Ivrea, das die rothen Thürme
Träumend im Schoß der blauen Dora*) ſpiegelt,
Düſter und klagend ſchwebt darum der Schatten
König Arduino's;**)

---

*) Die Dora Baltea, ein Nebenfluß des Po.

**) Arduino, Markgraf von Ivrea, welcher ſich zum König von Italien und Gegenkaiſer Heinrichs II. aufgeworfen hatte, wurde von Heinrich geſchlagen und in das Kloſter S. Benigno verbannt, wo er (1016) ſtarb.

Biella, vom Berge zwiſchen grünen Matten
Heiter den üpp'gen Thalgrund überſchauend,
Prangend mit Waffen, Pflügen und zur Arbeit
Rauchenden Eſſen;

Cuneo, mächtig und geduldig, lächelnd
Angeſchmiegt Mondovì am ſanften Abhang,
Und Aleramo, reich an frohen Schlöſſern
Rebenumkränzet;

Mit der Superga in dem Feſtesreigen
Mächtiger Alpenhöh'n, im Königsſchmucke
Siegesgekrönt Turin und Aſti, eh'dem
Republikaniſch.

Freudig gedenk der Gothen-Niederlage
Und Barbaroſſas Zornes, gab in lautem
Brauſenden Fluß es dir, Piemont, die neuen
Lieder Alfieris.*)

Stolz wie der große Vogel, dem er ſeinen
Namen entlehnt, kam jener Große; raſtlos
Ueber dem tiefgebeugten Lande kreiſend,
Rief er: Italien! —

Rief's den des Klanges lang entwöhnten Ohren,
Rief es den trägen Herzen, müden Seelen,
Und aus den Urnen Arquàs und Ravennas**)
Hallt' es: Italien! —

Und bei dem Rufe knirſchten die Gebeine,
Suchend einander längs des weiten Kirchhofs
Des unglückſel'gen Landes, ſich mit Waffen
Zornig zu gürten.

Laut ſchallt's: Italien! — Und das Volk der Todten***)
Stieg mit Geſang empor, den Krieg zu fordern.
Und ein geweihter König, in dem Antlitz
Bläſſe des Todes,

---

*) Vittorio Alfieri war in Aſti geboren. Unter dem großen Vogel („come il grande augello“) kann ſowohl eine Falkenart (alfanetta, alfanica) verſtanden werden, an welche der Name Alfieri erinnert, wie auch der Adler als Symbol des Sieges (vittoria, Vittorio).

**) Den Grabſtätten Petrarcas und Dantes.

***) Hindeutung auf das Wort Lamartines: „L'Italie est la terre des morts“; als Erwiderung darauf dichtete Giuſti ſein berühmtes Gedicht La terra dei morti.

Führte das Schwert. O Jahr der Wunderzeichen,
Frühling des Vaterlandes, o ihr Tage,
— Blühenden Maienmonats letzte Tage —
Da triumphirend

Kunde des erſten italien'ſchen Sieges
Tief mir das Knabenherz erſchüttert! Heute
Sing' ich, Italiens Dichter, deſſen Haare
Grau ſich ſchon färben,

Dir dieſes Lied, o König meiner Jugend;
Lange verdammter und beweinter König!
Der du dahinzogſt mit dem Schwert in Händen
Und von des Büßers

Kutte die Bruſt bedeckt, Italiens Hamlet!
Unter Piemonts Geſchützesfeuer, unter
Cuneos Streichen und Aoſtas Stürmen
Schwanden die Feinde.

Mählich verhallte der Kanonendonner
Hinter der Flucht der öſterreich'ſchen Heere;
Gegen den Untergang der Sonne lenkt' den
Renner der König;

Und zu den Rittern, die ihn ſiegesfreudig,
Pulvergeſchwärzt und ſtaubbedeckt umringten,
Sprach, eine Schrift entfaltend, er: Peſchiera
Hat ſich ergeben.

O, wie erklang da brauſend aus den Herzen,
Eingedenk edler Ahnen, bei der Banner
Wallen und Weh'n ein einziger Ruf: Italiens
König, er lebe!

Roſig im Abendſonnenſchein erglühten
Ruhmüberſtrahlt der Lombardei Gefilde,
Und des Virgilius See erbebte gleich dem
Bräutlichen Schleier,

Der ſich dem Kuſſe des Geliebten öffnet. —
Aufrecht im Sattel, bleich und unbeweglich
Starrte der König: Trocaderos Schatten
Schaute ſein Auge*).

---

*) Wohl ſymboliſch für das Uebergewicht, welches die Franzoſen (1823) durch Eroberung der, für die Beherrſchung des atlantiſchen und mittelländiſchen Meeres bedeutſamen und viel umkämpften Hafenſtadt Cadix mit dem Inſel-Fort Trocadero erlangten.

Winterlich-trüb erwartet ihn Novara,
Und als des Irrthums letztes Ziel Oporto.
Einſam und ſtill, umgeben von Kaſtanien,
Blickte das Landhaus

Auf das atlantiſche, gewalt'ge Weltmeer**)
Aus dem Kamelienhain am kühlen Douro,
Unter der unbewegten Ruh des Schmerzes
Uebermaß bergend!

Nahe dem Tode, in der Sinne Dämmrung,
Winkte dem König an der Lebenswende
Tröſtend ein wunderbar Geſicht: der blonde
Seemann von Nizza,

Der vom Janiculus herab zum Kampfe
Wider des Galliers Ueberhebung anſpornt;
Rings um ihn flammt das Blut der Italiener
Roth wie Rubinen.

Und eine Thräne füllt' des Königs Auge,
Schattenhaft irrt' ein Lächeln um die Lippen,
Da, zu dem Sterbelager ſchwebten hehre
Geiſter hernieder;

Vor allen andern, o Piemont, der Tapfre,
Der auf Sphakteria ſchläft, und der als erſter
In Aleſſandria die Tricolore
Weh'n ließ: Santorre

Di Santaroſa. Und Carl Alberts Seele
Führten ſie hin zu Gott — „Sieh, Herr, den König,
Welcher ſein Land zerſtreut hat und erſchüttert.
Doch für Italien.

Iſt nun auch er, o Gott, gleich uns geſtorben,
Gieb ihm dafür das Vaterland jetzt wieder.
Gieb um des Blutes willen, das von allen
Feldern empordampft,

Gieb um des Schmerzes willen, der die Burgen
Gleichmacht den Hütten, um des Ruhmes willen,
Welcher vergangen, gieb um gegenwärt'ger
Leidenszeit willen

Gott, jenem edlen, heldenhaften Staube,
Hier dieſem ſel'gen, engelhaften Lichtgeiſt
Wieder das Vaterland; o gieb Italien
Den Italienern!"

**) Der Douro (ſpaniſch Duëro) mündet bei Oporto in den atlantiſchen Ocean.

Die Bedeutung Belforts Süddeutſchland gegenüber.

Von

Albert von Forſt.

— Dresden. —

Ein Artikel des „Neuen Curs“: „Das Ausfallsthor von Belfort“ hat mannigfache Erörterungen in der Preſſe über den Werth der heutigen Feſtung Belfort für Frankreich, Deutſchland gegenüber, ſowie über den Meinungsaustauſch Fürſt Bismarcks und Graf Moltkes hinſichtlich der Bedeutung Belforts für Deutſchland angeregt.

Ein zweiter, unter der Firma: „Belfort“, den Gegenſtand einer Polemik gegen den Fürſten Bismarck bildender Artikel derſelben Zeitſchrift, hat es nicht verſchmäht, die Beziehungen unſerer beiden großen Männer, Fürſt Bismarck und Graf Moltke, in dem trüben Lichte, wie ſich herausſtellte, völlig unerwieſener, kleinlicher Eiferſüchteleien von Seiten des Erſteren erſcheinen zu laſſen. Derſelbe hat bereits die gebührende Abfertigung ſeitens des Fürſten Bismarck gefunden.

Der erſte Artikel ſuchte unverkennbar, in unſeres Erachtens vollkommener Ueberſchätzung des offenſiven Werthes der Lagerfeſtung Belfort für Frankreich, mit Bezug auf einen franzöſiſchen Angriff gegen Deutſchland, Stimmung für die Militärvorlage in Süddeutſchland zu machen. Gegenüber der offenbaren Uebertreibung der offenſiven Bedeutung Belforts und der völligen Entſtellung des Werthes dieſer Feſtung, welche ſich dieſer Artikel des „Neuen Curs“, im Hinblick auf jenen Zweck, zu Schulden kommen ließ, erſcheint es vielleicht nicht unangezeigt, die Bedeutung Belforts Deutſchland und beſonders Süddeutſchland gegenüber einer näheren Erörterung zu unterziehen, welche die Auffaſſung Moltkes, daß der Beſitz von Metz für Deutſchland wichtiger, als derjenige Belforts, und der letztere von untergeordneter Bedeutung ſei, auch im Hinblick auf die heutige Erweiterung dieſer Feſtung, nur in jeder Beziehung zu beſtätigen vermag.

Der Artikel des „Neuen Curs“ behauptet: „Heute habe Belfort die locale Bedeutung erlangt, welche 1870 Paris beſaß, außerdem verbinde es damit die ſtrategiſche des damaligen Metz und Straßburg zugleich“. Selten iſt unſeres Erachtens eine abſurdere Behauptung aufgeſtellt worden. Denn die „locale“ Bedeutung Belforts läßt ſich doch nur dahin deuten, daß Belfort ein ebenſo oder doch annähernd ebenſo ſtarkes und ausgedehntes verſchanztes Lager bilde wie Paris. Beides iſt jedoch keineswegs der Fall. Denn während Paris — in ſeiner neuen erweiterten befeſtigten Umgeſtaltung mehr wie je das Herz Frankreichs — zu ſeiner gehörigen Vertheidigung eine Armee von 120 000 Mann beanſprucht und aus 3 großen, von einander unabhängigen verſchanzten Lagern in einem Geſammtumfange von 17—18 deutſchen Meilen beſteht, iſt die Lagerfeſtung Belfort ein Platz von ca. 5 Meilen Umkreis, für eine normale Kriegsbeſatzung von 25—30 000 Mann, welcher allerdings ebenfalls eine Armee, jedoch in Anbetracht ſeiner auch verhältnißmäßig geringeren Verproviantirung eine weit kleinere als Paris, und auf weit kürzere Zeit als dieſes, aufzunehmen vermag.

Auch die Behauptung des Autors, „Belfort verbinde mit ſeiner heutigen Bedeutung die ſtrategiſche des früheren Metz und Straßburg zugleich“, trifft in keiner Weiſe zu. Denn Metz und Straßburg waren in franzöſiſchen Händen die ſtarken Debouchéplätze am mittleren Moſel- und oberen Rhein-Abſchnitt, mit dem bei Straßburg, in Folge der unmittelbaren Nähe dieſer Feſtung am Rhein, geſicherten Uebergange über beide Flußabſchnitte. Belfort aber liegt zwei Tagemärſche entfernt vom Rhein, und ſelbſt ein plötzlicher überraſchender Vorſtoß ſeiner, incl. derjenigen des nahe gelegenen Montbeliards, 10 Bataillone, 1 Cavallerie-Regiment und 5 Feld-Batterien (excl. ſeiner Feſtungs-Batterien und 1 Genie-Abtheilung) ſtarken Garniſon, vermag, wie wir ſpäter ausführlicher darzulegen beabſichtigen, dieſe räumliche Entfernung nicht ſo raſch zu überwinden, als daß nicht die an Infanterie und Cavallerie ſtärkeren und nur um 1 Feld-Batterie an Geſammtſtärke ſchwächeren deutſchen Truppen der nächſtgelegenen Garniſonen Mühlhauſen, Neu-Breiſach, Colmar und Freiburg, ganz abgeſehen von denjenigen Straßburgs, denen überdies ſämmtlich die Benutzung der Bahn zur Verfügung ſteht, dieſem Vorſtoß rechtzeitig gegenüber zu treten vermöchten. Während das frühere Frankreich von Straßburg aus, ungeachtet der Kehler Brückenſprengung und -Beſetzung, jederzeit mittelſt Brückenſchlags das rechte Rheinufer zu gewinnen vermochte, muß ein Vorſtoß von Belfort aus erſt die linksrheiniſch ihm gegenübertretenden deutſchen Streitkräfte ſchlagen und alsdann den angeſichts eines aufmerkſamen Feindes ſehr ſchwierigen Rhein-Uebergang vollziehen. Hierin aber liegt ein großer zum Nachtheil Frankreichs vorhandener Unterſchied der ſtrategiſchen Bedeutung Belforts und Straßburgs.

Wenn auch Belfort, wie der Artikel des „Neuen Curs“ darlegt, die am weiteſten nach Oſten vorgeſchobene ſtarke Lagerfeſtung Frankreichs bildet, deren Befeſtigungen durch zahlreiche Bahnlinien mit dem franzöſiſchen Hinterlande verbunden, ſich, wie wir hinzufügen, im Norden an diejenigen des Vogeſen- und des Moſelabſchnittes, im Süden mit ihren vorgeſchobenen Werken bei Montbéliard und Montagnes du Lomont an die Schweizer Grenze anlehnen, und die nur 6 Meilen vom Lauf des oberen Rheins bei Hüningen entfernt, als Ausgangspunkt eines Vordringens bei Belfort verſammelter franzöſiſcher Streitkräfte gegen dieſen dort nur durch Reſte alter und einige Eiſenbahnbrücken-Befeſtigungen vertheidigten Strom, ſowie eines Uebergangsverſuches über denſelben bei Hüningen oder Müllheim dienen könnte, ſo iſt doch die ganze geographiſche Lage Belforts gegenüber der äußerſten Südweſtecke Deutſchlands, ſowohl mit Bezug auf die wichtigſte franzöſiſch-deutſche Hauptoperationsrichtung Paris-Berlin, wie auch mit Bezug auf eine, wie der Artikel des „Neuen Curs“ annimmt, etwa beabſichtigte Trennung der Streitkräfte Süddeutſchlands von denen Norddeutſchlands, eine derart excentriſche und abgelegene, daß Frankreich ſtarke Streitkräfte für eine ſolche Offenſive von dem Schauplatz der erſten und wichtigſten Hauptentſcheidungen am Maas- und Moſelabſchnitt nicht wegnehmen darf, da ihm dieſelben dort in kritiſcher Stunde fehlen würden. Selbſt der ſtarke doppelte franzöſiſche Befeſtigungsgürtel jenes Abſchnittes und ſeines Hinterlandes vermag eine derartige Schwächung des wichtigſten Theiles des franzöſiſchen Grenzgebietes an Streitkräften nicht zu rechtfertigen; mit einem Wort, Frankreich kann bei einem gleich ſtarken oder ſelbſt an Zahl etwas ſchwächeren deutſchen Gegner es nicht wagen, im Falle eines Krieges eine Hauptentſcheidung in einer ſtarken Offenſive von Belfort und den ſüdlichen Vogeſen her gegen den Oberrhein und Süddeutſchland zu ſuchen, da es damit die kürzeſte Operationslinie von Berlin auf Paris ſehr bedenklich an Truppen ſchwächen würde. Immerhin aber könnte eine ſchwächere Diverſion von Belfort aus, übrigens von Straßburg oder Neu-Breiſach her in ihrer linken Flanke und Rücken bedroht, gegen Süddeutſchland erfolgen. Einer derartigen ſchwächeren Diverſion gegenüber würden jedoch vermöge der in letzter Zeit beſonders fortgeſchrittenen Entwickelung des ſüddeutſchen Bahnnetzes — wir erinnern an die Vollendung der ſchweizeriſchen Umgehungsbahn und an die neuen projectirten Oberrheinthalbahnlinien — rechtzeitig entſprechende deutſche Streitkräfte, wenn auch zum Theil aus Truppen der zweiten Linie beſtehend, am Rhein und im ſüdlichen Schwarzwalde, ſowie alsdann an den Abſchnitten der weſtlichen Vorberge der rauhen Alp und dieſer ſelbſt und ſchließlich, geſtützt auf das ſtarke verſchanzte Lager von Ulm, mit voller Ausſicht auf Erfolg entgegenzutreten vermögen.

Von Straßburg und Neu-Breiſach aus unternommene Vorſtöße gegen die linke Flanke und Verbindungslinie dieſer Diverſion würden derſelben überdies vorausſichtlich ſehr raſch ein Ende bereiten.

Digitized by Google

Von einer ſtrategiſchen Trennung der Streitkräfte Süddeutſchlands von denen des Nordens, wie dieſelbe 1870 von Napoleon III. mit dem Rheinübergang bei Maxau beabſichtigt wurde, kann jedoch weder bei einer derartigen Diverſion, noch wenn eine franzöſiſche Offenſive mit ſtarken oder gar den Hauptkräften von Belfort aus gegen Süddeutſchland unternommen würde, die Rede ſein, da, während jener geplante Rheinübergang bei Maxau, mit der für ſeine Zwecke erforderlichen Schnelligkeit ausgeführt, in der That die Streitkräfte Norddeutſchlands von denen des Norddeutſchen Bundes örtlich zu trennen vermochte, ein franzöſiſcher Rheinübergang, der von Belfort aus bei Hüningen oder Müllheim unternommen wird, die Streitkräfte Süddeutſchlands nicht von denen Norddeutſchlands trennt, ſondern denſelben einfach frontal gegenübertritt, ohne ihre Verbindungen mit dem Norden irgendwie zu unterbrechen.

Es hieße daher bei unſeren Feinden einen ſchweren Fehler vorausſetzen, wenn man, wie der Autor des „Neuen Curs“, annehmen wollte, daß Frankreich noch heute die Auffaſſung hat, daß ein energiſcher Schlag gegen Süddeutſchland dies von Norddeutſchland militäriſch und politiſch trennen und auf ſeine Seite bringen werde. Fehler aber beim Gegner vorausſetzen, iſt ein eigener ſchwerer Fehler. Auch die Auffaſſung des Autors des „Neuen Curs“, daß der eine Geſichtspunkt, daß heute Deutſchland und Oeſterreich gewiſſermaßen ein politiſches Ganze ſeien, der franzöſiſchen Kriegführung geradezu vorſchreibe, das Schwergericht ihrer Macht von vornherein nach Süddeutſchland zu werfen, können wir nur als eine völlig verfehlte bezeichnen. Denn einerſeits liegt das militäriſche Schwergewicht Deutſchlands, welches das franzöſiſche zuerſt anziehen muß, in der Hauptmaſſe ſeiner im Norden vorhandenen Streitkräfte, nicht in den fünf ſüddeutſchen Armeecorps und deren Truppen der zweiten Linie, und ebenſo ſicher wie Rußland, wenn es überhaupt zur Offenſive zu ſchreiten vermöchte, durch eine Haupt-Operation ſich auf dem kürzeſten Wege gegen die an der deutſchen Oſtfront verſammelten ihm gefährlichſten Streitkräfte wenden und nicht etwa, abgeſehen von der ſtarken Beſetzung des Feſtungs-Dreieck Lutzk, Kowno, Dubno, einen Verſuch, die deutſchen von den öſterreichiſch-ungariſchen zu trennen, machen würde, würde bei einem Dreibundskrieg gegen Frankreich und Rußland, den der „Neue Curs“ mit jener Annahme vorausſetzt, die erwähnte franzöſiſche Offenſive, von einem italieniſchen Heere, welches unter Benutzung der Vorarlberg- und Murthal-Bahn auf dem ſüddeutſchen Kriegsſchauplatz aufzutreten vermag, in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen werden können, ſo daß die franzöſiſche Offenſive gegen Süddeutſchland ſehr geringe Ausſicht auf unmittelbare entſcheidende Erfolge beſitzt. Selbſt in dem günſtigſten Falle, daß ihr gewachſene deutſche Streitkräfte nicht raſch genug ihr gegenüberzutreten vermöchten, ſo würden doch bei ihrer Fortſetzung in der Richtung auf Wien oder Berlin die an den Maas- und Moſelabſchnitten engagirten deutſchen Streitkräfte, indem ſie den Schutz der weſtdeutſchen

Grenzgebiete den Feſtungen Metz und Straßburg, ſowie den Feſtungen der Rheinlinie und angemeſſenen Streitkräften zur Vertheidigung dieſer Linie überlaſſen, dieſer Offenſive, verſtärkt durch die Truppen der zweiten Linie, im Innern Deutſchlands noch unter günſtigen ſtrategiſchen Verhältniſſen rechtzeitig zu begegnen vermögen.

Wir müſſen hinſichtlich dieſer franzöſiſchen Offenſive noch bemerken, daß wenn dieſelbe von Belfort und den ſüdlichen Vogeſen ihren Ausgang nehmen ſoll, die dortige Verſammlung derart ſtarker franzöſiſcher Streitkräfte einem ſchon im Frieden ſpeciell mit Bezug auf den ſtrategiſchen Aufmarſch des Gegners gut vorbereiteten deutſchen Nachrichtenweſen nicht verborgen bleiben kann, und daß der ſtrategiſche Aufmarſch der deutſchen Armeen auf jene Offenſive, ſo unwahrſcheinlich ſie unſeres Erachtens auch iſt, entſprechend Rückſicht nehmen dürfte. Für die Hemmung dieſer Offenſive aber handelt es ſich zunächſt, da wir höchſtens in die Lage kommen können, das Land um Mühlhauſen bis zum Rhein vorübergehend aufgeben zu müſſen, um eine möglichſt zähe Vertheidigung des Oberrheins zwiſchen Neu-Breiſach und der Schweizer Grenze, unter Anlehnung an die Feſtung Neu-Breiſach und ſecundirt von Straßburg, bis die rückwärtigen Truppen zur Verſtärkung eingetroffen ſind. Für dieſe Vertheidigung aber ſtehen außer denjenigen der nahe gelegenen deutſchen Garniſonen die Truppen der Reſerve, der Landwehr und des Landſturms der Oberrheingegend zur Verfügung, und die Mobilmachung dieſer Truppenkategorien dürfte zweifellos auf den Fall der raſcheſten Verſammlung und Gefechtsbereitſchaft jenem plötzlichen franzöſiſchen Anprall von Belfort her gegenüber vorbereitet ſein.

„Wenn auch, wie der Autor des „Neuen Curs“ erwähnt, Belfort nur zwei Tagemärſche vom Rhein bei Hüningen liegt und ſeine Geſchütze die nahe deutſche Grenze beſtreichen, ſo iſt doch Frankreich noch nicht, wie derſelbe behauptet, bereits im Frieden Herrſcher des ganzen Landes von Belfort bis Hüningen. Denn der wie erwähnt 3 Infanterie-Regimenter, 1 Jägerbataillon, 1 Cavallerie-Regiment und 5 Feld-Batterien, 6 Feſtungs-Batterien und 1 Genie-Abtheilung ſtarken Garniſon von Belfort vermögen ſelbſt im Falle eines plötzlichen Vorſtoßes dieſer Truppen, excl. ihrer beiden letzteren Categorien, der bei einem guten deutſchen Nachrichtenweſen nicht völlig überraſchend erfolgen kann und bei rechtzeitiger Bahnzerſtörung von der Grenze ab auf den Fußmarſch angewieſen iſt, die Truppen der Garniſonen von Mühlhauſen, Colmar, Neu-Breiſach und Freiburg in Stärke von 12 Bataillonen, 2 Cavallerie-Regimentern und 4 Feldbatterien, unter Benutzung der vorhandenen Bahnlinien, am Ill- und Rhein-Canal-Abſchnitt, in der Gegend von Mühlhauſen in überlegener Stärke entgegen zu treten und gebotenen Falles hinter den Rhein bei Müllheim zurückzugehen und vielleicht den dortigen Rheinübergang frei zu halten, bis entſprechende Unterſtützung eingetroffen iſt.

Verſammelt ſich jedoch eine ſtarke franzöſiſche Armee, wie der Autor annimmt, im Lager bei Belfort, ſo vermag, wie erwähnt, deren Concentrirung bei gutem Nachrichtenweſen deutſcherſeits nicht unbemerkt zu bleiben, und wir

Digitized by Google

dürfen mit Sicherheit annehmen, daß der Aufmarſch der ſüddeutſchen Streitkräfte auch auf dieſe Möglichkeit hin berechnet ſein wird. Wenn es nun auch einem plötzlichen Vorſtoß der Belforter Garniſon oder dort verſammelter ſtarker franzöſiſcher Streitkräfte gelingen ſollte, die deutſchen Truppen am Ill über den Rhein und auf Müllheim, Neu-Breiſach oder Hüningen zurückzuwerfen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß, bevor die erſteren den Rheinübergang zu bewerkſtelligen vermögen, ſich ihnen ſtarke deutſche Streitkräfte an dieſem Strom entgegenſtellen würden, und daß der Rheinübergang angeſichts derſelben daher kein ſo leichtes Unternehmen iſt, wie der Autor des „Neuen Curs“ dies hinſtellt.

Für Süddeutſchland beſteht daher, die richtige Anordnung des deutſchen Aufmarſches vorausgeſetzt, im Hinblick auf das gut entwickelte ſüddeutſche Bahnnetz, die ſtarke Rheinſtrombarrière, die Feſtungen Straßburg und Neu-Breiſach und das ſchwierige Vordringen eines Gegners durch den ſüdlichen Schwarzwald und die weſtlichen Vorberge der rauhen Alp, von Belfort her keine Gefahr, und bei einem Kriege auf zwei Fronten, d. h. dem casus belli des Dreibundes, wird die etwa vorhandene durch das alsdann zu erwartende Eingreifen italieniſcher Streitkräfte völlig beſeitigt.

Frankreich vermag daher eine Hauptoffenſive gegen Süddeutſchland von Belfort her aus den dargelegten Gründen nicht anzuſtreben, da dieſelbe weder die einfachſte noch die wirkſamſte, wie der Autor des „Neuen Curs“ annimmt, iſt. Denn dieſe Hauptoffenſive liegt naturgemäß in der Richtung Paris—Frankfurt—Berlin, oder Paris—Köln—Berlin.

Auch die bereits beſtehenden Friedensverhältniſſe haben Frankreich hier keine bedeutende materielle Ueberlegenheit, wie der „Neue Curs“ meint, geſichert, da die zunächſt in Frage kommenden franzöſiſchen Armeecorps, das VII., V., VIII. und XIII. (das XIV. Corps als nebſt dem XV. das nächſte an der italieniſchen Grenze, gegen dieſe beſtimmt, angenommen) und deren Reſerveformationen zwiſchen Belfort, St. Dizier, Paris, Blois, Aurillac und Lyon auf einem größeren Raum dislocirt ſind, wie die für eine Offenſive von Belfort her zunächſt in Betracht kommenden deutſchen Streitkräfte des XIV., XIII., XV. und des I. bayeriſchen Armeecorps und deren Reſerveformationen u. ſ. w. Wenn auch die beſonders günſtige Entwickelung des franzöſiſchen Bahnnetzes in der Richtung auf Belfort hin, einen franzöſiſchen Vorſtoß mit überlegenen Kräften bis zum Rhein als möglich erſcheinen läßt, ſo ergiebt ſich jedoch aus den deutſchen Dislocations- und Eiſenbahnnetzverhältniſſen, richtige Gegendispoſitionen vorausſetzt, daß die Ueberwindung des Rhein- und Schwarzwald-Abſchnitts nicht mehr mit den deutſchen an Zahl überlegenen franzöſiſchen Streitkräften zu erfolgen vermag. Eine deutſche Offenſive gegen Belfort iſt allerdings, wie wir zugeben müſſen, in Folge des für dieſe Aufgabe weniger entwickelten deutſchen Bahnnetzes, im Vergleich zu einer franzöſiſchen von dort her, erſchwert.

Süddeutſchland aber droht in Anbetracht der dargelegten Verhältniſſe in einem neuen Kriege gegen Frankreich keineswegs eine Gefahr, und es kann keine Rede davon ſein, daß dasſelbe, wie der Autor des „Neuen Curs“ annimmt, „ſogleich unter die franzöſiſche Machtſphäre gerathen werde.“ Denn Deutſchland wird ſich in der von uns angedeuteten Richtung „bemühen, dieſer Gefahr rechtzeitig zu begegnen“, und ſeine Heeresleitung wird, wie wir annehmen dürfen, auch ohne die Durchführung der Militärvorlage, das ganze Elſaß und Süddeutſchland vielleicht dennoch durch eine Offenſive, jedenfalls durch eine ſich darbietenden Falles offenſiv geführte Vertheidigung auf der deutſchen Weſtfront, die zunächſt den Angriff auf die Sperrfortkette vermeiden und den Gegner ſich kommen laſſen kann, im Falle eines Dreibundkrieges, unterſtützt durch eine italieniſche Armee, zu ſchützen wiſſen. Die deutſche Inferiorität an Zahl würde, wie namhafte italieniſche Militärs, z. B. General Maſelli, dies bereits ausgeſprochen haben, durch die *unmittelbare* Unterſtützung Italiens ausgeglichen werden, und in dem Falle, daß Deutſchland in einem auf beide Mächte beſchränkten Kriege Frankreich allein gegenüberſtände, dürfen wir uns wohl ohne Selbſtüberſchätzung auf die anerkannte qualitative Ueberlegenheit unſerer Truppen und den Ausgleich des franzöſiſchen numeriſchen Uebergewichts durch die Anforderungen, welche das franzöſiſche Feſtungsſyſtem und die franzöſiſchen Colonien an Beſatzungstruppen ſtellen, verlaſſen und mit Ausſicht auf Erfolg die Offenſive auf unſerer Weſtfront ergreifen, ein Ausgleich, der übrigens auch für den Fall eines Dreibundkrieges ſehr ins Gewicht fällt.

Daß die Durchführung der Militär-Vorlage aber dazu beſtimmt iſt, dem Einfalle der Franzoſen in Süddeutſchland vorzubeugen, müſſen wir im Hinblick auf die nachgewieſene ſehr geringe Chance eines derartigen Unternehmens beſtreiten. Zwar iſt Belfort die ſtärkſte Offenſivſtellung Frankreichs für einen den Charakter einer Nebenunternehmung oder Diverſion tragenden Vorſtoß deſſelben gegen das ſüdliche Elſaß und den oberen Rhein, allein für eine Hauptangriffsoperation liegt dasſelbe, wie bemerkt, zu excentriſch zu der Geſammt-Landes- und Truppenmaſſe Deutſchlands. Wenn in der That eine ſo ungeheuere Gefahr, wie die von dem Autor angenommene, von Belfort her Süddeutſchland und damit dem Deutſchen Reiche überhaupt drohte, ſo würde die deutſche Heeresleitung zweifellos ſchon längſt die entſprechenden, auch äußerlich erkennbaren Gegenmaßregeln gegen dieſelbe getroffen haben. Dieſelben würden etwa in der Anlage einer ſtarken und ausgedehnten befeſtigten Rheinbrückenkopfs-Poſition, welche wir vielleicht in der Erweiterung Neu-Breiſachs ſchon erkennen dürfen, oder in einer Anzahl von Sperrforts vor oder unmittelbar an der oberen Rheinlinie, ſowie in der Herſtellung von mindeſtens noch einer von Oſten nach Weſten unmittelbar an den Oberrhein führenden ſtrategiſchen Bahnlinie haben beſtehen können. Die Herſtellungskoſten dieſer Anlagen würden jedenfalls weit hinter denjenigen der Militärvorlage geblieben ſein. Allein bis jetzt hat hat man offenbar die Erweiterung

Neu-Breiſachs zu einem ſtarken zeitgemäßen doppelten Rheinbrückenkopf für die ausreichende Gegenmaßregel, der Gefahr von Belfort gegenüber, erachtet. Die Durchführung der Militärvorlage aber kann nicht als eine entſprechende Gegenmaßregel gegen dieſe Gefahr bezeichnet werden, da dieſelbe doch mit einem verhältnißmäßig nur unbedeutenden Theil der Heeresverſtärkung den Truppen Süddeutſchlands zu Gute kommt und jedenfalls, da keine neue Bahnlinie durch den ſüdlichen Schwarzwald zum Oberrhein, etwa von Donaueſchingen nach Neuſtadt oder Waldkirch, durch ſie geſchaffen wird, dieſe Truppenverſtärkung nicht ſämmtlich für die Vertheidigung des Oberrheins unmittelbar bereit ſtellt, worauf es jedoch ankommen würde. Auch die heutige Verſtärkung Belforts, für welches heut vielleicht ſtatt einer Diviſion ein Armeecorps ſeiner Beſatzung gleichwerthiger Truppen, unter Umſtänden mehr, zur Beobachtung erforderlich ſein würde, vermag den Ausſpruch Moltkes, daß die Rheinlinie eine der ſtärkſten Vertheidigungslinien der Welt iſt, nicht zu alteriren. Wenn der Autor ferner die von Belfort ausgehende Offenſive auch als die wirkſamſte gegen Oeſterreich bezeichnet, ſo unterläßt er es jedoch, für dieſen Fall das wohl feſtſtehende Eingreifen Italiens in Betracht zu ziehen, und er ſcheint überdies nicht zu wiſſen, daß die Reichsregierung durch die, wie aus dem Elſaß berichtet wurde, in Angriff genommene Erweiterung der Befeſtigungen von Neu-Breiſach zu einem ſtarken doppelten Rheinbrückenkopf ſich bemüht hat, die dortigen Verhältniſſe günſtiger für Deutſchland zu geſtalten, ohne daß ſie wohl im Hinblick auf den ſtarken Abſchnitt der Rheinbarrière — wie der Autor annimmt — einen Befeſtigungscordon von den Vogeſen bis zur Schweizer Grenze herzuſtellen für nöthig befunden hätte. Allein ganz abgeſehen von der überdies durch unſere Darlegung widerlegten Gefahr, welche Deutſchland von Belfort her drohen könnte, erſcheint eine Verſtärkung der Wehrmacht Deutſchlands zur Zeit, der militäriſchen Geſammtlage nach, der überwiegenden Majorität der Parteien zwar erwünſcht, nur nicht in dem geforderten enormen Maße, und bei allmählicher Durchführung, welche der wirthſchaftlichen Lage des Landes gebührend Rechnung trägt.

Georg Herwegh.

Ein Dichter der Freiheit.

Eine literariſche Skizze
von

Ch. Ebner.

— Stuttgart. —

I.

Der Dichter, dem die nachfolgenden Zeilen gewidmet ſein wollen, iſt heute beinahe vergeſſen. Vielleicht wird die raſchlebende und mit Dichtern überreichlich geſegnete Gegenwart durch die in letzter Zeit erſchienene elfte Auflage der „Gedichte eines Lebendigen von Georg Herwegh“ wieder auf einen Mann aufmerkſam gemacht, der einſt, freilich nur eine kurze Spanne Zeit, zu den meiſtgenannten Dichtern Deutſchlands gehörte, der ſich als ſolcher raſch erſchöpft und ſeinen Ruhm lange überlebt hat. Es iſt meines Wiſſens bis heute noch von Niemandem der Verſuch gemacht worden, die politiſche Entwicklung unſeres Jahrhunderts im Spiegel der gleichzeitigen Dichtung zu ſchildern; wer ſich einmal dieſer zwar ſchwierigen, aber gewiß auch ſehr lohnenden Arbeit unterziehen will, wird an dem Dichter der „Gedichte eines Lebendigen“, an dem Schwaben Georg Herwegh, nicht vorbeigehen können! Zumal die Zeit ſeines Schaffens in die denkwürdige Periode zwiſchen 1840—1850 fällt, eine Periode, in welcher die Unzufriedenheit, die gar oft recht unklare und verſchwommene Freiheitsſchwärmerei die traurigen Zuſtände unſeres Vaterlandes nur noch ſchwerer, den Druck, der auf Allen lag, nur noch empfindlicher machte, um am Ende ſich in einem Knalleffect zu äußern, der nirgends etwas beſſer, gar vieles ſchlimmer machte. Es darf ja wohl davon abgeſehen werden, dieſe Periode hier eingehender zu charakteriſiren, zumal ſich, ſoviel auch über dieſelbe ſchon geſprochen und geſchrieben worden iſt, ein objectives und den thatſächlichen Verhältniſſen der damaligen Zeit gerecht werdendes Urtheil heute noch nicht fällen läßt. Der

Zwiſchenraum zwiſchen dieſer Vergangenheit und unſerer Gegenwart iſt noch kein ſo großer, daß wir auf dieſelbe als auf eine abgeſchloſſene Periode zurückblicken könnten, die Fäden des politiſchen Lebens und Strebens, die damals geſchäftig von ſo vielen Händen verwirrt durcheinanderliefen, ſind auch heute noch nicht entwirrt und in ihrem Gange ſo klargelegt, daß wir ſagen könnten: hier begannen ſie, und hier liefen ſie aus. Merkwürdig iſt und bleibt in dieſem großen politiſchen Wirrwarr die Thatſache, daß in einem verhältnißmäßig ſo kleinen Lande wie in Württemberg er eine beſonders große Zahl von Anhängern fand, wozu in den politiſchen Verhältniſſen desſelben unter dem geiſtvollen und weitblickenden König Wilhelm auch nicht die mindeſte Veranlaſſung vorlag. Merkwürdig des ferneren iſt die Thatſache, daß ein größerer Theil dieſer Anhänger zu den unter dem Namen der „Stiftler" bekannten Zöglingen des theologiſchen Seminars in Tübingen gehörte. Innerhalb der hohen Mauern dieſer Pflegſtätte proteſtantiſch-theologiſcher Gelehrſamkeit, in beinahe noch mittelalterlich-klöſterlicher Einengung und Abgeſchloſſenheit mochte ſich freilich der Wunſch nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu einem Grade ſteigern, in dem ſo mancher die ruhige und nüchterne Ueberlegung verliert und ſich ein Freiheitsideal zuſammenträumt, das nachher nur wenig mit der Wirklichkeit harmonirt. So entfloh mancher, der Schiffbruch an ſeinem Glauben gelitten, den engen Banden und ſtürmte in's Leben hinaus voll froher Hoffnungen — mancher ging unter im Strome des Lebens, andere trug ihre Tüchtigkeit, nachdem ſie ſich einmal ernüchtert zurechtgefunden mit der Wirklichkeit, auf Höhen des Ruhmes. —

Zu dieſen „mißrathenen Stiftlern", wie man ſie in ihrer Heimat zu bezeichnen pflegt, gehörte Georg Herwegh, welcher, im Jahre 1817 in Stuttgart geboren, die gewöhnliche Laufbahn eines künftigen ſchwäbiſchen Pfarrherrn durch das niedere evangeliſch-theologiſche Seminar bis zum Tübinger Stift zurücklegte, um bald dem Zwange desſelben zu entfliehen, indem er zunächſt in Stuttgart als Mitarbeiter an dem von Auguſt Lewald herausgegebenen „Europa" thätig war. Ein Conflict mit Offizieren veranlaßte ihn, ſich nach der Schweiz zu wenden, erſt nach Emmishofen im Kanton Thurgau und dann nach Zürich. Hier ließ er im Jahre 1842 ſeine „Gedichte eines Lebendigen" erſcheinen, und nach einem kurzen Aufenthalt in Paris durchreiſte er, deſſen Ruhm und Name ſich indeſſen überall hin verbreitet hatte, Deutſchland. Das bedeutendſte Ereigniß dieſer Reiſe, die Audienz des Dichters bei Friedrich Wilhelm IV., war zugleich ſein Verhängniß. Die Selbſtüberſchätzung, welche hierdurch nur noch geſteigert worden war, verleitete Herwegh, nachdem zuvor ſeine Gedichte im Königreich Preußen verboten worden waren, zu dem bekannten, von Königsberg aus datirten Brief an den König von Preußen, in welchem er ſich, gereizt durch das Verbot einer von ihm geplanten Zeitung, zu Aeußerungen hinreißen ließ, die den König zwangen, gegen ihn einzuſchreiten. Herwegh wurde aus den preußiſchen Staaten ausgewieſen; nachdem er, indeſſen mit einer reichen

Berlinerin verheirathet, ein Sammelwerk „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz“ herausgegeben, in welchem freilich er ſelbſt am wenigſten vertreten war, verſtummte ſeine Muſe, und der Dichter machte erſt wieder von ſich reden, als er im Sturmjahr 1848 von Frankreich aus bei dem badiſchen Aufſtand im April mit einer Schaar von Arbeitern einen Einfall verſuchend, bei Doſſenbach von württembergiſchen Truppen raſch in die Flucht gejagt wurde. Seitdem wanderte er von Land zu Land, Ueberſetzungen aus Lamartine und Shakeſpeare waren das einzige, mit dem er ſich dauernd beſchäftigte; die Schweiz, Paris und das ſüdliche Frankreich dienten ihm zu längerem Aufenthalte, er ſtarb, vergeſſen und einſam in Baden-Baden im Jahre 1875.

II.

Ich habe in der Ueberſchrift zu dieſem Aufſatz Georg Herwegh als einen „Dichter der Freiheit“ bezeichnet. Es hat zwar den Anſchein, als ob dieſe Bezeichnung nicht ihm allein, ſondern allen ſeinen Dichter- und Geſinnungsgenoſſen der damaligen Zeit zukomme. Allein wenn man auch von der leicht erklärlichen und gewiß nicht tadelnswerthen Geſinnungsänderung bei einigen derſelben abſehen will, wenn ein Hoffmann von Fallersleben, ein Ferdinand Freiligrath und ſo mancher andere im Wechſel der Tage und der politiſchen Ereigniſſe es vor ſich und ihren Genoſſen einer ſtürmiſchen und trotzig-freiheitlichen Vergangenheit ganz wohl verantworten zu können glaubten, daß ſie das neue Deutſche Reich als die Erfüllung ihrer Träume und Hoffnungen freudig begrüßten, ja wenn man gerade in dem Muthe, von einem ſolchen Geſinnungswechſel auch frei und offen Kenntniß abzulegen, das Zeichen des echten und auch ethiſch gewiß vollgiltigen Muthes erkennen zu ſollen glaubt, ſo bleibt doch für G. Herwegh noch eine ſo eigenartige Auffaſſung des Freiheitsbegriffes übrig, daß es wohl erklärlich iſt, wenn er abſeits von der breiten Heerſtraße des oft beſungenen und gerühmten Gedankens politiſcher Freiheit auf ſeinen eigenen ſtillen Wegen dem Freiheitsbilde, wie er es in Kopf und Herzen trägt, folgt und bis zu ſeinem letzten Athemzuge an der Verwirklichung deſſelben mit einer Ausdauer feſthält, die um ſo ergreifender wirkt, als der alternde Dichter mit ſeinen Geſinnungen, mit ſeiner herben und in blinden Vorurtheilen befangenen Weltanſchauung auch unter ſeinen Parteigenoſſen unſerer Gegenwart wohl allein und einſam ſtand. Es iſt ſonſt ſicher weder äſthetiſch noch pſychologiſch zu rechtfertigen, wenn man die Beurtheilung eines Dichters, und inſonderheit eines ſo hoch begabten Dichters wie Georg Herwegh, nicht ohne Bezugnahme auf die charakteriſtiſchen Eigenſchaften ſeiner Heimat meint abſchließen zu können; allein gerade bei ihm iſt wohl ein Hereinziehen derſelben, wenn anders man ein richtiges Geſammtbild von ihm bekommen will, unerläßlich. Ich meine das namentlich mit Rückſicht auf das oben ſchon erwähnte zähe, und für den vorurtheilsloſen Leſer manchmal recht unerquickliche Beharren des ausgereiften

Mannes auf dem Standpunkt ſeiner Jugend; das eigenſinnige und verbitterte Feſthalten an Anſchauungen, die ſich längſt ausgelebt und überlebt haben, die trotzige Verſchloſſenheit gegen die Einſicht, daß auch der politiſche Geiſt in ſteter Fortentwickelung begriffen, und daß nichts verfehlter und ſchwerer zu rechtfertigen iſt, als gerade hier die neue Zeit gewaltſam in die Schablone veralteter Begriffe und Syſteme preſſen zu wollen, ſie mit dem, was ſie auf allen Lebensgebieten errungen und geſchaffen, gewiſſermaßen als unmündiges und unreifes Kind zu behandeln, das ganz aus der Art ſchlagend, mit allen nur möglichen Straf- und Zuchtmittel zu den Anſchauungen der Väter und Großväter zurückgebracht werden müſſe. Dieſe demokratiſchen Geſinnungen, die himmelweit verſchieden ſind von denjenigen, denen man eine Exiſtenzberechtigung heute nicht mehr abſprechen kann und darf, ſind nun freilich eine jener Charaktereigenthümlichkeiten, die man namentlich dem Schwaben zuſchreibt, indem man ſich innerhalb der politiſchen Dichtung unſeres Jahrhunderts dabei beſonders auf Ludwig Uhland, den Vertreter und Sänger des „alten guten Rechts“ beruft; und es wäre kaum irgendwie zu rechtfertigen, wenn man dieſe dem Schwaben ſelbſt am beſten bekannten Schwächen auf die eine oder andere Art beſtreiten oder gar beſchönigen wollte. Wird doch die oftmals gehörte und bis heute unſeres Wiſſens noch nicht widerlegte Behauptung, der Schwabe ſei der geborene Demokrat, gerade in der Gegenwart, wo die Gegenſätze zwiſchen den einzelnen Parteien täglich ſchroffer hervortreten, durch die ganze Art und Weiſe, wie bei uns engere und weitere Politik getrieben wird, am beſten gerechtfertigt, und das auffällige Hervortreten dieſes ſchwäbiſchen Eigenſinns bei Georg Herwegh giebt auch ſeinen Dichtungen ein beſtimmendes Gepräge. Man faſſe dieſen Eigenſinn indeſſen nicht von einer zu ungünſtigen und trüben Seite aus auf! Denn der Freiheitsgedanke, an dem der Dichter feſthält, deſſen Verwirklichung ſeine unerfüllte Hoffnung blieb bis an ſein Ende, iſt, ſo verſchwommen und unklar er auch für nüchternes politiſches Denken ſein mag, doch in ſeinem Grunde ein durch und durch idealer und menſchenwürdiger; der Irrthum iſt nur der, daß er glaubt, derſelbe ſtehe in unverſöhnlichem Widerſpruch zu einem Deutſchen Reiche mit der conſtitutionellen Verfaſſung, die wir heute haben. Die Inconſequenz in dem demokratiſchen Gedankengang des alten Achtundvierziger liegt hauptſächlich in dem abſichtlichen oder unabſichtlichen Mißverſtehen und Verkennen der mehr und mehr ſich ausgeſtaltenden Annäherung zwiſchen Fürſt und Volk, in der Ungeduld, mit welcher der Dichter und Politiker über den in manchen Theilen noch unklaren und verworrenen Anfang die Weiterentwickelung bis zu dem ſyſtematiſch und organiſch gegliederten und geordneten Ganzen nicht erwarten kann oder will. Eine Ungeduld, die umſoweniger verſtändlich iſt, als Herwegh in ſeinen politiſchen Gedichten wohl eine ſchwärmeriſche Bewunderung der Schweiz mit ihrer republikaniſchen Verfaſſung bekundet, allein doch die Zukunft ſeines Vaterlandes mit ſeinen neununddreißig Reichen nicht in einer ſolchen, ſondern in einem einigen deutſchen Vaterland unter einem Kaiſer erfüllt ſah. So mag er wohl einmal mit Hégéſippe Moreau rufen: vive la liberté, er mag nur in dem beim Alpenglühen gedichteten Vive la république die Brücke „zwiſchen hier und zwiſchen dort“ erblicken und das „Felſenwort“ der Freiheit hineinrufen in die neununddreißig Reiche, er mag von Freiheit träumen und ſingen, ſo viel er will, und ſein Lied des Haſſes in allen nur möglichen Variationen den Tyrannen und Fürſten ebenſo wie Rom entgegenſchleudern, er mag die ſelig preiſen

„Die hier und dort,
Die ewig proteſtiren,“

immer wieder lenkt er doch Blick und Bitte um Befreiung für Deutſchland aus dieſen unſeligen Wirrniſſen auf den König von Preußen:

Die Sehnſucht Deutſchlands ſteht nach Dir,
Feſt wie nach Norden blickt die Nadel,
O Fürſt, entfalte Dein Panier.
Noch iſt es Zeit, noch folgen wir,
Noch ſoll verſtummen jeder Tadel,
Fürwahr, fürwahr, Du thuſt nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geſchlecht,
Wenn Du zu Würden hebſt den Knecht:
Nur wer ein Adler, ſei von Adel.

Laß, was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen,
Dir ward ein weiter', höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad zu biegen,
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag in der Feinde ſchnöden Witz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt Du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinander irrt,
Mein Volk ſoll Dir entgegenflammen,
Steh auf und ſprich: Ich bin der Hirt,
Der eine Hirt, der eine Wirth —
Und Herz und Haupt, ſie ſind beiſammen.
Des Weſt und Oſt, des Nord und Süd —
Wir ſind der vielen Worte müd.
Du weißt, wonach der Deutſche glüht,
Wirſt Du auch lächeln und verdammen?

Der Fiſcher Petrus breitet aus
Auf's Neue ſeine falſchen Netze,
Wohlan, beginn mit ihm den Strauß,
Damit nicht einſt im Deutſchen Haus
Noch gelten römiſche Geſetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das ſoll doch nun und nimmer ſein;
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er ſeine Dolche wetze.

Noch iſt es Zeit, noch kannſt Du ſtehn,
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannſt Du treue Herzen ſehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod und Sieg im heiligen Streite.
Du biſt der Stern, auf den man ſchaut,
Der letzte Fürſt, auf den man baut,
O eil Dich! eh der Morgen graut,
Sind ſchon die Freunde in der Weite.

Die Freiheit, die Herwegh für ſich und ſein Volk verlangt, hat freilich in ihrem Grundweſen mit Politik gar wenig zu thun! Sie müßte ſonſt ſchon deswegen ſchärfer und klarer zum Ausdruck kommen, und nicht, je öfter er davon ſingt und ſagt, ſich mehr und mehr zu einer Allgemeinheit und — man verzeihe die vielleicht zu kühne Wortbildung — Ueberhauptheit ausdehnen, unter der man am Ende alles und nichts verſtehen kann. Die Luſt zu

Digitized by Google

proteſtiren, die ihm, wie ſo vielen ſeiner ſchwäbiſchen Geſinnungsgenoſſen von damals und heute, eben im Blute lag, die ihn zu einem ruhigen Wägen und Wagen nicht kommen ließ, mußte ihm auch Alles, was mit den beſtehenden Zuſtänden nur irgendwie im Zuſammenhang ſtand, als läſtig drückenden Zwang erſcheinen laſſen, die Abweiſung, die ihm durch ſein eigenes Verſchulden von Seiten des Königs von Preußen zu Theil geworden war, die erniedrigende Demüthigung ſeiner Niederlage bei Doſſenbach, was konnte all das Anderes in der Bruſt dieſes ehrgeizigen und ſelbſtbewußten Mannes zeitigen, als blinde und nörgelnde Verbitterung gegen alle Verhältniſſe und Perſönlichkeiten, die ihm damals im Wege geſtanden, und die nachher, getragen und vollendet durch die unerbittliche Logik der Geſchichte, ihn in eine Einſamkeit drängten, in welcher er ſelbſt ſeinen eigenen, von ihm ſo eiferſüchtig gehüteten Ruhm lange überlebte. Daß er ſich in dieſes Geſchick nicht fügen konnte, war ſein und ſeines dichteriſchen Schaffens Verhängniß; die Unzufriedenheit hat ſich bald ausgeſungen, der gekränkte Ehrgeiz, welcher der Zeit nicht gerecht werden kann noch will, zwängt die Freude am dichteriſchen Schaffen in eine Einförmigkeit und Eintönigkeit, die ſich in ihren Gedanken und Vorwürfen nur immer wiederholt, und am Ende zur abgebrauchten und oftmals gehörten Phraſe, zur oberflächlichen Witzelei und Spöttelei greifen muß, um ein Daſein weiterzufriſten, über deſſen Inhaltsloſigkeit ſich außer dem Dichter ſelbſt Niemand täuſchen kann. Von Paris aus ſchrieb Herwegh im November des Jahres 1843 an den König von Preußen.

Dein war das Amt, der Freiheit Ring, den engen,
Mit Meiſterſchlägen friedlich zu erweitern,
Du haſt's verſchmäht, nun gilt es, ihn zu ſprengen!
Das Schiff mit ſeinen ungeſchickten Leitern
Mit Dir und Deinem unglückſeligen Thron',
Ich ſeh's vor Abend an der Klippe ſcheitern,
Noch lebt die Sphinx der Revolution,
Dein war das Amt, die Opferzeit zu kürzen,
O, tauſend Kränze harrten Deiner ſchon! —
Du konnteſt nur den Knoten weiter ſchürzen,
Und in den Sternen — hatt' ich falſch geleſen,
Die Sphinx wird nicht ſich in den Abgrund ſtürzen,
Und Du — Du biſt kein Oedipus geweſen.

König Friedrich Wilhelm hatte einſt den Dichter nach einer Audienz mit einem Händedruck und mit den Worten: „Wir wollen ehrliche Feinde ſein“ entlaſſen. Es iſt nicht bekannt geworden, was in dieſer Audienz geſprochen wurde, und wie er über Herwegh dachte. Mögen nun die Worte von dem Tage von Damaskus, der dem Dichter kommen möge, damit er für Deutſchland Großes leiſten könne, wirklich ſo von ihm geſagt worden ſein, mag Friedrich Wilhelm in dem freiheitsbegeiſterten Schwaben den Propheten einer neuen Zeit und in ihr eine Ruhmesperiode für Preußen an der Spitze Deutſchlands geſehen haben, einen Mann, deſſen demokratiſcher Radikalismus vielleicht doch geheilt werden könnte durch gewaltige Ereigniſſe, — mag auch Herwegh nach dieſem für ſein ganzes Leben denkwürdigen Tage ſelbſt eine Zeitlang mit ſich im Zwieſpalt geweſen ſein, — dieſe Erklärung an den König zeigt, daß er durch die Ereigniſſe und durch ſeine oppoſitionellen Geſinnungen immer weiter nach links gedrängt, die Freiheit zuletzt doch nicht hier gefunden hatte. Indeſſen ging die Geſchichte ihren Gang weiter, zornig und haßerfüllt ſchlugen die Worte des Dichters mitten hinein in den Kampf des Tages, je mehr er ſich aber hineinlebte in dieſe wahllos verdammende, wahllos verhöhnende Stimmung, je ſchärfer und zugeſpitzter ſeine Worte ſich gegen den Gegner richteten, um ſo raſcher erſchöpfte er ſich, und ſeine eigene Ohnmacht fühlend, in dem Bewußtſein, „fertig zu ſein" als Dichter, quälte er ſich ab mit dem Mühen, das, was des Jünglings kühne Phantaſie zu den gewaltigen „Trutz- und Schutzliedern" für die Freiheit begeiſtert, als alternder Mann vor dem deutſchen Volke zu rechtfertigen durch zähes Feſthalten an einer Vergangenheit, deren Ziele und Wünſche nicht einmal mehr ſeine Geſinnungsgenoſſen für ernſt nehmen wollten. Das zeigen die nach ſeinem Tode erſchienenen „Neuen Gedichte" am deutlichſten; ſie umfaſſen die Jahre 1844—73, aber da iſt kein verſöhnlicher Ton, da iſt kein neidloſes und über engherzig-politiſche Anſchauungen ſich erhebendes Bewundern der gewaltigen Ereigniſſe des Jahres 1870; der Dichter, der einſt geſungen:

> Wie lang mit Lorbeern überſchütten
> Wollt Ihr die corſiſche Standarte,
> Wann hängt einmal in deutſchen Hütten
> Der Hutten ſtatt des Bonaparte,

er hatte nur hämiſche und grämlich-verbiſſene Verſe und Spöttereien für die große Zeit; Preußen, deſſen König ihn einſt ausgewieſen, war dem Beleidigten, der nicht vergeſſen konnte und wollte, nur die ländergierige gewaltthätige Dynaſtie, und der von ihm beſtgehaßte Mann der Reichskanzler Bismarck. So wird, befangen und gefangen von ſeinen engherzigen Anſchauungen, der Dichter der Freiheit zu einem unfreien Mann, und es wäre ſchwer, dem Autor der „Gedichte eines Lebendigen," in ſeinen Anſchauungen unbefangen gerecht zu werden, wenn er nicht anderſeits in ſeinen lyriſchen Gedichten Töne anſchlüge, die zu dem Ergreifendſten und Gehaltvollſten gehören, was die moderne Lyrik bieten kann, zu ſchweigen von ſeinem immerhin noch nicht ganz tendenzfreien „Ich bin ein freier Mann und ſinge," von ſeinem „Reiterlied", deſſen Stimmung ſo gewaltig packend iſt, daß wir ihm kaum etwas Aehnliches an die Seite ſtellen können, nicht einmal das allbekannte und vielgehörte „Morgenroth, Morgenroth," da in dem Herwegh'ſchen Gedichte der dem letzteren eigenthümliche ſentimentale Zug vollſtändig fehlt. Sein „Rheinweinlied" und ſo manches andere iſt für muſikaliſche Compoſition wie geſchaffen; wenn er auch nur die beiden Gedichte: „Ich möchte hingehn wie das Abendroth" und das „Heimweh", einen Commentar ergreifendſter Art zu dem Worte Jean Pauls „Selig ſind, die Heimweh haben", gedichtet hätte, ſie beide hätten ſchon den echten Dichter gezeigt. Wenigſtens das letztere vielleicht nicht mehr ſo bekannte Gedicht ſoll dem Leſer mitgetheilt werden:

O Land, das mich ſo gaſtlich aufgenommen,
Du Rebenlaubumkränzter ſtolzer Fluß,
Kaum bin ich eurer Schwelle nah gekommen,
Klingt ſchon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß,
Was ſoll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn dieſe arme Seele betteln muß?
Er iſt ſo kalt, der fremde Sonnenſchein,
Ich möchte, ja, ich möcht' zu Hauſe ſein.

Die Schwalben ſah ich ſchon in ſtillem Flug
Die Häuſer — nur das meine nicht — umſchweben,
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben;
Der Baum, der ſeine jungen Sproſſen ſchlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbſte geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Todtenſchrein —
Mich friert, mich friert, ich möcht' zu Hauſe ſein."

Und dann eines ſeiner ſchönſten Sonette:

Ich ſtand auf einem Berg, da hört ich ſingen
Zur Linken plötzlich ernſte, trübe Lieder,
Ein Opfer war es für die Erde wieder,
Ich kannte wohl der Glocken dumpfes Klingen.

Zur Rechten ſah ich einen Säugling bringen,
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder
Viel luſt'ge Bänder wehten auf und nieder,
Ein Glöckchen wollt' vor Freude ſchier zerſpringen.

Die Andacht wagt' kein Weſen rings zu ſtören:
Die Heerden hielten ſtill auf ihren Weiden,
Wie fromme Beter flüſterten die Föhren.

Als ob die Glocken ſich umarmt die beiden,
Konnt' ich bald einen ſüßen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterſcheiden.

Das ſind Verſe und Klänge, die unwillkürlich an Uhland erinnern, zumal es an und für ſich ſchon nahe liegt, dieſe beiden ſchwäbiſchen Dichter mit einander in Vergleich zu ſtellen. Man pflegt gewöhnlich Ludwig Uhland als denjenigen zu nennen, welcher der politiſchen Dichtung in unſerer deutſchen Literatur erſtmals wieder ſeit Walter von der Vogelweide Exiſtenzberechtigung geſchaffen habe, und es läßt ſich in der That auch kaum beſtreiten, daß ihm wie kaum einem Anderen vor ihm oder neben ihm die ſchwere Aufgabe gelang, die politiſchen Tagesfragen in dichteriſche Form zu bringen. Allein ihm kam für die Beurtheilung ſeiner Gedichte wohl in erſter Linie der Umſtand zu Statten, daß das, wofür er als Dichter mit ſeiner vollen Ueberzeugung eintrat, in ſeiner Allgemeinheit doch ſo beſtimmt und leicht faßlich war, daß ein Zweifel darüber, was der Dichter in dieſem württembergiſchen Verfaſſungskampf um das alte gute Recht praktiſch verwirklicht wiſſen wollte, kaum aufkommen konnte. Uhland hatte als Politiker ſeine Anſchauungen und Forderungen klar und deutlich ausgeſprochen und ſich nicht auf haltloſe Utopien verlaſſen, er war hier nur der nüchterne, freilich auch eigenſinnige Beobachter und Berechner der gegebenen Verhältniſſe; Herweghs politiſches Ideal war, wie oben ſchon erwähnt, ſo unbeſtimmt und unklar wie möglich und realiſirte ſich am Ende in der Verherrlichung eines Particularismus und einer kleinlichen Schlagbaumpolitik, mit welcher Ludwig Uhland niemals etwas zu thun hatte.

Herweghs Wunſch

Dies neue Deutſchland bleib' mir fern
Und zähle mich zu ſeinen Todten.

iſt in Erfüllung gegangen. Der Dichter der Freiheit ſtarb vergeſſen — nachdem er ſich ſelbſt ſchon lange vorher ſeine Grabſchrift geſchrieben:

Sein oder Nichtſein iſt hier keine Frage,
Ich bin geweſen, was ich konnte ſein.
Kein Schelm und Schuft, bei Gott! ein Narr allein,
Der auch ſein Lämpchen brannt' am hellen Tage.

Kein Turner, aber doch von deutſchem Schlage;
Und wär' mein Vers wie meine Hände rein,
So ruhete dies dichterlich Gebein
Dereinſt in einem ſtolzen Sarkophage.

Ich nahm das Leben für ein Würfelſpiel,
Das keinem ſeine ſtete Gunſt geſchworen,
Doch oft hatt' ich der Augen noch zu viel;

Ich trieb's, ein Thor, wie tauſend andre Thoren,
Und glücklicher als weiland Freund Schlemihl
Hab' niemals meinen Schatten ich verloren.

◆

Der Kirſchkern-Oberſt.

Von

Robert Waldmüller (Ed. Duboc).

— Dresden. —

Es war auf der Nordſee-Inſel Sylt, zu Beginn des Keitumer Taubenproceſſes, alſo im Winter 1773, und Paſtor Hoyer ſchloß mit ſeinem Amtsſiegel ſoeben ſeine desfallſige unterthänige Eingabe an Ihro chriſtliche Majeſtät, den König von Dänemark, Herzog von u. ſ. w. u. ſ. w. als Elke Quedens, des Paſtors blonde Pflegetochter, mit verſtörten Zügen in's Zimmer trat.

„Vater," ſtieß ſie mit zitternder Stimme heraus, „er iſt nun doch wieder da!" Sie konnte nicht weiter reden, hielt ihre Schürze vor die Augen und brach in Schluchzen aus.

Der Paſtor, ganz noch erfüllt von der Wichtigkeit ſeines Schriftſtücks, ſchob bedächtig die Schildpattbrille auf die Stirne hinauf. Ruhigen Tones fragte er:

„Wer iſt wieder da?"

Aber ſie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen.

„Wer iſt's denn?" wiederholte er und drehte ſich auf ſeinem knarrenden Drehſtuhl nach der ſprachlos ſich Abwendenden um.

Dann kam ihm in's Gedächtniß zurück, was er über der wichtigen Eingabe vergeſſen hatte.

„Der Isländer?" fragte er.

Das Mädchen ſchluchzte: „wer ſonſt, Vater!" und ſie warf ſich mit Händeringen neben ihm auf die Knie: „Hilf, Vater! Was liegt an den

Tauben! Geh' zum Landvogt! Bitte, bitte, überwinde Dich! Verhindere es! Noch iſt's vielleicht Zeit.“

Der Paſtor war ein baumſtarker Mann. Er kannte ſein leicht in's Brauſen kommendes Temperament. Mit dem übelberufnen Landvogt hatte der Taubenproceß ihn ohnehin verfeindet. So ſagte er denn:

„Wie kann ich!“

„Ich begleite Dich.“

„Zum Landvogt! Ich!“

„Vergiß, was er dir Uebles that.“

„Nicht mir, — dem Regiment, das er verächtlich macht, that er Uebles, dem guten Leumund, deſſen Werth er verſpottet, den ehrlichen Leuten, die er verfolgt, weil er ſelbſt ein Unehrlicher! Mein Amt verbietet mir, ſeine Schwelle wieder zu überſchreiten.“

„Dann erlaube, daß ich gehe.“

„In meinem Auftrag?“

„Das wirſt Du nicht geſtatten, — alſo ohne Dein Wiſſen.“

„Die erſte Lüge! Elke!“

„Verzeih, — Du haſt Recht.“

„Wir haben uns in Gottes Willen zu fügen!“

„So iſt es . . “

Sie weinte ſich aus, das Geſicht auf ſeinem Knie, ſchwerathmend, ſtoßweiſe ſtöhnend; wenn er in ſeiner theilnehmenden Redeweiſe zu paſtorlich wurde, ſchüttelte ſie den Kopf, aber ſie nickte auch wieder beiſtimmend, wenn er ihr Faſſung und Muth predigte.

Es klopfte.

Paſtor Hoyer runzelte dräuend die Stirn, Elke richtete ſich angſtvoll auf; „es wird Iwen ſein,“ ſagte ſie dann, indem ſie ſich erhob und „nur herein!“ rief; „ſei gütig mit ihm, Vater,“ bat ſie, „er kann ja nichts dafür.“

Die Thüre hatte ſich geöffnet. „Nichts für ungut, Herr Paſtor,“ ſagte verlegenen Tons der Eintretende, ein wettergebräunter, goldlockiger junger Seemann.

„Bring' er mir keinen Schnee in die Stube.“

Iwen Gotting ſah ſeine Stiefel an und machte mit einer entſchuldigenden Handbewegung Kehrt. Gleich darauf trat er ohne Schnee an den Stiefeln leiſe wieder ein.

„Nenn' ihn nicht er, Vater,“ hatte Elke geflüſtert.

„Setz' er ſich,“ brummte der Paſtor.

Iwen ſah ſich nach einem Stuhle um; „hier“, ſagte Elke und machte den einzigen im Zimmer außer dem Drehſtuhl vorhandenen von Büchern frei.

„Alſo was giebt es, was hat er zu ſagen? Oder meinetwegen“ — der Paſtor zuckte mit den Achſeln, „was haſt Du zu ſagen? — Daß Du's nur weißt, Iwen, bis zum heutigen Tage hielt ich Deine Kirſchkerngeſchichte für Aufſchneiderei, wie ihr Seeleute uns Stubenhockern dergleichen aufzubinden liebt, ſonſt hätt' ich zu meiner Elke, als ich Deine Liebeslöffeleien bemerkte, „Hand davon!“ geſagt. Aber nun ſoll jener Vampyr wirklich auf der Inſel ſein? Du ſiehſt aus, wie die theure Zeit. Hat er denn etwas Schriftliches von Dir? Du biſt doch keine Schießſcheibe. Die ganze Geſchichte iſt ja zu verrückt. Und wozu iſt denn die Obrigkeit da? Geh Du doch zum Vogt, damit er ihn in's Loch ſtecke. Ich kann's nicht, aber Dich hindert Niemand. Geh' Du zum Vogt.“

„Thu' es, Iwen,“ bat Elke, „der Vater hat wirklich Recht; der Vogt ſoll für Ruhe und Frieden ſorgen; iſt das Frieden, wenn Einer den Anderen tödtet? Und diesmal, fürcht' ich . . .“ ſie konnte vor Aufregung nicht vollenden.

„Herr Paſtor,“ begann endlich der Seemann, wenn auch nicht allzu fließend, „Euer Wort in Ehren, — aber wenn Ihr Jemand etwas ſchuldig wäret und er käme, um es einzufordern, ginget Ihr da zum Vogt und ſagtet: ‚weiſt den Mann mal von der Inſel weg‘?“

„Ich bin Niemandem auch nur einen Heller ſchuldig.“

„Aber ich bin dem Isländer ſchuldig.“

„Man hat ſein Leben aus Gottes Hand. Dem biſt Du Schuldner, dem allein.“

„Was ich mir über dieſen Knubben ſchon den Kopf zerbrochen habe, Herr Paſtor!“

„Das glaub' ich! Wir Menſchen leben zu viel zwiſchen unſres Gleichen. Da heißt es denn: vor Allem ſich nur nicht in den Verdacht der Feigheit bringen, Muth zeigen, drauf gehen — um was? um Nichtigkeiten! Und bedenkt dabei auch nur Einer, zu welchem höheren Zweck Gott ihn gerade in dieſem Bruchſtück der Ewigkeit, gerade auf dieſem Erdtheil, gerade mit dieſer Begabung, dieſen Kräften, dieſen Geiſtesfähigkeiten in's Leben rief? Aus wie manchem mißachteten Samenkerne läßt der Herr eine Eiche werden, unter der die übrige Kreatur ſich ihres Daſeins freuen ſoll! Mit ſeinem Leben ſpielen heißt freveln.“

Iwen ſah rathlos vor ſich nieder. Elke trat an ihn heran und ſtreichelte ſeine blaue Düffeljacke; „wenn der Isländer nur erſt mal eine Predigt vom Vater hören könnte! Verſteht er unſere Sprache? Was meinſt Du? Sonntag iſt vor der Thür?“

„In einer halben Stunde treffen wir uns hinter der Vogelkoje.“

„So kamſt Du, um Abſchied zu nehmen?!“

Iwen hatte ſich erhoben. Er ging auf den Paſtor zu und wollte ihm die Hand reichen.

Paſtor Hoyer that, als habe er's nicht bemerkt. „Was ſoll die Piſtole dort?“

„Wo?“

„In Deinem Gurt.“

„Vater," rief Elke, von Neuem in Thränen ausbrechend, „geh' zum Landvogt! Thu' mir's zu Liebe! In einer halben Stunde bei der Vogelkoje, — ſag's ihm! Es iſt zu gräßlich! Wie kann denn dergleichen möglich ſein!"

Der Paſtor ſah ſich nach der Ecke um, wo ſein Hut und ſein Mantel hingen.

„Herr Paſtor," ſagte Iwen, „bleibt ſitzen. Es könnte übel ablaufen, wenn Ihr mich in den Verdacht bringt, mein Wort brechen zu wollen."

„Aber Du biſt ja ein Thor! Was Du in der Trunkenheit gelobteſt, an dem Strick ſoll Dein Feind Dich jahraus, jahrein naſeführen dürfen?"

„Ich war nicht trunken."

„Und wo ſteht denn geſchrieben, daß man in fröhlicher Geſellſchaft nicht Einen oder den Anderen zum Beſten haben kann?"

„Ich hätte an ſeine Achſelklappen denken ſollen."

„Er war Soldat?"

„Hauptmann, nein, was ſag' ich? Oberſt."

„Däne? —"

„Isländer, ich denke aber, die Inſel gehört wohl dem däniſchen König."

„So brauchte er ſich nicht zu Euch Seeleuten zu ſetzen."

„Wir hatten ihn eingeladen."

„Wie ſo?"

„Nun, auf der Bank war noch Platz."

„In einer Wirthſchaft?"

„Bei der Wirthin zum goldenen Walfiſch."

„In Stralſund, Vater," ergänzte Elke; „ach, Iwen," weinte ſie, „Du warſt ſchon bei unſerem Schulmeiſter immer der Angeber von allerhand dummen Streichen, gewiß haſt Du dem Isländer eins anhängen wollen, und nun muß ich darunter leiden."

Iwen hütete ſich zu antworten.

„Weiter!" ſagte der Paſtor.

„Ihr wißt ja, wie es weiter ſich begeben hat, Herr Paſtor."

„War es um die Wirthin? Gewiß ſteckte eine Liebſchaft dahinter."

„Um die Wirthin war es nicht."

„Die war Dir wohl zu alt?"

„Meine Mutter hätte ſie ſein können."

„Aber die Tochter, he?"

„Sie hatte gar keine Tochter, — um die Anna Marie iſt's hergekommen, wenn Ihr's denn doch ſchon errathen habt."

„Schöne Geſchichten! Und um einen ſolchen Mädchenjäger, Elke, weinſt Du Dir die Augen roth!"

„Er büßt es ja ſchwer genug," ſagte Elke.

„Ein Mädchenjäger bin ich nie geweſen," widerſprach Iwen.

„Was ging die Dirne Dich denn an?"

„Mich gar nichts."

„Aber einen Deiner ſauberen Kameraden?“

„Ihr braucht ihn nicht ſauber zu ſchelten; wäre er nicht bei ſeiner letzten Reiſe mit ſeinem Schiffe an der Grönländer Küſte in's Treibeis gerathen und elendiglich zu Grunde gegangen, er hätte die Anna Marie nicht ſitzen laſſen.“

„Das iſt etwas Anderes,“ lenkte der Paſtor ein; „aber was brauchteſt Du deshalb den Oberſt einzuladen, er möge ſich zu Euch ſetzen?“

„Der Platz war doch frei,“ wich Iwen aus.

„Der Vater meint,“ half Elke ein, „wozu wollteſt Du den Isländer zum Narren haben. Etwa um ihn vor Anna Marie lächerlich zu machen? Der Oberſt ging ihr wohl nach?“

Iwen nickte.

„Und ſie ließ ſich's gefallen?“

„Kinder,“ ſagte der Paſtor unwillig, „wenn ich Einen von Euch in's Gebet nehme, ſo hält der Andere den Schnabel. Ihr Evatöchter ſeid nie um Ausreden in Verlegenheit. Was der Iwen eingebrockt hat, mag er ſelbſt auseſſen. Alſo heraus mit der Sprache, junger Krakehler. Es war in Stralſund Kirſchenzeit, nicht wahr?“

„So gegen das Ende,“ beſtätigte Iwen.

„Und weil Ihr Seeleute um die Kirſchenzeit oft weitweg auf dem Waſſer ſchwimmt . . .“

„So iſt's, Herr Paſtor.“

„Gut. Aber weiter. Wo haſt Du denn geſehen, daß man Leuten die Kerne von Kirſchen, die man ſich eben ſchmecken ließ, in's Geſicht ſchnellt? Noch dazu einem Fremden, den man eben zuvor zum Niederſitzen einlud! Haſt Du das etwa den Wilden in der Südſee abgelernt?“

„Das lernt man doch auf der Schulbank, Herr Paſtor.“

„Wo?“

„Hier in Keitum, Herr Paſtor.“

„Vater,“ wagte ſich Elke wieder hervor, „der Iwen hat Recht; wir haben's bei Herrn Kuntzen auch nicht anders getrieben, vor Allem wenn er einmal einnicken wollte.“

„Ich werde dafür ſorgen, daß der neue Lehrer den bunten Joſef feſter in der Hand hält. Aber Iwen hat zu reden und nicht Du. Alſo was that denn Dein Kamerad, Iwen, als ihm der Fremde die Anna Marie abgünſtig machen wollte? Warum verbat er ſich's denn nicht? Ihn ging's doch zunächſt an. Warſt Du denn ſein Vormund?“

„Nein, das war ich nicht.“

„Nun alſo?“

„Verzeih', Vater,“ ſchob ſich Elke wieder vor, „aber wenn der Anna Marie ihr Bräutigam, — wie hieß er?“

„Wunke Boyſen war's,“ ſagte Iwen.

„Nun denn: wenn Wunke Boyſen etwa von heftiger Gemüthsart war. . .“

„Laß Du den Iwen doch reden . . .“

„Nur weil ſich's um ein Frauenzimmer handelt, Vater, denn Du weißt: die bunten Achſelklappen haben ſchon manchem Mädchen den Kopf verdreht, und wenn Wunke Boyſen . . .“

„Von heftiger Gemüthsart war . . . nun?“

„Ja, Vater, da war es doch nicht rathſam, die Beiden an einander gerathen zu laſſen, und deshalb . . .“

„Deshalb ſollſt Du ſchweigen, und Iwen ſoll mir ſagen, was denn nun weiter geworden iſt. Was wurde aus den fünf dummen Kirſchkernen, Iwen?“

„Es waren ſechs, Herr Paſtor.“

„Deſto ſchlimmer! Alſo was wurde aus ihnen?“

„Er ſteckte ſie bei.“

„Einen nach dem andern.“

„Allemal mit einem drohenden Blick?“ fragte Elke.

„Nein, er hatte nur mit der Anna Marie zu thun.“

„Was die Weiber auf Erden für Unheil anrichten! Hörſt Du's, Kind? Allemal wo die Männer zum Halsbrechen kommen, hat ein Weibsbild dahinter geſteckt.“

„Vielleicht,“ meinte Elke, „war's der Anna Marie unangenehm genug, aber ſie durfte den Gäſten kein böſes Geſicht zeigen . . .“

„Ihr Evatöchter redet einander immer das Wort. Aber mit Dir, Iwen, iſt doch gar nicht aus der Stelle zu kommen. Warum verlief die Fopperei denn nun nicht im Sande?“

„Weil die Andern allemal gelacht hatten.“

„Welche Andern?“

„Die andern Seeleute.“

„Und allemal? Was heißt das?“

„Wenn ihm wieder ein Kirſchkern an die Backe flog.“

„Er hatte ſich alſo nur ſo gleichgiltig geſtellt?“

Iwen nickte.

„O,“ ſeufzte Elke, „ich könnte alle Männer haſſen.“

Der Paſtor nahm eine Priſe. Dann ſagte er:

„Und als er Dich nachher im Hof auf die Seite nahm, was ſagte er da zu Dir?“

„Kann er einen Vogel im Fluge ſchießen? fragte er mich.“

„Und ob! antworteteſt Du.“

„Und ob! ſagte ich, denn ich dachte: ſonſt meint er, ich fürchte mich.“

„Aber,“ miſchte ſich Elke ein, „ich denke, Du ſagteſt mir, er ſprach vom Schwalbenſchießen.“

„Das kam erſt, als ich vom Mövenſchießen geſprochen hatte; denn das könne jedes Kind in Island, ſagte er, aber Schwalben, darauf komme es ihm an, denn er ſchieße ſich nicht mit einem Wehrloſen. — Und nun wußte ich, was mir bevorſtand.“

„Ja, ja, das Prahlen!“ ſagte der Paſtor, „wie Manchen hat es ſchon in Ungelegenheiten gebracht. Ich merke erſt jetzt, daß ich in meinen Predigten noch eine Menge menſchlicher Fehler gar nicht zum Thema nahm; hilf nächſten Sonnabend meinem Gedächtniß nach, liebe Tochter.“

„Verzeih, Vater,“ hielt Elke die Gelegenheit zum Einſpringen wieder beim Schopfe feſt, „aber ich habe Iwen im letzten April wirklich eine Schwalbe ſchießen ſehen . . .“

„Weiter, weiter! Was wurde nun? Du wollteſt Dich alſo mit einem Berufsſchützen ſchießen? Kann man kindiſcher handeln?“

„Er ſchämte ſich, Vater, das iſt doch natürlich.“

„Falſche Scham, auch ein Thema für die Kanzel! Hilf meinem Gedächtniß nach. Weiter!“

„Ja, Herr Paſtor,“ kam Iwen nun wieder an die Reihe, „was war zu machen? Er nahm eine Summe Geldes aus der Taſche und ging mit mir zu dem Büchſenmacher gegenüber der Jakobikirche — Wedekind hieß er — und da ließ er ſich ein Paar Piſtolen vorlegen, die beſten, die im Laden ſeien. Sind die ihm recht? fragte er mich. Ich meinte, wenn es welche ohne Silberbeſchlag gäbe, wären ſie mir lieber. Darauf ſagte er: was ſie koſten, iſt meine Sache. So wurden die zwei Piſtolen denn gekauft. Ich gebe ihm acht Tage Zeit zum Einſchießen, ſagte er, nimm er eine mit. In acht Tagen bin ich wieder in Stralſund. Frage er dann nach dem Oberſt Leiferl im goldenen Walfiſch“. . .

„Du hätteſt nur nicht nachfragen ſollen . . .“ jammerte Elke.

„Laß ihn doch erzählen! Eben war er ſo gut im Zuge.“

„Natürlich konnte ich nicht dafür einſtehen, daß mein Schiff bis dahin noch in Stralſund ſein würde. Wir hatten die halbe Ladung ſchon an Bord. Daraus wurde alſo nichts. So wird er, ſagte der Isländer, mir Nachricht geben, wann er ſich mir ſtellen kann, gleichviel wo es iſt, nur nicht außerhalb Europas, denn ich liebe keine langen Seereiſen, ich werde ſeekrank. Die ſechs Kirſchkerne bewahre ich für die ſechs Gänge auf, die wir mit einander zu machen haben, vorausgeſetzt, daß er mich nicht ſchon früher über den Haufen ſchießt oder ich ihn Wie er heißt und wo er zu Hauſe, will ich nicht wiſſen. Ein Lump, der ſein Wort nicht hält.“

„Gott ſei Dank,“ rief Elke, „ſo mag er nur unſere ſämmtlichen Wattinſeln nach Dir abſuchen; wenn er Deinen Namen nicht weiß, wird er's bald müde werden.“

„Schäme Dich,“ ſagte der Paſtor, und Iwen meinte, „ſie hat nur den Kopf verloren, oder hab' ich Dir nicht Alles ehrlich erzählt, Elke? wie ich ihm aus Konſtantinopel meldete, jetzt ſei mein Schiff bis zum nächſten Neumond vor dem 27. Thore anzutreffen, und wie er richtig zum letzten Viertel mit ſeinem Schnapphahn da war und mir den Zipfel meines linken Ohres abſchoß?“

„Zeig' her,“ ſagte der Paſtor entſetzt.

„Und der andere," beſtätigte Elke weinend, „der rechte Zipfel iſt das nächſte Mal weggeholt worden!"

„In Liſſabon."

„Mein Heiland und Erlöſer!" redete der Paſtor vor ſich hin, „und das nennt ſich Chriſt!"

„Ich darf mich ſonſt nicht über ihn beklagen," ſagte Iwen, „es ging Alles manierlich zu; Pflaſter und Leinwand hatte er mitgebracht."

„Der Unmenſch! Schoß er einen Zoll höher, ſo warſt Du um Dein Gehör! Heißt das chriſtlich handeln?"

„Ich hätte ihn ja auch todt ſchießen können," entſchuldigte ihn Iwen; „er hatte nichts als Hemd und Hoſe anbehalten; es kam nur darauf an, daß ich ihn traf."

„Freilich beim Schießen etwas Wichtiges!"

„Die Entfernung war nur zwanzig Schritte. Wie viele Möven und wilde Gänſe hab' ich aus der Luft herunter geholt. Aber das iſt mal ein Unterſchied, Herr Paſtor, ob Ihr auf ein Thier in der Luft ſchießt oder auf Jemand, der im ſelben Augenblick auf Euch zielt. Braun und blau wird's einem vor den Augen."

„Und vier Mal ſoll das noch ſo fort gehen?" fragte der Paſtor, indem er ſeine Brille wieder vornahm und auf dem Schreibtiſche nach dem Briefe an Seine Majeſtät den König von Dänemark ausſpähte, denn es lag da Vieles durcheinander; „da wäre ich werth, daß man mich von Amt und Würden jagte." Er fand das geſuchte Schriftſtück, brach das Siegel wieder auf und ſagte: „Wie heißt es im Evangelium Matthäi 13, V. 41 und 42? Des Menſchen Sohn wird ſeine Engel ſenden, und ſie werden ſammeln aus ſeinem Reich alle Aergerniſſe und die da Unrecht thun, und werden ſie in den Feuerofen werfen? So ſpricht unſer Herr und Heiland. Iſt hier etwa kein Unrecht im Schwange? Geſchieht hier kein Aergerniß? Zwei Menſchen kommen nun ſchon zu dritten Male zuſammen, um die Langmuth Gottes herauszufordern. Iſt das kein Aergerniß? Iſt das kein Unrecht? Die Könige leiten ihr Amt vom Herrn der Heerſcharen ab. Drum iſt es ihre Pflicht, an Seiner Statt dem Unrecht vorzubauen. Mir ſollte neulich Unrecht geſchehen; von den Viſitatoren in Tondern ging mir die Weiſung zu, bei 10 Thaler königlicher Brüche den Schlüſſel zu meinem Kirchthurm an die Juraten auszuliefern, damit der Thurm von dem Taubenmiſt und den Taubenneſtern befreit werde. Dagegen habe ich in dieſem Schreiben Einſpruch erhoben. ‚Die Haltung dieſer Tauben', — ſo ſchreibe ich an Seine königl. Majeſtät, — ‚iſt eine Revenu, ſo den Kirchenböden unſchädlich ſeit undenklichen Jahren von meinen Vorweſern gezogen worden und ich in allen den Jahren meines Amts ohne Widerrede genoſſen. Ich kann mich alſo ohne großen Nachtheil nicht aus deſſen Beſitz geſetzet ſehen, vielmehr finde ich mich gedrungen, wider das an mich ergangene Mandat das Remedium supplicationis zu ergreifen' u. ſ. w. u. ſ. w." Der Paſtor ſchob ſeine Brille wieder auf die Stirne hinauf, legte das von ihm theilweiſe vorgeleſene unterthänige Schreiben auf den Tiſch zurück und ſagte: „Indem ich Seiner Majeſtät das hier gegen mich und meine Amtsnachfolger verſuchte Unrecht vortrug, glaubte ich nur eine Pflicht zu erfüllen; aber wie ſtünde ich vor meinem Gewiſſen da, wenn ich von einem Frevel gegen den Schöpfer unſerer Tage Kenntniß erhielte und zu ſeiner Verhinderung nicht die Hand rührte? Kraft meines Seelſorger-Amts verbiete ich Dir alſo hiemit feierlichſt, Iwen Gotting, Dich jenem Gottloſen hinter der Vogelkoje zu ſtellen, und bedrohe zugleich ihn, den Uebelthäter, für den Fall er ſein ſchnödes Spiel nicht aufgeben will, mit einem Poſtſcript an Seine königl. Majeſtät, ſeinen hohen Kriegsherrn, damit Seine königl. Majeſtät ihn als Unkraut in den Feuerofen werfen laſſe.“

So ſagend erhob der Paſtor ſich zu ſeiner ganzen Länge — und er maß volle ſechs frieſiſche Schuh — und bekräftigte das Geſprochene durch eine gewaltige Bewegung ſeines rechten Armes.

Dem Seemann erſtarben die Worte auf der Zunge. „Und es geht doch nicht,“ wollte er ſagen, „ich gab dem Isländer meine Hand darauf — Gehab' Dich wohl, Elke Quedens.“

Es kam aber nur halb unverſtändlich heraus. Auch hielt ihn Elke weinend am Aermel feſt, ſo feſt, daß beinah ſein Rock ihm vom Leibe geriſſen worden wäre — denn er hatte ſchon die Thürklinke in der Hand, und ſie ließ den Aermel nicht los — aber da ging die Thür auf, und mit einem militäriſchen Gruße ſtand ein ſtattlicher Mann in ſchwarzem Pelzrock und ſchwarzer Pelzkappe auf der Schwelle, bartlos, gepudert, — er lüftete reſpectvoll ſeine Kappe — mit wohlwollendem Geſichtsausdruck, etwa ein Fünfzigjähriger.

Ehe der Paſtor ſich von ſeiner Ueberraſchung erholen konnte, trat der Fremde auf ihn zu, verneigte ſich, nannte ſeinen Namen — Oberſt Leiferl — und hielt halb deutſch, halb däniſch redend, etwa folgende Anſprache. Er bitte zunächſt ſein unangemeldetes Eintreten zu entſchuldigen. Man habe ſein Klopfen nicht gehört, was ihm lieb ſei, denn indem er ſolcherart unbemerkt geblieben, habe er Alles vernommen, was zwiſchen ſeinem Gegner Iwen Gotting und dem Herrn Paſtor geſprochen worden ſei. Mit Schmerz habe er eine halbe Stunde lang hinter der Vogelkoje auf dieſen ſeinen ſonſt immer pünktlich geweſenen Gegner gewartet; er ſage: mit Schmerz, denn in ſeinem Vaterlande gelte Wortbrüchigkeit, zunächſt der Feigheit, für das einen Mann auf's Tiefſte Entehrende . . .

Hier hielt der Paſtor nicht länger an ſich. „Und das“, rief er, „wagen Sie einem Hüter der heiligen Schrift in's Geſicht zu ſagen? Wie heißt es im Ev. Lucä, Cap. 19 V. 46. Es ſteht geſchrieben: ‚Mein Haus iſt ein Bethaus; ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube.‘ Bis in dieſe friedliche Klauſe wagen Sie mit Ihrer Mordluſt einzudringen? Heben Sie ſich weg von hier. Der bethörte Mann dort war eben im Begriff, zum dritten Male Mitſchuldiger zu werden an dem gottesläſterlichen Frevel, den Sie aus Ihrer nur von Bären und Seehunden bewohnten Heimat verpflanzen möchten nach unſeren Inſeln, die ſich der Segnungen chriſtlicher Sitten erfreuen. Aber es ſoll Ihnen nicht gelingen. Dort liegt ein Schreiben, in dem ich Seine Majeſtät den König von Dänemark, unſeren gnädigen Herrn Herzog, mit einer Klage behelligen wollte, die mein mir verkümmertes Recht an die Revenüen der Taubenzucht auf dem Thurm meiner Pfarrkirche betraf. Ich werde jetzt hinzuſetzen, was ich über Geierzucht denke, — Sie verſtehen mich, und Ihr hoher Herr wird mich auch verſtehen.“

Der Mann im Pelze hatte den Sturm mit gefaßter Miene über ſich ergehen laſſen.

„Euer Ehrwürden,“ ſagt er dann, „haben mir das Wort abgeſchnitten. Beliebt es Ihnen, ſo werde ich jetzt fortfahren.“

„Ich weiß Alles.“

„Das nehme ich an, und ich werde Ihnen vortragen, was Sie noch nicht wiſſen.“

„Die Geſchichte mit den Kirſchkernen?“

„Die iſt Ihnen ſelbſtverſtändlich bekannt.“

„Oder die von den zwei Ohrzipfeln. Ich weiß Alles, Alles. Geben Sie ſich keine Mühe.“

„Ohrzipfel,„ ſagte der Fremde, immer ruhig bleibend, „Ohrzipfel ſind ein launenhaftes Spiel der Natur, vermuthlich das einzige Ueberflüſſige am menſchlichen Körper. Wer ohne ſie zur Welt kommt, kann im Leben ſo glücklich oder unglücklich ſein, wie einer, dem ſie in der Wiege beſcheert wurden. Ich lege auf ſie keinen Werth und werde nicht ſo unmanierlich ſein, Sie davon zu unterhalten . . .“

Dem Paſtor wurde das Stehen läſtig.

„Dort iſt ein Stuhl,“ ſagte er über die Achſel hinweg, indem er ſeinen Schlafrock zuſammen nahm und ſich wieder auf ſeinen Drehſtuhl niederließ.

Elke, zwiſchen Furcht und Hoffnung nicht wiſſend, was werden ſolle, rückte dem unheimlich artigen Verfolger ihres Bräutigams den leeren Stuhl näher.

Mit einem verbindlichen Blick ſeiner graugrünen Augen bemächtigte er ſich der Lehne und trug dann etwa Folgendes vor, indem er, wie gewöhnt an tändelnde Beiläufigkeiten, während des Sprechens den Stuhl bald auf deſſen Vorder-, bald auf deſſen Hinterbeinen hin und her wiegte. Er ſei alſo, ſagte er, wie der Herr Paſtor wiſſe, der Beleidigte . . .

„Wer beſtreitet das?“ warf der Paſtor dazwiſchen.

Und befinde ſich — was zunächſt richtig geſtellt werden müſſe — demgemäß in ſeinem Recht.

„Nicht nach dem Gebot des Herrn: liebet eure Feinde.“

Doch, doch, er liebe den braven Jungen dort wie ſeinen Sohn.

„Eine ſchöne Liebe! Dies Mal ſoll der brave Junge vielleicht ſeine Naſenſpitze einbüßen. Auch als etwas Ueberflüſſiges.“

„Wohl eher eine Locke von ſeinem goldenen Haarwulſt. Aber kommen wir zur Sache . . .“

Elke ſchluchzte in ihre Schürze hinein.

Der Fremde bemerkte es. „Das Fräulein," ſagte er, „möge ſich beruhigen. Ich kam als Friedensſtifter hieher."

Der Paſtor fuhr von ſeinem Drehſtuhle auf, „Herr Oberſt," rief er, „iſt dies in Wirklichkeit der Fall?"

„Ich pflege nicht zu ſagen, was der Wahrheit widerſpricht."

„So bringen Sie, bitte," ſagte der Paſtor mit hörbarem Aufathmen, „den Ihnen hier von mir gewordenen, nicht ſehr ſchicklichen Empfang auf Rechnung der Thränen, die meine Pflegetochter um jener zwei Ohrzipfel willen ſchon vergoſſen hat. „Elke", wandte er ſich nach der beſchämt hinter ihrer Schürze hervorguckenden, „eine Flaſche, von denen mit dem gelben Lack, und vier Gläſer. Und, ſo höre doch, eine Thonpfeife aus dem Pfeifenſtande auf meinem Mahagoni-Kleiderſchrank." Er betonte das Wort „Mahagoni".

Elke war ſchon hinaus.

Iwen drückte ſich ihr nach.

„Ich bin kein Raucher," lehnte der Oberſt ab.

„Sie fürchten, daß unſer Taback nach Seewaſſer ſchmeckt? Mein Varinas iſt freilich Strandgut, ſelbſtverſtändlich. Aber die Ballen waren im Innern knochentrocken. Sonſt rauchte ich ſelbſt nicht davon."

Der Oberſt machte eine zum Wiederſitzen einladende Handbewegung, und nun der Paſtor ſich's von Neuem bequem machte, nahm auch er Platz.

„Mit mehr Nachſicht," begann er darauf, „werden Sie jetzt anhören, was ich zu meiner Entſchuldigung, oder ſagen wir Rechtfertigung, vorzubringen habe . . ."

„Bleiben wir lieber bei dem Ausdruck Entſchuldigung."

„Ganz wie Euer Ehrwürden belieben," fügte ſich der Oberſt mit einer Verneigung; dann fuhr er etwa in folgender Weiſe fort: „Wir Militairs taugen nicht für die Spinn- und Strickſtuben der Weiber, aber unſer Herz begehrt doch auch hin und wieder etwas andres als Avancements und Belobungen und Orden. Ich hatte mich in ein Stralſunder Mädchen bis zum Raſendwerden verguckt und . . ."

„Hm hm", machte der Paſtor.

„Und glaubte auf dem Wege zu ſein, trotzdem ich ihr um drittehalb Jahrzehnte vorauf war, von ihr einem Andern vorgezogen zu werden . . ."

„Da kam ihm der Schlingel dort mit ſeinen Kirſchkernen über den Weg . . ."

„Es klingt lächerlich, ja, der kecke Junge erreichte, was jener Andere, ihr ernſter Zukünftiger, mit allem Zureden wohl nicht erreicht haben würde, — ſie ließ mich ablaufen."

„Warum ſchlugen Sie den Kirſchkernſchützen nicht auf's Maul?"

„Das mochte ſie von mir erwartet haben, Sie haben ganz recht. Aber wer kann gegen ſeine Natur! Ich bin Isländer. Unſere Kraft beſteht im Abwarten, im Ueberliſten. Sie nannten die Robben und die Eisbären meine

Landsleute. Glauben Sie, daß wir ihnen — vor Allem den rieſig ſtarken Eisbären — beikommen könnten ohne Ueberliſten? Nur zu! ſagte ich mir, er renne ſich tiefer hinein. Und ich ſteckte kaltblütig einen Kirſchkern nach dem andern in die Weſtentaſche. — So kam ich, wie wir's nennen, unter den Schlitten, — wie geſagt: Anna Marie gab mir den Laufpaß."

„Seien Sie deſſen froh," tröſtete der Paſtor; „Ehen werden im Himmel geſchloſſen; bei aller Achtung vor unſern Seeleuten, — geht eine ſolche Schenkmamſell nicht zu ſehr von einer Hand in die andere? Sie waren ein paar Stufen zu tief geſtiegen. Solche Anwandlungen ſchlägt man ſich nie zu früh aus dem Sinn."

„Da vergeſſen Sie wieder," ſagte der Oberſt, „daß ich Isländer bin."

„Sie blieben in den Querkopf vernarrt?"

„Wie in eine Feſtung, die ſich nicht ergeben will, die man aber doch zu überliſten hofft."

„Und?"

„Ja, und! Es hat zwei ewig lange Jahre gedauert, dann hat ſie capitulirt, — es war in voriger Woche am Tage vor dem heiligen Abend — ich hatte eben den Brief abgeſchickt, in welchem ich mich für heute nach der Sylter Vogelkoje anmeldete. Hier," fügte er hinzu, indem er mit liebevollem Blick ſeine Rechte nach einem winterlich flüchtigen Sonnenſtrahl ausſtreckte, der des Paſtors Schreibtiſch ſtreifte, „hier trag' ich den Ring des lieben Mädchens am Finger."

„Und der Seemann, dem ſie gut war?" ſagte Paſtor Hoyer.

„Sie hätte ihm Wort gehalten, das weiß ich — wenn er am Leben geblieben wäre. Aber es war eine Brautſchaft wie hundert andere geweſen. Als die Nachricht von ſeinem Tode kam, war ich zufällig wieder in Stralſund. ‚Ein Jahr Bedenkzeit' war, was ſie auf meinem erneuten Antrag zur Antwort gab und jetzt . . ."

„Und jetzt," fiel ihm der Paſtor in die Rede, „iſt das Jahr herum, Sie haben das Jawort des Mädchens, und als glücklicher Bräutigam . . ."

„Hab' ich ihr verſprechen müſſen . . ."

„Nicht mehr auf ſich ſchießen zu laſſen."

„So iſt es."

„Hm," machte der Paſtor.

„Deshalb ſagte ich, als Friedensſtifter ſei ich hieher gekommen."

„Weil es Ihnen angeſichts ihres baldigen Liebesglücks jetzt beſſer paßt, nicht mehr um nichts und wieder nichts doch vielleicht in's Grab beißen zu müſſen."

„Damit hätte es, denke ich, keine Gefahr. Aber jedenfalls — das bekenne ich gern — wäre mir ein Tod in der Schlacht ein gut Theil minder ſchmerzlich, ſo ſehr ich auch, ſeit ich Anna Marie's Ring trage, am Leben hänge."

„Hm," machte der Paſtor von Neuem.

„Neben dem goldenen Walfiſch," ergänzte der Oberſt ſeine Erläuterungen, „wohnt ein Juwelier. Sie haben vielleicht die Güte, der Braut meines ehemaligen Gegenparts etwas zur Annahme zu empfehlen, was ich," er griff in die Bruſttaſche, „auf Wunſch meiner lieben Anna Marie für Iwen Gottings Verlobte mitgebracht habe."

Was er herausholte und von der Papierhülle ſorgſam befreite, war ein goldnes Armband. Nicht ungeſchickt hatte der Goldſchmied unter allerlei blanken und matten Arabesken die vier als Streitgegenſtände noch nicht durch Kugelwechſel erledigten Kirſchkerne dem Schmuckſtück einverleibt.

Der Paſtor betrachtete die hübſche Arbeit mit Wohlgefallen; aber er ſchüttelte doch den Kopf. „Sie wußten alſo, daß der junge Mann Bräutigam war?"

„Er hatte mir's gleich vor unſerm erſten Gange geſagt."

„Damit, wenn er fiele, Sie ſeiner Braut Nachricht gäben?"

„Das konnte ich ihm natürlich bereitwilligſt verſprechen."

„Und auch da noch, auch einem Verliebten gegenüber, hielten Sie die Partie noch für nicht ungleich? Oberſt! Oberſt!"

„Ich war ja nicht minder verliebt als er. Und dann: Sie vergeſſen, daß ich ihm nur ſo viele überflüſſige Dinge abnehmen wollte, wie er mir Kirſchkerne in's Geſicht geſchnellt hatte, — davon hätte mich nichts abgebracht. Uebrigens, ich frage Sie: mußte mir nicht daran liegen, der Anna Marie eine Lection zu geben? In ihrer Gegenwart, unter ihren Augen hatte man mich gehänſelt, mich, der ich des Königs Rock trug; ein Wort von ihr hätte es verhindert; ſtatt deſſen hatte ſie in das Gelächter der Uebrigen eingeſtimmt. Dafür mußte ſie geſtraft werden."

„Sie wie der dummdreiſte Iwen. Sie ſind ein ſcharfer Rechner."

„Beide mußten büßen, dafür bin ich Isländer; wir machen nichts halb."

„Hm!" Paſtor Hoyer ſah ſich nach der Thüre um. Im Grunde begann ihm der Mann zu gefallen. Aber das Disputiren war ſchon auf der Univerſität des Studioſus Hoyer große Leidenſchaft geweſen. So ganz das letzte Wort behalten, durfte der Oberſt nicht. „Mein lieber Herr", begann er alſo von Neuem, wenn auch als wolle er einlenken, „angeſichts der Thränen meiner Pflegetochter bin ich wohl nicht ganz gerecht gegen Sie geweſen. Ihr Ideengang iſt etwas ungewöhnlich, vielleicht etwas von dem Eis und dem Feuer beeinflußt, — ich denke an Ihren Hekla — aber es ſteckt — wie ſoll ich ſagen? es ſteckt ein pädagogiſcher Kern darin. Freilich komme ich nun, wenn ich die Addition mache, in die Klemme. Sie lieben nichts halb zu machen. Das iſt ganz mein Fall. Ihr Wort erinnert mich ſogar — ſehen Sie hier noch' an meiner rechten Schläfe die Narbe? — ich habe nämlich in Göttingen neben dem Studium der Exegeſe noch Anderes getrieben — alſo Ihr Wort erinnert mich an meine eigenen Univerſitäts-Händel die mußten auch ohne Halbheiten zu Ende kommen, mußten ganz ausgetragen werden. Aber Ihre jetzige Abſicht, den Handel mit Iwen nicht bis zu Ende durchzuführen, ſo gut ſie mir gefällt — ich meine in meiner Eigenſchaft als Chriſt und Seelſorger — ſie gefällt mir doch auch wieder nicht, denn ſie läuft ja eben auf eine Halbheit hinaus. Ich gebe zu: Ihre Anna Marie hat ihre Strafe weg, auch Jwen Gotting wird nicht wieder mit Kirſchkernen bombardiren, — wie ſteht es aber mit der Lection, die Sie ſelbſt verdient hatten?"

„Ich? Wofür?"

„Für Ihr Kurſchneiden."

„O! das geſchah ja in Ehren . . ."

„Und, wie ſich gezeigt hat, mit ernſtlichen Abſichten. Dennoch ſteht es einem Gaſt, der in einen ihm fremden Kreis Zutritt erhält, ſchlecht an, gleich nach den leckerſten Biſſen die Hand auszuſtrecken. Das haben Sie unter Mißachtung der älteren Rechte Anderer gethan. Der Hauptſchuldige ſind alſo doch wohl Sie, mein lieber Herr Oberſt."

„Und wenn ich das willig einräume?"

„Da ſag' ich: der Handel kann mit jenem Armband wohl noch nicht für beendigt erklärt werden."

Der Oberſt ſtutzte. Dann ſagte er nach einigem Zögern: „Gut, es ſoll mir nicht darauf ankommen, Ihrer und meiner Ganzmache-Theorie zu Gefallen, meinem lieben Freunde Jwen noch einige Löcher in ſeine Blouſe oder was ſonſt an ihm herum hängt, zu ſchießen, auf der Stelle in vier Gängen, ein Gang unmittelbar nach dem andern, — auf ſolche Weiſe machen wir im Handumdrehen reines Haus, und heute Abend bin ich wieder auf der Rückreiſe zu meinem Schatz."

„Das meinen Sie."

„Gewiß — der Froſt iſt ja noch mäßig; aber was red' ich denn? Wir ſind ja nicht an der Oſtſee. Hier bleibt die Fahrt nach dem Feſtlande, denk' ich, faſt immer offen."

„Es fragt ſich nur . . ."

„Ob es ſo lange hell bleibt? Die Vogelkoje iſt ja nicht weit. Vor Dunkelwerden bin ich wieder in Tondern."

„Vorausgeſetzt . . ."

„Daß Alles klappt? O das laſſen Sie meine Sorge ſein."

„Der Jwen," ſagte der Paſtor bedeutungsvoll, „iſt nämlich ein ſtilles Waſſer."

„Sie meinen, er hat der Obrigkeit einen Wink gegeben?"

„Das keineswegs."

„Aber?"

„Wie würden Sie in ſeiner Lage gehandelt haben?

„Ich verſtehe Sie nicht."

„Hätten Sie in ſeiner Stelle Jahr aus Jahr ein Ihre müßigen Stunden nicht mit Scheibenſchießen verbracht? und im Winter hat ein Seemann viele müßige Stunden."

Der Oberſt blickte den Paſtor ſcharf an. „Sie wiſſen, daß er's that?" Er ſtand auf.

Die Antwort war ein Achſelzucken.

„Das ändert allerdings meinen ganzen Plan," ſagte der Oberſt. Er biß ſich auf die Lippen. „Das ändert Alles, Alles." Er ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Herr Paſtor," ſagte er dann, „das bringt mich in eine üble Lage und macht ſehr ernſt, was bis jetzt nur ein Spiel geweſen iſt, — vielleicht, wie ich zugebe, ein vermeſſen ungehöriges Spiel. Nicht von Anfang an. Ich hielt beim erſten Gange die Möglichkeit nicht für ausgeſchloſſen, daß ich fallen würde. Es wäre mir recht geweſen, — um Anna Maries willen, ärger hätte ich ſie für ihr Lachen nicht büßen laſſen können . . ."

„Reden Sie nicht ſo gottloſes Zeug, Mann!"

„Ich rede die nackte Wahrheit, es kochte damals in mir, — ſchieben Sie's meinetwegen auf den Hekla. Aber als ich ihm gegenüber ſtand, kam meine Beſonnenheit zurück; ich wurde wieder, wie nennen Sie's? der Landsmann des Eisbären. Ich hatte mir gelobt, dem Menſchen, der mir als Werkzeug zur Beſtrafung des übermüthigen Kindes dienen ſollte, kein Leides zu thun — was liegt an ein Paar Ohrzipfeln? und während er, ſo gut er's verſtand, auf mein Herz zielen mochte, zielte ich nach jenen werthloſen Anhängſeln."

Der ehemalige Göttinger Duellant konnte ſich eines Schauders nicht erwehren, aber er überwand ihn und ſagte in ſalbungsvollem Ton: „Dafür muß ich Ihnen die Hand drücken."

„Laſſen Sie's gut ſein . . . ich könnte meine Hand heute anders gebrauchen . . . anders als damals und auch noch beim zweiten Male."

„Gott behüte Sie vor ſolchem Unterfangen."

„Einem ebenbürtigen Widerſacher gegenüber — und ſchon beim zweiten Male ſauſte Iwens Kugel unverſchämt nah vorbei — einem ſolchen eingeſchoſſenen Kumpan gegenüber heißt es: ſich ſeiner Haut wehren."

Der Paſtor überließ den erregten Gaſt einige Augenblicke ſeiner ſichtlich tief gehenden Gemüthsbewegung. Dann ſagte er: „Herr Oberſt, trügt mich mein Gedächtniß oder führten Sie ſich bei mir nicht mit den Worten ein: zunächſt der Feigheit gelte in Ihrem Vaterlande für das Entehrendſte — Wortbrüchigkeit?"

„Ich hatte Niemandem mein Wort verpfändet."

„Niemandem?"

„Nein."

„So ſind Sie ein Gottesleugner. Gott hörte, was Sie ſich ſelbſt gelobten."

„Was wäre das geweſen?"

„Ihrem Gegner nur Ueberflüſſiges abzuſchießen, — nichts, ſo ſagten Sie noch eben, hätte mich davon abgebracht."

Der Oberſt machte eine abwehrende Handbewegung, aber er ſchwieg.

„Sie haben vorhin,“ fuhr der Paſtor fort, „ein Spiel genannt, was Sie mit Ihrem Leben und dem Ihres Gegners trieben . . .“

„Mit meinem ja — mit ſeinem nicht. Mein Auge und meine Hand verſagten mir noch nie ihren Dienſt.“

„Ganz ſo hörte ich einſt den beſten Draufgänger aus unſerer Verbindung ſich rühmen, und eine Mücke, die ihm in's Auge flog, war ſchon im nächſten Moment die Urſache, daß er — zu ſeinem großen Schaden — fehlſchoß.“

„Aber wozu das jetzt, Herr Paſtor? Gut, es war ein Spiel, das ich trieb, meinetwegen ein unberechenbares. Meine Braut hat mir ſogar wörtlich dasſelbe geſagt. Erſt durch das Verſprechen, es nicht fortzuſetzen, hab' ich ihr Jawort erkauft. Und jetzt ſtellen Sie mich plötzlich vor die Unmöglichkeit, mein Verſprechen einzulöſen!“

„Warum vor die Unmöglichkeit?“

„Soll ich etwa, nun er ſeine Revanche nehmen will, zur Retraite blaſen? Lieber ſchieß' ich in die Luft. Aber ſeine Revanche muß er haben.“

„Und Ihre Braut?“

„Sie mag zum zweiten Male Trauerkleider anlegen.“

„Trauerkleider um den Bruch Ihres Gelübdes, — denn eben bekannten Sie ja: nur durch das Verſprechen, ſich nicht mehr zu ſchlagen, hätten Sie das Jawort erlangt.“

Der Oberſt ſah ſich nach Feder und Dinte um. „Wo iſt Papier?“ ſagte er; „aber Sie werden, wenn ich falle, meiner Braut ja beſſer ſchreiben können, als ich es jetzt vermöchte; Sie werden Ihr Alles mittheilen, was wir hier durchgeſprochen haben: daß mich mein Gelübde verpflichtete, meinen Gegner — komme, was da wolle — zu ſchonen; daß Sie, Herr Paſtor, mich zu meinem Heil von der Unumſtößlichkeit ſolchen Gelübdes überzeugten, und daß ich als Mann von Ehre in die Luft geſchoſſen habe; Sie werden ihr klar machen, daß Oberſt Leiferl wohl kein ſchlechter Kriegsmann geweſen, daß ihm aber doch die Kraft gefehlt habe, die einmal zu ihr in ſeiner Bruſt entflammte Leidenſchaft zu erſticken. Iſt denn nicht daraus alles Uebrige entſprungen, Herr Paſtor? Sie werden ihr ſchreiben, daß ich in Ihre Hände, Herr Paſtor, das Jawort Anna Marie's zurück gab, — mit blutendem Herzen. Daß ich ſie bitte, mir zu verzeihen, und daß ich, wenn es ein Jenſeits giebt, je glücklicher ihre Lebenstage ſich geſtalten, deſto beruhigter auf ſie hinabzublicken hoffe . . .“ Vor übermächtiger Bewegung wandte er ſich ab. Mit feſter Hand ſchrieb er dann den Namen der Straße nieder, wohin der Brief zu richten war.

Paſtor Hoyer hatte ſich langſam erhoben. „Mein Amt“, ſagte er, „verpflichtet mich, den Wirrniſſen, in die ich Mitmenſchen verwickelt ſehe, auf den Grund zu gehen. Wir Geiſtliche haben die kirchliche Weihe nicht erhalten, um, was kraus iſt, auf der Oberfläche glatt zu machen, ſondern um zu helfen, daß die Urſachen dieſer Krausheit aufgefunden, erkannt und bekriegt werden. Wie ſchreibt noch der ſtreitbare Apoſtel Paulus in ſeinem ſechſten Briefe an die Epheſer Vers 13, 14 und 15. ‚So ergreifet den Harniſch Gottes, auf daß Ihr an dem böſen Tage Widerſtand thun und Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. So ſtehet nun, umgürtet eure Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit, und an Beinen geſtiefelt als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens, damit ihr bereitet ſeid.‘ — Der Paſtor wiederholte: ‚des Friedens‘ . . . Sie kamen,“ fuhr er fort, „als frohgemuther Friedensſtifter hierher, Herr Oberſt; mit einem Armband glaubten Sie die Thränen der Braut des armen Iwen und die ihm ſelbſt bereiteten ſchlafloſen Nächte großmüthig aufwiegen zu können; daß Sie auch mit ſich ernſtlich in's Gericht zu gehen hatten, deſſen waren Sie ſich kaum bewußt; ich vermuthe: Niemand hatte Ihnen in's Gewiſſen geredet; ſolcher bitteren Wahrheiten kann aber nicht jedes Ohr entbehren. — Sie haben mir nun erlaubt, Ihnen gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und dafür ſage ich Ihnen Dank; denn, Herr Oberſt, im Vergleiche mit mir, der“ — er wies auf den für den König von Dänemark beſtimmten Brief hin — „der ohne die Taubenbrätchen ſeines Kirchthurmes manche Woche und wohl auch manchen Monat ſich mit Faſtenſpeiſe begnügen müßte und der weder gelbverlackten Bordeaux noch echten Varinas ſeinen Gäſten vorſetzen könnte, wenn das Meer nicht von Zeit zu Zeit uns armen Watt-Inſulanern etwas beſcheerte, verglichen mit mir armen Seelenhirten, ſind Sie ein vornehmer Herr. Nun Sie aber in ſich gegangen ſind, gewiß nicht ohne heilſame Folgen für Ihre ganze Zukunft, — und ich hoffe, der Himmel wird Ihnen noch manches Jahrzehnt ſchenken, Ihnen und der Auserwählten Ihres Herzens, nun laſſen Sie — wenn es nach dieſen meinen Worten noch nöthig iſt — mich ein Mißverſtändniß aus dem Wege räumen . . .“

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre, und Iwen, mit Taback und Pfeifenſtand, und Elke, mit vier Weinflaſchen und ebenſovielen Gläſern beladen, traten ein.

Der Oberſt blickte zwiſchen dem ſchmunzelnden Seemann und dem mitten im Redefluß unterbrochenen Paſtor hin und her. Ihm wollte die Röthe in's Geſicht ſteigen. „Euer Ehrwürden,“ ſagte er zögernd, „haben mir ſoeben ein langes und glückliches Leben gewünſcht. Das hat nur dann Sinn, wenn alles vorher unter uns Verhandelte keine Schlacht bedeutete, ſondern ein bloßes Manöver. Iſt dem in Wirklichkeit ſo, da beuge ich mich vor Ihrem Pflichteifer, der Sie freilich in den nämlichen Fehler fallen ließ, den Sie an mir rügten, — ich hatte mit Waffen ein Spiel getrieben, Sie mit Worten.“

„Ich glaube mich nur des Ausdrucks bedient zu haben,“ antwortete der Paſtor, „Iwen Gotting ſei ein ſtilles Waſſer.“

„Und als ich vom Einſchießen ſprach?“

„Da habe ich wohl die Achſeln gezuckt, — ſind Sie einem Feinde gegenüber nie in der Lage geweſen, zum Ueberliſten Ihre Zuflucht zu nehmen?“

„Ich ſehe ſchon,“ verneigte ſich der Oberſt, indem er der Einladung des Paſtors, ihm die Ruhe nicht mitzunehmen, folgte, „ich ſehe ſchon, Ehrwürden, gegen Sie iſt nicht aufzukommen. Und warum ſollte ich nicht gern — wie nennen's die Seeleute? — warum ſollte ich nicht gern vor Ihnen die Segel ſtreichen? Das geſchehe denn hiermit und zwar von ganzem Herzen. Sie haben mir eine Lection gegeben, — ſie wird mir Zeit meines Lebens im Gedächtniß bleiben. Fragt ſich's nur noch, um mich landesgemäß auszudrücken: was iſt für die Lection die Schuldigkeit?" So ſprechend wendete er ſich nach dem Schreibtiſche um und ſagte, indem er den erbrochenen, für den däniſchen König beſtimmten Brief in die Hand nahm, „mit Verlaub, iſt es Euer Ehrwürden recht, wenn ich die Sache heute Abend in Tondern aus der Welt ſchaffe? Ich bin dort mit zweien der Viſitatoren vervettert, und warum wollen Sie mit Ihrer Vorſtellung bis nach Kopenhagen gehen, wenn ſich die verdrießliche Angelegenheit, wie ich glaube, durch mündliche Befürwortung in der nächſten Nachbarſchaft erledigen läßt?"

Hier unterbrach der Paſtor, der eben eine Flaſche entkorken wollte, dies ſein friedliches Geſchäft. „Nein, Herr Oberſt," rief er, „da ſei Gott vor. Ich habe mich lange geduckt, zu lange. An den Höchſten im Lande will ich endlich mein Anliegen bringen, und darum rufe ich — da ſteht es am Kopf meiner unterthänigen Eingabe — darum rufe ich mit dem Pſalmiſten:

„Hilf mir aus dem Rachen des Löwen und errette mich von den Einhörnern!"

Der Oberſt lächelte, aber er ſtimmte bei: zuweilen ſei es rathſam, gleich an die höchſte Inſtanz zu gehen. Er fügte hinzu, auch in der däniſchen Reſidenz ſei er nicht ohne Verbindungen, und er hoffe, dort dem Herrn Paſtor nicht minder nützen zu können, wie dies in Tondern der Fall geweſen ſein würde; eine Verſicherung, die ſich bewahrheitet hat, wenn auch erſt nach dem Tode des ſtreitbaren Paſtors.*)

Einſtweilen wurde das Geſchäft des Entkorkens der erſten Flaſche glücklich beendet, und bald mundete der vortreffliche Inhalt dem Oberſten wie dem Paſtor ſo ausnehmend gut, — Iwen wagte nur hin und wieder einen verſtohlenen Schluck, und Elke nippte bloß — daß die zweite gelbverlackte Flaſche, und dann auch noch die dritte dem Verſöhnungsgelage zum Opfer fielen, wobei der ehemalige Göttinger Studioſus dem Isländer nichts nachgab, ebenſo wenig wie im Auskramen fröhlicher Erlebniſſe aus alter, durch die Ferne verſchönerter Zeit.

Als jedoch der Isländer dann das däniſche Lied von dem „tappern Kong Chriſtian" anſtimmte und Paſtor Hoyer, als gelte ihm der Sang, mit dankendem Nicken ſein ſchwarzes Käppchen lüftete, faltete Elke die Hände und entfärbte ſich, — nicht wegen des Singens, denn die nächſten Häuſer lagen außer Hörweite, — aber es fiel ihr plötzlich auf's Herz, daß ſie, irregeführt durch die Vierzahl der Gläſer, ſtatt einer Flaſche deren vier aufgetiſcht hatte und daß ihr guter Pflegevater ſo viel nicht mehr vertragen könne. Behutſam ſuchte ſie ſofort, ſich der noch nicht entkorkten Flaſche zu bemächtigen; doch der Paſtor zog plötzlich ſeine ſtrengſte Miene auf, und wenn er vorher ſich hatte gehen laſſen, als ſei er erſt eben mit dem letzten Semeſter durch, ſo kehrte er jetzt nach Möglichkeit wieder den Mann in Amt und Würden heraus, der ſich jede Bevormundung verbitten durfte.

---

*) Der am 3. November 1775, ſieben Monate nach dem Tode des Paſtors, von der königlichen Regierung zu Gottorff ertheilte Beſcheid wiederholt die in der Eingabe von ihm geltend gemachten Gründe für das Fortbeſtehen der Kirchthurms-Taubenrevenü und kommt dann zu folgender Reſolution: „So finden Wir alles das vollkommen hinlänglich, um es bey vorbemelter vieljährigen Einrichtung lediglich zu laſſen. Wir geben Euch alſo ſolches mit dem Befehl und Auftrag hierdurch allergnädigſt zu erkennen, auf die Vollſtreckung des Eingangs angezogenen Mandati nicht zu beſtehen."

Inzwiſchen hatte der Oberſt ſeinen Sang beendigt. Weder der abgeſchlagene Angriff des beſorgten Mädchens auf die Flaſche, noch des Paſtors plötzliche Frontveränderung war ihm entgangen, und nicht willens, die Ruhe des ehrbar beſcheidenen Haushalts weiter zu gefährden, ſchützte er die Länge der heute noch von ihm zurückzulegenden Wegſtrecke vor und erhob ſich von ſeinem Sitz.

Aber er hatte ohne den Hausherrnſtolz ſeines Wirthes gerechnet. Aufgetiſchtes durfte nach guter alter Sitte nicht wieder abgetragen werden. Bloße Schaugerichte gab es auch in der knapp beſtellten Wirthſchaft des Keitumer Paſtorenhauſes nicht.

So wurde diesmal denn Jwen Gotting zum Entkorken der vierten Flaſche herbeigewinkt, und als ihm wie ſeiner Braut nun in wohlgeſetzter, wenn auch ſprachenbunter Rede von dem Oberſten Glück und Segen in den neuen Hausſtand gewünſcht worden war, ſorgten wie der Oberſt ſo auch Jwen und Elke dafür, daß der Antheil des Paſtors an der Flaſche nicht allzu reichlich ausfiel.

Dieſer, immer geneigt, einer Disputiergelegenheit nicht aus dem Wege zu gehen, hatte, während er mit dem geleerten Glaſe in der Hand zwiſchen dem Oberſten und der Flaſche hin und her blickte, nur den Schluß der Rede des Oberſten abgewartet, um gegen den darin verflochtenen Vergleich der hier aufgetiſchten Getränk-Ueberfülle mit der Labung der bibliſchen Fünftauſend gegen den Oberſten zu Felde zu ziehen, „denn“, ſagte er, „wenn nicht etwa in Ihrer däniſchen Bibel-Ueberſetzung etwas vom Weintrinken oder ſelbſt nur vom Waſſertrinken der Fünftauſend ſteht, ſo hinkt der Vergleich — verzeihen Sie mir, auf beiden Füßen. In unſerer Luther-Ueberſetzung und ebenſo im Urtext heißt es kurzweg, der Heiland habe fünf Brode und zwei Fiſche unter die Fünftauſend vertheilen laſſen, ‚und ſie aßen Alle und wurden ſatt.‘ Getrunken haben die Fünftauſend alſo nicht; es iſt mir ſchon oft als das eigentliche Wunder in dieſer Erzählung erſchienen, und ich muß es bei Gelegenheit doch einmal in eine Faſtnachtspredigt verflechten, denn es iſt ja unglaublich, wie viel der Germane vom Durſt geplagt wird, ich kann in dieſem Punkte dem Tacitus nur beiſtimmen.“ Immer mit dem Glaſe in der Hand weiter redend, aber bei dem Leererwerden der Flaſche ſeinen fehdemuthigen Ton mehr und mehr herabſtimmend, gelangte er auf der Suche nach einem zum Beiſtimmen, nicht zum Widerlegen des Oberſten geeigneten Bibelthema allmählich auf den Oberſten im Evangelium Lucä. Aber hier begann der Wein ihm einen Streich zu ſpielen, denn nun verwechſelte er hartnäckig den vor ihm ſitzenden Oberſten mit dem nach der Erbſchaft des ewigen Lebens trachtenden Oberſten des Evangeliums, und da dieſer dem Rathe des Heilands, alle ſeine Habe zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, nicht befolgt hatte, — ‚es iſt leichter, daß ein Kameel gehe durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme‘, — ſo glaubte Paſtor Hoyer in ſeiner jetzt milden Denkweiſe die Nichtbefolgung dieſes Raths ſeitens des Oberſten Leiferl, im Hinblick auf deſſen bevorſtehenden Eintritt in den Stand der heiligen Ehe, entſchuldigen zu dürfen, — „denn daraus, mein lieber Oberſt“, ſagte er, „erwachſen Ihnen Pflichten unabweisbarer Art, wie ich ja ſelber, als Nutznießer der Taubenzucht auf dem Keitumer Kirchenthurm, dieſe meine zeitliche Habe bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen gedenke, vertheidige ich damit doch das Beſitzrecht meiner ſämmtlichen Nachfolger im Amt.“

Während dieſer Abirrung, die übrigens weder Iwen noch Elke als ſolche auffaßten, hatte der Oberſt ein paar Mal ſinnend vor ſich hingeblickt; dann war er mit der Rechten in die Bruſttaſche ſeines Rockes gefahren und hatte nach einigem Zögern ein ledernes Taſchenbuch herausgeholt. Als nun der Paſtor an den Schluß ſeiner Auseinanderſetzungen gelangt war, erhob ſich der Oberſt mit einer dankenden Bewegung gegen den Redner und wandte ſich dann zu dem mit ſeiner Braut wieder abſeits getretenen Seemann.

„Bei der Erwähnung des Oberſten aus dem Evangelium,“ ſagte er, „iſt mir etwas durch den Kopf gegangen, was Dich betrifft, Iwen Gotting. Sind Ohrzipfel wirklich ſo überflüſſig, wie ich's mir einredete? Nein, mein Sohn, ſie ſind es keineswegs, Beweis dafür: die Ohrringe, mit denen ihr Seeleute ſo gern Staat macht. Du hätteſt mir das vorhalten können. Daß Du es nicht thateſt, ſoll Dir nicht zum Nachtheil gereichen. Ich wollte meinen Rückweg nach Stralſund über Tondern und Flensburg nehmen. Das iſt ein Umweg. Du kannſt ihn mir abnehmen. Haſt Du je von einer Veranſtaltung reden hören, die man Lotterie nennt? Vor mehr als hundert Jahren kam das Glücksrad zuerſt bei der Wahl der Genueſer Rathsherren in Gebrauch. Seitdem hat es zu allerhand Zwecken die Reiſe um die Welt gemacht in England, in Frankreich, in Holland — man baute in Amſterdam von dem Erlös eine Kirche, in London, oder war's in Edinburg, eine Waſſerleitung, in Paris wurde die Ausſtattung armer Mädchen damit beſtritten. Häuſer, Gärten, Güter kann man in ſolchen Lotterien gewinnen, neuerdings auch Schiffsantheile. Hier halte ich den Anſpruch auf einen ſolchen Gewinnantheil in der Hand, ein Fünftel des Taxwerthes eines im Flensburger Hafen liegenden Schooners. Zum Spaß hab' ich mir neulich ein Loos aufſchwatzen laſſen. Nun kam es als Treffer heraus. Aber was verſteht unſereins von der Schifffahrt? Auch das Geld, was ich dafür morgen in Flensburg erheben wollte, mag ich nicht nehmen. Vom Würfel und Kartenſpiel hab' ich mich immer grundſätzlich fern gehalten. Wenn zwiſchen Dir und mir das Spiel um Dein und mein Leben glimpflich ablief — der gute Paſtor hat mir den Text darüber gehörig geleſen — ſo danken wir's der Gnade des Himmels. Ich will von keinerlei Spiel mehr wiſſen. Hier ſchenk' ich Dir alſo, als kleinen Erſatz für Deine Ohrzipfel, das Loos und die Gewinnliſte dazu. Paßt Dir das Schiff, ſo kannſt Du mit den Gewinnern der andern vier Fünftel vielleicht einig werden, daß ſie Dich als Capitain anſtellen."

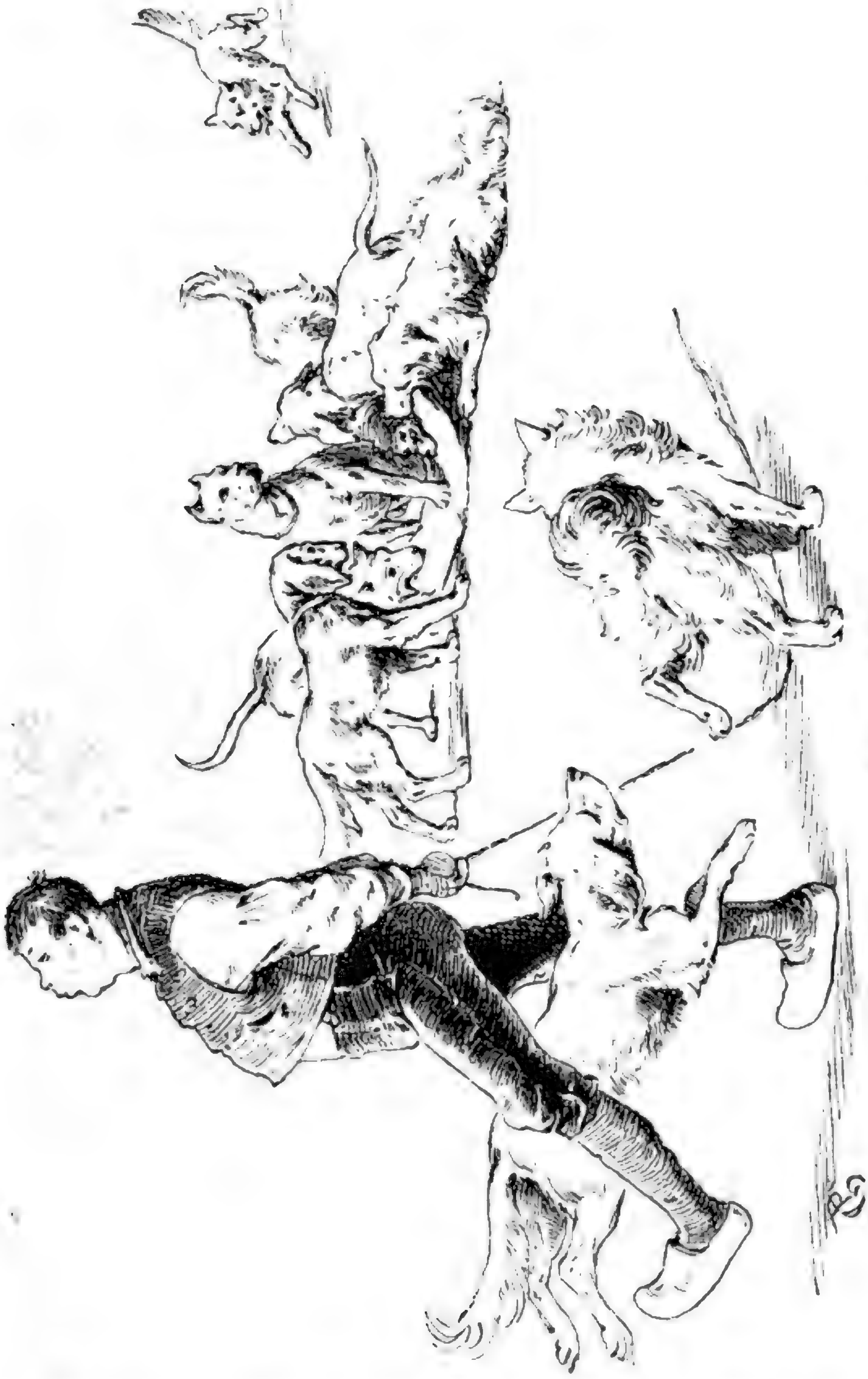
Hier ſtieß Elke einen Freudenſchrei aus: „Dafür," rief ſie, „muß ich dem Oberſten einen Kuß geben."

„Thu's!" ſagte Iwen, als ſie dennoch zögerte, denn ſeine Freude über die Capitains-Perſpective hatte ihm Thränen in die Augen gebracht, und er wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu helfen.

So bekam der ihr ſo verhaßt geweſene Kirſchkern-Oberſt denn wirklich einen dankbaren Kuß, und mit dieſer guten Wegzehrung machte er ſich frohen Muths aus dem Staube.

Als draußen das eiſerne Gartenthor hinter ihm dröhnend zuſchlug, rieb ſich Paſtor Hoyer die Stirn. „Wenn da nicht das goldene Armband läge," ſagte er, „da würde ich mir zutrauen, Alles nur geträumt zu haben. Ich muß nächſten Sonntag einmal wieder über das Evangelium Lucä und den reichen Oberſten predigen; Alles ſollte der den Armen geben, — Alles! Vielleicht hätte ein Fünftel genügt. Erinnere mich doch nächſten Sonnabend daran."

geblieben, ſelbſt die Erinnerung daran faſt ganz verloren war, als unter dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen, und dieſe unſchuldigen Hausmärchen.“ . .



Der geſcheidte Hans.
Illuſtrationsprobe aus der Pracht-Ausgabe der Kinder- und Hausmärchen, geſammelt durch die Brüder Grimm.
Deutſche Verlagsanſtalt in Stuttgart.

„Wo ſie noch da ſind, leben ſie ſo, daß man nicht daran denkt, ob ſie gut oder ſchlecht ſind, poetiſch oder für geſcheidte Leute abgeſchmackt: man weiß ſie und liebt ſie, weil man ſie eben ſo empfangen hat, und freut ſich daran ohne einen Grund dafür . . .“

[illegible]

[illegible]

wachſen, eintritt; wir fühlen mit ihm den Unterſchied in ſeinem Inneren allmählich aufdämmern zwiſchen dem geträumten Leben des heranwachſenden Jünglings und der rauhen Wirklichkeit, die ſich in den lebhaften Volksſcenen vor Gericht unter ſeinen erſtaunten Blicken aufthut. Wir folgen ihm in die viel verſchlungenen Pfade ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien, freuen uns ſeiner erſten Erfolge auf dieſen Gebieten, begleiten ihn als jungen Univerſitäts-Docenten in ſeine Collegia, und ſehen dem werdenden Dichter im Wettkampf mit ſeinen Kameraden mit wachſendem Intereſſe zu. Der alte ehrwürdige Rückert hebt ihn als Dichter gleichſam aus der Taufe. Die Capitel, welche die Anknüpfung mit Rückert ſchildern, den Beſuch bei dem verehrten Dichter, ſein Heimweſen, ſeine Familie, ſind von einer bezaubernden Lebenswärme und Anmuth. Vom Hauche innigſter Freundſchaft durchweht ſind die dem Andenken J. V. Scheffels gewidmeten Seiten; mit pietätvoller Dankbarkeit iſt das Leben in ſeinem Vaterhauſe und der alte Dahn ſelbſt gezeichnet.

Von großer Anſchaulichkeit ſind auch die Schilderungen des Alt-Münchener Geſellſchaftslebens und ſeiner kleinbürgerlichen Zuſtände, im Gegenſatz zu dem ſpäter ſich entwickelnden lebhaften Künſtler- und Gelehrtentreiben und dem mächtigen Anwachſen des Fremdenverkehrs in München. Zum erſten Male erhalten wir ferner authentiſchen Aufſchluß über die Gründung und Zuſammenſetzung der unter dem Namen „das Krokodil“ tagenden Dichtergeſellſchaft, welcher auch Dahn angehörte. Er führt uns alle Mitglieder in treffenden Charakteriſtiken vor, wobei unſerer Anſicht nach allerdings Paul Heyſe etwas zu kurz kommt.

Von den außerhalb das genannten Dichterkreiſes ſtehenden literariſchen Perſönlichkeiten intereſſirt uns am meiſten der Charakterkopf Franz Dingelſtedts, dieſes hochbegabten, ſich und die Welt ironiſirenden, und im Grunde ſeines Herzens doch guten und treuen Menſchen.

Von größeren wiſſenſchaftlichen Werken fallen in den vorliegenden Zeitabſchnitt vor Allem die erſten Bände der „Könige der Germanen“, die Dahn ſelbſt das wiſſenſchaftliche Hauptwerk ſeines Lebens nennt; von größeren Proſadichtungen ſind zu erwähnen die Vorarbeiten und einige Theile des „Kampfes um Rom.“ Beide Werke wurden erſt viel ſpäter der Vollendung entgegengeführt, zum Theil aus rein äußeren hindernden Umſtänden.

Zu dieſen letzteren gehört auch ſeine erſte Ehe, die er bereits im Alter von 24 Jahren einging. So zart Dahn dieſen Gegenſtand ſeiner Erinnerungen behandelt, den er wohl abſichtlich in ein gewiſſes Dunkel hüllt, ſo wird doch Niemandem entgehen, daß der Dichter das gehoffte Glück in dieſem Ehebunde nicht gefunden hat. Er war mit tiefen Seelenleiden verknüpft, die — wenn auch zum Theil eingebildet — doch den Dichter endlich auf's Krankenlager warfen und zu einer längeren Erholungsreiſe nach Süd-Tyrol und Ober-Italien zwangen.

Die Schilderung dieſer Reiſe, die er zugleich mit eingehenden geſchichtlichen Studien verband, gehört zu den beſten Partien des Buches; insbeſondere ſein Aufenthalt in Ravenna, der für ſeinen „Kampf um Rom“ von hervorragendſter Bedeutung wurde, iſt in Dahns Darſtellung von echt künſtleriſch-hiſtoriſcher Wirkung. —

Wenn oben die Offenheit und Klarheit der Vortragsweiſe gerühmt wurde, ſo iſt damit nicht geſagt, daß nicht auch hier wie in jedem guten Buche noch gar ſehr viel zwiſchen den Zeilen zu leſen iſt — für den richtigen Leſer nämlich. Es ſind das Dinge, die dem Andern ſchwer klar zu machen ſind, wenn ſie von der Maſſe nicht mißverſtanden werden ſollen, und die der tiefer Blickende doch erkennt, auch ohne daß ſie beſonders ausgeſprochen werden. Ab und zu rührt Dahn an ſolche Dinge in einer kurzen Anmerkung; mitunter klingt es aus dem Buche wie ein Seufzer, der mit Goethe fragt: was weiß denn ein Menſch vom andern!

Durch das ganze Buch aber weht von der erſten bis zur letzten Zeile der glühende deutſche Patriotismus, die „national-heldenhafte Begeiſterung“, die nach des Dichters eigenem Ausſpruch vielleicht der tiefſte Grundzug ſeines Weſens iſt. —

Dieſer Begeiſterung begegnen wir in erhöhtem Maße in der unter dem Sondertitel „Vaterland“ zuſammengeſtellten Sammlung patriotiſcher Geſänge. Seit Geibels „Heroldsrufen“ ſind ſo volltönende Weiſen nicht mehr angeſtimmt worden. Vollendet in der Form, packend im Ausdruck, übertreffen ſie Geibel an Kraft und Fülle der Empfindung, an Mannigfaltigkeit des Stoffes. Von ganz beſonderer Innigkeit ſind die den Kaiſern Wilhelm I. und Friedrich gewidmeten Gedichte; mit tiefer Wehmuth erfüllten uns die kurzen, ergreifenden Strophen „Schloß Hohenſchwanſtein“.

Digitized by Google

In der größeren Sammlung von Gedichten, die vor uns liegt, begegnen wir vielen guten alten Bekannten, aber auch manchem ſchönen Neuen. In der Ballade und Romanze hat Felix Dahn neben Theodor Fontane gegenwärtig in Deutſchland wohl kaum einen Ebenbürtigen. Wie ein purpurnes Prachtgewand um herrliche Glieder ſchlingen ſich ſeine meiſterhaften, formvollendeten Verſe um den bedeutenden, jederzeit echt poetiſchen Inhalt. Und daß es Dahn verſteht, auch ganz moderne Stoffe in echtem Balladenſtyl zu beſingen, beweiſt ſein Lied vom „treuen Gordon.“ Unter den vielen neuen lyriſchen Gaben ſei beſonders das Lied „Vom Nicht-alt-werden-können“ hervorgehoben, eine wahre Perle unſerer geſammten modernen Lyrik.

Zum erſten Male wird uns in dieſem Bande eine größere Anzahl von Gedichten Thereſe Dahns vorgeführt, in denen ſich ein ungewöhnliches Talent kund giebt. Thereſe Dahn iſt eine geborene Droſte-Hülshoff, und die große Annette, Deutſchlands bedeutendſte Dichterin, ja vielleicht die größte Dichterin der modernen Welt, darf ſich ihrer Namensſchweſter nicht ſchämen. In den Balladen ſchließt ſich Thereſe in Vortragsweiſe und Wahl der Stoffe vielfach ihrem Manne an, ohne doch ihre Selbſtändigkeit einzubüßen. Thereſe iſt phantaſtiſcher und weniger anſchaulich als ihr Mann, findet aber meiſt den richtigen Balladenton. Vollkommen ſelbſtändig tritt uns Thereſe dagegen in ihren lyriſchen Gedichten und landſchaftlichen Stimmungsbildern entgegen. Ihre Liebeslyrik iſt von einer Gluth und Tiefe der Empfindung, wie wir ſie nur bei Vollblutlyrikern finden. Bei aller Leidenſchaftlichkeit ihrer Gefühlsausbrüche wird ſie aber niemals die Schranken edler Weiblichkeit und künſtleriſcher Mäßigung überſchreiten. Wahr und innig, wie dieſe Lieder von Herzen kommen, müſſen ſie auch zu Herzen gehen. Das alte Thema von Liebes Luſt und Leid iſt der beſte Probirſtein für ein wirkliches Talent, und hierin hat ſich Thereſe als echt erwieſen. Wunderbar ſtimmungsvoll ſind ihre Haidebilder, in ihnen tritt ſie dicht an ihre große Vorgängerin Annette heran; originell und höchſt wirkungsvoll ſind auch die „Lieder eines Kauzes.“ Der erſte Schritt in die große Oeffentlichkeit iſt gethan: wir hoffen Frau Thereſe recht bald wieder zu begegnen. e.

Bibliographiſche Notizen.

Geſchichte des Orients und Griechenlands im ſechſten Jahrhundert v. Chr. (Allgemeine Geſchichte des Alterthums. 3. Band). Von Heinrich Welzhofer. Berlin, Verlag von Oswald Seehagen.

Das Urtheil, das der zweite Theil (Geſchichte des griechiſchen Volkes bis Solon) herausgefordert hatte, muß auch über den vorliegenden Band ausgeſprochen werden: daß nämlich ſeine Lektüre geeignet iſt, eher Schaden als Nutzen zu ſtiften, beſonders unter dem großen, nicht ſtreng wiſſenſchaftlich gebildeten Publikum, für welches das Werk beſtimmt iſt. Nicht die ſicheren Ergebniſſe der neueſten Forſchung werden vorgeführt, ſondern ſehr häufig werden rein ſubjective, durchaus anfechtbare Anſchauungen des Verfaſſers entwickelt und der Geſchichtserzählung zu Grunde gelegt. Die ganze erſte Hälfte, die Geſchichte des Orients, durchzieht eine bis zum Aeußerſten getriebene Gegenüberſtellung der Indogermanen einerſeits, der Semiten und Hamiten andererſeits; dadurch erfahren die verſchiedenen ſemitiſchen und hamitiſchen Völker manchen ungerechten Vorwurf, während das günſtige Vorurtheil für die Perſer als Indogermanen ſich bis dahin verſteigt, daß die Grauſamkeit des Kambyſes als „teutoniſcher Furor“ entſchuldigt wird. Der Ruhm des Kyros ſoll nicht geſchmälert werden; aber die Verherrlichung deſſelben durch Welzhofer, der die Cyropädie Xenophons, einen politiſchen Roman, als glaubwürdige hiſtoriſche Quelle verwerthet, geht doch zu weit. Eigenthümlich iſt ferner, daß Welzhofer hier die Glaubwürdigkeit Herodots ſo hoch veranſchlagt, obwohl er an anderem Orte ſeinen Angaben, wenigſtens für die Perſerkriege, ſkeptiſch genug entgegentritt.

Für die atheniſche Geſchichte im 6. Jahrhundert kommt jetzt auch die neugefundene ariſtoteliſche Schrift vom Staate der Athener in Betracht; der Verfaſſer hat ſich mit ihr auf die bequemſte Weiſe abgefunden, indem er ſie für unariſtoteliſch erklärt und daher ſich befugt glaubt, ſie ganz bei Seite zu laſſen; er giebt ſogar dem Zweifel an ihrer Herkunft aus dem klaſſiſchen Alterthum Raum. Man mag die Schrift dem Ariſtoteles abſprechen, ihre Abfaſſung in der überlieferten Geſtalt einer ſpäteren Zeit des griechiſchen Alterthums zuweiſen, man mag ihre Zeugniſſe für noch ſo unzuverläſſig halten, immerhin mußte ſie in gleichem Grade wie die übrigen Quellen, z. B. Plutarch, herangezogen werden. Wohin die faſt vollſtändige Vernachläſſigung der Schrift vom Staate der Athener geführt hat, zeigt namentlich die Geſchichte der Peiſiſtratiden, für welche ſie eine Reihe guter Nachrichten bietet. — Beſonderer Beachtung in geographiſcher Hinſicht ſei noch der Satz (S. 273) empfohlen: „Nur auf der Weſtſeite, wo ſich das Land verflachte und die Berührung mit Argos einigen Verkehr hervorrief, beſaß Arkadien ein paar größere Städte: Orchomenos, Mantineia, Tegea.“

Daß übrigens die Darſtellung ſelbſt ſtets klar und anregend geſchrieben iſt, ſoll nicht verſchwiegen werden; einzelne Partieen, wie die über die jüdiſchen Könige und über Periander von Korinth, ſind recht anerkennenswerth. sb.

Rußland und England einem ruſſiſchen Angriff auf Britiſch-Indien gegenüber. Von Rogalla von Bieberſtein. Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Daß das Zarenreich unentwegt das Ziel verfolgt, in dem weiten Ländergebiet öſtlich des kaspiſchen Meeres in der Richtung auf Indien nicht allein ſeine Fühlhörner auszuſtrecken, ſondern auch beſitzergreifend vorzugehen, hat ſein ganzes Verfahren im Laufe der letzten Jahrzehnte bewieſen. Mit großem Geſchick hat Rußland es verſtanden, die Coloniſation und Aſſimilirung, oder vielmehr die Aufſaugung aller derjenigen Völkerſchaften zu erreichen, welche ihm auf dieſem Wege begegneten und von ihm unterworfen worden waren. Unaufhaltſam — ſo ſcheint es — rückt der nordiſche Coloß ſtets weiter in ſüdlicher und ſüdöſtlicher Richtung vor, um die Ausbreitung des eigenen Gebiets zu erweitern.

Es kann nicht lange Zeit mehr dauern, bis Rußland auf dieſem ſeinem Vorſchreiten in das Gehege eines anderen Großſtaates gelangt, welcher ſich ſchon ſeit vielen Jahren in den Beſitz von Indien geſetzt und trotz der letzten ſtarken Empörung von 1857 (des Sepoy-Aufſtandes) dort zu behaupten verſtanden hat, nämlich Englands. Nicht umſonſt hat die Königin Victoria von England vor einigen Jahren den weiteren Titel einer „Kaiſerin von Indien“ angenommen; es beweiſt dieſe Thatſache den hohen Werth, welchen Großbritanien auf den Beſitz von Britiſch-Indien legt, den es unter allen Umſtänden zu behaupten ſuchen wird. Wenn alſo dereinſt Rußland in ſeinem unausgeſetzten Vordringen in Central-Aſien weiter, als England dies geſtatten zu können vermeint, um ſich zu greifen ſuchen wird, dann muß es in jener Gegend zu einem furchtbaren Zuſammenſtoß kommen, der in ähnlicher Weiſe über die Hegemonie beider Großſtaaten in Aſien entſcheidet, wie die Frage im Jahre 1866 zwiſchen Preußen und Oeſterreich in Bezug auf die Oberherrſchaft in Deutſchland zur Erledigung gebracht worden iſt.

Der Verfaſſer der vorliegenden kleinen, aber ſehr leſenswerthen Schrift, Herr Oberſtlieutenant Rogalla von Bieberſtein in Breslau, iſt durch frühere Studienarbeiten auf manchen Gebieten längſt vortheilhaft bekannt. Er giebt nun in derſelben auf 51 Druckſeiten ein ſehr klares und anſchauliches Bild der Verhältniſſe, wie ſie ſich jetzt in Central-Aſien zwiſchen Rußland und Engliſch-Indien geſtaltet haben; er zeigt vornehmlich, wie das Zarenreich bemüht geweſen iſt, ein Feſtſetzen auf der dem Kaſchgar-Tan-Gebirge ſüdweſtlich vorgelagerten Hochfläche und damit den Gewinn geſicherter Debouchéen gegen das wichtige Gebiet von Kaſchgar — der Hauptſtadt der Provinz Oſt-Turkeſtan — zu erreichen. Abzuwarten bleibt freilich, wie ſich ſolchen Beſtrebungen gegenüber neben England auch das in ſeinen Intereſſen hierdurch nahe berührte China verhalten wird.

Die Bedeutung der ganzen Frage ergiebt ſich klar aus dem ſehr wichtigen Schlußſatze des Verf.:

„Der künftige Krieg Rußlands mit England um Indien aber wird ein Kampf um die erſte Machtſtellung der Welt und um die Herrſchaft in Aſien ſein und daher das Intereſſe aller Völker und Staaten der alten Welt beanſpruchen.“ G. Z.

Die ſocialiſtiſche Bewegung in Europa. Ihre Träger und ihre Ideen. Von T. de Wyzewa. Deutſch von Dr. Hans Altona. Verlag von Otto Salle, Braunſchweig.

Bei keiner anderen politiſchen Partei üben die Führer einen ſo ſtarken perſönlichen Einfluß aus, wie bei der ſocialiſtiſchen. Je weniger die Menge zur Unterſcheidung zwiſchen den verſchiedenen ſocialiſtiſchen Theorien geneigt iſt, um ſo wichtiger werden die Gedanken der Führer für die Beurtheilung der von ihnen ge-

leiteten Bewegung. Von dieſer Erwägung ausgehend, führt uns der Verfaſſer in einer Reihe flott hingeworfener Skizzen die einzelnen Parteihäupter in Frankreich und Deutſchland, Belgien und England vor. Er zeichnet mit einer wohlwollenden Unparteilichkeit, welche die Lektüre angenehm macht und uns die nur in der Entfernung unheimlich Erſcheinenden menſchlich näher bringt.
F.

Kampf um's Daſein und Aſſociation. Von Dr. Max Freiherr von Wimpffen. Wien, Carl Konegen.

Um von dieſem Buche das Beſte vorweg zu ſagen: es lieſt ſich, als ob es von einem gutherzigen Optimiſten geſchrieben ſei. Derſelbe erhofft den Fortſchritt der Menſchheit ausſchließlich vom hilfsbereiten Zuſammenſchluß der Geſammtheit; dagegen erklärt er dem Kampf um's Daſein ſeinerſeits den Krieg.

Aber ſeinen Ausführungen fehlt ſowohl wiſſenſchaftliche Tiefe wie überzeugende Kraft. Freilich würde ein Kampf um's Daſein in übertriebener Schärfe Raub und Selbſtſucht großziehen; aber wenn uns das Prinzip der Aſſociation allein ſelig machen ſollte, würde ein Volk von Schwächlingen erſtehen. Man darf eben kein Prinzip übertreiben. Hilfsbereitſchaft und Wettbewerb, jedes an der richtigen Stelle, ſind beide nöthig, um die Menſchheit zu fördern.
F.

Gottesdienſtliche Vorträge in der Schloßkirche zu Karlsruhe gehalten von Achelis, Baſſermann, Cremer, Hauck, Haupt, Herrmann, Kaftan, Lemme, Sell, Weitbrecht. Freiburg i. B.

Es iſt ein unbeſtrittenes Verdienſt, welches ſich die überaus rührige Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) mit der Herausgabe dieſes Buches erworben hat. Die vorliegende Sammlung hat es nicht mit ſchulgerechten Predigten zu thun, ſondern mit freierer Behandlung einer Reihe religiöſer, ſocialer, chriſtlich-apologetiſcher Probleme, die ſie unter dem Lichte des Evangeliums in weitherziger Denkart und nach Stil und Gedankengang beſonders für Gebildete anziehender Methode zu löſen mithelfen will. Für die Gediegenheit des Gebotenen bürgen außer der Verlagsfirma beſonders Namen wie Haupt, Achelis, Kaftan, Cremer, Baſſermann, und daß theologiſch ſo divergirende Naturen wie die der zwei letztgenannten an einem Werk ſich betheiligen, zeigt deſſen Ernſt und Werth. Dem Großherzog von Baden, dem dieſe „Vorträge" ihre Entſtehung wie Veröffentlichung verdanken, iſt das Werk gewidmet, in welchem ſich nach unſerer Wahrnehmung beſonders fruchtbar auszeichnen dürften: Haupts Anſprache über Matth. 6, 10 („Das Reich Gottes als höchſtes Gut"), Herrmanns „Das Chriſtenthum und der geiſtige Fortſchritt der Menſchheit" (Hebr. 13,8) und Cremers an Röm. 5, 20, 21 angeſchloſſene Ausführungen über den „modernen Peſſimismus und die chriſtl. Lehre von der Sünde". — Das Buch iſt Leſern, die für eine feinere moderne Apologetik des Chriſtenthums ein Herz haben, namentlich Gebildeten warm zu empfehlen.
M-l.

Die Entwickelung der Menſchen im Lichte chriſtlich-rationaler Weltanſchauung. Von C. Andreſen. 2. Aufl. Hamburg, J. F. Richters Verlagsanſtalt.

Auf 222 S. 8° ſucht der Verfaſſer vom Standpunkte eines regenerirten Rationalismus eine Art religions-philoſophiſches Syſtem zu entwickeln, welches auf die ſechs Capitel „Weltanſchauungen, Entſtehung des Menſchen, Menſchlicher Wille, Religion, Sociale Entwickelung und Geſchichte der Völker" aufgebaut iſt. Glänzende Form und vielerlei geiſtreiche Pointen machen die Lectüre des Buches anziehend. Indeß leidet daſſelbe andrerſeits an mancherlei Kühnheit des Subjectivismus.
M-l.

Ueber den chriſtl. Glauben. Vorträge. Von Th. Jeß († Propſt und Paſtor in Kiel). Freib. i. B. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Eine praktiſch-theologiſche Arbeit aus der Ritſchl'ſchen Schule. Wärme ohne dogmatiſches Pathos und lebendige Ergriffenheit von der Fruchtbarkeit ſeines Syſtems zeichnet dieſes nach dem Tode des in Kiel gern gehörten, am 12. December 1891 geſtorbenen Predigers von Dr. Friedr. Nitzſch herausgegebene Werk aus. Es wird daſſelbe namentlich in der Heimatsprovinz des Verfaſſers willkommen geheißen werden.
M-l.

Italieniſcher Salat. Allerlei Heiteres aus dem Land der Citronen. Aufgetiſcht von Oskar Juſtinus. Berlin, Richard Wilhelmi.

Ein neuer Italienführer, aber auch wirklich neu! Was ihn von den vielen anderen Italienführern auszeichnet, iſt das

Subjective und Humoriſtiſche. Juſtinus plaudert harmlos wie ein guter Menſch, der an Allem, was er ſieht, Freude hat, ohne daß er darum das Unterſcheidungsvermögen für Groß und Klein, für Bedeutend und Unbedeutend verliert. Man hört es ihm an, daß Mittheilſamkeit ſeine Natur iſt, aber was er zu erzählen hat, iſt intereſſant, und die Art, in der er erzählt, iſt anmuthig. Die vielen Italienfahrer Deutſchlands, die alljährlich in das Land unſerer Sehnſucht ziehen, können eine beſſere Lectüre kaum mitnehmen. Juſtinus' „Italieniſcher Salat“ iſt eine angenehme Ergänzung jedes Bädekers. rl.

Romeo und Julia am Pregel. Von Rudolf v. Gottſchall. Roman. Leipzig. Carl Reißner.

Rudolf v. Gottſchall, ein Altmeiſter der deutſchen Literatur, erinnert in dem uns vorliegenden Roman an ſeine beſten Zeiten. Auf kräftig gehaltenem, durch frappante Zeichnung treu wiedergegebenem localen Hintergrunde entwickelt ſich die durchweg hoch intereſſante Handlung zu epiſchen Höhen ergreifender Gewalt und hinreißender Innerlichkeit. Dem Hintergrunde entſprechend, tragen auch die Menſchen, die wir ſich bewegen, ſich lieben und haſſen, ſich helfen und ſich vernichten ſehen, deutlich charakteriſtiſche Merkmale: Land und Leute Oſtpreußens werden vor uns lebendig! — Wie dort die politiſche und ſociale Bewegung der vierziger Jahre unſeres Jahrhunderts ſich zugetragen, welchen Einfluß ſie auf die Geſchicke der Einzelnen geübt, — das giebt der Handlung ihre Hauptimpulſe, und außerdem iſt es das Reinmenſchliche, deſſen Motive unabhängig ſind von Zeit und vom Raum, das hier erſchütternd und erhebend ſich äußert. Gottſchall hat uns ein Buch geſchaffen, dem wir für Denken und Empfinden reichſte Anregung verdanken, das, ohne modern realiſtiſch zu ſein, uns doch darthun will, wie die Wirklichkeit nicht ein Schäferſpiel, von Genien gehütet, iſt, ſondern ein ernſtes Ringen, das häufig genug Dämonen bedrohen, erfordert. Aber es iſt ein Dichter, der uns erzählt, und ſo liegt der Poeſie verklärender Schimmer über Allem. A. W.

Aſtaroth. — Mentha. Von Wilh. Jenſen. Zwei Novellen aus dem deutſchen Mittelalter. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt vormals S. Schottlaender.

Die beiden Novellen aus dem Mittelalter „Aſtaroth“ und „Mentha“ ſind echter Jenſen! In verſchiedenen ſeiner Romane und Novellen hat der Dichter ſich als Kenner des Mittelalters offenbart; wie er dann die Stimmung der Zeit in Einklang zu bringen weiß mit dem Schickſal ſeiner Menſchen, und wie von überallher uns hierbei die vollſten Herzensaccorde wiederklingen, das iſt das Geheimniß ſeiner dichteriſchen Kraft. Zu der erſten Novelle „Aſtaroth“ bemerkt Jenſen: „An dieſer geſchichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen leiſen Zug hinzugefügt“, und wirklich weiſt er durch Citate aus alten Chroniken das Hiſtoriſche der Geſammthandlung nach. Aber dieſe leiſen Züge „da und dort“ geben dem Skelett erſt Blut, und dieſes Blut kreiſt raſch und feurig, und in der Seele regen ſich die Leidenſchaften in berückendſtem Rhythmus, und ſo iſt die hiſtoriſche Begebenheit zu einer Vollſchöpfung künſtleriſcher Phantaſie geworden. Auch in „Mentha“ iſt das Hiſtoriſche treu gewahrt. Die düſteren, ſchaurigen Bilder von der Ausſtoßung aus dem Ritterſtande und von den „Leproſen-Gehöften“ ſind, gleich allen Details der Handlung, authentiſch der „guten alten Zeit“ entnommen; dazwiſchen jedoch wird das hohe Lied von der Frauen-Liebe und -Treue ſo tonreich, mit ſo ergreifendem Klange angeſtimmt, daß wir dieſe Novelle zu den gelungenſten novelliſtiſchen Dichtungen Jenſens zählen. A. W.

Ein Kind. Novelle von Ida Boy-Ed. Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Die feinſinnige Verfaſſerin behandelt in dieſer Novelle ein tiefes ſeeliſches Problem. Mit zarter und doch ſicherer Hand entſchleiert ſie das Geheimniß eines Ehebundes, an dem wir im wirklichen Leben achtlos vorüberzugehen pflegen. Mit allen Mitteln ihrer vornehmen Erzählerkunſt, mit dem poetiſchen Hauch, der ihrer fließenden Darſtellung eigen iſt, verbindet ſich eine innere Wahrhaftigkeit, die mit den Pauſirkünſten unſerer Modernſten nichts gemein haben will, die aber auf jedes unbefangene und geſunde Herz rührend und ergreifend wirken muß. — t.

'S Buch vom Klabberſtorche. Von Edwin Bormann. Mit Bildern geſchmückt von Georg Schöbel. Leipzig, A. Fiſcher.

Ein dankbareres Thema hätte Bormann kaum wählen können, und er hat es vortrefflich verſtanden, ihm alle humoriſtiſchen Seiten abzugewinnen. Das Eingreifen des einerſeits beliebten, wie andererſeits gefürchteten ehrwürdigen Vogels — auch ſein mitunter ſchmerzlich bedauertes Nichteingreifen in das menſchliche Leben wird hier in erſchöpfender Weiſe in ergötzlichen Verſen geſchildert. Georg Schöbel hat deren Wirkung durch hübſche, humorvolle Zeichnungen noch geſteigert.

An dem geſchmackvoll ausgeſtatteten Büchlein wird Jedermann ſeine Freude haben — beſonders verſtändniß- und liebevolle Würdigung wird es natürlich bei jungen Eheleuten finden. O. W.

Geſchichten aus Tirol, von Carl Wolf. Mit einem Vorwort von P. K. Roſegger. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Die Roſe der Sewi. Eine ziemlich wahre Geſchichte aus Tirol von Ludwig Steub. Mit Illuſtrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

In ſeinem Vorwort zu Carl Wolfs „Geſchichten aus Tirol“ ſagt Roſegger: „Ich wäre ſtolz darauf, ſie geſchrieben zu haben.“ Einer andern Empfehlung bedarf es nicht.

Die „ziemlich wahre Geſchichte“, die Ludwig Steub uns erzählt, iſt friſch und lebendig wie alle Werke dieſes liebenswürdigen und hochbegabten Schriftſtellers, der für die Eigenthümlichkeiten ſeiner Landsleute das beſte Auge und das feinſte Ohr beſitzt. Man freut ſich aufrichtig der Lectüre. Die Ausſtattung iſt ungewöhnlich reizvoll. Die kleinen Bildchen von Hugo Engl ſind überaus anmuthig und meiſterlich reproducirt. Sie ſind ein wirklicher Schmuck des ſehr hübſchen Bandes. —n—

Und doch — abergläubiſch. Von R. v. Fels. E. Pierſons Verlag. Dresden und Leipzig.

Der Verfaſſer gebietet über eine reiche, ſchwungvolle Phantaſie, die uns bunte feſſelnde Bilder in Fülle ſchauen läßt; dann aber verſteht er es auch trefflich, dieſe Bilderwelt mit einer geſunden Realiſtik zu verquicken und das Alles mit ungewöhnlicher Sprachgewandtheit zu ſchildern und zu berichten. Aber gerade jene Gewandtheit verleitet den Autor, auf die Correctheit und Klarheit ſeines Styles zu wenig zu achten; ein Uebelſtand, der entſchieden auch dem dichteriſchen Werthe des intereſſanten Romanes Abbruch thut. A. W.

Lachende Lieder von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, R. Bolls Verlag.

Richard Schmidt-Cabanis hat den echten journaliſtiſchen Sinn, empfängliches Auge und Ohr für das, was der Tag bringt, und dazu eine außerordentliche Formgewandtheit, eine Leichtigkeit, einen Reichthum in der Eigenart der Reime, die beneidenswerth ſind. In den „Lachenden Liedern“ herrſcht durchweg eine vergnügte Anſchauung. Ueberall ſind luſtige Einfälle eingeſtreut. Es fehlt auch nicht an derben Seitenhieben. In unſern traurigen Tagen kommen die „Lachenden Lieder“ juſt gelegen. —u.

Die Stunde kommt! Eine Erzählung von Georg Bormann. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die gut geſchriebene Erzählung behandelt den novelliſtiſch oft ſchon bearbeiteten Conflict, daß eine künſtleriſche Begabung ſich ſchwer in den ſtillen Frieden einer beſcheidenen bürgerlichen Exiſtenz einzwängen läßt, ſondern nach Bethätigung drängt. Der Verfaſſer gelangt zu einem ſehr verſöhnlichen Schluſſe: nachdem die junge Frau, um die es ſich handelt, draußen in der Welt das berauſchende Gefühl des Erfolges kennen gelernt, ſich aber auch an den Dornen wund geritzt hat, fühlt ſie ſich glücklich, von dem Gatten wieder aufgenommen zu werden unter dem ſchützenden Dache ſeines Hauſes; voll Demuth lernt ſie jetzt den Werth des heimiſchen Herdes und deſſen geräuſchloſes Glück ſchätzen, und in der Liebe der Ihrigen findet ſie all das, was der Ruhm ihr nicht gewähren konnte.

— mz. —

Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eſchenbach. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Ein kleines Bändchen voll köſtlicher Poeſie. Wo man aufſchlägt, überall, überall, in den kleinen Proſaerzählungen wie in den Gedichten pulſirt das Leben eines echten Dichtergeiſtes. Wahrlich, ſeit Annette von Droſtens Tode hat in Deutſchland keine Frau ſo tiefe und hohe Töne anzuſchlagen gewußt, wie Marie von Ebner-Eſchenbach. Gönne ihr das Schickſal noch ein langes Leben, denn ihre poetiſche Quelle erſcheint ſchier unerſchöpflich. K. J.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halb-Monatschrift. Herausg. von Joseph Kürschner. 1893 Heft 1. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baecker, K., Die Volksunterhaltung vom socialpolitischen Standpunkte. Erstrebtes — Erlangtes — Erwünschtes. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.

Basedow, H. v., Ein Modell. Künstler-Novelle. Leipzig, G. A. Müller & Co.

Bibliothek der Gesamtlitteratur. No. 641—653. Halle, O. Hendel.

Blüthen ausländischer Lyrik. Uebertragen von Helwig Jahn. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Boisgilbert, E., Weltuntergang. Ein Roman aus dem 20. Jahrhundert. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Brenner, J. Freiherr v., Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batakländer. Würzburg, L. Woerl.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Fünfter Band. Deutsche Legion — Elektrodiagnostik. Mit 56 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 22 Karten und Pläne, und 228 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien F. A. Brockhaus.

Bruno, Giordano Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten. Uebers. u. mit Anmerkungen versehen von Dr. L. Kuhlenbeck. Berlin, H. Lüstenöder.

Correspondenz, stenographische. Herausg. von Jahne u. Zwierzina. I. Jahrg. No. 1. Wiener Stenogr. Verlag.

Daffner, Fr., Geschichte des Klosters Benediktbeuern (740—1803) mit Berücksichtigung der allgem. Geschichte und handschriftlichen Literatur. München, Literar.-Institut Dr. M. Huttler, Conrad Fischer.

Ehrlich, A., Berühmte Geiger der Vergangenheit und Gegenwart. Eine Sammlung von 87 Biographien und Portraits. Leipzig, A. H. Payne.

Eichholz, K., Lateinische Citate mit deutscher Uebersetzung. Hamburg, B. S. Berendsohn.

Falke, J. v., Geschichte des Geschmacks im Mittelalter und andere Studien auf dem Gebiete von Kunst und Kultur. Berlin, Allg. Verein für Deutsche Litteratur.

Führer, illustrirter Deutsch - Englischer nach Chicago und zur Weltausstellung. Leipzig, A. Twietmeyer.

Grimm, Gebrüder, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt,

Guttzeit, J., Der Verbildungs-Spiegel. Untersuchungen über unsere moralischen Krankheiten. Eine Vorschule der Wiedergeburt. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Höcker, P. O., Dem Glücke nach. Berliner Roman. Berlin, R. Eckstein Nachf.

Jaennicke, Fr., Kurze Anleitung zur Tempera- u. Pastelltechnik, Gobelin- u. Fächermalerei (einschliesslich der Malerei auf Seide), sowie zum Uebermalen von Photographien. Stuttgart, P. Neff.

Klopfer, C. E., Zwei Dichter. Leipzig, C. Reissner

Kunowski, A. v. u. F. v. Kunowski, Lehrgang der deutschen Kurzschrift. I. Theil. Lehr- u. Verkehrsschrift. Berlin, J. Klinkhardt.

Lechler, P., Wohlfahrts-Einrichtungen über ganz Deutschland durch gemeinnützige Action-Gesellschaften. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Maschek, Fr., Reichenberg und der Jeschken-Isergau. Ein illustr. Erinnerungs-Buch für Einheimische und Fremde. Reichenberg, R. Gerzabek & Co.

Pettenkofer, M. v., Ueber Cholera mit Berücksichtigung der jüngsten Choleraepidemie in Hamburg. München, J. F. Lehmann.

Poschinger, H. v., Lieder der Waldfrau. München, Dr. E. Albert & Co.

Reform, ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. No. 1. 2. Königsberg, Braun & Weber.

Repetionshefte, mathematische im Anschluss an die neuen Lehrpläne höherer Unterrichtsanstalten, herausg. von Sonne und Sänger. Heft I. II. Marburg, O. Ehrhardt.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgeg. von Rud. Virchow u. Fr. von Holtzendorff. N. Folge. Heft 157. 158. 160. 161. 164. Hamburg. Verlags-Anst. u. Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Samosch, S., Provenzalische Tage und Spanische Nächte. Minden, J. C. C. Brun.

Schneideck, G. H., Berliner Träumereien. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchh.

Sittenberger, H., Die Wahrheit auf der Bühne. Eine Studie. Wien, A. Bauer.

Stern, M. R. v., Mattgold. Neue Dichtungen. Zürich, „Stern's literar. Bulletin d. Schweiz.“

Strindberg, A., Dramen. I. Gläubiger. Berlin, Bibliogr.-Bureau.

Trinius, A., Auf märkischer Erde. Minden, J. C. C. Brun.

Vogelgesang, Emanuel. Zur Frage der Erziehung unserer „höheren Töchter“ unter Benutzung des Kindergartens. Bielefeld, A. Helmich.

Weihnachtsbuch, Hamburger. Mit 140 Bildern. Hamburg, O. Meissner.

Wiedererstehung der Altindianischen Feder-Kunst zur 400jähr. Jubelfeier der Entdeckung Amerikas auf der Weltausstellung in Chicago 1893.

Wolffberg, Dr., Buchstaben-, Zahlen- und Bildertafeln zur Sehschärfe-Prüfung nebst einer Abhandlung über die Sehschärfe. Breslau, Preuss & Jünger.

Ziemssen, L., Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und zwanzig Liedern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt vormals S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R.
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben."

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundſechzigſter Band.

Mit den Portraits von:
Franz von Schönthan, Victor Tilgner, Fritz von Uhde.

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 65. Bandes.

April. — Mai. — Juni.

1893.

Seite

Ida Boy-Ed in Lübeck.
Begraben. Novelle 277

Hjalmar Chriſtenſen in Chriſtiania.
Mattes Blut. Novelle 384

Otto Feld in Berlin.
Fritz von Uhde 309

Ludwig Fuld in Mainz.
Die Volksgeſetzgebung in der Schweiz 378

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer 173

Richard Garbe in Königsberg.
Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers? Eine culturgeſchichtliche Betrachtung 211

Ola Hanſſon in Berlin-Friedrichshagen.
Bauerndichtung 107

Moriz Hoernes in Wien.
Illyriſche Alterthümer 344

Alfr. Chr. Kaliſcher in Berlin.
Die Oreſteia des Aeschylos und das Tragiſche 57

Arthur Kleinſchmidt in Heidelberg.
Fénélon 366

Paul Lindau in Dresden.
Bemerkungen über Regie und Inſcenirung 85. 227

Rudolf Lindau in Konſtantinopel.

Die Stimme Allahs. Eine türkiſche Erzählung ... 124

Laura Marholm in Berlin-Friedrichshagen.

Vom alten „Jungen Deutſchland“ ... 200

Ludwig Pietſch in Berlin.

Victor Tilgner ... 160

Erneſte Renan.

Feuilles détachées. Eine Fortſetzung von Kindheits- und Jugend-Erinnerungen ... 42

Otto Roquette in Darmſtadt.

Meines ſeligen Onkels Stiefelſammlung. Novelle ... 243

Franz von Schönthan in Blaſewitz.

Der General. Eine erlebte Geſchichte ... 1. 139

Berthold Schulze in Berlin.

Ein vergeſſener Dichter (Franz von Kleiſt) ... 322

Theo Seelmann in Leipzig.

Die Elektricität und die Mikroorganismen ... 117

Sigurd (Alfred Hedenſtjerna) in Wexiö (Småland).

Unſere Kinder ... 403

* * *

König Karl von Rumänien ... 190
Bibliographie ... 132. 267. 406
Muſikaliſche Notizen ... 273
Bibliographiſche Notizen ... 135. 274. 409

Mit den Portraits von:
Franz von Schönthan, radirt von Johann Lindner in München; Victor Tilgner, radirt von Wilhelm Krauskopf in Karlsruhe; Fritz von Uhde, radirt von Johann Lindner in München.

April 1893.

Inhalt.

Seite

Franz von Schönthan in Blaſewitz.
Der General. Eine erlebte Geſchichte 1

Erneſte Renan.
Feuilles détachées. Eine Fortſetzung von Kindheits- und Jugenderinnerungen 42

Alfr. Chr. Kaliſcher in Berlin.
Die Oreſteia des Aeschylos und das Tragiſche 57

Paul Lindau in Dresden.
Bemerkungen über Regie und Inſcenirung 85

Ola Hanſſon in Berlin-Friedrichshagen.
Bauerndichtung 107

Theo Seelmann in Leipzig.
Die Elektricität und die Mikroorganismen 117

Rudolf Lindau in Konſtantinopel.
Die Stimme Allahs. Eine türkiſche Erzählung 124

Bibliographie. 132
Spamer's Illuſtrirte Weltgeſchichte. (Mit Illuſtrationen.)

Bibliographiſche Notizen 135

Hierzu ein Portrait: Franz von Schönthan.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Beilage zu dieſem Hefte
von
Renger'ſche Buchhandlung, Gebhard & Wiliſch in Leipzig. (Anzeige von Novitäten).

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXV. Band. — April 1893. — Heft 193.

(Mit einem Portrait in Radirung: Franz von Schönthan.
Nach einem Gemälde von Vilma Parlaghy).

Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

Der General.

Eine erlebte Geſchichte

von

Franz von Schönthan.

— Blaſewitz. —

Als ich ihn zum erſten Mal ſah, — — Du lieber Gott, ich werd's im Leben nicht vergeſſen!

Es war unten in der Bocca di Cattaro, Ausgangs der ſechziger Jahre. Damals wurde die „optiſche Telegraphie" in der öſterreichiſchen Armee eingeführt: Signalpoſten, mit farbigen Fahnen ausgerüſtet, wurden in entſprechenden Entfernungen von einander aufgeſtellt und gaben ſich Zeichen; ein Senken der Fahne nach links hieß „Punkt", — nach rechts „Strich", — und aus „Punkten und Strichen" wurden, nach dem bekannten Schema des Morſe'ſchen Schreibtelegraphen Buchſtaben, Wörter und Sätze zuſammengeſtellt. Es ging prächtig; über ein paar Zwiſchenſtationen hinweg konnten wir auf meilenweite Entfernungen Befehle vermitteln und Frage und Antwort wechſeln. Ich hatte die Sache am ſchnellſten begriffen und fand auch bald Gelegenheit, mich vor unſerem Regiments-Commandeur zu produciren. Bei einer großen Felddienſt-Uebung bekam ich Befehl, die eine Hälfte meiner Telegraphiſten-Abtheilung auf dem Marktplatz in Cattaro zurückzulaſſen und mich mit der anderen Hälfte dem Regiment anzuſchließen, das in „geſicherter Marſchordnung" einem ſupponirten Feind entgegenzog; dieſer Feind hatte ſich angeblich auf einem Plateau feſtgeſetzt, hoch oben in den Felſenbergen, die ſteil zur montenegriniſchen Grenze aufſteigen. Es war ein mühſames Klettern über den ſteinigen Karſtboden, in ſengender Hitze, — ſtunden- und ſtundenlang, bis wir dem Feind endlich auf Schußweite nahe waren; dann gab's noch ein kurzes Feuergefecht, ein ſprungweiſes Avanciren, endlich ein „Hurrah" — und oben waren wir! Dann wurde „abgeblaſen" und Raſt gehalten. Ich aber wurde zum Oberſt befohlen.

„Na, wie ſteht's? — Können Sie von hier oben Ihre Telegraphiſten in Cattaro unten ſehen?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt, mit dem Glas ſogar ganz genau."

Von unſerer Poſition aus konnte man wirklich beinahe wie aus der Gondel eines Luftballons in die alte winkelige Stadt hineingucken. Und auf dem Marktplatz, unmittelbar vor dem Commandantur-Gebäude, ſtanden auch richtig meine drei Telegraphiſten, und ihre weiße Signalfahne flatterte im Winde.

„Wahrhaftig," ſagte der Oberſt, der auch durch den Feldſtecher hinuntergeſehen hatte, „wahrhaftig, man kann ſie ganz deutlich ausnehmen!" — Und dabei ſah er mich und die Offiziere, die um ihn herumſtanden, mit einem ſo naiven Ausdruck des Erſtaunens in ſeinem behaglich leuchtenden Geſicht an, als ob er zum erſten Mal im Leben durch ein Fernglas geblickt hätte. Es war ein ſehr glücklicher Menſch, unſer Oberſt; er konnte ſich noch wundern und freuen wie ein Kind, trotz ſeiner grauen Haare; und als ich ihm jetzt ſagte, daß ich mich mit denen da unten auf dem Marktplatz ſofort in telegraphiſche Verbindung zu ſetzen vermöchte, da ſchüttelte er nur ungläubig lächelnd den Kopf! Das wär' doch gar nicht möglich! Und wenn ich das könnte, dann ſollte ich doch gleich einmal einem meiner Leute den Befehl hinuntertelegraphiren, im Commandantur-Gebäude bei der Frau Oberſt anzufragen, was der Herr Oberſt heute Mittag zu eſſen bekäme. — „Ich habe nämlich ſchon einen hölliſchen Hunger," ſagte er zu den übrigen Offizieren, lehnte aber trotzdem dankend ab, als ihm von allen Seiten aus den mitgebrachten Vorräthen angeboten wurde.

„Was glauben Sie denn, meine Herrn? Das darf ich ja gar nicht! Wir eſſen um Zwölf, und wenn da meine Frau merkt, daß ich mir den Appetit verdorben habe . . ." Die Worte „Frau" und „Appetit" ſprach er mit einer gewiſſen feierlichen Betonung aus, wie man eben von Dingen ſpricht, die einem heilig ſind.

Ich hatte inzwiſchen telegraphirt und Antwort bekommen und trat jetzt meldend zum Oberſt.

„Was? Schon fertig?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt!"

„Und auch ſchon Jemand drüben geweſen, bei meiner Frau?"

„Der Cadett Liboric; ich habe ihn in's Haus treten und wieder zurückkommen ſehen."

„Nun — und hat er was heraufgetelegraphirt — über's Mittageſſen?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt: Schöberlſuppe, Rindfleiſch mit Paradeisſauce, und als Mehlſpeiſe — Erdäpfelnudeln."

„Erdäpfelnudeln,“ wiederholte der Oberſt mit einer gewiſſen zärtlichen Andacht und ſah uns dabei glücklich lächelnd an. — „Es iſt doch eine ſchöne Erfindung!“

Man wußte nicht recht, meinte er die Telegraphie oder die Erdäpfelnudeln.

Er legte mir väterlich gütig die Hand auf die Schulter, führte mich etwas abſeits und ſagte leiſe zu mir:

„Telegraphiren Sie nochmal hinunter . . .“

„Zu Befehl, Herr Oberſt!“

„Nur ein paar Worte: ‚Nicht ſo blaß, wie das letzte Mal!‘“

Und dann reckte er ſich dienſtlich auf, rückte die Feldbinde zurecht, winkte dem Stabstrompeter und ließ zum „Sammeln“ blaſen.

Die optiſche Telegraphie aber ſtand von dieſem Tag an hoch in Anſehen, und ich ſelbſt wurde zum Inſtructor ernannt. Ich hatte die Aufgabe, nach und nach ſämmtliche Truppentheile der Landarmee und der Marine, die damals im ſüdlichen Dalmatien lagen, in der Kunſt des Telegraphirens zu unterweiſen.

Fünfzehn bis zwanzig Unteroffiziere und Cadetten wurden immer zu einem Curſus zuſammengeſtellt, und wenn ſie ausgebildet waren, erhielt ich wieder eine neue Abtheilung zugewieſen; das ging ſo den ganzen Sommer, und ich habe dabei ein herrliches Leben geführt. Ich war von jedem anderen Dienſt befreit und lag mit meinen Schülern den ganzen Tag in den Bergen.

Einmal — es war im Auguſt — wurden wir von einem Gewitter überraſcht, von einem fürchterlichen Unwetter, wie man's nur in dieſem rings geſchloſſenen Felſenkeſſel von Cattaro erleben kann! Da war natürlich an keine Rückkehr nach der Stadt zu denken; meine Leute flüchteten ſchnell unter einen kleinen Fels-Ueberhang; der gewährte freilich nur nothdürftigen Schutz, aber es war doch wenigſtens etwas. Uebrigens hatten wir Leidensgefährten. Ganz in der Nähe hielt eine Abtheilung Infanteriſten Schieß-Uebungen ab; die armen Teufel kamen im Laufſchritt angeſtürmt und drängten ſich mit unter das Schutzdach; meine Telegraphiſten ließen ſich's gerne gefallen. Je mehr, deſto beſſer, Einer ſchützte doch immer den Anderen! Und je enger man ſich zuſammendrängen mußte, deſto wärmer war's! Das aber konnte man ſich erſt recht gefallen laſſen, denn mit dem Gewitter war's plötzlich eiſig kalt geworden.

Ich war von meinem erhöhten Standort gleichfalls, ſo ſchnell es gehen mochte, herunter geklettert und wollte nun über das kleine Plateau hinweg, zu meinen Leuten hinflüchten, — da ſah ich im Vorübereilen, unter einem kahlen Olivenbäumchen ſo etwas wie eine menſchliche Geſtalt ſtehen! „Mitten in dem raſenden Unwetter?“ denke ich, „das wäre doch zu toll!“ Aber wie ich noch ein paar Schritte näher komme, — wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuſcht. Da ſteht der Unglücksmenſch! Eng an das Bäumchen geſchmiegt, das ihm doch nicht den geringſten Schutz bieten konnte, ſtand er fröſtelnd und zitternd da; den dünnen Offiziers-Mantel feſt um die ſchmalen Schultern gezogen, das Käppi tief in die Stirn gedrückt, vom Sturm gepeitſcht, vom Regen überſtrömt — ein wahres Jammerbild!

„Um Gottes willen,“ rief ich ihn an, „was ſtehen Sie denn da? Sie holen ſich ja den Tod!“ Er aber ſieht mich aus ſeinem blaſſen Geſicht mit ein paar großen waſſerblauen Augen lächelnd an und antwortet mit kältezitternden Lippen, indem er auf die nachtſchwarzen Wolken über uns zeigt:

„Ah, das macht nichts! — Es iſt nur ein klein's Uebergang'l!“

* * *

Das war alſo meine erſte Begegnung mit dem Lieutenant Schödl vom ſo und ſo vielten Infanterie-Regiment.

Doch dabei ſollte es nicht bleiben; ich ſuchte ſeine nähere Bekanntkanntſchaft, und er hat es mir nicht ſchwer gemacht; er kam mir auf halbem Weg entgegen.

Ich glaube, wir hatten ſchon damals Beide das beſtimmte Gefühl, als ob ſich die vielfach gewundenen Wege, auf denen uns das Schickſal durch die Zukunft führen wollte, an irgend einer nahen oder fernen Stelle ganz beſonders eng durchſchlingen würden.

Wie das Schickſal unſerer Ahnung Wort gehalten hat, davon will ich eben in dieſen Blättern erzählen.

Schödl war damals ſchon über die Mitte der Zwanzig hinaus — und ſeit fünf oder ſechs Jahren Offizier. Er ſah nicht gut aus in der Uniform. Es hing und ſchlotterte Alles um ſeine mageren Glieder. Man konnte ihn leicht für einen ſchlecht verkleideten Candidaten der Theologie halten.

Dazu hätte auch ſein Kopf geſtimmt, der etwas zu groß für den kleinen Körper, merkwürdig wacklig zwiſchen den ſchmalen Schultern ſaß. Und zu alledem das blaſſe, bartloſe Geſicht, mit der überhohen Stirn und den lächerlich blauen Augen!

Nein, er machte durchaus nicht den Eindruck eines „ſchneidigen Lieutenants“!

Schödl war aus der Neuſtädter-Akademie in die Armee gekommen. In Neuſtadt hatte er einen Freiplatz, und ſeit er Offizier war, lebte er, ohne Zulage — und ohne Schulden — von ſeiner Lieutenants-Gage. Seine Mutter und zwei ältere Schweſtern, beide unverheirathet, wohnten in Graz, wo auch Schödl geboren und erzogen war. Die Mutter bekam als Offiziers-Wittwe eine kleine Penſion, die gerade hinreichte, um den beſcheidenen Haushalt der drei vereinſamten Frauenzimmer zu decken. Der Vater war im Jahre neunundvierzig in Italien gefallen, und der alte

Radetzky hatte damals, in einem eigenen Armeebefehl, den Heldentod des Hauptmann Schödl als eine unvergängliche Ruhmesthat gefeiert.

Auch Groß- und Urgroßvater waren öſterreichiſche Offiziere geweſen, und der Urgroßonkel Schödl hatte in der Schlacht bei Aſpern die Savoyen-Dragoner zur Attaque geführt. Von dieſem denkwürdigen Vorgang beſaß Schödl ſogar eine bildliche Darſtellung, eine alte Lithographie, die er mir auch ſofort zeigte, als ich ihn zum erſten Mal beſuchte.

Das Bild hing, von einem Epheu-Kränzchen umrahmt, über ſeinem Schreibtiſch.

„Siehſt Du," ſagte er, „der da vorne iſt's — der mit dem hochgeſchwungenen Säbel! Und das ſind die Franzoſen, die Quarré formirt haben! Der Erſte iſt er drin' geweſen! Und unſere braven Dragoner ihm nach! Ueber die Bajonette hinweg, in's hölliſche Feuer hinein — und niedergeſäbelt, was nicht ausriß! Donnerwetter, wer's ſo erleben könnte!"

Dabei ſtürmte er mit heißen Wangen durch's Zimmer und machte Schritte, die für ſeine kurzen Beine entſchieden zu lang waren.

„Dein Urgroßonkel iſt damals gefallen?" frug ich.

„Ja!" rief er mit freudigem Stolz. „Drei Kugeln ſind ihm durch die Bruſt gegangen. Seine Leute haben ihn erſt ſpät Abends gefunden und in ein Zelt getragen. Der Erzherzog Carl ritt eben vorüber, ſtieg ab und trat zu dem Strohbett, auf dem der Sterbende lag; und wie er den braven Oberſt der Savoyendragoner erkannt hat, da ſoll er ſich tief erſchüttert zu den Anderen gewendet und geſagt haben: „Seht her, hier ſtirbt ein öſterreichiſcher Reiteroffizier den Heldentod für ſeinen Kaiſer!" — Und in dieſem Augenblick ſchlug mein Urgroßonkel die Augen noch einmal auf — zum letzten Mal — und lächelte noch einmal, zum letzten Mal, wie Einer, der ſehr glücklich iſt! . . . Siehſt Du, Menſch, wer ſo ſterben könnte . . . "

Ja, der Lieutenant Schödl wollte leben und ſterben wie ſeine Väter und Vorväter, — wie ein Held! — Er war durchaus kein Poltron, bei Leibe nicht! Er glaubte ſicherlich ganz ehrlich an ſeinen Heldenberuf, und wenn ihn Einer gefragt hätte, ob er ſich jetzt, gleich auf der Stelle, für ſeinen Kaiſer und ſeine Fahne in Stücke hauen laſſen wolle — er hätte aus ſeiner redlichen Seele heraus Ja und Amen geſagt! Donnerwetter, ja! Wenn man mit einem ſo glänzenden Soldatennamen in die Armee kommt, das macht Einen doch innerlich ſtolz und ſtark! . . . Aeußerlich glich er freilich mehr der Mutter und war klein und ſchwächlich geblieben, das iſt wahr, und ein weichmüthiges Herz hat er auch, das muß er ſelber zugeben! Er kann kein Huhn ſchlachten ſehen, und wenn die Thür ſcharf in's Schloß fällt, fährt er ſchreckhaft zuſammen, — aber das ſind doch ſchließlich nur die Nerven! Das hindert Einen doch nicht, ein tapferer Kerl zu ſein! Und er wünſchte ſich's gar nicht beſſer, als daß einmal ein Tag käme, wo er's beweiſen könnte — mir und den Anderen!

Dabei griff er nach dem Säbelkorb und ſah mit blitzenden Augen nach dem Armeebefehl Radetzkys hinüber, der unter Glas und Rahmen über ſeinem eiſernen Bett hing.

Dieſes eiſerne Bett war ein fürchterliches Ding: ſchmal wie eine Bank, ein ſteinharter Strohſack, kein Kopfkiſſen, keine Matratze! Aber der alte Heldenkaiſer Wilhelm gönnte ſich auch keine beſſere Liegeſtatt, und der Lieutenant Schödl wollte ſich nicht verweichlichen und verwöhnen, — und wenn er noch ſo miſerabel ſchliefe. Es war ihm ja auch nicht angenehm, daß die Ausſicht gerade auf den Friedhof hinausging, und als er zum erſten Mal an's Fenſter getreten ſei, hätt's ihn ordentlich wie ein Schauder überlaufen, aber gerade deswegen hat er dann dieſes Zimmer gemiethet! Und, daß er nun jedesmal munter wird, wenn's draußen Mitternacht ſchlägt, das hat nichts zu ſagen! Daran ſind nur die dummen Geſpenſtergeſchichten ſchuld, mit denen er als Kind von Mutter und Schweſtern geängſtigt worden iſt.

Im Uebrigen ſah es in dem kleinen Stübchen pedantiſch ordentlich aus — beinahe, als ob eine alte Jungfer hier hauſte. Kein Stäubchen und kein Unthätchen, aber auch nichts, was an Luxus und Behaglichkeit erinnern konnte. Nur die Wände waren reichlich mit Bildern beklebt und behangen. Alte Stiche mit braunen Stockflecken, ein paar Holzſchnitte, ausgeblaßte Photographien — ſogar ein ſtark nachgedunkeltes Oelbild war da: „Napoleons Uebergang über die Alpen“. Da ſchoben franzöſiſche Grenadiere, mit fürchterlich hohen Pelzmützen, große Kanonen auf unglaublich ſteile Bergwände hinauf, während ganz oben in den ſchneebedeckten Gipfeln Napoleon auf einem blendend weißen Schimmel ritt; der Schimmel bäumte ſich, und Napoleon machte ein gleichgiltiges Geſicht wie alle Helden im Augenblick der Gefahr. Und gleich daneben hing ein „Winkelried“, darunter ein „Andreas Hofer“ und mitten zwiſchen all den Kriegs- und Schlachtengemälden ein bunt bemaltes Heiligenbild: Sanct Sebaſtian, den die Heiden an's Marterholz geſchnürt haben und grauſam foltern, während er mit verzücktem Blick zum offnen Himmel hinaufblickt . . . . In dieſem Blick lag übrigens eine lächerliche Aehnlichkeit mit Schödls Augen; das hatten vor mir auch ſchon Andere bemerkt und hatten's ihm auch geſagt; aber da war er ernſtlich böſe geworden, denn, wenn er auch ſelten darüber ſprach, in aller Stille ſeines Herzens war er doch ein fromm gläubiger Katholik, und ſeinen Namenspatron verehrte er ganz beſonders. „Das war ein tapferer Mann, der für ſeinen Glauben geſtorben iſt; und auch das iſt ein Heldentod, ſo ruhmvoll beinahe, wie der auf dem Schlachtfeld!“

Wem's aber nicht gegönnt war, für ſeinen Gott oder ſeinen Kaiſer zu ſterben, für den wußte Schödl noch ein drittes glorreiches Ende: den Tod für eine geliebte Frau!

Es hatte zwiſchen uns Beiden recht lange gedauert, viel, viel länger, als es ſonſt zwiſchen jungen Leuten Brauch iſt, bis wir uns gegenſeitig eingeſtanden, wie wir über die Frauen und die Liebe dachten.

„Siehſt Du,“ ſagte er mir, „ich kann's Euch Anderen nicht nachthun! Heute die — und morgen die! Dazu iſt mir die Liebe eine viel zu heilige Sache. Und ich könnt' auch nicht ſo keck und dreiſt ſein den Frauen gegenüber! Den Muth dazu hätte ich ſicherlich ebenſo gut wie Ihr, aber ich ſtelle die Frauen viel höher als Ihr — und darum bin ich ſo zaghaft — darum ſtottere ich und werde roth . . . Aber laß mich nur erſt die Rechte finden, die mir die Erſte und Einzige, die mir Alles und Letztes ſein ſoll, die will ich mir erkämpfen und erobern, und gält's mein Leben! Die will ich feſthalten mit meiner ganzen Liebe . . .“

Und nun kam's herausgeſtrömt aus dem Tiefſten ſeines ſtillen Weſens, all der rührende Unſinn und Ueberſchwang, von dem ein junges Menſchenherz überquillt, das zum erſten Mal von ſeiner Liebe ſpricht. Dabei ſah er mit ſeinem verklärten Geſicht dem heiligen Sebaſtian wieder einmal lächerlich ähnlich; aber aus ſeinen flammenden Augen leuchtete der Heldengeiſt ſeiner Väter, und der kleine, unanſehnliche Kerl mit dem großen, wackligen Kopf mahnte mich in dieſem Augenblick trotz alledem an jene ritterlichen Geſtalten aus längſtvergangenen Tagen, die vor ihr Leben die Deviſe geſetzt haben:

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

⁂

Ende November kam Theater nach Cattaro, ein Trieſtiner „Opern-Enſemble“, das alljährlich ſeine Gaſtſpiel-Tournée durch Iſtrien und Dalmatien machte; die Leutchen zogen von einer Küſtenſtadt zur anderen und ſpielten und ſangen ein paar Wochen, einen Monat lang, bis ſie ihr kleines Repertoire herunter geleiert hatten; damit war dann auch gewöhnlich das Kunſt-Intereſſe des betreffenden Ortes erſchöpft, — und dann ging's eben wieder weiter; von Pola nach Zara, — von Zara nach Spalato, Caſtelnuovo, Raguſa — und ſo fort, die ganze Küſte hinunter! Diesmal machten ſie ihre Tournée in umgekehrter Richtung und fingen bei uns in Cattaro an. Sie hatten einige neue Kräfte engagirt und brachten ein paar Novitäten mit. Das war natürlich inmitten unſeres eintönigen Lebens ein Ereigniß! Die Erwartungen waren hoch geſpannt, und der erſte Theater-Abend geſtaltete ſich zu einem großen Erfolg. Eine Spieloper, deren Autor der Kapellmeiſter der Truppe ſelbſt war, gefiel ganz außerordentlich; der Tenoriſt wurde mit Beifall überſchüttet, und auch die übrigen Mitglieder, und beſonders der Chor, auf den bei italieniſchen Opern immer großer Werth gelegt wird, wurden lebhaft applaudirt. Nur über ein einziges Mitglied der Geſellſchaft waren die Meinungen getheilt. Es handelte ſich um eine blutjunge Trieſtinerin, die angeblich hier zum erſten Mal die Bühne betrat; ein Theil des Publikums fand ſie entzückend — der größere Theil verhielt ſich ablehnend; dieſe merkwürdige Verſchiedenheit im Urtheil trat ſchon in der erſten Vorſtellung deutlich hervor, aber am zweiten und dritten Theaterabend verſchärften ſich die Gegenſätze von Gunſt und Ungunſt derartig, daß es zu einer offenbaren Theilung des Publikums in zwei feindliche Lager kam: begeiſterte Verehrer und leidenſchaftliche Gegner der kleinen ſchwarzäugigen Sängerin Signorina Jolanda Oliviera.

Sie war das Tagesgeſpräch in Cattaro. Im Caféhaus und auf der Promenade, in der Kaſerne und auf dem Exercierplatz wurde mit ſteigender Erbitterung geſtritten, für und wider die Oliviera. Und — Abends war das Theater regelmäßig ausverkauft!

Nur wir Beide, Schödl und ich, waren noch nicht dort geweſen! In unſerer Kaſſe war wieder einmal ſo troſtloſe Ebbe, daß wir uns den Luxus eines Parquet-Billets abſolut nicht geſtatten konnten. So mußten wir uns — wohl oder übel — auf den nahen „Erſten“ vertröſten, der wieder Geld in unſeren Beutel bringen würde.

Den Kameraden gegenüber ließen wir uns natürlich nichts merken. Wir heuchelten eine gewiſſe vornehme Blaſirtheit: „Es läge uns überhaupt nicht ſo viel am Theater, — und dieſe Oliviera — lieber Gott, die konnte man ja ſpäter auch noch hören! . . .“

Inzwiſchen vergingen wir aber beinahe vor Neugier und Ungeduld.

Ich ſelbſt hatte noch ein jugendlich ungetrübtes Intereſſe für Komödie und Komödianten, und Schödl, dem das Theater bis dahin beinahe gänzlich fremd geblieben war, hatte ſich in der letzten Zeit aus meiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek in eine wahre Theater-Schwärmerei hineingeleſen. In dieſer Scheinwelt fand er ja alle ſeine Ideale verlebendigt: die tapferen Ritter, die ſchönen Frauen, große Leidenſchaften und unſterbliche Heldenthaten! Er declamirte mir in ſeinem kleinen Stübchen den „Mortimer“ und den „Koſinsky“ vor, daß die vielen Helden und Heiligen, die an den Wänden hingen, höchlich verwundert dreinſahen, und ſchwur mir endlich, er könnte ſich noch heute entſchließen, Schauſpieler zu werden, wenn ihm ſein ruhmreicher Name nicht die Pflicht auferlegte, als Offizier für ſeinen Kaiſer zu leben und zu ſterben.

Nebenher geſagt, ſchien mir das eine ſehr glückliche Fügung, denn angeſichts der Talentproben, die er vor mir ablegte, war's mir ziemlich unzweifelhaft, daß man den guten Schödl bei ſeinem erſten Schritt auf die Bühne einfach ausgelacht hätte. Natürlich ſagte ich davon kein Wort, um den Leichtverletzten nicht unnöthig zu kränken.

Es war am Abend der dritten „Oliviera-Vorſtellung!“ Wir waren bis zehn Uhr zu Hauſe geblieben, hatten über das glänzende Elend genurrt, das einem nicht einmal die paar Soldi für die edelſten Genüſſe übrig ließ — damit meinten wir natürlich das Theater — und gingen endlich noch einmal aus, um in dem Caféhaus nebenan einen Schlummerpunſch zu trinken.

Das „Café ai tre amanti“ wurde faſt ausſchließlich von Cadetten und jüngeren Offizieren beſucht; es beſtand aus einem einzigen Parterre-

Zimmer, in das man unmittelbar von der Straße eintrat. Fünf oder ſechs Marmortiſchchen mit den dazu gehörigen Stühlen — im Hintergrund ein kleines Buffet und ein ſchmaler Ladentiſch — das war das ganze Meublement. Aber hinter dieſem Ladentiſch waltete früh und ſpät, geſchäftig und immer luſtig, die Padrona, eine kleine flinke Frau von etlichen dreißig Jahren, die Wirthin, Köchin und Kellnerin in einer Perſon war. Kein Menſch konnte der Padrona Roſina, ſo nannten wir ſie Alle, etwas nachſagen, obwohl ſie mit allen ihren Gäſten kokettirte; dieſer ſchlauen Tactik verdankte ſie vielleicht den lebhaften Zuſpruch, den ihr Geſchäft fand.

Heute freilich war nicht ein einziger Gaſt im Local; „Alle im Theater," erklärte uns Roſina; und während ſie uns den Punſch zurechtbraute und aus den gefüllten Gläſern erſt ſelber nippte, um die Miſchung zu prüfen — ſie machte das wirklich ſehr appetitlich — frug ſie uns ganz verwundert, warum denn „die Signori" nicht auch in die Oper gegangen ſeien? Es ſoll ja ſo himmliſch ſchön ſein? Und die Oliviera ſei eine artista di primo rango!

Schöbl und ich bemühten uns, wieder recht blaſirte Geſichter zu machen: Uns läge überhaupt nicht ſo viel daran — und wir wollten erſt abwarten — und die Oliviera würde doch von einem Theil des Publikums ſehr getadelt . . .

Das war das Stichwort. Nun brauſte die Padrona auf, als ob man ihr ſelber an die Ehre gegriffen hätte! „Getadelt? Die Oliviera? Von wem denn? Von ein paar halbwilden Zſchitſchen oder Morlachen, die von der Kunſt ſo viel verſtünden, wie ihre ausgeſtopfte Katze! Man ſolle ſie ihr doch gegenüber ſtellen, dieſe Burſche! Sie wolle ihnen erſt klar machen, was für eine Künſtlerin die Oliviera ſei! Und ſie verſtünde ſich einigermaßen darauf! Ihr verſtorbener Mann, der beim Steuer-Amt in Trieſt angeſtellt war, hätte doch jeden Abend im Theatro philodramatico als Chor-Tenor mitgeſungen, und ſie hätte einen Freiplatz auf der Galerie gehabt! Da habe ſie auch den Vater der Oliviera kennen gelernt, einen Baritoniſten, den ganz Trieſt vergötterte! Und darum wohnte jetzt auch die Oliviera bei ihr . . .

„Was? die Oliviera wohnt bei Ihnen?"

„Aber, Dio mio, das haben Sie nicht gewußt? Ich habe ihr meine beiden Zimmer oben im erſten Stock gegeben — ich ſchlafe ſo lange in der Küche — und ich thu's gerne! Sie iſt ein ſolches Zuckerherz, die Oliviera! Und für mein Geſchäft iſt ſie ein wahrer Segen; kein Stuhl iſt mehr frei den ganzen Tag über; die jungen Herren drängen ſich ordentlich und laſſen ſich ein Abſintzio nach dem anderen einſchänken und warten, ob die Oliviera nicht einmal herunterkommen wird . . ."

„Kommt ſie denn manchmal herunter?" ſagte Schöbl und ſah dabei mit verlangenden Blicken nach der ſchmalen Thür, die durch die hinterſte Zimmerecke nach dem dunklen Flur und zur Treppe führte.

„O, wohl zwanzig Mal am Tag! So oft ſie irgend etwas naſchen will: ein Stückchen Kuchen, ein paar Confetti oder einen ſüßen Liqueur. Sie iſt nämlich eine kleine Naſchkatze. Aber da macht ſie die Thür dort nur ſo ein ganz klein wenig auf, guckt blitzgeſchwind im Zimmer herum, ſtreckt ihr Pätſchchen herein, und wenn ſie hat, was ſie will, — klapp! die Thür wieder zu und die Treppe hinauf! Und oben hören wir ſie dann lachen und trällern und ihr Lieblingslied ſingen: „Te voglio bene assai, te voglio bene . . .“

„Assai!“ ſchmetterte eine jugendlich ſüße Stimme mit glockenreinem Einſatz dazwiſchen, und als wir uns überraſcht umſahen, ſtand in der weit offenen Straßenthür . . . die Jolanda Oliviera! Wie ein virtuos auf den Effect gemaltes Bildchen ſtand ſie dort. Die Thür gab den Rahmen her, und die ſtockfinſtere Nacht draußen den Hintergrund. Und da hob ſich nun das pikante Figürchen heraus in ganz hellen Farbentönen: ſie hatte offenbar noch ihr Theater-Coſtüm an, ein weißes Empire-Kleidchen, und darüber irgend ſo etwas wie einen Spitzen-Umhang, ein faltenreich flatterndes Ding, das ſie mit der einen Hand ziemlich nachläſſig auf der Schulter feſthielt, während ſich die andere Hand, mit dem ſchön gehobenen Arm, an den Thür-Pfoſten ſtützte; das Köpfchen ſchelmiſch zu uns hingeneigt, die wunderhübſchen Augen voll Uebermuth, ſo ſtand ſie unbeweglich und ſah uns lächelnd an. Und wie ich nun endlich die Ueberraſchung abſchütteln wollte und auf ſie zutreten, — da war ſie auch ſchon lautlos an uns vorübergehuſcht, zur Padrona hin und umarmte ſie in ſtürmiſcher Zärtlichkeit und tätſchelte ihr die Backen und kicherte und blinzelte dazwiſchen zu uns hinüber mit ſpitzbübiſcher Koketterie. Dann griff ſie mit beiden Händen nach den kleinen Kuchen, die auf dem Ladentiſch aufgebaut waren, nahm ſich zwei Stücke, — in jede Hand eines, — biß herzhaft ab, lächelte uns, mit vollem Mund kauend, einen Gruß zu — und verſchwand.

Der gute Schödl hatte während alledem wie gebannt dageſtanden, und auch jetzt noch ſah er nach der Flurthür, die hinter der Oliviera klappend zugefallen war, mit einem Ausdruck hin, daß man zweifeln konnte, ob er wache oder träume; er ſelbſt wußte es ſicherlich auch nicht genau.

„Menſch,“ ſagte er endlich, indem er mich mit beiden Fäuſten am Uniformrock packte und ſchüttelte, als wollte er mir an's Leben, „Menſch, iſt das ein entzückendes Geſchöpf!“

Und aus dem zitternden Ton ſeiner Stimme hörte ich deutlich das treuherzige Geſtändniß heraus: Lieutenant Sebaſtian Schödl hatte ſich ſoeben in die Sängerin Jolanda Oliviera verliebt! Und ſehr ernſthaft! Dafür kannte ich meinen Schödl.

Indem kam's von der Straße hereingepoltert, mit Lachen und Lärmen, eine ganze Schaar junger Leute, meiſt Kameraden von uns. Sie waren alle im Theater geweſen, waren alle begeiſtert und wollten ſchließlich alle miteinander über die Treppe hinaufſtürmen, um der Oliviera ihre Bewunderung zu Füßen zu legen. Aber damit kamen ſie bei Padrona Roſina an die Rechte! Im Nu war ſie dazwiſchen und pflanzte ſich reſolut vor der Thüre auf. Das wollte ſie ſehen, wer da hinauf käme! Sie ſei eine donna rispettabile, und ihr Haus ſei eine casa onesta! Und damit basta! Zu aller Sicherheit drehte ſie den Schlüſſel im Schloß herum und ſteckte ihn in die Taſche. In dieſem Augenblick ſah ich, daß Schödl, der neben ihr ſtand, die Hand auf's Herz legte und ihr mit dem feierlichſten Ausdruck ſtummer Verehrung eine tiefe Verbeugung machte.

Der Enthuſiasmus unſerer Kameraden mußte ſich alſo in anderen Formen Luft machen; man griff nach den Punſchgläſern und ſtimmte, falſch, aber kräftig, den ſchönen Chorgeſang an: „Hoch ſoll ſie leben . . .“ Dazu wurde im Takte mit den Säbeln auf den Boden geſtampft, und Fräulein Oliviera hätte ſehr ſchwerhörig ſein müſſen, wenn dieſe Huldigung nicht bis zu ihr gedrungen wäre. Aber es beliebte ihr nicht, darauf zu reagiren; es blieb Alles mäuschenſtill im erſten Stock oben. Damit ſchien nun Schödl wieder ſehr zufrieden zu ſein; er klopfte mich zärtlich auf die Schulter und flüſterte mir, glücklich lächelnd, zu: „Menſch, das iſt ein entzückendes Geſchöpf!“

Im Café ai tre amanti ging's für gewöhnlich ziemlich ſolide her; aber heute wurde es ſpät; in der allgemeinen Kunſtbegeiſterung wurde mehr als gewöhnlich getrunken — und je mehr getrunken wurde, deſto höher ſtieg die Begeiſterung. Und ſchließlich kam auch noch der kleine Simovics und gab eine Flaſche Champagner nach der andern zum beſten; er war mit einer ſehr reichen Ungarin verlobt, und der zukünftige Schwiegerpapa hatte ihm gerade heute einen großen Geldbrief geſchickt. Dafür mußten wir den Alten natürlich hoch und immer wieder hoch leben laſſen! Das Intereſſe für die Oliviera war für den Augenblick zurückgeſtellt, Alles drängte ſich um Simovics, und endlich ſollte er erzählen, wie er es denn eigentlich angefangen, ſich das Millionen-Töchterchen zu angeln.

„Ja, liebe Kinder,“ ſagte er, „wißt Ihr denn, was ‚Abſteigen über den Hals‘ heißt? Nein? Na, dann kann ich Euch auch nicht erklären, wie ich zu dem reichen Mädel gekommen bin.“

Nun ließen wir ihm natürlich keine Ruhe, nun mußte er's uns erſt recht erklären.

Lieutenant Simovics war ein Kroate; er hatte bis vor einem halben Jahr bei einem Huſaren-Regiment in Wien geſtanden, dumme Streiche und Schulden gemacht und wurde dann auf Betreiben ſeines einflußreichen Onkels zu uns nach Dalmatien verſetzt! Zur Infanterie! Bevor er in die „Straf-Verbannung“ ging, wirkte er ſich noch vierzehn Tage Urlaub aus, um einen ungariſchen Pferdezüchter zu beſuchen, den er auf einer Remontirungs-Reiſe im Debrecziner-Comitat kennen gelernt hatte. Auf dem Gute dieſes reich gewordenen Züchters gab's edle Pferde, feurige Weine, eine herrliche Jagd — und ein heißblütiges Töchterchen, mit ein paar langen, kohlſchwarzen Zöpfen! Das war nun für Simovics ein wahres

Paradies. Denn ein Jäger und Reiter war er, wie es ſicherlich wenige gab, und wenn er auch nicht ſoviel trinken konnte, wie der Alte, ſo hielt er doch Stand mit ihm, bis in die ſpäten Nächte hinein und würzte ihm den Wein mit ausgelaſſenen Geſchichten. Und daß er vor der Eva dieſes Paradieſes Gnade fand, war auch nicht weiter zu verwundern; ſein verwegen geſchnittenes Geſicht war freilich nichts weniger als ſchön — aber er hatte den Teufel im Leib — das ſah ihm jede richtige Eva auf den erſten Blick an! Aber der Vater hätte doch ſicherlich nicht ſo bald „Ja" geſagt, wenn ihn Simovics nicht mit einem richtigen Huſaren-Stückchen überrumpelt hätte.

Und das kam ſo: Der Alte hatte ſich im Frühjahr eine vierjährige Vollblutſtute aus England mitgebracht; ein koſtbares Thier, mit den edelſten Qualitäten und einem hochadeligen Pedigree. Die Stute wäre ganz unſchätzbar geweſen, — wenn man ſie nur hätte reiten können! Aber das war wirklich nicht möglich. Aufſitzen ließ ſie ganz ruhig, ging auch willig Schritt und Trab und ließ ſich, wenn ſie gerade bei Laune war, ſogar in Galopp einſprengen, — aber abſitzen ließ ſie Keinen wieder, man mochte es anſtellen wie man wollte! So wie man den rechten Fuß aus dem Bügel zog, um das Bein über die Kruppe zu ſchwingen, fuhr der Satan in das Pferd! Blitzſchnell hatte es den Kopf zwiſchen den Vorderhufen, machte einen Buckel wie eine Katze und feuerte im nächſten Moment hinten aus, daß der Reiter im weiten Bogen vornüberflog. Da gab's kein Halten! Und wenn einer ſaß wie Eiſen! Es half auch weder Prügeln noch Schmeicheln. Die beſten Reiter hatten's vergeblich verſucht, bis ſich der Oberſtallmeiſter ſelber beim Sturz den Arm gebrochen und die Schulter ausgefallen hatte. Da gab man's endlich auf. Man mußte das edle Thier nutzlos im Stall ſtehen laſſen, und dem Beſitzer gab's jedes Mal einen Stich durch's Herz, wenn er an ſeinem Stand vorüberging.

Natürlich wurde die Geſchichte auch unſerm Freund Simovics erzählt, und noch natürlicher mochte er nicht daran glauben, bis er es ſelber verſucht hätte. Der Alte wollte es ihm zwar ausreden, aber er beſtand darauf. Er ließ ſich das Pferd auf den „Zirkel" führen, nahm es an die Longe und ließ es antraben. Und wie er nun die herrlichen „Gänge" ſah und die großartige „Action", da hielt ſich ſein Reiterherz nicht länger. Er ließ den Sattel auflegen, prüfte vorſichtig Gurt und Bügel, machte die Kandarenkette um ein paar Glieder lockerer, klopfte dem Thier, das lammfromm daſtand, den glänzenden Hals und ſtieg dann ganz ſanft und leicht in den Sattel.

Inzwiſchen waren alle Leute aus dem Schloß und aus den Ställen zuſammengelaufen; der Alte ſtellte ſich mit der Peitſche im Zirkel auf, und Evchen ſah aus dem Fenſter. Simovics grüßte verſtohlen mit den Augen hinauf und ritt dann im Schritt auf den Hufſchlag. Ganz ruhig! Zwei Mal rechts, zwei Mal links herum. Dann trabt er an — deutſch, engliſch, — reitet eine Volte, — es geht Alles vortrefflich! Er ſitzt wie eine Puppe und fühlt ſich, als ob er das Pferd ſchon jahrelang unter dem Sattel hätte. Nun kennt er ſchon die Bewegungen des Thieres, hat es völlig in der Hand, und nun will er's auch mit dem Abſteigen probiren. Er parirt alſo. Das Pferd ſteht wie eine Mauer. Aber es ſpitzt die Ohren, und Simovics fühlt ganz deutlich, daß es auf der Lauer iſt. Alſo vorſichtig! Vor Allem will er herauskriegen, bei welcher Bewegung des Reiters das Thier eigentlich mit ſeinen „Mucken“ einſetzt. Er ſtellt ſich alſo ganz vertrauensvoll, ſtreicht ihm mit den Zügeln über die Mähne, tätſchelt ihm den Hals und zieht dabei leiſe, ganz leiſe den rechten Fuß aus dem Bügel, ohne den Oberſchenkel zu rühren. Das Pferd bleibt ruhig! Aha, denkt er, das iſt es nicht! Nun will er's weiter verſuchen — mit dem Oberſchenkel. Aber kaum hat er den vom Sattel weggerührt, da iſt der Teufel los! Der Gaul wirft den Kopf zwiſchen die Beine und die Hinterhufe in die Luft und hätte den Reiter ſicherlich in den Sand geſchleudert, wenn er nicht ſo gut vorbereitet geweſen wäre. Aber wenn einer ſo ſitzt, wie der Simovics, und noch dazu genau weiß, was kommt, — dann iſt er doch nicht leicht herunterzukriegen. Bei der erſten Muskelbewegung des Pferdes hatte er mit den Schenkeln ſchon wieder eiſenfeſten Schluß und warf ſich gleichzeitig mit dem ganzen Oberkörper über den Sattelkranz zurück, ſo daß ſein Hinterkopf die Kruppe berührte. Dadurch fing er den gewaltigen Ruck ab und blieb im Sattel. Im nächſten Augenblick ſaß er auch ſchon wieder aufrecht, riß dem Pferd den Kopf hoch und ſchlug ihm ein paar Sporen in die Flanken, daß es mit einer mächtigen Lançade vorwärts flog.

Damit war das Kunſtſtück wenigſtens ſchon zur Hälfte gelungen: er hatte ſich nicht abwerfen laſſen! — Und jetzt wußte er auch, wie er es anſtellen mußte, um mit heiler Haut von dem Thier herunterzukommen. Er zwang es zunächſt in den Zirkel zurück, ließ es dort ſo ein zwanzig Mal rückwärts treten, zog dabei die Füße aus den Bügeln — und parirte endlich. Das Pferd zitterte am ganzen Körper, aber es ſtand. Und nun ging's raſcher, als man's erzählen kann: er ließ die Zügel fallen, warf das geſtreckte linke Bein mit kräftigem Schwung vorn über den Hals des Pferdes, und ſtand ſchon auf der Erde, bevor das überraſchte Thier die Contenance fand, ſeinen Katzenbuckel zu machen und hinten auszufeuern! Jetzt brach unter den Zuſchauern ein Jubel los! — Sie konnten doch alle reiten, — aber das hatte noch keiner geſehen! Der Alte umarmte und küßte den Simovics immer wieder, und Simovics verſprach ihm, der Stute die Mucken noch völlig auszutreiben: — „In acht Tagen könnte er ein Kind hinaufſetzen.“ Fräulein Eva aber, die vom Fenſter oben, in athemloſer Spannung zugeſehen, kam jetzt heruntergeſtürzt, noch zitternd vor Angſt und ſchluchzend vor Freude, und flog dem glücklichen Simovics an den Hals! Der hielt ſie natürlich feſt, — die Gutsleute ſchrieen „Eljen“ — und da blieb dem Alten ſchließlich nichts übrig — er mußte ſeinen Segen geben, — ob er wollte oder nicht.

Ein Jahr noch ſollten die Brautleute warten, bis zu Evas ſiebzehntem Geburtstag; — dann ſollte Simovics quittiren und das große Gut ſeines Schwiegervaters übernehmen.

Das war alſo die Geſchichte ſeiner Verlobung. Er hatte ſie ſehr gut erzählt, — ohne alle Großſprecherei, aber mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeines Temperaments! Wir hatten uns alle um ihn herumgedrängt, die Padrona mitten zwiſchen uns — und Schödl drückte mir einmal über's andere die Hand vor Begeiſterung. Das war ſo ein Heldenſtück nach ſeinem Sinn. „Siehſt Du,“ flüſterte er mir zu, „wenn mir ſo was paſſirte! . . .“

„Kannſt Du denn reiten?“

„Na, viel nicht! Das bischen, was wir in der Akademie gelernt haben! — Aber das macht nichts! Wenn man nur die Courage hat! . . .“ und dabei faßte er krampfhaft die Lehne des Stuhls, auf dem er rittlings ſaß und rückte ſich zurecht, als ſei er ganz darauf gefaßt, daß der alte Rohrſeſſel mit den Hinterbeinen ausſchlagen würde.

Inzwiſchen hatte Simovics wieder Knickebein auffahren laſſen, — Knickebein war die Specialität des Café ai tre amanti, — und wir ließen zum ſo und ſo vielten Male den alten Magyaren und ſeine ſchwarzäugige Tochter leben!

Es war ſpät geworden! Als wir endlich auseinandergingen, lud uns Simovics noch ein, morgen mit ihm in's Theater zu kommen; er wollte zwei oder drei ganze Logen kaufen, und wir alle ſollten ſeine Gäſte ſein!

Das wurde natürlich mit Halloh angenommen — und damit — Gute Nacht!

Schödl und ich machten noch einen Umweg, um uns in der kühlen Nachtluft die Köpfe ein wenig ausrauchen zu laſſen! Schödl war wieder einmal ganz aus dem Gleichgewicht! Die Ausſicht, morgen in's Theater zu kommen, — und dann dieſer Simovics mit ſeinem Reiterſtück, — und dann, — und eigentlich vor allem Anderen — dieſe Oliviera! Das war ein Weib! Könnte man ſich denn etwas Graziöſeres und Lieblicheres denken? Er wenigſtens, der Lieutenant Schödl, könnte das nicht! — Und wenn ich etwa anderer Meinung ſei . . .

Ich hütete mich natürlich, anderer Meinung zu ſein. Uebrigens war ich wirklich ſelbſt entzückt von dem lieblichen Geſchöpf, und ſo redeten wir uns denn Beide in einen wahren Oliviera-Enthuſiasmus hinein; dabei hatten wir uns mindeſtens ſchon dreimal gegenſeitig nach Hauſe gebracht, bevor wir's ſelber merkten und uns endlich und endgiltig Adieu ſagten. Während ich meine Hausthür aufſchloß, ſah ich Schödl mit langſamen Schritten die Cale larga hinunter gehen und hörte noch ganz deutlich, wie er mit glückſeligem Ausdruck vor ſich hinſang: Te voglio bene assai, — te voglio bene — — assai . . .! Daß er dieſes Liebeslied nach der Melodie des Radetzky-Marſch ſang, ſchien er nicht weiter zu bemerken.

* * *

Am nächſten Abend waren Schödl und ich ziemlich die Erſten im Theater. Simovics hatte uns die Billets ſchon Vormittag in die Wohnung geſchickt. Zwei Vorderplätze in der linken Proſceniums-Loge, ganz knapp an der Bühne. Wir freuten uns wie die Kinder und ſahen mit Ungeduld zu, wie ſich das Haus nach und nach füllte; endlich kamen auch die Kameraden, die unſere und die Loge nebenan beſetzten. Ganz zuletzt erſchien Simovics, begleitet von ſeinem Burſchen, der einen größeren, in Seidenpapier gehüllten Gegenſtand auf einen leeren Stuhl in der hinteren Logen-Ecke deponirte. Die Muſik ſpielte ſchon die Ouvertüre; Simovics begrüßte uns mit Kopfnicken und Händedruck und ſetzte ſich in die zweite Reihe, dicht hinter Schödls Stuhl. In dieſer Poſition konnte er die Bühne ſehr gut überblicken, blieb aber dem Parquet und dem größten Theil des übrigen Hauſes völlig unſichtbar. Ich hatte ſofort die beſtimmte Empfindung, als ob er dieſen Platz mit beſonderer Abſicht gewählt hätte.

Indeſſen begann das Spiel. Volksſcene; Luſtiges Carnevalstreiben auf einem öffentlichen Platz in Rom; Chor der Maskirten. Der Tenoriſt, ein junger Maler, tritt auf und ſingt ſeinem Freunde, dem Baritoniſten, eine Romanze vor; er ſei unſinnig verliebt in ein junges Mädchen, das er nur einmal im Maskengewühl geſehen habe und ſeither vergeblich ſuche; der Chor ſtürmt wieder auf die Scene und meldet das Herannahen der Marietta, einer Improviſatrice und Straßen-Sängerin, die als die Krone aller Lieblichkeit geſchildert wird. Nun tritt ſie ſelber auf! Marietta Oliviera! In einem ſehr kleidſamen, kurz geſchürzten Phantaſie-Coſtüm, eine Mandoline im Arm, kommt ſie auf die Bühne geſprungen: keck und ausbündig hübſch und ganz ſiegesgewiß! Lächelnd tritt ſie an die Rampe vor, ſchickt ihre großen Augen langſam im ganzen Publikum herum — von Einem zum Andern, — daß Jeder darauf ſchwören möchte, ſie hätten gerade ihn beſonders auf's Korn genommen, gleitet dann mit ſuchendem Blick auch durch unſere Loge und nickt, während ſie auf der Mandoline leiſe Accorde greift, einen verſtohlenen Gruß herüber, genau nach der Richtung, wo mit weit über die Brüſtung gelegtem Oberleibe mein Freund Schödl ſitzt. Einige Leute im Parterre haben es gemerkt und ſehen zu Schödl hinauf, der ſich, blutroth vor Glück und Verlegenheit, raſch hinter den Theaterzettel verſteckt.

Glücklicherweiſe ſetzte in dieſem Augenblick das Orcheſter ein, und die Oliviera fing an zu ſingen. Sie hatte ein lächerlich kleines Stimmchen und gar keine Schule; das war's auch, was ihr das feinhörige italieniſche Publikum bei den erſten Vorſtellungen übelnahm; aber ſeither hatte man ſich an ihre dreiſt-naturaliſtiſche Manier gewöhnt, und wie ſie jetzt ihr einfaches Volksliedchen ſang, recht kunſtlos, aber mit einem ganz undefinirbaren Reiz im Vortrag, da war der Beifall groß und ungetheilt — im ganzen Haus! —

Dann trat der Tenoriſt vor, erkannte in der Straßenſängerin die langgeſuchte Geliebte, es kam zwiſchen den Beiden zu einem Liebesduett und obwohl in dieſer künſtleriſch fein geführten Nummer die muſikaliſche Hilfloſigkeit der Oliviera ziemlich unverhüllt zu Tage kam, war das Publikum doch ſchon nachſichtig genug, mit einem achtungsvollen Schweigen darüber wegzugehen; dann erſchienen die Edelleute mit ihrem Gefolge, umdrängten die kleine Marietta, die als Liederſängerin und mehr noch durch ihre allezeit ſchlagfertige Kunſt des Improviſirens in ganz Rom bekannt und beliebt geworden war, und beſchworen ſie, auf der Stelle einige Proben ihres Talents zu geben. Sie erklärte ſich bereit, und jetzt entwickelte ſich die hübſch erfundene, muſikaliſch und textlich ſehr witzig ausgeführte Schlußſcene des Actes, die ſich ſchon darum ungemein wirkſam geſtalten mußte, weil das Improviſiren, überall wo italieniſch geſprochen wird, die volksthümliche Kunſt iſt. Die kleine Improviſatrice trat alſo in die Mitte der Bühne, verbeugte ſich zierlich und bat die Umſtehenden, man ſolle ihr einzelne Schlagworte zurufen; der Tenoriſt fing an; natürlich mit „felice cuore“! Sie nahm das Wort auf, ſang — ſcheinbar improviſirend — ein paar naive Verſe von „amore“ und „dolore“ und ſpielte dazu auf ihrer Mandoline eine muſikaliſche Reminiscenz aus dem vorhergegangenen Liebesduett. Inzwiſchen wurde ihr ſchon von einem anderen Mitſpieler ein zweites Wort zugeworfen, mit dem ſie ihre Reime ſofort weiterſpann; ebenſo mit einem dritten und vierten; dazu wählte ſie als Begleitung Anklänge an bekannte Volkslieder, die in irgend einem graziöſen oder ſpaßhaften Gegenſatz zu dem geſungenen Text ſtanden. Dabei kam ſie immer weiter in den Vordergrund der Bühne, bis ſie, dicht vor dem Souffleurkaſten ſtehend, mit einer überraſchenden Wendung der letzten Verszeilen, die kecke Aufforderung in's Publikum hinunterrief, ſich doch auch an dem Spiel zu betheiligen. Natürlich waren im Parquet und auf den Galerien ein paar Schauſpieler placirt, die ihr nun der Reihe nach die betreffenden Stichworte zuriefen. Unter dem hellen Jubel des leicht und gern getäuſchten ſüdländiſchen Publikums griff ſie die Worte auf, verflocht ſie zierlich in ein paar Schlußzeilen und endete mit einer luſtigen Anſpielung auf die „poveretta“, „marietta“, die zwar keine große Sängerin ſei, aber doch ſonſt ein ganz nettes Perſönchen, das mit gefalteten Händchen und ſchelmiſch geſenktem Köpfchen das liebe Publikum um Nachſicht bat.

Damit fiel der Vorhang.

Und nun wurde applaudirt, wie man es nur in den ſüdlichen Ländern Europas hören kann; auch Schödl, der ſchon wieder mit halbem Leib über der Brüſtung lag, klatſchte wie beſeſſen; die Oliviera mußte immer und immer wieder herauskommen, und als ſie endlich zum letzten Mal abging, mit Blicken und Kußhänden nach allen Seiten dankend, da warf ſie wieder einen ganz beſonders heißen Blick und einen beinahe zärtlichen Kuß nach unſerer Loge hin — wieder genau nach der Richtung, in der Schödl ſaß! Schödl wurde zwar wieder dunkelroth im Geſicht, aber er verſteckte ſich nicht mehr hinter den Zettel, ſondern ſah glücklich und triumphirend in's Publikum!

Im Zwiſchenact wurde er natürlich von allen Seiten mit ſeiner Eroberung geneckt; er ſtellte ſich, als ob er gar nicht verſtünde, was man von ihm wolle, bis Simovics energiſch dazwiſchen fuhr und ſich eine ſolche „Heuchelei“ verbat. „Das könnte doch ein Blinder merken, daß die Oliviera gerade ihn, den Schödl, ganz beſonders ausgezeichnet hätte, und er könnte ihm nur von Herzen Glück wünſchen, denn ſie wäre ein brillantes Frauenzimmer.“

Da wurde der arme Schödl ganz ernſthaft, zog mich aus der Loge hinaus, in den halbdunklen Corridor, ging ein paar Mal auf und nieder, — wobei er mich immer krampfhaft am Rockärmel feſthielt — und dann, in der finſterſten Ecke, frug er mich mit einer merkwürdig fremd klingenden Stimme: „Glaubſt Du denn wirklich, daß . . . ?“

Ich hatte nicht den Muth, dem guten Kerl zu ſagen, was ich wirklich glaubte; übrigens war mir die Geſchichte ſelbſt noch nicht recht klar; ich half mir alſo mit ein paar Redensarten, und da eben das Zeichen zum zweiten Act gegeben wurde, gingen wir raſch wieder auf unſere Plätze.

Der zweite Act war, bis gegen den Schluß hin, ziemlich langweilig; für die Oliviera enthielt er nur zwei Nummern: ein Duett mit ihrer Mutter, in dem die Alte ſie warnt vor der Schlechtigkeit der Männer, beſonders vor dem treuloſen Tenoriſten, — dann ein Terzett zwiſchen ihr, dem Tenoriſten und ſeinem Freund, dem Baritoniſten, wobei letzterer, als Mönch verkleidet, die beiden Liebenden heimlich traut. Dieſe beiden Nummern waren muſikaliſch nicht werthlos, aber ſie gaben der Oliviera keine Gelegenheit, die Glanzſeiten ihres Talentes leuchten zu laſſen. Eben an dieſen Stellen hatte an den vorhergegangenen Abenden die Oppoſition gegen die unſichere Sängerin am kräftigſten eingeſetzt, und auch heute wurde das Publikum hie und da ein wenig unruhig. Schödl befand ſich in merklicher Erregung; er warf wüthende Blicke in's Parterre, und ich glaube, wenn es jetzt Jemand gewagt hätte, zu ziſchen, er wäre mit dem Säbel auf ihn losgegangen.

Es kam aber nicht dazu. Im Gegentheil! Die Scheintrauung hatte das Intereſſe an dem Fortgang der Handlung wieder etwas belebt, und von da ab erwärmte ſich die Stimmung ſtetig bis zum Actſchluß, der wieder eine ſehr wirkſame Scene brachte.

Es iſt Nacht — die Nacht zwiſchen dem Faſchingdienſtag und dem Aſchermittwoch. Marietta, in einen dunklen Mantel gehüllt, ſitzt in der weitgeöffneten Balkonthür des Hintergrundes und wartet auf den Tenoriſten, der verſprochen hat, ſie um Mitternacht abzuholen und zu entführen. Durch dieſe Balkonthür ſieht man auf das mondbeglänzte Rom hinaus — mit ſeinen zahlloſen Kuppeln und Thürmen — bis fernhin zum Albanergebirge. Marietta ſingt eine Arie, in der ſie der Sehnſucht nach dem Geliebten Ausdruck giebt; Erinnerungen an ihre Kindheit miſchen ſich hinein und bilden den Uebergang zu einem ſchwermüthigen, ſüdſlaviſchen Volkslied, das ſie mit rührend einfachem Vortrag in die Nacht hinausſingt:

Mila, mila lunica
Kje moja liubica? . . .

Indem ſchlägt es Mitternacht; die Kirchenglocken von Rom fangen an zu läuten; auf der tiefergelegenen Straße tollt eine Maskengeſellſchaft vorüber und ſingt in letzter Carnevalsfreude einen ausgelaſſenen Chor, während gleichzeitig aus dem gegenüberliegenden Kloſter ein Zug büßender Nonnen hervortritt, die, mit Fackeln in den Händen, das Haupt mit Aſche beſtreut, zur Grabkapelle des Erlöſers ziehen; aus den tiefernſten Tönen ihres Bußgeſangs, in die das übermüthige Carnevalslied hineinklingt, aus dem fernen Glockengeläute und dem ſehnſüchtig dazwiſchen geſungenen „**Mila, mila, lunica**“ hatte der Componiſt ein Finale von ſeltener Klangſchönheit aufgebaut, und als ſich, im letzten Augenblick vor dem Vorhangfallen, der Tenoriſt über die Balkonbrüſtung ſchwingt, und Marietta-Oliviera mit einem Alles übertönenden Freudenſchrei an ſeinen Hals fliegt — da war der Erfolg ein großer und der Enthuſiasmus unbeſchreiblich.

Man warf der kleinen Sängerin Blumen und Kränze, Apfelſinen und Taſchentücher auf die Bühne und jubelte ſie immer wieder vor die Rampe.

Mitten in dieſem Tumult ſah ich, wie Simovics aufſtand und ſich in der hinteren Logenecke an dem Packet zu ſchaffen machte, das ſein Diener zu Anfang der Vorſtellung dort niedergelegt hatte; er holte aus der Seidenpapierhülle einen mächtigen bändergeſchmückten Kranz hervor, trat dann dicht hinter Schödl, bemächtigte ſich mit einem Griff ſeiner wüthend applaudirenden Hände, drückte ihm den Kranz hinein und flüſterte ihm dringend in's Ohr: „Werfen! Werfen!“ Schödl folgte ganz automatiſch. Der Kranz flog in großem Bogen auf die Bühne, gerade der wieder herauskommenden Oliviera entgegen, die ihn geſchickt auffing und mit dankbarem Lächeln an's Herz drückte. Das Publikum brach auf's Neue in Beifall aus, und beinahe ſchien es, als ob diesmal ein Theil des Applauſes dem jungen Offizier gälte, der den ſchönen Kranz ſo geſchickt geworfen hatte. Schödl zog ſich ganz verwirrt in die Loge zurück, und als er dort auf Simovics traf, wußte er dem Sturm in ſeinem Innern nicht mehr zu gebieten: er fiel über den großmüthigen Kameraden her, umarmte und küßte ihn ein paar Mal und ſtürzte zur Thür hinaus.

Er kam erſt zurück, als der dritte Act ſchon in vollem Gange war; die Geſchichte auf der Bühne oben nahm jetzt offenbar eine tragiſche Wendung; in einem Duett mit ihrer Nebenbuhlerin hatte Marietta den Betrug erfahren, deſſen Opfer ſie war; ſie glaubt noch nicht an den Verrath ihres Liebſten; aber zwiſchen ihren quälenden Zweifeln wetterleuchtet es ſchon heraus, wie grauſame Rache, Haß, Tod! Dieſe Seelenſtimmung brachte ſie auch ſchauſpieleriſch zu großer Geltung; ſie ſpielte eigentlich, wie ſie ſang, ganz roh naturaliſtiſch, aber mit einem erſchreckenden Wahrheitsausdruck in Ton und Geberde. Wie ſie zwiſchen ſüßen Schmeichelliedern grauſam tückiſch nach dem treuloſen Geliebten hinſchielte, wie ſich die krampfenden Finger zur

Digitized by Google

Fauſt ballten und die Lippen zuckten in zitternder Rachgier — man konnte ordentlich Angſt bekommen vor dem kleinen Frauenzimmer da oben.

Das Stück ſchließt natürlich mit dem Tode des Tenoriſten. Sie ſelbſt hat ihm mit heuchleriſchen Schmeichelworten den Gifttrank gereicht; — und während er ſich nun in Todesangſt und Schmerzen windet, vergeblich nach Hilfe ſchreit, mit letzter Kraft auf ſeine Mörderin zuſtürzen will und ſterbend vor ihr zuſammenbricht, ſteht ſie unbeweglich mit verſchränkten Armen da, nicht einen Schimmer von Mitleid oder Gnade in dem lächelnden Geſicht! Aber dann, wie mit einem Schlag, erwacht ſie aus dieſer Erſtarrung. Sie weicht entſetzt vor der Leiche zurück und will fliehen. — Sie kann nicht! Wie von einer übermächtigen Kraft gezwungen, drängt ſie's zu dem Todten hin — auf ihre Kniee. Mit beiden Händen hebt ſie ſeinen Kopf, ſtarrt ihm in's lebloſe Geſicht und ſchreit weinend auf: „Te volevo bene assai, te volevo bene-assai!“

Darüber fiel der Vorhang.

Ich war in großer Erregung; ich ließ das Publikum applaudiren und rufen, wie es wollte, und drängte mich zur Thür hinaus auf die Straße. Es lag wie eine ſchwere Beklemmung auf meinem jugendlichen Herzen! Himmel, war das ein Weib! Erſt am Molo unten, als mir die friſche Luft von der See her in's Geſicht blies, holte ich wieder freien Athem . . Himmel, war das ein Weib!

* * *

Am nächſten Morgen hatte ich dienſtlich nach Caſtelnuovo zu fahren; ich blieb vier Tage dort und kam erſt am Sonntag Mittag wieder nach Cattaro.

Nachdem ich mich in meiner Wohnung raſch umgezogen und ein paar Biſſen gegeſſen hatte, ging ich zum Regiments-Commandeur, um mich vorſchriftsmäßig zu melden.

Der Herr Oberſt hatte eben ſein Mittagsſchläfchen gehalten; er war augenſcheinlich erſt geweckt worden, denn als ich eintrat, ſah er noch ganz verträumt aus, und die linke Scheitelhälfte ſeines ſpärlichen grauen Haarſchmuckes war bedenklich in Unordnung gerathen; er hatte ſich aber ſchon den Säbel umgeſchnallt und nahm in dienſtlicher Haltung meine Meldung entgegen.

„Alſo in Caſtelnuovo ſind Sie geweſen?“ ſagte er mit erſtauntem Geſicht und ſo feierlicher Betonung, als ob das eine ſehr merkwürdige Reiſe, und Caſtelnuovo ein Ort ſei, der am andern Ende der Welt läge.

Dann ſtellte er den Säbel wieder in die Ecke, trat in die Thür und rief mit ſeiner mächtigen Commando-Stimme über den Corridor nach der Küche hin: „Mali, den Kaffee! Aber zwei Schalen! — Sie trinken doch einen kleinen Schwarzen mit?“ wandte er ſich wieder zu mir. „Sehen Sie, ſo ein Schalerl Kaffee, beſonders wenn er recht heiß iſt, und eine Virginier-Cigarre dazu, beſonders ſo die erſten Züge, das iſt doch das Beſte auf der Welt.“

Unſer Oberſt behauptete von einer ganzen Menge Dingen, ſie ſeien das Beſte auf der Welt.

Der Kaffee war inzwiſchen gebracht worden, wir ſaßen uns gegenüber, und der alte Herr begann eine merkwürdig umſtändliche Manipulation, um ſeine und meine „Virginier“ kunſtgerecht anzubrennen. Dabei blinzelte er mir ein paar Mal vertraulich zu und machte ein verſchmitztes Geſicht, als hätte er eine ſehr ſpaßhafte Geſchichte auf der Zunge und wolle mich nur noch ein wenig zappeln laſſen.

Und richtig! Kaum war die Mali aus dem Zimmer, platzte er los: Was ich denn eigentlich zu der Geſchichte mit dem kleinen Schöbl ſage?

Ich verſtand ihn zunächſt gar nicht.

„Aber ich bitte Sie,“ ſagte er, „ſtellen Sie ſich doch nicht ſo! Die ganze Stadt redt ja davon.“

„Aber von was denn, Herr Oberſt?“

„Na, von ſeinem Techtel-Mechtel mit der kleinen Schauſpielerin, der Oliviera.“

Nun war ich wirklich auf's Höchſte überraſcht.

„Uebrigens eine bildſaubere Perſon,“ fuhr der Oberſt fort und nickte dabei ſinnend vor ſich hin, als dächte er an manche andere bildſaubere Perſon aus längſtvergangenen Jugendzeiten. „Ja, ja, ſo ein paar ſchwarze Augen, ein rothes Munderl und ein kleines Handerl — das iſt doch das Beſte auf der Welt!“ . . .

„Aber, Herr Oberſt, ich begreife wirklich nicht . . .“

„Ach ſo,“ brummte er, „Ihr habt Euch wohl Alle miteinander verabredet, daß Euer alter Oberſt nichts erfahren ſoll? Der Simovics der der heute Vormittag bei mir war, um mir ſeine officielle Verlobung mit auch kleinen Ungarin anzuzeigen! Der wollte auch nicht heraus mit der Farbe! Aber den habe ich überrumpelt, und als er ſich einmal verſchnappt hatte, da konnte er nicht mehr zurück, da mußte er beichten.“

„Es iſt alſo wirklich . . .?“

„Aber natürlich!“ ſagte er und tuſchelte mir geheimnißvoll in's Ohr: „Sie haben was miteinander!“ Dann lehnte er ſich weit in den Stuhl zurück, ſah mich wieder ſchalkhaft lächelnd an und kicherte mit drohend erhobenem Zeigefinger: „Ein ſchlechter Kerl, der Schöbl!“

Indem kam die Frau Oberſt herein. Eine rundliche alte Dame, deren freundliches Geſicht von einem wunderſchönen weißen Wellenſcheitel eingerahmt wurde; ich verabſchiedete mich und wurde noch liebevoll ermahnt, den heutigen Regiments-Abend nicht zu vergeſſen. Am erſten Sonntag jeden Monats war nämlich jour beim Oberſt, zu dem wir ein für allemal in corpore eingeladen waren.

„Heute giebt's was Beſonderes,“ ſagte der Oberſt, „dem Simovics zu Ehren! Lauter ungariſche Sachen: Debrecziner-Gulyas, Krautſtrudel mit

Paprika und garnirten Liptauer! Und ein Weinchen . . . na, damit ſollen die Herren aber ganz extra überraſcht werden!“

Sein Geſicht leuchtete ordentlich im Vorgeſchmack aller dieſer Herrlichkeiten, und als ich zur Thür hinausging, flüſterte er mir noch zu: „Der Krautſtrudel iſt nämlich eine Specialität von meiner Frau! Das iſt das Beſte auf der Welt. . . .“

Unten auf der Straße blieb ich ſtehen, um mir's erſt einmal ordentlich klar zu machen: Der Schödl und die Oliviera? . . . Nein, das iſt doch gar nicht möglich! Ich will ſofort ſelber zu Schödl hingehen . . . Auf dem Markt fängt gerade die Platzmuſik zu ſpielen an, die jeden Sonntag von drei bis fünf Uhr vor der Hauptwache concertirt. Es iſt wunderſchönes warmes Wetter — obwohl wir im Anfang December ſind — und der ganze Platz wimmelt von feſttäglich geſchmückten Spaziergängern. Ich ſchiebe mich durch die Menge, um nach der andern Seite zu kommen; da taucht plötzlich, ein paar Schritte weit von mir, mein Freund Schödl auf. Und neben ihm — wahrhaftig, ganz dicht neben ihm, geht die Oliviera! Sie ſieht ſehr hübſch und ſehr kokett aus, mit ihrem kleinen Bolero-Hütchen und der enganliegenden Jacke, und plaudert ſo eifrig und ſo arglos mit ihm, als ob ſie's gar nicht merkte, daß ſich alle Leute nach ihr umſehen. Und Schödl merkt es wirklich nicht, er wandelt augenſcheinlich wie in einem Traum neben ihr hin! Jetzt treten ſie aus dem Gewühl heraus und wenden ſich zum Thor, das auf die Riva hinausführt. Zuerſt wollte ich ihnen nach und ſie anreden, aber dann überlegte ich es mir wieder; es iſt vielleicht doch beſſer, wenn ich erſt mit Schödl allein ſpreche. Ich ſehe ihn ja heute Abend beim Oberſt.

Im Nachhauſegehen kam ich an den tre amanti vorüber. Die Padrona ſtand in der Thür und machte ein recht übellauniges Geſicht, wie man's an der munteren Perſon gar nicht gewöhnt war. Ich ſprach ſie an, und ſie klagte mir ihr Leid. Sie ſei ganz unglücklich wegen der Liebſchaft, die ſich die Oliviera in den Kopf geſetzt hätte. Mit wem? Nun, das wiſſe ich wohl ebenſo gut wie ſie! Und das könnte im Leben kein gutes Ende nehmen. Der Herr hätte ja nichts zu nagen und zu beißen! Wenn ſie ihn heirathen wolle, dann müſſe entweder er vom Militär oder ſie vom Theater abgehen.

„Haben Sie ihr das nicht vorgeſtellt?“

„Hundert Mal! Aber ſie iſt blind und taub vor Leidenſchaft!“ Er müſſe ſie rein behext haben; denn ſchön ſei der Lieutenant Schödl doch ſicher nicht, und wenn ſich ein Geſchöpf, wie die Oliviera, in ſo Einen verliebe, das könnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Wie ſie ihr das aber rund heraus geſagt habe, da ſei ihr das Mädel mit einem hellen Gelächter um den Hals gefallen und hätte ein über das andere Mal gerufen: Oh, wie dumm biſt Du, meine goldige Roſina, wie dumm biſt Du!

„Und kommt denn Schödl öfters zu ihr?“

„Hier, in mein Haus?“ frug die Padrona ganz entrüſtet. „Oh, das wollt' ich ihm rathen! Ich hab's ihm gleich am erſten Tag geſagt, wie ich die Sache merkte! Und deutlich! Er hat mir's wohl auch übel genommen, denn ſeither iſt er ganz weggeblieben. Aber was nützt das? Sie ſehen ſich wahrſcheinlich irgendwo außerhalb. Die Kleine iſt jetzt faſt gar nicht mehr zu Hauſe, und jeden Morgen kommt ein Briefchen und ein herrliches Bouquet . . .“

„Von Schödl?“

„Nun, von wem denn ſonſt? Wie würde ſie ſich denn ſonſt ſo närriſch anſtellen mit den Blumen? Und das Briefchen küßt ſie ſogar und ſetzt ſich gleich hin, ſchreibt bogenlange Antworten und trägt ſie ſelber auf die Poſt, damit's nur ja ſicher ankommt.“

Und was ich denn zu der Unglücksgeſchichte ſage? Ich ſei doch ſein Freund? Und ich könnte es doch unmöglich ſo ruhig mit anſehen . . . .

„Meine liebe Padrona, ich bin faſt die ganze Woche verreiſt geweſen und weiß ſo gut wie nichts; aber ich werde mit Schödl reden, verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde mir ſchon Klarheit verſchaffen.“

Damit ging ich; vorläufig war mir die Geſchichte wirklich räthſelhaft! Mein Freund Schödl als Liebhaber dieſer Oliviera! Ich konnte mir's nicht denken. Aber der Oberſt hatte es mir doch geſagt? Und die ganze Stadt ſprach davon! Und ich hatte es ja ſelber geſehen, damals im Theater, wie's anfing! Und eben vorhin erſt, bei der Platzmuſik. Und die Erzählung der Padrona? Die Briefchen! Die Bouquets! Wo er nur das Geld dazu hernahm? Und wo das Ganze hinausſollte? Sicherlich — ich mußte mit ihm reden.

Ich ging nochmal an ſeiner Wohnung vorüber; er war nicht zu Hauſe. Wann er wohl wiederkäme? — Vor Abends kaum; er hätte einen kleinen Ausflug gemacht und ginge dann wahrſcheinlich direct in die Geſellſchaft — zum Herrn Oberſt!

Bei mir zu Hauſe fand ich einen Brief, den Schödls Burſche vor zwei Stunden gebracht hatte. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, den Zſchacko abzuſetzen, riß das Couvert auf und las:

„Theurer Freund!

Ich höre, daß Du heute Mittag angekommen biſt; verzeihe, wenn ich nicht gleich zu Dir eile, aber ich bin verhindert. Wir ſehen uns heute Abend beim Oberſt und nachher bei mir, nicht wahr? Ich habe Dir ſo viel zu erzählen. Mir winkt ein unverhofftes, ein unbeſchreiblich großes Glück! Noch wage ich nicht daran zu glauben! Aber wenn es wahr und wirklich wird, dann will ich's feſthalten wie mein Leben — mag kommen, was will.

Dein überglücklicher
Schödl.“

Ich las den Brief zwei- und dreimal, legte ihn endlich aus der Hand, griff wieder danach und fühlte mich ordentlich gequält von einer merkwürdigen Unruhe.

Warum eigentlich? . . . Wenn er wirklich eine Liebſchaft mit dieſer — — — aber nein, nein, das iſt nicht möglich!

Ich nahm allerlei vor, um mich abzulenken — umſonſt! Endlich litt es mich nicht mehr im Zimmer; ich lief planlos durch die winkligen Straßen, frug nochmals bei Schödls Wohnung vor, ging in das Café grande auf den Marktplatz, las ein paar Zeitungen — ohne eigentlich recht zu wiſſen, was ich las — und kam endlich, fünf Minuten vor Sieben, als erſter Gaſt zum Regimentsabend des Herrn Oberſt.

Dieſe Regimentsabende verliefen ziemlich planmäßig, — einer wie der andere. Pünktlich um ſieben Uhr kamen wir zuſammen, dann wurde eine Kleinigkeit herumgereicht, — im Winter Thee, im Sommer Bowle, — und ſpäteſtens um halb Acht ſaß Alles an den Kartentiſchen: eine Whiſt- und zwei bis drei Tarockparthien, natürlich zu einem ſehr niedrigen Point; Schlag Neun erſchienen die Damen, — die Hausfrau und ihre drei erwachſenen Töchter, die leider dem Papa ähnlicher ſahen als der Mama, — die Karten wurden hingelegt, und es ging zum Eſſen. Das Menu war immer ſpießbürgerlich einfach, aber ausgezeichnet gekocht und appetitlich ſervirt; dazu kam, daß der Oberſt ein entzückender Wirth war, deſſen joviale Laune und guter Appetit anſteckend auf alle Andern wirkte. Um zehn Uhr wünſchte man ſich „wohl geſpeiſt zu haben“ und ging in den Salon, wo trotz der Anweſenheit der Damen geraucht werden durfte; man plauderte noch ein Stündchen, hie und da ſetzte ſich Einer an's Clavier und ſpielte einen Walzer, manchmal wurde auch noch ein wenig getanzt, und um elf Uhr ging die Geſellſchaft regelmäßig auseinander.

Heute kam von vornherein eine Störung in das gewohnte Programm. Es hatte ſchon längſt halb Acht geſchlagen, und wir waren noch immer nicht complet. Simovics und Schödl fehlten.

„Beim Herrn Lieutenant Schödl kann ich's am Ende noch begreifen,“ brummte der Oberſt, „der wird wohl im Theater zu thun haben . . . .“

Aus den Geſichtern der Anderen ſah ich, daß dieſe Anſpielung ganz allgemein verſtanden wurde.

Um es noch deutlicher zu machen, rief der alte Major lachend dazwiſchen:

„Aber in der heutigen Oper ſingt ſie ja gar nicht, die Oliviera.“

„Na, dann begreif' ich's erſt recht,“ ſagte der Oberſt, — und nun lachten Alle mit.

„Jedenfalls fangen wir jetzt zu ſpielen an, und wenn der Schödl und der Simovics kommen, können ſie eintreten — oder kibitzen.“

Die Partien wurden durch's Loos beſtimmt; ich kam an den Tiſch des Oberſten. Als die Karten zum erſten Mal ausgetheilt wurden, war der alte Herr ſchon wieder guter Laune.

„So eine gemüthliche Tarockpartie, das geht doch wirklich über Alles! Sie haben Vorhand, Herr Lieutenant!“

Ich war ſehr zerſtreut und ſpielte ausnahmsweiſe ſchlecht; der Oberſt wurde ordentlich böſe.

„Wiſſen Sie, da hört Alles auf! Wenn ich klein Tarock anzeige, und Sie ſpielen mir Herz nach . . .“

Ich entſchuldigte mich und gab mir alle mögliche Mühe, bei der Sache zu bleiben. Aber die große Pendeluhr hing mir gegenüber, und ich ſah den Zeiger weitergehen, Viertelſtunde um Viertelſtunde, und Schödl kam noch immer nicht . . .

Endlich, faſt gleichzeitig mit den Damen, die uns zum Eſſen holten, trat er in's Zimmer.

Er war auffallend blaß und ſtammelte verworrene Entſchuldigungen: er hätte ſich bei der Rückkehr von einem Ausflug, im Bosco, verlaufen — wäre nochmals zu Hauſe geweſen, hätte ſich umkleiden müſſen . . .

„Na, und der Simovics?“ frug der Oberſt.

„Der Simovics?“

„Wo bleibt der denn?“

„Ja, lieber Gott,“ ſagte Schödl mit merklichem Erſchrecken, „iſt der noch nicht hier?“ Und dabei ſah er ſich beinahe ängſtlich ſuchend im Zimmer um, trat zu mir hin, ergriff meine Hände und frug nochmal: „Iſt der denn noch nicht hier?“

Während die Uebrigen die eintretenden Damen begrüßten, nahm ich Schödl ſchnell bei Seite:

„Was haſt Du denn? Iſt etwas geſchehen?“

„Nein — ich erzähl' Dir Alles nachher — aber der Simovics? Der müßte doch längſt hier ſein . . .“

„Messieurs, prenez vos dames!“ commandirte der Oberſt und ſchritt zum Eßzimmer.

Wenn ſich der Oberſt in gehobener Stimmung befand, wie z. B. jetzt, unmittelbar vor einem guten Souper, ſprach er meiſtens franzöſiſch. Es war manchmal ein merkwürdiges Franzöſiſch, — aber er konnte nicht anders. Wie es ſchien, fand er für einen gewiſſen Grad der Gefühlswärme in der deutſchen Sprache keinen Ausdruck mehr. Man erzählte ſich als ganz authentiſch, daß er im Jahre ſechsundſechzig ein ſtockböhmiſches Bataillon mit einer franzöſiſchen Anſprache in's Feuer geführt habe; er bekam damals für ſeine bravouröſe Haltung den Maria-Thereſien-Orden. Und als ihm der Feldmarſchall Lieutenant Gablenz dieſes hohe Ehrenzeichen an die Bruſt heftete, da fand er im Uebermaß ſeiner Freude auch keine anderen Worte als: „Mon dieu, mon dieu!“

Jetzt ſaß er in ſpannungsvoller Erwartung am oberen Ende der Tafel; rechts und links von ihm die beiden Bataillons-Commandeure; weiterhin, in bunter Reihe mit den Damen, die Hauptleute und ſchließlich, nach dem Dienſtalter rangirt, die Lieutenants. Ich war von Schödl ziemlich weit getrennt, mußte alſo Beſorgniß und Neugier bekämpfen.

Der für Simovics beſtimmte Stuhl blieb leer.

Indeſſen erſchien, eine rieſig große Schüſſel in den Händen tragend, die Mali auf der Schwelle, und augenblicklich verbreitete ſich im ganzen Zimmer der würzige Duft des Debrecziner-Guylas.

„Attention, Messieurs,“ rief der Oberſt, „la pièce de résistance!“

Zwiſchen dem erſten gehäuften Teller, den er leer gegeſſen, und dem zweiten, den er ſich eben gefüllt hatte, wiſchte ſich der Herr Oberſt ſorgſam die Lippen und erhob ſich zu folgender Rede:

„Verehrte Herren und liebe Kameraden! Ich wünſche Ihnen allſeitig guten Appetit. Vom Eſſen hoffe ich, daß es Ihnen ſo wohl ſchmecken wird, wie es liebevoll zubereitet iſt . . .“ dabei machte er eine kleine ehrerbietige Verneigung nach ſeiner Gattin hin — „aber was das Trinken anbelangt, ſo mache ich Sie feierlich darauf aufmerkſam, daß wir heute nicht unſeren gewöhnlichen ordinären ‚Weidlinger‘, ſondern einen ganz beſonders köſtlichen Tropfen vor uns haben! Einen feurigen Ungarwein, deſſen großmüthiger Spender kein anderer iſt, als der zukünftige Schwiegervater unſeres Kameraden Simovics . . .“ Er warf einen vorwurfsvollen Blick auf den leergebliebenen Stuhl und fuhr fort: „Der alte Herr hat eine Kiſte mit fünfundzwanzig Flaſchen und dieſen Brief hier geſchickt, den ich Ihnen vorleſen muß, weil er nicht nur an mich, ſondern an Sie alle gerichtet iſt.“

Der Brief, der in einem ſeltſamen Ungariſch-Deutſch geſchrieben war, enthielt zunächſt eine officielle Verlobungsanzeige an das Regiment; dann die Bitte, mit beifolgendem Wein auf das Wohl des Brautpaares anzuſtoßen, und ſchließlich die temperamentvolle Verſicherung, „daß der ergebenſt Unterfertigte zwar für alle Schulden oder Spielverluſte ſeines inniggeliebten Schwiegerſohnes gerne aufkommen würde, — wann aber nirnutzige Kerl andere Dummheiten macht, mit Madl oder ſo, dann ſoll ſich nur gar nicht mehr ſehen laſſen, in Felegyhaza, weil ſunſt Buckel voll Schläg kriegt von hochachtungsvoll ergebenen Kelemen Jóska.“

Die drei Töchter des Oberſt, die trotz ihrer Häßlichkeit überaus luſtige Mädchen waren, lachten hellauf; wir Andern ſtimmten ein und ließen den ſchlagfertigen Schwiegerpapa hochleben. Der Hauptmann Lipſius, der Compagnie-Chef des Simovics, meinte übrigens, mit der Drohung des Alten hätte es weiter keine Gefahr, denn wenn der Simovics ſchlau genug geweſen wäre, es bis zur Verlobung zu bringen, dann würde er auch klug genug ſein, bis zur Hochzeit zu kommen. Zu den Dummheiten hätte er ja noch hinterher Zeit.

Der Oberſt ſagte, das ſolle ihm ſehr lieb ſein, denn er hätte doch nun gewiſſermaßen die Verantwortung; darum habe er auch den Herrn Lieutenant ſchon vor acht Tagen, gleich als er den Brief bekam, ordentlich in's Gebet genommen, und dieſer hätte ihm die heiligſten Verſprechungen gegeben.

Die jungen Damen hatten augenſcheinlich wieder die größte Luſt, herauszulachen, unterdrückten es aber, weil ſie doch nicht wußten, ob es ſchicklich wäre.

Der Ungarwein war in der That vortrefflich; den Krautſtrudel nannte der dicke Major, unter dem zuſtimmenden Beifall der ganzen Tafelrunde, ein Gedicht, auf deſſen Verfaſſerin er unter abermaliger und allſeitiger Zuſtimmung ein begeiſtertes „Hoch" ausbrachte.

Man bedauerte allgemein, daß Simovics nicht da ſei; es wäre doch eigentlich eine Art von Verlobungsſchmaus, der ihm zu Ehren veranſtaltet wäre . . .

„Wenn ihm nur kein Unglück zugeſtoßen iſt," ſagte die beſorgte Frau Oberſt.

Die militärfeindliche Stimmung der Bocheſen, die einige Jahre ſpäter zum offenen Aufſtand führte, gährte ſchon damals merklich unter der Bevölkerung; mehrfach war es vorgekommen, daß einzeln gehende Soldaten von den faſt ausnahmslos gut bewaffneten Cattareſern überfallen und mehr oder minder ſchwer verletzt worden waren.

Der Hauptmann Lipſius glaubte uns aber auch darüber beruhigen zu können. Der Simovics fürchte ſich vor Hölle und Teufel nicht, und wenn er nur ſo viel Zeit behielte, den Säbel aus der Scheide zu reißen, dann könnten es ſeine Angreifer gut haben! — Er hätte neulich im Fechtſaal ſeine Wunder geſehen! Gegen den Simovics kämen wir alle miteinander nicht auf! — Und als Schützen erſt recht nicht. Bei ſeiner Compagnie trügen die meiſten Leute durchlochte Vierkreuzerſtücke an der Uhrkette, die der Simovics mit der Piſtole aus der Luft heruntergeſchoſſen hätte, — im vollen Flug.

So wurde noch dies und jenes von Simovics' Kunſtſtücken erzählt. Er bildete faſt ausſchließlich das Thema des Geſpräches. Im Ganzen hatte ich den Eindruck, daß man ſeiner Courage, ſeiner Geſchicklichkeit und ſeinen geſelligen Talenten allſeitig Gerechtigkeit widerfahren ließ; man ſchätzte ihn ehrlich . . . bis zu einem gewiſſen undefinirbaren Punkt; darüber hinaus kam Keiner! Man traute ihm nicht voll! Unſere gute Regimentsmutter, die Frau Oberſt, konnte ihn ſogar direct nicht leiden und ſagte es auch frei heraus. Der Oberſt nahm ſeine Partei, trank noch extra ein letztes Glas zu ſeiner Ehre und hob die Tafel auf.

Es war ſpäter geworden als gewöhnlich bei unſeren Regiments-Abenden, und man trennte ſich daher auch bald nach dem Eſſen.

Ich trat gleichzeitig mit Schödl auf die Straße; er ſprach kein Wort, hielt mich aber am Aermel feſt und lief mehr, als er ging, die paar hundert Schritte bis zu den „tre amanti" hin. Die Padrona legte eben die Fenſterladen vor.

„Iſt Fräulein Oliviera zu Hauſe?" ſchoß er auf ſie zu. Und als ſie nicht gleich Antwort gab, wiederholte er mit einem ſo ängſtlich bittenden Ausdruck: „Sagen Sie mir doch, ob Fräulein Oliviera zu Hauſe iſt?" daß ihn die Padrona ganz erſchrocken anſah. Natürlich ſei ſie zu Hauſe; ſchon ſeit einer guten Stunde! — Schödl ſeufzte erleichtert auf. — Wie von einer großen Angſt erlöſt, rief er der Padrona ein „grazia tanto“ zu und zog mich fort — zu ſich nach Hauſe.

Als wir in ſeinem Zimmer ſtanden, fiel er mir um den Hals. „Mein Gott, habe ich Sorge ausgeſtanden! — Ich dachte, es müßte ihr ein Unglück zugeſtoßen ſein . . .!“

„Aber willſt Du mir nicht endlich . . .?“

„Ja,“ ſagte er und ſchüttelte meine Hände, „jetzt ſollſt Du Alles erfahren! — Setz’ Dich und hör’ mich an . . .!“

Er hatte Licht gemacht und ging unruhig auf und nieder, als ſuchte er einen Anfang für ſeine Mittheilungen.

Ich ließ ihm Zeit; es war eine Weile ganz ſtill; nur das eintönige Rauſchen des Meeres hörte man durch’s weit offene Fenſter, und von ganz fern her, vom Deck einer Fregatte, die im Hafen lag, trug der Wind den langgezogenen Ruf der Schildwache herüber:

„Alles wohl! — — Laternen klar!“ — —

„Ich weiß eigentlich wirklich ſelber nicht, wie Alles gekommen iſt,“ — ſagte er endlich, mehr zu ſich ſelber, als zu mir ſprechend, und dabei ſetzte er ſich, durch die ganze Breite der Stube von mir getrennt, in den halbdunklen Winkel zwiſchen Schreibtiſch und Fenſterpfeiler, legte die gefalteten Hände auf’s Knie — und fing an zu erzählen! Treu und ſchlicht, wie es ihm, geradwegs aus dem Herzen herauf, auf die Lippen kam.

Er liebte die Oliviera! Ja, er hätte ſie ſchon geliebt von der Minute an, wo er ſie zum erſten Mal in den „tre amanti“ geſehen; aber damals hätte er es ſelbſt noch nicht gewußt, und auch nach dem unvergeßlichen Theater-Abend hätte er ſich’s noch nicht eingeſtehen wollen; aber dann ſei am nächſten Tag der Simovics zu ihm gekommen und hätte es ihm auf den Kopf zugeſagt! Da hätte er ſich allerdings nicht mehr halten können und hätte dem theilnahmsvollen Kameraden Alles gebeichtet. Simovics handelte nun an ihm wie ein wahrer Freund. Er begleitete ihn noch am ſelben Abend, nach der Vorſtellung, zur Hinterpforte des Theaters, und als die Oliviera herauskam, ſtellte er ihn vor . . .

„Kannte denn Simovics die Oliviera ſchon perſönlich?“ frug ich erſtaunt.

„Ja, — flüchtig; von Wien her, wo ſie im vorigen Winter einige Wochen lang das Conſervatorium beſucht hat . . .“

„Ach ſo . . .“

Bei dieſer erſten Begegnung ſei nun die Sängerin Schödl gegenüber freilich ſehr zurückhaltend geweſen, hätte eigentlich auf dem ganzen Weg nach den „Tre amanti“ hin nur mit Simovics geſprochen, während Schödl traurig nebenher ging und meinte, nun ſei Alles verloren. Aber Simovics tröſtete ihn und verſprach ihm ſeine Vermittlung. Er wollte die Dame ſchon umſtimmen. Und richtig! Schon am nächſten Tag kam er mit einem ſehr vergnügten Geſicht zu Schödl und erzählte ihm, er hätte Gelegenheit gefunden, die Oliviera allein zu ſprechen, — und nun ſei Alles im beſten Gange. Schödl hätte einen ſehr guten Eindruck auf ſie gemacht, und ſie erlaubte ihm, ſie jeden Abend vom Theater abzuholen und bis zu ihrer Wohnung zu bringen! Das hätte er dann auch gethan . . .

„Aber Du biſt doch in dieſen Tagen auch ſonſt noch mit ihr zuſammengekommen?“ unterbrach ich ihn.

„Sonſt noch . . .? Nein . . .“

„Du haſt doch Briefchen mit ihr gewechſelt, haſt ihr Blumen geſchickt — —?“

„Gott bewahre! wie hätte ich denn das wagen ſollen? Sie war ja immer ſehr freundlich zu mir, wenn ich ſie vom Theater abholte, — aber von . . . von Liebe,“ ſagte er ganz leiſe und innig, . . . „von meiner Liebe habe ich noch kein Wort zu ihr geſprochen. Aber heute wollte ich's,“ rief er aus und ſprang dabei vom Stuhl auf. „Heute wollt' ich's und hätte es ihr ſicherlich geſagt, wenn nicht die ſchreckliche Geſchichte mit dem Waſſer dazwiſchen gekommen wäre!“

„Mit dem Waſſer?“

„Ja! Geſtern Abend ſagte ſie mir, ſie wäre heute, am Sonntag, zum erſten Mal nicht beſchäftigt im Theater, und wenn's mir recht wäre, wollten wir uns bei der Platz-Muſik treffen und einen kleinen Ausflug miteinander machen! Ob's mir recht wäre! Du kannſt Dir denken, daß ich die ganze Nacht nicht ſchlief vor Freude. Das war ja die lang erſehnte Gelegenheit! Jetzt konnte ich ihr endlich Alles geſtehen! Auf ſo einem einſamen Spaziergang, dachte ich mir . . .“

„Ich habe Euch geſehen — Ihr gingt durch's Thor hinaus . . .“

„Ja, das war's eben! Ich achtete gar nicht auf den Weg, bis wir dicht davor ſtanden . . .“

„Wovor?“

„Vor'm Waſſer!“ ſagte er mit kläglichem Ausdruck. „An der Riva, wo dieſe ſchrecklichen Kerle mit den rothen Mützen ihre Schaukel-Boote angehängt haben und die Vorübergehenden anſchreien . . .! Und, denke Dir, da fällt's der Oliviera plötzlich ein, ſie will über den Hafen hinüber nach St. Bartholo fahren! Bevor ich antworten kann, iſt ſie auch ſchon drin im Boot, — ich muß nach — und los geht die Fahrt! Zum Glück war das Meer ziemlich ruhig; aber Du kennſt mich ja. Das Waſſer iſt vielleicht das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angſt habe; — das ſchäme ich mich auch nicht einzugeſtehen; es iſt eben eine Idioſynkraſie, gegen die man nicht ankämpfen kann; beſonders wenn man immer gleich ſeekrank wird!

„Aber das konnte ich doch dem ſchönen Mädchen, das mir gegenüber ſaß, nicht erklären. Sie hätte mich unfehlbar ausgelacht. Und dabei fühlte ich, wie's mir die Gurgel zuſchnürte und daß mir immer ſchlimmer und ſchlimmer wurde. Es war entſetzlich! Wie ich ſchließlich bei St. Bartholo drüben an's Land kam, weiß ich nicht! Ich konnte mich kaum mehr aufrecht halten. Und wie's mit der Rückfahrt über's Meer werden ſollte, — daran durfte ich gar nicht denken! In dieſem Augenblick erſchien, ganz unerwartet, aber wie ein richtiger Helfer in der Noth, mein Freund Simovics! er hatte zufällig auch einen Ausflug nach St. Bartholo gemacht, hatte uns ſchon von Weitem kommen ſehen und war an den Strand geeilt, um uns herzlich zu begrüßen. Nun war ich gerettet! Ich gab ihm einen Wink — er überſah mit einem Blick die Situation, flüſterte mir leiſe zu, er werde mich bei der Oliviera discret entſchuldigen, gab der Dame den Arm und ging mit ihr davon. Ich blieb zurück, ſcheinbar, um mit unſerm Bootsmann über die Rückfahrt zu verhandeln, in Wirklichkeit aber war ich entſchloſſen, die ganze Luſtpartie für heute aufzugeben; mir war zu elend zu Muthe! Und wenn ich an eine nochmalige Seefahrt dachte, bei dem immer ſtärker einſetzenden Abendwind — nein, lieber wollte ich zu Fuß nach Cattaro zurückgehen. . . .“

„Was? Um den ganzen Hafen herum?“

„Ja — gut drei Stunden bin ich durch Geſtrüpp und Geröll gewandert; es war ein abſcheulicher Marſch! Und dann mein Schreck, als ich zum Oberſt kam, und Simovics war nicht da! Er mußte doch längſt wieder zurück ſein! Wenn ihm und der Oliviera ein Unglück zugeſtoßen wäre.“ . . .

„Aber die Padrona ſagte uns doch . . .“

„Ja, ja, jetzt bin ich auch wieder ganz ruhig! Jetzt iſt Alles wieder gut! Morgen werde ich mich bei ihr entſchuldigen und werde ihr Alles ſagen!“ Er ging in großer Erregung im Zimmer auf und nieder. „Ja, keine Stunde ſchiebe ich's mehr auf! Sie muß es wiſſen, wie ich ſie liebe! Ich will auch gar nicht daran denken, was dann werden ſoll! Mag ſie doch ſelber entſcheiden! Mein Leben gehört ihr! Sag' mir nichts,“ — rief er mir heftig abwehrend zu — „Du hörſt ja, daß ich ſie liebe!“ Und dann wiederholte er's, ganz leiſe vor ſich hinſprechend, als ob er ſelbſt dem Klang ſeiner Worte lauſche: „daß ich ſie liebe!“ . . .

„Alles wohl, Laternen klar,“ tönte es wieder von fern herüber! Es mußte Mitternacht ſein. — — In unſerm Zimmer war's ganz ſtill, und mir lag das Herz wie ein Stein in der Bruſt.

Du armer, armer Kerl!

Wie wird er es tragen, wenn er die Wahrheit erfährt?

Ich hatte natürlich längſt Alles errathen! Lieber Himmel, es war ja ſo plump und durchſichtig! Kein Anderer hätte ſich täuſchen laſſen! Nur er, der gute Menſch mit dem treugläubigen Herzen! Mir that er ſo tief innerlichſt leid. Und was ſollte ich nun thun? Erſt mit den beiden Andern reden? Oder gleich ihm ſelber Alles ſagen? Rückſichtslos? Ohne Zaudern? Wahrhaftig, ich wußte es nicht!

Mit einem Male wurde ich aus meinem Grübeln aufgeſchreckt! Ein Geräuſch! Ein merkwürdiges Geräuſch, das immer ſtärker wird! Wie eilig näher kommende Schritte? — Nein, das iſt ein wildes Laufen! Es kommt in raſender Eile den ſchmalen Steinweg entlang, der zwiſchen unſerem Haus und der Friedhofsmauer hinführt! Wir wollen zum Fenſter, aber da ruft's ſchon von unten herauf, flehend und ſchluchzend:

„Signor tenente! Signor tenente!“

„Allmächtiger Gott! Das iſt ja die Oliviera!“

Schödl iſt ſchon aus dem Zimmer — die Treppe hinunter! Ich trete mit der Lampe vor die Thür und leuchte weit hinaus über's Geländer.

Da kommt ſie herauf! Es iſt wirklich die Oliviera!

„Um Gottes willen, was iſt denn geſchehen?“

Sie ſtürmt an mir vorüber in's Zimmer; ich ziehe den todtbleichen Schödl nach und ſchließe die Thür.

Sie ſteht uns gegenüber — athemlos — wortlos! Und dabei ſieht ſie uns mit einem ſo verſtörten Geſicht an! Es iſt zum Erbarmen! Zum Erbarmen und zum Fürchten! Schödl will auf ſie zu, aber ſie wehrt ihm mit vorgeſtrecktem Arm.

„Sagen Sie mir die Wahrheit —“ die Stimme kam heiſer aus ihrer keuchenden Bruſt herauf — „ſagen Sie mir die Wahrheit! Ihr Freund — der Lieutenant Simovics — er iſt verlobt?“ . . .

„Ja.“ . . .

„Mit einem reichen, ſchönen Mädchen?“

„Ja.“ . . .

„Und . . . er wird ſie heirathen?“

„Ja.“ . . .

„Ah!“ kreiſchte ſie laut auf, warf die Arme in die Luft und ſank an dem Stuhl zuſammen, neben dem ſie eben ſtand. „Der Elende! Der meineidige Feigling! Der Schuft!“ . . .

Eine Fluth von häßlichen Schmähworten und Verwünſchungen brach aus ihr heraus! Ohne Rückſicht und Scham — unaufhaltſam, bis ihr die Stimme im Schluchzen und Weinen erſtickt.

Und drei Schritte von ihr ſteht Schödl; gegen den Tiſch zurückgelehnt, an den er ſich krampfhaft feſtklammert; mit erdfahlem Geſicht und weit aufgeriſſenen Augen ſtarrt er ſie an! Jetzt weiß er Alles! . . .

Endlich trete ich zu ihr hin und will ſie vom Boden aufheben; ſie ſchüttelt mich ab. Sie will keinen Troſt und keinen Zuſpruch! Sie weint auch nicht mehr! Sie hat nur noch einen Gedanken: die Rache! Beim Seelenheil ihrer Mutter verſchwört ſie ſich: ſie will ſich rächen! An's Leben will ſie dem Elenden . . .

Das weckt den Schödl aus ſeiner Betäubung. Das Wort bringt ihn wieder zu ſich ſelbſt. Er reckt ſich auf, ſo hoch und ſo ſtolz er's kann.

„Ueberlaſſen Sie das mir! Mir ſoll er Rechenſchaft geben für meine gekränkte Ehre — für den Schimpf an einem wehrloſen Weib!“

Und wie er das ſagt, ruhig und beſtimmt, ſchweifen ſeine großen, blauen Augen zu dem Heldenbild ſeines Großonkels hinüber, und ſeine Lippen murmeln es, wie einen Schwur, vor ſich hin: „Auf Tod und Leben!“

Dann wendet er ſich ab, tritt zum Fenſter und ſtarrt hinaus, — als hätte er Alles im Zimmer hinter ſich vergeſſen.

Die Oliviera wollte noch einmal ſprechen, aber er hörte ſie gar nicht mehr! Da ruckte ſie ſich trotzig zuſammen und ſchritt ſtumm zur Thür hinaus; ich ging ihr nach und holte ſie auf der Straße ein. Als wir um die nächſte Ecke bogen, ging ſie langſamer. „Sie hätten nicht mitzukommen brauchen,“ ſagte ſie leiſe, „ich mache keine Dummheiten; . . . ich könnte es nicht . . . ich fürchte mich!“ Sie hing ſich zitternd an meinen Arm und fing wieder zu weinen an. Heute Abend, nachdem die Padrona ſchon zu Bett gegangen war, ſei ſie nochmal zu ihr hinuntergeſchlichen, habe ſich zu ihr geſetzt und ihr Alles gebeichtet: Daß ſie den Simovics liebe, ſchon von Wien her, daß er ſich heute in St. Bartholo draußen feierlich mit ihr verlobt, — daß ſie ihm gehöre, für immer! Da ſei die Padrona entſetzt aufgeſprungen und habe ſie um aller Heiligen willen gefragt, ob ſie denn nicht wiſſe, daß der Simovics längſt mit einer Andern verſprochen ſei! Das hätte ſie wie ein Blitzſtrahl getroffen! Wie eine Unſinnige ſei ſie aus dem Hauſe geſtürzt, — zu Simovics hin, wo ſie auf Pochen und Rufen keine Antwort bekommen, — und dann — zu Schödl! — Sie ſchluchzte wieder bitterlich.

Jetzt kam uns, von den „Tre amanti“ her, die Padrona entgegengelaufen, ganz aufgelöſt vor Sorge und Angſt! Ich blieb ſtehen, und wartete, bis ich die beiden weinenden Frauenzimmer in ihr Haus treten ſah.

Dann ging ich wieder zurück, dieſelben Straßen, die ich eben gekommen war, — zu Schödls Haus.

Er ſtand noch immer am offenen Fenſter, — regungslos — wie vorhin.

Ich rief ihn an: „Ich will noch einmal zu Dir hinaufkommen?“

Er ſchüttelte den Kopf: „Nein! Komm morgen!“

Ich blieb noch ein paar Augenblicke, — er rührte ſich nicht! Endlich ging ich.

Eine erdrückende Müdigkeit lag auf mir!

Als ich über den todtſtillen Marktplatz ging, klang es wieder vom Meer herüber:

„Alles wohl — — Laternen klar!“

Es war ein Uhr!

* * *

Um neun Uhr früh war ich wieder bei Schödl. Ich fand ihn ziemlich ruhig. Er ſagte mir, daß er ſchon an den Schiffsfähnrich Albario geſchrieben habe; der Burſche hätte eben die Antwort gebracht: der Herr Schiffsfähnrich würde gleich hier ſein! Uns Beide wollte er bitten, ſein Rencontre mit

Simovics einzuleiten. Die Waffen ſeien ihm gleichgiltig, — die übrigen Bedingungen wünſche er natürlich ſo ernſthaft wie möglich.

Von der Oliviera wurde kein Wort geſprochen.

Indem kam Albario, — der goldne Albario, wie wir ihn nannten, wegen ſeiner goldblonden Haare und ſeines ungeheuren Reichthums. Ein guter Kamerad, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen konnte. Er hörte Schödls Bitte ruhig an, gab ihm die Hand, — und die Sache war abgemacht.

Wir gingen zu Simovics.

Unterwegs verabredete ich mit Albario, auf Piſtolen zu beſtehen. Ich hatte mir ſchon in der Nacht überlegt, daß es dabei für Schödl wenigſtens noch die Chance eines glücklichen Zufalls gab, — während er mit dem Säbel ſicherlich verloren war.

Wir mußten Simovics erſt wecken laſſen; als er in's Zimmer trat, merkte er auf den erſten Blick, um was es ſich handle. Er war ſichtlich beſtürzt, — benahm ſich aber abſolut correct. Kein überflüſſiges Wort wurde gewechſelt. Seine Zeugen würden um elf Uhr in Albarios Wohnung ſein.

Ich hatte noch dienſtlich zu thun und kam erſt mit dem Glockenſchlag Elf zum Rendez-vous. Die Herren waren ſchon verſammelt: Lieutenant Hohnſtein von unſerm Regiment und Oberlieutenant Erdödy von den Jägern.

Albario, der älter war als ich, trug Schödls Anklage vor und ſprach die Forderung aus.

Der Graf, ein vornehmer liebenswürdiger Herr, ſuchte in gut gemeinter Abſicht den Fall etwas gemüthlicher aufzufaſſen. Schließlich läge doch nur eine Myſtification vor, die vielleicht nicht ganz taktvoll genannt werden könne, die man aber doch auch nicht tragiſch zu nehmen brauchte; und was die Dame vom Theater beträfe . . .

Ich mußte dieſer Auffaſſung leider entgegentreten. Schödl ſei mein Freund, und ich hätte die Pflicht, zu conſtatiren, daß er ſich, durch die planmäßig gegen ihn geführte Intrigue in ſeinen heiligſten Empfindungen ſchwer verletzt, und durch die lächerliche Rolle, die man ihn habe ſpielen laſſen, in ſeiner Ehre gekränkt fühle. Gleichzeitig nehme er das Recht in Anſpruch, für eine makelfreie Dame, die er auf's innigſte verehre und die ohne jeden anderen Schutz daſtünde, mit ſeiner ganzen Perſon einzutreten!

Albario ſchloß ſich meiner Darlegung in allen Theilen an und verlangte im Namen unſeres Freundes Genugthuung in den ernſteſten Formen.

Im Grunde genommen, dachten wir alle Vier ganz gleich über den Fall; wir hatten auch innerlich alle Vier den Wunſch, womöglich ein Unglück zu vermeiden; aber wir mußten auch ängſtlich darüber wachen, daß der Ehre genug geſchähe! Und ſo einigten wir uns auf glatte Piſtolen, zehn Schritte Barrière und zweimaligen Kugelwechſel. Als die Zeit verhandelt werden ſollte, machte der Graf Erdödy die Mittheilung, daß Simovics heute Mittag die Hauptwache beziehen müſſe und erſt morgen Mittag abgelöſt würde. Die Austragung der Angelegenheit müſſe alſo auf übermorgen früh verſchoben werden.

Nach gepflogener Rückſprache mit unſern Mandataren, wollten wir heute Abend nochmal zuſammenkommen, in Graf Erdödys Wohnung, und das Protocoll aufſetzen.

Mit dieſer Verabredung trennten wir uns.

„Es iſt doch eine verteufelt ernſte Geſchichte,“ ſagte Albario unterwegs, „beſonders mit einem Gegner, wie dieſer Simovics. Ich habe noch ein paar ganz alte Puffer, die bei mir zu Hauſe als Zimmerſchmuck an der Wand hängen; die werde ich vorſchlagen; wenn ſie angenommen werden, das wäre noch die einzige Hoffnung für Schödl.“

Ich ſchwieg; ich hatte viel nähere Sorgen, als den ſchließlichen Ausgang des Duells. Dieſer Aufſchub bis übermorgen früh, der uns durch eine force majeur aufgedrängt war, — dieſer unſelige Aufſchub lag mir ſchwer auf dem Herzen.

Nichts zermürbt und zerbröckelt den feſteſten Muth ſicherer, als ein thatenloſes Warten auf die Entſcheidung; das haben die tapferſten Regimenter erfahren, wenn ſie als Reſerven ſtundenlang hinter der Gefechtslinie ſtehen mußten, Gewehr bei Fuß.

Und ich kannte Schödl! Beſſer, als er ſich ſelber kannte!

Wir fanden ihn am Schreibtiſch. Er hatte Briefe geſchrieben — an ſeine Mutter — an ſeine Schweſtern! An jede einzeln!

Er war ſichtlich bewegt.

Als wir aber von unſerer Miſſion zu ſprechen anfingen, wurde er gleich wieder ein Anderer; er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, blickte ſtolz und kühn um ſich und erklärte uns mit feſter Stimme, daß er auf dieſe „kindiſchen Bedingungen“ unmöglich eingehen könne. Er heiße Schödl und in der Familie ſei es nicht Brauch, ſich um die Gefahr herumzudrücken, wenn's einen ehrlichen Soldatentod gälte! Auf acht Schritten müſſe er beſtehen und auf gezogene Piſtolen — dreimaliger Kugelwechſel!

Davon war er nicht abzubringen. Mit jedem Wort redete er ſich mehr in ſeine Heldenrolle hinein.

„Wenn mein Gegner nicht den Muth hat, ſich auf dieſe Bedingungen zu ſtellen,“ ſagte er mit ſtolzerhobenem Haupt, „ſo durfte er auch nicht den Muth haben, einen Schödl zu beleidigen!“

Wir mußten den Widerſpruch aufgeben und ihm verſprechen, ſeine Wünſche der Gegenpartei als Ultimatum vorzutragen.

Albario ging; ich blieb noch und ſagte ihm erſt jetzt, daß ein Aufſchub bis übermorgen unvermeidlich ſei . . .

Er war zunächſt überraſcht, nahm's aber dann gleichgiltig.

„Es iſt gut,“ ſagte er, „es iſt gut! So finde ich Zeit, noch mancherlei in aller Ruhe zu ordnen!“ — „In aller Ruhe,“ wiederholte er dann nochmal und ſprach ſich die Worte langſam vor, als ob ſie ihm ganz beſonders gefielen. „Ich werde zu Hauſe bleiben dieſe beiden Tage; ich werde mich krank melden — —"

Das wollte ich ihm ausreden; er ſolle ſich zerſtreuen, wie gewöhnlich ſeinen Dienſt thun . . .

„Nein, nein! Ich will Niemand unter die Augen treten, bevor meine Rechnung nicht ausgeglichen iſt — mit Jenem. Uebrigens fühle ich mich wirklich nicht wohl genug, um Nachmittag zum Bataillonsexerzieren auszurücken. Mir liegt's wie Blei in den Gliedern! Gott, es iſt ja natürlich. Denke doch, die ſeeliſche Erregung, alle die Tage her . . . Lieber Himmel," ſagte er halblaut vor ſich hin, „ich war ſo glücklich!" . . . Dann, ſich gewaltſam losreißend, fuhr er laut fort: „Und geſtern, die Seefahrt! Der angeſtrengte Marſch, und dann . . . Geſchlafen habe ich auch nicht ſeither! Und gegeſſen wohl auch nicht?"

Er ſuchte ſich zu erinnern! Das Frühſtück ſtand wirklich noch unberührt auf dem Tiſch; er wollte jetzt darauf hin, mußte ſich aber plötzlich ſetzen und wurde ſehr blaß.

„Mir iſt recht übel," ſagte er und griff nach dem Herzen, als ob er dort einen Schmerz fühle.

„Ich will Dir den Regimentsarzt ſchicken?"

„Ja, — und geh' jetzt! Ich habe noch ſo viel zu ſchreiben! Und komm' Abends wieder — —"

Ob ich nicht noch bleiben ſolle?

„Nein — geh' nur! Abends bleibſt Du dann bei mir. Weißt Du, wenn man nicht ſchlafen kann, — und der Friedhof da drüben . . . ich werde mir doch eine andere Wohnung nehmen . . . ."

Der Regimentsarzt war nicht zu Hauſe; er ſei im Garniſonsſpital; es wäre ein Unglück paſſirt, beim Scheibenſchießen.

Ich ging in's Spital. Der Inſpectionsoffizier erzählte mir die traurige Geſchichte. Die 2. Compagnie iſt heute früh auf dem Schießplatz geweſen, mit den neuen Hinterladern. Ein Unteroffizier wollte einem anderen den neuen Verſchluß erklären, hat unvorſichtig manipulirt, das Gewehr hat ſich entladen, und der Schuß iſt einem Infanteriſten in den Rücken gegangen; ſie trugen den armen Teufel noch lebend in's Hoſpital; nun ſuche der Regimentsarzt die Kugel.

Indem kam dieſer ſelbſt in die Kanzlei herein und beantwortete unſere fragenden Blicke mit einem Achſelzucken.

„Nichts zu machen geweſen!" ſagte er gleichgiltig.

„Todt?"

„Mauſetodt! Als ich mit der Sonde in den Wundcanal fuhr, zappelte er noch ein wenig, aber dann war's mit einem Mal aus; er ſtreckte ſich lang — und weg war er!"

Der Regimentsarzt war ein außergewöhnlich tüchtiger Mediciner, aber ein unangenehmer Menſch, den Keiner von uns leiden mochte. Er drängte

Einem ſeine Krankengeſchichten mit herzloſer Behaglichkeit auf, und erzählte Einem ungefragt die widerlichſten Details.

Auch jetzt fing er gleich wieder an, daß die Kugel die Leber zerriſſen hätte, und daß . . .

Ich unterbrach ihn kurz, ſagte ihm, daß ihn der Lieutenant Schödl bitten ließe und ging in den Krankenſaal.

Am Bett des Verunglückten ſtanden ein paar Offiziere, — zu Häupten der Oberſt. Er hielt die Mütze in den gefalteten Händen, und ſein ehrliches Geſicht war voller Betrübniß.

Als ich leiſe näher kam, wandte er ſich zu mir, drückte mir die Hand und ſeufzte mit traurigem Kopfſchütteln:

„Mon dieu, mon dieu!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Abends, in der Conferenz bei Erdödy, ſetzten wir die von Schödl verlangten Bedingungen nach kurzer Debatte durch. Die gegneriſchen Zeugen erhoben zwar Einſpruch, den ſie auch ausdrücklich protocolliren ließen, mußten aber ſchließlich zugeben, daß ſie von Simovics beſtimmte Weiſung hätten, jeden Wunſch ſeines Gegners ohne Weiteres zu acceptiren. Es blieb alſo bei den acht Schritten, gezogenen Piſtolen, drei Kugeln. Als Zeit war übermorgen früh 8 Uhr feſtgeſetzt und als Ort ein einſam gelegenes Wein-Bettolin auf der Uferſtraße zwiſchen Cattaro und St. Bartholo.

Als das Protocoll unterzeichnet war, bat ich Albario, es gleich zu unſerem Freund hinzubringen und ihm zu ſagen, daß ich ſelbſt erſt ſpäter nachkommen könne. Ich mußte noch in die Kaſerne, um die Vorbereitungen zu der für morgen angeſetzten Garniſons-Parade zu überwachen. Das dauerte länger, als ich dachte, und es ſchlug richtig neun, als ich endlich frei war.

Nun eilte ich zu Schödl.

Beim Vorübergehen ſah ich am Theater rothe Zettel angeſchlagen, und weil mir der Name „Oliviera“ in die Augen fiel, blieb ich ſtehen und las: Die Vorſtellung war abgeſagt „wegen Heiſerkeit der Signorina Jolanda Oliviera.“

Ich frug den Portier, ob er Näheres wiſſe? Der Mann, der gleichzeitig Theater-Diener und Zettelträger war, kannte alle Welt in Cattaro und wußte Alles, was vorging.

„Ma, Dio mio“, ſagte er, und war augenſcheinlich entzückt, daß er Gelegenheit zum Klatſchen fand, — „wiſſen Sie denn die ſchöne Geſchichte noch nicht? Durchgebrannt iſt ſie! Mit Sack und Pack! Heute, in aller Frühe, mit dem Lloyd-Dampfer nach Trieſt! Ich hab's ja immer geſagt: es iſt eine verrückte Perſon. Durchgebrannt! Und Unſereins hat die Laufereien davon! Den ganzen Nachmittag bin ich in der Stadt herum galoppirt, — überall neue Zettel hingetragen. Bei Ihrem Freund, dem Signor Schödl bin ich auch vorhin geweſen; wie ich dem die Geſchichte erzählt habe, hat er mir ein Paar Augen gemacht! — Na ja, — man kann ſich denken, — ihm muß es ja beſonders fatal ſein — nicht wahr?“ . . .

Dabei zwinkerte er mir verſtändnißinnig zu! —

Bei Schödl kam mir der Burſche ſchon auf der halben Treppe entgegen: Ich möchte doch ſchnell hinaufkommen; dem Herrn Lieutenant ginge es ſehr ſchlecht, und der Herr Lieutenant wäre ſehr krank! . . .

Ob denn der Arzt noch nicht dageweſen ſei?

„Freilich; heute Nachmittag; aber ſeither iſt es immer ſchlechter geworden“ . . .

„Lauf gleich nochmal hin, ich laſſe den Herrn Regimentsarzt dringend bitten“ . . .

Der brave Kerl war ſchon über die Treppe unten, bevor ich ausgeſprochen hatte.

Als ich eintrat, bemerkte mich Schödl erſt gar nicht. Ganz in ſich zuſammengekauert, bis an den Hals zugedeckt, lag er auf ſeinem ſchmalen Marterbrett; der Burſche hatte ihm Alles übergeworfen, was an Decken und Tüchern zu finden war! Ganz oben drüber auch noch den Uniform-Mantel. Ich trat zu ihm und begrüßte ihn; einen Augenblick lang ſah er mich fremd an, — dann erkannte er mich und zwang ſich zu einem unbefangenen Lächeln, das mich über ſeinen Zuſtand beruhigen ſollte.

„Entſchuldige, daß ich mich ſchon hingelegt habe, — aber es war ſo hölliſch kalt im Zimmer, — — nicht wahr, es iſt ſehr kalt . . .“

„Was hat denn der Doctor geſagt“ —

„Ach, der! Wollte mir einreden, ich ſei krank! — Ich bin gar nicht krank!“ ſtieß er mit allem Aufwand ſeiner unterliegenden Energie heraus. „Ich darf nicht krank ſein! . . . Du weißt ja, . . . wegen übermorgen! . . . Der Albario hat mir das Protocoll gebracht . . . da hab' ich's“ — er taſtete unter's Kopfkiſſen und zog das zuſammengefaltete Papier hervor — „da iſt's: . . . Acht Schritte, gezogene Piſtolen! . . . Und wenn ich jetzt krank würde . . . Herr Gott, wenn da Einer glauben ſollte . . .“ Die Zähne ſchlugen ihm fröſtelnd aufeinander.

Ich nahm ihm das Papier weg und bat ihn, ſich jetzt ruhig und vernünftig zu halten, dann werde er morgen wieder geſund ſein!

„Nicht wahr,“ ſagte er eifrig, „es iſt nur der fürchterliche Stoß, den ich innerlich bekommen habe, — mit — — na, Du weißt ja . . .“

Dabei ſeufzte er tief auf und war eine ganze Weile ſtill, während er unverwandt zur Decke hinaufſah, als ob er dort oben, im Halbdunkel, ein Bild erblicke, von dem er ſeine fiebernden Augen nicht losreißen könne . . .

„Wann wird er denn begraben?“ frug er plötzlich ganz unvermittelt.

„Wer denn?“

„Nun, der arme Teufel, den ſie erſchoſſen haben? Der Doctor hat mir Alles erzählt: Die Kugel hat ihm die Leber zerriſſen; gewunden hat er ſich vor Schmerzen! . . . So jung — und ſterben! . . . Sterben! . . . Es iſt entſetzlich!"

Er ſchauerte in ſich zuſammen.

„Ich hab' ihn gekannt!" fuhr er fort: „Er iſt ein Grazer geweſen, — wie ich! Sein Vater wohnte in der Sporrgaſſe, — ein Holzſchnitzler; ich habe dort, als Junge, immer meine Armbruſt repariren laſſen; ich ſpielte damals ſo gern „Wilhelm Tell"! Die Mutter lebt noch! . . . Denk Dir nur, — die arme Frau! Wenn ſie's der jetzt ſchreiben müſſen, daß ihr einziger Sohn todt iſt . . . es muß furchtbar ſein! . . . Man glaubt nicht, wieviel Liebe und Zärtlichkeit ſo eine Mutter . . . die meinige hat mir gerade heute geſchrieben . . . Einen merkwürdigen Brief! . . . Dort liegt er, auf dem Tiſch . . . Merkwürdig! . . . Den mußt Du leſen!"

Als ich aber zum Tiſch hinwollte, hielt er mich feſt und ſtammelte in wachſender Angſt:

„Nicht jetzt! . . . Nicht jetzt! Bleib bei mir! Es dreht ſich plötzlich Alles!"

Und gleich im nächſten Augenblick wehrte er mich wieder heftig ab: „Leg Dich doch nicht ſo über mich! Du erſtickſt mich ja!" ſchrie er auf, wollte Decken und Tücher fortſtoßen und aus dem Bett ſpringen.

Ich that, was ich konnte; — mit Gewalt und Güte und Troſtworten ſuchte ich ihn zu beruhigen, — und endlich gelang es mir auch! Er lag jetzt ziemlich ſtill! Nur die Hände fieberten unruhig auf der Decke umher, und ſeine Lippen lallten unaufhörlich zuſammenhangloſe Worte. Er ſah ſo fremdartig verändert aus, daß mir ganz unheimlich um's Herz wurde.

Jetzt trat der Burſche in's Zimmer mit einem Kübel, in dem ein paar Eisſtücke lagen — und unmittelbar hinter ihm der Regimentsarzt.

Er unterſuchte den Kranken mit großer Aufmerkſamkeit. Er zählte die Pulsſchläge, hob die herabgefallenen Augendeckel, — klopfte und horchte, — kniete ſchließlich vor dem Bett nieder und legte das Ohr auf Schödls entblößte Bruſt, um auf die Herzſchläge zu lauſchen. Das dauerte wohl zwei Minuten lang. — Im Zimmer war's todtenſtill; — der Burſche hatte ſich ſcheu in die Ecke gedrückt und trocknete ſich die Augen, — ich lehnte neben dem Bett und wagte mich nicht zu rühren.

Endlich ſtand der Doctor auf, ſchob die Decken wieder zurecht und wandte ſich zu mir.

„Wer kann denn heute Nacht bei ihm wachen?"

„Ich, natürlich."

„So? Das iſt recht! Laſſen Sie den Burſchen auch aufbleiben. Machen Sie Eisumſchläge auf den Kopf und auf's Herz. Wenn er ſehr unruhig werden ſollte, geben Sie ihm ſechs bis acht Tropfen von der Medicin, da." Er nahm ein kleines Fläſchchen aus der Taſche und überreichte es mir. „Ich komme morgen früh wieder; dann laſſen wir ihn in's Spital transportiren."

„In's Spital?"

„Natürlich; hier kann er die Geſchichte nicht abmachen."

„Es iſt alſo — ſehr ernſthaft?“

„Wie ich mir's gleich Nachmittag gedacht habe, — ein reguläres Nervenfieber.“

„Und — gefährlich?“

„Na, das kann man nicht wiſſen; wenn keine beſondere Complication dazu tritt, wird er wohl drüber weg kommen. Aber einen Knacks behält er, das iſt ſicher.

„Wieſo?“

„Das Herz iſt nicht in Ordnung; ein organiſcher Fehler, den er wahrſcheinlich ſchon mit auf die Welt gebracht hat; aber jetzt iſt die Geſchichte acut geworden — und jetzt iſt nicht mehr zu ſpaßen damit. Man kann ja hundert Jahr alt werden mit ſo einer wackligen Herzklappe, — aber freilich, in Acht nehmen heißt's! Ein ruhiges Leben muß er führen, keine körperlichen Anſtrengungen . . .“

„Aber als Soldat? . . .“

„Damit iſt's natürlich vorüber,“ ſagte er mit großer Beſtimmtheit. „Darauf kann ich Ihnen ſchon heute Abend Brief und Siegel geben. Von der nächſten Felddienſt-Uebung brächten ſie ihn als Leiche nach Hauſe.“

Er hatte Mantel und Mütze genommen, gab dem Burſchen, der inzwiſchen Tücher im Eiskübel gekühlt hatte, noch ein paar Anweiſungen und wendete ſich zum Gehen.

„Eine gute Nacht wird's nicht werden,“ ſagte er noch in der Thür, „aber was ſich vorläufig thun läßt, wiſſen Sie ja. Und wie geſagt: mit dem Soldatenſpielen iſt es vorüber — ein für allemal!“

Der Burſche leuchtete ihm hinaus, und als er mit der Lampe zurückkam, ſtand ich noch immer regungslos mitten im Zimmer, und immer noch klang's mir in's Ohr: „Mit dem Soldatenſpielen iſt es vorüber.“

Ich blickte nach dem Freund hin, der ſchwer athmend dort lag und dachte an die Stunde, wo er's erfahren würde. Armer Kerl!

Der Burſche ſchlich auf den Zehen durch's Zimmer; er rückte den Tiſch und den Lehnſtuhl an's Bett, ſtellte die Lampe auf den Tiſch und das Medicinfläſchchen und einen Löffel, — rückte den Eiskübel näher, legte friſche Tücher auf und frug mich flüſternd, was er noch thun könne. Ich ſagte ihm, er ſolle ſich ruhig auf ſein Bett legen, draußen im Vorzimmer, — ich würde ihn rufen, wenn ich ihn brauchte.

Dann ſetzte ich mich zu dem Kranken. Er ſchlief; der Athem ging kurz, aber das Geſicht ſah ruhig und friedlich aus; manchmal ſchien es mir ſogar, als ob ein leiſes Lächeln um ſeine Lippen zuckte.

Mein Blick fiel auf den eingerahmten Armeebefehl Radetzkys, der über ſeinem Bett hing. Zwei Zeilen, mit Goldbuchſtaben viel größer geſchrieben als die andern, konnte ich von meinem Platz aus ganz deutlich leſen:

„Der Name Schödl wird für ewige Zeiten eingeſchrieben bleiben in dem Heldenbuch der ruhmreichen öſterreichiſchen Armee!“

Digitized by Google

Armer Freund!

Dann nahm ich den Brief ſeiner Mutter, der vor mir lag, und las:

„Mein theurer Sohn!

Ich danke Dir vielmals, daß Du uns wieder ſo lieb geſchrieben haſt. Deine Briefe ſind halt doch immer die größte Freude für uns. Es geht uns ſo weit gut. Nur ſo viel kalt laßt ſich diesmal der Winter an, und die Kohlen ſind ſchon wieder um vier Kreuzer theurer geworden, die Butten. Na, da ſetzen wir uns halt Abends in das kleine Hofzimmerl zuſamm, Deine Schweſtern und ich — und reden von Dir, lieber Baſtl, und da wird uns auch ſchön warm. Und weil grad morgen Dein Geburtstag iſt, da ſchreib ich Dir heut noch und ſchick Dir die zwei Schnupftücheln, die Dir die Schweſtern geſtickt haben; an der accuraten Arbeit wirſt ſchon ſehen, mit wie viel Lieb ſie dabei an Dich denkt haben, die guten Madln! Bei mir geht's mit die Augen nit mehr recht; na, da mußt ſchon fürlieb nehmen, mit ein' recht ein' ſchönen Glückwunſch, mein lieber Bub!

Schau, da hab' ich in der vergangenen Nacht einen ganz ſonderbaren Traum g'habt. Ich hab Dich leibhaftig vor mir g'ſehen, in einer glänzenden Generals-Uniform, die ganze Bruſt voller Orden; dabei haſt aber auf der Erd' g'legen, und ganz blaß biſt geweſen, wie Einer, der ſchwer verwundet iſt; das Merkwürdigſte war, daß ich gar nicht erſchrocken bin; aber das iſt daher kommen, weil ich ſelber ſchon lang im Himmel war, bei Deinem ſeligen Vater! Mit dem bin ich Hand in Hand dag'ſtanden und alle zwei haben wir zu Dir runterg'ſchaut und haben Dir die Arm' entgegengeſtreckt; und geweſen iſt es uns, als ob Du zu uns herauflächeln thät'ſt und zu uns ſagſt: Ich komm' ſchon, liebe Eltern, und als General komm' ich, der dem Soldatennamen Schödl Ehr' gemacht hat, hier unten, auf der Erd'!

Und weil der Traum gar ſo deutlich war, mein ich ſchier, er müßt' was zu bedeuten haben, und leg' mir ihn ſo aus: daß ich's zwar nimmer erleben werd', aber daß Du's noch weit bringen wirſt, bis zu einem hohen, hohen General; und wann Dich endlich unſer Herrgott abrufen will, ſo wird er Dir noch zu guter Letzt den ſchönſten Tod ſchenken, den ein braver Soldat finden kann, — auf'n Schlachtfeld, für Kaiſer und Vaterland. Und für ſo einen Lebenslauf voller Ruhm und Preis thät ich den lieben Gott gewiß noch im Himmel oben auf den Knieen danken.

Deine Schweſtern grüßen Dich zu tauſendmal, und ich, mein lieber Bub, druck Dich an's Herz und bleib jetzt und allzeit

Deine treue alte Mutter."

— — — — — — — — — — — — — — —

Und als ich den Brief mit der altmodiſchen Handſchrift und den vielen Schreibfehlern geleſen hatte, da ſtützte ich den Kopf in beide Hände und hätte weinen mögen, ſo traurig war mir's um's Herz.

* * *

Der Regiments-Arzt behielt Recht. Mit dem Soldatenſpielen war's wirklich vorüber für Schödl. Das Nervenfieber hatte er zwar überwunden, nach wochenlangem ſchweren Krankſein, aber der „Knacks“ im Herzen blieb, und an ein Weiterdienen war gar nicht zu denken.

Als er's erfuhr, ſchloß er ſich in ſein Zimmer ein und ließ ſich zwei Tage lang vor keinem Menſchen ſehen.

Was er da durchgekämpft haben mag, in dem kleinen Stübchen — zwiſchen dem Märtyrerbild des heiligen Sebaſtian und dem Schlachtengemälde, auf dem der Großonkel Schödl an der Spitze der Savoyen-Dragoner in den Tod reitet — der Himmel wird es wiſſen! Er ſchien freilich ruhig und gefaßt, als er wieder unter uns trat; aber wer ihn ſo kannte, wie ich, der wußte, daß er von einem großen Begräbniß kam: zu ſeiner geſtorbenen Liebe hatte er jetzt auch noch die erſchlagenen Hoffnungen ſeiner ganzen Zukunft eingeſcharrt! Und nun — nun lebte er eben ſo hin, wie ſo manches andere arme Menſchenkind, das Morgens aufſteht und ſich Abends niederlegt, einen Tag um den andern, und wohl weiß, daß es eigentlich nichts mehr zu ſuchen hat auf der Welt.

Wohl erfuhr er Liebe und Theilnahme von allen Seiten; wohl rüſtete ihm Albario, der ſich ſchon während ſeiner Krankheit als der „goldne“ erwieſen hatte, ein glänzendes Abſchiedsmahl, bei dem der Oberſt eine Rede voll gutherziger Lebensfreude hielt, — und Schödl ſang auch ſchließlich tapfer den fröhlichen Abſchiedschor mit, den der dicke Major anſtimmte, — aber er ſah bei alledem aus, wie Einer, der in tiefe Trauer gekleidet, ſich zum Lächeln zwingt — aus purer Gutmüthigkeit, um den Andern die Freude nicht zu ſtören.

Und ſo brachten wir ihn an einem ſtürmiſchen Februar-Morgen zum Lloyd-Dampfer hinunter. Wir hatten uns ſchon zum letzten Mal die Hände geſchüttelt, er wollte eben in's Boot ſteigen, das ihn zum Schiff hinüberführen ſollte, da kam Albario noch angelaufen mit einem Brief in der Hand.

Ein Brief von Simovics!

Der Lieutenant Simovics war an demſelben Tage, an dem Schödl ſchwer krank in's Hoſpital geſchafft wurde, mittelſt Regiments-Befehl zur vierten Compagnie nach Budua verſetzt worden; von dort aus hatte er ſeinen Abſchied eingereicht und erhalten — und wir hatten ſeither nichts wieder von ihm gehört.

Nun ſchrieb er aus Ungarn einen offenen Brief an das Offiziers-Corps mit einer completten Revocation für Schödl: „Er bedaure aufrichtig, einen Kameraden gekränkt zu haben, der ſich ſo überaus correct und tapfer bewährt hätte, und hoffe mit dieſer Erklärung den Fall als beigelegt betrachten zu dürfen.“

Während Albario dieſen Brief vorlas, ging es wie ein Schimmer ſtolzer Genugthuung über Schödls Geſicht.

Indem gab der Dampfer das zweite Glockenzeichen; Schödl drückte Albario nochmals die Hand; zu mir aber ſagte er, als wir miteinander die Stufen zum Boot hinunterſtiegen:

„Ja, ja, vor einer ehrlichen Kugel fürchtet ſich ein Schödl nicht, nur das Waſſer —“ dabei ſchielte er zaghaft auf das ziemlich unruhige Meer hin, „ſiehſt Du, das Waſſer iſt das Einzige auf der Welt, wovor ich wirklich Angſt habe!“

Damit kletterte er unbeholfen in's Boot, kauerte ſich, in ſeinen Mantel gewickelt, auf die Ruderbank hin, ſo recht wie ein Häuflein Unglück — und fuhr in den Nebel hinaus. . . .

Auf dem Molo aber ſtand die Padrona Roſina, ſah ihm mit rothgeweinten Augen nach, und als ich zu ihr trat, ſagte ſie ſchluchzend:

„Poveretto — gli volevo tanto bene!“ (Schluß folgt.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

könnten Sie dieſe nicht zu einem Bändchen vereinigen, das gewiſſermaßen eine Fortſetzung zu Ihren „Souvenirs“ bildet?“

Nun habe ich den Geiſtern unſerer Zeit ſchon mehr als einmal den Vorwurf gemacht, daß ſie zu ſubjectiv ſeien, ſich zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigen, ſich zu wenig von dem Gegenſtändlichen außerhalb unſeres eigenen Ichs in Welt, Natur und Geſchichte hinreißen und abſorbiren laſſen. Von ſich ſelbſt reden iſt meiſt ein übles Ding und berechtigt zu der Annahme, daß man auch zu viel an ſich ſelbſt denkt. In früheren religiöſeren Zeiten hätte man geſagt, daß zu viel an ſich ſelbſt denken, gleichbedeutend wäre mit einem Raube an Gott, dem Herrn über Zeit und Ewigkeit. — Als ich anfing, in der „Revue des deux mondes“ die erſte Serie meiner vertraulichen Mittheilungen zu veröffentlichen, begegnete ich einmal Jules Sandeau, der mir erzählte, daß er ſie mit Vergnügen geleſen haben habe. „Dulcia vitia“, antwortete ich ihm, „wer kann wiſſen, wenn das Publikum mich auch jetzt ſo nachſichtig und wohlwollend behandelt, ob es nicht eines Tages doch deſto übler mit mir umſpringt? Und an welch vorbedeutenden Zeichen ſoll ich denn erkennen, wenn es ſeine Meinung über mich zu ändern droht?“ „Nein, Renan,“ erwiderte er mir, „Ihr Publikum wird Sie immer gern von ſich ſelbſt reden hören.“ — So hat mich die gute Meinung Sandeaus vielleicht ein wenig zu weit geführt, aber auch meine ſtrengeren Freunde, welche dieſe kleinen Werkchen der Oberflächlichkeit beſchuldigen, können ſich zu Gute geben, ich werde nach dieſer Richtung hin viel nicht mehr verbrechen. Weiß ich doch nur zu gut, daß ich ſeit einiger Zeit ein gefährliches Spiel treibe. Immer vom Ende und vom Tode reden und dabei doch einen Platz nicht räumen, den junge, talentvolle Männer berufener ſind, einzunehmen und auszufüllen, iſt eine gewagte Sache. Außerdem fürchte ich auch, daß ich bald eine Vorladung zum letzten Wort erhalte, ſo will ich es denn bei dieſem Mal bewenden laſſen.

Einige Tage nach dieſer Unterhaltung mit meinem lieben Calman erfuhr ich eines Morgens den traurigen Schickſalsſchlag, der ihn uns für immer entriſſen hatte. Mein Schmerz war groß. Calman iſt einer der beſten Menſchen geweſen, die ich je gekannt. Er war vom Schlage Derer, welche die Gerechtigkeit über Alles lieben und auch bethätigen. Kein Eigendünkel, keine Ueberhebung, keine Spur jener Fehler, welche die Menſchen über ſich ſelbſt irre führen und ſie ſo unglücklich machen, war bei ihm zu finden. Ein Biedermann war er in des Wortes beſter Bedeutung, und ſeine ſelten gleichmäßige Gemüthsſtimmung, ja Seelenheiterkeit hatte ihren Urſprung darin, daß er ſich in einer ſteten inneren Uebereinſtimmung fühlte mit einer höheren Ordnung der Dinge. Von wahrhafter Frömmigkeit beſeelt, nämlich von derjenigen, welche ihre Quelle in einer mit dem Herzen aufgenommenen Ueberlieferung hat, war er ein Jünger der Lehre Hillels, welche lautet: „Seid Aarons Schüler und liebet den Frieden.“

Sein Haus war nicht angeſteckt von dem abſcheulichen Egoismus unſerer

Tage, denn er ſelbſt war kein Egoiſt, und rührend war das tiefe Gefühl der Zuneigung und der Verehrung, welches ihn mit ſeinen Mitarbeitern verband. Die große, ſchwierige Aufgabe unſerer Zeit, an ein gemeinſames, großes Werk zahlreiche, auch untergeordnete Kräfte zu feſſeln, er hat ſie auf ſeine eigene Weiſe gelöſt, und zwar durch nichts Anderes, als daß er es verſtand, ihnen Liebe zum Schaffen und Sympathien für ſich ſelbſt einzuflößen. Ach, wenn ihm doch alle Leiter eines großen, induſtriellen Unternehmens folgten, dann würden die Wunden, die uns verzehren und die Lebenskraft der modernen Geſellſchaften bedrohen, ſchnell geheilt ſein. — Unter den Seinigen, im engen Familienkreiſe beſonders, zeigte er ſich in ſeiner eigenſten Art; heiter, zufrieden und glücklich in dem wohlthuenden Bewußtſein, für immer fortzuleben in einer Familie, mit der er ſich in vollkommenſter Harmonie verbunden fühlte. Jeden Tag gönnte er es ſich, ein Stündchen mit ſeinen Enkelkindern zu vertändeln, und genoß in vollen Zügen das Glück, vom ſicheren Hafen ſeines Alters aus nach der einen Seite einen freien Ausblick in das Leben und in die Zukunft zu haben, wenn derſelbe ſich auch ſchon von einer anderen Seite für ihn zu verſchließen anfing. Der Liebescultus, den er mit ſeinem Bruder während ſeiner Lebzeiten ſowohl als nach ſeinem Tode trieb, rührte her von der Verehrung, welche er von Kindheit auf für Michels ſtaunenswerthe Intelligenz hegte. Dieſem wunderbar hellen und klaren Kopfe, dieſer überraſchenden Schaffenskraft ordnete er ſich vollkommen unter. So hätte Calman mit ſeinen Fähigkeiten wohl das Haus nicht gegründet, aber er war dafür der rechte Mann, es auszubauen und ſeine Dauer zu ſichern. Sein ſelten klares Urtheil bewahrte ihn vor jedem Mißgriff; ihm gebührt der Dank, daß das große publiciſtiſche Unternehmen, das durch Michel gegründet worden war, unter ſeiner Leitung im Dienſte der franzöſiſchen Wiſſenſchaft der mächtigſte Factor zu deren Verbreitung wurde. Die Stunden, die er in meinem Arbeitszimmer verbrachte, ſind mir ſtets ſehr angenehme geweſen; welches Glück im Leben, es mit gerade, redlich denkenden Menſchen zu thun zu haben; ihm danke ich, daß er ſeine ordnende Hand angelegt an die Blätter, die aus meiner Feder hervorgegangen, und je älter ich werde, deſto mehr freut es mich, meine alten Erinnerungen feſtgehalten zu wiſſen. — Leb' alſo für immer wohl, mein theurer Calman!“

Das Verſprechen, das ich einem dahingeſchiedenen Freunde gegeben, dürfte es alſo einigermaßen entſchuldigen, daß ich dieſe Sammlung loſer Abriſſe, hinter denen ſich leider nur allzu oft die literariſche Faulheit unſeres Jahrhunderts verbirgt, dem Publikum übergebe. Ich werde es nicht verſuchen, auseinanderzuſetzen, daß der vorliegende Band viel innere Einheit in ſich aufweiſt. Ich habe ihn faſt ganz aus Einfällen ohne inneren Zuſammenhang und kurzen kritiſchen Urtheilen über literariſche Stoffe zuſammen geſtellt. In meinem Alter, wo ich mich eigentlich nur mit ewigen Wahrheiten beſchäftigen ſollte, mache ich mir manchmal ſelbſt den Vorwurf, daß ich einen Theil der mir noch zugezählten Tage zur Sammlung von Gedanken vergeude, die manche meiner Leſer der Geringwerthigkeit beſchuldigen könnten. Um aber mein Unrecht wieder in milderem Lichte erſcheinen zu laſſen, muß ich dabei einſchalten, daß ich mich dieſer Arbeit erſt gewidmet, nachdem ich das erſte Werk meines Lebens, „Die Geſchichte des Volkes Israel“ ſchon beendet hatte. Manche meiner Leſer haben mich freundſchaftlich gemahnt, ich möchte mich jeder Nebenarbeit ſo lange enthalten, bis ich dieſes Werk, welches „Die Geſchichte des Urſprungs des Chriſtenthums“ vervollſtändigt, ganz zu Ende geführt, und dieſem wohlmeinenden Rathe bin ich auch gern gefolgt. Die Geſchichte des Volkes Israel bis zur Erſcheinung des Chriſtenthums iſt ſo weit fertig. Ich werde zwar noch viel Zeit brauchen, um die Correcturbogen zu verbeſſern, aber der Hauptinhalt des Buches ſteht doch feſt. Wenn ich morgen ſterben ſollte, ſo könnte es mit Hilfe eines guten Correctors jederzeit erſcheinen. Feſt gezimmert ſtehen die Bogen der Brücke, welche ich zur Verbindung des Judenthums mit dem Chriſtenthum geſchlagen. In dem Leben Jeſu habe ich verſucht, das großartige Aufſtreben des Galiläerſtammes von ſeinem erſten Wurzelanſatz bis hinauf auf ſeinen Gipfel, in deſſen Zweigen die Vögel des Himmels ſingen, zu ſchildern. In dem Bande, welchen ich letzten Sommer beendet, hoffe ich, daß es mir gelungen, den Untergrund zu finden und klarzulegen, auf welchen die Wurzeln der Lehre Jeſu ihre ſtillen Keime trieben; ſo iſt alſo meine Hauptarbeit gelöſt. In der „Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften“ geht die Arbeit über die „Rabbinen“ auch ihrem Ende entgegen, und das „Corpus inscriptionum semiticarum“ befindet ſich in ausgezeichneten Händen. Ueber all dieſe glücklichen Umſtände empfinde ich eine große innere Befriedigung; nachdem ich alſo in dieſer Richtung faſt alle meine Schulden getilgt zu haben glaubte, gönnte ich mir gern ein wenig leichtere Koſt, und es war mir ein Vergnügen, dieſe oft loſen Blätter zu ſammeln. Die Mitwelt iſt ſtets ſo gütig gegen mich geweſen und hat mir ſo viel Fehler verziehen, daß ich glaube, ihre gewohnte Nachſicht wird mich auch diesmal nicht im Stich laſſen.

Ich hätte gemeint, den Problemen abtrünnig zu werden, die ſich eigentlich jedem edlen Lebensgange aufdrängen, wenn ich nicht unter einzelne Artikel, die vielleicht oberflächlich erſcheinen, auch einige philoſophiſche Aufſätze mit eingeſtreut, vor Allem meine Gewiſſensprüfung, eine Art philoſophiſcher Bilanz, die ich im Jahre 1888 niederſchrieb. Ich habe ſeitdem meine Weltanſchauung nicht ſehr geändert. Je älter ich werde, deſto mehr glaube ich, daß wir eigentlich ſehr wenig wiſſen von dem, was wir am liebſten wiſſen möchten. In Sachen der Philoſophie müſſen wir ein wenig Vertrauen haben auf die unendliche Güte Gottes und uns wohl hüten vor übertriebenem Eifer. Wir gewinnen nichts dabei, wenn wir uns der Wahrheit aufdrängen und uns Tag für Tag um ihre Gunſt bewerben. Die Wahrheit iſt taub und kalt, und ſei unſere Sehnſucht nach ihr auch noch ſo heiß, dieſelbe dringt doch nicht bis zu ihr. Die neue Philoſophie, die neuere Philoſophie, die neueſte Philoſophie. Gott, wie naiv ſind dieſe Uebergebote, und welchen Sinn hat es doch, ſich darüber zu ſtreiten, wer ſich am meiſten irrt. Lernen wir doch endlich, uns abwartend zu verhalten! Wer weiß denn, ob am Ende überhaupt Etwas iſt oder ob die Wahrheit nicht eine recht traurige iſt? Wozu nutzt alſo der heiße Drang, ſie kennen zu lernen?

Recht peinlich berührt mich die unruhige Erregtheit, welche ich an der Jugend, wahrnehme, und gerade ein Vorrecht der Jugend ſollte es doch ſein, harmlos und frei von jedem Skrupel dahinzuleben. Man kann nur annehmen, daß dieſe Art junger Leute weder die Geſchichte der Philoſophie, noch den Prediger Salomo geleſen haben. Was immer war, das wird in Ewigkeit ſein! Meine lieben Kinder, mit all' Euren Kopfſchmerzen kommt Ihr nicht weiter, nur die Irrthümer werden andere. Amüſirt Euch doch mit Euren zwanzig Jahren und arbeitet zu gleicher Zeit! Wenn wir auch in der Metaphyſik die Räthſel nicht löſen können, ſo ſind doch die Phyſik die Chemie, die Aſtronomie und Geologie voll werthvollſter Offenbarungen. Wie viele Dinge, von denen ich nie eine Ahnung haben werde, werdet Ihr in 40, 50 Jahren wiſſen? Wie viele Probleme werdet Ihr gelöſt ſehen? Welchen Entwickelungsgang wird die innere Individualität Kaiſer Wilhelms II. nehmen? Was wird aus dem Conflict der europäiſchen Nationalitäten hervorgehen? Welche Wendung werden die ſocialen Fragen erleiden? Wird aus der eigentlichen Socialiſtenbewegung heraus überhaupt ſich Etwas entwickeln? Welches wird das zukünftige Schickſal des Papſtthums ſein? Ich leider werde ſterben, ohne von all dieſen Fragen eine Löſung, höchſtens eine Vorahnung davon erfahren zu haben, und Ihr, Ihr werdet all dieſe Räthſel in fertige Thatſachen umgewandelt ſchauen. Man erzählt, daß ſich im Libanon alte, arabiſche Teſtamente vorfinden, in denen der Verſtorbene es ſich zur Bedingung für ſeine Schenkungen gemacht hat, daß man ihm noch bis über das Grab hinaus von dem Zeitpunkt Kunde giebt, wann die Franzoſen die Herren ſeines Landes ſein werden. So giebt es auch bei mir Zeiten, wo ich zu mir ſelbſt ſpreche: „Wenn mir dieſe oder jene Nachricht im ſtillen Grabe heimlich in's Ohr geraunt werden könnte, ich glaube, wie zur Auferſtehung würde es mich packen. Nun habe ich aber doch ſo oft in der Bibel geleſen, daß in jener ſtillen Tiefe wir nichts wiſſen von dem, was auf Erden vorgeht, daß wir nichts davon begreifen, uns an nichts erinnern, — nein, nein, ſo wie es iſt, iſt es gut, und es wird mir nicht einfallen, eine Klauſel jener Art unter mein Teſtament zu ſetzen. Und warum wollen wir uns denn auflehnen gegen Wahrheiten, die ſo alt ſind, wie die Welt? Hat man denn erſt geſtern die Entdeckung gemacht, daß der Menſch ein gebrechliches vergängliches Weſen iſt? Ich gehöre nicht zu denen, von denen der alte Prophet ſagt: Qui nihil patiebantur super contritione Joseph. Der arme Joſeph thut mir leid, und auch die arme

Jugend thut mir leid, die von einem ſolchen Peſſimismus verzehrt wird und keinem Troſte zugänglich iſt. Oft lieſt man auf alten Grabſteinen: „Muth, mein Lieber, Niemand iſt unſterblich, und ſelbſt Hercules iſt dahingegangen.“ Vielleicht finden Viele den Troſt ein wenig ſchwach, und doch iſt er der einzig wahre. Marc-Aurel, meine lieben Freunde, war uns Allen überlegen an Edelſinn und hat ſich auch damit zufrieden gegeben. Haben wir denn zu irgend welcher Zeit geglaubt, daß wir unſterblich wären? So wollen wir denn ruhig dem Tode entgegengehen in Uebereinſtimmung mit der ganzen Menſchheit und der Religion der Zukunft. Der Beſtand der Welt iſt für lange Zeit hinaus geſichert. Frankreich wird ſich in ſeiner kühnen Kometenlaufbahn vielleicht beſſer zu helfen wiſſen, als es den Anſchein hat. Auch die Zukunft der Wiſſenſchaft ſteht auf feſtem Boden, denn in dem großen wiſſenſchaftlichen Bau iſt auch das Kleine ein Gewinn, und Nichts geht verloren. Der Irrthum wird niemals aus der Welt verſchwinden, aber immer wird er nur vorübergehend ſein. So können wir alſo ruhig leben und ſterben; noch ehe tauſend Jahre vergangen ſind, das iſt meine feſte Zuverſicht, wird nicht blos für die erſchöpften Fundgruben der Steinkohlen, ſondern auch für die im Abnehmen begriffene Tugend ein Erſatz gefunden worden ſein.

Wir werden böſe Tage zu überwinden haben, denn es iſt nicht zu leugnen, daß die moraliſchen Werthverhältniſſe beträchtlich ſinken, daß Opferfreudigkeit faſt ganz ausſtirbt, ja vielleicht ein Tag kommt, wo Alles ſich zu großen nutzbringenden Zwecken vereinigt und ein planmäßiger Egoismus an die Stelle der Liebe und Hingebung tritt. Unſer Jahrhundert hat Werkzeuge und Mechanismen von nie dageweſener Vollkommenheit geſchaffen, aber ſetzt die Herſtellung dieſer Mechanismen nicht auch bis zu einem gewiſſen Grade ein Quantum von Moralität, Gewiſſen und Selbſtentäußerung voraus? Seltſame Wechſelwirkungen werden aus dieſem neuen Umſchwung entſtehen, und ſelbſt das Heer und die Kirche, welche allein bis jetzt dem Autoritätenunglauben widerſtanden haben, werden bald von dem großen Strom mit fortgeriſſen werden. Was bedeutet auch ihr geringer Widerſtand? Bis in alle Ewigkeiten unendlich ſind die Auswege der Menſchheit, und ihre ewigen Werke werden vollbracht werden, ohne daß die Urquelle ihrer lebendigen Kräfte, die zuletzt doch immer bis an die Oberfläche ſich Bahn brechen, jemals zu verſiegen braucht. Die Wiſſenſchaft beſonders wird nie aufhören, uns durch neue Offenbarungen in Erſtaunen zu ſetzen, und an Stelle einer erbärmlichen Weltanſchauung und Schöpfungserklärung, die nicht einmal mehr die Phantaſie eines Kindes befriedigt, wird die Wiſſenſchaft immer mehr die Unendlichkeiten des Raumes und der Zeiten ſetzen. —

Und abgeſehen davon, iſt denn die Sehnſucht nach einem ewigen Sichbewußtſein wirklich eine Täuſchung? Ich ſage nein, denn bei ſolch allgemeinen Grundbegriffen iſt eine ausdrückliche Verneinung ebenſo gewagt, wie eine beſtimmte Bejahung. In der Unendlichkeit treffen ſich ſo wie die Parallelen, auch die Unterſchiede des Glaubens; erſt wenn Gott ſich ganz und gar zu erkennen gegeben, dann wird er auch gerecht ſein. Ich bin feſt davon überzeugt, daß zuletzt ein Tag kommt, wo die Tugend als der denkbar beſte und glücklichſte Erdenantheil, als das begehrenswertheſte Loos gelten wird. Bis dahin halten wir Stand und laſſen wir den Spott der vermeintlich „Beſſerwiſſenden“ über uns ergehen. Das höchſte Verdienſt beſteht doch darin, ſelbſt trotz einem augenfälligen Gegendruck der inneren Pflichtnothwendigkeit zu genügen; denn wäre die Tugend ein gar ſo einträgliches Geſchäft, ſo hätten das die ſehr ſcharfſinnigen Geſchäftsleute ſchon längſt bemerkt und ſich alle insgeſammt zur Tugend bekehrt. Sie iſt im Gegentheil eine ſehr ſchlechte Capitalsanlage in der endlichen Ordnung der Dinge, aber in der Unendlichkeit verwiſchen ſich die Widerſprüche, und die Negationen verſchwinden.

Nichts giebt uns den Beweis, daß es in der Welt ein centrales Bewußtſein, daß es eine Seele des Weltalls giebt, aber auch das Gegentheil wird uns nicht bewieſen. Im ganzen Univerſum finden wir nirgends die Spur eines abſichtlichen, überlegten Willens, und man kann dreiſt behaupten, daß ſeit Jahrtauſenden keine aus einem bewußten Willen hervorgegangene That dieſer Art ſich vollzogen habe. Nichtsdeſtoweniger was ſind Tauſende von Jahren im Vergleich zur Unendlichkeit, und was wir Menſchen lang nennen, kann es nicht zu gleicher Zeit ſehr kurz ſein im Verhältniß zu einem andern Zeitmaß? Wenn der Chemiker ein Experiment vorbereitet, deſſen Gelingen oder Mißlingen erſt nach Ablauf eines Jahres feſtgeſtellt werden kann, ſo läßt er während der feſtgeſetzten Zeit die Apparate ganz unberührt. Alles, was im Innern der Retorten vorgeht, vollzieht ſich nach durchaus unbewußten Geſetzen, deshalb iſt aber doch nicht ausgeſchloſſen, daß am Anfang des Experiments ein bewußter Wille eingegriffen und ebenſo bei ſeinem Ausgange eingreifen wird. Millionen von Lebeweſen können ſich während der Zwiſchenzeit in den Retorten erzeugt haben, und wären dieſelben mit dem nothwendigen Verſtande ausgeſtattet, ſo fühlten ſie ſich vielleicht verſucht, zu ſagen: „Dieſe Welt wird von keinem Einzelwillen regiert.“ Für den kurzen Zeitraum, der ihnen zu ihren Wahrnehmungen zu Gebote ſteht, hätten ſie mit ihrer Annahme wohl auch Recht, aber in Bezug auf den unendlichen Weltenzeitraum wären ſie in einem Irrthum befangen.

Was wir die Unendlichkeit nennen, iſt vielleicht eine Minute zwiſchen zwei Weltwundern. „Wir wiſſen Nichts,“ das iſt das einzige Sichere, das wir über einen Begriff zu behaupten wagen dürfen, welcher über das Unendliche hinausliegt. Leugnen wir nichts, ſtellen wir aber auch nichts als ganz feſt hin, ſondern verſuchen wir, zu hoffen. Es iſt eine ſchöne Sitte, daß, wenn alles Irdiſche mit uns zu Ende geht, wir der Muſik und dem Weihrauch eine Stelle einräumen, als ein Ausdruck unſerer Sehnſucht nach einer höheren Sphäre, denn ein ungeheuer moraliſcher, vielleicht überhaupt geiſtiger Niedergang würde dem Tage folgen, an dem der Glaube aus der Welt verſchwindet. Einzelne unter uns können wohl die Religion entbehren, wenn nur Andere dafür um ſo feſter an ihr halten und auch die Ungläubigen von der mehr oder weniger glaubenden Maſſe mit fortgeriſſen werden; aber an dem Tage, wo die Maſſe einer gewiſſen heiligen Begeiſterung, eines Aufſchwungs zu dem Höchſten verluſtig ginge, würden auch die Tapferſten unter ihnen gleichgiltig in's Feuer gehen. Aus einer Menſchheit, die nicht an die Unſterblichkeit der Seele glaubt, ließe ſich viel weniger machen, als aus einer ſolchen, welche gläubig auf dieſelbe hofft. Der innere Werth eines Menſchen läßt ſich bemeſſen nach einer gewiſſen religiöſen Empfindungsweiſe, die er vermöge ſeiner Erziehung in ſich trägt, und die im Stande iſt, ſein ganzes Leben zu durchduften. Fromme Seelen leben von einem Schatten, aber wir leben von dem Schatten eines Schattens, und wer weiß denn, wovon die Welt nach uns ihr Bedürfniß nach einem höheren Leben befriedigen wird?

Streiten wir doch nicht darüber, wie viel und in welcher Form wir glauben, ſondern beſchränken wir uns darauf, den Glauben nicht zu verleugnen. Mit dem ganzen, großen Bereich der Unendlichkeit zu rechnen, dürfen wir niemals aufhören, und auch die Möglichkeit, mit unſerem Geiſt in unbekannte Fernen zu ſchweifen, ſollen wir nicht verlernen.

Es iſt doch nicht nothwendig, daß der unvermeidliche Untergang der Religionen, die nur vermeintlich von göttlicher Offenbarung ſind, auch das Verſchwinden jeder religiöſen Empfindung nach ſich ziehe. Das Chriſtenthum hat uns zu anſpruchsvoll, zu ſchwer zu befriedigen gemacht, wir wollen, fürwahr kein beſcheidenes Unterfangen, mit einem unfehlbaren Schlage den Himmel uns zu eigen machen, und ſollten uns doch mit kleineren Vortheilen begnügen. Vor einigen Jahren vertheidigte Herr von Rothſchild auf einer israelitiſchen Kirchenverſammlung mit wahrer Begeiſterung die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele; ein ſehr gelehrter Israelit der alten Schule, der mir davon erzählte, fügte noch die folgende Bemerkung hinzu: „Unbegreiflich, ein ſo reicher Mann, zu allem herrlichen Beſitz noch das Paradies dazu zu begehren; das könnte er doch wirklich uns armen Teufeln überlaſſen.“

In dieſer Hinſicht hatte das Mittelalter ganz merkwürdig logiſche Begriffe, denen zu Folge die Thiere nach einer gewiſſen Richtung viel beſſer behandelt wurden als die Menſchen. Dieſen muthete man wohl zu, daß, da das ewige Leben ihr Theil war, ſie alle Ungerechtigkeiten hienieden zu ertragen hätten, ohne zu murren, wohingegen die Thiere ſchon in dieſer Welt für das Gute, was ſie gethan, belohnt werden müßten, wenn die göttliche Gerechtigkeit auch ihnen zu Gute kommen ſolle. Es wird erzählt, daß in altchriſtlichen Zeiten Nonnen eine Hindin dazu erzogen hätten, vor der heiligen Jungfrau ihre Andacht zu verrichten. Voll frommen Sinnes knieete das kleine Thierchen auf einem Betpult vor dem heiligen Bilde; da indeſſen die Hindinnen keine unſterbliche Seele haben und dem zu Folge in's Paradies nicht eingehen dürfen, ſo lag es den Nonnen dringend am Herzen, daß ihre kleinen Schützlinge ſchon hienieden die ſüßen Freuden genöſſen, die ſie ſich im Leben verdient, und ſie fütterten ſie deshalb voll mit Süßigkeiten. Faſt daſſelbe Beiſpiel wird im „Leben der Väter“ in der Wüſte angeführt. Der Löwe, den der heilige Antonius dazu beſtimmt, den heiligen Paulus in die Erde zu ſcharren, gebraucht ſeine Tatzen mit einem ſtaunenswerthen Eifer. Als Belohnung dafür ertheilt ihm der heilige Antonius ſeinen Segen, und dieſer erweiſt ſich ſo wirkſam, daß der Löwe gleich darauf einem Schafe begegnet, welches er natürlich verſchlingt. Freilich wird bei dieſem Geſchichtchen dem Bedürfniß göttlicher Gerechtigkeit nur in Bezug auf den Löwen Genüge geleiſtet. Ob ſie daſſelbe in Betreff des Schafes that, bleibt dahingeſtellt, denn in der Organiſation des Weltalls iſt keine Spur von Gerechtigkeit für die Schafe aufzufinden. Warum thun wir es alſo nicht den Hindinnen der Nonnen gleich, warum gewöhnen wir uns nicht daran, aus Mangel an Beſſerem, uns mit kleinen Leckereien zu begnügen und an ihnen Gefallen und Genuß zu finden. Wir können ja mit äußerſter Sittenſtrenge gegen uns ſelbſt verfahren, ohne daß das Leben für uns ärmer zu werden braucht. In allen ſolchen Dingen ſind mir die gelehrten Haarſpalter unſerer Tage nicht muſtergiltig. — Warum wollen wir der Menſchheit ihre Freuden rauben, warum weiden wir uns nicht viel mehr an ihrer irdiſchen Seligkeit? Die Mitfreude an Andern iſt ein weſentlicher Beſtandtheil unſeres eigenen, inneren Glücks, und nur aus ihr reſultirt die Gemüthsruhe, die Seelenheiterkeit, in welcher der höchſte Lohn für ein rechtſchaffenes Leben beſteht.

Oft ſchon hat man mir den Vorwurf gemacht, daß es wohl ein Leichtes ſei, eine ſolche Art von Religion zu predigen, die nur ſcheinbar ſo leicht durchführbar, in Wirklichkeit aber ſo ſchwer zu befolgen wäre, wie keine andere. Nun denn, zur Lebensfreude kann man die Menſchen nicht zwingen, und auch dazu muß man von altem Schlage, nicht abgeſtumpft für den Genuß und außerdem auch zufrieden ſein mit dem Platz, den das Schickſal im Leben uns angewieſen. Mein Leben iſt ſo geweſen, wie ich es mir nur irgend gewünſcht und wie ich es beſſer mir ſelbſt nie hätte geſtalten können. Ich würde auch, ſollte ich es noch einmal von vorn beginnen, nicht viel daran ändern und vor der Zukunft iſt mir wenig bange. Ich hoffe auf einen rechtſchaffenen Biographen, bin aber auch darauf gefaßt, daß man allerlei Märchen und Legenden von mir erzählen wird. Indeß was liegt daran? Iſt mir doch die Methode der geiſtlichen Schriftſteller nicht gar ſo fremd, und da die Legenden, welche um das Leben der Kirchenfeinde erfunden werden, faſt alle aus Einem Stoffe gewebt ſind, ſo könnte ich ſehr gut die meine im Voraus ſkizziren. Ihre ſichere und unvermeidliche Grundlage kann nur das Capitel ſein, mit welchem die Anklageacten gegen Judas (crepuit medius) ſchließen. Nach einer anderen Form der Tradition wird das Schlußcapitel meines Lebens theils an das Ende des Arius, theils an das des Voltaire erinnern. Herr, mein Gott, wie ſchwarz wird man mich malen, und je boshafter, die Mittel ſind, zu welchen die heilige Kirche, wenn ſie erſt ihre Exiſtenz bedroht fürchtet, greift, je ungeberdiger ſie ſich benimmt, je mehr ſie, gleichſam wie ein toller Hund um ſich beißt, deſto ſchlimmer wird es mir ergehen. Aber mag dem ſein, wie ihm wolle, ich habe doch ein großes Vertrauen zur menſchlichen Einſicht, und der aufgeklärte Theil der Menſchheit, der einzige, welchem ich Rechenſchaft ſchuldig bin, wird mir doch ein ehrendes Andenken bewahren. In 500 Jahren wird auch, hoffe ich, die Abtheilung „Franzöſiſche Literaturgeſchichte der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften" den biographiſchen Bericht meines Lebens abfaſſen, und über was für ſonderbare Urkunden werden bei dieſer Gelegenheit Erörterungen und Auseinanderſetzungen ſich entſpinnen. — Da wird in großen, von der Kirche heilig geſprochenen Folianten zu leſen ſtehen, daß ich dafür, daß ich „das Leben Jeſu" geſchrieben, eine Million von Herrn von Rothſchild und faſt ebenſo viel vom Kaiſer Napoleon III. erhalten, der mir ſpäter, nachdem er mich abgeſetzt, noch einen großherzigen Jahresgehalt*) für die Mitarbeiterſchaft am Journal des Savants bewilligte. Ueber all dieſe anſtößigen Punkte wird die Commiſſion auf's Strengſte zu Gericht ſitzen und Klarheit bringen, aber ich bin gewiß, daß für alle vernünftigen Geiſter der Zukunft ihr Urtheil ein maßgebendes ſein wird. Ich fürchte ernſthaft nur Eins, das ſind die apokryphiſchen Schriften; es curſiren ohnehin ſchon ſo viel Phraſen, Zoten und Anekdoten, die mir angedichtet werden und welche die katholiſche Preſſe ſo lächerlich machte. Im Allgemeinen nimmt die Geiſtlichkeit ihre Angaben erſt aus zweiter Hand, und da ſie wenig Bücher kauft, meiſt aus kleinen Kirchenzeitſchriften niederer Gattung. Nun iſt jetzt ſchon Alles, was die kirchlich polemiſchen Autoren mir andichten, im höchſten Grade ſophiſtiſch gefärbt und oft geradezu widerſinnig. Ich richte alſo an alle Freunde der Wahrheit die Bitte, als von mir herrührend nur das anzuſehen, was in den vom Hauſe Lévy herausgegebenen Bänden erſchienen iſt. Zu einer Zeit ſchon, wo ich „das Leben Jeſu" der Oeffentlichkeit übergab, haben von den Jeſuiten beſtochene Journale vermeintliche Autographen von mir verbreitet, gegen welche ich niemals Einſpruch erhoben; wenn dieſe einmal zur Sprache kommen, dann wird die Commiſſion der franzöſiſchen Literaturgeſchichte Gelegenheit haben, ihren ganzen Scharfblick zu entwickeln. Wenn freilich die gelehrte Forſchung, anſtatt tiefer in das Weſen der Dinge einzudringen, Rückſchritte machte, dann wäre ich verloren, aber wenn die Menſchheit zur Verblödung verurtheilt iſt, dann liegt mir auch herzlich wenig an ihrer Achtung, und dann iſt es mir auch gleich, welche Dummheiten und Albernheiten ſie mir zumuthet. — Außerdem ſind aber auch 500 Jahre ein langer Zeitraum; der Menſch hat über das Sterben noch ſo kindliche Begriffe, daß er ſich weniger todt vorkommt in dem Augenblick, wo man ihn begräbt, als 500 Jahre ſpäter. Es liegt uns weit weniger daran, was man nach Ablauf einiger Jahrhunderte von uns ſagen und denken wird, als vielmehr an der Meinung, welche man von uns an unſerem Begrägnißtage hat, beinahe ſcheint es, als ob wir uns an jenem Tage noch lebendig, gleichſam nur als den eingeſchlummerten Helden des Feſtes dünkten. Ach Gott, wie kindiſch ſind wir doch, wir kleinen Menſchen.

---

*) Ich trat in das „Journal des Savants" im Jahre 1873. Das feſtgeſetzte Gehalt beträgt 500 Francs.

Ich glaube, an einer anderen Stelle ſchon erzählt zu haben, daß ein frommes Mädchen aus der Gegend von Nantes, welche augenſcheinlich glaubt, daß ich nur in Saus und Braus lebe, alle Tage die Worte an mich ſchrieb: „Es giebt eine Hölle“. Gutes Mädchen, ich danke Dir für Deine wohlmeinende Abſicht, aber Du ſchreckſt mich nicht ſo ſehr, als Du glaubſt. Ich wünſchte, es wäre ſicher, daß es eine Hölle giebt, denn beſſer die Hoffnung auf eine Hölle, als die Ausſicht auf ein Nichts.

Glauben doch viele Theologen, daß es für die Verdammten beſſer ſei, weiter fortzuleben, als zu ſein aufzuhören, und halten dieſe Unglücklichen ſogar für mehr als eines frommen Gedankens fähig. Ich für meinen Theil denke mir, daß, wenn auch der Ewige mir zuerſt dieſen unheimlichen Ort als Wohnſtätte beſtimmt haben ſollte, ich mich doch durch eine gewiſſe Liſt herauszuſchmuggeln verſtände. Meine an den Schöpfer gerichteten Bittgeſuche müßten ihm ſchließlich doch ein Lächeln entlocken, und ich würde ihm auf ſo feine und ſchlaue Art auseinanderzuſetzen ſuchen, daß ich doch eigentlich nur durch ſeine Schuld verdammt bin, daß er um eine Antwort verlegen wäre. Wer weiß, ob er mir nicht dann doch einen Zutritt in ſein heiliges Paradies, wo es übrigens ſehr langweilig hergehen ſoll, verſchaffen würde. Von Zeit zu Zeit läßt er deshalb auch Satan, den Spötter, unter den Kindern Gottes erſcheinen, um die ganze Geſellſchaft ein wenig aufzuheitern.

Wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo würde mir, wie ich ſchon angedeutet, nicht die Hölle, ſondern mit Fug und Recht das Fegefeuer als ein viel beſſeres Loos erſcheinen, wenigſtens als ein zwar melancholiſcher, aber doch dabei reizender Ort, wo Diejenigen, die irgend eine Beſſerungsſtrafe zu verbüßen haben, ſehr gut aufgehoben ſein würden. Ich ſtelle mir das Fegefeuer wie einen ungeheuer großen, mit dunklen Hagebuchen dicht beſetzten und nur von einem Polarlicht erhellten Park vor, wo die auf Erden begonnenen Liebſchaften und zarten Verhältniſſe bis zur vollſtändigen Aetheriſation geklärt und geläutert werden. Was für reizende Romane müßten da ihren Abſchluß finden, und wie wohl und gemüthlich müßte es ſich darin leben laſſen, ſchon in Anbetracht deſſen, daß von dem Paradieſe ſo wenig Anziehungskraft ausgeht. Das Einzige, was ich zuweilen an dieſem meinem Lieblingsort zu bemängeln hätte, wäre ſeine Einförmigkeit. Könnte man denn darin einen Ortswechſel unternehmen, wenn man, — man iſt doch nur ein Menſch — ſeines Nachbars oder ſeiner Nachbarin überdrüſſig geworden? Die Verſetzungen von Planeten zu Planeten würden ſehr nach meinem Geſchmack ſein, aber ob ſie den Beifall der frommen, alten Weiber hätten, die, wie man ſagt, die große Mehrheit der Auserwählten bilden, das iſt doch noch ſehr zu bezweifeln. So geſchehe alſo Gottes Wille.

Bei meiner erſten Reiſe nach Syrien genoß ich die Gaſtfreundſchaft in einem echt patriarchaliſchen Hauſe des Libanon, in welchem ein alter Vater von ſelten tiefer Frömmigkeit wohnte, der mich ganz in ſein Herz ſchloß und mich aufrichtig liebte. Als „das Leben Jeſu“ erſchien, hörte er ſo viel verurtheilende Predigten über mich, daß er von Zweifeln beſchlichen wurde. In ſeinen Skrupeln wendete er ſich an ſeinen Sohn Dominique, der in die franzöſiſchen Verhältniſſe beſſer eingeweiht war, weil er mich immer auf meinen Reiſen begleitet hatte. „Sage mir, mein lieber Sohn, welch große Vergehen hat denn M. Renan begangen? Gehen wir ſie doch einmal der Reihe nach, alſo von Anfang an, durch. Unter den heiligen Dingen, an welche man vor allen anderen glauben muß, da ſteht zuerſt oben an Gott, der Vater. Nun, glaubt er denn an Gott, den Vater?“ „Gewiß, gewiß,“ entgegnete ihm Dominique. „Gerade in dieſer Hinſicht iſt ſein Glaube felſenfeſt, über jeden Zweifel erhaben.“ „Aber weißt Du, mein Sohn, daß das eigentlich an und für ſich ſchon viel, ſehr viel iſt?“ antwortete der Greis. „Alſo geben wir doch den Glauben an Gott, den Vater, nicht auf und leugnen wir doch nicht ganz die Möglichkeit an ein letztes, jüngſtes Gericht. Sind wir auch ſelbſt vielleicht nie in einer jener tragiſchen Lagen geweſen, in denen Gott gewiſſermaßen der einzige Vertraute, der letzte rettende Tröſter iſt, ſo denken wir doch an das Schickſal eines reinen, keuſchen, aber ungerecht angeklagten Weibes, an das unſchuldige Opfer eines nicht wieder gut zu machenden Juſtizvergehens, verſetzen wir uns in die Seele eines Mannes, der ſein Leben dahingiebt für eine Bethätigung ſelbſtloſer Menſchenliebe oder in die eines Weiſen, der von zuchtloſen Söldlingen dahingemordet wird; welcher Troſt bleibt dieſen Unglücklichen, wenn nicht der, daß ſie ihre Augen zum Himmel erheben, um dort den einzigen wahren Zeugen ihrer Unſchuld zu ſuchen? Selbſt bei dem friedlichſten zurückgezogenſten Stillleben, von welchem große und ernſte Prüfungen ausgeſchloſſen ſind, wie oft fühlen wir auch da das unabweisbare Bedürfniß, an eine höhere, lautere Wahrhaftigkeit zu appelliren und ihr zuzurufen: „Rede, rede, enthülle Dich mir.“ Vielleicht ſind Augenblicke dieſer Art unſere edelſten und wahrſten, obgleich es noch nie dageweſen und nirgends ein Beweis dafür zu erfinden, daß unſer heißes Gebet, unſer inbrünſtiges Rufen bis irgendwohin gedrungen und einen Widerhall gefunden. Als Nimrod ſeine Pfeile gen Himmel ſchleuderte, kehrten ſie blutig von dort zu ihm zurück, und noch nie haben wir nach Wahrheit ſchmachtenden Menſchen von droben eine Antwort empfangen. Herr, Du mein Gott, zu dem wir in Anbetung aufzuſchauen uns nicht entrathen können, zu dem wir unzählige

Mal des Tages flehen, ohne daß wir uns deſſen bewußt werden, Du biſt in Wahrheit ein allgegenwärtiger, aber ein verborgener Gott."

Ich wünſchte von Herzen, daß dieſer Band dem Leſer nur einen kleinen Theil der Freude brächte, welche ich empfunden, zur Zeit, als ich ihn verfaßte und zuſammenſtellte. Er ergänzt meine „Erinnerungen", und dieſelben bilden einen ſehr weſentlichen Theil meiner literariſchen Arbeit überhaupt, denn ob ſie nun mein Anſehen als philoſophiſcher Denker vermehren oder vermindern, ſicher iſt es doch, daß ſie den Urſprung meines Denkens, meiner richtigen ſowohl als falſchen Urtheile klarlegen. Meine Mutter, an deren Seite ich ein ſo beſcheidenes Leben geführt, die ſtundenlang, wenn ich arbeitete, bei mir ſaß, und die ich, wenn ich einen Augenblick pauſirte, von Zeit zu Zeit immer wieder zu fragen pflegte: „Mama, biſt Du noch mit mir zufrieden?" meine kleinen Kindheitsgeſpielinnen, die mich mit ihrer beſcheidenen Anmuth ſo ſehr entzückten, meine ſo vornehm und lauter denkende Schweſter Henriette, welche, obgleich erſt zwanzig Jahre alt, ſchon im Stande war, mich in die Bahnen höherer Einſicht zu lenken, und von deren zarter Hand geleitet, ich eine der ſchwierigſten Uebergangsperioden meines Lebens überſchritt, all dieſe theuren Weſen haben den Anfang meines Lebens mit einer Atmoſphäre umduftet, deren letzter Hauch erſt mit meinem Tode verwehen wird. Eine Erklärung all meiner Eigenſchaften und all meiner Fehler kann nur Derjenige finden, der da weiß, daß meine Erziehung in der Hand der Prieſter und der Frauen gelegen. In der Bretagne ſtehen die Frauen geiſtig über den Männern, oft müſſen dieſe ſich von jenen einen Verweis, ja, eine noch ſchlimmere, als ſich ihres Uebergewichts bewußte Behandlung gefallen laſſen. Das rührt theilweiſe von der großen Gewalt her, welche in früheren Zeiten die Prieſter über die Laien ausübten; es kam wohl vor, (in allen Ehren natürlich), daß die Frauen ihren Pfarrer bei Weitem mehr liebten, als ihre eigenen Männer. — Daß ich nur mit einer gewiſſen Unbeholfenheit mit denjenigen Menſchen zu verkehren verſtehe, welche ſich nicht ausſchließlich mit geiſtigen oder moraliſchen Dingen befaſſen, rührt von der Geringſchätzung her, welche mir meine Lehrer von Kindheit auf für die Laien eingeflößt haben. So wird man mich wohl verſtehen, wenn ich behaupte, daß mein linkiſches Weſen in der Behandlung weltlicher Angelegenlegenheiten theils in dem Prieſterhochmuth, theils in der weiblichen Ueberhebung ihren Urſprung hat. In meiner ganzen Empfindungsweiſe will mir ſcheinen, bin ich zu mehr als drei Viertheilen Frau.

Auch weiß ich nicht, ob es Andern ebenſo gehen mag, als mir; mich hat mein ganzes Leben hindurch die Erinnerung an jene Mädchenköpfe umſchwebt, mit welchen ich mit 16 Jahren verkehrte; deshalb kehre ich ſo gern und unermüdlich immer wieder zu dieſen alten, beinahe erloſchenen Bildern aus früher Vergangenheit zurück. Habe ich vielleicht darin etwas zu viel gethan, ſo hat mich nur die Nachſicht, welche das Publikum für meine „Kindheitserinnerungen" an den Tag gelegt, dazu verleitet. Trotzdem muß ich geſtehen, daß ein bischen Weltklugheit wohl auch dahinter ſteckt: in ſehr vielen Dingen, däucht mir, wiſſen die in der Welt Erfahrenen mit ihrem ſchlichten, nur ſcheinbar oberflächlichen, aber geſunden Menſchenverſtand beſſer Beſcheid, als die „Schulklugen“. Sie haben einen klareren Einblick in das Gefüge, in die lebendigen Theile des Ganzen. Selten nur hat ſich ein großer, tiefer Denker mit der „Liebe“ beſchäftigt, und doch beharre ich in meinem Glauben, daß „die Liebe“ das wunderbarſte Geheimniß, aber auch der ſchlagendſte Beweis iſt für unſeren Zuſammenhang mit dem Weltenall. Wenn ich auf dieſen Punkt zu reden komme, dann fließt mir der Mund über, und immer von Neuem werde ich davon fortgeriſſen, mich über ein Thema auszulaſſen, über welches ich ſchon ſo oft erſchöpfende Aeußerungen gethan zu haben glaube.

„Aber wie kann man denn,“ wird man mir entgegnen, „von einem Gegenſtande nicht aufhören zu reden, den man eigentlich ſo wenig kennt?“

O gemach, gemach. Dagegen muß ich denn doch einen Einſpruch erheben. In dieſen zarten Angelegenheiten kann gerade derjenige keinen Ausſchlag geben, der ein zu erfahrener Kenner iſt. Die rührendſte Wundergeſchichte aus dem Mittelalter erzählt uns Gauthier de Coinci von einem armen Teufel aus Laon, der das größte der Martyrien erlitt, weil er ſein Keuſchheitsgelübde nicht brechen wollte. Eines Tages, an dem er mehr als je von Verſuchungen beſeſſen war, entſchlummerte er unter heißen, brennenden Thränen. Da erſchien ihm die heilige Jungfrau während ſeines Schlafes, reichte ihm ihre Mutterbruſt, ſo nahe, daß es ſeinen Lippen, ſie zu berühren und ihre ſüße Koſt einzuſaugen, geſtattet war. Dieſe himmliſche Speiſe befriedigte und heilte ihn für immer; nach einem ſolchen Liebestraume wurde es ihm nicht ſchwer, für den ganzen Reſt ſeines Lebens die Wirklichkeit zu entbehren.

Der Frömmigkeit des 17. Jahrhunderts, welche von derjenigen des Mittelalters ſchon ſo ſehr verſchieden, lag eine ähnliche Empfindung zu Grunde, und Arnauld in ſeinem Buche von dem „häufigen Abendmahlsgebrauch“ war wohl in ſeinem Recht. Die Janséniſten glaubten ſehr folgerichtig, daß der zu häufige Gebrauch des Abendmahls das Bedürfniß danach ſchwächt und die innere Befriedigung daran vermindert. Daſſelbe könnte man wohl von der Liebe ſagen. Diejenigen, die ihr am meiſten das Wort reden, haben ſie am wenigſten gemißbraucht und ſehen in ihr vielmehr einen geweihten, religiöſen Akt. Ja, wohl iſt die Liebe ein frommes, gottgefälliges Thun, ein heiliger Augenblick, in welchem der Menſch ſich über ſeine gewohnte Mittelmäßigkeit erhebt, in welchem er ſein tiefes Sehnen nach Freude, Genuß, Seligkeit und nach einer höheren Uebereinſtimmung bis auf den Höhepunkt ſich ſteigern fühlt und zu gleicher Zeit den dauernden Beſtand alles Lebens ſichert. Liebe, du ſüße und rührende Verirrung, du biſt ebenſo ewig wie die Religion, du biſt der beſte Beweis für das Daſein Gottes, du biſt das Band, an dem wir an dem Herzen der Natur hängen, wie der Kindeskeim im Schoße der Mutter: „Du biſt unſer wahrer Zuſammenhang mit der Ewigkeit!“

„Himmliſcher Vater, ich danke Dir für das Leben, das Du mir gegeben. Von Kindheit auf von den ſelten vortrefflichen Weſen umgeben, welche in mir nie den leiſeſten Zweifel an Deinem reinen Wollen, an Deinen lautern Abſichten haben aufkommen laſſen, iſt mir dieſes Leben ſüß und köſtlich geweſen. Ich war nie ohne Fehl und habe wie alle Menſchen geſündigt; aber was auch diejenigen mir nachſagen, die ſich „Prieſter“ nennen, eine wirklich ſchlechte Handlung habe ich niemals begangen. Ich habe die Wahrheit über Alles geliebt, und ihr habe ich manches zum Opfer gebracht. Immer habe ich gefleht, daß endlich „Dein Reich“ komme, himmliſcher Vater, und daß es einſt kommt, daran glaube ich noch felſenfeſt. Wohl iſt mein früherer Glaube in Trümmer geſunken, aber anſtatt zu jammern und Dir zu zürnen, habe ich es vorgezogen, im Unglück nicht zu verzagen. Wie feige wäre mein Jammern, wie ſinnlos albern meine Empörung gegen Dich geweſen!“

Die Oreſteia des Aeschylos und das Tragiſche.

Von

Alfr. Chr. Kaliſcher.

— Berlin. —

I.

Die Erkenntniß des Tragiſchen, der echten Tragödie, hat nach dem ruhmvollen Vorgange des Ariſtoteles alle hervorragenden Geiſter der Dichtkunſt und Aeſthetik anhaltend beſchäftigt. Daß zu irgend einer Zeit eine maßgebende überzeugende Anſchauung vom Weſen des Tragiſchen geherrſcht hätte, kann nimmermehr behauptet werden. Vielleicht hat hier die Autorität des großen Peripatetikers übel eingewirkt: denn die Einſicht dürfte ſich doch immer größere Geltung verſchaffen, daß die weltbekannte Definition, die Ariſtoteles von der Tragödie aufſtellte, außerordentlich überſchätzt worden iſt. Um es nur kurz zu ſagen — die ariſtoteliſche Theorie mit ihrer „Furcht" und ihrem „Mitleid" als Weſenheiten der Tragödie giebt ſtatt des wirklichen Tragödienbegriffes nur eine Folgerung, wie ſie der dem echten Grundweſen des Tragiſchen einwohnende Begriff im Geleite hat. Was eine Tragödie unter anderen ſeeliſchen Dingen in uns erzeugt, das erfahren wir aus der Definition des Stagiriten, doch nimmermehr, worin der Kern und Grund einer derartigen Kunſtſchöpfung beruht.

Unſere Zeit ſcheint nun vollends keine irgendwie klare Vorſtellung vom Weſen des Tragiſchen zu beſitzen: denn ſonſt würden ſich doch nicht ſo viele ſchier unqualificirbare dramatiſche Erzeugniſſe als Trauerſpiele im äſthetiſchen Sinne vorführen und auch nicht von ſehr vielen denkenden (?) Menſchen als ſolche angeſehen werden. —

Hat ſich einmal auf irgend einem Gebiete des menſchlichen Geiſtes eine entſchiedene Begriffsverwirrung herausgeſtellt, ſo erweiſt ſich ein Zurückgehen, Zurückſchauen auf die anerkannten klaſſiſchen Grundpfeiler ſolcher Cultur-

Digitized by Google

gebiete ſtets als heilkräftig und darum nothwendig. Iſt etwa im religiöſen Leben der Völker eine Stagnation oder eine Verwirrung eingetreten, ſo werden die maßgebenden Culturvölker jedenfalls aus ihrem Urquell religiöſen Geiſtes, aus der Bibel neue Aufklärung, neue Errettung und Erlöſung ſuchen und ſicherlich auch finden, ſo lange es eine religionsbedürftige Menſchheit geben wird.

Eine von der Aureole des Religiöſen umſtrahlte Richtung des menſchlichen Geiſtes iſt ja auch die Tragödie. Die berühmten, nicht genugſam zu preiſenden Urväter der tragiſchen Dichtung ſind und bleiben für uns die Hellenen. Darum erſcheint es bei dem thatſächlich vorhandenen Nothſtande in der Erkenntniß und in den Erzeugniſſen der Tragödie durchaus geboten, auf jene Vorfahren der tragiſchen Kunſt zurückzuſchauen, und in erſter Reihe auf den Vater der echten Tragödie ſelbſt, auf Aeschylos, des Euphorion herrlichen Sohn.

Aeschylos iſt auch der einzige griechiſche Tragiker, von dem uns eine Trilogie erhalten iſt. Dieſe einzige Trilogie des klaſſiſchen Alterthums iſt die Oreſteia mit ihren drei Einzelwerken: Agamemnon, die Choëphoren und die Eumeniden.

Es ſoll nun der Verſuch unternommen werden, darzuſtellen, wie die Compoſition dieſer Trilogie das wirkliche, echte Weſen des Tragiſchen zur Erſcheinung bringt.

Da ſtellt ſich vor allen Dingen die Nothwendigkeit heraus, daß geſagt wird, was das Tragiſche ſei. Hinſichtlich der erforderlichen Erklärung vom Weſen des Tragiſchen werde ich zum Theil nur kurz wiederholen können, was ich darüber bereits früher geſchrieben und veröffentlicht habe*), als ich über den „gefeſſelten Prometheus“ des Aeſchylos ſprach.

Die Summe der anerkannt beſten Tragödien aller Zeiten und aller Völker verſchafft die Erkenntniß, daß das Tragiſche ganz allgemein überall zum Vorſchein kommt, wo eine beſonders willenskräftige Menſchennatur mit leidenſchaftlichſtem Eifer beſtrebt iſt, ihrer ſpecifiſchen Sinnen- und Gedankenwelt durchaus Geltung zu verſchaffen. Der ſo geartete Menſchengeiſt wird und muß auf Mächte und Gewalten ſtoßen, welche ihre eigene, anders geartete Gedankenwelt beſitzen, die denn auch ganz anders geartete Handlungen bedingt. Der Zuſammenſtoß wird unvermeidlich. Der wahrhaft tragiſche Menſch gleicht einem Felſen, der auf andere Felſen ſtößt. Eigenmacht kämpft gegen Eigenmacht; den endlichen Sieg behauptet diejenige Gewalt, welcher größere Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit innewohnt. Nur in Wahrheit gefeſtete, eherne Charaktere eignen ſich zum tragiſchen Helden; alle ſogenannten weich geſchaffenen Seelen ſind dazu untauglich, da ſie wohl Mitleid, aber keine Bewunderung oder Staunen erwecken können. Das

---

*) Vergl. meine Abhandlung: „Die Tragödien des Aeſchylos und die moderne Bühne“ in der „Deutſchen Bühnengenoſſenſchaft, officielles Organ der Genoſſenſchaft Deutſcher Bühnen-Angehöriger“. Nr. 51, 52 vom Jahre 1889 und Nr. 1 vom Jahre 1890.

Weſen abſoluter Naturnothwendigkeit muß aus allen echten tragiſchen Handlungen hervorleuchten; der Zufall hat nichts mit der wirklichen Tragödie zu ſchaffen. — Das Tragiſche kann ſich nun nach zwei Hauptrichtungen offenbar machen. Der leidenſchaftlich willensvolle Menſch kann ſein eigenes äußeres Ich auf Koſten der Mitmenſchen ungebührlich betonen, ſo daß dieſe in unverdienter Weiſe mit Unrecht leiden müſſen. Der von einer derartigen Leidenſchaft ergriffene Willensmenſch kann jedoch nicht davon loskommen, er muß — einem Dämon folgend — ſein lediglich egoiſtiſches Ziel zu erreichen trachten. Das würde der ſubjectiv tragiſche Menſch ſein, der — je nachdem die Leidenſchaft mehr oder weniger unedel ſein kann — wohl auch der unedel Tragiſche genannt werden könnte; wie etwa ein Macbeth, ein Richard III., eine Medea, ein Nero, eine Agrippina und andere ähnliche Phänomene im Gebiete des Tragiſchen.

Anders der im höheren und höchſten Sinne des Wortes tragiſche Menſch, die objective tragiſche Perſönlichkeit. Hier tritt uns ein Menſchengeiſt entgegen, der bei außerordentlicher Thatkraft mit Leidenſchaft nur dem Edlen, Guten, Selbſtloſen in der Welt ergeben iſt. Daß der Gute, Reine, Gerechte in der Erdenwelt zur Herrſchaft gelange, das iſt ſeine feuerbeſeelte Leidenſchaft, um derentwillen er leidet und ſich ſchließlich ganz hinopfert. In höchſtem Maße repräſentiren ein ſolch edel Tragiſches Perſönlichkeiten wie Sokrates, Chriſtus. Läßt man Letzteren als höchſte tragiſche Erſcheinung überhaupt gelten, ſo hätte man wohl ein Recht, all ſolche Tragödien mit Helden, die ſich aus Liebe zur Menſchheit aufopfern, chriſtartige oder chriſtgeiſtige Tragödien zu nennen. Auch dieſe Helden leiden perſönlich, weil ſie ja ihr perſönliches Bewußtſein behalten müſſen, aber durch den ſteten, liebevollen Hinblick auf die Anderen, auf das Ganze, Allgemeine, durch das völlige Heraustreten aus ſich ſelbſt wird ihr tragiſches Leiden objectiv und gewinnt dadurch die allerhöchſte Weihe, die uns durch die Macht genialer Intuition belehrt, wie das Irdiſche auf ein Transcendentales, auf ein Jenſeitiges hinweiſt. In der vorchriſtlichen Welt giebt es in dieſem Sinne keine erhabneren chriſtgeiſtigen oder meſſianiſchen tragiſchen Charaktere als den Prometheus, wie ihn Aeschylos, und als Antigone, wie ihn Sophokles verewigt hat.

Faſt überflüſſig darf nun noch die Bemerkung erſcheinen, daß nur Menſchen mit ungetrübtem Verſtande, Menſchen, die im Beſitze geſunder Vernunftthätigkeit ſind, zur Folie einer Tragödie dienen können. Denn alles Tragiſche hat es ſchließlich mit Schuld und Sühne zu thun; ſchuldig wird der Menſch nur durch ſein moraliſches Verhalten. Die Verletzung des Sittengeſetzes in uns ſchürzt allein den tragiſchen Knoten. Und wie im politiſchen Leben jede Verantwortlichkeit des Menſchen aufhört, ſobald ſeine Gehirnfunctionen in Unordnung gerathen ſind, alſo auch auf dem Felde der Tragödie. Wo einmal die Herrſchaft über den Verſtand aufhört, da hört alle moraliſche Verantwortlichkeit auf, alſo auch jede tragiſche oder drama=

tiſche Schuld überhaupt. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß geiſtige Umnachtung als Folge echter tragiſcher Leiden auf der tragiſchen Bühne wohl am Platze ſein kann. Hierfür ſprechen ja genügend tragiſche Namen wie Ophelia, Lady Macbeth, König Lear, Gretchen und Andere mehr.

Und nunmehr können wir uns zur Oreſteia ſelbſt wenden.

II.

Aeschylos befand ſich bereits am Abend ſeines ſchaffensreichen Daſeins, als er ſeine tragiſche Tetralogie (Didaskalie) Oreſteia ſchuf und auch zur Aufführung brachte.

Unſer Dichter lebte bekanntlich von 525—456 v. Chr. Und im zweiten Jahre der 80. Olympiade (458 v. Chr.), zwei Jahre vor des Dichters Tode, unter dem Archon Philokles erlebte die Oreſteia ihre erſte Aufführung in Athen und errang dem mannigfach geprüften Dichter einen glanzvollen Sieg. Die Choregie beſtritt Xenokles aus Aphidnä. Ob Aeschylos die Aufführung dieſer Didaskalie in Athen ſelbſt geleitet hatte, bleibt zweifelhaft. Wenn er darum wieder ſeinen Wohnſitz von Athen nach Sicilien verlegt haben ſollte, ſo konnte ihn Athen trotz des großen Oreſteia-Triumphes doch nicht langa gefeſſelt haben, denn Aeschylos ſtarb nicht lange darnach (456) in Gela auf Sicilien.

Dieſe ganze tragiſche Didaskalie war freilich eine Tetralogie, die außer den bereits genannten drei Dramen (Agamemnon, Choëphoren und Eumeniden) noch das Satyrdrama „Proteus“ umfaßte, welches nicht auf uns gekommen iſt. Durchaus berechtigt erſcheint jedoch die Annahme derjenigen Kritiker, Ueberſetzer und Commentatoren des Aeschylos, wonach auch im „Proteus“ ein logiſcher Zuſammenhang mit anderen Stücken der „Oreſteia“ vorwaltend war. Hier ſei nur auf die einleuchtende Auseinanderſetzung hingewieſen, die Johann Guſtav Droyſen in ſeiner Aeschylosüberſetzung bei der Oreſteia vorträgt (4. Auflage Berlin 1884: Proteus, Satyrſpiel, p. 145—150).

Hat nun auch der verloren gegangene Proteus wohl mit der Fabel des Ganzen mancherlei zu ſchaffen, ſo doch jedenfalls nichts mit dem Weſen des Tragiſchen, wie es die drei Haupttheile der Oreſteia durchzieht, alſo die eigentliche Oreſtes-Trilogie.

Es iſt für dieſe ganze erhabene Dichtung außerordentlich bezeichnend, daß ſie ihren Geſammtnamen nicht vom Helden Agamemnon, auch nicht von ſeiner Gattin Klytaimneſtra erhalten hat, ſondern allein von deren Sohne Oreſtes, wie ja auch ſchon Dichter der klaſſiſchen Zeit des Aeſchylos letzte Didaſkalie kurzweg die Oreſteia benennen, ſo z. B. Ariſtophanes.

In Wahrheit haben wir es auch in der Oreſteia nur mit einer einzigen großartigen Tragödie zu thun, deren Hauptheld Oreſtes iſt, obgleich dieſer im erſten großen Theile des Werkes gar nicht auftritt. Das umfangreiche erſte Drama der Trilogie, Agamemnon, ſtellt uns, genau genommen, nur die ergreifende Expoſition dar, um das tragiſche Leiden, Kämpfen und Sühnen der tragiſchen Hauptperſönlichkeit Oreſtes begreiflich zu machen. Mit dieſem erſten Drama der Oreſteia empfängt man jedoch, wenn man will, als Parergon eine Nebentragödie, die man Klytaimneſtra nennendarf. —

Machen wir uns an der Hand der Dichtung zunächſt den Gang der mannigfachen Schuldverflechtungen klar.

Der Fluch, der auf dem Hauſe der Pelopiden oder noch weiter hinauf gerechnet, auf dem Geſchlechte des Tantalos ruht, darf uns nicht kümmern, wenn wir die tragiſche Schuld eines Menſchen erörtern wollen. Wir haben allein den einzelnen Menſchen an und für ſich unter dem Geſichtspunkte des in Jeden gepflanzten Moralgeſetzes zu beleuchten, wonach jeder Menſch unbekümmert um Tugenden und Laſter der Vorfahren ganz allein für ſein Thun und Laſſen verantwortlich iſt. Und ein ſolcher, einzig richtiger tragödiurgiſcher Standpunkt leuchtet auch aus allen echten tragiſchen Erzeugniſſen des Aeſchylos hervor. So auch hier bereits im Expoſitionsdrama Agamemnon.

Der ruhmreiche Griechenfeldherr Agamemnon hat auf dem Zuge nach Troja, im Hafen Aulis, eine ſchwere Schuld auf ſein Gewiſſen geladen. Das Schickſal legte ihm die ſchwere Gewiſſensfrage auf, ob ſein Feldherrnruhm über die Leiche ſeines eigenen Kindes Iphigeneia mit ſeinem Willen hinweggehen dürfe oder nicht. Der ruhmſüchtige Vater willigte nach manchen Seelenkämpfen ein, die eigene Tochter hinzuopfern. Das Sittengeſetz in ihm hätte gebieten müſſen: du mußt dich deiner Oberfeldherrnwürde begeben, da dieſe nur mit dem Tode deiner und Klytaimneſtras Tochter erkauft werden konnte.

In dieſem Sinne ſpricht ſich denn auch Aeſchylos aus. Seinen göttlich richtenden Dichtergeiſt verkündet — wie faſt immer — ſo auch in dieſer Schuldfrage der Chor. Da heißt es in der dritten Gegenſtrophe (Vers 191ff. nach Donners Ueberſetzung):

Da ſprach er alſo, der ält're Heerfürſt:
Ein hartes Loos iſt es, nicht zu folgen,
Ein hartes, ſoll ich ſchlachten
Mein Kind, des Hauſes Kleinod,
Und beim Altar die Vaterhand hier
Ruchlos in's Herzblut der Tochter tauchen,
Was bleibt da frei von Leid?
Ueb' ich Verrath am Heere?
Täuſch' ich die Kampfgenoſſen?
Daß ſie das windſtillende Sühnopfer, das jungfräuliche Blut,
Fordern in zornglühender Gier, recht iſt's: führ' es zum Heile!

Vierte Strophe.

Jetzt, als er aufnahm das Joch des Zwanges
Und Sinneswandlung im Buſen hauchte,
Gottloſe, ſchnöd unheilige,
Ergriff er tollkühn das kecke Wagniß.

Denn dreiſt in Unthat verlockt die Menſchen
Unſel'ger Wahnſinn, des Fluches Quelle.
So trug er's denn, ſein Kind ſchlachten zu ſeh'n,
Dem frauenraubrächenden Krieg zum Schutze,
Als Voropfer des Seezugs u. ſ. w.

Beſonders erſt mit dieſen Worten:

Denn dreiſt in Unthat verlockt die Menſchen
Unſel'ger Wahnſinn, des Fluches Quelle*).

verkündet des Dichters Mund das Schuldig über Agamemnon und läßt damit ein Milderungsmotiv für die unvergleichlich größere Schuld der Klytaimneſtra durchblicken. — In guter Erkenntniß des Tragiſchen läßt Aeschylos hier die günſtige Wendung des Geſchickes der von ihrem eigenen Vater zum Opfertode beſtimmten Jungfrau unberührt. Der Chor berichtet nun von allen Zurüſtungen zum Opfer durch den Prieſter Kalchas bis zur ſchrecklichen Entſcheidung. Dann ſingt der Chor (Vers 230ff.):

Was dann geſchah, ſah ich nicht, ſag' ich nicht,
Doch Kalchas' Wort bleibt nicht unvollendet. —

Der Dichter predigt ſo indirect die ewige Lehre, daß in allen menſchlichen Handlungen die Geſinnung, die Willensbeſchaffenheit das Weſentliche bleibt. Genug alſo: Agamemnon war bereit, ſein Kind für ſeinen Ruhm preiszugeben: an ihrer wunderbaren Rettung hat ſeine eigene verantwortliche Seele keinen Antheil. Die Schuld bleibt alſo an ihm beſtehen und muß böſe Früchte zeitigen. Und noch vielfältig verkündet des Dichters Sehermund ähnliche Weisheit — ſei es, daß er von Sünden des Atridenhauſes oder von denen des Priamidenhauſes ſpricht — überall bleibt dieſe Lehre beſtehen (Vers 439ff; Chor):

Wer durch Frevel glücklich ward,
Den ſtürzt zuletzt der Eumeniden
Schwarze Schaar in Nacht hinab,
Sein Glück zertrümmernd; ohne Macht
Wohnt er im Dunkel — bei den Todten.

Der ſieggekrönte Agamemnon, der Bezwinger Ilions, kehrt nun glücklich heim. Seine Gattin Klytaimneſtra, die ihn ſeit der Opferung der Iphigeneia aus tiefſtem Grunde des Herzens haßt, hat ſich inzwiſchen innerlich gänzlich von ihm losgelöſt und pflegt im Geheimen Liebe mit ihrem Vetter Aigiſthos, dem Sohne des von den Atriden getödteten Thyeſtes. Der Dichter führt uns in Klytaimneſtra eine Ehebrecherin vor, die mit der Untreue kein geringes Maß von Frechheit verbindet. Dem Herold, der die Rückkehr des geprieſenen Helden vermeldet, ruft ſie unter Anderem die lügneriſch vermeſſenen Worte entgegen (V. 579ff.):

---

*) βροτοὺς θρασύνει γὰρ αἰσχρόμητις
τάλαινα παρακοπὰ πρωτοπήμων (Ed. Kirchhoff, v. 209—210).
In genauer Ueberſetzung würden dieſe Verſe lauten:
„Verwegen macht die Menſchen ſtets der Wahn,
Unheilvoll, trügeriſch, der Leiden Grundkeim."

Melde meinem Herrn!
Er möge ſchleunig kommen, heißerſehnt der Stadt:
Zu Hauſe find' er ſein Gemahl, ſo treu, wie einſt
Er ſie verlaſſen, als des Hauſes Wächterin
Dem Gatten holdergeben, Bösgeſinnten feind,
Und ſonſt ſich gleich in Allem, wie ſie nimmer auch
Ein Siegel ihm erbrochen in der langen Zeit.
Verkehr mit anderen Männern und befleckter Ruf
Sind mir ſo fremd, als Wunden, die das Schwert mir ſchlug.

Auch dem argloſen — im übrigen milden und frommen — Gemahl gegenüber ſetzt Klytaimneſtra ihr gleißneriſches, heuchleriſches Weſen fort. — Nur in Folge banger Träume, trüber Ahnungen will ſie den einzigen Sohn, den Oreſtes, zu ſeinem eigenen Heile zum Gaſtfreunde Strophios nach Phokis geſendet haben:

„Deswegen ſteht der Knabe nicht zur Seite mir,
Oreſtes, mein und Deiner Liebe theures Pfand,
Wie's wohl geziemte: wund're Dich darüber nicht“ (V. 835—837).

Purpurdecken und allerlei ſonſtige verſchwenderiſche Pracht hat die mordluſtige Klytaimneſtra vor dem triumphirenden Helden herrichten laſſen, um den Argloſen auf Roſenpfaden den Weg zum ſchwarzen Tode wandeln zu laſſen. Der beſcheidene Sinn des Herrſchers will all ſolchen Prunk von ſich werfen und lehrt uns (V. 884 ff.):

Auch ohne Purpurdecken und getünchte Pracht
Schallt laut der Nachruhm, und ein arglos weiſer Sinn
Iſt höchſte Gottesgabe. Selig preiſt den Mann,
Der ſtill in wonnereichem Glück ſein Leben ſchloß!
Wenn Alles ſo mir glückte, wär' ich wohlgemuth.“

Schließlich geſellt Klytaimneſtra zu aller Lüge und Heuchelei noch wahren Götterhohn, indem ſie den in den todbringenden Palaſt abgehenden Agamemnon mit den Worten verabſchiedet (V. 931—932):

Zeus, Zeus, Vollender, mein Gebet vollende Du,
Und was Du willſt vollenden, ſei Dir heimgeſtellt!

Die trüben Ahnungen des Chores gewinnen durch die Königstochter Kaſſandra, eine dem Agamemnon mitfolgende Siegesbeute, neue Nahrung. Der heimtückiſchen, eilfertigen Klytaimneſtra will es freilich nicht gelingen, der Seherin Lippen zu löſen; die Mordluſt läßt der Königin keine Raſt; in verhängnißvoller Zweideutigkeit ruft ſie es aus (V. 1003 ff.):

Nicht länger hab' ich Muße, vor der Thüre hier
Zu weilen; denn in Hauſes Mitte ſteh'n am Herd
Die Lämmer ſchon zum Feueropfer uns bereit,
Nachdem wir ſolches Feſtes Luſt nicht mehr gehofft.

Wie nun Kaſſandra mit dem Chore allein iſt, da öffnet ſie den Mund und entrollt in ergreifenden Reden das Geheimniß ihres leidvollen Prophetendaſeins. Die ganze große Kaſſandra-Scene iſt als Epiſode zu betrachten, als ein dramaturgiſches Mittel, den Charakter der Klytaimneſtra heller und greller zu beleuchten. Denn ſo ſehr wußte dieſe vor allen

Großen des Reiches ihr ſündhaftes Treiben und ihren tödlichen Haß gegen den Gatten zu verbergen, daß der Chor der lebenserfahrenen Greiſe noch immer keine Ahnung von ihren Mordplänen gewinnt, obwohl die Seelenſchauerin Kaſſandra den bevorſtehenden Mord des Herrſchers in immer deutlicheren Bildern und Zügen vorausſchildert. So ruft die Seherin aus (Vers 1073 ff.):

Ach, ach! O ſchau, o ſchau! Halte die Färſe doch
Vom Stiere fern! Sie hüllt ihn
In Schleier, ſtößt mit ſchwarzgehörnter Wehr nach ihm,
Und trifft: er ſinkt in des Gefäßes Fluth!
Ja, von der Mörderwanne grauſem Trug red' ich Euch!

Im weiteren Strome ihrer prophetiſchen Begeiſterung weiß Kaſſandra vor den erſtaunten Greiſen alle Greuel des Tantalidengeſchlechtes zu enthüllen, und doch bleibt ihr Sinn vor dem nahenden Verhängniß verſchloſſen. Der Götterfluch, dem Kaſſandra vor allen Sehern unterworfen iſt, macht ſich auch hier in vollem Maße geltend, die Greiſe faſſen ihrer dunklen Rede Sinn nimmermehr — und wie ſie das Entſetzliche deutlich bezeichnet hören, da glauben ſie der Seherin nicht und thun auch nichts, um das ſcheußliche Unheil von ihres Königs Haupte abzuwenden. — Immer deutlicher ſpricht die ſeelenkundige Kaſſandra (V. 1185 ff.):

Wie ſie hell aufjubelte,
Die Allverwegne, wie im Siegesruf der Schlacht!
Sie heuchelt Freude, daß er glücklich heimgekehrt! —
Und ob man mir auch Glauben hier verſage — ſei's!
Sie naht, die Zukunft. Zeuge wirſt Du ſelbſt ſofort,
Und nennſt mich jammernd allzuwahre Seherin.
Der Chorführer.
Was Du verkündeſt von Thyeſtes' grauſem Mahl,
Verſteh' ich, und mich ſchaudert und mich faßt ein Schreck,
Zu ſchau'n der Wahrheit treffend nachgeſchaff'nes Bild.
Das Andre hörend ſtürz' ich fort auf irre Bahn.
Kaſſandra.
Agamemnon, ſag' ich, wirſt Du morgen ſterben ſeh'n.
Der Chorführer.
Gebiete Deinem Frevelmund, Unſelige! —

Und je feſter die Seherin ihr Wort behauptet, deſto weniger wollen es die Greiſe glauben. Schließlich geräth Kaſſandra in immer leidenſchaftlichere Gottverzückung, in welcher ſie nicht nur ihren eigenen und Agamemnons Tod immer deutlicher erſchaut, ſondern auch bereits die Vergeltung durch die Himmliſchen. So verkündet ſie (V. 1228 ff.):

Doch meines Todes Rächer ſind die Götter einſt.
Denn wieder kommt ein anderer Rächer uns, der Sohn,
Ein Muttermörder, der des Vaters Tod vergilt.
Ein irrer Flüchtling kehrt er heim aus fremdem Land,
Den Götterfluch zu krönen, der dies Haus verfolgt.
Mit hohem Eide ſchwuren ja die Himmliſchen,
Daß ihn des Vaters Todesſturz heimführt dereinſt. —

Doch all ſolche Reden verſchlagen hier nichts. Die Greiſe verharren in Zweifel und Unglauben, auch wie ſich Kaſſandra todesmuthig und todesbewußt in den Palaſt hineinbegiebt, von dem ſie ſoeben geſungen hat:

Mord hauchen dieſe Mauern, blutumtrieften Mord (V. 1258).

Doch kaum iſt die Seherin ihren Augen entſchwunden, kaum will etwas wie Ahnung in ihnen aufdämmern, da vernehmen die entſetzten Greiſe ſchon aus dem Palaſte Agamemnons Todesrufe (V. 1292):

Weh! tief in's Herz des Lebens traf mich Mörderhand! —

Nun wird das Wort der unglücksvollen Seherin zur Gewißheit; doch die Greiſe hegen noch immer keinen Verdacht gegen die Königin. Während ſie noch unentſchloſſen ſind, was in dieſem Wirrſale zu thun iſt, erſcheint die grauſe Wahrheit ſelbſt in Geſtalt der Klytaimneſtra, die das Mordbeil über den Schultern trägt; die zugedeckten Leichen Agamemnons und Kaſſandras folgen ihr nach.

Da erzählt denn die entmenſchte Klytaimneſtra in frechen, dürren Worten, daß und wie ſie ſelbſt den König ermordet hat. Ein netzähnliches langes Gewebe habe ſie um ihn geſchlungen und dann den Wehrloſen durch dreimaligen Schlag mit dem Beile getödtet. Die Blutſtrahlen des Gatten, die ſie mit beſpritzen, ſind ihr hohe Freude; voller Jubel iſt die freche Mörderin:

Und wie des Blutes jäher Strahl ausſprudelte,
Beſpritzt er mich mit dunkeln Tropfen rothen Thau's,
Die mich erfreuten, wie Kronions feuchter Süd
Die Saaten, wenn's im Mutterſchoß der Knospen ſchwillt.
Ob ſolchen Glücks, ihr grauen Häupter dieſer Stadt,
Freut euch, wofern ihr Freude fühlt; ich juble laut!
Ja, ziemte ſich's, Trankopfer über Leichname
Zu ſprengen, wär' es hier gerecht, ja vollgerecht. (V. 1338 ff.)*)

---

*) Es mag daran erinnert werden, daß die weit ältere homeriſche Dichtung den Tod Agamemnons nicht als im Bade ſo heimtückiſch, ſondern als offen am Feſtgelage zu Ehren des heimgekehrten Trojabezwingers geſchehen ſchildert. Dreimal meldet Homers Odyſſee den Tod Agamemnons. Das erſte Mal, in der Erzählung, die Neſtor dem jungen Telemachos vorträgt, erfahren wir, daß Agamemnon ſeinem Weibe einen ehrbaren Sänger als Hüter zurückgelaſſen hatte (Odyſſee III, V. 267 ff.); erſt als es der Schlauheit des Aigiſthos gelungen war, den Sänger auf ein fernes Eiland zu ſchaffen, gelang ihm die Verführung Klytaimneſtras:

Und die Willige führte der Willige nun nach Hauſe. (Vers 272).

(Τὴν δ' ἐθέλων ἐθέλουσαν ἀνήγαγεν ὅνδε δόμονδε). — Im zweiten Berichte — Menelaos erzählt's dem Sohne des Odyſſeus, wie er es vom Meergreiſe Proteus vernommen hatte — wird Aigiſthos als eigentlicher Mörder hingeſtellt. Er hatte zwanzig tapfere Männer in einen Hinterhalt geſtellt; dieſem gegenüber beſorgte er das Ehrenmahl für Agamemnon. Im Palaſte wird der Völkerhirte von Aigiſthos gefällt — „wie wenn an der Krippe man tödtet den Farren“ — (IV; V. 5351: (ὥς τίς τε κατέκτανε βοῦν ἐπὶ φάτνῃ). Von Klytaimneſtra iſt hierbei gar nicht die Rede. — Erſt der dritte Bericht im XI. Geſange, wie ihn der das Schattenreich beſuchende Laertiade aus Agamemnons Munde erfährt (Vers 405 ff.), ſtellt die Ruchloſigkeit Klytaimneſtras in den Vordergrund. Hier wird das zum Mordmahl werdende Feſtmahl eingehend geſchildert. Hier heißt es:

III.

Der Dichter ſtellt uns Klytaimneſtra als die alleinige Mörderin hin, die ſelbſt, wohl berathen von ihrem Verführer Aigiſthos, die grauſe That vollbracht hat und die nicht müde wird, wenn auch die Häupter der Stadt ſie ſchmähen und verwünſchen, ſich ihres gottloſen Werkes zu rühmen. — Alſo ruft ſie es wieder aus:

O ſchmäht mich immer als ein ſinnverblendet Weib!
Ich ſag' es unerſchrocken, was ihr Alle ſelbſt
Hier ſeht, und ob ihr's loben, ob ihr's tadeln wollt,
Gleichviel! Da liegt er, Agamemnon, mein Gemahl,
Als Leiche, hier von meiner rechten Hand entſeelt,
Ein Werk der edlen Meiſterin! So ſteht es hier! (Vers 1350 ff.)
(ἔργον δικαίας τέκτονος. τάδ' ὧδ' ἔχει).

Und nun beginnt Klytaimneſtra ihre Rechtfertigungsrede. Sie wirft den Vätern der Stadt vor, daß ſie kein Schuldig über ihren Gatten ausgeſprochen haben, der ſein eigenes Kind, ihr liebſtes Kind, gemordet habe, „gleich als wär's ein Lamm", um die wilden Stürme Thraciens zu bändigen. Einen ſolchen Uebelthäter hätte der Rath der Alten aus der Stadt verbannen müſſen und nicht alſo ehren. Die Drohungen der Greiſe ſchreckten ſie mit nichten — ſonder Furcht ſtünde ſie da und würde ſo fortleben, ſo lange ihr „holder" Aigiſthos ihr als Hort zur Seite ſtünde. Agamemnon ſei der wahre Eheſchänder geweſen:

Da liegt der Eheſchänder, der mein Recht verhöhnt,
Der Chryſestöchter Augenluſt vor Ilion;
Da liegt die kampferrungne Zeichenſchauerin,
Genoſſin ſeiner Nächte, zukunftdeutende
Getreue Buhlin, die des Schiffes Steuerbord
Mit ihm getheilt hat! Ihren Lohn empfingen ſie.

Mir ſchuf Tod und Verderben Aigiſthos, er lud mich in's Haus ein
Und erſchlug mich im Bunde mit meiner verderblichen Gattin,
Mein Bewirther, wie wenn an der Krippe man tödtet den Farren.
(Vers 409—411).

Der ganze Boden ſchwamm von Blut; Kaſſandra wird vor dem Könige von Klytaimneſtra getödtet:

„Die Verrätherin Klytaimneſtra
Würgte ſie neben mir ab, da erhob ich am Boden die Hände,
Griff nach dem Schwerte, bereits ein Sterbender, aber das Unweib
Wandte ſich ab, und obgleich ich zum Hades entſchwebte, ſie drückte
Nicht mit den Händen die Augen mir zu und ſchloß mir den Mund nicht.
Nichts Grauenvolleres drum, nichts Unverſchämteres giebt es,
Als ein Weib, das ſich trägt mit ſolcherlei Werken des Frevels,
Wie denn eben auch jene den ſchmählichen Frevel ſich ausſann,
Daß ſie den rechten Gemahl ermordete. (Vers 422—430).

Welch' ein Unterſchied in den Epithetis für Klytaimneſtra. Zuerſt heißt ſie in milder Betrachtung die göttliche (δῖα) Klytaimneſtra; jetzt hier die verderbliche, — die Verrätherin (δολόμητις, eig. verſchlagen) und endlich Unweib (κυνῶπις, eig. hundsäugige, ſchamlos).

Ihm wurde dieſer; jene, die dem Schwane gleich,
Zum letztenmal anſtimmte Todesklageton,
Ruht ihm geſellt, ſein Liebchen, und gewährte ſo
Mir noch ein ſüßes Beigericht zu meiner Luſt! (Vers 1389ff.).

Hiermit tritt die Klytaimneſtratragödie in ihren Angelpunkt ein. Ein tiefes tragiſches Problem berührt hier der Dichter, ein Problem, das auch gegenwärtig durchaus noch keine Löſung gefunden hat. Soll die Frau allein gehalten ſein, die eheliche Treue zu hüten, oder der Mann ebenſo wie die Frau? Es iſt ein ſteter Beweis für die ſittliche Hoheit des Aeschylos, daß er es zu allen Zeiten offenbar macht, wie der Dichtergeiſt nur im Dienſte des göttlich ordnenden Weltgeiſtes dichten und lehren ſoll. Daher ſind alle Aeschyleiſchen Dichtungen, mögen ſie auch uralte mythiſche Stoffe behandeln, zugleich Spiegelbilder der Culturbeſtrebungen ſeiner Epoche. Dem Ethiker und Politiker Aeschylos war die Stellung der Frau im Staate durchaus kein gleichgiltiges Ding; er kannte die darauf bezügliche Geſetzgebung von Männern wie Lykurg in Sparta und Solon in Athen. Bekanntlich war Lykurgus hinſichtlich der ehelichen Treue nichts weniger als rigoros und pedantiſch — freilich ſtets im Hinblick auf das Staatsganze, welchem kräftige und geſunde Kinder geboren und auferzogen werden ſollten. Plutarch in ſeiner Lebensbeſchreibung des Lykurg theilt uns darüber unter Anderem mit (Cap. 15): „So führte nun zwar Lykurgus beim Eheſtande Schamhaftigkeit und ſtrenge Ordnung ein, aber nichtsdeſtoweniger ſuchte er die eitle und weibiſche Eiferſucht ganz davon zu verbannen. Er hielt es freilich für rathſam, daß der Frechheit und Ausſchweifung in der Ehe geſteuert würde, auf der anderen Seite aber fand er es dem Staate zuträglich, wenn unter würdigen Männern eine Gemeinſchaft der Kinder und deren Erzeugung ſtattfände, und inſofern lachte er diejenigen aus, welche bei ſolchen Dingen durchaus keine Theilnahme geſtatten und ſich deshalb durch Krieg und Blutvergießen rächen.“ Auch die Soloniſche Geſetzgebung enthält Mancherlei, woraus hervorgeht, daß abſolute eheliche Treue nicht nach ſeinem Sinne und Geiſte war; man denke nur an das von den Einen für ungereimt und lächerlich, von Anderen wieder für gut und weiſe erklärte Geſetz, wonach eine reiche Erbin, wenn ihr Ehegatte den ehelichen Pflichten nicht genügen konnte, ſich einem nahen Verwandten ihres Gatten angeloben durfte. Reichen Erbinnen waren alſo unter gewiſſen Umſtänden geſetzlich Liebhaber geſtattet (Vgl. Plutarchs Solon Cap. 20). Manche andere Frauengeſetze des Solon fanden mit Recht ſchon manche Philoſophen, Dichter und Hiſtoriker für ungereimt. So durfte Jeder, der in ſeinem Hauſe einen Ehebrecher betraf, dieſen tödten; für Vergewaltigungen von Frauen dagegen beſtimmte er nur eine Geldſtrafe. Mit Recht bemerkt Plutarch dabei (a. a. O. Cap. 23): „Aber einerlei Verbrechen bald mit der größten Härte und Strenge, bald wieder gelind und gleichſam zum Scherze zu beſtrafen und nur eine geringe Geldbuße darauf zu ſetzen, iſt doch in der That ſehr ungereimt.“

Aller Wahrſcheinlichkeit nach gehörte Aeschylos zu denjenigen, welche die ganz ungleiche Beurtheilung deſſelben Vergehens bei Männern und Frauen übel empfanden. Einen derartigen Schrei der Empörung ſtößt ſeine im Uebrigen ſo ſchuldbeladene Klytaimneſtra aus. Man vergegenwärtige ſich die Lage der Kriegerfrauen während des trojaniſchen Krieges, der zehn Jahre andauerte. Es war ſelbſtverſtändlich, daß alle Helden von Troja, obwohl ſie Gattinnen in Hellas zurückließen, vornehme Landestöchter, die ihr ſtarker Arm erbeutet hatte, zu Liebhaberinnen, Nebengattinnen beſaßen; aber den einſam zurückbleibenden Gattinnen im fernen Griechenland wurde es ſchwer verdacht, wenn ſie es hier und da ebenſo wie ihre Männer trieben. Gegen dieſe Geſellſchaftstheorie bäumt ſich hier der Stolz und Trotz Klytaimneſtras auf. Sie nennt ihren Gatten in erſter Reihe „Eheſchänder", der „Chryſestöchter Augenluſt vor Ilion". Dem Völkerhirten Agamemnon war ja Chryſeïs, die Tochter des Apolloprieſters Chryſes, als Ehrengeſchenk zuerkannt worden. Dieſe Prieſtertochter nennen die Scholiaſten zur Ilias auch wohl Aſtynome. Damit nun, daß Aeschylos ſich hier des Ausdrucks „Chryſestöchter" (des Pluralis) bedient — genau genommen heißt es „Chryſeïden" (Χρυσηΐδων μείλιγμα), — will er uns vor Augen führen, daß Agamemnon es nicht allein mit jener Chryſeïs gehalten habe, ſondern mit verſchiedenen derartigen lieblichen Frauen; verſteht man unter Chryſeïden doch überhaupt Troerinnen von der Art der Chryſestochter Chryſeïs (Aſtynome).

Solch einen Vorwurf erhebt hier nun Klytaimneſtra neben dem Vorwurfe der Iphigeneia-Opferung zu ihrer Vertheidigung. — Letzteres Moment hebt die furchtbare, nicht ohne Heroismus erſcheinende Klytaimneſtra immer markiger, wüthender hervor. Wildtrotzig ruft ſie den Stadthäuptern entgegen:

> Kein ſchmachvoll Todesgeſchick war, traun,
> Agamemnons Loos!
> Spann er nicht blutige Tücke zuerſt
> In dem Hauſe mir an?
> Der das Kind mir erſchlug, das von ihm ich empfing,
> Das ich ewig bewein', Iphigenien, ach!
> Nahm würdigen Lohn für würdige That:
> Er brüſte ſich nicht in des Hades Haus,
> Da der mordende Stahl
> Das Verſchuldete nur ihm vergolten! (V. 1472ff.)

Selbſt der den König heißliebende Chor, im Tiefſten ergriffen und erſchüttert, kann ſich der Eindringlichkeit dieſer furchtbaren Anklagen von Seiten Klytaimneſtras nicht ganz verſchließen. Hangen und Bangen ſcheint ſeine Loſung zu ſein. Er muß es bekennen:

> Schmachwort erhebt ſich hier gegen Schmachwort.
> Dunkel umhüllt den Ausgang.
> Was fällt, fällt; wieder büßt der Mörder.
> So lange Zeus waltet, waltet dies Geſetz:
> Was Jeder that, alſo muß er leiden.
> Wer ſtößt ein Kind vom Hauſe, mag's dem Fluche weihn?
> Unlösbar haftet Zweig am Stamme.

Klytaimneſtra.
Wohl ſprachſt Du mit Wahrheit, was Du mir jetzt
Kundthatſt. — (Vers 1510 ff).

Den Beſchluß der erſten und zugleich größten Tragödie der Oreſteia-Trilogie bildet das Auftreten des Aigiſthos im Königsglanze. Die Blutrache, die ja ein weſentliches Moment der ganzen Trilogie iſt, vertritt im Agamemnon ſo recht und eigentlich Aigiſthos, der Sohn des Thyeſtes, alſo ein Neffe des Völkerhirten Agamemnon. Die Brüder Atreus und Thyeſtes hatten wider einander die unglaublichſten Greuel verübt; äußeren Erfolg hatte erſt Atreus oder Pleiſthenes mit ſeinen Söhnen Agamemnon und Menelaos, ſpäterhin Aigiſthos, der den Atreus tödtet und die Atriden verjagte. Das Scheußlichſte hatte ja Atreus verbrochen, der ſeine beiden Neffen Tantalos und Pleiſthenes, deren eigenem Vater Thyeſtes zum Mahle vorſetzte, nachdem er ſie ſelbſt geſchlachtet hatte. Aigiſthos, der Bruder dieſer ärmſten Opferlämmer, erſchlug ihn aber ſchließlich; doch ſein racheglühendes Herz verfolgt die ganze Atridenbrut, und ſo ſinnt er dem Agamemnon, dem Sohne oder Enkel des Atreus ſtets das Verderben. — So rühmt er denn jetzt vor den greiſen Häuptern der Stadt, indem er die Hauptgreuel des Atreusſtammes aufzählt, ſein Werk alſo:

Ich bin der Meiſter, der des Mordes Fäden ſpann,
Denn mich, den dritten, nach den zwei Unglücklichen
Verbannt er ſammt dem Vater, klein in Windeln noch. (V. 1555 ff.)

Und weiterhin:

Ihn überliſten ziemte ja dem Weibe nur:
Ich ſchien verdächtig als des Mannes alter Feind.
Doch nun mit ſeinem reichen Schatz verſuch' ich es
Das Bürgervolk zu knechten! (V. 1587 ff.)

Doch der Chorführer weiſt ſchon prophetiſch auf den Rächer Agamemnons hin, der dieſe beiden Mörder fällen wird:

Schaut nicht Oreſtes irgendwo die Sonne noch,
Auf daß er, heimwärts kehrend auf des Glückes Pfad,
Mit ſtarkem Arme Mörder ſei der beiden hier? (V. 1597 ff.)

Zwiſchen die kühn trotzenden beiden Parteien, die des geliebten Herrſchers Agamemnon und die des Aigiſthos, tritt nun beſchwichtigend die wieder herbeieilende Klytaimneſtra.

Nimmermehr laß neues Leid uns ſä'n, Geliebter, nimmermehr! (V. 1605)

ruft ſie dem Königsmörder Aigiſthos zu, und dann beiden Parteien:

Gehe Du, geht ihr, o Greiſe, nach dem euch beſchiednen Herd,
Eh' ihr Unrecht übend leidet. Was wir litten, g'nügte wohl.
Hätten wir noch nicht genug an dieſer Mühſal, tragen wir's,
Wenn des Gottes ſchwerer Ingrimm uns mit hartem Schlage trifft.
Alſo lautet meine Meinung, hört ihr auf des Weibes Wort. (V. 1608 ff.)

Doch mit nichten gelingt es ihr; die treuen Häupter der Stadt ſetzen ihre ganze hoffnungsvolle Zukunft auf die rachegeheiligte Wiederkehr des Agamemnonſohnes Oreſtes. Und ſo bleibt auch Klytaimneſtra nichts Anderes übrig, als ihren Buhlen mit dieſen letzten Schlußworten der Tragödie zu tröſten (Vers 1623—1624):

> Achte weiter nicht des eitlen Schwatzens; ich und Du vereint
> Werden Alles wohl beſtellen als die Herrn in dieſem Haus! —

Damit hat die große Expoſition der eigentlichen Tragödie ihren Abſchluß gefunden. Das Expoſitionsdrama iſt die größte von den drei Tragödien der Trilogie, ſie umfaßt 1624 Verſe, nach der Kirchhoff'ſchen Recenſion ſogar 1644 Verſe, während der II. Theil, die Choëphoren 1070 (reſp. 1073) Verſe, der III. Theil, die Eumeniden, nur 999 (reſp. 1022) Verſe umfaßt.

IV.

Das zweite Stück dieſer tragiſchen Didaskalie hat der Dichter die Choëphoren benannt (Χοηφόροι). Alle namhaften Aeſchylosüberſetzer ſind in der Verdeutſchung dieſes Tragödientitels „Choëphoroi“ (Choëphoren) nicht glücklich geweſen. Dieſes Nomen compositum iſt gebildet aus Choë (χοή) = Guß, Ausgießung, beſonders Trankopfer, Todtenſpende, und aus phoros (φορός) = darbringend, tragend; alſo bedeutet Choëphóroi (Choëphoren): Die das Trankopfer oder Todtenopfer Tragenden (Darbringenden). Der Aeſchyleiſche Ausdruck müßte alſo deutſch etwa heißen: Die Trankopfer-Darbringenden oder die Todtenopfer-Spendenden. Freilich ſind es Frauen, die hier den Chor darſtellen; aber es iſt nicht nöthig, dieſes durch den Wortausdruck erkennen zu laſſen, da ja auch das griechiſche Wort generis communis iſt. Sonſt müßte man ſagen: Die Todtenopfer-Spenderinnen. Die meiſten Ueberſetzer haben nun den Tragödientitel: Choëphoren ganz einfach mit: Todtenopfer überſetzt, wie Donner, Marbach, Wolzogen, Bruch und Mähly. Nicht glücklicher ſind Droyſen, der es durch: Grabesſpenderinnen wiedergiebt und Minckwitz, der dafür „Die Todtenſpenderinnen“ ſetzt. Man hat alſo nur die Wahl, den Aeſchyleiſchen Ausdruck: Die Choëphoren beizubehalten, oder dafür die Todtenopfer-Darbringenden zu ſagen.

Treten wir nunmehr in den Kreis dieſer Dichtung ſelbſt ein.

Der Hauptheld der Oreſteia, Oreſtes, eröffnet die Choëphoren-Tragödie. Wir werden ſogleich mit dem furchtbaren Geſchick vertraut gemacht, welchem der jugendliche Königsſohn anheimgegeben iſt. Er hat den ausdrücklichen Befehl von Apollo Loxias*) empfangen, den Mord des Vaters an der eigenen Mutter zu rächen. In's Moderne überſetzt, würden wir ſagen: Gewiſſenspflicht treibt den Sohn in unentrinnbarer Weiſe, die am Erzeuger begangene frevelhafteſte That zur blutigen Verantwortung zu ziehen.

---

*) Loxias (λοξίας), Beiname des Apollo, der mannigfach commentirt wird. Die Mehrzahl leitet es von λοξός dunkel, ſchief her, womit die dunkeln Orakelſprüche des Apollon bezeichnet ſein ſollen; Andere von der Schiefe der Ekliptik, wie Macrobius: Neuere auch von λέγω ſagen, alſo der Orakelſagende. Vgl. Papes Handwörterbuch der Griechiſchen Sprache unter λοξίας.

Der Keim zu einem der ſchwerſten tragiſchen Conflicte iſt hiermit in des Oreſtes Seele geworfen. Soll ein Kind die von der eigenen Mutter am eigenen Vater begangene Uebelthat ſelbſt rächen oder nicht? Die Entſtehung, Entwickelung und endliche Löſung dieſes die ganze Menſchheit ſympathiſch berührenden Conflictes iſt das eigentliche Object der Oreſteia, und jetzt in den Choëphoren befinden wir uns mitten in der verhängnißvollen Handlung.

Oreſtes iſt mit ſeinem herrlichen Freunde Pylades, einem Sohne ſeines Oheims Strophios in Phokis, wo er ſo lange ein zweites Heim gefunden hatte, in's Vaterhaus zurückgekehrt. Die Freunde in Wandererstracht ſehen wir am Grabmale des gemordeten Königs Agamemnon. Hier betet Oreſtes zu Hermes Pſychopompos, dem Zeusſohne, der mit Charon die Seelen der Verſtorbenen zur Unterwelt geleitet. Da verkündet es Oreſtes:

Am Grabeshügel ruf' ich hier den Vater an:
Er höre mich, vernehme meines Mundes Schwur!
Dein Blut zu rächen, Vater, bin ich heimgekehrt,
Von Loxias geſendet, deſſen Spruch gebot,
Daß Dir die Mörder fallen durch Oreſtes' Hand. (V. 7 ff.)

Sehr bald erſcheinen die ſchwarzgekleideten Frauen, die Choëphoren, um am Grabe des Herrſchers zu opfern. Elektra, des Oreſtes Schweſter, iſt mit ihnen. Die von ſchweren, bangen Träumen heimgeſuchte Mörderin Klytaimneſtra hat dieſes Opfer veranſtaltet, um die Manen des Erſchlagenen zu beſchwichtigen. Der Gedankengang des Chores bewegt ſich um den noch immer ungeſühnten Mord des theuren Völkerhirten Agamemnon, wobei Jungfrauen-Vergewaltigung und Mord als allerſchwerſte Sünden gebrandmarkt werden. So ſingen die Choëphoren:

Dritte Strophe.

Der Strom des Blutes, den die Mutter Erde trank,
Geronn zum Rächermale, das nicht mehr zerfließt.
Der Fluch, grimmvoll, zerreißt, zerfleiſcht
Den Mörder, daß ihn Jammer ohne Maß umwogt.

Dritte Gegenſtrophe.

Wer keuſche Brautgemächer kühn erſtürmt, wird nie
Geſühnt; und ſtrömten alle Ström' auf Einer Bahn
Vereint, mordrother Hände Fluch
Hinwegzuſpülen: ſtrömten all' umſonſt daher. (V. 71 ff.)

Im Zwiegeſpräch mit dem Chore ſtellt ſich Elektra als ebenbürtige Schweſter des Oreſtes dar. Nicht Heil für die angſtvolle Mutter geziemt es ihr hier am Grabe des Vaters zu erflehen, ſondern Vergeltung für den an ihm begangenen Mord; darin wird ſie vom herrſchertreuen Chore auf's nachdrücklichſte beſtärkt. Die Enthüllungen Elektrens laſſen nun auch die Schuld der Klytaimneſtra immer größer erſcheinen. Deren Treuloſigkeit, ihr Haß gegen Agamemnon geht ſo weit, daß ſie ihr eigenes Fleiſch und Blut verachtet und hetzt. So iſt das Loos der Elektra im Königspalaſte ein bejammernswerthes. So begleitet die Jungfrau denn beim Todtenopfer ihre Gebete an den Schatten des Vaters mit ſchweren Anklagen gegen die eigene Mutter:

Ich ſtröme dieſen Weihetrank den Todten aus
Und rufe: Vater, ſchaue mitleidvoll auf mich
Und Deinen Sohn Oreſtes, daß wir wiederum
Zurück den Theuren führen in der Väter Haus!
Denn flüchtig unſtät irren wir und wie verkauft
Von unſrer Mutter, und zum Manne hat ſie ſich
Ertauſcht Aegiſthen, welcher Dich mit ihr erſchlug.
Mich hält ſie gleich der Sklavin, und Oreſtes lebt
Verbannt von ſeinem Erbe; ſie voll Uebermuth,
Sie ſchwelgen hoch in Deiner Mühen reicher Frucht. (V. 133 ff.)

Von Rachedurſt gegen die ruchloſen Mörder des Vaters iſt Elektra nicht minder beſeelt als ihr Bruder. Auch weiterhin, als ſie die von Oreſtes auf das Vatergrab gelegte Locke betrachtet und Hoffnungen ihre Bruſt durchziehen wollen, ſchleudert ſie über die Mutter dieſen heftigen Vorwurf hin:

Und nimmer ſchnitt ſich dieſes Haar die Mörderin,
Ha, meine Mutter, die, des Mutternamens ganz
Unwerth, ein gottvergeſſ'nes Herz den Kindern zeigt! (V. 193 f.)

Ebenſo bricht ihr Haß gegen dieſe Rabenmutter aus, nachdem ſich Oreſtes zu geſegneter Stunde der Schweſter und den andern Choëphoren zu erkennen gegeben hat. Ihr Eines und Alles, ihr ganzer Herzenstroſt iſt allein Oreſtes. Die Geſchwiſter ſind in der ſchrecklichen Vergeltungsthat ein Herz und eine Seele*). So rühmt ſie ihn denn:

O ſüßes Auge, Dir gebührt vierfacher Theil
An mir: Des Vaters Name kommt Dir zu von mir,
Und Dein gehört die Liebe, die der Mutter erſt
Gebührte — denn ich haſſe ſie mit vollem Recht —
Dein auch der Schweſter Liebe, die geopfert ward;
Und treuer Bruder biſt Du, Licht in meiner Nacht!
O ſtehe Kraft nur, ſtehe Dir Gerechtigkeit
Zur Seite, ſammt dem dritten Allergrößten, Zeus! (V. 242 ff.)

Daß aber Oreſtes nicht übereilt, in leichtfertigem Antriebe der Zorneswallungen das Vergeltungswerk übernimmt, daß er vielmehr erſt lange mit ſich gerungen, gekämpft und ſein Innerſtes anhaltend geprüft hat: darüber läßt uns der Dichter durchaus nicht im Zweifel. So verkündet der Jüngling ſeiner geliebten Schweſter ausdrücklich:

Nie, wahrlich, täuſcht mich Phöbos' allgewaltiger
Orakelſpruch, der ſolches Wagniß mir gebot,
Der laut mich aufrief, und in heißdurchglühter Bruſt
Sturmvoller Qualen Marter mir verkündigte,
Wenn meines Vaters Mörder ich nicht züchtige,

---

*) In der Sophokles'ſchen Tragödie „Elektra", worin ebenfalls dieſes Rachedrama dargeſtellt wird, tritt die kräftige Racheleidenſchaft der Elektra noch weit mehr in den Vordergrund, worauf ſchon der Tragödientitel „Elektra" hindeutet.

Und nicht die Frevler morde durch denſelben Mord,
Da ſchon des Vatererbes Raub zur Rache trieb.
Ich werde, wenn ich ſäumte, ſprach der Gott, es einſt
Am eignen Herzen büßen durch viel herbes Leid. (V. 273 ff.)

Und ſo malt Oreſtes fort und fort in düſteren Farben die ſchweren Folgen aus, die ihn, ſein Haus und ganz Argos treffen müßten, wenn er dieſes heilige Pflichtgebot nicht erfüllen wollte. In dieſem Geiſte ſpinnt ſich die Klage am Grabe fort; Oreſtes, Elektra, Pylades und der Chor ſind einmüthig. Agamemnons Kinder und die Choëphoren ſind faſt unerſchöpflich darin, dieſe entſetzliche Blutthat, namentlich auch im Hinblick auf den erſtaunenswürdigen Heldenruhm des Vaters, zu verdammen und immer mehr die Rachegluth zu ſchüren: denn immer ſchimpflichere Einzeldinge des grauſen Mordwerks werden vor Oreſtes offenbar. Ehrte man doch nicht einmal die Leiche des hingemordeten Königs. So läßt der Dichter in der 8. Gegenſtrophe hier Elektra ſagen:

Verſtümmelt ward, höre noch, ſein Leichnam,
Begraben ſo, wie ſie ihn erſchlagen;
Sie ſann für Dein Leben Tod,
Der Schmerzen ſchmerzvollſten aus.
Du hörſt das ſchmachvolle Leid des Vaters. (V. 441 ff.)

Nach vollendeten Klagen und Betheuerungen am Grabe deutet der feſt entſchloſſene Oreſtes auch Klytaimneſtras Traum vom Drachen, der ſich aus ihrem Schoße wand, im Geiſte der gerecht waltenden Nemeſis alſo (V. 541 ff.):

So fleh' ich, Erde, Vatergruft, dich fleh' ich an,
Das Ziel vollenden möge mir das Traumgeſicht.
Ich deut' es alſo, daß es wohl eintreffen muß.
Denn wenn demſelben Mutterſchoß, wie ich entſtammt,
In meine Windeln eingehüllt der Drache lag,
Dieſelbe Bruſt umgähnte, die mich einſt genährt,
Und Klumpen Bluts einſaugte ſammt der Muttermilch,
Daß ſie, von Angſt ergriffen, laut aufſchrie vor Schmerz:
Dann muß ſie wahrlich ſterben, die ſolch grauſe Brut
Ernährt, gewaltſam ſterben; ich, ein Drache ſelbſt,
Ermorde ſie, wie jenes Traumbild kundgethan.
Du ſei der Zeichendeuter mir für ſolchen Traum!

Darauf entrollt Oreſtes ſeinen Lieben die Wege, die zum Gelingen der ſchweren Rachethat einzuſchlagen ſind. Die Freunde verlaſſen die Grabesſtätte, um bald darauf als fremde Wanderer Einlaß in die Königsburg zu begehren. Wie Klytaimneſtra aus dem Munde ihres unkenntlich gemachten Sohnes vernimmt, daß dieſer geſtorben ſei, heuchelt ſie erſt tiefen Schmerz, wie ihr Glück von Grund aus zertrümmert wäre. Doch traut ſie dem Frieden nicht recht, das beweiſen all ihre Anordnungen, beſonders die, daß ſich der neue Gatte nur im Gefolge von Kriegern nahen ſoll. Allein jetzt iſt die ganze Königsburg vom Walten der erhabenen Nemeſis durchzogen; alle Frauen des Palaſtes, nicht nur die Choëphoren, auch die alte treue Amme des Oreſtes, die hoffende Kiliſſa, durch den vermeintlichen Tod des

Königsſohnes der Verzweiflung entgegengetrieben: Alle ſind nun bereit und gläubig gerüſtet, das ſchreckliche Vergeltungswerk zu unterſtützen. Unermüdlich namentlich iſt der Chor, die Getreuen des Agamemnon, den anweſenden wie den abweſenden Oreſtes anſpornende Gebete anzuſtimmen, immer in dieſem Sinne:

O vernimm, Sohn, und gehorch' ihm,
Der Dich zu Rache ruft
Zur Vollendung, — dem Ruf des Vaters! (V. 821 ff.)

Kaum hat nach Aigiſthos' Fortgange die Chorführerin zum Preiſe des Oreſtes ausgerufen:

In ſo mächtigem Kampf will kühn er allein
Sich meſſen mit Zwei'n, der erhabene Held
Oreſtes. Kröne der Sieg ihn! (V. 860 ff.)

da hört man ſchon aus dem Palaſte die Weherufe des vom Tode getroffenen Aigiſthos. Ein Diener ſtürzt heraus und verkündet's, daß der Fürſt drinnen in ſeinem Blute erſchlagen liegt; ahnungsvoll erſchaut er auch ſchon den Tod der Königin. Bald tritt auch dieſe heraus — und nun entſpinnt ſich die entſcheidende Kataſtrophe in lebendigſter Tragik. Die Mutter ſteht jetzt dem racheglühenden Sohne gegenüber, deſſen erſtes Eindringen ſie noch durch den Hinweis auf ihr Mutterthum beſchwichtigen kann. Da wendet ſich in zweifelnder Angſt Oreſtes an ſeinen Freund Pylades (V. 892 ff.):

Freund, was beginn' ich? Soll ich ſcheu'n der Mutter Mord?

Und Pylades antwortet:

Wo blieben denn des Pythotempels übrige
Orakelſprüche? Wo des Eides heilig Band?
Hab' alle Welt zu Feinden, nur die Götter nicht!
Oreſtes.
Du redeſt Wahrheit, ſeh' ich, und gemahnſt mich recht.
(Zu Klytaimneſtra)
Du folge mir; verbluten ſollſt Du neben ihm!
Im Leben war er theurer als mein Vater Dir:
Im Tode ruh' auch ihm geſellt! Du liebſt ihn ja,
Den Menſchen; den Du lieben ſollteſt, haſſeſt Du.

Vergebens iſt es, daß Klytaimneſtra fleht und bittet und alle möglichen zarten Saiten des Kindergemüthes in Oreſtes anzuſchlagen bemüht iſt, vergebens ihr Streben, ſich rein zu waſchen, vergebens endlich auch die Warnung vor der Mutter Rachegöttinnen. Denn auf die angedrohten „grimmen Hündinnen" der Mutter hat Oreſtes die Gegenfrage:

Wie meid' ich die des Vaters, laß ich ab von Dir? (V. 918.)

Und nun weiß Klytaimneſtra, daß ſie von des Sohnes Hand, vom „Drachen, den ihr Schoß trug", fallen muß. Mit den Worten:

Ja, recht ein Seher wurde Dir der Schreck im Traum!
Du ſchlugſt, den Du nicht ſollteſt; Gleiches büße nun!

wird ſie von ihm in den Palaſt hineingedrängt, um da drinnen den Todesſtreich zu empfangen. Nachdem die grauſe That vollendet iſt, tritt Oreſtes vor die Getreuen des Hauſes und macht die Nothwendigkeit ſolch ungeheuren Thuns klar. Noch iſt ſein Gemüth voll vom göttlichen Richtamte, noch raſt er fort im Zornesmuthe gegen die unnatürliche Mutter:

> Wie? Stammt ſie nicht von Vipern, nicht von Nattern ab,
> Daß ungebiſſen faule, wen ſie nur berührt,
> Ob ihrer Frechheit, ihres kühn ruchloſen Sinn's? (V. 994 ff.)

Doch bald weiß die Chorführerin andere Geiſter in ſeiner Seele wachzurufen. Die Vaterehre war allein mächtig in ihm, ſo daß der Sinn für die Mutterehre ganz in ihm zurückgedrängt ward. Jetzt beginnt der Gedanke an ihm zu nagen, daß Mutter doch immer Mutter bliebe, ſelbſt wenn ſchwere Sünden auf ihrer Seele laſten. Darf der eigene Sohn der blutige Richter der ſündenbeladenen Mutter ſein oder nicht? Innere Unruhe beginnt des Oreſtes Herz zu beſtürmen. Das abſolute Gefühl der Sicherheit, eine ruhmvoll ſittliche That vollbracht zu haben, beginnt mehr und mehr von ihm zu weichen; ſchon ahnt er, daß die nagende Macht ſolcher Gedanken ſeinen Geiſt umnachten will und muß:

> Schon beginnt in meiner Bruſt
> Das Lied des Wahnſinns, und vor Schrecken hüpft(?!) das Herz.
> Bevor mein Geiſt erdunkelt, hört, o Freunde, noch:
> Der Mutter Leben mordet' ich nicht ohne Recht,
> Der Gottverhaßten, die der Vatermord befleckt. (V. 1018 ff.)

Er muß ſich's immer wiederholen, daß ihn des Gottes Stimme entſchieden zur Rachethat angeſpornt habe; Apollon allein ſoll auch an ſeiner geheiligten Stätte zu Delphi die endgiltige Entſcheidung fällen:

> Und jetzo ſeht mich: frommgeſchmückt mit dieſem Kranz
> Und dieſem Oelzweig will ich hin zum Mittelraum
> Der Erde wandern nach Apollons Heiligthum,
> Zu jenem Feuerglanze, den man ewig nennt,
> Der Mutter Blut zu fliehen. Einem andern Herd
> Mich zuzuwenden, wehrte mir des Gottes Spruch. (V. 1028 ff.)

Und mehr und mehr geräth der Geiſt des Oreſtes in Verwirrung; ſchon erſchaut er im Geiſte die furchtbaren Racheweiber, die Gorgonen mit dem Schlangenhaar; vergeblich ſucht ihn der Chor zu beruhigen. Mit den Worten:

> Ihr ſeht die Graungeſtalten nicht, ich ſehe ſie;
> Mich treibt's von hinnen, nicht verweil' ich länger hier! (Vers 1055 f.)

ſtürzt der geiſtverwirrte Oreſtes fort.

Den Beſchluß der Choëphoren bilden die Worte der Chorführerin, die noch einmal die dreifachen Blutthaten zuſammenfaßt, wie ſie dieſen Königspalaſt durchſtürmt haben; erſt die von Atreus bewirkte Zerfleiſchung der Thyeſteskinder und das blutige Mahl des Thyeſtes; zum zweiten den am Könige Agamemnon im Bade vollbrachten Mord durch Klytaimneſtra und Aigiſthos. Und

Zum Dritten erſchien — wie nenn' ich ihn doch?
Den Erretter? Den Fluch?
Wo endet ſie noch, wo findet ſie Ruh,
Die entſchlummerte Wuth des Verderbens? (Vers 1067—1070).

Mit dieſen Schlußverſen der erſchütternden Dichtung legt der Dichter durch den Mund der Chorführerin den Zweifel in unſere Bruſt: ob die That des Oreſtes ein Segen oder ein Fluch ſei. Die Löſung dieſes Räthſels bleibt dem dritten großen Theile der Oreſteia vorbehalten.

V.

Das dritte Hauptſtück der Aeschyleiſchen Oreſteia, die Eumeniden (Εὐμενίδες) bewegt ſich im Grunde um das ethiſch-religiöſe Problem, ob ein Kind dem Erzeuger größere Ehrfurcht entgegenbringen müſſe, als der Mutter oder nicht. Darf die Schuld des Muttermörders Oreſtes geſühnt werden oder nicht? Und in welchem Sinne und Geiſte iſt dieſe Schuld zu ſühnen?

Auf all ſolche Fragen antwortet die tiefſinnige Eumenidendichtung in reichlichem Maße.

Der Dichter führt uns zum Tempel des Apollon nach Delphi hin. Die Seherin Pythia erſcheint in den Vorhallen des Tempels und verkündet im Gebete die hochwaltenden Götter des Orakelſitzes, die Urprophetin Gaia, dann Themis und beſonders Phoibos Apollon; dann begiebt ſie ſich in's Heiligthum, um ſchnell wieder entſetzt zurückzukehren. Denn dort hat ſich ihren Augen ein grauenvolles Bild dargeboten. Am geweihten Altare des Tempels ſah ſie einen fluchbeladenen Mann ſitzen, deſſen Herz Erlöſung von einer Blutſchuld ſuchte.

Und vor dem Mann liegt eine wunderſame Schaar
Von Frauen, ſchlummernd auf die Seſſel hingeſtreckt,
Nicht Frauen wahrlich, nein, Gorgonen nenn' ich ſie;
Doch auch Gorgonenbildern gleicht ihr Aeuß'res nicht. (Vers 46 ff.)

Es ſind vielmehr die grauſen Erinnyen, die ſich an die Ferſe des Muttermörders Oreſtes heften. Die entſetzte Prieſterin will ſich an Apollon ſelbſt wenden:

Das Weit're ſei dem Fürſten dieſes Heiligthums,
Selbſt heimgeſtellt, dem hochgewalt'gen Loxias!
Wahrſagearzt und Zeichendeuter iſt er ja,
Und kann die Häuſer Andrer auch entſündigen. (Vers 60 ff.)

Es ſei hier gleich mit Nachdruck darauf hingewieſen, daß man dem Verſtändniß der Dichtung durchaus näher kommt, wenn man alle hierin auftretenden Gottheiten in anthropomorphem Sinne deutet und anſchaut; um ſo mehr, als hier Götter und Menſchen in ſtetem perſönlichen Verkehre erſcheinen. Phoibos Apollon alſo (= Loxias) iſt als ein König von außerordentlicher Weisheit anzuſehen, der im ganzen Erdenrund das allerhöchſte Anſehen genießt; wurde er ja ſeiner Zeit bei ſeinem Einzuge in Delphi neben dem dortigen Könige Delphos von allem Volke verherrlicht und geprieſen. Dieſer Herrſcher Phoibos verkündet aller Welt, wenn ſie ihn um Rath fragt, was ihr Noth thut. Und was Phoibos mit Sonnenklarheit verkündet und entſchieden hat, das ſollen ſeine Schutzbefohlenen thun und dürfen gewiß ſein, daß der weiſe, ſeelenmuthige Gott ſie nimmermehr in Noth verlaſſen wird. So, von dieſem Geſichtspunkte aus betrachte man Phoibos Apollon, ſpäterhin ebenſo Pallas Athene und die Erinnyen, und man wird bald mit Entzücken begreifen, wie dadurch die ganze Tragödie in ihren Hauptträgern uns menſchlich immer näher rückt, alſo durchaus unſere Sympathie erwecken muß. —

Nach dem Fortgange der Seherin treten Apollon und Oreſtes aus dem Hintergrunde des Tempels hervor. Klar und deutlich verſichert Apollon dem verfolgten Oreſtes ſeinen unverbrüchlichen Schutz:

Nie werd' ich Dich verlaſſen; nein, ich ſtehe ſtets
Zur Seite Dir als Hüter, auch entfernt von Dir,
Und werde Deinen Feinden nie befreundet ſein. (Vers 64 ff.)

Der göttliche Fürſt des Pythiaſitzes ermuthigt Oreſtes, ſich vor den weiblichen Schreckgeſtalten, vor den „greiſen Mädchen, die kein Gott umarmt und denen liebend weder Menſch noch Thier naht,“ keine Furcht zu hegen; ſie würden wohl fortfahren, ihn raſtlos zu verfolgen, doch würde er ihrer Wuth nicht unterliegen. Die Entſcheidung und Erledigung von all ſeiner Pein ſoll die weiſe Pallas Athene in ihrer Hauptburg zu Athen vollführen. Dorthin zu ihr ſoll ſich Oreſtes begeben und das Weitere vernehmen.

Dort werden wir die Richter über ſolche Schuld,
Das Wort der Sühne finden und erſpäh'n die Bahn,
Die Deiner Mühen aller Dich erledige.
Denn auch zum Muttermorde trieb ich ſelbſt Dich an. (Vers 81 ff.)

Neubelebt und neugeſtärkt verläßt nun Oreſtes das Delphiſche Heiligthum, Apollon ebenfalls, nachdem er ihn dem Schutze des Hermes anempfohlen hat. Doch kaum ſind die ſegnenden Gottheiten verſchwunden, da erſcheint das Schattenbild der Klytaimneſtra, um die ruhenden und ſchlafenden Erinnyen zu neuer Rachethätigkeit zu entflammen. Die Fluchweiber müſſen von ihr das ſchlimme Wort vernehmen:

Du ſchläfſt ſo feſt, erbarmſt Dich meines Leidens nicht.
Oreſtes, mein, der Mutter Mörder, iſt entflohn! (Vers 119 f.)

Kaum iſt Klytaimneſtras Schatten verſchwunden, da erwachen die Erinnyen mehr und mehr und ſtimmen zornentbrannte, wüthende Geſänge um den entflohenen Oreſtes und ſeinen Beſchützer Apollon an. So fahren ſie dieſen an:

Du ſtahlſt den Muttermörder uns und biſt ein Gott!
Wer prieſe je ſolches Thun als gerecht? (Vers 148 f.)

Noch eine ganze Fluth böſer Scheltworte ſchleudern ſie auf das Haupt des Phoibos Apollon, verdammen mit und in ihm überhaupt das Schalten und Walten der neuen, jungen Götter, die da Gewalt üben, „allem Recht zum Hohn" (Vers 157), bis endlich der beleidigte Fürſt ſelbſt hervortritt und ſie aus dem Heiligthum hinauswirft, hier wäre keine Stätte für fluchentfeſſelte Graungeſtalten, der heilige Prophetenſitz werde durch ihre Anweſenheit in unerhörtem Maße entweiht. Doch der Chorführerin Bitte, auch ihr Rechtfertigungswort anzuhören, willfahrt der delphiſche Gebieter — und nun entſpinnt ſich ein bedeutſames Zwiegeſpräch über die Schuld oder Nichtſchuld des Oreſtes. Die Chorführerin vertritt das Recht ihrer Schaar, welche einen Muttermörder raſtlos verfolgen will und muß. Auf die Entgegnung Apollons, daß hier eine Mutter getödtet ward, die ihren eigenen Gatten gemordet, beruft ſich die Erinnys auf die Heiligkeit der Blutsverwandtſchaft:

Nicht eines Blutsverwandten Mord iſt ſolche That. (Vers 203).

Doch dem ſetzt der delphiſche Gott die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe auf's Allernachdrücklichſte entgegen:

Der Bund, in dem das Schickſal Mann und Weib vereint,
Iſt heilig mehr als Eide, wenn das Recht ihn ſchirmt. (Vers 208 f.)

Mit dieſen Dingen iſt die eigentliche Peripetie der Tragödie der Idee nach berührt. Freilich iſt Klytaimneſtra doppelt ſchuldig; doch darf ihr pflichtſchuldigſter Blutsverwandter, der eigene Sohn, den ſie in Schmerzen getragen und mit Schmerzen geboren hat, ſie zur blutigen Verantwortung ziehen? Darum erſcheinen die Leidensqualen des Oreſtes nicht ohne höhere Gerechtigkeit. Freilich ſehen die Erinnyen hier des Oreſtes That unverhältnißmäßig ſchlimmer an als diejenige ſeiner Mutter. Und Phoibos ruft es ihnen mit Recht zu:

Das Eine, weiß ich, haſſet Ihr als ſchwere That,
Das Andre ſeht Ihr offenbar gelinder an,
Die hohe Pallas prüfe, was hier Rechtens iſt! (Vers 213 f.)

Darauf verlaſſen nach und nach die Furien und auch Phoibos Apollon das delphiſche Heiligthum. Und damit wird der Schauplatz der tragiſchen Handlung nach Athen in's Heiligthum der Pallas Athene verlegt.

Kaum hat hier am Bilde der jungfräulichen Zeustochter Oreſtes ſein Flehen um Gnade beendigt, da erſcheint auch ſchon der Chor der nimmer raſtenden Erinnyen. Sie wanken und weichen nicht von ihrer Wuth, obwohl ſie ihn vor dem Bilde der Göttin erblicken. Doch der tragiſch leidende Oreſtes gewinnt mehr und mehr ſeine Ruhe wieder; voll heiliger Zuverſicht erwartet er hier den erlöſenden Spruch der Weisheitsgöttin, denn hier hat es ihm ja „ein weiſer Meiſter laut zu reden" geboten. (Vers 268). Doch der grauſe Furienchor fährt fort, ihn trotzend zu höhnen und zu plagen, nicht Apollon, auch nicht die hohe Pallas könnten ihn vor ihrem gerechten Zorne ſchützen. Und in dieſem dämoniſchen Siegestrotze ſtimmen die Eumeniden jetzt hier ihren furchtbaren Geſang an, wozu ſie den entſprechenden Reigen aufführen. Da ſingen ſie denn in ſchauerlichen Weiſen von der grimmen Pein, die jeden Blutvergießer tödtlich treffen muß:

Um das Schlachtopfer ſchlingt
Euer Lied, Wahnſinnshauch, Wahnſinnslaut der Bethörung,
Schlingt Erinnyenfeſtgeſang
Harfenlos, der Geiſter Band, der des Hörers Mark verzehrt. (V. 316 ff.)

Für die Entwickelung dieſer vielſeitigen Trilogie iſt aus dieſen Erinnyengeſängen, worin die ganze Art und Bedeutung dieſer Weſenheiten zum Ausdruck gelangt, beſonders der Umſtand beachtenswerth, daß die Erinnyen als unerbittliche Vergelter jedweder Blutthat immer noch von allen Göttern und Menſchen verachtet daſtehen, obwohl ſie ja für die göttliche Weltordnung ſo nothwendig erſcheinen. Man denke doch an die ſociale Stellung, welche der Scharfrichterſtand im Mittelalter und zum Theil auch noch in der Gegenwart einnimmt. Er gehörte bis in die Neuzeit hinein zu den ſogenannten „unehrlichen“ Berufszweigen. Man kann die Erinnyen auch mit den Vehmrichtern des Mittelalters vergleichen. So werden uns folgende Klagen dieſer ſchrecklichen Frauen menſchlich verſtändlicher, als:

Bei der Geburt ward uns vom Geſchicke beſchieden,
Ewig zu fliehn der unſterblichen Götter Gemeinſchaft. (V. 329 ff.)

Ferner:

Ein ungeehrt, verachtet Amt
Verwalten wir, das, Göttern fern, der Sonne Glanz fliehet,
Schwer zu erklimmen den Menſchen im Lichte,
Wie dem blinden Volk der Nacht. (V. 361 ff.)

Und endlich ihr wildtrotziger Troſt:

Mein ward ein altes Ehrenamt, von keiner Schmach weiß ich,
Wenn auch unter der Erde mein Haus iſt,
Tief in ſonnenloſer Nacht. (V. 370 ff.)

Nachdem die Fluchgöttinnen ihren grauſen, erſchütternden Geſang vollendet haben, erſcheint Pallas Athene ſelbſt in ihrem kriegeriſchen Ornate und ſieht ſtaunenden Blicks, welch ein furchtbar eigenthümliches Schauſpiel ſich in ihrem eigenen Tempel zuträgt. Mit Geduld hört Tritogeneia aus dem Munde der führenden Erinnys die ſchweren Anklagen gegen den Muttermörder Oreſtes an, und da auch die Eumeniden die Weisheitsgöttin auffordern, den Oreſtes ebenfalls zu verhören und dann nach Gerechtigkeit zu richten, wendet ſich Pallas alſo an die Chorführerin:

Mir ſtellt ihr denn des Streites Endurtheil anheim? (V. 410.)

worauf dieſe antwortet:

Sehr gerne; würdig ehren wir die Würdige. (V. 411.)

Nun wendet ſich Athene an Oreſtes, der über Urſache und Ausführung ſeiner unſeligen That das bereits Bekannte vorträgt, um ſich ihrer maßgebenden Entſcheidung zu überlaſſen. Doch die aigisführende Göttin wagt es nicht, eine ſo ſchwierige Sache allein zu entſcheiden:

Der Handel iſt zu ſchwierig, wenn ein Sterblicher
Ihn wähnt zu ſchlichten; aber mir auch ziemt es nicht,
Den Spruch zu fällen über ſolch ergrimmten Mord,

Zumal Du meinem Hauſe rein und fleckenlos
Nach wohlerfülltem Brauche Dich als Schützling nahſt,
Und Dich Geſühnten meine Stadt aufnimmt mit Fug. (V. 446 ff.)

Pallas beſchließt deshalb, daß die Bürger der Stadt ſelbſt richten ſollen; zu dieſem Zwecke wird ein eigenes Blutgericht eingeſetzt, das für alle Zeiten beſtehen ſoll; die würdigſten Bürger werde die Göttin ſelbſt auswählen. So wird — das iſt eine Nebenabſicht in dieſer Tragödie, — die Einſetzung des berühmten Areopags von Aeſchylos mit der Oreſtestragödie in Verbindung gebracht. Chorgeſänge der Erinnyen, worin beſonders Verehrung gegen Eltern und Gaſtfreunde gepredigt wird, beſchließen dieſe Scene.

VI.

Der Dichter führt die Helden ſeines Dramas nunmehr vor den Areopag, ſo daß wir hier das Bild einer althelleniſchen Gerichtsſitzung empfangen, deren Vorſitzende Pallas Athene ſelbſt iſt. Auch Phoibos, der getreue Helfer des Oreſtes, iſt zur Stelle, um für dieſen zu zeugen. Die chorführende Erinnys kann durch Ausfragen den Oreſtes leicht zum offenen Geſtändniß ſeiner That bewegen und muß ihn ſchwer peinigen. Doch fehlt es auch dem jungen Königsſohne nicht an tüchtigen Gegengründen. Kommt die Chorführerin mit dem Sophisma, daß der Muttermörder Oreſtes ja noch lebe, während die Gattenmörderin Klytaimneſtra durch ihren Tod die Schuld geſühnt habe, ſo darf ihr dieſer mit Recht entgegenhalten, warum denn die *lebende* Klytaimneſtra nicht von den Rachegöttinnen verfolgt worden war. Dieſe bringen nun das Motiv der Blutsverwandtſchaft vor; Klytaimneſtra habe keinen Blutsverwandten getödtet, wie er. Ungeſchickt iſt des Oreſtes Gegenfrage:

Ich aber bin mit meiner Mutter blutsverwandt?
Die Chorführerin.
Wie? Hat ſie nicht, o Mörder, Dich in ihrem Schoß
Genährt? Der Mutter theures Blut verleugneſt Du? (V. 576 f.)

Die nun folgende Apoſtrophe des geprüften Oreſtes an Apollon dürfte man füglicher Weiſe wohl etwas anders erwarten, als es hier geſchieht. Oreſtes mußte zugeſtehen, daß er Mutterblut vergoſſen habe, ſchweren Herzens zwar, aber Zeus Panomphaios habe es durch Apollon Loxias alſo gewollt, um zu verkünden, daß der Sohn ſeinem Vater, zumal einem Vater, der ſich um ganz Hellas unſterbliche Verdienſte errungen habe, mehr Ehrfurcht und Treue zollen müſſe, als der frevelnden Mutter. In der Dichtung überläßt nun Oreſtes alle Fürſprache und Rechtfertigung allein dem hier anweſenden Orakelbeherrſcher von Delphi:

Doch ob gerecht Dir oder nicht, der Mord erſcheint,
Entſcheide, daß ich's ſagen kann, den Richtern hier. (V. 582 f.)

Und nun wird Apollon ſeinem Schützling ein vortrefflicher Anwalt. Wenn wir nun die von dieſem vorgeführten Vertheidigungsargumente von dem allein maßgebenden Geſichtspunkte aus betrachten, d. h. inſofern dieſe und alles weſentlich Tragiſche uns Gegenwärtige noch ſympathiſch berühren können: dann werden wir manches noch heute Muſtergiltige zu verzeichnen haben, Anderes hingegen nur vom Standpunkte der mythologiſchen Weltbetrachtung der Griechen begreiflich finden.

Apollon ſetzt alſo vor dieſem erhabnen Gerichtshofe auseinander, daß ſein an Oreſtes ergangener Gottesruf, den Tod Agamemnons an der eigenen Mutter zu rächen, im Geiſte des Göttervaters geſchehen ſei. Denn hier war ein außergewöhnlich berühmter, edler Fürſt zu ſchauen: Agamemnon, der ſieggekrönt, nachdem er ſo Vieles ums Vaterland ertragen, heimkehrte, um dann von ſeinem eigenen ehebrecheriſchen Weibe ſchimpflich erſchlagen zu werden, als ſie ihm in heuchleriſcher Freude ein ſtärkendes Bad bereitete. — Der Anſchauung, daß alle Gottheiten des Vaters Mord für belaſtender erachten, als den Mord der Mutter, ſucht die Chorführerin damit zu begegnen, daß ja Zeus ſelbſt ſeinen Vater Kronos gebunden und vom Throne geſtürzt habe. Hier kann ſich Apollon leicht verantworten:

Ihr allverhaßte Gräuelbrut, der Götter Grauen!
Die Bande kann man löſen; da giebt's Hülfe noch,
Gar manches Mittel bietet ſich zur Löſung an.
Doch wenn vergoſſ'nes Menſchenblut die Erde trank,
Des einmal Hingeſtorb'nen harrt kein Auferſtehn. (V. 614 ff.)

Und da die chorführende Erinnys nicht müde wird, an die verletzten Mutterrechte zu erinnern, die Oreſtes zu ſcheuen habe, an „ſeiner Mutter blutsverwandtes Blut“, das er vergoß, da antwortet Apollo in folgenden tiefſinnigen Worten:

Auch das verkünd' ich; höre, denn ich rede wahr.
Die Mutter iſt dem Kinde, das ſie Mutter nennt,
Nicht Quell des Lebens, ſondern hegt den jungen Keim.
Der Vater zeugt ihn; ſie bewahrt den Sproß, ein Pfand
Vom Freund die Fremdin, wenn ein Gott ihn nicht verletzt. (V. 627 ff.)

In dieſer Anſchauung begegnet ſich Aeschylos mit dem berühmteſten Philoſophen der Neuzeit, mit dem genialen Arthur Schopenhauer, der den Vatermord für das Ungeheuerſte erklärt, ihn auch weit härter verdammt, als Muttermord.

Wenn dann Phoibos fortfährt, die Superiorität des Erzeugers vor der Erzeugerin damit zu erhärten, daß man auch ohne Mutter Vater ſein könne und ſich dabei auf Pallas Athene beruft, die dem Haupte des Zeus entſprungen ſei, ſo gehört dieſes Argument zu denjenigen, die für uns lediglich ein hiſtoriſches, aber kein tragiſches Intereſſe in Anſpruch nehmen können. Ueberdies iſt ſchon die ſpätere Mythenbildung genügend, das Nichtige dieſes Arguments bloszulegen. Gab es ja auch ſpäterhin „Mutter ohne Vater“, wie ja Hera den Hephaiſtos nur aus und durch ſich ſelbſt erzeugt haben ſoll. Auch der Mariencultus der Chriſtenheit iſt wohl geeignet, in dieſem Sinne die Mutter dem Vater mindeſtens gleichzuſtellen. — Nachdem aber

Loxias des Oreſtes Sache zu Ende vertheidigt hat, fordert die Gebieterin des Areopags, Pallas Athene, die Bürger auf, frei von jedweder Voreingenommenheit, frei von aller Beſtechung und Einflüſterung das Urtheil in dieſem Blutſtreite zu fällen, wobei der Areopag für ſolche Verbrechen als hoher Rath ein für alle Mal feierlichſt eingeſetzt ward.

Verehrt ihr ſolches Heiligthum mit rechtem Sinn,
Ein feſtes Bollwerk eurem Land gewinnt ihr dann,
Ein ſichres Heil des Staates, wie kein Sterblicher,
Nicht bei den Skythen, noch in Pelops' Landen hat.
Den hohen Rath dann, ungerührt von Goldesglanz,
Ehrwürdig, ſtrengen Sinnes, über Schlummernden
Wachſam, des Landes treue Hut, verordn' ich ſo.
Das iſt die Weiſung, die für alle Zeiten ich
Zurufe meinem Volke. Nun erhebet euch,
Nehmt euren Stimmſtein, und entſcheidet dieſen Streit
Getreu dem Eidſchwur. Alles habt ihr nun gehört. (V. 670 ff.)

Zufrieden iſt auch Phoibos und gebietet den richtenden Bürgern noch ausdrücklich hinzu, ſeinen eigenen Ausſpruch und damit denjenigen des Allvaters Zeus wohl zu ehren. Auch der immer noch weiter grollenden chorführenden Erinnys gegenüber fährt der Muſaget fort, die milderen Seiten des Gemüthes zu preiſen und an's Herz zu legen. Da erfolgt denn durch Pallas Athene das gewichtigſte, bedeutſam entſcheidende Wort in dieſem Seelenſtreite, für die tragödiurgiſche Schuldfrage von hauptſächlichſter Kraft. Athene nimmt einen Stimmſtein zu Gunſten des ſchwer bedrohten Oreſtes in die Hand, indem ſie ſpricht (V. 704 ff.):

Mir liegt die Schlußentſcheidung ob in dieſem Streit,
Und für Oreſtes leg' ich dieſen Stein hinzu.
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar;
Den Männern bin ich zugewandt mit Herz und Sinn,
Nur nicht zur Ehe; denn im Vater leb' ich nur.
Drum acht' ich minder ſträflich auch des Weibes Mord,
Das ihn, den Mann, erſchlagen, der dem Haus gebot.
Es ſiegt Oreſtes, ſtänden auch die Stimmen gleich.
So ſchüttet aus der Urne flugs die Looſe nun,
Ihr Richter, denen dieſes Amt geboten iſt!

Bald folgt das Ergebniß, das eine gleiche Stimmenzahl für beide Parteien beſagt — und da verkündet Pallas Obrimopatre, indem ſie ihren Stimmſtein zu den freiſprechenden legt, vernehmlich alſo die Erlöſung des Oreſtes:

Schuldlos erkannt iſt dieſer Mann im Blutgericht;
Denn gleich von beiden Seiten iſt der Looſe Zahl. (V. 721 f.)

Zufrieden geſtellt entfernt ſich der pythiſche Fürſt und nach einem Dankeshymnus an Pallas Athene, die Retterin ſeines Hauſes, auch der zu Gnaden aufgenommene Oreſtes. Ewigen Schutz und ſtete Freundſchaft gelobt der Königsſohn auch der Stadt Athen, in der ſein Leid und Weh eine erlöſende Grenze fand:

Nun fahre wohl, o Göttin, ſammt dem Volk der Stadt:
Den Feinden unentrinnbar ſteht im Sturm der Schlacht,
Die Freunde ſchirmend, eurem Speer zum Siegesruhm! (V. 745 ff.)

Damit verläßt der tragiſche Hauptheld Oreſtes, die eigentliche Hauptperſönlichkeit der Oreſteia, den Schauplatz dieſer dramatiſchen Begebenheiten.

Doch damit hält der Dichter ſeine Aufgabe noch nicht für vollendet; auch die das allgeheiligte Blutrecht vertretenden Erinnyen ſollen verſöhnt von dannen ziehn. Den auf's Neue in Zorn und Empörung ausbrechenden Chor der Rächerinnen ſucht Pallas Atrytone immer eindringlicher zu beſchwichtigen. Die Gleichzahl der Stimmen ſollte ihnen den Beweis abgeben, daß ſie nur durch höheren Götterbefehl überwunden ſeien, ſo ſei der Ausgang ehrenvoll für ſie. Auch ſollte ihnen ein Heiligthum gegründet werden, welches die Bürger dieſes Landes ſtets verherrlichen und pflegen ſollen. Schwer nur gelingt es der unermüdlichen Weisheitsgöttin, die zornentflammten Erinnyen zur Ruhe und Friedensſtimmung zu bringen. Immer wieder kehrt in ihnen der alte Grollgedanke zurück:

Vernimm, Mutter Nacht,
Den Groll! Göttertrug, unüberwindlich, hat
Das uralte Recht um Nichts uns geraubt. (V. 804 f.)

Doch endlich wird auch die ſtarre Rinde dieſer rachſüchtigen Herzen erweicht; die Sonne der Milde umzieht und umleuchtet auch die Herzen der Erinnyen. Die Chorführerin bekennt es endlich:

Dein Wort erweicht mich, glaub' ich, und mein Groll entflieht. (V. 856.)

Und nun wird die geiſtige Umwandlung über die wilden Rachedämonen ausgeſprochen. Die wilde Rachſucht ſoll ſich in hochwaltenden, ſegnenden Rechtshort, in göttliche Gerechtigkeit verwandeln, die aus Liebe zu den Mitmenſchen ſtrafen und vergelten muß! So lehrt's Athene (V. 866 ff.):

Die Frevler aber ſchaffe ſchonungslos hinaus;
Denn gleich dem treuen Gärtner mag ich's gerne ſeh'n,
Wenn, unverſehrt von dieſen, blüht der Guten Stamm.
Das ſei denn Deines Amtes!

Und damit zieht himmliſche Freude in die Seelen der Erinnyen, und dankbar nehmen ſie die hohe Ehre der Stadt und ihrer Beſchirmerin Pallas an, ſegen- und gnadenvoll wollen ſie nunmehr dem Lebensglücke dieſer geweihten Stätte zur Seite ſtehen. In dieſem hehren Zwiegeſpräche, im gedankenvollen Melodrama fahren Athene und der Erinnyenchor fort, den Segen über die Stadt zu verkünden und dabei den Geiſt der ſittlichen Ordnung und Gerechtigkeit zu predigen. Beachtenswerth mag es noch beſonders erſcheinen, daß Aeſchylos durch Athenas Mund auch das Weſen der Erbſünde anerkennt (V. 890 ff.):

Denn die Sünde, vererbt von den Vätern, ſie treibt
Ihn den Schrecklichen zu, und ſo laut er auch prahlt,
Stumm faßt ihn der Fluch
Und zermalmt ihn feindlichen Grimms.

In großen, weiten Zügen entrollen die Erinnyen dann ein Bild von der zukünftigen Art ihres Segnens und Vergeltens, beſonders ſchön in folgender Strophe (V. 913 ff.):

> Manneskraft welke nicht, eh' die Blüthe reift zur Frucht!
> Holder Mädchen Blume ſchenkt
> Bräutliches Glück und ein Loos, durch Freuden geſegnet,
> Ihr Erinnen, ihr Moiren,
> Töchter der Nacht wie wir,
> Göttliche Ordner des Rechts,
> Jeglichen Hauſes gedenkend,
> Jeglichen Tages dem Wandel
> Frommen Menſchen zugeneigt,
> Allzeit hochverehrte Göttinnen!

Entzückt iſt Pallas Athene, beſeligt und beglückt die Vergelterinnen, die nun überſchwänglich ſind, das Füllhorn ihrer Segnungen über das geweihte Athen auszugießen. Und gleich muß ihr Heiligthum eingeweiht werden. Auf den Wink der herrlichen Zeustochter treten fackeltragende Prieſterinnen heran, um den hehren uralten Gottheiten ihren Tempelſitz bei Athen zu zeigen und zu weihen. Und Pallas Athene, dankerfüllt ob des Segens aus dem Munde der Erinnyen, wandelt jetzt auch dieſen ſchreckerfüllten Namen in denjenigen der „Eumeniden“, der Wohlwollenden*) um. So ruft es die Weisheitsgöttin aus: (V. 978 ff.)

> Trete denn hervor der Stolz
> Des ganzen Theſeuslandes, eine fromme Schaar
> Von Kindern, Frauen, und ein Zug von Greiſinnen!
> Von purpurheller Feſtgewande Schmuck umhüllt,
> Verehrt der Eumeniden Macht — dies ſei hinfort
> Ihr Name — lichter Fackeln Glanz erhebe ſich,
> Daß dieſe Mitherrinnen eures Landes hold
> Und gnädig fortan ſchaffen an der Männer Glück!

Wie der Feſtzug ſich ordnet, treten die Prieſterinnen hervor und geben in einigen Strophen den Eumeniden das ſegnende Geleit zu ihrer neuen Stätte — der ſegnenden, richtenden und ordnenden Gerechtigkeit. Und mit den Schlußverſen der Prieſterinnen (V. 996—999):

> Stets reicht Pallas' Volk bei Fackelglanz euch
> Spenden hinfort. So wollte das Schickſal,
> So Zeus' allesdurchſchauender Blick.
> Nun ſchalle der Jubel zum Feſtlied!

ſei von der erhabenen Oreſteia-Trilogie des Aeſchylos hiermit Abſchied genommen.

---

*) αἱ Εὐμενίδες, von Εὖ = wohl und μένος = Kraft, Muth, Streben, Geſinnung: εὐμενής = wohlwollend, gnädig. So würde auch der Name des berühmten Eumenes (Εὐμένης), des Feldherrn Alexanders des Großen, ſoviel wie „der Wohlwollende“ bedeuten.

Bemerkungen über Regie und Inſcenirung.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

I.

In den dramaturgiſchen Abhandlungen von Leſſing und Goethe an bis auf Laube und Dingelſtedt finden ſich über die Kunſt, ein Werk der dramatiſchen Dichtung zur Darſtellung auf der Bühne gerecht zu machen, viele überaus werthvolle Bemerkungen über dieſe und jene Einzelheit, aber ſie ſind eben zerſtreut und eigentlich nur durch die Gelegenheit herbeigeführt. Nach einem Werke, das ſich ſyſtematiſch mit dem Weſen der Regie und Inſcenirung befaßt, wird man ſich in unſerer dramaturgiſchen Literatur vergeblich umſehen. Es wird wohl kein Zufall ſein, daß es uns an einer ſolchen Schrift gebricht. Wenn ein entſchiedenes Bedürfniß dafür vorhanden geweſen wäre, ſo wäre das Werk auch ohne Zweifel längſt geſchrieben worden. Verwunderlich bleibt dieſe Erſcheinung indeſſen auf alle Fälle, ſelbſt wenn die Arbeit entbehrlich geweſen wäre. Denn das Theater, das wohl von allen Künſten an den Kunſtverſtand des Einzelnen die geringſten Anforderungen ſtellt, und das den künſtleriſchen Genuß in der denkbar bequemſten Weiſe darbietet, hat ſeiner Beſchaffenheit nach die größte Anwartſchaft auf die lebendige Theilnahme aller Kunſtfreunde. Das Theater iſt denn auch das Schooßkind des Publicums. Es übt die größte Anziehungskraft aus; ihm werden die erheblichſten Opfer mit willigem Herzen dargebracht.

Das Intereſſe für das Theater hört bei der Verkörperung des dichteriſchen Wortes nicht auf; es erſtreckt ſich auch auf das Perſönliche. Daß unſere jugendlichen Helden und Liebhaber und unſere ſentimentalen und tragiſchen Liebhaberinnen in der menſchlichen Schätzung eine bevorzugte Stellung einnehmen, wird uns jeder Backfiſch und jeder junge Lebemann ſagen können. Ueber das Theater, wie es ſich dem Zuſchauer beim hellen

Digitized by Google

Lichte der Rampe darſtellt, bringen die Zeitungen faſt täglich längere und kürzere Berichte, und auch eine kleine Indiscretion über das hinter der Couliſſe Erſpähte und Erlauſchte iſt den Zeitungsleſern willkommen. Hier haben wir alſo das Theater in ſeiner fertigen Leiſtung, wie es ſich dem Urtheil des Publicums und der Kritik darbietet, und das Theater im Seitenlichte der Couliſſe, das uns eigentlich gar nichts angeht.

Wir wollen nun die Räume, die das Publicum nur in der feſtlichen Beleuchtung des Abends kennt, während der ernſten, ſchwierigen vorbereitenden Arbeit auf den Proben, im freudloſen, grauen Dämmerlichte des Tages betreten, wollen uns das Theater in ſeinem vielleicht nicht kleidſamen, aber dafür um ſo reſpectableren Werkeltagskleide etwas näher anſehen. Wir wollen das große Räderwerk in dem Zeitpunkte betrachten, der zwiſchen dem Augenblicke liegt, da der Dichter ſein Bühnenwerk am Pulte für abgeſchloſſen erklärt, und dem Augenblicke, da der Vorhang am Abend der erſten Aufführung ſich zum erſten Male hebt. Während dieſer Zeit iſt der Regiſſeur der nahezu unumſchränkte Herrſcher, und von ſeinem Schalten und Walten hängt das Wohl und Wehe des ihm anvertrauten Stückes ſehr weſentlich ab.

Ueber die Aufgaben der Regie beſtehen ſelbſt unter den Berufenſten, wie ich mich durch perſönlichen Verkehr mit einigen der erſten praktiſchen Dramaturgen in Deutſchland und Frankreich überzeugt habe, weitgehende Widerſprüche. Steigt man aber von dieſer oberſten Plattform der Regie auch nur einige Stufen herab, ſo ſtößt man ſchon auf das Nichts.

Der Regiſſeur der mittleren und kleineren Provinzialbühne kann ſich um nichts Anderes kümmern, als das rein Handwerksmäßige auf den Proben feſtzuſtellen. Zu vornehmerer künſtleriſcher Arbeit fehlt ihm die Zeit, fehlt ihm das Material. Seine Thätigkeit beſchränkt ſich ungefähr auf das, was der ſelige Fürſt vom Wiener Volkstheater ſo ſchön ausdrückte: „Du kommſt von rechts, Du kommſt von links, ich komme durch die Mitte, das giebt ein ſchönes Bild". Was ſoll ſo ein bedauernswerther kleiner Provinzialregiſſeur auch von den Geheimniſſen der Regiekunſt wiſſen! Es giebt keine Regieſchule, es giebt nicht einmal eine Regieüberlieferung. Jeder Regiſſeur iſt mehr oder minder Selbſtlerner und zugleich Selbſtlehrer. Die Individualität entſcheidet Alles. Das iſt ſchön und gut, wenn eben eine Individualität vorhanden iſt. So begünſtigt iſt indeſſen wohl kein Beruf, daß er unter den paartauſend ſeiner Mitglieder gleich ein paarhundert genügend bedeutſame Individualitäten aufzuweiſen hätte, die die thatſächlich wichtigſte Rolle im Theater aus ihrer eigenen Eingebung heraus auszufüllen befähigt wären.

Die Regie iſt die Kunſt, durch die Darſtellung den geiſtigen Inhalt der Bühnendichtung ſo anſchaulich, leicht faßlich und eindringlich wie möglich zu machen und zugleich ein dem Inhalt entſprechendes, möglichſt echtes und ſchönes Bild herzuſtellen. Schön im weiteſten Sinne des Wortes, alſo auch ſchön im Häßlichen, wenn es erforderlich iſt. Die Arbeit der Regie hat

Digitized by Google

ſich daher ſowohl mit dem innern Gehalt, als mit der äußern Geſtalt des Dichtwerkes zu befaſſen. Die Arbeit für Ohr und Auge oder beſſer geſagt, für das geiſtige und für das leibliche Auge, die Herausarbeitung des Inhalts und die Herſtellung des echten äußern Bildes ſoll ihre Aufgabe ſein. Die vollkommene Regie wäre alſo die Vereinigung einer zwiefältigen, der Inhaltsregie, gewöhnlich ſchlechtweg „Regie“ genannt, und der Formregie, die man „Inſcenirung“ zu nennen pflegt.

Faſſen wir zunächſt jeden dieſer beiden Theile beſonders in's Auge.

Die vornehmſte und wichtigſte iſt unſtreitig die Inhaltsregie. Sie iſt die einzige, auf die unſer verſtorbener Meiſter Heinrich Laube Werth legte. Mit Unrecht, wie ich gleich hinzufügen will, denn auch die Formregie hat, wie wir noch ſehen werden, ihre weittragende Bedeutung. Laube war unter allen Regiſſeuren des modernen Theaters wohl der geiſtig fleißigſte und liebevollſte. Er kümmerte ſich eigentlich um nichts Anderes, als daß das ihm anvertraute Bühnenwerk ſeinem geiſtigen Inhalte nach auf der Bühne zu vollſter Klarheit und Wirkung käme. Aber es hat wohl ſelten einen bedeutenden Menſchen gegeben, der ein ſo wenig ausgebildetes maleriſches Auge gehabt hätte wie Laube. Wenn er auf ſeinem Regieſtuhl ſaß, hörte er Alles, er ſah aber nichts. Er hörte mit einer Feinfühligkeit ſondergleichen. Die kraſſeſten Farbenzuſammenſtellungen indeſſen, die gähnende Leere da, wo gemüthliche Fülle am Platze geweſen wäre, die unſchönſten Linien in der Gruppirung, Alles das war ihm gleichgiltig. Er ſah es gar nicht. Das Aeußerliche kam für ihn nur dann in Betracht, wenn es für die Veranſchaulichung des Inhalts bedeutend war. In der Herausſchälung des Inhalts aber, in der Durchglühung des dichteriſchen Wortes mit der Wärme ſeiner eigenen Dichternatur war der alte Laube unvergleichlich. Wenn er auf die erſte Probe kam, kannte er das Werk, das er zum Bühnenleben erwecken wollte, beinahe ſchon auswendig. Er hatte es ſozuſagen bis in die dunkelſten Winkelchen durchleuchtet, und keine Verborgenheit, keine noch ſo zarte Andeutung war ihm entgangen.

Damit hatte er die erſte und ſchwerſte Pflicht des Regiſſeurs erfüllt: das Werk, deſſen Umgeſtaltung vom Buchdrama zum Bühnenſtücke er zu unternehmen im Begriff ſteht, nicht blos kennen zu lernen, ſondern ſich mit ihm zu befreunden, bevor er noch an die praktiſche Arbeit auf der Bühne herantritt.

Man kann getroſt ſagen, es giebt kein Bühnenwerk, das am Pulte fertig zu machen wäre. Mag der Bühnendichter auch eine noch ſo ſtarke Kraft der Vorſtellung beſitzen, mag ſich ſeinem geiſtigen Auge das Bühnenbild auch mit vollſter Schärfe bei ſeiner Arbeit vergegenwärtigen, mag er die Stimmen ſeiner Künſtler hören, ihre Bewegungen ſehen, es wird ihm doch nimmermehr gelingen, ein Drama bühnenfertig und bühnenreif zu geſtalten. Erſt auf der Bühne ſelbſt, erſt auf der Probe erlangt das Bühnenwerk ſeine Reife. Erſt da wird es fertig.

Der gewöhnliche, der unausbleibliche Fehler aller Bühnendichter iſt:

ſie werden zu breit. Der Autor hält es beim Schreiben für nothwendig, dies und das des Breiteren zu motiviren, was, wie das Bühnenbild ſpäter zeigt, einer beſondern Motivirung überhaupt nicht bedarf oder doch durch ein paar Worte, ja durch ein einziges Wort allgemein verſtändlich wird. Er fühlt unbewußt das Bedürfniß, auf dies und das ſchon Geſagte hinzuweiſen, und wenn er dann das Stück auf der Probe ſieht und hört, ſo merkt er erſt, wie unvergleichlich ſtärker das Bühnenwort wirkt als das geſchriebene, wie tief es ſich einprägt, wie der Zuhörer und Zuſchauer das einmal Gehörte und Erblickte nicht wieder vergißt und daran alſo auch nicht mehr erinnert zu werden braucht. In dem engbemeſſenen Raum aber, innerhalb deſſen ſich die Bühnenhandlung abſpielen muß, iſt äußerſte Knappheit geboten. Jede Motivirung, die nicht durchaus nothwendig, jede Ausſchmückung, die auf eine künſtleriſche Liebhaberei des Dichters zurückzuführen iſt, jeder Hinweis auf ſchon Geſagtes, das wie eine Wiederholung wirkt, muß unbarmherzig ausgemerzt werden. Alles Entbehrliche iſt vom Uebel.

Der Dichter ſteckt aber viel zu tief in ſeiner Arbeit, er iſt zu innig mit ihr vertraut, er hat ſie zu lieb gewonnen, um die Fehler und Schwächen ſeines jüngſten verzärtelten Kindes überhaupt nur wahrzunehmen. Es iſt für ihn daher von unberechenbarem Werthe, wenn nun eine von der Dichtung losgelöſte Perſönlichkeit, ein ſachverſtändiger Bühnenpraktiker, vom bühnentechniſchen Standpunkte aus das Werk in die Hand nimmt und die ſchädlichen Entbehrlichkeiten und Breiten beſeitigt. Der vielverſchrieene Rothſtift des Regiſſeurs — ich weiß nicht, weshalb man das Streichen ſo nennt, denn es wird immer mit dem gewöhnlichen Bleiſtift geſtrichen — wird nur von Neulingen gefürchtet und verdient ſeinen ſchlechten Ruf durchaus nicht. Die meiſten Striche ſind für das Wohl des Ganzen förderlich, ja oft nothwendig.

Mit dem ſogenannten „*Einrichten des Buches*“, das alſo hauptſächlich in den nothwendigen Kürzungen und der Regulirung des Aeußerlichen beruht, beginnt die Arbeit des Regiſſeurs. Der gewiſſenhafte Regiſſeur wird nach dem bloßen Leſen mit ſeinen Strichen und den ihm etwa nothwendig erſcheinenden kleinen Veränderungen, Umſtellungen und Zuſätzen ſehr vorſichtig ſein. Denn wenn er auch die Bühne ganz genau kennt und auf den Brettern alt und grau geworden iſt, ſo wird er ſich doch ſehr oft irren, gerade wie ſich der Dichter geirrt hatte, wenn er ſeine Arbeit am Schreibpult zu erledigen vermeinte. Es läßt ſich mit dem Auge gar nicht beurtheilen, was auf der Bühne als Länge wirkt; das ſieht man erſt, wenn man den Schauſpieler vor ſich ſieht, man hört es erſt mit dem Ohr.

Daher die Nützlichkeit der *Leſeprobe*, die wenigſtens die gröbſten Verſtöße in dieſer Beziehung ſchon erkennen läßt, wenn freilich auch lange noch nicht Alles, die aber außerdem den Zweck hat, alle beſchäftigten Schauſpieler mit der Dichtung, in der ſie auftreten, bekannt zu machen. Das iſt ſonſt oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja mitunter beinahe unmöglich. Das im Manuſcript eingereichte und zur Aufführung beſtimmte

Schauſpiel iſt nur in der Originalſchrift vorhanden und in den nothwendigſten Abſchriften, die für die Bühne gebraucht werden. Das Buch kann bei der oft übergroßen Anzahl der Schauſpieler nicht curſiren. Es kommt daher vor, daß, wenn keine Leſeproben abgehalten werden, die Schauſpieler auf die Probe kommen, ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in dem Stücke eigentlich vorgeht, daß läſſige Schauſpieler, die ſich, ſobald ſie auf der Bühne fertig ſind, ſogleich abſchminken und den Verlockungen nach dem Stammtiſch folgen, es überhaupt nie erfahren. Man kennt die typiſche Anekdote: Ein naiver Mann fragt einen ihm bekannten Schauſpieler: „Wie iſt denn das eigentlich mit ‚Kabale und Liebe‘, endigt das luſtig oder traurig?“ „Ja, das weiß ich ſelbſt nicht,“ antwortet der Gefragte, „ich ſpiele den Hofmarſchall Kalb. Ich gehe nach dem vierten Act nach Hauſe, ich habe im letzten Act nichts zu thun.“ In Wahrheit iſt's nun freilich nicht ſo ſchlimm, aber es hat immerhin etwas entwürdigend Handwerksmäßiges, daß dem Künſtler, der an einem Kunſtwerke mitwirkt, die intime Bekanntſchaft mit dieſem Werke erſchwert wird.

Erſt während der Proben ſtellt ſich heraus, was ſchleppt, was überflüſſig, was ſchädlich, was zu breit oder was ungenügend motivirt iſt. Nirgends zeigt ſich die capriciöſe und unberechenbare Natur der Bühne deutlicher als gerade hier. Eine Rede, die auf dem Papier endlos ausſieht, von der ſich der Dichter ſelbſt geſagt hat: ſo wird's wohl nicht bleiben können, zeigt ſich auf einmal im mündlichen Vortrage unter den richtigen Bedingungen als in hohem Grade feſſelnd, belebend und auffriſchend. Eine lächerliche Geringfügigkeit dagegen, die der Beachtung gar nicht werth erſchien, zerſtört auf einmal durch ihre Ungehörigkeit die Wirkung einer ganzen Scene. Ein einziger Satz, zuviel geſprochen, kann wie Blei die Empfangsfreudigkeit niederdrücken, ja ein ſchlecht gewähltes oder entbehrliches Prädicat, ein einziges Wort, über das das Auge ruhig hinweglieſt, kann verhängnißvoll ſchaden.

Da hat der Dichter etwas niedergeſchrieben, von dem er vorausſetzt, daß es freundlich und luſtig wirken wird, und auch der Leſer gewinnt dieſelbe Anſicht. Er hat die Empfindung: da muß das Publicum mitgehen. Auf der Probe aber hört nun auf einmal der Regiſſeur, daß es gar nicht wirkt. Er kann ſich das Geheimniß nicht erklären! Es iſt doch Alles gut geſagt! Nun, dieſes Verpuffen der Wirkung kann an der bloßen Wortſtellung liegen. Eine einfache Umſtellung, die Beſeitigung irgend eines ſchleppenden Beiwortes, die Ausmerzung eines Relativſatzes — und dem Uebel iſt abgeholfen. Die bei der Lectüre erwartete Wirkung iſt nun auf einmal auch auf der Bühne da.

So hat alſo der Regiſſeur dem oft unbeholfenen Freunde von der Feder zu helfen. Er hat das ungenügend Klare zu verdeutlichen, er hat dafür zu ſorgen, daß die dichteriſche Abſicht erfüllt wird, wenn ſie durch eine techniſche Ungeſchicklichkeit vereitelt werden würde. In dieſen Fällen hat der Dichter auf die einſeitige und verſtändnißvolle Mitwirkung des Regiſſeurs zu zählen, und es ſei gleich hinzugefügt, daß ſie ihm ſtets mit vollſter Freudigkeit gewährt wird.

Bühnenautor und Regiſſeur ſind die geborenen Freunde, zuſammengeſchmiedet durch die Solidarität ihrer künſtleriſchen Intereſſen. Der Dichter will ein möglichſt gutes Bühnenſtück ſchreiben, der Regiſſeur will es in möglichſt guter Darſtellung herausbringen. Der richtige Regiſſeur iſt immer in das Stück verliebt, das er gerade in Scene ſetzt. Laube hielt jedes Stück, auch das ſchwächſte, ſo lange er ſich mit der Inſcenirung beſchäftigte, für ein Meiſterwerk. Vorher, wenn es ſich um die Frage der Annahme oder Ablehnung handelte, hatte er ein gutes objectives Urtheil. Hatte er es aber einmal — oft nach langem Schwanken — angenommen, und beſchäftigte er ſich nun damit, dann war er für alle Schwächen blind und erlangte ſeine kritiſche Objectivität erſt wieder, wenn es längſt aufgeführt und für ihn abgethan war.

* * *

Nach dieſer Arbeit im Studirzimmer des Regiſſeurs beginnt die Thätigkeit auf der Bühne.

Zum bequemen Erfaſſen deſſen, was auf der Bühne vorgeht, iſt die erſte Bedingung Deutlichkeit, alſo die ſcharfe und eindringliche Ausſprache und die genaue Wiedergabe des Dichterwortes.

Der Regiſſeur hat alſo zunächſt dafür zu ſorgen, daß der Schauſpieler ſeine Rolle mechaniſch und techniſch vollkommen beherrſcht, daß der Schauſpieler, wenn er auf die Probe kommt, ſich um das Wort nicht mehr zu kümmern braucht. Dieſe Forderung wird von den Schauſpielern, die ſich reſpectiren, und die an unſeren beachtenswertheren Kunſtinſtituten beſchäftigt ſind, in unſerer Zeit allſeitig anerkannt und auch faſt immer erfüllt. Die Ausnahmen ſind in der Theaterwelt bekannt. Es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß ſich unter dieſen, den Halblernern und den Nichtlernern, leider einige unſerer bedeutendſten ſchauſpieleriſchen Begabungen befunden haben und noch befinden, Künſtler, deren ſichtliches Beſtreben es iſt, von dem Augenblicke an, da ſie die Bühne betreten, ſofort auf die Mitte loszuſchießen und ſich aus dem Souffleurkaſten jedes Wort herauszuholen. Es ſind die „Schwimmer“, wie es im Schauſpielerjargon heißt. Sie bringen wohl ungefähr den Sinn des dichteriſchen Wortes, aber ſehr oft nicht den genauen Wortlaut. Zum größten Theil ſind es ältere Schauſpieler aus einer abgeſchloſſenen Periode. Einem jungen Künſtler würde es heutzutage bei den vollberechtigten Forderungen der Regie wohl ſchwerlich gelingen, ſich jemals zu einer erſten Stelle emporzuſchwingen, wenn er dieſe Unart beſäße. Heutzutage muß der Schauſpieler ſeine Rolle bis auf's „und“ kennen, wie man hinter den Couliſſen zu ſagen pflegt.

Der Grund, daß einige unſerer erſten Bühnenkünſtler dieſem natürlichſten und unabweislichſten Anſpruche nicht genügen, iſt nicht etwa blos

— oder auch nur hauptſächlich — in der Faulheit zu ſuchen. Faule Schauſpieler gehören zu den ſeltenſten Vögeln. Ueber dieſen wie über viele andere Punkte herrſchen in Betreff der Schauſpieler im Publicum die unberechtigtſten Vorurtheile. Es giebt kaum einen Beruf, in dem ſo viel unermüdlicher Fleiß, ein ſolcher Ernſt, eine ſolche Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit vereinigt wäre, wie gerade im ſchauſpieleriſchen. Die genial bummelnden Schauſpieler, wie ſie ſich der Philiſter vorſtellt, ſind faſt immer Phantaſiegebilde. In Wahrheit ſind gerade die Schauſpieler zum größten Theil Philiſter.

Wenn die Schauſpieler ihre Rollen nicht beherrſchen, ſo iſt der Grund dafür vielmehr in der Verbildung von vornherein oder in der urſprünglichen oder mit dem Alter eintretenden Gedächtnißſchwäche zu ſuchen.

Die meiſten Schauſpieler fangen auf kleinen Bühnen an, den ſogenannten „Meerſchweinchen“. Das Merkwürdige iſt nun, daß gerade die kleinſten Bühnen die größten Anforderungen an ihre Künſtler ſtellen müſſen. Wer einmal auf einer Theateragentur Gelegenheit gehabt hat, einen Blick auf das Repertoire der Schauſpieler zu werfen, die ſich oft vergeblich um ein Engagement an Theatern fünften und ſechſten Ranges bewerben, ſchlägt die Hände über den Kopf zuſammen. Man kann dreiſt behaupten, es giebt kein menſchliches Gehirn, das fähig wäre, dieſen Memorirſtoff zu beherbergen. Thatſächlich haben die Bewerber den größten Theil der von ihnen bezeichneten Rollen geſpielt, wie ſie ſagen: ſtudirt, das heißt, ſich genügend damit beſchäftigt, um mit der oberflächlichſten Vorbereitung, die in den kleinen Provinzialſtädten eine Nothwendigkeit iſt, vor das Publicum hinzutreten und unter unausgeſetztem Beiſtande des Mannes im grünen Kaſten, ſo gut es eben gehen mag, die Rolle zu bewältigen.

In dieſen kleineren Städten kann thatſächlich nur in den ſeltenſten Fällen ein Stück ein- oder gar zweimal wiederholt werden. An jedem der drei oder vier Spielabende der Woche muß immer etwas Neues gegeben werden. Und bei dem ebenfalls nothgedrungen beſchränkten Perſonal ſpielt unweigerlich der Künſtler in jedem Stücke die Rolle ſeines Faches oder irgend eine andere. Sechzig bis ſiebzig verſchiedene Rollen in einem Jahre in den ungefähr zwanzig Wochen der Winterſaiſon gehören zur Regel. Zur Vorbereitung iſt immer nur eine ganz kurze Zeit gegeben. Nach zwei, drei Proben muß das Stück heraus. Es wird alſo verlangt, daß der Schauſpieler in den wenigen Stunden, in denen er vom Theater nicht in Anſpruch genommen iſt, alſo am freien Nachmittag des Nichtſpieltages, ſeine Rolle ſtudirt, das heißt, mechaniſch ſo weit beherrſcht, daß er eben auftreten kann. Natürlich muß er dazu noch die Stunden der Nacht verwenden. Wenn ihm der Theaterdiener einen Stoß Rollen in's Haus bringt, ſo kann er ſie zunächſt kaum oberflächlich leſen. Sofern es ſich nicht um ältere Stücke handelt, kommt er daher gewöhnlich mit der Rolle in der Hand auf die erſte Probe. In den freien Stunden ſucht er ſie ſich nun, ſo gut es gehen will, einzuprägen. Auf der zweiten Probe ſpielt er mit ſtärkſter Nachhilfe des Souffleurs, in der dritten und letzten verſucht er ſich davon ein wenig mehr zu emancipiren, und dann mit Gott! So geht's einen Tag wie alle Tage.

Bei dieſer Art von Bühnen iſt die künſtleriſche Regie von vornherein ausgeſchloſſen. Da kann es ſich eben nur um die äußere Anordnung handeln: daß ſich die Leute nicht auf die Füße treten, nicht rempeln und wiſſen, wo ſie zu ſtehen, zu gehen und ſich zu ſetzen haben. Der Künſtler ſelbſt iſt in nahezu allen Fällen dazu verurtheilt, ſich mit dem bloßen Ungefähr zu begnügen. Es iſt ganz unmöglich, daß er die Rolle wirklich auswendig kennt — ſo auswendig, daß er ſie wortſicher mit Hilfe des Souffleurs ſpielen kann. Er iſt vielmehr beſtändig darauf angewieſen, ſich zu helfen, zu improviſiren, nicht ſtecken zu bleiben, durch ſeine Geiſtesgegenwart Verlegenheitspauſen zu vermeiden.

In dieſer ſchlechten Schule wachſen nun nahezu alle Schauſpieler auf. Das Erſte, was ſie da lernen, iſt der gröbſte Fehler, den ſie ſpäter abzulegen haben. Die Bevorzugten, die das Glück haben, aus dieſen Verhältniſſen bald herauszukommen und in Verhältniſſe einzutreten, in denen eine kunſtgerechte Vorbereitung möglich iſt, Schauſpieler, die an eine große Bühne engagirt werden, wo auch nicht ein Zehntel deſſen von ihnen verlangt wird, was ſie an Memorirſtoff an den kleinen Bühnen zu bewältigen hatten, die alſo aus der mechaniſchen Handwerksarbeit in die künſtleriſche Arbeit vorrücken, haben denn auch nichts Eiligeres zu thun, als das, was ſie gelernt haben, möglichſt ſchnell wieder zu vergeſſen, daß heißt, die Unart der incorrecten Wiedergabe abzulegen. Bei Einigen hat ſich das jedoch ſchon ſo tief eingefreſſen, daß es gar nicht mehr auszumerzen iſt. Sie können beim beſten Willen nicht mehr genau lernen; die bisherige Uebung hat ſie zu ſehr an das Ungefähr gewöhnt; und wenn ſie meinen, daß ſie ganz genau Alles wiſſen, bleibt es doch immer nur beim Ungefähr.

Das ſind die Verbildeten. Unter dieſen giebt es erſte Talente, die jetzt die gefeiertſten Künſtler an unſeren allervornehmſten Bühnen ſind. Sie ſind die Unart, die ihnen aus der ſogenannten „Schmierenzeit“ noch anklebt, nie wieder losgeworden. Bei ihnen überwiegen eben andere hervorragende künſtleriſche Eigenſchaften: eine echte, vollſaftige Schauſpielernatur, Wahrheit und Schlichtheit der Empfindung, ſo daß man ihnen, wenn auch mit tiefem Bedauern, dieſe Todſünde wohl oder übel nachſehen muß.

Bei Anderen iſt es das Alter, die Abnutzung des Gehirns, die die Incorrectheit verſchuldet. Die Anforderungen, die an das Gedächtniß des Schauſpielers geſtellt werden — ich ſpreche einſtweilen nur von den Anforderungen an das Gedächtniß, nicht an die anderen phyſiſchen und pſychiſchen Kräfte —, ſind ganz ungeheuerlich und unverhältnißmäßig. Es iſt geradezu wunderbar, daß ſich bei dieſer unausgeſetzten Anſpannung des Gehirns für die einſeitige Thätigkeit des Wortelernens ſo viele Schauſpieler bis in ihr ſpätes Alter ihre völlige geiſtige Friſche und Sicherheit des Gedächtniſſes bewahren. Weniger robuſte Naturen unterliegen allerdings dieſen unausgeſetzten und einſeitigen Anſtrengungen. Bei den unglücklichſten Opfern ihres künſtleriſchen Berufs führen dieſe Ueberanſtrengungen zur völligen Zerſtörung der geiſtigen Kräfte, zur tiefen Umnachtung. Tragiſche Beiſpiele dafür ſtehen vor Jedermanns Augen.

Bei vielen Anderen nehmen ſie zum Glück eine mildere Form an: auch die alten Künſtler bewahren ſich ihre geiſtige Friſche und Regſamkeit, aber das Gedächtniß verſagt mit der Zeit nach ſeiner allzu gewaltigen Dienſtleiſtung zunächſt zögernd den Dienſt, bis es ſich geradezu gegen neue Zumuthungen rebelliſch auflehnt. Ich habe einen bedeutenden Schauſpieler gekannt, einen überaus gewiſſenhaften Lerner, dem während der Blüthe ſeiner Jahre faſt niemals auch nur ein Verſprechen unterlief. Auch in ſpäteren Jahren kam er noch vollkommen fertig auf die erſte Probe. Er brachte den Text faſt ganz correct ohne Hilfe des Souffleurs. Von Probe zu Probe wurde er unſicherer. Am Abend der erſten Vorſtellung friſchte die Aufregung das Gedächtniß momentan wieder auf, dann aber ging es rapide bergab, und bei der zehnten, zwölften Wiederholung des Stückes blieb er regelmäßig ſtecken.

Solchen Künſtlern gegenüber, die entweder niemals haben lernen oder infolge des übermäßig angeſpannten Gedächtniſſes das Gelernte nicht bewahren können, iſt der Regiſſeur ohnmächtig. Einzugreifen hat er nur da, wo er beim Künſtler ein ungenügendes Pflichtgefühl, mangelhaftes Verſtändniß, Leichtſinn in der Vorarbeit und Trägheit wahrnimmt. Dazu bietet ſich ihm übrigens zum Glück an unſeren erſten Bühnen nicht oft Veranlaſſung.

An den Kunſtinſtituten, die wir vor Allem in's Auge zu faſſen haben, gehören Schauſpieler, die den Wortlaut ihrer Rolle am Abend der erſten Vorſtellung nicht beherrſchen, zu den großen Seltenheiten. Was aber häufiger vorkommt, iſt eine gewiſſe Unſicherheit und Schwankung im Text, iſt Falſchgelerntes. Jedermann, der die Bühne vom Regieſtuhle oder von einem Sitz des menſchenleeren Hauſes aus, nicht bei der Beleuchtung der Rampen, ſondern bei dem grauen Lichte des hereindämmernden Tages, kennt, weiß, daß dieſe Unſicherheit, dieſe Verſprechungen und Schwankungen, die bei der Vorſtellung ſpäter ſtören, faſt in allen Fällen ſchon auf den Proben vorkommen und regelmäßig wiederkehren. Wenn ein Schauſpieler auf den Proben zwei-, dreimal nicht pünktlich auf das Stichwort einſetzt und erſt durch den deutlichen Zuruf des Souffleurs oder die Mahnung des Regiſſeurs geweckt werden muß, oder wenn er mehrfach in einem beſtimmten Satze ſich verſpricht oder ſtockt und dieſen Satz mit einer ungehaltenen Bewegung noch einmal wiederholen muß, ſo kann man darauf ſchwören, daß ihn bei der erſten Aufführung das gleiche Schickſal ereilt. Auf dieſe Unebenheiten hat der Regiſſeur mit großer Aufmerkſamkeit zu achten. Er darf niemals fünf gerade ſein laſſen, er muß die betreffende Stelle ſo oft wiederholen laſſen, bis es klappt.

Es kommt vor, daß der Dichter, der ja nicht immer hört, was er ſchreibt, dieſe oder jene Wendung achtlos auf's Papier wirft, die dem betreffenden Künſtler, der ſie auf der Bühne zu ſprechen hat, abſolut nicht mundgerecht iſt. Trotz aller Mühe bringt er es nicht heraus. Er lernt den Paſſus mit eiſerner Zähigkeit, ſpricht ihn zwanzigmal durch, und jedesmal, wenn die gefürchtete Stelle naht, wird er ſchon vorher unſicher und unruhig, wie der Renner, der weiß, daß er einen ſehr breiten Graben zu nehmen hat, über den er vielleicht doch nicht hinwegkommt. In ſolchen Fällen iſt das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen. Und wenn ein Dichter wie Laube und Dingelſtedt die Regie führt, oder ſonſt ein tüchtiger Mann mit pietätvollem Reſpect vor dem Bühnenwerke, ſo darf ihm der Autor auch ruhig die Freiheit einräumen, das geſchriebene Wort umzugeſtalten, daß es zu einem leicht ſprechbaren wird.

Noch auf Eines hat der Regiſſeur bei dieſer erſten und elementarſten Beſchäftigung mit der richtigen Wiedergabe des Wortes zu achten. Beim Ausſchreiben der Rollen kommen ſehr oft Verſehen vor, die nicht ſo ſtark ſind, daß ſie ſelbſt der intelligente Künſtler ſogleich bemerken müßte, die aber dennoch ſinnentſtellend ſind. Hat aber der Schauſpieler einmal das Falſche eingelernt, ſo iſt es unglaublich, wie feſt es ſitzt. Er wird es nur mit äußerſter Anſtrengung wieder los. Es handelt ſich da allerdings anſcheinend nur um Geringfügigkeiten, aber auch dieſe können von großer Wichtigkeit werden. Das Bühnenwort wirkt ſo unverhältnißmäßig ſtark, daß die Vertauſchung irgend eines Eigenſchaftswortes eine ſtimmungsvolle Schönheit zu einer trivialen und banalen Wirkungsloſigkeit machen kann. Gerade weil es ſich hier um Kleinigkeiten handelt, die ſich der oberflächlichen Betrachtung leicht entziehen, hat der Leiter der Proben beſonders ſcharf aufzupaſſen.

* * *

Wenn nun der Regiſſeur dafür geſorgt hat, daß ſeine Schauſpieler das dichteriſche Wort mechaniſch vollkommen beherrſchen, ſo hat er die erſte ſeiner Aufgaben erfüllt, und die zweite tritt heran: für die *Deutlichkeit der Wiedergabe* zu ſorgen, die gute und *correcte Ausſprache* zu pflegen.

Die Klage der Bühnenleiter darüber, daß die Schauſpieler undeutlich und ſchlecht ſprechen, iſt ſo alt wie die Bühnenkunſt ſelbſt. In der intereſſanten Schrift „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung“ von Julius Wahle, die unlängſt im Verlage der Goethe-Geſellſchaft in Weimar erſchienen iſt, wird die folgende Stelle aus einem Briefe, den Goethe an den Regiſſeur Vohs gerichtet hat, mitgetheilt, die im Zuſammenhang mit vielen anderen Vorſchriften des Theaterdirectors Goethe beweiſt, wie auch er gegen dieſe abſcheuliche Unart bei ſeinen Künſtlern anzukämpfen hatte: „Auch haben ſich die Schauſpieler zu befleißigen, durchaus laut und vernehmlich zu ſprechen. Worauf die Direction künftigen Winter ohnnachläßlich dringen wird.“

„Es iſt noch meine letzte Klage,“ ſagt Ludwig Tieck zu Laube, „daß unſere Schauſpieler nicht ſprechen können.“

Laube hatte deshalb auch, wie man weiß, für ſein Theater einen eigenen Poſten zur Erzielung der deutlichen, ſcharfen und richtigen Ausſprache geſchaffen: den Vortragsmeiſter. Die Zweckmäßigkeit der Anſtellung eines beſondern „Einpaukers“ iſt zwar von vielen Seiten beſtritten worden, und das Laube'ſche Experiment hat keine Nacheiferung gefunden. Es iſt daher auch nicht möglich geweſen, Erfahrungen über dieſe Einrichtung zu ſammeln. Die Thatſache aber läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, daß unter Laube Strakoſch erhebliche Dienſte geleiſtet hat, daß mit verhältnißmäßig oft beſcheideneren Kräften Leiſtungen zu Stande kamen, die über das Niveau des Berechtigten und Erwarteten weit hinausgingen, daß von Strakoſch unterwieſene Schauſpieler unter Laube beſſer geſpielt haben als ſpäter, wenn ſie ihrem eigenen Genius überlaſſen waren, und daß, allgemein geſprochen, auf den Bühnen des Leipziger und Wiener Stadttheaters unter Laubes Leitung die Rede der Schauſpieler durch Schärfe, Beſtimmtheit und Leichtverſtändlichkeit rühmlich hervortrat. — Ganz daſſelbe gilt auch von Meiningen, das in der Perſon der Gemahlin des Herzogs, der künſtleriſch feingebildeten Freifrau von Heldburg, eine ungemein tüchtige und unermüdlich fleißige Vortragsmeiſterin beſitzt.

Ob nun mit oder ohne Vortragsmeiſter, jedenfalls hat der Regiſſeur ſeine vollſte Aufmerkſamkeit darauf zu verwenden, daß vor Allem deutlich geſprochen wird. Auch deutlich im Pianiſſimo, auch mit dem Publicum abgewandtem Geſicht, auch wenn der Schauſpieler zum Fenſter hinaus oder vor die Thür ſpricht. Verſtandenwerden iſt Alles, und zwar mühelos verſtanden werden; denn die Anforderungen, die das Bühnenwerk an den Zuſchauer ſtellt, ſind ohnedies ſo ſtarke, daß dem Publicum nicht zugemuthet werden kann, ſich noch beſonders anzuſtrengen, um überhaupt zu verſtehen. Es muß ihm leicht gemacht werden. Die vollkommen müheloſe Verſtändlichkeit iſt die Vorbedingung des ungetrübten künſtleriſchen Genuſſes im Schauſpielhauſe.

Dieſe einfache Deutlichkeit, die ich vorläufig noch ohne Rückſicht auf den geiſtigen Inhalt in's Auge faſſen will, wird nun auf ſehr verſchiedene Arten zu erzielen ſein, je nach den Bedingungen, unter denen der Schauſpieler zu ſprechen hat. Steht der Schauſpieler in einer dichteriſch gut vorbereiteten Situation, in der ohnehin alles Intereſſe auf ihn hingelenkt iſt, etwa allein auf der hellbeleuchteten Bühne, auf der Höhe der erſten Gaſſe in der Nähe des Souffleurkaſtens, ſo wird ein Minimum von Stimmſtärke und Articulation ſchon genügen, um ihn überall durchaus verſtändlich zu machen. Da ſorgen ſchon die äußeren Bedingungen für die Deutlichkeit, und der Regiſſeur braucht da kaum noch mitzuſprechen. Je nach den veränderten Umſtänden aber verändert ſich auch die Deutlichkeit. Stellung, Umgebung, Beleuchtung, Alles das hat ſeinen beſondern Charakter und erheiſcht beſondere Leiſtungen, um die Deutlichkeit zu erzielen.

Wenn der Schauſpieler vom Hintergrunde aus oder mit abgewandtem Geſicht oder aus der Bühne heraus in einen benachbarten Raum oder auf die Straße ſpricht, ſo hat er, um vollkommen verſtändlich zu ſein, ſchon ganz andere Anſtrengungen zu machen. Es iſt auch etwas Anderes, ob er allein oder im Zwiegeſpräch oder in einer volksbewegten Scene zu ſprechen hat. Hier werden ſchon beträchtliche Anforderungen an die Einſicht und Findigkeit der Regie geſtellt, um zunächſt die bloße Deutlichkeit hervorzurufen.

Das Gleiche gilt von der Beleuchtung. Es iſt etwas Anderes, ob die Rede bei der gewöhnlichen hellen Rampenbeleuchtung oder bei gedämpftem Lichte, beim Sonnenuntergang oder beim Morgengrauen oder gar in finſterer Nacht von den Lippen des Schauſpielers kommt. Denn das Auge iſt der ſtarke Vermittler aller Sinne und beſonders des Gehörs. Der Deutlichkeit, die ſich unter den gewöhnlichen und günſtigen Bühnenbedingungen beinahe von ſelbſt ergiebt, muß dann auf künſtliche Weiſe nachgeholfen werden, wenn dieſe beſonderen Bedingungen eintreten. Ein Satz, der unter dieſen gewöhnlichen Bedingungen vollkommen verſtändlich wäre, würde unter den ungewöhnlichen nur mit äußerſter Anſtrengung vom Zuhörer erfaßt werden, wenn er unter dieſen ungünſtigen Verhältniſſen ebenſo geſprochen würde wie vorher.

Ein großer Irrthum wäre es nun, zu glauben, daß dieſe Schwierigkeiten der Stellung, der Umgebung, der Beleuchtung ſchon durch einen höhern Stärkegrad der angewandten Stimmmittel zu überwinden wären. Schreien hilft auch beim Theater nichts. Jeder Zuhörer weiß, daß im Fortiſſimo hervorgeſtoßene Tiraden oft unverſtändlich bleiben, während im leiſeſten Pianiſſimo geſäuſelte tief eindringlich wirken. Es läßt ſich ſogar behaupten, daß die Deutlichkeit auf dieſe künſtliche und künſtleriſche Art in viel höherem Grade durch das Tempo, als durch das laute Schreien erreicht wird.

Allgemeinere Regeln laſſen ſich da nicht aufſtellen. Das Einzelne wird jedesmal durch den concreten Fall beſtimmt werden müſſen und die Entſcheidung immer von Fall zu Fall erfolgen. Das aber iſt als allgemein richtig feſtzuſtellen, daß die Deutlichkeit für die beſonderen Bedingungen immer auf beſondere Weiſe angeſtrebt werden muß, daß alſo der Schauſpieler, wenn er ſeine Stellung verändert, wenn er ſich zum Beiſpiel im Monologe von der Mitte der Bühne vorn gedankenvoll nach hinten wendet, um in demſelben Maße verſtändlich und deutlich zu bleiben, nicht mehr ebenſo ſprechen darf, wie er zuvor geſprochen hatte, ſondern anders reden muß, daß er, wenn er ſich hinten in einer Ecke niederläßt, um ſo deutlich zu bleiben, wie er vorher geweſen war, entweder lauter oder langſamer oder auch leiſer oder ſchneller als vorher ſprechen muß.

Auf dieſe Veränderung des Vortrags nach den veränderten Bedingungen legen die Franzoſen den größten Werth, und Dutzende von Proben werden lediglich darauf verwandt, die Abſtimmung der Stärke des Organs und die Feſtſtellung des Tempos ſcharf zu regeln.

* * *

Iſt nun einmal die mechaniſche Deutlichkeit des Wortes erzielt, ſo rückt die nächſte ungleich wichtigere Frage in den Vordergrund: wie iſt die

Verſtändlichkeit des dichteriſchen Inhalts durch die Hilfsmittel der künſtleriſchen Technik zu erleichtern? Laube nannte das in ſeiner derben Manier: der Regiſſeur muß dem Publicum Alles in's Maul ſchmieren.

Der Kunſtgenuß im Theater hat ſeine eigenthümlichen Bedingungen. Urſache und Wirkung folgen blitzſchnell aufeinander. Die Worte fliegen pfeilgeſchwind. Für das Publicum giebt es kein Raſten, keinen Stillſtand, keine Umkehr. Es wird von der unaufhaltſamen Strömung der Handlung im Vortrage mitgeriſſen. Was im Augenblick nicht verſtanden wird, bleibt überhaupt unverſtanden. Man kann nicht fragen: wie war das gleich? iſt nicht vorher das und das geſagt worden? Das einmal Ueberhörte erſchwert oder vernichtet das Verſtändniß des Späteren, ruft Mißverſtändniſſe hervor und verdirbt vielleicht die Empfangsfähigkeit für das Wichtigſte.

Das, worauf es ankommt, was das Publicum unbedingt verſtehen ſoll und muß, muß alſo auch durch die Art des Vortrags wichtig wirken. Wichtig, aber nicht aufdringlich. Alle Abſichtlichkeit muß im Gegentheil ſtreng vermieden werden.

Das Publicum iſt nicht dumm, es iſt ſogar unerhört feinfühlig und ſcharfſinnig. Das Räthſel, daß die Summirung einer großen Anzahl verſchiedenartigſter Elemente, ſogar zerſtreuter, blaſirter, mittelmäßiger, einfältiger Köpfe mit einer Minderheit hervorragender Intelligenzen als Facit eine ganz ungewöhnlich entwickelte Intelligenz ergiebt, hat ſchon tiefſinnige Denker ernſthaft beſchäftigt. Erfahrungsgemäß feſt ſteht aber der Satz, daß in letzter Inſtanz das Publicum das beſte und auch das gerechteſte Urtheil fällt. Von Voltaire, dem man das Compliment machte, der geiſtvollſte Mann ſeiner Zeit zu ſein, ſtammt das bekannte Wort: „Es giebt noch Jemand, der mehr Geiſt hat als Voltaire: alle Welt — tout le monde.“ Das Publicum hat daher auch das Recht, es ſich zu verbitten, für dumm gehalten zu werden. Es will ſich nicht mit beleidigender Deutlichkeit Dinge vorſagen laſſen, die es bei ſeinem feinen Verſtändniß auch ohne dieſe Anſtrengung von Seiten des Darſtellers vollkommen verſtehen würde. Jeder einzelne Zuſchauer ſoll vielmehr glauben, daß er eigentlich der Einzige iſt, der dieſe Feinheit, dieſe Anſpielung ſogleich bemerkt hat. Der Zuhörer darf nicht die Empfindung haben, daß man ihn auf etwas ganz beſonders aufmerkſam macht. Gleichwohl muß der Darſteller dem Publicum beſtändig den Punkt auf's i ſetzen, aber eben ohne daß es bemerkt wird. Das Unterſtreichen darf nie etwas Abſichtliches haben.

In dieſer Beziehung der unmerklichen Unterweiſung des Publicums durch die Darſtellung war Laube der unerreichte Meiſter. Alles, was in dem Stücke war, brachte er durch ſeine Künſtler auch ſo heraus, daß alle Zuhörer es capiren mußten, und daß wiederum jeder Einzelne ſich ſehr geſcheidt vorkommen durfte, die unmerkliche Kleinigkeit, auf die es ankam, ſo ſchnell erfaßt zu haben.

Die unerläßliche Vorbedingung zu dieſer vergeiſtigenden Regie iſt natürlich die allergenaueſte Kenntniß und das vollkommenſte Verſtändniß der Dichtung. Mit dem bloßen Leſen iſt es nicht gethan. Ehe Laube auf die erſte Probe kam, hatte er das Stück für ſich ſchon bearbeitet, und zwar nicht auf das bloße Streichen und Zuſammenziehen hin, nicht auf die Regulirung der Aeußerlichkeiten, ſondern ganz beſonders und zunächſt ausſchließlich auf die Herausſchälung des Wichtigen, des für die Handlung Bezeichnenden, ich möchte ſagen: des ſachlichen Kernes. So hat denn auch Niemand eine Expoſition herausgebracht wie Laube. Er ging da mit pedantiſcher Sorgfalt vor.

Ich beſitze ein von Laube in Scene geſetztes Stück mit ſeinen Streichungen und Randbemerkungen. Alle auf die Haupthandlung bezüglichen Vorbereitungen in der Dichtung, die willkürlich in ſo und ſo viel Scenen zerſtreut ſind und oft weit auseinander liegen, ſind von Laube blau unterſtrichen worden, einzelne Wendungen, ja einzelne Wörter, auf die ſpäter irgendwie einmal Bezug genommen wird, ſind ſchwarz angemerkt mit der Randbemerkung: ſiehe Act xx, Scene y, pagina ſo und ſoviel.

Es kam alſo vor, daß Laube im erſten Act auf der Probe einen Schauſpieler unterbrach und ihm zurief: „Das Wort xx müſſen Sie ſchärfer markiren.“ Und antwortete der erſtaunte Schauſpieler: „Ja, aber das giebt doch keinen rechten Sinn, ich kann's doch nicht betonen!“ ſo antwortete Laube: „Das brauchen Sie auch nicht zu betonen. Sehen Sie meinetwegen während des Satzes nach der Uhr, ſo daß Sie beim Sprechen der vorhergehenden Worte ſchon zerſtreut wirken und dann das entſcheidende Wort zwanglos dehnen können oder vor dem Worte eine unmerkliche Pauſe machen. Dann ſitzt das Wort beim Publicum. Und wir brauchen das Wort für den vierten Act, fünfte Scene. Da wird es von dem und dem in einem ganz andern Sinne gebraucht, und dann wird es da komiſch belebend wirken.“

Ich führe hier nur eine winzige Einzelheit an, die aber doch für die ganze Regieauffaſſung und Regieführung Laubes charakteriſtiſch iſt und zur Erklärung der von Allen gemachten Erfahrung beitragen kann, wie es kam, daß die Stücke unter Laube ein merkwürdig ſcharf ausgearbeitetes Relief, eine auffallende Klarheit und Durchſichtigkeit beſaßen, wie bei ihm Scenen zur Geltung kamen, die an anderen Theatern oft ganz unbemerkt vorübergingen.

Das geiſtige Unterſtreichen kann durch die verſchiedenſten Mittel erreicht werden. Das einfachſte, aber gewöhnlich auch das roheſte und deshalb auch das wenigſt geeignete Mittel iſt die bloße Betonung, das lautere und ſchärfere Hervorheben. Da merkt man aber auch am leichteſten die verſtimmende Abſichtlichkeit.

Oft iſt aber gerade das Umgekehrte wirkungsvoller und zweckmäßiger, das Leiſeſprechen. Der Schauſpieler muß wie jeder gute Redner das Ohr des Auditoriums beſitzen. Wenn es ihm durch einen geſchickten Uebergang gelingt, das Publicum dahin zu bringen, ihm bis zum Pianiſſimo zu lauſchen, wenn er es dahin bringt, daß es die Ohren ſpitzt, dann iſt die Wirkung des Piano immer die eindringlichſte.

Auch durch den Wechſel des Tempos wird derſelbe Zweck der Hervorhebung erreicht, durch langſameres, ſtockenderes, ſchleppenderes, unter Umſtänden aber auch durch haſtigeres und nervöſeres Sprechen.

Ebenſo durch die Mimik. Wenn das Auge des Sprechers, das bisher auf den Partner gerichtet war, nun plötzlich in die Weite blickt oder am Boden ſchweift, ſo wird das, was er jetzt ſagt, ſich von dem bisherigen Vortrage ebenfalls abheben und eindrucksvoll für das Publicum werden. Ebenſo durch die Geberde, durch die Veränderung der Stellung, alſo dadurch zum Beiſpiel, daß der Schauſpieler, der bisher geſeſſen hatte, nun aufſteht, oder umgekehrt, wenn er geſtanden hatte, ſich nun ſetzt. Alles das wird in vernünftiger, kunſtgerechter Ausführung zweckdienlich ſein und das Beachtenswerthe von dem Gewöhnlichen für das Verſtändniß des Publicums abheben.

Mit einem Worte: in der Veränderung der Sprache, des Vortrags, der Haltung hat ſich das Wiſſenswichtige und Wiſſensnöthige vom Uebrigen unmerklich, aber doch ſehr eindringlich zu unterſcheiden.

Mancher mag von dieſen äußerlichen Mitteln und künſtlichen Nothbehelfen geringſchätzig denken und glauben, auf das Alles käme ja wenig an; die innere Wahrheit ſei die Hauptſache.

Ja, das iſt ſchön geſagt: innere Wahrheit! Aber mit Pilatus fragen wir: Was iſt Wahrheit? Die Wahrheit auf der Bühne iſt eben eine Scheinwahrheit, wie die Bühnenwelt die Welt des Scheines iſt. Die Bühne hat nicht die Aufgabe, wahr zu ſein, ſondern wahr zu wirken, und zur Hervorbringung der wahrhaften Wirkung ſind allerdings künſtliche Mittel geboten. Mit den einfachen und natürlichen, die ſich von ſelbſt ergeben, iſt's nicht gethan.

Die Natürlichkeit auf der Bühne iſt keineswegs die photographiſch getreue Wiedergabe der Wirklichkeit.

> „Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
> Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen,"

ſagt Schiller. Die Bühnennatürlichkeit iſt vielmehr eine modificirte Wirklichkeit, eine nach den beſonderen Bedingungen der beſondern Bühnenoptik und Bühnenakuſtik umgeſtaltete Wirklichkeit. Wie die Schminke der Geſichtsfarbe nachhelfen muß, um für das Auge das richtige Bild der ungeſchminkten Wahrheit hervorzurufen — ich laſſe die Verſchönerungszwecke der Schminke ganz außer Acht —, ſo ſind auch künſtliche Verſtärkungsmittel nöthig, um auf der Bühne die natürliche Sprache hervorzurufen. Und geradeſo verhält es ſich mit der Mimik und mit den Geberden. Um zum Eindruck der Wahrheit zu gelangen, muß der Ausdruck auf der Bühne über das Wahre hinaus verſtärkt werden.

Die richtige Abmeſſung des Grades der anzuwendenden Verſtärkungsmittel — das iſt das Talent des Schauſpielers. Der Begriff „ſchauſpieleriſches Talent" iſt mit dieſem einen Satze ungefähr erſchöpfend definirt.

Das Beſtreben, die Wirklichkeit ſo zu copiren, wie ſie in Wahrheit iſt — dieſer ſchauſpieleriſche Verismus — hat neuerdings manche Unarten bei uns eingebürgert. So das jetzt viel beliebte Spiel mit dem Rücken gegen das Publicum. Es läßt ſich natürlich nichts dagegen einwenden, wenn damit ein beſonderer künſtleriſcher Zweck angeſtrebt und erzielt wird. Unbedingt verwerflich iſt es aber, wenn zu deſſen Motivirung nichts weiter angeführt werden kann, als der bedenkliche Gemeinplatz: im Leben iſt's ja auch ſo! Das beweiſt gar nichts. Das Lebensrichtige iſt noch lange nicht bühnenrichtig. Die Bühnennatürlichkeit iſt eine Miſchung der Wahrheit und der Convention. Wie bei jedem Bühnenzimmer die vierte Wand ausgebrochen iſt, um dem Publicum den Einblick in das Interieur zu gewähren, und wie die drei verbleibenden Wände auch blos ungefähr richtig ſind, ſo iſt es um die ganze Bühnenkunſt beſtellt. Drei Viertel iſt ungefähr richtig, ein Viertel iſt ehrlich falſch. Das ſtimmt beinahe im Verhältniß. Wie man den Schauſpieler hören und verſtehen will, ſo will man ihn auch ſehen, bequem ſehen, Ob der Rock im Rücken Falten ſchlägt oder nicht, intereſſirt uns nicht, wir wollen das Geſicht ſehen. Das iſt des Zuſchauers wohlerworbenes Recht. Die Regie hat alſo bei der Anordnung der Stellungen immer darauf zu achten, daß die Darſteller womöglich von allen Plätzen des Hauſes mühelos geſehen werden können. Die Schwierigkeiten, die da zu überwinden ſind, ſind oft groß, denn hier werden die Sünden der Architekten heimgeſucht an den Regiſſeuren, und mit ihnen, vielleicht in noch höherem Grade, an den Künſtlern, und im höchſten Grade an dem Dichter.

Das aufdringliche Spiel auf dem Proſcenium, in der nächſten Nachbarſchaft der Rampen und des Souffleurkaſtens, iſt zwar als unſchön und unfein möglichſt einzuſchränken, aber es iſt immer noch ein geringeres Uebel als das Hineinkriechen in Ecken und das Verſchwinden im Hintergrunde, das die Inſaſſen der wenig begünſtigten Plätze zu den abenteuerlichſten Stellungen und Halsverrenkungen nöthigt, wenn ſie die Künſtler überhaupt ſehen wollen.

Wie beim Schauſpieler, ſo zeigt ſich auch beim Regiſſeur das eigentliche Talent vor Allem darin, die richtige Mitte zu treffen und zwiſchen der durch die Bühnenverhältniſſe gebotenen Unwahrheit und der Lebenswahrheit, deren Bild die Bühne ſein ſoll, einen modus vivendi herzuſtellen. Die Stellungen müſſen alſo ſo geordnet werden, daß ſie wahr wirken. Sie dürfen aber nicht der Abklatſch der Wirklichkeit ſein, wenn ſie eben den Eindruck des Wahren und Schönen machen ſollen.

Abſcheulich würde es ausſehen und entſetzlich langweilig wirken, wenn ſich die Perſonen in einem Bühnenſalon ſo ſetzen und ſo lange auf ihren Stühlen ſitzen bleiben wollten, wie es in Wahrheit bei wohlerzogenen Leuten in der guten Geſellſchaft geſchieht. Die Bühne erfordert eine viel ſtärkere Bewegung. Wie ſich in der Dichtung die Vorgänge hart aneinander ſchieben, die Stimmungen beſtändig wechſeln, die Handlung in unwahrſcheinlicher Schnelle unaufhaltſam vorwärts drängt, wie hier alle Mittelglieder der Wirklichkeit ausgeſchieden werden, ſo herrſcht auch in der Bewegung der handelnden Perſonen auf der Bühne eine Lebhaftigkeit, die der viel bedächtigeren Wirklichkeit gar nicht entſprechen kann. Wir ſehen ja auf der Bühne eigentlich nur ungewöhnlich erregte Perſonen, freudig oder ſchmerzlich ungewöhnlich bewegte. Sind ſie normal, dann ſind ſie langweilig. Dieſer unausgeſetzten Erregung entſpricht es, daß ſie ſich mehr bewegen, daß ſie ſich alſo öfter ſetzen, öfter aufſtehen, öfter die Plätze wechſeln, als es in der guten Geſellſchaft der Wirklichkeit der Fall iſt, auch wenn ſie der allerbeſten Geſellſchaft auf der Bühne angehören. Bewegt muß das Bühnenbild immer ſein, aber es darf nicht in queckſilberne Unruhe ausarten.

Ueber das Aufſtehen-, Sichſetzenlaſſen, den Wechſel der Stellungen, über alle dieſe Dinge, die von großer Wichtigkeit ſind — denn es iſt etwas ganz Anderes, ob eine Rede ſtehend oder ſitzend geſprochen wird —, läßt ſich allgemein Zutreffendes natürlich nicht aufſtellen. Der einſichtige Regiſſeur hat an der Hand der Dichtung genau an den betreffenden Stellen die Weiſungen zu geben und immer zu beachten, daß eine jede Veränderung der Stellung dem Zuſchauer auffällt, ob dieſer ſich nun Rechenſchaft davon ablegt oder nicht. Es ſtellt ſich dem Auge eben ein neues Bild dar. Wenn der Dichter den Zuhörern etwas Neues zu ſagen hat, ſo hat alſo der Regiſſeur den Zuſchauern auch das neue Bild für die Augen zu bieten.

Wie man ſich auf der Bühne anders bewegt als im Leben, ſo kann auch die Bühnenunterhaltung nicht die Bedingungen der Wirklichkeit erfüllen. Die frühere Schauſpielſchule trieb mit dem Rechte der nothgedrungen conventionellen Bühnenunterhaltung ſchrecklichen Mißbrauch. Der Schauſpieler der alten Schule ſah ſeinen Partner, mit dem er ſich unterhielt, eigentlich nie an. Er ſprach beſtändig in's Publicum hinein, und der Mitſpieler verhielt ſich paſſiv und that ſo, als ob ihn die Sache gar nichts anginge, bis das Stichwort fiel, auf das er einzuſetzen hatte.

Goethe verlangte vom Schauſpieler ſtete Rückſicht auf das Publicum. „Dieſes iſt nicht ſeinetwegen da, ſondern der Schauſpieler um des Publicums willen.“ „Die Schauſpieler ſollen nicht aus mißverſtandener Natürlichkeit unter einander ſpielen. Profil- und Rückenſtellung iſt verboten. Wo es das Charakteriſtiſche oder die Nothwendigkeit verlangt, geſchehe es mit Vorſicht und Anmuth.“

Goethe geht offenbar viel zu weit, wenn er als Regel ohne Ausnahme aufſtellt: der Schauſpieler ſoll nie in's Theater hineinſprechen, ſondern immer mit dem Publicum! Nach unſeren modernen Auffaſſungen wäre dieſer Satz zum mindeſten ſo zu modificiren: der Schauſpieler ſoll nie vergeſſen, daß das Publicum im Hauſe iſt; aber er ſoll nie in das Publicum ſelbſt hineinſprechen.

Auch andere Vorſchriften von Goethe erſcheinen ſehr pedantiſch und mit unſeren heutigen Auffaſſungen unvereinbar. Goethe verlangt, daß auf der rechten Seite immer die geachtetere Perſon ſtehe: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Darum kümmert ſich heutzutage mit Recht kein Menſch mehr. Die Stellung auf der Bühne wird nicht durch den äußern Rang beſtimmt. Wenn ſich der Narr im „Lear“ beſtändig links vom König halten müßte, ſo würde das mit der Zeit ſehr langweilig werden.

Der Goethe'ſchen Regie haftete ja überhaupt trotz aller unverkennbaren Vorzüge etwas unbegreiflich bureaukratiſch pedantiſch Steifes an. Wahle erwähnt in ſeiner ſchon genannten Schrift über Goethes Bühnenleitung eine Tradition, die ſich in einer mit Kirms verwandten weimariſchen Familie erhalten hat: daß Goethe beim Einſtudiren ſich des Tactſtockes bedient habe! Auch Pius Alexander Wolff erzählt, daß Goethes Art, eine dramatiſche Dichtung für die Aufführung vorzubereiten, ganz die eines Kapellmeiſters war: „Er liebte es, bei allen Regeln, die er feſtſetzte, die Muſik zum Vorbild zu nehmen und gleichnißweiſe von ihr bei allen ſeinen Anordnungen zu ſprechen. Der Vortrag wurde von ihm auf den Proben ganz in der Art geleitet, wie eine Oper eingeübt wird: die Tempi, die Fortes und Pianos, das Crescendo und Diminuendo ꝛc. wurden von ihm beſtimmt und mit der ſorgfältigſten Strenge bewacht.“

Daß dieſe Art der Regieführung die ſchärfſte Kritik hervorrufen durfte, kann nicht in Erſtaunen verſetzen. Als kühnſte der polemiſchen Schriften gegen die Goethe'ſche Wirkſamkeit als Theaterdirector erwähnt Julius Wahle das im Jahre 1808 erſchienene Pamphlet: „Saat, von Goethe geſäet, dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aeſthetiker und junge Schauſpieler.“ Wahle verurtheilt den Neid, die Bosheit und Ungerechtigkeit des Kritikers, aber er geſteht ihm doch zu, daß in ſeiner gehäſſig abſprechenden Beurtheilung ein gutes Stück Wahrheit ſteckt. Der anonyme Verfaſſer — es war der Schauſpieler Karl Reinhold — machte der Goethe'ſchen Schule zum Vorwurf, daß in ihr der einſeitigſte Idealismus, die pathetiſche manierirte Declamation und eine in angelernten Aeußerlichkeiten beſtehende, nicht minder manierirte Mimik und Körperbewegung die natürliche Wahrheit, die in Schröder ihren idealſten Vertreter der Zeit fand, verdrängt habe.

Das „Sprechen in's Publicum“ galt bei den Schauſpielern des vorigen Geſchlechts noch als ziemlich allgemein giltige Regel. Eine rühmliche Ausnahme machte Emil Devrient, und er hatte ganz Recht, wenn er als Marquis Poſa dem Darſteller des Philipp, der in der Probe zerſtreut um ſich blickte, in ſeinem wohltönenden Singſang zurief: „Ich bitte um Ihr Auge.“ Mit dieſem Unfug des Sprechens in's Publicum bei den Einen und des Nichtzuhörens bei den Anderen hat nun allerdings unſere junge Schule gründlich aufgeräumt, manchmal ſogar zu gründlich. Es kommt wohl vor, daß ſich die Schauſpieler auf der Bühne ſo wahrheitsgetreu ihre Geſchichten erzählen, daß ſie ganz vergeſſen, wie noch ſo und ſoviel hundert Menſchen zugegen ſind, die auch gern wiſſen möchten, was da erzählt wird. Daran iſt wieder das mißverſtandene Beſtreben der Natürlichkeit ſchuld. Nur ſcheinbar haben die Künſtler miteinander zu ſprechen, thatſächlich ſollen ſie aber doch für's Publicum reden, aber ſo, daß das Publicum die Meinung gewinnt, ſie ſprächen ganz unter ſich.

Der Regiſſeur hat ſich nun aber hauptſächlich mit denen zu beſchäftigen, die zuhören. Der Zuhörer auf der Bühne iſt gewiſſermaßen der Mandatar des Zuhörers im Hauſe. Macht er da oben ein gelangweiltes Geſicht, dann langweilt ſich auch das Publicum.

* * *

Mit der Herſtellung der correcten Wiedergabe des Textes und der wichtigeren Verdeutlichung des geiſtigen Inhalts geht die Anordnung der Aeußerlichkeiten, die der handwerksmäßige Regiſſeur im Gegenſatz zum künſtleriſchen Dramaturgen für ſeine Berufsarbeit hält, beſtändig Hand in Hand.

Es handelt ſich da um die Frage, ob die Schauſpieler von rechts, von links oder durch die Mitte auftreten und abgehen ſollen, wie ſie ſich zu einander ſtellen, wann ſie an einander vorübergehen, wann ſie ſich zu ſetzen und aufzuſtehen haben, die Handhabung der Requiſiten, die Stellung des Mobiliars u. ſ. w. Alles das klingt ſehr einfach. Der Fernſtehende meint, daß ſich das unter verſtändigen Leuten auch ohne feſte Verabredung erledigt. Das iſt aber ein ſehr großer Irrthum. Dieſe Aeußerlichkeiten ſind, wenn auch nicht die Hauptſache, doch für die ſceniſche Wirkung ſehr erheblich.

Die Frage, ob für den Rahmen des Kunſtwerkes das große oder das kleine Schauſpielhaus das zweckmäßigſte ſei, hat mit der Aufgabe, die ich mir geſtellt habe, nichts zu ſchaffen. So geſtellt iſt die Frage auch gar nicht zu beantworten. Sie wäre gerade ſo thöricht, als wollte man fragen, ob ein Bild in einem ſehr großen hellen oder in einem behaglich matter beleuchteten kleinen Raume am beſten aufzuhängen ſei. Das hängt eben ganz vom Bilde ab. Einen in größten Verhältniſſen durchgeführten und auf Fernwirkung berechneten Rubens wird man nicht in ein kleines Boudoir hängen, ebenſo wenig ein liliputaniſches Meiſterwerk von Meiſſonier, das die Prüfung durch die Lupe verträgt und jedenfalls in nächſter Nähe geſehen werden muß, in einen Rieſenſalon von ſchwindelnder Höhe. Für ein großartiges Shakeſpeare'ſches Drama mit johlenden Volksmaſſen und Schlachtgetümmel taugt natürlich nicht die Umrahmung, die für ein intimes Proverb von Feuillet oder Muſſet die geeignetſte wäre. Aber der Rahmen ſteht ja feſt, das Haus iſt da, der Zuſchauerraum iſt unveränderlich. Das iſt ein gegebener Factor, mit dem der Regiſſeur zu rechnen hat, an dem er nichts modificiren kann.

Anders allerdings der Schauplatz, die Bühne, die er voll, das heißt, ſo groß ſie ihm der Architekt gebaut hat, benutzen oder auch nach ſeinem

Ermeſſen räumlich vermindern, einengen kann. Da kann es als Regel gelten, was auch von der Bühnendichtung gilt: alles Ueberflüſſige iſt vom Uebel, alles Entbehrliche ſchädlich, nur das Allernothwendigſte iſt richtig.

Unter allen Umſtänden ſoll der Raum für den Schauſpieler ſo knapp wie möglich bemeſſen werden, das erleichtert das Spiel ungemein, verbreitet Behaglichkeit und ſtellt den Zuſammenhang zwiſchen Bühne und Zuſchauerraum am müheloſeſten her.

Für unſere modernen Stücke, die gewöhnlich in der Gegenwart ſpielen, ſind kleine Theater mit kleinen Bühnen von unberechenbarem Vortheil. Von der hohen und breiten Oeffnung der großen Bühne ſtrömt eine eiſige Kälte in den Zuſchauerraum hinein. Die Bühne gähnt Einen förmlich an, wie ein weitgeöffneter Mund.

Nur da, wo die Maſſenentfaltung nöthig iſt, iſt die große Bühne als unvermeidliches Uebel anzuſehen und auch da noch mit größter Vorſicht zu benutzen. Der kunſtverſtändige Herzog von Meiningen, der in der Belebung der Volksmenge auf der Bühne, der geſchickten Gruppirung und der künſtleriſchen Ausnutzung des Raumes das Beſte geleiſtet hat, was die Inſcenirungskunſt überhaupt kennt, hat gezeigt, wie er gerade die größte Wirkung der Menge dadurch erzielte, daß er ſie auf einen möglichſt beſchränkten Raum zuſammenpferchte. Wie verbaute er in den großen Volksſcenen die Bühne mit allerhand Verſatzſtücken! Einen kleineren Spielraum für Maſſen hat wohl Niemand beanſprucht als der Herzog. Und doch wirkte das Forum im „Cäſar“ wie ein unermeßlicher Platz, der von einer zahlreichen Volksmenge dicht bevölkert war, obwohl er in Wahrheit einen nur kleinen Raum hergeſtellt hatte und im Verhältniß zu dem Maſſenaufgebote vieler anderen Bühnen mit einer beſchränkten Anzahl von Chorführern und Statiſten ſehr wohl auskam. In der „Hermannsſchlacht“ ließ er die römiſchen Cohorten durch eine ganz vollgebaute Bühne aufziehen. Da rief der Zug die Täuſchung hervor, als ob wirklich tauſende und abertauſende von Römern in die cheruskiſche Niederlaſſung eindrängen. Bei den Meiningern quetſchte ſich der Krönungszug in der „Jungfrau“ durch enge verwickelte Gaſſen, die bis hart an das Portal des Doms von Rheims geführt ſind. Auch da erzielte der Herzog bei verhältnißmäßig beſcheidenem Material die überraſchendſte Wirkung der Maſſenhaftigkeit. Ich habe hier Stücke genannt, die im Aufgebot der Comparſerie die höchſten Anforderungen ſtellen, und auch hier ſind die Meininger mit der kleinen Bühne durchgekommen, ja ſie haben ſie künſtlich verkleinert, wenn ſie ihnen zu groß war.

Bei unſeren modernen Luſt- und Schauſpielen, die derartige Anſprüche nicht erheben, iſt die Herſtellung kleiner intimer Räume aber geradezu geboten. Sie allein wecken die behagliche Stimmung.

Die Franzoſen gehen in der Verkleinerung der Bühne mitunter bis an's Extrem. Das reizende Proverb von Alfred de Muſſet, „Zwiſchen Thür und Angel“, ſpielt im Boudoir einer vornehmen Frau zwiſchen zwei

Perſonen, einer jungen Wittwe und ihrem Courmacher. Im Théâtre Français wird das Stück nun in einer Decoration gegeben, deren Hintergrund gleich hinter der erſten Gaſſe abſchließt. Der Raum hat alſo gerade die Breite eines Fenſters. Man kann ſich nicht darin umdrehen. Aber dadurch kommt das intime Geplauder erſt zu ſeiner rechten und unmittelbaren Wirkung. In einem großen Salon würde das Stück gar nicht verſtanden werden, es wäre einfach langweilig; in dieſer gemüthlichen Enge wirkt es allerliebſt.

Auch für den Schauſpieler iſt der enge Raum überaus förderlich.

Nichts iſt beſchwerlicher, als wenn der Schauſpieler gleich beim Auftreten, ehe er noch irgend etwas Beachtenswerthes hat ſagen können, ſo und ſoviel Schritte von der Thür zu machen hat, bis er die Perſon erreicht, mit der er ſprechen ſoll. Auf der Bühne iſt der erſte Eindruck immer der ſtärkſte. Das Merkmal, daß der Schauſpieler bei ſeinem Auftreten oder in der erſten Scene durch das Publicum bekommt, wird er gar nicht wieder los. Wenn man Benvenuto Cellini auftreten ließe und zeigte, wie er bei ſeinem erſten Auftreten an eine Vaſe ſtieße, die er umwürfe, ſo würde man nie und nimmer glauben, daß dieſer Mann mit kunſtgeſchickter Hand die feinſten Werke ſchaffen könne; er würde in den Augen des Publicums ein Tolpatſch bleiben. Es iſt daher ein Gebot der Regie, den Schauſpieler, wenn nicht eine ganz beſondere Abſicht vorliegt, ſo auftreten zu laſſen, daß es möglichſt unauffällig geſchieht, und daß man eben nur die Empfindung hat: es iſt Jemand da, und ſich erſt ſpäter das Urtheil über ihn bildet. Muß er gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen einen weiten Raum durchſchreiten, ſo wirkt er faſt immer affectirt oder pedantiſch oder ungelenk, kurzum er bekommt ſeine beſondere Marke. Die Franzoſen beachten das mit großer Aufmerkſamkeit und ſorgen dafür, daß der neu auftretende Schauſpieler niemals viel Schritte zu machen hat.

Liegt eine beſondere Abſicht vor, will man meinetwegen einen unangenehmen Menſchen einführen, der gleich unangenehm wirken ſoll, nun, ſo mag man ihn den langen Weg von der Thür bis zu der Perſon, die er aufſucht, zurücklegen laſſen. Dann ſieht das Publicum ſchon, daß es mit Jemand zu thun hat, dem man nicht recht trauen darf. Liegt aber keine beſondere Abſicht vor, dann iſt es immer rathſam, den Auftretenden möglichſt ſchnell und unmerklich in Contact mit den auf der Bühne befindlichen Perſonen zu bringen.

Ich erinnere mich einer meiſterhaften Charakteriſirung durch das Auftreten in der franzöſiſchen Aufführung der „Dame aux camélias“. Marguerite hat ſich in ihr Landhaus zurückgezogen. Ein Herr wird gemeldet. Sie erwartet den Mann, der ihre Pariſer Geſchäfte erledigt, und ſagt gleichgiltig: „Ich laſſe bitten.“ Das Mädchen geht ab. Es tritt eine kleine Pauſe ein. Marguerite geht langſam nach vorn links. Sie ſieht ſich um und wundert ſich, daß der Herr nicht kommt. Da geht die Thür auf. Der Vater ihres Geliebten tritt ein. Er bleibt an der Schwelle ſtehen.

Die ganze Breite der Bühne trennt die Beiden von einander. Auf der Schwelle nennt er ſeinen Namen. Marguerite fährt zuſammen. Nun tritt er durch eine Handbewegung Marguerites veranlaßt, das ganze Zimmer langſam durchſchreitend, an Marguerite heran. Da wußte Jedermann ganz genau: jetzt naht das Verhängniß.

Ganz ebenſo verhält es ſich mit dem Abgang der Schauſpieler. Es iſt faſt immer vom Uebel, wenn der Schauſpieler das letzte Wort auf der Bühne vom Ausgang entfernt ſpricht. Auf dem Wege bis zur Thür fühlt ſich bei der Alles übertreibenden und vergröbernden Eigenthümlichkeit der Bühne die Wirkung merklich ab. Das Publicum wartet noch; es glaubt, er werde am Ende doch noch etwas ſagen, und die überflüſſige Secunde verwirrt es. Das Spontane und Unmittelbare, das Eigenthümlichſte der Bühne, wird geſchädigt.

Auch hier muß natürlich bei beſonderen Fällen anders verfahren werden. Wenn Tartüff im vierten Acte, als er von Orgon aus dem Hauſe gejagt wird, ſich plötzlich aufrichtet, bis an die Rampe vortritt und den betroffenen und entſetzten Mitgliedern der Familie Orgon die fürchterlichen Drohungen in's Geſicht ſchleudert, wenn er dann den weiteſten Weg von dem einen Ende der Bühne bis zum andern ſtumm zurücklegt, mit erhobenem Haupte, und unter tiefſtem Schweigen die Thür zuſchlägt, ſo iſt das natürlich vollkommen gerechtfertigt, künſtleriſch richtig und überaus wirkſam. Im Allgemeinen aber iſt es immer gut, wenn für den Abgang möglichſt wenig Zeit beanſprucht wird, wenn alſo der Sprecher, nachdem er das letzte Wort geſagt hat, den Ausgang ſchnell und ungezwungen erreichen kann.

⁂

So wird alſo auf den vorbereitenden Proben das aufzuführende Stück in allen Einzelheiten und Kleinigkeiten zerſtückt, und jedes einzelne Stückchen des Stücks wird ſorgfältig ausgearbeitet. Der noch bühnenunkundige Autor, der zum erſten Mal der Einſtudirung ſeines Stückes beiwohnt, kommt denn auch von den erſten Proben in der denkbar katzenjämmerlichſten Stimmung nach Hauſe. Es macht auf ihn den Eindruck, als ob das Gefäß, das er gebildet hat, in tauſend Scherben zerſchlagen vor ihm läge, und er hält es für undenkbar, daß der Schaden wieder gut gemacht werden könne. Nun aber tritt der Regiſſeur bei dem weiteren Fortgange der Vorbereitungen an die allerſchwierigſte ſeiner Aufgaben heran: das für die Bearbeitung nothwendigerweiſe Getrennte wieder zu verbinden, aus den Stücken eine Einheitlichkeit herzuſtellen und ſie in richtigen Uebergängen ſtimmungsvoll abzutönen. Das iſt das wahre Enſemble.

(Schluß folgt.)

Bauerndichtung.

Von

Ola Hanſſon.

— Berlin-Friedrichshagen. —

Goldige, ſtille, kühle Morgenfrühe. Der kleine Dampfer, der zwiſchen Göteborg und Chriſtiania alle Küſtenorte anläuft, läßt die Ankerkette raſſelnd niedergehen und legt ſich zur Ruhe. Er iſt am Ziel. Vor mir liegt Chriſtiania, ein Häufchen Häuſer, eingeklemmt zwiſchen mächtigen, grünen, runden Fjeldwölbungen. Es iſt drei Uhr. Alle Paſſagiere ſchlafen in ihren Kojen; ich bin allein auf dem Hinterdeck und hungrig. Aber zu eſſen giebt's nichts, auch nichts zu trinken. Auch in Chriſtiania giebts nichts zu eſſen und zu trinken vor ſechs Uhr. Ich ſehe hinauf zu den mächtigen, runden, grünen Bergwölbungen, deren Grün mit jedem Augenblick ſaftiger und leuchtender wird; rothe Häuschen liegen darauf verſtreut, in dichten Maſſen, und wie in geſchloſſenen Colonnen rückt der Nadelwald zu den Gipfeln hinauf und poſtirt ſich da in langen welligen Kettenlinien. Ganz oben, über Chriſtiania, dämmert aus ſchwärzlichen Waldmaſſen etwas hervor, das letzte Gebäude vor den ewigen Waldungen, wo Niemand mehr wohnt. Ich ſchlage im Ingvar Nielſen, dem norwegiſchen Bädeker, nach. Ich finde den Namen, aber ich vergeſſe ihn im ſelben Augenblick, denn nun wird das Roth über den ſchwärzlichen Spitzenumriſſen der höchſten Baumwipfellinie tiefer und voller und blutähnlicher, mattrothe Lichter legen ſich über das ſtahlgraue, blanke Waſſer des Fjords, durch die Luft geht es wie eine verhaltener Athemzug, ein Schweigen, eine Stille, und dann eine kühle, reine Friſche, wie ein ruhiges Ausathmen — und auf einmal eine leuchtende, blendende, ſilberblanke, erhitzende Helle. Die Sonne iſt aufgegangen. Der wachthabende Matroſe toffelt ſchläfrig auf Holzſchuhen an mir vorüber, ſpuckt das Priemchen aus und ſagt: „'s wird 'n heißer Tag." „Und Chriſtiania iſt eine heiße Stadt," erwidere ich. „Der Herr kann ja da hinauf," und er wies mit der Hand nach dem letzten Gebäude, hoch über Chriſtiania, hinter dem die ewigen Waldungen anfangen. „Nach 'm Frognerſäter. Hier vom Schiff können wir dem Herrn 'n guten Wagen ſchaffen. 'n Doctorwagen. Er miethet ihn meiſt aus für Fremde!"

Eine halbe Stunde ging und eine ganze. Chriſtiania ſchlief weiter, und auf dem Schiff ſchlief auch noch Alles, mit der Zuthat, daß nun auch der Capitän zu Bette gegangen war. Nach einer weiteren halben Stunde kam der Wagen, eine zweiſpännige Kaleſche von den coloſſalſten Verhältniſſen. Ihr Geraſſel auf dem unebenen Steinpflaſter weckte einige Hafenlungerer, die auf den Bänken in der Sonne ſchliefen, aufſtanden und zwecklos und hungrig am Ufer herumzutrotten anfingen. — Durch winklige, holprige Straßen ging es vorbei am prächtigen Karl-Johann, der ſich hinabſenkt in einer unendlichen ſchrägen Linie vom Schloßberg zum Fjord, und über deſſen ſüdlich weißen Façaden und grünen Hainen die frühe Hitze ſchon zu brüten begann, durch das ſchlafende, langweilige Villenviertel der Homansby — und jetzt fing es an zu duften, ſtärker und ſtärker, berauſchend, bezwingend, ſo friſch und ſüß und mandelartig und eigen, wie nur die Wieſen des norwegiſchen Erdbodens duften, herb und betäubend zugleich, mit Salzluft und Höhenluft und Tannenduft und Nordlandluft in einer unauflöslichen Vereinigung. Und der Weg ſtieg und ſtieg, und als der Wagen auf St. Hans-Haugen hielt, da ſchwollen die grünen Bergrücken ringsum, ſoweit das Auge reichte, in unüberſchaulicher Breite an, als wäre der ruhige Wogengang des Meeres hier zu gigantiſchen Rundungen erſtarrt; und darunter dehnte ſich glitzernd in zahlloſen Zacken und Wieken und Fjorden einſchneidend und in eine endloſe Fläche verſchwimmend, das wirkliche Meer. Unter St. Hans-Haugen aber lag es wie ein Häufchen Geröll und Steine aus der Schürze einer Rieſin verſtreut, etwas Unweſentliches, Nichtsſagendes zwiſchen dieſen gebieteriſchen, mächtigen Naturformen; man ſah nur mit halbem Auge hin und dann darüber weg, wie über eine zweckloſe Zufälligkeit, daß es gerade Chriſtiania, die Hauptſtadt war, die da die mächtigen Linien einer großen und ſtolzen Natur mit ihren paar Kirchthurmſpitzen und Steinwürfeln zu unterbrechen verſuchte.

Und weiter ging es, und die Pferde ſchnauften, die Wieſen verſchwanden, und der Wald ſchloß ſich um Einen zuſammen, that ſich auf und ſchloß ſich wieder, ſaftig, üppig, ſumpfig, mit einer Vegetation wie die ſüdlicher Gegenden. Dann blieben die Edeltannen und das Laubholz zurück, die Kletterpflanzen verſchwanden, die lange, dürre, zähe Fichte kam heran. Der Wagen hielt vor dem Frognerſäter, die Pferde fraßen und tranken, der Kutſcher aß und trank, und ich aß und trank. Es gab da ein paar alterthümliche Blockhäuſer mit Sammlungen von Alterthümern, aber was ſoll man mit Alterthümern in Norwegen? Nicht die Kunſt der Vorzeit lockt hier und nicht die Cultur der Vorzeit, ſondern die Gegenwärtigkeit dieſer mächtigen Bergrundungen mit ihrer ſalzigen, harzigen See- und Höhenluftfriſche und ihren ſtarken, armen, einſiedleriſch lebenden Menſchen.

Der Fahrweg hörte auf, und die Fichten wurden niedriger und dürrer. Man ſteigt noch eine halbe Stunde, dann iſt man am Luginsland. Ein hohes Gerüſt iſt aufgebaut, und von deſſen oberſtem Stockwerk ſieht man Norwegen vor ſich liegen. Keine Schornſteine, keine Fabriken, keine Städte. Ein ſtarker, tiefblauer Luftſchleier über den Höhen, ein weißer Silberflor über dem Meer; und aus dem weißen Silber tauchen die blauen Höhen auf und die rothen Klippen; und aus dem blauen Schimmer wachſen ſie empor, Millionen und Millionen fein gezackter Spitzen, in unendlichen Colonnen, eine hinter der andern rücken ſie höher und höher empor, und in weiter, unabſehbar weiter Ferne ſchließen ſie gegen Norden hin in großen Wellenlinien den Horizont ab: die Wälder und der Reichthum Norwegens, ſeine blauſchwarzen, harzigen Fichten.

Und wenn man nach Oſten blickt, ſo ſieht man hinüber nach Schweden, und wenn man nach Weſten ſieht, ſo ſtehen die Höhenzüge von Hallingdal und Telemarken da, und alle Alpenerinnerungen und alle Alpenausblicke verſchwinden vor dieſer unendlichen Weite, und alle mitteleuropäiſchen Berglanderinnerungen kommen Einem freundlich, beinahe lieblich und etwas couliſſenhaft vor neben dieſer ruhigen, großen, unüberſchaulichen Monotonie. Hier pfeift keine Eiſenbahn, hier rennen keine Dampfſchiffe, hier verſchwinden die Touriſtenſtröme wie ein Tropfen im Meer. Ueberall, wohin man kommt, ſteht die Einſamkeit um Einen herum, ſteinern, wipfelrauſchend, gießbachſchäumend: Bergeinſamkeit, Waldeinſamkeit, Meereinſamkeit. Dies iſt das Land der Fiſcher und der Bauern.

Aber je weiter ich nach Norden hinauf und je mehr ich herumkam, zu Fuß und per Skyds, häufig allein, häufiger in Geſellſchaft mit Bauern, die eine Zeit lang dieſelbe Strecke hatten und ſich zu Führern erboten, auf Wegen, die mir eingeborene Norweger und Gewohnheitswanderer Abends beim Ziegenkäſe und gedörrten Lammfleiſch auf der Holzbank eines Säters in's Notizbuch zeichneten, halbe Tage lang durch ſteinige Einöden ziehend, wo das Quieken des Lemmings der einzige Laut und auf eine beſondere Art übereinandergelegte Felsſtückchen zwiſchen einem Chaos von Steingeröll die einzigen Wegmerken ſind, um dann ſpät Nachts in einem Säter von dem jungen Bauern und ſeinen Schweſtern, hohen, blonden, linienſchönen Geſtalten, mit adeliger, fernhaltender Würde empfangen und bewirthet (die Alten bleiben auch Sommers daheim auf ihren Höfen) und nach einem eingehenden und ſachkundigen Geſpräch über die Literatur und Politik des Landes discret ausgeholt zu werden: ob ich vielleicht auch „Verfaſſer" ſei? je mehr Einblick ich in das ſichere Selbſtbewußtſein und das gar nicht unmittheilſame Inſichſelbſtruhen dieſer Race unabhängiger und arbeitſamer freier Grundeigner gewann, deſto öfter und verwunderter fragte ich mich:

wie kommt es, daß den norwegiſchen Bauern Keiner ſchildert? Weil Ibſen Bourgeoisdispoſitionen, weil Björnſon Paſtorendispoſitionen, weil Garborg Bohêmedispoſitionen hat? weil alle berühmt gewordenen nordiſchen ſo gut wie anderen Dichter erſt durch das Bürgerthum durchfiltrirt werden, erſt bürgerlich ſehen und empfinden lernen mußten, ehe ſie berühmt wurden? Oder liegt es noch tiefer? Liegt es darin, daß das differenzirte Gehirn des Dichters und des modernen Dichters die primitiven Werkzeuge eingebüßt hat, womit das vegetative Leben, die Unaufgelöſtheit des Menſchen, ſich allein faſſen und feſthalten läßt? Liegt es daran, weil alle Dichtung Gehirndichtung, Anſtrengung geworden iſt, weil kein Dichter mehr den Ruhezuſtand des ungeahnten, ungewollten Empfangens und des halbſchlafenden Geſtaltens, die Halbwachheit, das Vitalität anhäufende Vegetiren des Landarbeiters mehr erlebt und kennt?

Einmal auf den Gedanken gekommen, fing ich an, mich umzuſehen — Bauerndichtung? ja, allerdings, von Bürgerlichen, aus bürgerlichen Geſichtspunkten, vorhanden! Deutſchland hat Auerbach und Jeremias Gotthelf — laſſen wir die Todten ruhen. Frankreich hat Zolas, dieſes ſolideſten aller literariſchen Geſchäftsmänner: „la terre“, Dänemark hat des Paſtorenſohnes Pontoppidan ausgezeichnete Schilderungen ſeiner Klein- und Großbauern, Schweden hat Almquiſt und Strinberg (die nordiſchen Bauernländer ſtellen eben das größte und beſte Contingent). Ja, die Bücher dieſer Männer enthalten, wo ſie am beſten ſind, Züge aus dem Bauernleben. Den Bauern enthält keins von ihnen; es iſt immer der Blick der einen Klaſſe auf die andere Klaſſe der Blick, der nur Einzelheiten wie durch einen Operngucker, der nur vergrößert oder gefärbt, nur durch Hilfsmittel ſieht. Die Stimmung, das Tempo des Bauernlebens war in keinem Buch, das ich geleſen.

Und ich reiſte weiter in Norwegen und lebte mich tiefer hinein in dieſe ſtrenge, ſchroffe, undienſtbare Natur mit ihren großen Einſamkeiten und ihren gehärteten Menſchen.

Einige Monate nach meiner Heimkunft kam ein Bücherpacken aus Bergen an mich an. Ich machte ihn auf — Dialekt, unbarmherziger norwegiſcher Dialekt mit ſeinen ſtarken Anklängen an's Schwediſche und Altisländiſche, wie er im Kampfe gegen die däniſch-norwegiſche Schriftſprache ſich dort jetzt Bahn bricht. Die Titel waren norwegiſche Bauernnamen: „Tengill Hovda“, „Hamna Tjonet“, der Autor hieß Jens Tvedt. Die Bücher blieben zwiſchen anderen lange ungeleſen liegen. Als ſie mir einmal wieder in die Hände geriethen, war es abermals Sommer geworden, ein ſchwüler Tag, an dem man zu keiner Anſtrengung aufgelegt war. Ich ſteckte ſie in die Taſche und ſchlenderte in den Wald. Die Sonne brannte auf dem märkiſchen Sande, und die langen dürren Fichten dufteten trocken und betäubend. Ich ſtreckte mich in ihrem kärglichen Schatten auf das Preißelbeerkraut aus.

gedachte ſeufzend der kühlen Buchenwälder meiner Heimat, zog Jens Tvedt hervor und fing an zu leſen.

Ich las und las — ohne Spannung, ohne Anſtrengung für Gedanken oder Empfindungen, las unter einem ſteigenden körperlichen Wohlgefühl, unter einem wachſenden ſeeliſchen Gleichgewicht, las, ohne zu merken, daß ich las, während das vegetative Behagen wuchs und ſich über mich ergoß wie ein warmes Bad. Etwas ging von dieſen Büchern aus, das die Seele klar und gelaſſen und voll ſchläfriger Ruhe machte, etwas, das einen unendlichen Fernblick um ſie herum ſtellte und das Individuelle und Perſönliche zu einer humoriſtiſchen Kleinheit zuſammendrückte — und auf einmal ſah ich vor mir die unendlichen Weiten des norwegiſchen Hochlands, die großen Einſamkeiten und Ausblicke der norwegiſchen Natur, in der die Menſchen ſich als etwas Kleines und Nebenſächliches fühlen und keine Gelegenheit finden, viel Weſens von ſich zu machen.

Als ich „Tengill Hovda und „Hamna Tjonet“ aus der Hand legte, ſagte ich zu mir: Das ſind die geſundeſten Bücher aus der Gegenwart, die mir vorgekommen.

Es ſind auch die einfachſten. Ihre ganze Eigenthümlichkeit und Vorzüglichkeit beruht in ihrer Einfachheit. Die einfachſten Vorgänge in der einfachſten Weiſe dargeſtellt und angeſchaut durch eine einfache Seele. Nichts Zuſammengeſetztes, Problematiſches, nichts Aufgebauſchtes, Verſchieftes; aber in jedem Zuge das Auge des geborenen, naiven Pſychologen, der ein ſo großer Humoriſt iſt, weil er Alles ſo gut verſteht.

Und dabei ſelbſtverſtändlich ſolch ein Gleichgewicht zwiſchen Körper und Seele, ſolch eine frohe Kraft der in ſich ſelbſt ruhenden Perſönlichkeit, ſolch ein überlegenes Verſtändniß für die Relativität aller Dinge und insbeſondere aller menſchlichen Dinge und ſoviel wirkliche Tiefe in dem Verſtändniß der Rolle, die das Vegetative im Menſchenleben ſpielt.

Ich wurde neugierig auf dieſen Schriftſteller. Ich ſchrieb nach mehreren von ſeinen Büchern und bat zugleich um biographiſche Einzelheiten.

Die Bücher kamen und ein dicker Brief dazu. Die Bücher waren originell und unterhaltend, der Brief war es noch mehr. Denn darin gab Jens Tvedt ſeine ausführliche Lebensgeſchichte, die Lebensgeſchichte eines norwegiſchen Bauern, der Dichter wurde, weil ſein Sinn ſo ſehr danach geſtanden hatte.

Jens Tvedt war aus einer gebildeten Familie. Sein Vater war alles wozu man einen „Häusler brauchen konnte: Diſtrictskaſſirer, Vergleichscommiſſär, Obervormund und vieles andere“. Außerdem war er, wie der Großvater, der eigentlich „Adelsmann zum Väterhof“ geweſen, ſich aber mit den Eltern nicht vertragen konnte, weil er während ſeiner Dienſtzeit ein Smaalensmädchen feſtgekriegt und auch geheirathet hatte, weshalb er auf den Väterhof verzichten mußte, Militär geweſen. Der Stammvater war um's Jahr 1600 aus Jütland eingewandert. Die Familie war alſo genügend mit fremdem Blut durchſetzt, um dem zum Dichter veranlagten Sohn den nöthigen Blick der Diſtance mitgeben zu können. Den hatte denn auch Jens frühzeitig, und er diſtancirte ihn zunächſt von dem, was der Bauer „arbeiten“ nennt, machte ihn dagegen hitzig, ſtreitſüchtig und lernluſtig. „Prügel gab's, wenn er ungehorſam war, und das kam oft vor.“

Die Luſt, Bücher zu machen, ſtellte ſich vor der Fähigkeit des Schreibens ein und wurde im Confirmationsalter ſo mächtig, daß Jens Buchbinder für die Baronie Roſendal in der Nachbarſchaft wurde. Dabei bekam er eine Maſſe Schönliteratur zu leſen.

Nach der Confirmation ging er in die Abendſchule bei einem kranken Bauernſtudenten, wo er eigentlich Rechnen, norwegiſch, d. h. däniſch und Geſchichte und daneben „auch gewiſſermaßen ein bischen Deutſch“ lernen ſollte, aber meiſt blieb's für Lehrer und Schüler beim Bücherleſen, wobei Björnſon einen großen Platz einnahm. „Verſe machte Jens auch, aber ungewöhnlich leere und inhaltsloſe“, die Märchen waren beſſer, denn die holte er aus dem Volksmund, mit den Erzählungen ging es aber garnicht; er mußte ſie immer wieder verbrennen.

Mit 17 Jahren kam er zum Amtsſchreiber auf's Comptoir und ſaß eine Zeit lang unter den Schreibern. Die Nächte vertrieb er ſich mit Kartenſpiel und Herumſtreifen, was ihn bei ſeinen Altersgenoſſen ſehr beliebt, bei den alten Leuten ſeines ſchwarz-pietiſtiſchen Heimatsdorfes aber äußerſt unbeliebt machte. Darauf errichtete der Baron Roſenkrans auf Roſendal eine höhere Volksſchule, die Jens Tvedt beſuchte, zugleich war er aber auch Krambude-Commis im „Handelsverein“, dem einer ſeiner Brüder vorſtand. „Das war eine luſtige Zeit, in der viel Schelmſtücke ausgeführt wurden“, die ſeinen Ruf nicht verbeſſerten.

Inzwiſchen aber wurde Jens doch ein ſo erwachſener Kerl, daß er an ſeine Zukunft denken mußte. Er begab ſich alſo auf's Seminar von Stods, wo er in Berückſichtigung der Zukunft ſich alsbald verlobte. Sie war die Tochter eines verſtorbenen Seminarlehrers, Jens aber dachte nicht daran, Lehrer zu werden, weshalb er auch nichts lernte, was ihn dazu anleiten konnte. Wurde er kein „Dichter, ſo mußte er eben einen Comptoirſtuhl reiten — aber Schulmeiſter, Gott bewahr Ein'n!“ Er ſchrieb Kleinigkeiten, am liebſten Verſe. „Und die Verſe fingen ein klein bischen an, mehr Sinn zu bekommen als früher, obgleich ſie noch ſchwach genug waren, weiß Gott.“ Außerdem ward er Begründer und Hauptredacteur einer handſchriftlichen Zeitung für Seminariſten.

Als er aus dem Seminar heraus war, hatte er nichts zu thun und vicarirte daher für einen Freund in einer Schule bei Bergen. Dort verkehrte er „mit Eiſenbahnarbeitern, Herumtreibern und Bergenſern“. Später unterrichtete er ſtellvertretend in einer Schule am Hardangerfjord; auf Dichten und Träumen aber verwandte er mehr Zeit, ſuchte nach Form und Stil, ſtudirte Volksleben und Literatur und was ſonſt dazu nutzen konnte.

Aber geheirathet ſollte auch werden — und darum ſuchte er den Lehrerpoſten in ſeinem Heimdorf. Die mächtigen Pietiſten hatte er gegen ſich: er war ein gefährlicher Kerl, er konnte die Kinder nicht zu Jeſus führen; die regulären Paſtoren hatte er auch gegen ſich, — aber gewählt wurde er doch. Mit der Schule ging es klein; am meiſten arbeitete er an „ſeiner eigenen Entwicklung und führte dabei vielleicht auch die Entwicklung im Dorf ein klein bischen vorwärts; aber weit war es nicht“.

Darauf wurde er des „Oeffentlichen“ überdrüſſig. Er zog nach Stavanger, wo er Lehrer an einer Privatſchule geworden war. Und da blieb er.

Unterdeſſen fingen „auf eigene Koſten“ Bücher von ihm zu erſcheinen an. Alsbald ſchrieb er nur noch im Volksdialekt. Er war lange mit ſeiner norwegiſch-däniſchen Schriftſprache unzufrieden geweſen, die „weder Fiſch noch Vogel“ war, ſollte er's zu „künſtleriſcher Form“ bringen, ſo mußte es durch „reines Norwegiſch“ ſein. „Jedes Jahr machte ich ein neues Buch, zugleich arbeitete ich an meiner Entwicklung. Aber die Zeiten waren ſchlecht; neben der Schule hatte ich noch den Aſſiſtentenpoſten an der Communebibliothek, ſodaß ich nur die eine oder andere Freiſtunde zum Schreiben hatte. Ganze Kraft habe ich nie an meine Bücher geſetzt“.

Dieſe halbe Kraft war ſein Glück. So, wie er in ſeiner Selbſtſchilderung vor uns ſteht, war Jens Tvedt nicht perfectibel genug, um ein ganz großer Künſtler zu werden. Seine intellectuelle Spannkraft ſteht nicht auf der Höhe ſeiner Intuition und productiven Geſtaltungskraft. Er „arbeitet an ſeiner Entwicklung“ wie ein ſtrebſamer Pedant, aber er ſieht wie ein Genie. Und daß er keine Zeit hatte, ſeine Geſchichten durch's Gehirn paſſiren zu laſſen, ſondern ſie den kürzeren Weg durch ſeine feinen, empfänglichen Sinne in die Schreibfinger machen ließ, das giebt ihnen das Halbaufgewachte, das vegetative Wohlgefühl, die ruhigen, geſunden Athemzüge, worin ſie einzig, ein Anfang, ſind.

„Meine ganze Entwicklung,“ ſchließt Jens Tvedt, ſelbſtbewußt wie ein echter Norweger, ſeine Selbſtbiographie, „habe ich auf eigene Hand geführt, niemals Andere um Rath oder Wegweiſung gefragt, oder Urtheile über meine Bücher eingeholt, ehe ſie heraus waren. Ich war zu blöde und — zu ſtolz dazu. Was ich wurde, wollte ich mit eigener Hilfe werden — und der Frau ihrer.“

Jens Tvedt's Bücher ſchildern recht vollſtändig die verſchiedenen Klaſſen der norwegiſchen Bauern. Aus einem der naturſchönen, heiteren Striche Norwegens, zwiſchen Bergen und Hardanger gebürtig, wo die Landſchaft abwechſelungsreich, der Menſchenſchlag aufrecht und lebensſtark iſt, wo wohlhabende Höfe in tiefen Thälern, auf offenen weiten Höhen, an einſamen Fjorden liegen, ſchildert er, was in der ganzen nordiſchen Literatur noch ungeſchildert iſt, die eigentliche feſte Baſis des Landes, den unzugänglichen, ſtolzen, behäbigen Hofbauern, den Adelsbauern, der Keinen, der nicht mit ihm aufgewachſen, in ſeine Häuslichkeit und ſeine Sitten hineinſchnüffeln läßt, deſſen Nachbarn und Verwandten, Knechte und Mägde und die kinderreiche Armuth der Strandbauern, aus der letztere hervorgegangen. Er ſchildert ihr Tagewerk und ihre Sonntage, Schulleben, Confirmationsunterricht, Einſegnung und die ſeeliſchen und phyſiſchen Vorgänge dabei. Er ſchildert die nächtlichen Beſuche der Burſche bei den Mädchen und die Brautwerbungen im Bett, die Hochzeiten und die in nächſter Zeitverbindung mit ihnen ſtehenden Kindtaufen, auch die unehelichen mit nachfolgender Hochzeit, wobei der Kindvater keine Rolle ſpielt. Er ſchildert complette Lebensläufe, wie die Geſchicke ganzer Familien, und bei Allem, was er ſchildert, wird es Sommer und Winter, Regen und Sonnenſchein mit allen dahingehörigen Conjuncturen, wird gegeſſen, getrunken, aufgewaſchen, ſchlafen gegangen, aufgeſtanden, geſät, geerntet, gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet in Unermüdlichkeit und vegetativem Halbſchlaf, wird gegrübelt und verlangt und erreicht, — aber geſprochen wird nicht mehr als das höchſt Nöthige.

Jens Tvedts Bücher ſind, ich erwähnte es ſchon, wie ein Menſch, der aus dem Schlummer aufwacht und noch nicht ganz wach iſt; alle weſentlichen Vorgänge gehen halb unter der Bewußtſeinsſchwelle vor, alle hauptſächlichen Ereigniſſe des Lebens vollziehen ſich, ohne daß der Betreffende recht weiß, wie oder warum. Da iſt z. B. die Erzählung: „Hanna-Tjonet“, was ſoviel heißt, wie: das Hanna-(Haſen-)Anweſen. Die Hanna-Leute ſind eine kinderreiche, hungrige Fiſcherfamilie, die ihren Stolz hat. Die älteſte Tochter, Brita, dient bei den reichen Knuta-Leuten, ein ſtarkes, dickes Mädchen, rund von Geſicht und ſchwer von Körper. Sie iſt in einer ſtetigen Verlegenheit, ſpricht Einer zu ihr, wird ſie roth, ſieht ein Mannsbild ſie an, läuft ſie davon, man ſieht ſie daher meiſt laufend, und wenn die andere Magd ſie neckt, daß Einer wohl den Weg zu ihrer Kammer fände, antwortet ſie ſchnippiſch: ſie hätte gelbe Butter wohl ſchon früher geſehn und doch nicht davon geſchmeckt.

Aber eines Tages kommt der Schreiner-Ola auf den Hof und bleibt da lange, denn die Knuta-Leute laſſen ſich ein neues Wohnhaus bauen. Der Schreiner-Ola kriegt ſie gleich feſt und will ſie küſſen und ſingt immer Liebeslieder, wenn ſie vorbeigeht, ſo daß ſie ſich gar nicht zu laſſen weiß. Und eines Tages ſchmeckt Brita die gelbe Butter, die ſie ſich vermeſſen, nie anzurühren. Und das thut ſo wohl, und Brita läßt ſich von ſeinen Bartſtoppeln ſtechen und giebt Alles aus einem guten Herzen und denkt, er thut es ebenſo.

Aber eines Tages, mitten in der Ernte, wo alle Menſchen daheim vollauf zu thun haben, kommt ein Boot angefahren, und darin ſitzen der alte Torſtein und ſeine Tochter, und wie der Ola das Boot kommen ſieht, geht er gleich weg vom Bau. Aber der Torſtein ſucht ihn, und der Ola muß mit ihm hinab zum Boot; da ſprechen ſie lange zuſammen, während das Mädchen weint, darauf giebt Torſtein dem Ola eine hinter die Ohren, und

Ola dem Torſtein eine vor die Bruſt, das Mädchen wirft ſich dazwiſchen, und darauf beruhigen ſie ſich wieder. Aber am Abend kommt Ola diesmal nicht zu Brita an den Elf, ſondern er leiht das Boot vom Wirth und rudert über die Bucht, und am andern Sonntag iſt Aufgebot, und ein paar Wochen ſpäter hält Ola Hochzeit mit Torſteins Tochter, und wieder ein paar Wochen ſpäter halten ſie auch gleich Kindtaufe. Und wieder ein paar Wochen ſpäter wird Brita vom Hof geſchickt, denn es iſt nur eine Zeitfrage, wann Brita Kindtaufe haben wird. Daheim bei ihren armen Eltern und ſieben unbändigen Geſchwiſtern hat Brita es gar nicht gut, aber im Grunde nehmen ſie und die Alten und alle anderen Leute das Alles doch als Selbſtverſtändliches; und als das Kind erſt da iſt, arbeitet Brita auf den Nachbarhöfen auf Tagelohn, und Sonntags geht ſie zu ihrer Zerſtreuung auf die Betverſammlungen, wodurch ſie ſich viele Sympathien erwirbt und wo ſie immer Anders trifft, der früher ſchon ein gutes Aug auf ſie gehabt und auch zu den Betleuten gehört. Und unter freundlicher Nachhilfe ihrer früheren Brotmutter und anderer guter Menſchen kommt Anders, der nur Knecht war, zu einem eigenen Haus und geht auf Freiersfüßen; nur Brita allein kann ſich nicht denken, wen er meint. Eines Tages aber regnen ſie zuſammen in einer Scheuer ein, und es regnet lange und gründlich und wird immer dunkler. Und ſchließlich regt ſich Anders, der lange ſtill geſeſſen und rührt dabei an Brita. Und wieder nach einer Weile legt er den Arm um ihren Leib, und ſie merkt, wie ſeine Fauſt zittert.

Da vergißt Brita alle heiligen Gedanken und iſt blos froh und bang: „Wenn er ſie nur nicht auch anführt?“ — Aber der Einfall war ſo raſch vorbei, wie er gekommen.

„Brita,“ ſagt er, und auch ſeine Stimme zittert, und auf einmal preßt er ſie an ſich.

„Gott verzeih mir armer Sünderin — aber ich hab Dich ſo gern!“ antwortet Brita, ſchlug die Arme um ſeinen Hals und wußte von nichts mehr. —

Oder eine andere Geſchichte; ſie heißt „Vanheppa“ (Mißgeſchick).

Der Bauer Per Doſſ hat den Hof und hat ihn doch nicht, denn Mutter Durdei regiert ihn. Per möchte gern Manches verbeſſern, ſowohl die Wirthſchaft wie ſich ſelbſt, aber er darf nicht, denn Mutter Durdei und Schweſter Jli (die außerdem verwachſen iſt) ſind zwei Drachen, die ſtreng darauf halten, daß nichts anders wird, ehe Jli verheirathet iſt. Daran arbeiten Mutter Durdei und Jli fleißig, obgleich ſie ſonſt in Allem uneinig ſind. Schließlich ſind ſie ſoweit, daß eine andere regierende Mutter ihre altgewordene Tochter an Per abſetzen will, und dafür ſoll Jli an den Sohn abgeſetzt werden. Aber der Sohn will Jli nicht, und Per will die Tochter nicht. Und ſo bleibt Alles, ſammt täglichem Unfrieden im Hauſe, wie früher. Aber eins ändert ſich. Es kommt eine neue Magd, Sanna, und ſie bleibt jahraus jahrein, trotz Mutter Durdeis und Jlis Biſſigkeiten. Denn Sanna und Per haben ein gutes Auge auf einander. Per hat aber bei Mutter Turdei Geduld gelernt, und darum wartet er darauf, daß ſie erſt ſterben ſoll. Und Jahr vergeht auf Jahr, und Mutter Turdei lebt immer weiter. Auch Sanna wartet lange und geduldig, aber eines Tages ergreift ſie doch die Initiative — und da führt ſich Per altjüngferlich auf. Schließlich ſtirbt die Mutter, und nun läßt Per bedeutungsvoll das große elterliche Ehebett in die beſte Stube bringen. Aus Raſerei über dieſe ſymboliſche Handlung erhängt ſich Ili. Das Haus iſt nun ganz rein, und Per iſt ganz frei, und nun ſoll die Freierei losgehen. Aber wie er ſo vorſichtig bei Sanna anklopft, bekommt er zur Antwort, daß ihre Brüder ihr aus Amerika ein Billet geſchickt hätten, und nun müſſe ſie reiſen.

„Das Billet könne ſie wohl wieder loswerden," meinte Per, „denn — er hätte die Abſicht, ſie zu fragen, ob ſie nicht Frau auf dem Hof werden wolle?"

Aber Sanna antwortet gekränkt: damit ſei's jetzt zu ſpät, denn nun müßte ſie reiſen; er ſolle ſich doch an die Andere halten, die ſeine Mutter ihm ausgeſucht — ehe es auch dort zu ſpät wäre. — Und Sanna reiſte.

Und Per war's zu leer im großen Ehebett, er verſchwand ganz darin. Da ließ er ſich einen großen Eſchenklotz hineinbringen und legte ihn in's Bett an die Wand. Der füllte es gut. „Und nun hab' ich auch 'n Bettgenoß," ſagte Per.

So ſind alle Geſchichten Jens Tvedts. Kleine Ausſchnitte aus dem Leben, ſo tief, weil ſie ſo wirklich angeſchautes Leben ſind. Alles wird direct beim Namen genannt, aber decent ſind ſie trotzdem, denn der Bauer will das nicht beſchrieben leſen, was er ganz gut aus Erfahrung kennt. Und es ſind die Bauern, die Jens Tvedt leſen. Dieſelben Bauern, die jetzt die Union mit Schweden zerreißen wollen und in Norwegens äußerer und innerer Politik mit rathen und thaten, ein von uraltersher freier Bauernſtand, aufrecht, ſelbſtbewußt, arbeitſam an einer eigenen Cultur. Jens Tvedt iſt in der europäiſchen Literatur der erſte Bauerndichter aus erſter Hand. Und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er Nachfolge haben wird, ſo wenig es unwahrſcheinlich iſt, daß die drei nordiſchen Länder in immer ſtrengerem Sinne Bauernländer werden.

Ob er aber Nachfolger haben wird in jenen pſychologiſchen Feinheiten, auf die ich hier gar nicht eingehen konnte? Seine Bücher ſind voller unbeabſichtigter Leckerbiſſen, ſeine Frauenpſychologie vor Allem iſt voll intuitiver Erkenntniſſe. Sie iſt grundlegend, denn es iſt nicht blos die Bäuerin — eine Geſellſchaftsſchicht — die er ſchildert, ſondern es iſt das Weib, das, was tiefer als alle ſocialen Bedingtheiten liegt. Vorläufer hat er auf dieſem Gebiet wenige gehabt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

von einer Fernwirkung des elektriſchen Stromes die Rede ſein. Es wurde nun die Nährflüſſigkeit in ein kleines, ſteriliſirtes Becherglas gebracht, das einen Glasdeckel trug, an dem kleine, an Platindraht aufgehängte Platinplättchen hingen, die die Elektroden, die beiden Pole, darſtellten. Der ſo eingerichtete kleine Apparat war mit einer elektriſchen Batterie in Verbindung geſetzt. Vor, ſowie nach der Einwirkung des Stromes wurden jeweilig drei Platinöſen voll von der Aufſchwemmung entnommen und auf Gelatineplatten ausgeſäet. Zunächſt war der Widerſtand, der ſich dem Strom entgegenſetzte, nach der Beſchaffenheit der benutzten Nährſubſtrate verſchieden. Bei Verwendung von ſteriliſirtem Waſſer und voller Ausnutzung von 25 Elementen konnte man nur eine Stromſtärke von 4 Milli-Ampère erreichen, bei phyſiologiſcher Kochſalzlöſung, Bouillon und Gelatine geſtalteten ſich die Verhältniſſe viel günſtiger, indem man, namentlich bei Bouillon, bis auf 250 Milli-Ampère ſteigen konnte. Man verſteht unter einem Milli-Ampère den tauſendſten Theil einer Stromſtärke-Einheit. Die Einwirkungsdauer wechſelte zwiſchen 6 und 120 Minuten. Die erſten Verſuche wurden mit dem Heubacillus angeſtellt. Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurde die Beweglichkeit der Heubacillen in hängenden Tropfen geprüft und wurden dann Gelatineplatten gegoſſen. Auch das Nährſubſtrat wurde vorher und nachher einer Prüfung unterworfen und zeigte ſich, je nachdem man das Material nach der Stromwirkung aus der Gegend des poſitiven oder negativen Pols entnahm, ſauer, beziehentlich alkaliſch. Um ein Vergleichsobject zur Beurtheilung der Beeinfluſſung durch den Strom zu haben, legte man noch Controlculturen von Heubacillen an, die nicht der elektriſchen Einwirkung ausgeſetzt wurden. Das Ergebniß war das, daß, wenn es auch ſchien, als ob das Wachsthum der Heubacillen auf den nach der Stromeinwirkung gefertigten Platten ein langſameres war als auf den Controlplatten, dennoch ein weſentlicher Unterſchied nicht feſtgeſetzt werden konnte. Indeß erſah man aus der Beobachtung im hängenden Tropfen dennoch inſofern eine Veränderung, als die ſich zuvor ſehr lebhaft bewegenden Bacterien ſich nach der Einwirkung des Stromes, beſonders wenn er eine hohe Intenſität beſaß, ganz bewegungslos oder wenigſtens ſehr träge in ihrem Bewegungsvermögen zeigten. Erſt nach einigen Stunden kehrte allmählich die urſprüngliche Beweglichkeit zurück und hatten ſich die Mikroorganismen von der elektriſchen Erſchütterung erholt.

Die nächſte Verſuchsweiſe galt dem Staphyloconus pyogenes aureus, dem kleinen goldgelben Traubencoccus und dem Milzbrandbacillus. Bei beiden war trotz der Benutzung ſtärkſter Ströme und mehrſtündiger Anwendung eine Abnahme des Wachsthums oder irgend eine Entwickelungsſtörung nicht zu bemerken.

Eine intereſſante Ergänzung haben dieſe Unterſuchungen durch die Beobachtungen gefunden, die M. Verworn an niedrigſten Lebeweſen anderer Art, den ſogenannten Protiſten machte. Die Protiſten beſtehen bekanntlich in ihrer einfachſten Form als Amöben aus einem mikroſkopiſch kleinen, formloſen, beweglichen Klümpchen eines eiweißartigen Schleims, von dem nach Belieben an allen Punkten der Oberfläche fingerartige Fortſätze oder feine Fäden, die Pſeudopodien oder Scheinfüße ausgeſandt werden können. Die Amöben antworteten nun auf ſchwache elektriſche Reizungen dadurch, daß ihre Fortbewegung auf kurze Zeit ſtockte und erſt nach einer Pauſe in normaler Weiſe aufgenommen wurde. Waren die Inductionsſchläge ſtärker, ſo kam es zur Annahme der Kugelgeſtalt mit Unterbrechung aller anderen Bewegungen, bis nach einiger Zeit die Scheinfüße wieder gebildet wurden. Bei ganz ſtarken Inductionsſchlägen aber fand ebenfalls die Kugelbildung ſtatt, jedoch zerplatzte die Kugel, und es trat ein wurſtförmiges Gerinnſel hervor.

Der genannte Forſcher ſtellte ſeine Experimente direct unter dem Mikroſkop an, indem er zwei poröſe Thonleiſten auf dem Objectträger feſtklebte und ihre Enden durch einen Kittſtreifen verband, ſo daß ein vierſeitiges Käſtchen entſtand, das die Flüſſigkeit mit dem Unterſuchungsobject aufnehmen konnte. Durch zwei Pinſelelektroden wurde den Thonleiſten der Strom zugeführt. Hierbei ergab ſich denn, daß der galvaniſche Strom auf die Protiſten, es waren in dieſem Fall Paramäcien, eine richtende Wirkung ausübte. Wurde nämlich in der beſchriebenen Form ein Tropfen Waſſer, das Paramäcien in möglichſt großer Individuen-Anzahl enthielt, zwiſchen die Elektroden gebracht und der Strom durch einen zwiſchen die Kette und das Object eingeſchalteten Queckſilberſchlüſſel geſchloſſen, ſo ſah man ſchon mit bloßem Auge im Augenblick der Schließung ſämmtliche Paramäcien den poſitiven Pol, die Anode, verlaſſen und als dichter Schwarm auf die Kathode, den negativen Pol, zueilen, wo ſie ſich in großen Maſſen anſammelten. Hier blieben ſie während der ganzen Dauer des Stromes. Wird der Strom geöffnet, ſo tritt die Umkehrung ein, der ganze Schwarm verläßt wieder die Kathode und ſchwimmt nach der Richtung der Anode hinüber. Hierbei findet aber keine vollkommene Anſammlung an der Anode ſtatt, ſondern ein Theil der Protiſten bleibt gleichmäßig im Tropfen zerſtreut. Anfänglich nähert er ſich nicht der Kathode, ſondern thut dies erſt allmählich, einige Zeit nach der Stromſchließung. Zuletzt ſind wieder alle Protiſten gleichmäßig im Tropfen vertheilt.

Um den Verſuch vor dem Einwurf zu ſichern, die Protiſten richteten und ſammelten ſich nicht ſelbſt an, ſondern wurden nur mit dem Strom der Flüſſigkeit, in der ſie ſich befinden, fortgetragen, ätheriſirte Verworn ſeine Unterſuchungsobjecte, ſo daß ihre Wimperbewegung vollſtändig aufgehoben wurde. Der Erfolg war der gehoffte, in dieſem Zuſtand fand nicht die geringſte Bewegung nach einem Pole hin ſtatt. Die Protiſten werden alſo nicht von der Waſſerſtrömung mit fortgeriſſen, was ja auch bei der Betäubung hätte eintreten müſſen, ſondern ſie bewegen ſich ſelbſtſtändig in der angegebenen Weiſe.

Dieſelbe Thatſache wird auch durch die mikroſkopiſche Betrachtung beſtätigt. Hierbei bemerkt man, daß im Augenblick der Schließung des

Stromes plötzlich alle Paramäcien ihr vorderes Ende der Kathode zuwenden und nun dieſe Richtung ihrer Körperachſe beibehalten mit nur unbedeutenden Schwankungen nach ſeitwärts, die ſich aus der Art des Schwimmens dieſer Protiſten erklären. Sie bewegen ſich nämlich in der Weiſe, daß ſie beim Vorwärtsſchwimmen ihren vorderen Körper immer abwechſelnd etwas nach rechts und dann wieder nach links von der geraden Richtung abwenden, wodurch eine wellenförmig um die gerade Richtung verlaufende Bahn zu Stande kommt. Sind die Paramäcien an einem Pole angelangt, ſo ſchwimmen ſie gegen die betreffende Elektrode an, tummeln ſich in der dichteſten Nähe der Elektrode umher, ſchwimmen wieder an und ſo fort wodurch ein lebhaftes Durcheinanderwimmeln entſteht.

Bei einem anderen Experiment benutzte Verworn zwei bewegliche Spitzenelektroden, die er verſchieden in den beobachteten Waſſertropfen einſtellte. Indem er nun beſtändig die Einſtellung wechſelte, hatte er die Bewegung der Paramäcien vollſtändig in der Hand und konnte ſie nach Schließung des conſtanten Stromes hindirigiren, wohin er wollte, da ſie immer dem negativen Pole folgten. In wenigen Sekunden hatten ſich alle um einen Punkt verſammelt. Die betreffende Elektrode wirkte alſo gleichſam wie eine Falle. Dieſe Beeinfluſſung äußert ſich aber nicht nur in einem kleinen Tropfen, ſondern ſie zeigt ſich noch in voller Geltung an den Rändern einer Waſſermaſſe von über 10 Cubikcentimeter Inhalt. Bei dieſer Sachlage vermag man alſo die zerſtreuten Protiſten einer größeren Flüſſigkeitsmenge zu ſammeln und ſie aus ihr zu entfernen.

Um Vieles aber noch wichtiger war die Beobachtung, die der genannte Gelehrte machte, als er bei ſeinen Verſuchen Kupferelektrode benutzte. Hier zeigte ſich nämlich die auffällige Erſcheinung, daß ſich um jede Elektrode ein ſich immer weiter verbreitender Hof von Zerſetzungsprodukten bildete, der auf die Protiſten giftig einwirkte. Wenn man nämlich die Paramäcien in einen Tropfen ſetzt, durch den man mit Kupferelektroden vorher den Strom längere Zeit hatte gehen laſſen, ſo kehren ſie, wenn ſie an die Sphäre der Zerſetzungsproducte gekommen ſind, um. Sobald aber die Zerſetzungsſtoffe ſich mehr im Tropfen vertheilen, ſterben die Infuſorien unter ſtarker Achſendrehung. Daſſelbe tritt ein, wenn man den Strom aus Kupferelektroden gleich durch einen Tropfen mit Paramäcien ſchickt. Dabei zeigt ſich, daß die Protiſten trotz der giftigen Stoffe in gewöhnlicher Weiſe zu der Kathode hinüberſchwimmen, wo ſie dann ihren ſicheren Tod finden. Sobald ſie in den Wirkungskreis der giftigen Zerſetzungsproducte kommen, tritt beſchleunigte Achſendrehung ein, bis der Protiſt ſeine Bewegungen allmählich ganz einſtellt und todt auf der Stelle, meiſt noch vor dem Ziele, liegen bleibt. Die Protiſten ſtürzen ſich förmlich in ihr Verderben, denn man ſieht ſie ohne Zögern in die giftige Sphäre eindringen. Nach kurzer Zeit der Einwirkung des Stromes liegen alle Paramäcien aus dem ganzen Tropfen todt um die Kathode herum.

Wir erkennen alſo hier den elektriſchen Strom als die Urſache vom Abſterben von Mikroorganismen, denn mögen dieſe auch eigentlich durch die Zerſetzungsproducte zu Grunde gehen, ſo werden eben jene Producte doch erſt durch die Einwirkung der Elektricität geſchaffen.

Zu welch' hervorragender Bedeutung dieſe Eigenſchaft des elektriſchen Stromes werden kann, werden wir ſogleich einſehen. Wir haben gehört, daß die Experimente mit dem Heubacillus und dem Milzbrandbacillus, die durch Fernwirkung ein Wachsthumshemmniß herſtellen wollten, erfolglos blieben. Allein damit beruhigte man ſich nicht, ſondern man bemühte ſich nun, feſtzuſtellen, ob nicht eine Nachwirkung durch unmittelbare Berührung der Elektrode mit den Bacillen erzielt werden könne. Zu dieſem Zweck übergoſſen Prochnownik und Späth die Platinelektroden mit Agar-Agar und ließen den Nährboden erſtarren. Darauf impften ſie ihm die Mikroben ein. Am anderen Tage wurden die Elektroden, auf denen inzwiſchen unter Anwendung der Bruttemperatur ein runder Bacterienherd gewachſen war, in einer Verſuchsbüchſe an Platindrähten aufgehängt und dem Strome ausgeſetzt. Als flüſſigen Beſtandtheil benutzte man ſteriliſirte phyſiologiſche Kochſalzlöſung, weil man dadurch den Verhältniſſen im thieriſchen Organismus am nächſten zu kommen glaubte.

Vor und nach der Einwirkung des Stromes wurden Culturproben auf Agar- und Gelatineröhrchen verpflanzt. Zu den erſten Experimenten verwandte man den raſch wachſenden goldgelben Traubencoccus. Gleich bei ihm zeigte ſich ein auffälliger Unterſchied zwiſchen Proben, die der Einwirkung des poſitiven Poles unterworfen geweſen waren, und denjenigen, auf die der negative Pol ſeinen Einfluß ausgeübt hatte. Während nämlich die letzteren im Vergleich zu den Controlculturen nur eine geringe Abnahme der Wachsthumsenergie zeigten, blieben die vom poſitiven Pol ſtammenden Röhrchen vollſtändig ohne jede Spur von Mikroben, ſelbſt wenn ſolche in großer Menge verimpft worden waren und auf Agarplatten tage- und wochenlang der Bruttemperatur ausgeſetzt wurden. Von Einfluß war die Stromſtärke und die Einwirkungsdauer. Ströme von 60 Milli-Ampère waren bei viertelſtündiger Einwirkung noch im Stande, eine Reincultur des goldgelben Traubencoccus zu vernichten, während 50 Milli-Ampère dies nicht mehr vermochten. Trotzdem konnte auch bei letzteren eine beträchtliche Verminderung der Lebenskraft der Mikrococcen inſofern feſtgeſtellt werden, als auf den vom poſitiven Pol entnommenen Culturen erſt nach drei Tagen vereinzelte Colonien auftauchten, während die Controlcultur ſchon nach 24 Stunden einen weitausgedehnten dichten Pilzraſen darbot. Bei einer Intenſität von 15—25 Milli-Ampère ließ ſich keinerlei Beeinfluſſung erkennen. Mitunter wurde die poſitive Elektrode noch längere Zeit aufbewahrt, ohne daß auf ihr, wenn vorher Ströme von mindeſtens 60 Milli-Ampère angewendet wurden, irgend welche Mikroben erſchienen. Zudem wurden nach einigen Tagen abermals Culturen von ihr angelegt, aber auch ſie blieben von jeder Pilzſpur frei.

Eine andere Verſuchsweiſe wurde mit dem Eiterkettencoccus angeſtellt. Der Erfolg war derſelbe wie im erſten Fall, denn ſchon ſchwache Ströme richteten ihn bei viertelſtündiger Einwirkung zu Grunde.

In ähnlicher Weiſe experimentirte man mit dem heftig anſteckenden und ſtark ſporentreibenden Milzbrandbacillus, den man als einen der widerſtandfähigſten Mikroben betrachten muß. Bei ihm mußten weit höhere Stromſtärken in Anwendung kommen, um die Bacillen mit den Sporen zu tödten. Eine Viertelſtunde genügte nicht, ſchwächere Ströme hemmten nur das Wachsthum, ohne es völlig aufheben zu können, dagegen erwies ſich ein Strom mit einer Intenſität von 200—230 Milli-Ampère bei einer Zeitdauer von ½—1 Stunde als höchſt wirkungsvoll, ſo daß die Bacillen zum Abſterben gebracht wurden.

Wie die deutſchen Aerzte, ſo haben auch die Franzoſen Apoſtoli und Laquerrière an Unterſuchungen über den Einfluß der Elektricität auf den Milzbrandbacillus gearbeitet, die außerdem noch Vorkehrungen trafen, durch die ſie die bei der Elektrolyſe entſtehende Wärmewirkung ausſchalteten. Hierdurch ergiebt es ſich, daß nicht etwa die Wärme, ſondern der elektriſche Strom als ſolcher der die Pilzkeime zerſtörende Factor iſt. Das Ergebniß ihrer Arbeit faßten ſie dahin zuſammen, daß ein Strom von 100 Milli-Ampère und darunter trotz einer Anwendung von 30 Minuten nicht die Anſteckungsfähigkeit aufhebt, ſondern es kommt nur zu einer Abſchwächung, die mit der Intenſität des Stromes ſteigt. Wurden mit ſo behandelten Milzbrandbacillen Meerſchweinchen als Controlthiere geimpft, ſo ſterben ſie nur ein bis zwei Tage ſpäter, als der gewöhnliche Verlauf der Krankheit währte. Ein Strom von 200—250 Milli-Ampère, 5 Minuten lang angewendet, vernichtete nicht immer und ſicher die Anſteckungsfähigkeit. Einige Meerſchweinchen ſtarben noch, aber längere Zeit nach den Controlthieren, die mit einer Cultur geimpft wurden, die der Wirkung des elektriſchen Stromes nicht ausgeſetzt worden war. Dagegen vernichtete ein Strom von 300 Milli-Ampère und mehr während fünf Minuten ſtets die Milzbrandbacillen. Uebertrug man dieſe Culturen auf Nährboden, ſo erſchienen niemals auf ihnen Milzbrandbacillen. Ebenſo blieb die Impfung auf Meerſchweinchen ohne Wirkung.

Die Unterſuchungen ergaben demnach eine örtliche, antiſeptiſche Wirkung der Elektricität, und zwar iſt es der poſitive Pol, der unmittelbar mikrococcentödtend zu nennen iſt. Das Reſultat iſt für eine Reihe von Krankheiten von einer nicht zu unterſchätzenden Bedeutung. Ueberall da, wo die Anwendung von anderen antiſeptiſchen Mitteln, die die Entwickelung der Krankheitskeime verhindern, unmöglich und mit einer Gefahr für den Kranken verbunden iſt, wird man jetzt in der Elektricität ein Mittel in der Hand haben, das einen ſicheren Erfolg ohne ſchädliche Nebenwirkungen verbürgt.

Es iſt jetzt nur noch die Frage zu beantworten, auf welche Urſachen die antiſeptiſche Kraft der Elektricität zurückzuführen iſt. Es lag von Anfang an nahe, die Erklärung der Anodenwirkung in der Zerſetzung der bei den Verſuchen benutzten phyſiologiſchen Kochſalzlöſung zu ſuchen. Denn da am poſitiven Pol freies Chlor ausgeſchieden wird, das ſich in dem Experimentirglas ſtets durch den Geruch bemerkbar macht, ſo darf man wohl annehmen, daß dieſem ſehr energiſchen Antiſepticum, das bei ſeiner Entſtehung ſicherlich noch viel kräftiger wirkt, die Urſache für das Erlöſchen der Lebensfähigkeit der an der Anode angebrachten Cultur zuzuſchreiben iſt. Daß in der That auch freies Chlor bei Anwendung am menſchlichen Körper abgeſpalten wird, beweiſt ein hellgrüner Ueberzug, der die Kupferelektroden umkleidet und deſſen Hauptbeſtandtheil bei der chemiſchen Analyſe und bei der Flammenprobe ſich als Chlorkupfer herausſtellte. Auf der anderen Seite iſt dem in Waſſer, alſo auch in den Gewebsſäften des menſchlichen Organismus löslichen Kupferchlorid eine gewiſſe antiſeptiſche Kraft nicht abzuſprechen, da es ſich zeigte, daß geringe Mengen von dieſem Salz Agar und Gelatine für die Entwickelung von Mikroorganismen unempfänglich machten.

In die Reihe von Mitteln, die gegen die Lebenskraft der Mikroben ankämpfen, reiht ſich die Elektricität als werthvolles Glied ein. Zwar wird auch ſie nicht im Stande ſein, in jedem Fall ihre antiſeptiſche Wirkung auszuüben, ſondern ihre Anwendung wird vorausſichtlich nur auf beſtimmte Krankheitsformen beſchränkt bleiben, aber auch hierdurch iſt ſchon genug gewonnen, denn je mehr die Zahl der Gegenmittel anwächſt, deſto ſicherer kann der Arzt für den beabſichtigten Zweck die Auswahl treffen oder durch den vereinten Gebrauch mehrerer Hilfsmittel deſto nachdrücklicher auf die Heilung hinarbeiten.

Die Stimme Allahs.

Eine türkiſche Erzählung

von

Rudolf Lindau.

— Konſtantinopel. —

In einem kleinen Dorfe in Anatolien lebte auf ſeinem Hofe, ohne Weib und Kind, ein braver Bauersmann, Namens Abdullah, der ſich im Schweiße ſeines Angeſichts recht und ſchlecht durchſchlug, dabei aber immer mit einigem Bedauern daran dachte, wie traurig es doch ſei, daß er ſich jahraus, jahrein von früh bis ſpät abzuarbeiten habe, nur um immer für die allernächſte Zeit genug zum Leben zu gewinnen. Er hätte ſo gern ein ruhiges, würdiges Daſein geführt; — aber dazu gehörte Geld, — und er beſaß nichts als das geringfügige Erbe ſeiner Väter: eine elende Hütte auf einem kleinen Hofe, einen Eſel, eine Kuh, einige Gänſe, Hühner und Enten und ein Stückchen ſchlechten Bodens; das, wenn er es gut düngte, pflügte und beſäte und wenn die Ernte nicht durch Hagel, Regen oder Sturm vernichtet wurde, gerade ſo viel einbrachte, daß er mit dem Erträgniß deſſelben ſeine Bedürfniſſe, die wirklich recht beſcheiden waren, armſelig befriedigen konnte. Gab es aber eine Mißernte, ſo war das für ihn ein Hungerjahr, und es war dann ſchon einige Male ſo weit gekommen, daß er ſeine Kräfte verdingen, für fremde Leute hatte arbeiten müſſen, um nicht elendiglich zu Grunde zu gehen. — Das war ſehr hart und ſehr traurig.

Eines Abends, als Abdullah nach eines heißen Tages Mühen vor ſeiner Thüre ſaß und ſein Leben ihm wieder einmal aufs Äußerſte bejammernswerth erſchien, trat ein alter Bettler auf ihn zu und bat mit kläglicher Stimme um eine kleine Gabe. — Abdullah war ein guter Mann. Er gab dem Armen zehn Para, etwas weniger als fünf Pfennig.

„Der Herr wird es Dir tauſend Mal vergelten,“ ſagte der Bettler und zog ſeiner Wege.

Der Mann hatte eine laute, tiefe Stimme, und ſeine Worte klangen in Abdullahs Ohren nach. — „Der Herr wird es Dir tauſend Mal vergelten,“ wiederholte er unwillkürlich. Daſſelbe war ihm ſchon oftmals geſagt worden, aber er hatte nicht mehr darauf geachtet, als auf das Rauſchen des Fluſſes und das Säuſeln des Windes in den Bäumen. Er hatte ſich nichts dabei gedacht. Er hatte überhaupt mehr zu thun, als ihm behagte. — Was ſollte er noch denken? — An jenem Abend, zum erſten Male wog er die Worte in ſeinen Gedanken, und langſam, wie das in ſeiner Natur lag, bildeten ſich aus den erſten Gedanken einige andere und endlich ein Entſchluß. — Wenn der Bettler die Wahrheit ſagte, wenn aus den zehn Para zehntauſend würden! War das denkbar? . . . Hätte er nicht, wenn dem ſo wäre, ſchon zu verſchiedenen Malen zehntauſend Para von Allah erhalten müſſen, da er doch ſchon häufig einem Armen zehn Para gegeben hatte? — Die Frage war unlösbar für ihn. Er wollte den Schulmeiſter, den Hodſcha, oder noch beſſer den Gottesdiener, den Imam um Rath fragen; aber nicht den dummen Imam vom Dorfe, der nicht klüger war als Abdullah ſelbſt, nur daß er eine ſchönere Stimme beſaß als dieſer. — Nein, ein gelehrter Imam, einer aus Stambul, aus einer ehrwürdigen, heiligen Moſchee, der ſollte ihm Auskunft geben.

Abdullah verſchloß ſeine Hausthür, vertraute die Sorge um ſein Vieh einem freundlichen Nachbar an, griff zum ſchweren Wanderſtabe und zog gen Stambul, gerades Weges nach der großen Hagia Sophia. Dort fand er bald, was er ſuchte — einen Imam. Dieſer Gottesdiener in der heiligen Moſchee mußte ein gelehrter Mann ſein!

„Ehrwürdiger Imam,“ ſprach Abdullah, „iſt es richtig, daß mich Allah für das, was ich den Armen gebe, tauſendfach belohnen wird?“

„So lauten die Worte des Propheten; ſo ſteht es im Koran. Es iſt ja und wahrhaftig wahr.“

Abdullah ſchwieg einen Augenblick, während der Imam ihn von der Seite beobachtete. Dann fuhr er bedächtig fort: „Wie kommt es, daß ich noch nie in meinem Leben zehntauſend Para erhalten hatte, wennſchon — Allah iſt mein Zeuge! — ich oftmals einem Armen zehn Para geſchenkt habe?“

Der Imam antwortete ſogleich: „Und als Du die zehn Para gabſt, gabſt Du ſie um Gottes willen, dachteſt Du dabei an Allah?“

Denken war Abdullahs ſchwache Seite. Er hatte, wenn er einem Armen gab, dabei niemals an Allah gedacht. Und da Abdullah ſehr einfach und ehrlich war, ſo antwortete er auf die Frage des Imam: „Ich habe derartige barmherzige Gaben nicht um Gottes willen gemacht; und ich habe dabei auch nicht an Allah gedacht.“

„Thor! Und Du erwarteſt, daß Allah ſich Deiner Erbärmlichkeit erinnerte, wo Du ſeiner Größe nicht einmal gedachteſt! Ziehe heim und beſſere Dich und vertraue der Barmherzigkeit Allahs.“

Abdullah zog heim. Jetzt wußte er, weshalb ſeine Almoſen ihm bisher keine Zinſen getragen hatten. Das ſollte nun anders werden! Er wollte den Armen geben, mit vollen Händen geben, um Allahs willen, Allah gedenkend, auf daß dieſer ihm ſeine barmherzigen Gaben tauſendfach vergelten ſollte, wie der Prophet es verſprochen hatte und es im Koron ſtand.

Abdullah verkaufte ſein Hab und Gut und mit dem Erlös von tauſend Piaſter — etwa 180 Mark — kehrte er nach Stambul zurück. Auf dem Wege dorthin traf er mit vielen Armen zuſammen. Er gab allen: dieſem fünf, jenem zehn Piaſter, und er ſagte dabei jedesmal halblaut: „Um Allahs willen!“ und der durch die Größe des Geſchenks überraſchte Arme rief ihm jedesmal dankend nach: „Allah wird es Dir tauſend Mal vergelten.“

Als er in Stambul ankam, blieben ihm von den tauſend Piaſter noch achthundert. Dieſe trug er nach der Hagia Sophia, denn er ſagte ſich, daß in den Händen der Diener Gottes in einer ſo heiligen Moſchee ſeine Gaben Allah unmöglich verborgen bleiben könnten. — Im Vorhof der Hagia begegnete er einem Jmam. Er redete den heiligen Mann an:

„Ich habe eine Summe Geldes bei mir, die ich den Jman der Hagia Sophia zur Vertheilung an die Armen übergeben möchte. Wäre das ein gottgefälliges Werk?“

„Allah wird es Dir tauſendfach vergelten,“ ſagte der Jmam.

Nun war Abdullah ſeiner Sache ganz ſicher und ſchritt raſch der Moſchee zu; aber ehe er die Thür erreicht, war der Jmam, mit dem er ſoeben geſprochen hatte, an ſeiner Seite: „Du kannſt auch mir einen Theil des Geldes geben. Ich werde es in Deinem Sinne gut verwenden.“

Abdullah gab ihm fünfzig Piaſter: „Um Allahs willen.“

„Er wird es Dir tauſendfach vergelten,“ ſagte der Jmam.

In der Hagia entledigte ſich Abdullah mit großer Leichtigkeit, immer „um Allahs willen“, der noch übrigen ſiebenhundertundfünfzig Piaſter und empfing von neuem aus dem Munde heiliger Jmam die beſtimmte Zuſicherung, Allah werde es ihm tauſend Mal vergelten; und nachdem er ſo alles, was er beſaß, den Armen unter den vorgeſchriebenen Bedingungen geſchenkt hatte, ging er leichter Taſche und leichten Herzens in eine Herberge, in der Nähe der Moſchee und wartete.

Er wartete geduldig und nicht ſehr lange, denn die wenigen Piaſter, die ihm übrig geblieben waren, nachdem er den Armen den vollen Erlös ſeiner irdiſchen Habe geſchenkt hatte, waren in einer kurzen Reihe von Tagen vollſtändig aufgezehrt worden. Um der Unannehmlichkeit zu entgehen, ſeinem vertrauensvollen Wirthe zur Laſt zu fallen, verließ er deſſen Haus am ſechſten Tage und wanderte zwecklos umher. Bei der Gelegenheit gelangte er gegen Abend nach Hiſſar und dort an das weit und breit bekannte alte Kloſter der Bektaſchi-Derwiſche.

Dieſe Mönche erfreuten ſich nicht des beſten Rufes. Man ſagt den alten Freunden der Janitſcharen nach, ſie ſeien Schlemmer, Erbſchleicher, Freidenker, ja, man wollte ſogar wiſſen, ſie beſäßen in ihren Zellen und in verborgenen Winkeln der Moſchee ſogenannte Heiligenbilder, wie man ſie in griechiſchen Kirchen und Klöſtern findet, und ſie verrichteten vor dieſen ihre Andacht. Aber Abdullah, wenn ſchon ſein Vertrauen zu Allah keineswegs erſchüttert war und er nur bedauerte, daß die verſprochene tauſendfache Vergeltung ſeiner Gaben an die Armen nicht ſo ſchnell erfolgte, wie er angenommen hatte, — Abdullah war in dem Augenblicke nicht geneigt, ſehr ſtreng auf die Beobachtung gewiſſer Cultus-Vorſchriften zu achten. Ihn hungerte und dürſtete. Er klopfte an die Pforte des Kloſters, und als dieſe ihm von einem langen Derwiſch geöffnet wurde, ſagte er einfach, er ſei hungrig und müde und bäte um eine Mahlzeit und ein Nachtlager.

Der wohlgenährte Abdullah ſah in ſeinen ordentlichen, reinlichen Kleidern nicht wie ein gewöhnlicher Bettler aus.

„Wie kommt ein Mann wie Du dazu, um Almoſen zu bitten?“ fragte der rieſige Derwiſch.

„Das iſt eine lange Geſchichte, heiliger Mönch. Gieb mir nur erſt zu eſſen und zu trinken, denn ich fühle mich ſchwach von langem Faſten — dann ſollſt Du ſie hören.“

Der Derwiſch ließ ihn ein und führte ihn in eine Halle, in der noch mehrere andere Mönche verſammelt waren. Man ließ Abdullah ſich dort nach Herzensluſt ſtärken; als er ſich aber geſättigt vom Tiſche zurücklehnte, trat der Pförtner wieder auf ihn zu und ſagte:

„Nun die verſprochene Geſchichte, Bäuerlein! Denn wenn Du mich getäuſcht hätteſt, ſo würde es Dir übel ergehen. Du weißt, oder Du würdeſt dann ſogleich erfahren, daß die Bektaſchi-Derwiſche nicht mit ſich ſpaßen laſſen.“

Abdullah ſeufzte, ſtrich ſich den Bart und erzählte ſeine kurze Geſchichte.

Die Derwiſche lauſchten aufmerkſam und blinzelten ſich von Zeit zu Zeit verſtändnißvoll zu.

„Alſo den Imam der Hagia Sophia gabſt Du Dein Geld?“ fragte einer von ihnen.

„Ja, heiliger Mönch. Denen gab ich den Reſt meiner ganzen Habe. ſiebenhundertundfünfzig Piaſter. Sie werden es Dir beſtätigen, wenn Du ſie fragen willſt.“

„Du biſt ein guter Mann — aber Du haſt Dich wie ein Narr benommen.“

Abdullah blickte den Sprecher fragend an.

„Wärſt Du,“ fuhr dieſer fort, „anſtatt zu den dummen Imam der Hagia Sophia zu gehen, zu uns gekommen, ſo würdeſt Du Deinen Lohn ſchon erhalten haben.“

„Es iſt traurig für mich, daß ich noch warten muß; aber daran kann ich nichts mehr ändern. Der Wille Allahs geſchehe! Wann glaubſt Du, heiliger Mönch, daß ich die hunderttauſend Piaſter, die er mir ſchuldet, bekommen werde?“

„Vor Deinem Tode, will ich Dir wünſchen. Beſtimmteres weiß ich auch nicht.“

„Aber, was ſoll ich thun, wenn er mich noch lange warten läßt? Ich beſitze nichts mehr, als was ich auf dem Leibe trage. Ich kann nicht lange ausharren, ohne großem Elend preisgegeben zu werden.“

Der Derwiſch, der eine dicke rothe Naſe hatte und wäſſerige Augen, war ein gutmüthiger Mann. „Du kannſt die Nacht über hier ſchlafen,“ ſagte er, „und morgen früh ſollſt Du geſtärkt werden, ehe Du von dannen ziehſt. Kehre dann gerades Weges nach Deiner Heimat zurück. Allah wird Dich auch dort finden; Dir aber wird es unter Deinen alten Bekannten leichter werden, Dich zu ernähren, als hier, wo Du ein Fremdling biſt, den die Reichen mit Argwohn, die Armen mit Mißgunſt betrachten. Nicht alle Gläubigen ſind ſo mildthätig, wie die armen Bektaſchi-Derwiſche.“

Abdullah ſeufzte tief, legte ſich nieder und ſchlief ein.

Bei Tagesanbruch wurde er von dem Pförtner geweckt, der ihm zu eſſen und zu trinken vorſetzte und ihn ſich ungeſtört daran laben ließ. Als dies geſchehen war, ſagte der Mann, der Tag werde wohl ſehr heiß werden, worauf Abdullah ſeinen Stab ergriff und die gaſtfreundlichen Derwiſche verließ.

Abdullah zog wunden Fußes ſeine Straße. Müde, halb verhungert, mußte er ſich erbetteln, was er zu ſeines Leibes Nothdurft gebrauchte. Aber ſein Vertrauen blieb unerſchütterlich. Er fand überall barmherzige Seelen, die ihm geſtatteten, unter Dach und Fach zu ruhen, und die ihm, wenn er wieder aufbrach, ein Stück Brod und einen Schluck Waſſer mit auf den Weg gaben. Es war magere Koſt. Aber Abdullah war nicht an viel beſſere gewöhnt, und er murrte nicht. Er wußte, daß ſeine Zeit kommen würde.

Endlich näherte er ſich ſeinem Dorfe. Er hoffte, es am Abend zu erreichen; doch hatte er vorher noch eine weite öde Strecke Landes zu durchziehen. Er war dazu am frühen Morgen aufgebrochen, um nicht zu ſehr von des Tages Hitze beläſtigt zu werden, und er ſchritt nun ſchon ſeit Stunden ſeines Weges, geduldig und nicht ſchneller, als ſeine Müdigkeit es ihm bequem machte.

Da erblickte er, noch in weiter Ferne, drei Männer, in langen, fliegenden Gewanden, die kräftigen Schrittes auf ihn zukamen. Abdullah hatte nichts mehr zu verlieren als ſein Leben und die beſtäubten Kleider, die er auf dem Leibe trug, aber die langen Faſten hatten ſeinen Muth gedrückt. Die großen bärtigen Geſtalten, die ſich ihm näherten, waren ihm unheimlich; er wollte ihnen aus dem Wege gehen und ſuchte nach einem Verſteck. — Nicht weit vom Wege ſtanden, dicht neben einander drei alte, mit dichtem Laub bedeckte Bäume, von denen der ſchönſte einen Brunnen beſchattete. Abdullah bückte ſich tief, ſchlich dorthin, erklomm den Baum und verbarg ſich in deſſen Zweigen.

Die drei Männer näherten ſich. Schon von weitem vernahm der Bauer ihre rauhen ſtarken Stimmen. Es waren Bektaſchi-Derwiſche. Jeder von ihnen trug einen mächtigen, keulenartigen Pilgerſtock in der Hand und auf dem Rücken einen Sack — und ſie ſahen erhitzt und müde aus.

„Hier iſt Schatten,“ hörte Abdullah den einen ſagen. „Hier dürfen wir in Frieden raſten. Wir können das ganze Land überſehen.“

„Allah ſei geprieſen, daß ich mich dieſen Männern entziehen konnte,“ ſagte der Bauer vor ſich hin. „Sie ſehen aus, als ob ſie jeder Gewaltthat fähig wären, ja, als ob ſie ſoeben eine vollbracht hätten. Es ſind ja fromme Mönche, Derwiſche — aber es ſind Bektaſchi, wüſte Burſchen, kaum beſſer als ihre Freunde und Beſchützer, die Janitſcharen. — Allah ſei gelobt, daß ſie mich nicht erblickt haben.“

Die drei Mönche waren nun unter dem Baume angelangt, auf dem Abdullah ſaß. Sie warfen die Säcke von ihren Schultern zu Boden, entledigten ſich ihrer ſchweren Gürtel und ließen ſich, befriedigt ſtöhnend, am Stamme des Baumes nieder. „Hier iſt es gut ſein,“ ſagte der eine.

Aus den Säcken kamen nun viel ſchmackhafte Sachen zum Vorſchein, die die Derwiſche, in Vorfreude ſchmunzelnd, behaglich vor ſich ausbreiteten und dann langſam, laut ſchmatzend, zu verzehren begannen. Sie aßen viel und aßen lange und lobten einer dem andern, was ſie aßen. Abdullah, der ſeit mehreren Tagen von ſchmaler Koſt lebte, lief beim Zuſchauen das Waſſer im Munde zuſammen. Aber er hielt ſich ſtill, mäuschenſtill, denn daß die Derwiſche nicht fromme, gottesfürchtige Mönche waren, das erkannte der ſtrenggläubige Bauer ſchon daran, daß ſie aus ſchweren Krügen Rakki zu ſich nahmen und zwar in ſolchen Mengen, daß der bloße Gedanke daran Abdullah verwirrte. Die drei Mönche lachten und ſpaßten, daß es weit über das öde Land tönte, und einer von ihnen wurde mit der Zeit vollſtändig trunken. Er ſang Lieder, die ſich für einen Mönch nicht ſchickten, er erzählte Schwänke, denen kein Mönch hätte lauſchen ſollen. Aber die beiden andern waren nicht viel beſſer als er. Sie lachten aus vollem Halſe, ſo daß ihnen die Thränen in die Augen traten und ſtachelten den Berauſchten zu immer ärgerem Unfug an.

„Jetzt werde ich in einer Weiſe zu Gericht ſitzen, die Euch mit Wunder und Schrecken füllen wird,“ ſagte der Trunkene. — Er ſuchte lange Zeit in der Tiefe des großen Sackes, der vor ihm lag, und endlich zog er daraus drei ſorgfältig in kleine Kaſten verpackte thönerne Bildniſſe, die er mit feierlichem Ernſte, unter dem jauchzenden Lachen ſeiner Gefährten, vor ſich hinſtellte.

„Dies iſt Mahommet, der Prophet,“ ſagte er, auf die eine Figur deutend; ſodann die andern beiden Bildniſſe bezeichnend: „dies iſt der Erzengel Gabriel, und dies iſt Allah! Ihr habt verſtanden?“

„Wir haben verſtanden!“

„Nun wohl! Ich werde jetzt über die drei richten, wie es nie zuvor geſchehen iſt, aber wie ſie es verdienen . . . O, Mahommet, denn mit Dir, der erſten Urſache des Uebels, beginne ich — wie konnteſt Du ſo leichtfertig ſein, aus dieſem Leben zu ſcheiden, ohne klare Beſtimmungen wegen Deiner Nachfolgerſchaft getroffen zu haben? . . . Welche Kriege, welch' ungeheures Blutvergießen, welch' namenloſes Elend hat Dein Leichtſinn über die ganze Erde gebracht! Und doch lebſt Du im Paradies! Aber ich, der Derwiſch Abd-ur-Rahman werde Deinen frevelhaften Leichtſinn gebührend ſtrafen . . . Hier! Sei vernichtet!“

Und mit einem kräftigen Schlage ſeines Pilgerſtabes zertrümmerte er das Bildniß des Propheten.

„Jetzt kommt die Reihe an Dich, Erzengel Gabriel!“ fuhr der Derwiſch ſchwerer Zunge fort. „Fühlſt Du Dich etwa ſchuldfreier als der Prophet? . . . Ich will Dich lehren! . . . Konnteſt Du nicht erfahren, mußteſt Du nicht wiſſen, welcher Leichtfertigkeit der Mann fähig war, dem Du den Koran anvertrauteſt? — Und doch gabſt Du ihm das heilige Buch! Du biſt nicht beſſer als der Prophet; mit ihm theilſt Du die Verantwortlichkeit für alles Unglück, das die Welt nach ſeinem Tode heimgeſucht hat . . . Für gleiches Vergehen, gleiche Strafe! Hier!“

Ein Keulenſchlag vernichtete das Bildniß des Erzengel Gabriel.

„Allah! . . . Es wird mir wahrlich ſchwer, auch Dich anklagen zu müſſen . . .“ Der Trunkene lallte nur noch; ſeine beiden Genoſſen blickten ſcheu, aber ſie unterbrachen ihn nicht. „Allah . . . war es recht . . . war es nicht ſehr unrecht . . . auch Du . . .“

Die Worte kamen unverſtändlich über ſeine geifernden Lippen. Aber wenn man auch nicht mehr verſtehen konnte, was er ſagen wollte, man konnte ſehen, was ſein ruchloſes Vorhaben war. — Er hob den Pilgerſtab und, ſchwerfällig taumelnd holte er ſchon aus, um auch das Bildniß Allahs zu zerſchlagen, als plötzlich hoch über ihm eine furchtbare Stimme erſcholl, die aus dem Himmel zu kommen ſchien:

„Halt ein, Unglücklicher! Nicht Allah darfſt Du vernichten! Ich bin ſein Gläubiger!“

Die drei Derwiſche ſprangen mit einem jähen Aufſchrei furchtbarſten Entſetzens in die Höhe. Der Schrecken machte ſie taub für den Sinn der Worte, die ſie vernahmen. Für ſie war es die ſtrafende Stimme Allahs, die zu ihnen ſprach. Sie entwichen in wildeſter Flucht. — Der Trunkene fiel nach wenigen Schritten . . . raffte ſich mühſam auf — lief weiter . . . fiel wieder nieder und blieb wie entſeelt, regungslos liegen. Von den beiden andern ſah Abdullah nur noch die ſich ſchnell bewegenden Hacken und die fliegenden Kaftan — dann waren ſie verſchwunden.

Abdullah kletterte vom Baum hinab und näherte ſich zunächſt vorſichtig dem gefallenen Derwiſch, dem Läſterer. Der hatte ſchon ſeinen Lohn dahin!

Sein Antlitz, auf das die heiße Mittagsſonne brannte, war dunkelroth; die halbgeſchloſſenen Augen ſtarrten entſetzlich. Er war todt!

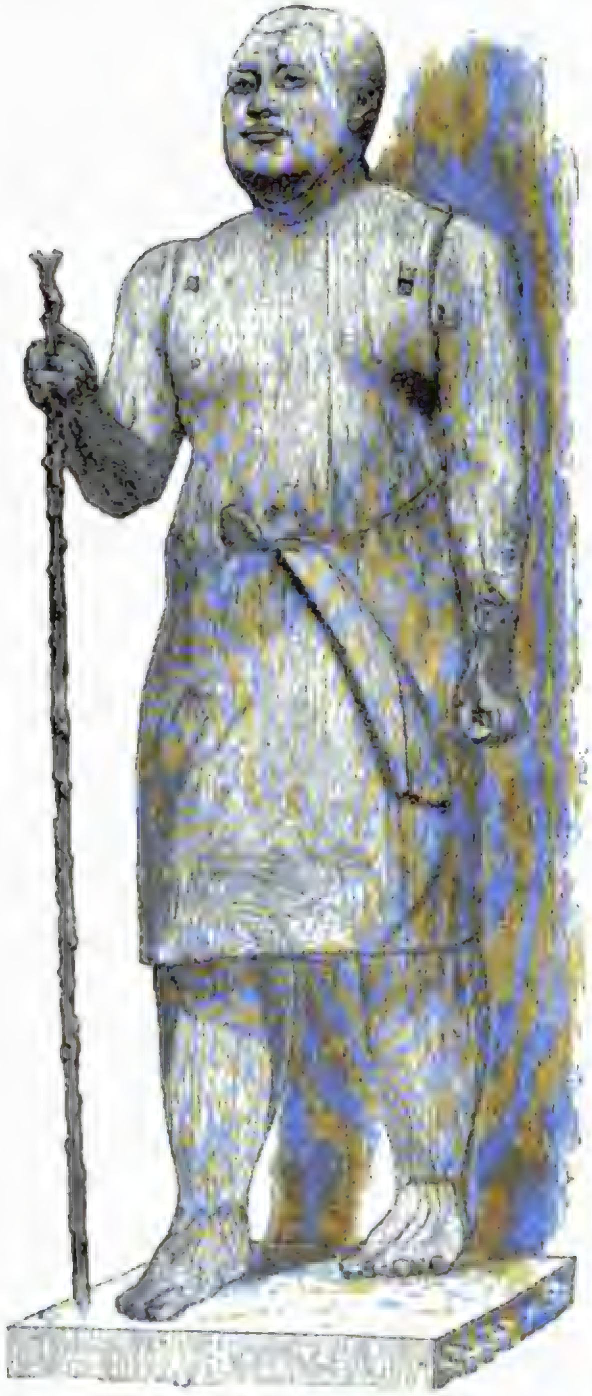
Darauf kehrte Abdullah leichteren Herzens nach dem Baume zurück. — Die Ueberreſte der Mahlzeit der entflohenen Bektaſchi waren genügend zu einem ſtarken Mahl für mehrere Hungrige. Abdullah labte ſich daran — aber er rührte nicht an den Rakki, ſondern ſchöpfte einen kühlenden Trunk aus dem Brunnen, neben dem er ſaß. — Er hatte keine Ueberraſchung zu fürchten. Oede und ſtill in der Hitze des Mittags lag das weite Land vor ſeinen Augen. — Geſättigt lehnte er ſich endlich zurück an den Baumſtamm und fühlte ſich behaglich, zufrieden, wie ſeit vielen Tagen nicht mehr. Die gute Mahlzeit hatte ihm wohlgethan. „Gelobt ſei Allah dafür,“ ſagte er leiſe.

Neben ihm lag der große Gürtel eines der Derwiſche. Er wollte ihn bei Seite ſchieben, um ſich bequemer ausſtrecken zu können. Aber der Gürtel war auffallend ſchwer. Abdullah ſuchte in den Falten, was wohl darin enthalten ſein mochte, und da fand er an Gold und Goldeswerth mehr, als er je beiſammen geſehen hatte. Er nickte befriedigt. Er zählte, was vor ihm lag, ſorgfältig, mit inniger Freude, aber ohne überraſcht zu ſein; denn das, was er in den Falten des Derwiſch-Gürtels gefunden, was Allah ihm geſandt hatte, war genau, was er ſeit dem Tage erwartete, als er den Armen ſein ganzes Vermögen geſchenkt hatte: hundert Tauſend Piaſter!

Er trug die Summe nach ſeinem Dorfe, kaufte dort einen großen Hof, nahm ein Weib und führte bis zu ſeinem ſpäten Ende ein ruhiges, würdevolles Leben. — Der Leichnam des läſternden Derwiſch aber wurde ein Raub der Hyänen und Geier.

[illegible]

[illegible]



Holzbild eines vornehmen Aegypters aus dem alten Reiche (der ſogenannte „Scheich el beled", gefunden in den Gräbern von Sakkarah).

Aus: „Spamers Illuſtrirter Weltgeſchichte." 3. Aufl. Erſter Band. Leipzig, Otto Spamer.

mit dem Peiraieus, Karte der Thermopylen, Schlachtfeld von Platää, Plan der Belagerung von Syrakus 414 v. Chr.

Unter den Kunſtbeilagen befinden ſich fünf intereſſante farbige Tafeln, nämlich: „Tribut ſyriſcher Häuptlinge": die Wiedergabe einer Malerei, die ſich in dem Grabe des Hui zur Theben findet, der zur Zeit der 18. Dynaſtie lebte — ein Gemälde, das in mehrfacher Hinſicht intereſſant iſt, zunächſt als geſchichtliches Document, ſodann ethnographiſch, weil es den durchaus ſemitiſchen Typus der damaligen Bevölkerung Syriens unzweifelhaft darthut, und ſchließlich kunſtgeſchichtlich durch die Wiedergabe von Gefäßen mit Blumen und Thierornamenten; ferner eine Malerei aus einer Grabkammer aus der Zeit der IV. Dynaſtie; eine Tafel mit phönikiſchen Glasarbeiten; Reliefs auf den Bronzethoren von Balawat (jetzt im Britiſchen Muſeum); endlich eine aſſyriſche Wanddecoration: Ziegel mit Schmelzmalerei und Wandmalerei, auf dem Bewurf aufgetragen. — Dieſen Tafeln iſt noch die nicht polychromiſch ausgeführte Malerei anzureihen, welche die Vorderſeite der aus dem 3. Jahrhundert ſtammenden Dareiosvaſe, einer zu Canoſa (Apulien) gefundenen, jetzt im Nationalmuſeum zu Neapel befindlichen Amphora, ſchmückt.

Von den übrigen Kunſtbeilagen, zu deren Herſtellung verſchiedene kunſttechniſche Methoden benutzt worden ſind, ſeien noch die folgenden hervorgehoben:

Jaina-Tempel zu Mont Abu; der große Säulenſaal des Tempels zu Karnak; Grab des Dareios zu Nakſch-i-Ruſtan; Thorhalle des Xerxes zu Perſepolis; Geſammtanſicht der Palaſtbauten von Perſepolis; die Höhen des Taygetos; Apollo vom Belvedere; Pallas Athene; Olympia; Berg Ithome und das Thal von Meſſene; Athena Parthenos; der Markt zu Athen. —

Sehr reichhaltig iſt das urkundliche Material, das zahlreiche Reproductionen uns bieten; von dieſen ſeien erwähnt: Die „Inſchrift des Jao" (das älteſte Denkmal chineſiſcher Cultur); Facſimile aus einer Handſchrift des Rigveda (London); Bruchſtück der Inſchrift des Königs Açoka auf dem Felſen vor Girnar; Facſimile einer altindiſchen Palmblatthandſchrift (Cambridge); Facſimile aus dem älteſten Buche der Welt, dem Papyrus Priſſe (jetzt in Paris); Blatt aus dem Petersburger Propheten-Codex vom Jahre 916 nach Chr. mit babyloniſcher Punctation (die älteſte in Europa befindliche hebräiſche Bibelhandſchrift); Urkunde des babyloniſchen Königs Nabupaliddin (879—855 v. Chr.), gefunden im Sonnentempel zu Sippar 1881 n. Chr.; Rückſeite eines unverſehrten Täfelchens aus Aſſurbanipals Bibliothek, enthaltend den Schluß einer Hymne auf die Iſtar und die Bibliotheksſignatur; Facſimile einer Seite aus der älteſten Handſchrift des Aveſta; Inſchrift des Xerxes u. ſ. w.

Das Geſammtwerk wird acht Bände zum Preiſe von 8.50 Mk. (geb. 10 Mk.) umfaſſen, die gegen 4000 Textabbildungen nebſt 200 Kunſtbeilagen, Karten, Plänen u. ſ. w. enthalten ſollen. Die Verlagsbuchhandlung hat das ihrige gethan, um dem Publikum

[illegible]

tiſchen Völkerraſſe hinſichtlich Religion, Staatsleben, Wiſſenſchaft und Kunſt zu ermitteln, vornehmlich die Araber, die eigentlichen Träger des Muhammedanismus, heranzieht; Licht und Schatten werden gerecht vertheilt. Darauf werden Entſtehung, Inhalt, Stil und Chronologie des Korân behandelt, die Religion des Islâm, ſeine Ausbreitung und ſeine Spaltungen im Allgemeinen geſchildert. Die folgenden Aufſätze (Der Chalif Manſûr; ein Sklavenkrieg im Orient; Jakûb, der Kupferſchmied, und ſeine Dynaſtie) betreffen einzelne Punkte aus der Geſchichte des Chalifats im 8. und 9. Jahrhundert. In ganz andere Verhältniſſe verſetzen uns die „ſyriſchen Heiligen“ des 5. und 6. Jahrhunderts; hier erfreut nächſt der vorurtheilsfreien Geſinnung ein oft recht humoriſtiſch angehauchter Ton. Der allerneueſten Zeit iſt der Schlußartikel gewidmet, über „Theodoros, König von Abeſſinien“, der ſich, von den Engländern beſiegt, im Jahre 1868 ſelbſt den Tod gab. — Auch für einen größeren Leſerkreis wird Nöldekes Buch eine ebenſo belehrende, wie angenehme Lektüre bilden. s. b.

Klaus Groth's geſammelte Werke. 4 Bde. Kiel und Leipzig, Lipſius & Tiſcher.

Die gut ausgeſtattete und mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Verfaſſers geſchmückte Geſammtausgabe der poetiſchen Werke Klaus Groth's entſpricht in ihren zwei erſten Bänden den beiden Theilen des „Quickborn“; jedoch iſt der zweite um viele Gedichte bereichert und mehr noch, als es in der erſten Auflage dieſes Theiles (1871) der Fall war, zu einem „Volksleben in plattdeutſchen Dichtungen ditmarſcher Mundart“ ausgeſtaltet. Die neu hinzugekommenen Gedichte vertheilen ſich nach ihrer Entſtehungszeit auf eine lange Reihe von Jahren, und manche ſind noch von recht jungem Datum. Außer manchen ſtill-friedlichen Stimmungsbildern („Oſtern“ S. 6) ſeien beſonders erwähnt die ſehr ausdrucksvollen Zeit- und Streitbilder aus der Zeit der politiſchen Kämpfe („Fiv nie Leeder vör Sleswig-Holſteen“ 1848—63; „John Bull“ 1864/65) auf S. 11—20. Auch das (zuerſt in „Nord und Süd“, Heft 97, erſchienene) hübſche Gedicht „Jung Bismarck“ ſteht auf S. 272 dieſes Theiles.

Der dritte Band enthält Erzählungen in plattdeutſcher Proſa („Vertelln“ I. II. und „Um de Heid“); der vierte die Fortſetzung derſelben („Ut min Jungsparadies“, „Büſum,“ „Sophie Dethlefs un ik,“ „Landburs Dochder“) und die hochdeutſchen Gedichte Groths, von denen ein Theil als „Paralipomena zum Quickborn“ bereits 1854 erſchienen war, viele anderen aber ſpäter, zum Theil erſt in den letzten Jahren entſtanden ſind. Dieſe Gedichte geben in klar durchgebildeter Form den Stimmungen und Beſtrebungen eines rein und tief empfindenden norddeutſchen Gemüthes Ausdruck; ſie ſind bisher noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden, aber wohl geeignet, dem Dichter noch neue Freunde zu gewinnen.

In gleichem Verlage erſchienen bekanntlich 1891 Klaus Groth's „Lebenserinnerungen“; mit der wohlgeordneten Geſammtausgabe der Dichtungen vereint, laſſen ſie das anziehende Bild dieſer dem holſteiniſchen Volksleben erwachſenen, aber eigenartigen und poeſievoll ausgebildeten Perſönlichkeit lebensvoll hervortreten. E.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Oeſterreich. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Wien, Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893.

Die in vorliegendem Büchlein vereinigten Aufſätze über Grillparzer, Theodor Körner, Ferdinand Raimund, Eduard Bauernfeld, Rob. Hamerling, Anzengruber, Weilen und Mautner zeichnen ſich ſämmtlich durch wohlthuende Wärme und feine Charakteriſtik aus, die mit wenigen Worten das Weſentliche zu ſagen weiß. Man fühlt, daß der Verfaſſer ſelbſt ein Dichter iſt. Der letzte Aufſatz, „Auch ein Dichter“ betitelt, führt uns in die Werkſtatt eines Colportage-Roman-Fabrikanten, der ſich vergeblich bemüht, aus ſeinem elenden Handwerk herauszukommen. Ein trübes Bild, das durch die liebevolle Darſtellungsweiſe des Verfaſſers unſere volle Theilnahme gewinnt.
K. J.

„**Neues Leben.**“ Moderner Roman von Curt Grottewitz. Berlin, F. & P. Lehmann.

Curt Grottewitz nennt ſein Buch einen modernen Roman — es will uns ſcheinen, als ob er hiermit deſſen Rahmen viel zu eng gezogen. „Zur neuen Schönheit“, zur Freiheit und Wahrheit „den Weg zu finden“, iſt kein modernes Beſtreben, es iſt ſo alt, wie die Culturgeſchichte der Menſchheit iſt! Freilich, die Situationen, zu denen jenes Beſtreben hier führt, ſind ganz modern, ſind in jenem realiſtiſchen Stile geſtaltet, deſſen unſere „jüngſten“ Dichter nach franzöſiſchem Muſter ſich theilhaftig gemacht und der als ein Fortſchritt der Dichtkunſt gerühmt wird. Glücklicher Weiſe hat Grottewitz hier Grenzen innegehalten, die nach unſerem Dafürhalten unbedingt reſpectirt werden müſſen, wenn von Dichtkunſt noch die Rede ſein ſoll, und ſo können wir ſowohl der Durchführung der Ideen, als der theils ſchön-ſchwungvollen, theils maßvoll-draſtiſchen Sprache unſere Anerkennung zollen, ohne indeſſen uns als Geſinnungsgenoſſen des Dichters zu bekennen. Im Gegentheil, nur der enge Raum hindert uns, ihm energiſch zu opponiren — aber geleſen ſoll das Buch werden, weil es viel zu verwerfen und viel zu denken giebt.

A. W.

Carriere. Roman von Olga Wohlbrück. Berlin, Verein der Bücherfreunde.

Freudig haben wir bisher jede Veröffentlichung von Olga Wohlbrück begrüßt. Ueberall begegneten wir der Feinfühligkeit ihres Empfindens, graziöſer Schilderung und jener warmblütigen Geſtaltung, die tiefes und nachhaltiges Intereſſe erregt. Wir halten Olga Wohlbrück für eine hochtalentirte Schriftſtellerin und ſind überzeugt, daß wir ihr noch viel Gutes zu verdanken haben werden. Vorläufig aber ſcheint ihre Schaffenskraft zu größeren epiſchen Dichtungen noch nicht gereift genug zu ſein. Ihr erſter größerer Roman, der uns vorliegt, iſt in der Erfindung nicht durchweg gelungen. Neben einem Guttheil Lebenswahrem, erſcheint Manches uns geſucht und nicht folgerichtig. Die Handlung ſelbſt weiſt nicht jenen temperamentvollen Pulsſchlag auf, den wir in den Novellen Olga Wohlbrücks ſo wirkungsvoll empfunden, hier tritt häufig ein Hinſchleppen uns entgegen, das faſt ermüdet, und das hervorgerufen wird durch das Beſtreben der Dichterin, gar zu ſorgfältig pſychologiſch zu motiviren. In der Darſtellung dagegen finden wir ungeſchmälert den bekannten Zauber; echt weiblicher Zartſinn, ſtark entwickeltes Empfindungsvermögen ſchaffen auch hier wieder tief ergreifende und feſſelnde Situationen, ſo daß ſchließlich ein beſonderes Wohlgefallen auch Olga Wohlbrücks neueſtem Werke zu Theil werden wird.

A. W.

Liebeswirren. Novellen von Hanna Schomacker. Hamburg. Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

Von den beiden Novellen, welche das Bändchen enthält, iſt die auf ruſſiſchem Boden ſpielende die weitaus bedeutendere und bekundet, daß die Verfaſſerin, welche in St. Petersburg lebt, in der dortigen Geſellſchaft mit ſcharfer Beobachtungsgabe Studien gemacht hat und über ein Darſtellungs-Talent verfügt, das auf dem Gebiet der Seelenkunde Beſcheid weiß. Mit glücklicher Hand ſchildert ſie typiſche Frauencharaktere aus den vornehmen Kreiſen der ruſſiſchen Hauptſtadt, denen in üppigem Wohlleben und thatenloſem Nichtsthun das Leben zu einem tändelnden Spiel wird und die nicht mehr fähig ſind, eine große Leidenſchaft zu empfinden.

Neben dieſer von wahrem Talent zeugenden Novelle erſcheint die erſte Erzählung doppelt unbedeutend. mz.

Luſtige Geſchichten aus dem Oſten. Von Leopold von Sacher-Maſoch. Breslau, Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt v. S. Schottlaender. 1893.

Seiner genauen Kenntniß jener eigenartigen Welt, die ſich bis zum heutigen Tage im öſtlichen Galizien erhalten, verdankt Leopold v. Sacher-Maſoch den feſſelnden Reiz des größten Theiles ſeiner Geſchichten. Nicht als ob, was er dieſes Mal Luſtiges uns erzählt, auf factiſche Vorgänge zurückzuführen wäre, aber es iſt ſo charakteriſtiſch für Land und Leute, bringt ſo trefflich Sitten und Anſchauungen und — das Temperament der Oſt-Galizier, insbeſondere der dortigen Frauen, zur Erſcheinung, daß die Lectüre des Buches, neben der angenehmen Unterhaltung, auch eine ernſthafte Befriedigung für culturelles Intereſſe gewährt. Von allen Ausſchreitungen hält Sacher-Maſoch ſich in dieſer Geſchichtenſammlung fern und bleibt von Anfang bis zu Ende ein liebenswürdiger anregender Erzähler, dem wir gern noch länger lauſchten.

A. W.

Am Liguriſchen Meere. Drei Riviera-Geſchichten von Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, E. Pierſon.

Die drei Erzählungen behandeln Motive aus dem italieniſchen Volksleben, zu welchen der Verfaſſer Studien an der Riviera gemacht hat, aber nicht an jenen Orten, in welche der Strom der Fremden ſich alljährlich ergießt, ſondern abſeits von der Landſtraße, in einſamen Fiſcherdörfern und weltabgeſchiedenen uralten Felſenſtädtchen, die im Laufe der Zeiten nichts von ihrer

Urſprünglichkeit und ihrer charakteriſtiſchen Eigenart verloren haben. Hauptſächlich iſt es der Wunderglaube, der ihm den Stoff zu ſeinen Erzählungen liefert, und die natürlichen Urſachen, denen ſo manches Wunder ſeine Entſtehung verdankt, deſſen heilwirkende Kraft noch heute eben ſo gläubig verehrt wird, wie zu Zeiten der Väter, wie in der Geſchichte „Madonna in Roſen.“ Eine andere Erzählung behandelt die Abwege des Wunderglaubens, auf welche ein unglückliches Menſchenkind durch eine thörichte Leidenſchaft ſich verirren kann. — Auch der Seelenkämpfe geſchieht Erwähnung, die in manchem Menſchenleben im Geheimen ſich abſpielen, weil ein fremder Wille von Anbeginn an ihm die Wege gewieſen hat, ohne nach Neigung und Beruf zu fragen. Wie oft beſtimmt ein Gelübde der Eltern ein Kind für den geiſtlichen Stand, das mit überſprudelnder Weltluſt geboren worden, und doch kann keine Macht der Erde ſolch ein Gelübde löſen, an deſſen Erfüllung manches Menſchenglück zu Grunde geht.

Für alle dieſe Geſchehniſſe bietet das üppige, farbenprächtige Landſchaftsbild einen reizvollen Rahmen, und vermöge des Geſtaltungstalentes Telmanns werden dieſelben zu theils anmuthigen, theils rührend ergreifenden Geſchichten. mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatsschrift. Herausg. von J. Kürschner. 1893. Heft 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bock, A., Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Leipzig, C. Reissner.

Braune, R., Thüringer Dorfgeschichten. Novellen. Leipzig, Fr. Schneider.

Brink, B. ten, Geschichte d. Englischen Literatur. Zweiter Band. Bis zur Reformation. Zweite Hälfte. Herausg. von A. Brandl. Strassburg, K. J. Trübner.

Butti, E. A., Né odi né amori. Milano, Fratelli Dumolard.

Della, M., Reisende Musikerinnen. Tagebuchblätter. Wien, A. Hartleben.

Fraungruber, H., Gedichte in Steirischer Mundart. Wien, A. Hartleben.

Fullerton, G., Die Gräfin von Bonneval. Eine Erzählung aus der Zeit Ludwig XIV. und der Regentschaft. Münster, A. Russel.

Geissler, M., Ausfahrt. Dichtungen. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei u. Verlagsanstalt.

Die Gesichtshaare und der Bartwuchs der Frauen und ihre Heilung. Frankfurt, J. Alt.

Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 2. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Hottenroth, Fr., Handbuch der deutschen Tracht. Lieferung 1. Stuttgart, G. Weise.

Jagow, E. v., Ratibor. Bühnendichtung in vier Theilen. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Leszczynski, H., Unser Bruder bist Du! Ueber eine volle staatsbürgerliche, gesellschaftliche und militärische Gleichstellung der modern gebildeten Israeliten. Leipzig, C. J. Müller.

Lindenberg, P., Berlin als Kleinstadt. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Mathé, B., Mein liebstes Gebet. Beiträge edler Männer und Frauen der Gegenwart. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshandlung.

Mit der Pennsylvania-Eisenbahn zur Columbian Welt-Ausstellung, nebst beschreibenden Bemerkungen über die Städte New-York, Washington, Philadelphia, Chicago, sowie einer ausführlichen Beschreibung des Ausstellungs-Platzes und der Gebäude. Mit Karten und Illustrationen. Philadelphia, Pennsylvania Eisenbahn-Gesellschaft.

Osterloh, Unter Kameraden. Roman. Dresden H. Minden.

Portraitwerk, allgemeines historisches. Neue Ausgabe nach Zeitaltern geordnet. Eine Sammlung von über 600 Portraits der berühmtesten Personen aller Nationen von etwa 1300 bis etwa 1840 nach Auswahl von W. von Seidlitz. Mit bibliogr. Daten von H. A. Lier und H. Tillmann. Abtheilung 1. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft, vorm. Friedr. Bruckmann.

Prochazka, R., Mozart in Prag. Zum hundertjährigen Gedächtniss seines Todes. Mit drei Beilagen u. 5 Abbild. Prag, H. Dominicus.

Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrgang No. 1—5. Königsberg i. Pr., Braun & Weber.

Rückert, Fr., Aus Saadis Divan. Auf Grund des Nachlasses herausgegeben von E. A. Bayer. Berlin, H. Lüstenöder.

Ruseler, G., König Konradin. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Varel, J. W. Acquistapace.

Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge. Neue Folge. VII. Serie. Heft 165, 166. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.).

Spamers Illustrirte Weltgeschichte. Erster Band: Volz, Petersmann und Sturmhoefel, Illustr. Gesch. des Alterthums. III. Auflage. Mit 400 Text-Abbildungen und 41 Kunstbeilagen und Karten. Leipzig, O. Spamer.

Strindberg, A., Dramen. II. Das Band, [Herbstzeichen. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Troost, K., Seebilder aus Virgil. Versuch einer im Goethe'schen Sinne „identischen“ Uebersetzung. Leipzig, G. Fock.

Wiermann, H., Deutsche Politik seit Bismarcks Entlassung 1890—92. Berlin, C. Skopnik.

Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrg. I. Heft 4. Berlin, H. Brieger.

Zellner, L. A., Vorträge über Orgelbau. Wien, A. Hartleben.

Zipper, A., Gedichte. 2. Aufl. Leipzig, G. Körner.

Der Zuschauer. Monatsschrift für Kunst, Literatur, Kritik und Antikritik. Herausg. von Leo Berg und C. Brunner. Jahrg. I. No. 1. Hamburg, Verlag des Liter. Vermittlungs-Bureaus.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R.
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

◆

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

◆

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Mai 1893.

Inhalt.

Seite

Franz von Schönthan in Blaſewitz.
Der General. Eine erlebte Geſchichte. (Schluß) 139

Ludwig Pietſch in Berlin.
Victor Tilgner 160

Karl Theodor Gaedertz in Berlin.
Goethe, Gries und Friedrich Karl Meyer 173

* * *
König Karl von Rumänien 190

Laura Marholm in Berlin-Friedrichshagen.
Vom alten „Jungen Deutſchland" 200

Richard Garbe in Königsberg.
Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers? Eine culturgeſchichtliche Betrachtung 211

Paul Lindau in Dresden.
Bemerkungen über Regie und Inſcenirung. (Schluß) 227

Otto Roquette in Darmſtadt.
Meines ſeligen Onkels Stiefelſammlung. Novelle 243

Bibliographie. 267
Meyers Konverſations-Lexikon. (Mit Illuſtrationen.) — Friederike von Seſenheim. — Eduard Reuß' deutſches Bibelwerk.

Muſikaliſche Notizen 273

Bibliographiſche Notizen 274

Hierzu ein Portrait: Victor Tilgner.
Radirung von Wilh. Krauskopf in Karlsruhe.

„Nord und Süd" erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Beilage zu dieſem Hefte
von
Weidmann'ſche **Buchhandlung** in Berlin. (Guhl und Koner, Leben der Griechen und Römer.)

Digitized by Google

Nord und Süd.

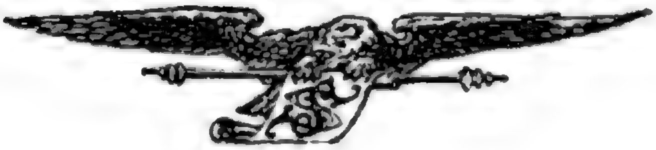
Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben
von

Paul Lindau.

LXV. Band. — Mai 1893. — Heft 194.

(Mit einem Portrait in Radirung: Victor Tilgner).



Breslau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

Der General.

Eine erlebte Geſchichte

von

Franz von Schönthan.

— Blaſewitz. —

(Schluß.)

Jahre waren ſeither verfloſſen . . .

Auch ich hatte längſt den bunten Rock ausgezogen, um dem Glück — oder was ich dafür hielt — auf andern Wegen nachzugehen. — Sie waren recht mühſelig — im Anfang, — aber endlich fand ich glattere Straße, und nun ging's rüſtig vorwärts.

Um dieſe Zeit entſchloß ich mich, einen kleinen ſchleſiſchen Curort aufzuſuchen, von deſſen heißen Quellen ich mir Linderung der läſtigen Schmerzen verſprach, die mir mein gebrochener und ſchlecht geheilter Arm noch manchmal verurſachte.

Obwohl es mitten im Winter war, fand ich doch ziemlich viele Curgäſte. Meiſt ältere Offiziere — und unter dieſen die Mehrzahl Oeſterreicher.

Ich ließ mir die Curliſte geben, um nachzuſehen, ob nicht zufällig ein früherer Kamerad, . . . und richtig, auf den erſten Blick entdeckte ich den Namen meines alten Regiments-Commandeurs aus Cattaro.

Er wohnte ſogar im ſelben Hôtel — und als ich ihn natürlich unverweilt aufſuchte, da war die Freude groß — auf beiden Seiten.

Er drückte und ſchüttelte mir die Hände und war ordentlich gerührt; er hätte ſo oft von mir gehört und geleſen, — aber daß er mich nun hier träfe, das wäre doch wirklich der merkwürdigſte Zufall!

Und dabei ſah er wieder ſehr erſtaunt aus!

Er hatte ſich überhaupt wenig verändert.

In dem gutmüthigen Geſicht lag noch dieſelbe behagliche Lebensfreude, wie damals. Nur weiß war er geworden, — und als er jetzt durch's Zimmer ging, merkte ich, daß er den linken Fuß ein wenig nachſchleppte.

Digitized by Google

„Ja, ja," ſagte er, „das iſt ein Andenken aus dem Bocheſen-Aufſtand! So eine heimtückiſche Morlachen-Kugel! Nun," — fügte er, ſeinen Zornausbruch gleichſam ſelber begütigend, hinzu, — „nun, es hätte ja leicht ſchlimmer werden können! Unſerm dicken Major hat's am ſelben Tag das Leben gekoſtet! Dem braven Kameraden! Mir iſt doch wenigſtens vergönnt, noch ein paar Jahre herumzuhumpeln, hier auf der Erde! Und dafür bin ich unſerm Herrgott auch recht dankbar! Denn, ſehen Sie, es iſt gewiß etwas Schönes, der Tod für's Vaterland, — und wenn's mir beſchieden wäre, — zu jeder Stunde wäre ich bereit, — aber leben, — ſehen Sie — leben iſt halt doch das Beſte auf der Welt!"

Und dann erzählte er mir, daß er nach ſeiner Verwundung als General-Major penſionirt worden und nach Graz überſiedelt ſei. Seiner Frau gefällt's ſehr gut, da in der herrlichen Gegend, ſie wird ordentlich wieder jung, die Prachtfrau. Er ſelber hätte auch nicht zu klagen, — nur im Winter meldeten ſich immer wieder Schmerzen im Fuß; diesmal ſei's beſonders arg, darum möcht er's einmal mit dem Bad hier verſuchen, das ihm der Doctor ſehr empfohlen hat. Die Frau iſt nicht mitgekommen, weil's zuviel gekoſtet hätte. Sie ſitzt jetzt allein zu Haus — denn die Töchter haben ſich verheirathet! Alle drei — in einem und demſelben Faſching! Die Aelteſte mit dem Poſtdirector in Cattaro, und die beiden Andern mit zwei Brüdern, wohlhabenden Holzhändlern in Fiume. Wie's die „Racker" angefangen haben, begriffe er eigentlich ſelber nicht, denn die übergroße Schönheit hätte ſie doch nicht geplagt, und der Reichthum erſt recht nicht! Da müſſe man's denn als ein rechtes Glück anſehen, daß ſie noch ſo gute Parthien gefunden hätten. Freilich fühlen ſich die alten Leute jetzt recht vereinſamt — ſo plötzlich wieder als kinderloſes Ehepaar! Man kann ſich ja ſchreiben, ja — aber man hätte doch gern was Lebendiges um ſich, für das man ſich ſorgen, und an dem man ſeine Liebe auslaſſen könnte, — ſo den ganzen Tag über!

So erzählte mir der alte Herr und rauchte dabei ſeine „Virginier" und trank ſein „Schalerl" ſchwarzen Café! Und die ganze ſchöne Jugendzeit ſtieg wieder lebendig vor mir herauf aus der großen Verſenkung, in der unſere Erinnerungen im dämmrigen Halbdunkel liegen, bis ſie ein Stichwort auf die Scene ruft.

Ob er denn in Graz nichts von Schödl geſehen oder erfahren habe? frug ich den General. Ich ſelbſt hatte damals zwei oder drei Briefe an ihn geſchrieben, in langen Pauſen ziemlich einſilbige Antworten bekommen, — und dann nichts weiter von ihm gehört.

„Ja, ich habe mich nach ihm erkundigt, — gleich in der erſten Zeit, wie wir nach Graz gekommen ſind, aber ich habe nichts Rechtes herauskriegen können; die Mutter ſoll geſtorben ſein, und er und die Schweſtern ſind weggezogen. Wohin — weiß ich nicht. Wiſſen Sie denn übrigens, was aus dem Simovics geworden iſt?"

Digitized by Google

„Nein.“

„Na, das war ja ein ganzer Roman; hat damals ſogar in der Zeitung geſtanden. Der hat alſo richtig zu der feſtgeſetzten Zeit ſeine kleine Ungarin heirathen wollen, aber es iſt nicht dazu gekommen. Bei der Kirchenthür iſt ihm plötzlich die italieniſche Sängerin entgegengetreten, — na, wie hieß ſie denn gleich . . .?“

„Die Oliviera?“

„Richtig — ja! Alſo dieſe Oliviera hat mit einem Male vor ihm geſtanden mit einem kleinen Kind auf dem Arm und einem Flaſcherl in der Hand, in dem wahrſcheinlich Vitriol oder ſo etwas geweſen iſt. Das Flaſcherl haben ſie der wüthenden Perſon noch rechtzeitig wegnehmen können, aber mit der Heirath war's natürlich aus. Er ſoll dann nach Amerika gegangen ſein, — ich glaube als Reitlehrer. Schade um den Menſchen! Aber meine Frau hat's gleich vom erſten Augenblick an geſagt: Aus dem wird nichts! Merkwürdig, was das für eine geſcheidte Frau iſt!“

Aus ſeinen Augen leuchtete die zärtlichſte Bewunderung für dieſe merkwürdige Frau.

Als ich mich endlich empfahl, verabredeten wir uns noch für die nächſten Tage. Er hätte zwar ziemlich viel mit der „verflixten“ Cur zu thun, — baden, maſſiren, ſpazieren gehen, aber zwiſchen 10 und 12 Uhr Vormittags ſpielte er mit ein paar öſterreichiſchen Herren einen „Tapper“, und wenn ich da als Vierter eintreten wollte, würden ſie ſich alle ſehr freuen. — —

Dazu ſollte es aber nicht kommen. Ich fand für meine Vormittagsſtunden ganz unerwartete Beſchäftigung.

Am andern Morgen ließ ſich nämlich Herr Carl Theodor Edelmann, der Director des Stadttheaters bei mir melden. „In einer höchſt wichtigen Angelegenheit —“ ließ er mir durch den Zimmerkellner ſagen.

Es war ein mittelgroßes, hageres Männchen, mit glattraſirtem Geſicht und einer ſchlecht gebrannten Perrücke. In ſeinem altmodiſchen Frack, den engen ſchwarzen Beinkleidern und dem hohen weißen Halstuch ſah er ungefähr aus wie ein Provinzſchauſpieler, der ſich eine „Geheimraths-Maske“ zurecht gemacht hat. Auf dem Zeigefinger der rechten Hand trug er einen auffallend großen Siegelring.

„Ich möchte es nur ja nicht ungütig nehmen,“ bat er mich im allerſchönſten ſächſiſchen Dialekt, „daß er mich ſo überfalle, — aber, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb . . .“

Ich lud ihn zum Sitzen ein und erfuhr nun Folgendes:

Die Edelmann'ſche Geſellſchaft ſpielt ſchon ſeit Jahren jeden Winter zwei bis drei Monate im hieſigen Stadttheater; ſie hätten auch immer ein ganz leidliches Geſchäft gemacht; in dieſer Saiſon aber ginge es gottserbärmlich. Eine Novität nach der andern ſei durchgefallen, und auf die alten Stücke kämen die Leute nicht in's Theater. Er wiſſe ſich nur noch eine Rettung, und die hinge von mir ab: das neue Stück, das ſie jetzt am Wallner-Theater in Berlin ſpielen, wenn er das aufführen dürfte, dann könnte er ſich für die ganze Saiſon herausreißen! Das Buch hätte ihm der Theateragent auch ſchon geſchickt, aber die Erlaubniß zur Aufführung könnte er nicht bekommen, — weil er noch von zwei Quartalen im Rückſtand ſei mit den Tantièmen! Und er ſei ja ein ehrlicher Mann, aber er könnte es jetzt nicht bezahlen. Wenn ich aber ein gutes Wort für ihn einlegte . . .

Und weil er wirklich ſo ausſah, wie ein ehrlicher Mann, der ohne allzuviel eigenes Verſchulden im Unglück ſaß, ließ ich ihn nicht weiter bitten und ſagte ihm, er möge das Stück nur aufführen, auf meine Verantwortung, ich würde es dem Agenten gegenüber vertreten.

Er war überglücklich. Die Rollen, ſagte er, könnten über Nacht ausgeſchrieben ſein; — da müſſe die ganze Geſellſchaft zuſammenhelfen. Uebermorgen, um 10 Uhr früh, wäre die erſte Probe, und am Sonnabend hätten wir die Première. Es würde eine Muſtervorſtellung werden, — darauf könnte ich mich verlaſſen; beſonders wenn ich die Gnade hätte, mich bei der Inſcenirung „eigenhändig“ zu betheiligen. Das verſprach ich ihm auch noch.

Nun wollte er gleich die Beſetzung mit mir berathen; ich ſagte ihm, das hätte keinen Zweck, da ich ſein Perſonal ja doch nicht kenne.

„Nun, da werden Sie Ihre Freude haben,“ beruhigte er mich; „lauter vortreffliche Kräfte; nur bei einer Rolle bin ich in einer gewiſſen Verlegenheit . . . bei dem General! Da ſpießt es ſich . . .“

„Wieſo?“

„Nun, ſehen Sie, das Stück ſtellt eben ſehr große Anforderungen an das Perſonal, — und für den General, — ich hab' mir's ſchon hin und her überlegt, — da hab' ich eigentlich gar Keinen mehr übrig . . .“

„Ja, aber lieber Direktor . . .“

„Herausſtreichen können wir ihn wohl nicht?“ frug er ganz ſchüchtern, — und als ich lachend verneinte, fuhr er fort: „Na ja, — er gehört eben doch gewiſſermaßen zur Handlung; es wäre auch ſchade wegen der ſchönen Uniform! Ich habe nämlich eine Generals-Uniform . . . ich kann Ihnen ſagen, da könnte mich manches Hoftheater beneiden! Ich habe ſie erſt neulich unter der Hand gekauft, — aus dem Nachlaſſe eines wirklichen, richtigen, preußiſchen Generals . . .“

„Aber wenn Sie keinen Darſteller haben . . .?“

„Gott, einen Ausweg gäb's vielleicht,“ — ſagte er nach einigem Zögern; „wenn wir uns beim Souffliren abwechſeln, — der Eine oder der Andere iſt ja immer wieder ein paar Scenen frei, — dann könnte am Ende unſer Souffleur den General übernehmen?“

Was das für ein Menſch wäre? frug ich einigermaßen beſorgt . . .

„Nu, es iſt ein ſtilles, beſcheidenes Kerlchen, — aber er hat doch gewiſſermaßen etwas Militäriſches in ſeinem ganzen Weſen; — wenn man ſich auf den Proben ein bischen Mühe mit ihm giebt . . .“

Wir beſchloſſen alſo, es mit dem Souffleur zu verſuchen. Herr Carl Theodor verließ mich mit vielen Dankſagungen und verſprach, mich übermorgen zur Probe abzuholen.

Das Theater, ein mächtiges Gebäude, das noch aus dem vorigen Jahrhundert ſtammte, war urſprünglich ein Carmeliter-Kloſter geweſen; dann hatte es vorübergehend als Cavallerie-Kaſerne gedient, und ſchließlich wurde es zum Schauſpielhaus umgeſtaltet.

Aus dem früheren Kirchenſchiff und der ſpäteren Reitbahn war der jetzige Zuſchauer-Raum entſtanden. Das einſtige Refectorium war zur Bühne geworden, und in den alten Kloſterzellen ſchminkten ſich die Schauſpieler.

Als ich zur verabredeten Zeit auf die Probe kam, führte mich der Director in ein Foyer, in dem noch die Steinfiguren der Apoſtel Petrus und Paulus ſtanden, und durch lange finſtere Gänge, über eine ausgetretene Treppe, auf die Bühne.

Unterwegs erzählte er mir, daß der Souffleur alſo richtig den General übernommen hätte:

„Der närr'ſche Zwickel war ganz außer ſich vor Freuden! Es wäre ſchon längſt ſein Wunſch geweſen, einmal ſelber mitſpielen zu dürfen, er hätt' ſich's nur nicht zu ſagen getraut! Und daß es nun gar eine Generalsrolle ſei, darauf war er beſonders ſtolz. Nur wie ich ihm ſagte, daß Sie perſönlich anweſend ſein würden, da ſchien ihn die Courage wieder zu verlaſſen. Ordentlich blaß iſt er geworden und wollt' mir die Rolle hinlegen und davonlaufen. Na, ſchließlich hat er ſich doch noch zureden laſſen!"

Auf der Bühne waren ſämmtliche Mitglieder verſammelt; ich wurde vorgeſtellt, und die Probe ſollte beginnen.

„Welcher von den Herren iſt denn nun der, dem Sie den General gegeben haben?" flüſterte ich dem Director zu.

„Ach ſo," ſagte der Director, die auf der Bühne Stehenden noch einmal überblickend, „der iſt ja gar nicht da!" Dann rief er mit lauter Stimme, daß man's auch hinter den Couliſſen hören ſollte:

„Herr Schödl! Wo iſt denn der Herr Schödl?"

„Wer? — Was? — Wie heißt der Mann?" rief ich aus und wollte dem Director nacheilen, der ſich ſuchend nach dem Hintergrund gewandt hatte. —

Aber da wurde ich ſchon am Rockärmel ergriffen, von einer Hand, die ſich raſch aus der erſten Couliſſe, unmittelbar neben mir, herausſtreckte. Mit ſanftem Druck fühlte ich mich feſtgehalten und nachgezogen, in den halbdunklen Raum hinein, — und dort, — nun dort ſtand er wahrhaftig vor mir — mein lieber alter Kamerad!

Und bevor ich noch, aus meiner Ueberraſchung, Freude und Beſtürzung heraus, das erſte Wort gefunden hatte, umklammerte er mich mit bittenden Händen und tuſchelte mir haſtig zu:

„Verrath' mich nicht! Ich bitte Dich, ſag' den Anderen keine Silbe, daß Du mich kennſt . . .“

„Aber Schödl . . .“ ſtammelte ich.

„Thu' mir's zu Lieb', ich bitt' Dich,“ fuhr er drängend fort. „Später ſag' ich Dir Alles.“ — Damit ſchob er mich wieder zur Bühne zurück und verſchwand im Dunkel hinter den Couliſſen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mir war's wie ein Traum. Während der Director den erſten Act probiren ließ, ſaß ich an dem kleinen Regietiſchchen, vorne an der Rampe, und ſah und hörte nichts.

Schödl! Mein alter Freund Schödl! Hier! Bei dieſer reiſenden Komödiantengeſellſchaft! Als Souffleur! Zehn Mal wollte ich aufſpringen, hinter die Couliſſen laufen, mit ihm ſprechen, — aber er hatte mich ſo ängſtlich gebeten: Thu's nicht! Mir zu Liebe! — Da bezwang ich mich wieder — und blieb.

So ging der kurze erſte Act vorüber.

Im zweiten Act tritt der General auf. Schödl kam durch die Mittelthür heraus, die Rolle in der Hand, wie alle übrigen Darſteller — es war eine ſogenannte „Arrangirprobe mit der Rolle in der Hand“ — und während ihm der Director umſtändliche Belehrungen gab, wie er auftreten müſſe und wohin er ſich mit den erſten Worten wenden ſolle, hatte ich Zeit, ihn aufmerkſamer zu betrachten.

Lieber Himmel! Er war ſehr gealtert. Das ſpärliche Haar grau durchzogen, in dem blaſſen Geſicht die deutlichen Spuren von Leiden, Sorgen — Entbehrungen. Das dünne, eng über die Bruſt geknöpfte Röckchen ließ ihn noch kümmerlicher erſcheinen, als damals die Uniform. Nur die großen blauen Augen waren dieſelben geblieben. Und doch nicht! Als er jetzt mit einem vollen Aufſchlag zu mir herüberſah, fühlte ich es ganz deutlich: es lag etwas Fremdes, Rührendes in ſeinem Blick! So etwas Stilles und Frommes! Mehr als jemals erinnerte er mich jetzt an das Bild ſeines Namenspatrons, Sanct Sebaſtian.

Aus dem Geſpräch mit dem Director heraus, wandte er ſich mit einer Frage an mich. Er betonte abſichtlich das „Sie“ und ſprach mich mit „Herr“ und meinem vollen Namen an. Ich ging darauf ein, erklärte ihm Dies und Jenes in ſeiner Rolle, gab ihm jede nur mögliche Anleitung und beſchäftigte mich während der ganzen Probe faſt ausſchließlich mit ihm.

Darüber verlor ſich unmerklich die Befangenheit zwiſchen uns; ich redete mich in den Regieeifer hinein, und er ſchien Alles vergeſſen zu haben, was nicht zu ſeiner Rolle, zu ſeinem Spiel gehörte. Er war mit ſichtlicher Freude bei der Sache. Immer wieder frug er, ob's denn ſo recht wäre? Und ob er's nicht nochmal und nochmal probiren ſolle? Dabei rötheten ſich ſeine Wangen, und wenn er Worte zu ſprechen hatte, die ſich auf militäriſche Dinge bezogen oder auf ſeine Generalswürde, da reckte er ſich ordentlich ſtolz auf

Digitized by Google

in ſoldatiſcher Strammheit und war wieder ganz der alte Schödl, in dem der Heldengeiſt ſeiner Väter glühte.

Natürlich mußte ich ihn fortwährend zu vorſichtigem Maßhalten ermahnen; denn ſo ehrlich empfunden ſein Pathos auch war, für die Bühnenwirkung konnte es leicht in's Lächerliche fallen. Das ſagte ich ihm freilich nicht ſo gerade heraus, um ihn nicht zu entmuthigen, aber ich nahm mir vor, ihn auf den folgenden Proben nach und nach zu einer noch ruhigeren Auffaſſung ſeiner Generalsrolle hinzuleiten.

Inzwiſchen tröſtete ich ihn mit der Verſicherung, daß er am Abend der Vorſtellung recht gut beſtehen und einen ſchönen Erfolg haben würde.

Das machte den armen Kerl ganz glücklich; er drückte mir wieder und wieder die Hände, nahm mich bei Seite und flüſterte mir zu, ob ich nicht zu ihm kommen wolle. Er würde mich ja gern im Hotel aufſuchen, aber . . . Ich verſprach Vormittags zu kommen. Er dankte mir mit einem völlig gerührten Blick und lief fort.

Die Probe war zu Ende. Während mich der Director nach Hauſe begleitete, theilte er mir das Wenige mit, das er ſelber von Schödl wußte. Vor zwei Jahren ſei er zu ihm gekommen, durch einen Wiener Theateragenten; im Anfang hätte er ihn gar nicht behalten wollen, weil's mit dem Souffliren ſo ſchlecht ging; aber er hätte ihm leid gethan, denn er wäre ſichtlich in Noth geweſen, und ſchließlich hätten ſie ſich Alle an den beſcheidenen pflichteifrigen Menſchen gewöhnt. Wo er eigentlich herkäme und was er früher geweſen ſei, das wiſſe heute noch Keiner, denn er hätte mit Niemand vertraulicheren Umgang und lebe ganz ſtill für ſich hin, — immer zu Hauſe, immer nur mit ſeinem Kind!“

„Ein Kind?“ frug ich auf's Höchſte überraſcht. „Er hat ein Kind?“

„Ei ja! Ein Töchterchen von ſieben oder acht Jahren. Ein wahres Bild von einem Kinde! Die Leute auf der Straße bleiben ſtehen, wenn er mit ihr vorübergeht; er putzt ſie auch immer an, wie eine richtige Prinzeſſin! Er ſelber natürlich — das arme Luder — läuft in der größten Kälte mit'n Sommerpaletot. Hundertmal hab' ich ihm ſchon geſagt, er ſoll die Kleine doch mitſpielen laſſen, — man hat doch immer einmal eine Kinder-Rolle zu beſetzen, oder zu Weihnachten, wenn wir unſere große Ausſtattungs-Feerie aufführen, — aber meinen Sie, daß er das zugeben möchte? I bewahre! Nicht für ſchweres Geld! Obwohl er ſonſt ganz fiebrig iſt auf jeden Groſchen Nebenverdienſt und oft die halben Nächte aufſitzt beim Rollen-Ausſchreiben!“

Und ſo ſchwatzte er weiter, der mittheilſame Herr Edelmann, und erzählte mir von Schödls rührender Zärtlichkeit gegen das Kind, und von des Letzteren Talenten, und daß es offenbar wie geſchaffen ſei für's Theater — lauter Dinge, die ich nur noch mit halbem Ohr hörte, weil ich mir im Stillen unabläſſig die Frage vorlegte, was es wohl für eine Bewandtniß haben könne mit dieſem Kind? . . . Und mit der Mutter? . . . War ſie todt? War ſie von ihm geſchieden? . . . Oder war ſie? . . . Ich fühlte, daß mir irgend eine unbeſtimmte Ahnung vorſchwebte, die ich ſo nicht in Worte faſſen konnte, und nach der ich aber auch nicht feſter hinblicken mochte — als ob ich mich ſcheute, als ob . . .

Da blieb der Director plötzlich ſtehen, hielt mich feſt und zeigte über die Straße hinüber.

„Nu ſehen Sie, weil wir gerade von der kleinen Krabbe ſprechen — da iſt ſie!"

„Wo?"

„Herr Jeſes, da drüben! Sehen Sie nur, wie ſie mit dem alten Herrn kokettirt . . ."

Schräg über der Straße drüben, in der Nähe unſeres Hotels ſtand mein alter General und vor ihm, das Geſicht von mir abgewendet, ein kleines Mädchen. Sie ſah mit graziös zurückgelegtem Köpfchen zu ihm hinauf, und er, auf ſeinen Krückſtock geſtützt, zu ihr niedergebeugt, horchte auf ihr Geplapper. Es war ein hübſches Bildchen, der weißhaarige alte Herr im langen Pelzrock und das zierliche Püppchen ihm gegenüber. Mit einem ganz eigenthümlichen fremdartigen Chic war ſie gekleidet. Ein keckes, weißes Barett, unter dem eine Fülle dunkler Locken hervorquoll, ein wolliges weißes Mäntelchen, mit drei oder vier übereinanderfallenden Kragen, und darunter der Saum eines blauen Sammtröckchens. Die auffallend kleinen Füße waren in hohe, enganliegende Knopfſtiefel geſtellt, und in der rechten Hand hielt ſie läſſig ein Paar blanke Schlittſchuhe. Sie mochte eben etwas Drolliges geſagt haben, denn der alte Herr lachte hell auf. Sie lachte mit, machte ihm einen graziöſen Knix, wich geſchmeidig wie ein Kätzchen aus, als er ſie noch zurückhalten wollte, und lief, übermüthig die Schlittſchuhe in der Luft ſchwenkend, die Straße hinauf.

Jetzt hatte mich der General erblickt; er kam lebhaft geſticulirend zu mir herübergehumpelt und rief mir ſchon von Weitem zu:

„Da habe ich ja ein unglaubliches kleines Frauenzimmer kennen gelernt."

Und dann erzählte er mir, während ſich Herr Edelmann beſcheidentlich empfohlen hatte, ſein Abenteuer.

Vorhin, beim Heraustreten aus dem Hotel, ſei er mit der eilig vorüberlaufenden Kleinen „zuſammencarambolirt"; er habe ſie noch glücklich aufgefangen, als ſie hinfallen wollte, habe ſie wieder auf ihre Füße geſtellt und ſich mit „Hopſa" oder „Pardon" oder „ſo was dergleichen" entſchuldigt; darauf hat das Kind zu ſeiner großen Ueberraſchung geantwortet:

„Ma, non fa niente, Eccellenza!"

Nun frug er ſie, ob ſie eine Italienerin ſei.

„O ich kann auch deutſch, Herr General."

Und als er ſich immer erſtaunter erkundigte, ob ſie ihn denn kenne, ſagte ſie mit einem ſpitzbübiſchen Lächen: „Ma, sicuro" und plapperte ganz geläufig des Generals vollen Namen und Titel herunter.

Nun wollte er natürlich wieder erfahren, woher ſie das wiſſe. Sie aber legte den Zeigefinger auf das Mündchen und flüſterte: „Geheimniß!“ Und wie ſie ſelber hieße? — „Geheimniß!“ antwortete ſie wieder mit derſelben Geberde, — „und nun müſſe ſie fort!“

„Wohin denn?“

„Klaviernoten holen!“

„Spielſt Du denn ſchon?“

„Erſt ein Stückchen; Papa hat mir's einſtudirt. Ihre Lieblingsmelodie, Herr General!“ Und dabei fängt ſie auch gleich zu trällern an. „Dididom, dididom, dididom — bombom —“ den Radetzkymarſch. Damit lief ſie lachend weg.

„Nun ſagen Sie mir, das iſt doch das Tollſte, was mir im Leben paſſirt iſt! Wer kann denn die kleine Hexe nur ſein?“

„Ich weiß es, Herr General!“

„Sie?“

„Ja, es iſt die Tochter des Lieutenants Schödl!“

Er ſah mich mit einem maßlos erſtaunten Geſicht an und wußte ſeiner Ueberraſchung keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er mit dem Krückſtock aufſtieß und ein paar Mal „Morbleu, morbleu!“ ausrief.

Dann nahm er mich mit hinauf in ſein Zimmer, und ich mußte ihm berichten, wie ich Schödl gefunden und was ich von ihm erfahren habe. Er war gleich wieder voll warmherziger Theilnahme.

„Aber daß ſich der Sappermenter gar nicht ſehen läßt, bei ſeinem alten Regiments-Commandeur!“ fuhr er grollend heraus.

„Gott, Herr General, er wird's eben nicht gewagt haben; bedenken Sie — in ſeiner Lage! Er iſt Ihnen ſicherlich mit beſcheidener Abſicht ausgewichen und wird Sie nur von Weitem ſeinem Kind gezeigt haben: ‚Siehſt Du, das iſt mein Oberſt geweſen!‘ Und dann hat er gewiß mit Liebe und Verehrung von Ihnen geſprochen; das haben Sie ja ſelber herausgehört, aus dem Geplauder der Kleinen!“

„Na ja, ja, ja! Aber das geht ſo nicht! Wenn Sie ihn wieder ſehen, ſagen Sie ihm, das geht ſo nicht! Und das mit dem Ausweichen und dergleichen — das iſt Unſinn! Kamerad bleibt Kamerad! Und die treue Kameradſchaft iſt ſchließlich noch immer das Beſte auf der Welt! Und wenn er ſich nicht zu mir traut, dann gehe ich zu ihm. . . . Sehen Sie nur, da kommt ſie wieder zurück!“ ſagte er eifrig und riß trotz der Kälte das Fenſter auf, um auf die Straße hinunterzuſehen.

Ich trat zu ihm; drüben auf dem Fußſteig kam das Ding eben angetänzelt; ſie hatte uns Beide gleich am offenen Fenſter bemerkt, und als ihr der General nun freundlich zunickte, da blieb ſie ſtehen, wandte ſich voll zu uns, machte einen zierlichen Knix, den ſie mit einer ungemein graziöſen Grußbewegung beider Arme begleitete, warf dem General noch eine Kußhand zu — und trippelte weiter.

Mich aber durchfuhr es in dem Augenblick wie eine Aehnlichkeit — eine Erinnerung — beinahe unheimlich lebendig: Cattaro — das Theater — die Improviſatrice Marietta — wie ſie ſich verneigt — Kußhände in's Parterre wirft — und dieſes Lächeln — dieſe Augen! — Nein! Nein, da iſt keine Täuſchung möglich! . . .

„Wiſſen Sie, wer das Kind da unten iſt?“ ſagte ich zum General.

„Nun?“

„Die Tochter der Oliviera!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte mich nicht getäuſcht! Die Kleine, die übrigens wirklich Marietta hieß, war die Tochter der Oliviera.

Schödl ſelbſt hat es mir erzählt, als wir noch am ſelben Abend — und bis tief, tief in die Nacht hinein — in ſeiner ärmlichen Wohnung zuſammenſaßen.

Als er damals — vor nun bald neun Jahren — nach Graz zurückkam, fand er, nach manchem vergeblichen Bittgang, endlich eine beſcheidene Stelle als Magiſtrats-Schreiber. Seiner alten Mutter hatte er eingeredet, es handle ſich nur um „ein kleines Uebergangl“; ſein unbedeutendes Herzübel beſſere ſich von Tag zu Tag, und wenn er erſt wieder ganz geſund ſei, dann könne er ſofort wieder als Offizier in die Armee eintreten. Und ſie hat ihrem „Baſtl“, der ſie ja nie angelogen hat, auch das geglaubt und iſt im nächſten Frühjahr mit der tröſtlichen Zuverſicht hinübergegangen, daß es ihr Sohn noch recht weit bringen wird . . . recht weit! . . .

Der kleine Hausſtand, deſſen materielle Baſis die Penſion der Mutter war, löſte ſich auf; die Schweſtern kamen zu wohlhabenden Verwandten nach Kärnten, wo ſie noch heute leben — angeblich als „liebe Hausgenoſſen“ — thatſächlich als beſſer behandelte und ſchlechter entlohnte Dienſtboten.

Schödl blieb allein zurück in Graz; allein und einſam! Er lebte ſo für ſich hin, ohne Hoffnung für die Zukunft — ohne Freude an der Gegenwart — und meinte, er hätte nichts mehr zu thun, als ſtill und geduldig auf das Ende zu warten.

Da trat die Oliviera zum zweiten Mal in ſein Leben! Vor ungefähr vier Jahren war's. Sie kam mit einer italieniſchen Opern-Geſellſchaft nach Graz — als Choriſtin! Jugend und Schönheit hatte ſie eingebüßt — und das bischen Stimme, das ſie ehemals beſaß, war rauh und brüchig geworden; aber für Schödl war ſie geblieben, was ſie immer war: das Weib, das er geliebt hatte! Das er noch immer liebte!

Abend für Abend ſaß er im Theater — ganz hoch oben, auf dem billigſten Platz, und ſah und hörte von allen Herrlichkeiten nichts, als die kleine Choriſtin, um die ſich ſonſt kein Menſch im ganzen Hauſe kümmerte.

Eines Abends fehlte ſie im Chor — und am nächſten Abend auch! Da faßte er ſich ein Herz und erkundigte ſich nach ihr. Sie ſei krank, hieß es, ſchwer krank! . . . Nun hielt ihn nichts mehr! Nun ging er zu

Digitized by Google

ihr — und hat ſie nicht wieder verlaſſen, bis ſie Niemand mehr brauchte — keinen Pfleger, keinen Freund und keinen Troſt!

Zuerſt lag ſie zwei Monate lang in Graz; jede Minute, die ihm ſein Amt frei ließ, ſaß er an ihrem Bett; und als ſie endlich wieder aufſtehen durfte und ihm der Arzt ſagte, die letzte Hoffnung für ſie wäre eine Cur in Meran, da gab er ohne Zaudern ſeine Anſtellung auf, verkaufte, was er beſaß, raffte die paar hundert Gulden zuſammen, die ihm aus dem Erbe ſeiner Mutter noch geblieben waren und brachte die Kranke nach Meran. Dort hat die arme Dulderin ausgelitten. Der letzte Tag ihres Lebens war auch der erſte, an dem die finſtere Scheu von ihr gewichen iſt, mit der ſie ſich bis dahin — wortkarg und ohne Dank — gefallen ließ, was er an ihr that. Erſt die letzten Schläge ihres trotzigen Herzens haben ihm gegolten — ihm und ihrer kleinen Marietta — die er von ihren erkaltenden Lippen weg, an ſeine Bruſt zog. . . .

„Und ſeither bin ich ihr Vater —“ ſagte er ſchlicht und treuherzig und führte mich zu dem Bettchen hin, wo das ſchlafende Kind, friſch und ruhig, zwiſchen weißen Decken lag.

„Wie ſie ihr ähnlich ſieht!“ dachte ich im Innerſten. Und als ob er es gehört hätte, flüſterte er dieſelben Worte leiſe vor ſich hin. „Wie ſie ihr ähnlich ſieht!“ Dabei neigte er ſich vorſichtig über das liebliche Kind, küßte es und blickte mit einem ſtillen Lächeln zu mir hinüber: „Siehſt Du, ſo hab' ich halt doch noch mein bischen Glück gefunden! Freilich, ich hab' erſt redlich drum dienen müſſen. Die Kleine hat ſich im Anfang auch gewehrt gegen meine Liebe — g'rad ſo, wie ihre Mutter!“ ſagte er mit einem Seufzer. „Und ſelbſt jetzt noch! Wenn man ſo eiferſüchtig wie ich danach hinſchaut, merkt man's ganz genau: Derjenige, der giebt — das bin halt immer nur ich! Sie nimmt blos. — Lieber Gott, vielleicht iſt das überhaupt mein Schickſal! Vielleicht muß ich damit ſchon zufrieden ſein, daß ich nur Menſchenherzen finde, die ſich's wenigſtens gefallen laſſen, wenn ich mit meiner Liebe an ihnen häng'!“

Und gleich wieder, als ob ihn das bittere Wort reute, ſprach er in den zärtlichſten Ausdrücken von dem ſüßen kleinen Geſchöpf. Und was ſie ihm geworden ſei, in den vier Jahren, ſeit dem Tode ihrer Mutter! Nun erſt hätte ſein Leben wieder ein ernſtes Ziel: das ihre zu ſchmücken! — Vorläufig könne er ihr freilich nur das Nothdürftigſte bieten, — und das bischen Putzkram, das dem eitlen Ding wichtiger ſei als Eſſen und Trinken. Aber ſeine jetzige Stelle ſei doch nur ein Proviſorium, nach dem er in der größten Noth gegriffen habe. „Denn damals, in Meran,“ erzählte er weiter, „als ich mit Marietta an der Hand vom Friedhof zurückkam, wußte ich wirklich nicht, wovon wir Beide im nächſten Monat leben ſollten. Da fand ich in unſerer Wohnung einen Brief von Olivieras früherem Director; ich hatte ihm ihr Ende angezeigt, weil der alte Herr immer gut zu ihr geweſen iſt und ſie auch unterſtützt hat, ſo weit er konnte. Nun ſchrieb er mir aus Trieſt, ich ſolle zu ihm kommen, wenn ich nichts Anderes hätte, er ginge mit ſeiner Oper nach Oeſterreich und Deutſchland und brauche einen redlichen, gebildeten Mann, den er als Dolmetſch, Secretär und Caſſirer verwenden könne. So bin ich zwei Jahre bei ihm geblieben, bis er ſchließlich in Wien, vom Unglück verfolgt, ſeine Geſellſchaft auflöſen mußte. Er empfahl mich einem Agenten — und der verſchaffte mir die erſte freie Stelle, die ſich bot: als Souffleur zum Director Edelmann. Da bin ich nun, und wäre auch zufrieden, wenn ich nur an mich allein zu denken hätte! Aber um ihretwillen möchte ich's gerne weiter bringen; wer weiß, wie lange ſie mich noch hat; mit meinem Leiden, Du weißt ja, da kann es einmal mit einem Schlag aus ſein! — Aber — vielleicht — vielleicht ſtehe ich gerade jetzt vor dem freundlichen Wendepunkt meines Schickſals, auf den ich trotz alledem im Stillen noch immer gehofft habe.

Und als ich nicht recht wußte, wie ich ihn verſtehen ſolle, ergriff er meine Hände und ſagte, zögernd und ſtotternd, als ob er ſich kaum heraustraue mit ſeinem Geſtändniß:

„Lach' mich nicht aus! Die ſchwärmeriſchen Träume von damals, — als wir Beide meinten, wir brauchten nur den Offiziersdegen in den Winkel zu ſtellen, um gleich als große Künſtler auf die Bühne zu ſpringen — die ſind natürlich vorüber — wie ſo Vieles, von dem wir damals geträumt haben. Und ich habe auch jahrelang nicht mehr daran gedacht. Aber jetzt, wo ich täglich hinter die Couliſſen komme, wo ich ſozuſagen im Theater und mit Schauſpielern lebe, da iſt doch nach und nach die alte Neigung wieder aufgewacht. Oft und oft ſchon habe ich den Director bitten wollen, er ſoll's mich doch einmal verſuchen laſſen mit einer Rolle, für die ich mich beſonders eigne, wie z. B. jetzt, der General in dem neuen Stück! . . . Ach, Freund, wenn mir das Glück brächte — und wenn ich dann nur zu einer ganz beſcheidenen Stellung an irgend einem Hoftheater käme . . .“

„Aber Schödl . . .“

„Nun ja, zum Liebhaber bin ich freilich inzwiſchen zu alt geworden, das ſeh' ich ja ein; aber es giebt ſchon noch Rollen, die mir das Herz warm machen! Weißt Du, dieſe großen Heldengeſtalten, in die ich mich ſo lebendig hineindenken kann, der „Wilhelm Tell“, der „Herzog Alba“, der „Schweizer“ aus den „Räubern“, der „Götz von Berlichingen“ mit der eiſernen Fauſt! Ja, wenn ich mir die ſo vorſpreche, mit mir ganz allein, ſo mit der vollen Leidenſchaft, ja, da packt mich die helle Begeiſterung, und da mein' ich, das Publikum müßt' mir's und müßt' mir's glauben!“ . . .

Dabei war er mit großmächtigen Heldenſchritten im Zimmer auf und niedergegangen und ſtand jetzt ſtolz aufgerichtet vor mir, blitzenden Auges und mit drohend erhobener Fauſt, als wäre er wirklich der eiſenhändige Götz, der in der Rathsſtube zu Heilbronn den zaghaften Häſchern zuruft: „Wer kein ungriſcher Ochs iſt, komm' mir nicht zu nah!“ . . .

Und mir wurde ganz trübſelig zu Muthe; denn ich ſah es ja zum

Greifen deutlich vor mir, wie es meinen armen Freund zu einer neuen Enttäuſchung hintrieb — vielleicht zur bitterſten ſeines Lebens. Und ich konnte ihn nicht warnen; es wäre eine nutzloſe Grauſamkeit geweſen, ihm die Wahrheit zu ſagen, — er hätte nicht daran geglaubt. Er fühlte doch in ſeiner innerſten Seele den großen Helden — der er nicht war! Nicht im Leben — nicht auf der Bühne!

Ich nahm mir im Stillen vor, ihn vor dieſer ſchmerzlichen Erkenntniß zu ſchützen, — wenn's irgend möglich ſei; es mußte ſich wohl — ſo oder ſo — ein ſturmſicherer Winkel für ihn finden laſſen.

Am nächſten Morgen hatten wir wieder Probe; Schödl war ſchon vor Anfang da, nahm mich bei Seite und frug mich leiſe, ob's mir recht wäre, wenn er gleich in vollem Koſtüm probirte? „Man fände ſich doch leichter in den Charakter hinein."

Ich hatte natürlich nichts dagegen, und im zweiten Act erſchien er richtig in voller Generals-Uniform auf der Bühne. Sie war ihm freilich ein wenig zu weit, aber er ſah doch ziemlich gut aus und ſchien ſich ſelbſt ſehr zu gefallen. Auf der Bühne ſtand ein großer Spiegel, der zum Meublement des Zimmers gehörte, und Schödl verſäumte nie, ein paar zärtliche Blicke hineinzuwerfen, wenn er an ihm vorüberſtolzirte; einmal überhörte er darüber ſogar ſein Stichwort, und ich mußte den Spiegel ſchließlich anders ſtellen laſſen. Im Uebrigen wußte er ſeine Rolle bis „auf's Und" und ſprach ſie noch pathetiſcher, als am Tag vorher. Er fühlte ſich augenſcheinlich ſehr glücklich im Hochgefühl ſeiner Generalswürde.

„Einen Bart werde ich mir nicht kleben," ſagte er mir im Zwiſchenact mit wichtiger Miene; „ich bin nicht daran gewöhnt, und ſo könnte es mich am Ende ſtören; übrigens — ein General kann doch auch bartlos ſein? Nicht wahr? Moltke, — Friedrich der Zweite — —"

Und als die Probe vorüber war, kam er mit einem neuen Anliegen:

„Wegen der Orden wollte ich Dich fragen . . .?"

„Was für Orden?"

„Nun, es iſt doch ein General! Und die Kriege von Vierundſechzig und Siebzig-Einundſiebzig hat er jedenfalls mitgemacht . . .?"

„Ach ſo, — ja, — ein paar Orden kann er ſchon haben . . ."

Er nickte mit freudiger Zuſtimmung, dann nach einer kleinen Pauſe:

„Ich denke mir, das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe hat er ſicher?"

Der Meinung war ich natürlich auch, und am nächſten Tag erſchien Schödl mit dem eiſernen Kreuz und vier anderen Orden auf der Bruſt, die ſich im Laufe der letzten beiden Proben noch um drei Ritterkreuze und eine goldene Tapferkeits-Medaille vermehrten, — ohne daß weiter darüber geſprochen wurde.

Inzwiſchen hatte ich Schödl auch geſagt, daß ihm unſer ehemaliger Regiments-Commandeur zu ſprechen wünſche, und daß er jedenfalls hingehen müſſe. Das koſtete ihm zwar einen ſchweren Entſchluß — aber ſchließlich ging er doch, und als er wiederkam, war er ganz gerührt von der überaus freundlichen Aufnahme, die er beim General gefunden habe. — Und zu morgen wären er und Marietta zum Eſſen eingeladen, — und ich ſollte auch dabei ſein.

Bei dieſem Mittagsmahl, — es war am letzten Tag vor der Première, — ging's ſehr luſtig her zwiſchen uns Vieren. Marietta, die zum erſten Mal in ihrem Leben Champagner zu koſten bekam, hielt uns mit ihrer drolligen Ausgelaſſenheit in fortwährendem Lachen, und der General war förmlich verliebt in das graziöſe Kind.

„Grad' ſo ein Wurſtl," ſagte er, „iſt unſere Jüngſte geweſen, die hat's auch immer ſo getrieben beim Eſſen." — Und dann fuhr er mit einem leiſen Seufzer fort: „Jetzt iſt es freilich ſehr ſtill geworden bei uns — Na ja, — jetzt ſitzen wir halt ganz allein am Tiſch, — meine Frau und ich . . .!"

Nun brachte die Kleine, deutſch und italieniſch durcheinander plappernd, ein „Hoch" auf die Frau Generalin aus! Der General ſtieß mit ihr an, ſchloß das Kind zärtlich in ſeine Arme, und ſie küßte ihn herzhaft auf den Mund.

Schödl neigte ſich zu mir herüber und ſagte:

„Siehſt Du," ſo zärtlich iſt ſie zum Beiſpiel nie mit mir . . ."

Das ſollte wie ein Scherz klingen — es lag aber doch eine leiſe Klage darin. Und er ſah beinahe eiferſüchtig zu unſerm guten alten General hinüber, der Marietta auf ſeinen Schoß gehoben hatte und ihr Köpfchen liebkoſend an eine Bruſt drückte, während die Kleine mit ganz leiſer Stimme, wie ein träumendes Vögelchen, vor ſich hinſang — ein Lied, das ich lange nicht gehört hatte: „Mila, mila, lunica, — kje, moja liubica?"

Plötzlich, — mitten im Vers brach ſie ab und bat, ob ſie jetzt fort dürfe? Auf dem Johannisteich draußen ſei heute Eislaufen mit Muſik, und da möcht' ſie zu gern dabei ſein!

Sie ſprang davon; der General ſchlug ordentlich zornig auf den Tiſch und ſagte mit ganz rauher Stimme:

„Merkwürdig! Grad' wie meine Jüngſte!"

Dann ließ er eine neue Flaſche bringen, bot uns Cigarren an — und nun wurde erſt gemüthlich geplaudert! . . . Von was? . . . Natürlich — von damals! . . . Von den rothweißen Aufſchlägen, der ſchwarzgelben Fahne und dem goldenen Porte-épée! Dann wurde auf den Kaiſer getrunken und auf die tapfere Armee, — und zwiſchendurch kam's immer wieder dem Einen und dem Andern über die Lippen, — wie ein Refrain:

„Es iſt doch ſchön geweſen . . .!"

Schödl war während der letzten Stunde immer ſtiller geworden, und als ich ihn nach Hauſe brachte, ging er ganz verſunken neben mir her. — Ich wollte ihn aufheitern, fing vom Theater an und von ſeinen Zukunftsplänen — aber er hörte mich kaum; und als ich mich erbot, noch ein wenig zu ihm mit hinauf zu kommen, ſchüttelte er mit einem ſtummen Nein den Kopf und wandte ſich zur Hausthür; aber dann plötzlich kehrte er noch einmal um, — ergriff meine beiden Hände, preßte ſie an ſein Herz und ſagte tief aufſtöhnend:

„Du glaubſt nicht, wie unglücklich ich manchmal bin . . .!“

Und auch am nächſten Morgen, auf der Probe, war er ganz ungewöhnlich ernſt und in ſich gekehrt. Er hätte ſchlecht geſchlafen und unruhige Träume gehabt! — Von ſeiner Mutter! Und auch von ſeinem Vater, von dem er ſich gar nicht erinnern könne, ſeit ſeiner Kindheit je wieder geträumt zu haben . . .

„Und ganz merkwürdig war's! Der Vater wollte mir etwas ſagen, aber gerade in dem Augenblick wurde ich durch ein eigenthümliches Klirren im Zimmer geweckt — und habe auch nicht wieder einſchlafen können. Bis zum Morgen habe ich mich herumgequält: Was hat er Dir nur ſagen wollen? . . . Und jetzt liegt's mir in den Gliedern, wie eine unbeſtimmte Angſt . . .“

„Das wird weiter nichts ſein, als ein wenig Lampenfieber . . .“

„Freilich, freilich“ — tröſtete er ſich ſelbſt, — „iſt mir nur fatal, daß ſich gerade heute die Geſchichte, hier, wieder meldet.“ Er griff nach der Herzgegend: . . . „So ſtark iſt es noch gar nicht geweſen“ . . .

„Sollen wir vielleicht die Vorſtellung abſagen?“ frug ich nun doch beſorgt . . . Davon wollte er unter keiner Bedingung etwas hören; die Andern ſollten nicht glauben, daß er vielleicht aus Angſt . . . nein, nein, es würde ſchon beſſer werden; er wolle ſich gleich nach der Probe hinlegen, um vielleicht noch ein bischen Schlaf einzuholen, und Abends ſei er ſicher auf dem Poſten!

Ich fühlte mich aber beunruhigt, und erſuchte den Badearzt, der mein Tiſch-Nachbar an der Table d'hôte war, Nachmittags bei Schödl vorzuſprechen. Wenn irgendwie anzunehmen wäre, daß ſich der Zuſtand meines Freundes durch die bevorſtehenden Aufregungen des Abends verſchlimmern könnte, würde ich die Vorſtellung noch in letzter Stunde inhibiren.

„Davon kann gar keine Rede ſein,“ ſagte der Medicinalrath, „ich kenne den Herrn Schödl, — er war ſchon ein paar Mal in meiner Sprechſtunde; er hat körperlich allerdings nicht viel zuzuſetzen, das iſt richtig, aber das bischen Lampenfieber wird's auch nicht ſchlimmer machen; ſo ein Herzleiden, wie er's mit ſich herumſchleppt, iſt ſicherlich keine gemüthliche Sache, aber es gehört doch immer ein derber Stoß dazu — von innen oder von außen, — wenn's gefährlich werden ſoll! Dann freilich kann's auch ſofort zu Ende ſein. Uebrigens gehe ich gleich nach Tiſch hin! Mein Weg führt mich ohnedies vorüber; ich muß zum Johannesbrunnen hinaus . . .“

„Hat ſich das Waſſer ſchon wieder eingeſtellt?“ frug Jemand über den Tiſch herüber.

„Kein Tropfen; — es iſt, als ob die ganze Quelle mit einem Ruck in die Erde gerutſcht ſei!“ —

Ich erfuhr jetzt erſt, daß wir in der vergangenen Nacht ein kleines Erdbeben gehabt hätten, das einige Leute mit leiſem Rollen und Klirren aus dem Schlaf geweckt — ſonſt aber kein Unheil angerichtet habe. Nur der Johannesbrunnen ſei merkwürdigerweiſe plötzlich verſiegt; — aber das ſei ſchon öfter in dieſem Jahrhundert vorgekommen, erklärte der Medicinalrath, und die Quelle hätte ſich immer nach ein paar Tagen wieder gezeigt.

„Na, meinetwegen braucht ſie ſich nicht zu bemühen,“ brummte der General, der uns gegenüber ſaß, „ich bin froh, wenn ich das warme ſchweflige Zeug nicht mehr trinken muß!“

Und dann beſtellte er ſich mit ſeiner lauteſten Commandoſtimme eine Flaſche von dem ſtreng verpönten Rothwein und ſah dabei den Badearzt ſo herausfordernd an, als betrachte er ſich, nach dem Verſiegen des Johannesbrunnen, überhaupt an keine weitere Kur-Vorſchrift gebunden.

Im Laufe des Nachmittags ſchickte Schödl noch einen kleinen Zettel in’s Hotel: — ich ſolle mich um ſeinetwillen nicht weiter beunruhigen, er fühle ſich ganz wohl und ſei eben im Begriffe, in die Garderobe zu gehen!

Das Theater war ausverkauft, und der glückſtrahlende Herr Edelmann hatte dem General und mir die zwei letzten Plätzchen im ganzen Hauſe — die ſogenannte Directions-Loge — eingeräumt; während wir nun in dieſem kleinen finſtern Käfig ſaßen und mit geſpannter Erwartung dem Beginn der Vorſtellung entgegenſahen, kam ein ungemein lebhaftes Gefühl der Reue über mich: Ich hätte es doch nicht zugeben ſollen! Mit aller Kraft hätte ich Schödl dieſes unglückſelige Experiment ausreden müſſen! Es konnte ja kein gutes Ende nehmen! Im beſten Falle kam er heute noch mit heiler Haut davon, — denn die Rolle war nicht allzu groß und die gefährlichen Stellen hatte ich vorſorglich herausgebracht, — aber was war damit gewonnen? Im Gegentheil! Ein ſolcher Schein-Erfolg konnte ſeine Selbſttäuſchung nur ſteigern, — und dann war ihm die ſchmerzlichſte Erfahrung gewiß! Und wenn ſie ihm gar ſchon heute bevorſtand! Wenn er verhöhnt und ausgelacht wurde? Ich wagte es gar nicht auszudenken! . . . Der General neben mir ſchien auch in gedrückter Stimmung zu ſein: „Wiſſen Sie,“ ſagte er, „ich fürchte, die Schauſpielerei — das iſt erſt recht nichts für Schödl. Ich hab’s meiner Frau geſchrieben, und die iſt auch dagegen! Einen acht Seiten langen Brief hat ſie mir heute geſchickt — und Alles über den Schödl. Das Uebel, ſagt ſie, das die Aerzte in ſeinem Herzen conſtatirt haben, das wäre noch nicht das Schlimmſte! Aber, daß ihm der liebe Gott in dasſelbige kranke Herz, neben ſo viel Einfalt und Demuth, einen ſo unbändigen Stolz gelegt hat, und neben die ängſtliche Verzagtheit ſo eine heiße Begierde nach Ruhm und Ehre, — daran müßt’ er zu Grunde gehen, der arme Haſcher! . . . Es iſt ja ſehr traurig,“ fuhr er ſeufzend fort, „aber ſehen Sie, wenn meine Frau ſo etwas ſagt, da glaub’ ich d’ran, wie an’s Evangelium!“ . . .

Glücklicherweiſe fing jetzt das Stück an, und der erſte Act, der recht gut geſpielt wurde, riß auch uns aus den trüben Gedanken. — Als der Vorhang fiel, war das Publicum in der heiterſten Laune, und ich ging auf die Bühne, um mich nach Schödl umzuſehen, der gleich in den erſten Scenen des zweiten Actes aufzutreten hatte.

Ich fand ihn in der beſten Stimmung; mit der glänzenden Generals-Uniform ſchien wieder der alte Geiſt in ihn gefahren zu ſein, und als ich ihm ſagte, daß er ſehr gut und ſehr echt ausſähe, nahm er's als etwas Selbſtverſtändliches, mit einem beinahe herablaſſendem Lächeln hin.

„Merkſt Du nichts beſonderes an mir?“ ſagte er dann noch leichthin. Ich ſah ihn prüfend an — konnte aber nichts finden.

„Nun, ich meine das hier!“ und dabei deutete er mit einer Handbewegung, die recht vornehm-nachläſſig ausſehen ſollte, nach ſeinem Rockkragen.

Und nun ſah ich es: aus der Halsöffnung des Kragens hing das achtſpitzige Kreuz des Johanniterordens heraus.

„Ich dachte mir,“ ſagte er wie zur Entſchuldigung, „der Mann iſt doch wahrſcheinlich aus einer altadligen Familie“ . . .

„Gewiß, gewiß,“ beeilte ich mich zu beſtätigen, „es wird ja ſogar im Stück davon geſprochen.“

Nun war er erſt recht befriedigt und ſtrich mit der Hand leiſe, wie liebkoſend, über den emaillirten Ordensſtern.

Indem wurde das Klingelzeichen für den zweiten Act gegeben, und ich ging mit ihm hinter die Scene, um bis zu ſeinem Auftreten bei ihm zu bleiben.

Der Vorhang rauſchte in die Höhe, und die Schauſpieler auf der Bühne fingen zu ſprechen an: von da ab wurde Schödl merklich unruhig; er zog mich in nervöſer Haſt zur Mittelthür, durch die er ſpäter aufzutreten hatte, ſpähte durch den ſchmalen Spalt zwiſchen den beiden Thürflügeln in's Publikum hinaus, — rückte und zupfte an der Uniform — und zeigte alle mir wohlbekannten Symptome des hochgradigen Lampenfiebers; ich ſuchte ihn durch meine eigene Sicherheit ruhiger zu ſtimmen, ſagte ihm, es wäre überhaupt noch Zeit, und er brauche auch nicht ſo ängſtlich aufzupaſſen, — wenn ſein Stichwort fiele, würde ich ihn ſchon auf die Scene herausſchieben. Dann, um ihn abzulenken, frug ich nach Marietta; ob ſie im Theater wäre?

„Gott bewahre!“ fiel er mir eifrig in's Wort, „was denkſt Du denn? — Ich laſſe ſie nie in's Theater gehen, — und wenn ſie mich noch ſo bettelt. Heute Abend iſt ſie übrigens mit unſern Hausleuten auf dem Johannisteich draußen; da iſt Petersburger Nacht! Ein großes Eisfeſt für die Kinder. Schlittſchuhlaufen bei Muſik, bunte Lichterballons und ein maskirter Aufzug, auch von Kindern! Unſere Wirthsfrau hat ihr ein Rothkäppchen-Coſtüm zurechtgeſtoppelt, — ich ſage Dir, zum Küſſen hat das kleine Ding ausgeſehen . . .“

In dieſem Augenblick geſchah etwas Merkwürdiges!

Schödl hatte wirklich, während er von Marietta ſprach, ſein Lampenfieber vergeſſen, ſo völlig waren ſeine Gedanken mit dem Kind beſchäftigt; ich ſtellte mich auch ſo, als ob ich ihm ſehr intereſſirt zuhörte, lauſchte aber

Digitized by Google

dabei mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf das, was die Schauſpieler draußen auf der Scene ſprachen, — denn nun fehlten nur noch einige Sätze, dann mußte Schödls Stichwort zum Auftreten fallen. Plötzlich höre ich ſtatt der Stimme des Schauſpielers, der eben noch ſprach, — eine andere, fremde Stimme! — Zehn, — hundert Stimmen! — Ein eigenthümliches, dumpfes Geräuſch — Etwas unerklärlich Unheimliches, das — ich weiß nicht von wo, — herkommt? Von unten? Von der Straße? Aus dem Zuſchauerraum? Ich ſehe raſch durch die Thürſpalte hinaus, — ich glaube meinen Augen nicht zu trauen! Der Zuſchauerraum iſt beinahe leer! Von den vielen hundert dicht gedrängten Köpfen nichts mehr zu ſehen! — Ich reiße die Thüre auf und ſtürze auf die Bühne; die beiden Schauſpieler, die eben noch ſprachen, ſtehen ſchreckſtarr draußen und ſtieren in's Parquet hinunter, aus deſſen hinterſter, weit aufgeſperrter Thür ſich eben die letzten Menſchen hinausdrängen, — in wilder Haſt, — wie auf der Flucht vor etwas Entſetzlichem! Was iſt das? — Feuer! iſt mein erſter Gedanke! Aber ich ſehe keinen Rauch, keine Flamme? Oder das Erdbeben? Oder . . . Jetzt kreiſcht es laut auf! Eine Weiberſtimme! Von hinter den Couliſſen her! Dann ein wildes Durcheinander von Stimmen — ein Rennen, Poltern über die hohlen Bühnenbretter — und dann — auch dort wieder Alles ſtill! Die beiden Schauſpieler neben mir ſind verſchwunden, — ich ſtehe allein auf der Bühne! Mit einem Sprung bin ich über die niedere Rampenbrüſtung unten — und über die Parquetſitze weg — dem Ausgang zu! Dort kommt mir der Director entgegen, — bleich und verſtört!

„Um Gotteswillen, was iſt denn geſchehen?"

„Der Johannisteich!" — ſtammelt er. „Eingebrochen! — Die vielen Kinder!" . . .

„Allmächtiger!"

„Die heißen Quellen aus dem Johannisbrunnen ſind unterirdiſch durchgebrochen — das Eis aufgethaut — und die Kinder — die vielen Kinder!" Und erſt jetzt fällt's mir ein — wie mit einem Meſſer fährt's mir durch's Herz: „Schödls Kind! Marietta!"

Ich ſtürze in's Freie. Ich weiß den Weg nicht zum Johannisteich — aber ich brauche nicht zu fragen! Von allen Seiten ſtürmen die Menſchen herbei — und Alles rennt nach der einen Richtung — und ich mitten unter ihnen. Kein Laut kommt von den Lippen! Nur vorwärts! Durch die engen finſteren Gaſſen vorwärts! Keuchend, von Schrecken gejagt, vorwärts! Und noch um eine Ecke — da ſtehen Bäume — dazwiſchen ſchimmern ſchon Lichter — da geht's den Hügel hinunter — da ſind wir!

Den ganzen Teich kann man überblicken! Rings am Ufer hängen noch die bunten Lampions! Und in dem ungewiſſen, dämmerigen Licht wogt's und tobt's durcheinander — ein dunkler Menſchenknäul! Mit Schreien, Rufen, Weinen drängt ſich's auf's Eis, — und zwiſchen die geborſtenen Schollen in's Waſſer hinein!

Ich haſte hinunter; an mir vorüber Männer mit Leitern und Stangen; mir entgegen ein baarhäuptiger Mann, der etwas in den Armen trägt — in ein Tuch gehüllt — ein gerettetes Kind! Die Mutter läuft nebenher und lacht und weint! Und gleich dahinter drei oder vier — und ein Junge zwiſchen ihnen, der noch die Schlittſchuhe an den Füßen hat.

Und jetzt bin ich am Ufer und dränge mich durch und ſuche — ſuche Marietta! Wie im Traum ſeh' und hör' ich's neben mir und um mich herum: Männer, Weiber, Kinder, — ſchreckbleich, zitternd! Ein Gewirr von tauſend Stimmen, Klagen und Rufen! Und dazwiſchen immer wieder in heiſerer Angſt dieſelben Worte: „Iſt Keines mehr drin?“ „Sind ſie Alle heraus?“ „Alle!“ „Zwei ſind ertrunken!“ „Nein drei! drüben liegen ſie im Fiſcherhaus!“ „Eins lebt noch — der Doctor iſt ſchon drüben!“ Alles ſtrömt nach dem Fiſcherhaus.

Plötzlich bin ich feſtgehalten! — Eine weinende Frau — Schöbls Wirthsfrau — klammert — ſich an mich und ſchreit mir mit Schluchzen und Stammeln in's Geſicht: „Wir haben ſie! Herr Gott, wir haben ſie!“

„Marietta?“

„Sie lebt! Drüben im Fiſcherhaus iſt ſie — ſie lebt! Mein Mann iſt bei ihr! Ich laufe um trockene Kleider. Vor meinen Augen iſt ſie eingebrochen — und ich konnte ſie nicht retten! Und Keiner konnte ſie retten! Sie hielt ſich am Eis feſt — ſo tapfer — ſo lang! Und die Leute ſchrien um Boote, aber es war keins da! Keine Stange — nichts Und wer zu ihr hinwollte, der brach ein — bis ihr Vater kam . . .“

„Schöbl?“

„Ja! Der lief hinein — das Waſſer bis an den Hals — und ſchob ſich weiter — von einer Scholle zur andern! Und ſie ihm entgegen — mit Händen und Füßen! Und dann hatte er ſie und brachte ſie heraus, bis ganz nah' an's Ufer! Da wär's nicht weiter gegangen, er konnte nicht mehr — aber nun waren ſchon hundert Hände da, die nach ihm griffen und ihn herauszogen — ihn und ſie!“

Ich rannte zum Fiſcherhaus hinüber! Und innerlich jauchzte es in mir! Sie lebt! Er ſelber hat ſie ſich herausgeholt! Wie hat er immer geſagt? Das Waſſer iſt das Einzige, vor dem ich wirklich Angſt habe! Und gerade mit dem hat er's aufgenommen — ohne Zucken und Zagen — und hat ſein Kind wirklich herausgeholt . . . das Kind des Simovics und der Oliviera! Oh, Du guter, tapferer Kerl!

Jetzt komme ich an der Teichſchenke vorüber; da haben heute Abend die Muſikanten geſpielt; da hat's Kaffee und Punſch und Bretzeln gegeben; die Gaſtſtube iſt noch erleuchtet — aber die große Eingangsthür iſt geſchloſſen, und um die hellen Fenſter drängen ſich die Menſchen und ſpähen hinein.

„Was iſt denn hier geſchehen?“

„Sie haben Einen hineingetragen . . .“

„Er iſt ohnmächtig . . .“

„Wie er mit dem Kind aus dem Waſſer kam, iſt er zuſammengebrochen.“

„Und das Blut iſt ihm aus dem Mund geſtürzt.“

Ich rüttle an der Thür. Verſchloſſen! Ich laufe um's Haus herum, über den finſtern Hof — durch die Küche — in's Gaſtzimmer.

Da liegt er!

Mitten im Zimmer haben ſie zwei Holzbänke ohne Lehnen zuſammengeſchoben, ein Kiſſen unter den Kopf — und da liegt er! Ueber den Körper iſt ein großes Tuch hingeworfen; nur das blaſſe Geſicht iſt zu ſehen, mit den geſchloſſenen Augen — und an den Schläfen klebt das ſpärliche graue Haar. Vier, fünf Menſchen ſtehen um ihn herum: der Medicinalrath und die Leute, die ihn hereingetragen haben. Hinten, in der Ecke, neben einem Tiſch, auf dem noch halbvolle Punſchgläſer ſtehen, ſitzt der General; auf ſeinem Schoß, feſt an ſeine Bruſt geborgen, die weinende Marietta. Er ſieht mich mit einem kummervollen Blick an und nickt dann traurig nach Schödl hinüber.

Es iſt todtenſtill in dem heißen Zimmer; der Arzt, über den Ohnmächtigen hingebeugt, horcht auf ſeine Athemzüge.

„Ich bitte Sie, Doctor,“ flüſtere ich ihm zu, „iſt denn nicht zu helfen? Kann ich nichts thun? Sollen wir ihn . . .“

Er winkt mir mit den Augen „Nein“ zu.

„Nicht unnöthig quälen,“ ſagt er leiſe.

Ein leichtes Zittern geht über das Tuch hin, mit dem ſie ihn zugedeckt haben — ein tiefer Seufzer kommt aus ſeiner Bruſt — dann ſchlägt er die Augen auf.

Wir treten zu ihm heran, auch der General und die anderen Leute, und die, die jetzt nach und nach von draußen hereinkommen durch die Küchenthür, entblößten Hauptes und auf den Zehen ſchleichend, die große Stube füllen.

Schödl ſieht uns an, zuerſt mich, dann den General; er kann nicht ſprechen, aber er ſagt uns Adieu; jetzt fällt ſein Blick auf die Kleine. So zärtlich — ſo ſorgenvoll zärtlich. Der General hat ihn verſtanden; er legt ſeine große Hand ſchützend auf ihr Köpfchen. „Die gehört mir! Die gehört mir!“ ſagt er leiſe — und es klingt wie ein Schwur. Und der Andere hat ihn gehört; er kann nicht ſprechen, aber die Arme hebt er aus der Decke heraus und ſtreckt die Hände dem General entgegen, der ſie ergreift und feſthält.

Dabei iſt die Decke zur Erde gerutſcht und enthüllt vor Aller Augen die glänzende Uniform und die blinkenden Orden auf Schödls Bruſt.

Eine ſtaunende Bewegung geht durch's ganze Zimmer — die Leute drängen ſich heran. „Ein General! Ein General!“ flüſtert Einer dem Andern zu. „Es iſt ein General! Und dieſe vielen Orden!“

Und auch das hat der Sterbende gehört. Ueber ſein Geſicht zieht's wie eine letzte irdiſche Eitelkeit, eine letzte große Freude.

Seine Augen glänzen in fremdartigem Licht. Sie ſind ſchon von uns abgewandt — nach oben gerichtet.

Vielleicht ſieht er durch die niedrige Zimmerdecke durch, ſchon in den offenen Himmel hinein; zu der alten Frau hinauf, die dort Hand in Hand mit dem tapferen Hauptmann Schödl ſteht und auf ihren „Baſtl“ wartet; er ſtrebt ihr entgegen, mit einem ſtolzen Lächeln um den Mund: „Siehſt, liebes Mutterl, jetzt komme ich halt doch noch ſo zu Dir, wie Du Dir's immer gehofft haſt: als General!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier unten aber, auf der Erde, liegt ein Kind neben ihm auf den Knieen und flüſtert ihm unabläſſig ſchluchzend in's Ohr:

„Te voglio bene — te voglio bene — te voglio bene . . . assai!“

Victor Tilgner.

Von

Ludwig Pietſch.

— Berlin. —

Es dürfte faſt ohne Beiſpiel in der Geſchichte ſein, daß in einem großen Reich und ſeiner Hauptſtadt auf einen unglücklichen Krieg, welcher es einer Provinz und ſeines bisherigen Preſtiges beraubt hat, eine ſolche Periode des glänzenden geſellſchaftlichen und wirthſchaftlichen Aufſchwunges gefolgt wäre, wie in Oeſterreich-Ungarn und Wien nach dem Feldzuge gegen Preußen im Jahre 1866.

Ein neuer Geiſt ſchien in den Kaiſerſtaat und in die ſchöne Kaiſerſtadt eingezogen, eine Fülle neuer Kräfte ſich auf allen Gebieten zu entfalten, jede Schranke gefallen zu ſein, welche ihre Entwickelung und Bethätigung ſo lange zurückgehalten und behindert gehabt hatte.

Die Geiſter erwachten, die Studien blühten und — die Geſchäfte erſt recht! Man fand in Wien und in Budapeſt, es ſei eine Luſt zu leben, wie ſie ſeit lange, lange ſchon nicht mehr empfunden worden war. Auch auf allen künſtleriſchen Gebieten regte ſich neues Leben. Die Ausführung der neuen großartigen monumentalen Bauten, welche man nach der Niederlegung der Wälle, Baſtionen und Thore Alt-Wiens geplant hatte, wurden energiſch in Angriff genommen.

Mit der öffentlichen gewaltigen Bauthätigkeit ging eine ähnlich ſchwungvolle private Hand in Hand. Die Freude am künſtleriſchen Luxus, an allem prächtigen heiteren Schmuck des Lebens wie ſeiner Stätten und Schauplätze, das Bedürfniß deſſelben wurden ſtärker und verbreiteter als je zuvor, und die Mittel zu ſeiner Befriedigung ſchienen aus unerſchöpflichen Quellen zu ſtrömen. Ein künſtleriſches Genie, in deſſen Schöpfungen dieſer damals in Wien herrſchende Geiſt ſeinen adäquateſten Ausdruck fand, war der öſterreichiſchen Malerei in Hans Makart erſtanden, der in Wien ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, hier ſeine wahre Lebensluft gefunden hatte, von der Geſellſchaft verhätſchelt und vergöttert wurde und, auf dieſe wieder zurückwirkend, den allgemeinen Rauſch ſeinerſeits noch ſteigern half durch das, was er und wie er malte. — Man weiß, von wie kurzer Dauer dieſe neue prächtige Blüthen- und Glückszeit Wiens geweſen iſt und ein wie trauriger Niedergang auf dieſen „Aufſchwung“ folgen ſollte. Aber der Antrieb, welchen die bildenden Künſte und das Kunſtgewerbe während jener Jahre in Wien und Oeſterreich empfangen hatten, wirkte dennoch weiter fort. Die Production auf dieſen Gebieten iſt noch in den ſchlimmen Jahren des Krachs, welche gerade damals ihren Anfang nahmen, als Wien mit dem großartigſten und erſtaunlichſten Beweiſe ſeiner Leiſtungskraft und ſeines Reichthums, mit ſeiner Weltausſtellung, vor die Völker der Erde hintrat, nicht zurückgegangen; die Erzeugniſſe ſind nicht armſeliger, kümmerlicher, kleinlicher, minderwerthiger geworden. Sie ſpiegeln auch heute noch nichts von dem Mißmuth, der Niedergeſchlagenheit, dem peſſimiſtiſchen Verzagen, welche ſich ſo vielfach in Oeſterreich und in ſeiner Hauptſtadt kundgeben. Die Architektur und die Sculptur athmen im Gegentheil eher noch ein kraftvolleres, feurigeres, prangenderes Leben, als ſelbſt in den glücklichen Jahren von 1867—1873. Beiden fehlt es nie an großen öffentlichen Aufgaben, in deren Löſung ſich origineller künſtleriſcher Geiſt und Talent bewähren können; und an letzteren beiden hat es in dieſen zwanzig Jahren noch niemals für jene Aufgaben in Wien, in Budapeſt und im ganzen Doppelreich gemangelt. Nennt man aber von den damit geſegneten öſterreichiſch-ungariſchen Meiſtern unſerer Zeit die beſten Namen, ſo wird ſicher immer an erſter Stelle der Victor Oscar Tilgners genannt werden; er, der in Wien, wie Reinhold Begas in Berlin, die Bildhauerkunſt aus ihrer Erſtarrung erlöſt, dem Thon und Stein ein ſo warm pulſirendes Leben einzuhauchen und ſeine plaſtiſchen Gebilde zugleich mit ſo feſſelndem, maleriſchem Reiz zu ſchmücken verſtanden hat, wie während faſt zweier Jahrhunderte kein Anderer vor ihm. —

Auf der Weltausſtellung in Wien im Frühling 1873 wurde Tilgners Talent und Meiſterſchaft zuerſt weltbekannt durch die in der Kunſthalle ausgeſtellten Bildniß-Büſten Charlotte Wolters, der gefeierten Künſtlerin des Hofburgtheaters, und Heinrich Laubes. In beiden die vollendetſte Aehnlichkeit der Formen, des Antlitzes, des ſeeliſchen Ausdrucks der Augen, des Mundes, aller Züge. Das Material erſchien gänzlich überwunden; in der Wolterbüſte hier in ſammet- und atlasglatte Haut über warmblütigem Fleiſch, dort in weich und wellig fließendes ſeidiges Haar, hier in zartes, kunſtvolles Spitzengewebe, in Sammet und Brokat verwandelt. Dazu ein Geſchmack, ein inſtinctiv richtiges Gefühl für das Paſſende, das Graziöſe und Anmuthige im Arrangement der an der Büſte ſichtbar werdenden Tracht und des immer die größten Schwierigkeiten bereitenden Ueberganges zum Büſtenfuß, wie man es in modernen Werken der Bildnißplaſtik bis dahin überall ſonſt vergeblich geſucht hätte. Ein prächtiges Gegenſtück zu dieſer Wolterbüſte bildete die des damaligen Stadttheaterdirectors Heinrich Laube, deſſen knorrigen, gedrungenen, nichts weniger als ſchönen, aber deſto charaktervolleren Geſichtsformen der Bildhauer eben ſo gerecht geworden war, und die er mit ebenſo energiſchem und wahrhaftigem Leben zu beſeelen verſtanden hatte, wie den edlen, fein und großartig geſchnittenen, claſſiſchen Frauenkopf Charlotte Wolters. —

Der Name des jungen Urhebers dieſer meiſterhaften und ganz eigenartigen Arbeiten, Victor Tilgner, war bald in Aller Munde. Nur in den Bildnißbüſten weniger genialer moderner Franzoſen und in den lebenſprühenden Arbeiten der großen Meiſter der Portraitſculptur des 17. und 18. Jahrhunderts war Aehnliches auf dieſem Gebiet erreicht und geleiſtet worden. Aus welcher Schule war dieſer bis dahin außerhalb eines engen wieneriſchen Kreiſes faſt unbekannt gebliebene jugendliche Meiſter hervorgegangen? Wie hatte er ſich gleichſam im Verborgenen zu einer ſolchen Größe des bildneriſchen Könnens, zu einer ſolchen Schärfe und Feinheit des Blickes für die plaſtiſche Erſcheinung und das Weſen der Perſönlichkeit herangebildet?

Leicht hatte ihm das Schickſal dieſe Entwickelung nicht gemacht. Sein bisheriges Leben war ein Leben voll harter Mühen, voll zäh ausdauernden Ringens nach hohen Zielen bei unausgeſetztem Kampf um das Daſein, um die unentbehrlichſten Mittel der Exiſtenz. Es bot ein ähnliches Schauſpiel, wie das ſo manches der größten Künſtler der Gegenwart und der Vergangenheit: der Kampf mit der Noth und Entbehrung konnte ſeine wie ihre jugendliche Kraft nicht beugen und brechen, ſondern nur ſtählen und verdoppeln, ſo daß ſie über jeden Widerſtand und alle Hinderniſſe zu triumphiren vermochten, die ſich ihnen auf ihrem Wege entgegenſtellten.

Victor Oscar Tilgner iſt im Jahre 1844 zu Preßburg geboren. Schon in ſeinem zweiten Lebensjahre überſiedelten ſeine Eltern mit ihm nach Wien. Die materielle Lage ſeiner Familie machte es unmöglich, dem Knaben eine höhere Ausbildung geben zu laſſen. Seine Begabung für die bildende Kunſt bekundete ſich ſchon frühe, und mit ihr zugleich war auch der Wunſch und Wille erwacht, ſich dem künſtleriſchen Beruf zu widmen. Wie der lebhafte und talentvolle Knabe, faſt nur auf ſeine eigene Kraft geſtellt, ſich ſo weit durchgearbeitet hat, daß er im fünfzehnten Jahre als Schüler in die Kunſtakademie und bei Profeſſor Bauer eintreten konnte, darüber ſchweigen meine Quellen, und er ſelbſt erſt recht. Der Meiſter, dem er ſeinen Unterricht in der Bildhauerkunſt verdankte, war Joſeph Gaſſer von Walhorn, der vorzugsweiſe auf dem Gebiet der kirchlichen Sculptur thätig war und mit ſolchen Werken ſeinen Ruf erworben hatte. Er erkannte die ungewöhnliche Begabung ſeines Schülers und widmete ihrer Ausbildung liebevolle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit. Tilgners Eifer im Studium und ſeine Leiſtungen auf der Akademie blieben nicht ohne die verdiente Anerkennung. Er errang wiederholt Preiſe und auch ein Stipendium.

Im Beſitz einer gründlichen künſtleriſchen und beſonders auch kunſttechniſchen Ausbildung, verließ er die Akademie und ſeines Meiſters Werkſtätte, um fortan ſelbſtändig ſein Heil zu verſuchen und ſich ſein Publikum zu erobern. Zunächſt wurde ihm das ſchwer genug. Mit Arbeiten des Kunſthandwerks hatte er ſich durchzuhelfen. Die erhofften Aufträge zur Ausführung größerer künſtleriſcher Arbeiten wollten ſich nicht einſtellen, trotzdem gerade in jener Zeit das Leben Wiens einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm. In ſein rechtes Fahrwaſſer, in die „Fluth, welche ihn zum Glück führte“, kam Tilgner erſt da, als er ſein glänzendes und originelles Talent für die Portraitbildnerei erkannte und erprobt hatte. —

Mit jener Ausſtellung der Büſten Charlotte Wolters und Heinrich Laubes vor nun zwanzig Jahren beginnt die ruhmvolle Laufbahn unſeres Meiſters, die eine ununterbrochene Folge von künſtleriſchen Siegen und Triumphen darſtellt. Die größten und unbeſtrittenſten darunter ſind freilich bis heute noch immer die, welche er auf dem Gebiet der Bildnißſculptur errungen hat. Und doch wäre es falſch und ungerecht, ſeine Schöpfungen auf dem der Monumentalbildnerei deshalb geringer zu ſchätzen. —

Das erſte bedeutendere Werk, mit welchem Tilgner, etwa zwei Jahre nach jenem großen Erfolge auf der Wiener Weltausſtellung, vor die Oeffentlichkeit trat, war die „Gruppe des römiſchen Gladiators“, der im Zweikampf einen „Netzfechter“ überwunden und niedergeworfen hat und eben das Schwert zückt, um den Beſiegten zu tödten. Dies intereſſante Werk, welches ein eindringendes Studium der antiken wie der Renaiſſance-Sculptur erkennen läßt, iſt nach jener italieniſchen Reiſe entſtanden, die der Künſtler in Geſellſchaft Hans Makarts im Jahre 1874 gemacht hatte. Die Gruppe der beiden kraftſtrotzenden, muskelſchwellenden Geſtalten baut ſich in kühnen Linien auf. Der faſt gänzlich nackte athletiſche Körper des beſiegten „Retiarius“ windet ſich über ſeinem Netz und Dreizack am Boden, die linke Hand erhoben, die rechte auf die wunde Bruſt drückend, das Haupt zurückgeworfen, die angſtvoll flehenden Blicke hinauf zu den Sitzen der Zuſchauer gerichtet, von deren Wunſch und deren Daumenbewegung es abhängt, ob der Sieger den tödtlichen Stoß gegen den Verwundeten führen oder ihm das Leben ſchenken ſoll. Der andere Gladiator mit den reliefgeſchmückten ehernen Beinſchienen gewappnet, am linken Arm den Rundſchild, in der gepanzerten Rechten das kurze Schwert zum Stoße bereit, ſetzt den linken Fuß auf den rechten Schenkel ſeines Opfers, während er das, vom rieſigen reich reliefirten Helm beſchattete, harte Antlitz mit fragendem Ausdruck über die Schulter hin zu den Logen wendet: ſoll er zuſtoßen oder ſchonen? Man kann kaum etwas Lebensvolleres, energiſcher Bewegtes und in den Mienen und Stellungen Beredteres ſehen, als dieſe beiden Fechtergeſtalten. Die

Durchbildung der mächtigen Körperformen in ihrer elaſtiſchen Spannkraft, in denen Alles Muskel und Sehne iſt, erſcheint von bewundernswerther Vollendung. Die realiſtiſche Wahrhaftigkeit in allen Theilen und der leidenſchaftliche Ausdruck vereinigen ſich in dieſer Gruppe mit einem prachtvollen Schwunge der Compoſition und mit einer herben Größe der Auffaſſung, um das Werk zu einem der bedeutſamſten Gebilde moderner Plaſtik zu machen.

Zwei Gattungen von bildhaueriſchen Werken nächſt der Bildnißſculptur gehört die große Mehrzahl der bisherigen Schöpfungen Tilgners an: den Brunnen- und den Grabdenkmalen. In der Löſung ſolcher Aufgaben hat er bis dieſen Tag die glücklichſte Erfindungsgabe und eine bewundernswerthe Geſtaltungskraft bewieſen. Eines ſeiner phantaſievollſten Brunnenmonumente dankt ſeine Ausführung in koloſſalem Maßſtabe in Bronze und ſeine öffentliche Aufſtellung im Volksgarten zu Wien einem Beſuch Kaiſer Franz Joſephs im Atelier des Meiſters. Der Monarch, deſſen Büſte zu modelliren Tilgner beauftragt wurde, ſah dies Modell der Gruppe in deſſen Werkſtatt und fand ein ſo lebhaftes Wohlgefallen daran, daß er den Bronzeguß beſtellte und dieſem eine öffentliche Beſtimmung gab. Auf einem von Gräſern und Geſtein umwucherten, aus Felsblöcken und Steinen hergeſtellten Sockel, der aus der Mitte eines weiten Brunnenbaſſins aufragt, erhebt ſich die Rieſengeſtalt eines Tritonen mit gewaltigen, in ſich zuſammengerollten, fiſch- oder ſchlangenförmigen, ſchuppigen und befloßten Beinen, ähnlich den Giganten des Pergameniſchen Altarreliefs. Auf ſeiner linken Schulter trägt er die nackte prangende Geſtalt eines jungen Weibes, deſſen ſchwellende Hüfte mit dem linken Arm umfaſſend, während ſeine Rechte den fortgeſtreckten rechten Arm ſeiner ſchönen Beute gepackt hält. Vergebens verſucht die angſtvoll um Hilfe Rufende, die Finger ſeiner Linken, die ſich auf das Fleiſch der Hüfte preſſen, zu entfernen und ſich aus der Umſtrickung des Räubers zu befreien. Mit ſeinem mächtig gebauten, menſchlichen Oberkörper, ſeinem, mit einem Kranz aus Waſſerpflanzenblättern geſchmückten, Haupt mit dem fiſchmäuligen grotesken Antlitz erſcheint dies phantaſtiſche Waſſerungeheuer als ein echter Verwandter derer, mit welchen Böcklins Phantaſie und Pinſel die ſchwärzlich blaue, weißſchäumende Meereswüſte und die aus ihrer Brandung aufragenden Klippen bevölkert hat.

Noch drei andere Brunnengruppen führte Tilgner für ſeinen kaiſerlichen Gönner aus. Die eine, in Marmor gemeißelt, beſteht aus koloſſalen nackten Putten, Buben und kleinen Mädchen von prächtiger Gliederfülle, die in drollig naiven, übermüthigen Bewegungen mit phantaſtiſch geſtalteten Delphinen ſpielen. Im Mittelpunkt der Compoſition erhebt ein ſolches Meergeſchöpf den gewaltigen Kopf zwiſchen einer zu ihm aufſtrebenden köſtlichen kleinen Dirne, mit dem Zöpfchen im rundlichen Nacken, und einem lockenköpfigen, kräftigen Bübchen, welches, muthig zupackend, dem Rieſenfiſch den Rachen aufſperrt, aus dem der Strahl des Springbrunnens aufſteigt. Hinter dieſem aufgerichteten Obertheil des Delphins, der, auf den trockenen

Fels gezogen, mit dem Floſſenſchwanz um ſich peitſcht, ſitzt ein anderer derber Bube am Boden, ſich halb erſchrocken, halb lachend zurückbeugend vor einem, Waſſerſtrahlen aus den Nüſtern aufſprühenden, zweiten Delphin, welchen ein vierter Knabe zu reiten verſucht, — eine Gruppe, die ſich ähnlich auf der anderen Seite der lang geſtreckten Compoſition wiederholt. Dies Werk, welches wie aus dem Geiſt eines kühnen Meiſters des Barocco geboren erſcheint, hat ſeine Aufſtellung im kaiſerlichen Park zu Iſchl erhalten.

Sinn- und ſtilverwandt iſt dieſem Delphinbrunnen die für das kaiſerliche Jagdſchloß „Thiergarten“ von Tilgner ausgeführte kleinere einfachere Brunnen-Gruppe: ein reizender nackter Knabe, welcher mit aller Kraft ſeiner Händchen und Aermchen einem jungen Krokodil den Rachen aufſperrt, auf deſſen hartſchuppigen Leib er den linken Fuß ſtemmt, während er den Kopf und Obertheil des gemüthlichen Sauriers bis zur eigenen Hüftenhöhe heraufgezogen hat.

Für denſelben Park des Jagdſchloſſes Thiergarten wurde von Tilgner auch das vierte ſeiner Brunnenmonumente geſtaltet. Es hat in ſeiner Compoſition nichts mit jenen anderen, lebhaft bewegten Gruppen voll phantaſtiſchem und naivem Humor gemein. Ein liebliches, plaſtiſches Idyll voll ſtiller, heiterer, feiner Anmuth und Grazie. Die ſchlanke, holde Nymphe ruht, ihre edlen Glieder läſſig dehnend, hingelagert auf dem Boden des Haines nahe der Quelle, — hier durch ein nacktes Bübchen verſinnlicht, das, ebenfalls hingeſtreckt, Arm und Köpfchen auf die Urne ſtützt, aus welcher das Waſſer hinab in das Becken rauſcht. Während die Nymphe den rechten Arm, auf den ſie ſich ſtützt, zugleich um eine barock umrahmte Cartouche mit dem Relief der Kaiſerkrone auf deren elliptiſchem Felde legt, reicht ſie lächelnd einem ſich zutrauensvoll nahenden Reh die aus der Quelle gefüllte Schale zum Trunk dar. In Auffaſſung, Stil, Compoſition und Formengebung erinnert dies liebenswürdige Werk an die graziöſeſten Schöpfungen der heiteren Kunſt des Rococo.

Für ſeine Vaterſtadt Preßburg führte Tilgner ein Brunnenmonument aus, das ſich in ſeinem Aufbau mehr der allgemeinen Geſtalt ſolcher Brunnen auf den öffentlichen Plätzen unſerer alten Städte anſchließt. In der Mitte eines großen Baſſins mit ſteinerner Umrahmung in Vierpaßform erhebt ſich die zierliche Brunnenſäule, mit intereſſant belebtem Profil, in der Mitte ihrer Höhe von einem kreisrunden Becken umgeben, über deſſen Rand vier kleine Schildkröten kriechen. Sie trägt die Statue eines Ganymed in graziös bewegter Stellung mit der Schale in der etwas erhobenen Rechten, den Hirtenſtab in der geſenkten Linken. Halb freudig, halb erſchrocken beugt ſich die faſt mädchenhaft weiche Jünglingsgeſtalt in ſich zuſammen vor dem zu ihr herabgeſchwebten Zeus-Adler, der, die mächtigen Schwingen weit ausbreitend, den Liebling des Olympiers mit den Fängen zärtlich umfaßt, um ihn zum Vater der Götter und Menſchen hinauf zu tragen. Auf drei Eckvorſprüngen am Fuß der Brunnenſäule ſitzen

Digitized by Google

ebenſo viele nackte Bübchen, wie ſie Tilgner in ſo unvergleichlicher Lebensfülle und echt kindlicher naiver drolliger Anmuth zu bilden verſteht, jedes in anderer Stellung und jedes mit dem einen Arm einen Delphin an ſich drückend, aus deſſen Maul ein Waſſerſtrahl aufſteigt. An dem oberen Theil der Säule über dem Schildkrötenbecken treten vier ornamentale Delphinköpfe heraus, welche Waſſerſtrahlen in jenes ſpeien.

Man ſieht, wie der phantaſiereiche Meiſter es verſtanden hat, die Aufgabe der Geſtaltung von Brunnenmonumenten immer wieder von andern und neuen Seiten anzufaſſen, und ſie in immer wechſelnder und immer gleich feſſelnder eigenartiger Weiſe zu löſen. —

Das Gleiche gilt von ſeinen *Grabmonumenten*, die er in großer Zahl während der letzten zwanzig Jahre ausgeführt hat. Nie wiederholt er ſich. Jedes dieſer Denkmäler trägt ſein eigenes individuelles Gepräge, hat ſeinen eigenen poetiſchen Reiz bei gleicher Vollendung der plaſtiſchen Durchführung. Eine der früheſten derartigen Schöpfungen Tilgners iſt das gemeinſame Grabdenkmal für den Aſtronomen und für den berühmten Mediciner Oppolzer in Wien (geſt. 1871). An einer, von zwei Pilaſtern und dem ſie verbindenden Rundbogen eingefaßten, hohen Marmorwand, über welche goldene Sterne, zum Theil in der Gruppirung bekannter Sternbilder, verſtreut ſind, und auf der links oben eine goldene Sonne in der Mittaghöhe, rechts unten am Sockelrande eine unterſinkende Sonne ſtrahlt, tritt, en relief gearbeitet, eine bekränzte Grabſtele heraus, zu deren Sockel drei Stufen hinanführen. Auf der oberſten ſteht eine, von leichtem, durchſcheinendem Idealgewande umfloſſene, zarte, weibliche Geſtalt, welche die Schale mit der Schlange zu ihren Füßen als Hygieia kennzeichnet, in ſchlichter, halbſchreitender Stellung da und ſchreibt den Namen „Oppolzer“ auf die Front der Stele hin. Den Sockel der letzteren ſchmücken Flachreliefs: rechts ein Putte, der einem trübſelig vor ihm daſitzenden Bübchen die Schale mit dem heilenden Trank reicht, während er mit der anderen Hand jenem den Puls fühlt; links ein anderer Putte, der durch ein aufgerichtetes Fernrohr den Himmel beobachtet. — Eine weibliche Geſtalt von herrlicher Schönheit und Anmuth iſt die von Tilgner gemeißelte Statue am Grabmal Liebig-Nadetzky. Sie iſt dargeſtellt, wie ſie die letzte Stufe zu der Thür hinaufſteigt, welche von zwei, das Giebelgebälk darüber ſtützenden doriſchen Säulen flankirt wird. Mit der erhobenen Rechten öffnet ſie den einen Flügel dieſer Grabespforte, während ſie das holde Haupt noch einmal wehmuthsvoll zu denen zurückwendet, von denen ſie für immer ſcheidet.

In den erſten Achtziger Jahren iſt das in ganz entgegengeſetztem Stil gehaltene marmorne Denkmal des Herzogs Auguſt von Sachſen-Coburg-Gotha für die Schloßkirche zu Ebenthal entſtanden. Der genannte Fürſt, in den Huſaren-Attila, mit umgehängtem Dolman, geſtickte eng anliegende Reiterhoſen und Stiefel gekleidet, die Pelzmütze mit hohem Buſch in der Linken gegen den linken Schenkel geſtützt, die Rechte auf die Bruſt gelegt,

Digitized by Google

hat ſich mit dem rechten Knie auf ein bequaſtetes Kiſſen niedergelaſſen, das auf einer über den Boden gebreiteten, befranzten ſchweren Decke liegt. Ein reizendes Flügelbübchen zur rechten Seite des knieenden Herzogs hält über einer von einem großen Ordensbande umſchlungenen Cartouche mit darauf flachrelief gemeißelter Herzogkrone, lächelnd ein Lorbeerzweiglein. Das edle männliche Antlitz mit dem ſtarken Backenbarte und dem energiſchen freien Kinn, wie die ganze knieende kraftvolle Geſtalt des Herzogs ſind durchaus realiſtiſch behandelt; ein lebensvolles Marmorbildniß des dargeſtellten ritterlichen Herrn. In den Linien geht die knieende Statue votrefflich mit dem ihr beigegebenen kleinen Genienbübchen zuſammen. —

Eine außerordentlich glückliche Verſchmelzung idealen Stils mit Bildnißtreue iſt von Tilgner in dem Grabdenkmal für den Gatten Charlotte Wolters, dem Grafen O' Sullivan, erreicht. Es zeigt halb erhaben auf der Fläche der großen Platte, eine Frauengeſtalt in ſie weichfaltig umfließenden Idealgewändern, das ſchöne Haupt, über deſſen Haar zur Seite und zum Rücken hin ein Schleier herniederwallt, auf die rechte Hand geſtützt, auf einem Seſſel vor einer Hermenbüſte des verſtorbenen Grafen ſitzend, zu der das Antlitz voll ſtiller Trauer aufblickt, während ein mit der rechten Hand locker gehaltener voller Roſenkranz von den Knieen der Trauernden zum Fuß der Herme herabgleitet. Der herrliche Profilkopf dieſer trauernden Frauengeſtalt trägt die nur noch vergeiſtigten und verfeinerten Züge Charlotte Wolters. Die lateiniſche Inſchrift oben rechts in der Ecke der Tafel unterhalb des dort angebrachten Wappens nennt jene, die „Uxor tristissima“, als die Stifterin des Grabdenkmals des ihr im Tode vorangegangenen Gatten.

Noch eines anderen ſchönen Werkes dieſer Gattung, das Tilgner im Jahre 1876 ausführte, ſei hier gedacht: des in Trautenau aufgeſtellten Grabmonuments der Familie Faltis. Des Meiſters Werk, ein großes Relief, ſchmückt die hohe rundbogige Hintergrundwand einer von Streit entworfenen Architektur. Es zeigt die von langem breitfaltigem Schleier umwallte, aus weißem Marmor hochrelief gemeißelte Geſtalt der Trauer, die, geſenkten Hauptes an einen einfachen monumentalen Sarkophag hinter ihr den rechten Arm und die rechte Seite lehnend, auf den dazu hinaufführenden Stufen ſteht. In den flach gemeißelten Wolken ihr zu Häupten ſchweben geflügelte Cherubsköpfchen und tummeln ſich reizende Engelsbübchen; die einen mit betend gefalteten Händen, einer das abgelaufene Stundenglas haltend, ein anderer mit dem Palmzweig aufwärts zeigend zur Höhe des von einer Sternenreihe eingefaßten Bogens. Von dort her ſchwingt ſich in kühner Flugbewegung ein ſchöner Himmelsbote in flatternden Gewändern mit ausgebreiteten Fittichen herab, mit erhobener Hand nach den Sternen weiſend. Das Ganze iſt in einem edlen Rocococharakter gehalten. Seine Wirkung wird erhöht durch die glückliche Zuſammenſtellung der verſchiedenfarbigen Materialien, aus denen es gearbeitet iſt: Aus rothem Marmor iſt der Sockel des Sarkophags; deſſen Hauptkörper aus ſchwarzem Syenit, von dem ſich die Geſtalt aus weißem Marmor leuchtend abhebt; die Hinterwand mit ihren Reliefgeſtalten aus Laaſer Marmor. —

Große öffentliche Denkmale, auf ſtädtiſchen Plätzen errichtet, zum Gedächtniß hervorragender, um Nation und Menſchheit hochverdienter Männer zu geſtalten, iſt Tilgner erſt in jüngſter Zeit berufen worden. Nur ein kleineres anſpruchsloſeres Monument ſolcher Beſtimmung ging im vorigen Jahrzehnt aus ſeiner Werkſtatt hervor. Es iſt dem Componiſten und berühmten Klavierſpieler Hummel geweiht und in deſſen und Tilgners Vaterſtadt Preßburg aufgeſtellt; eine Bildnißbüſte des Muſikers mit Lorbeergewinden umhangen, auf einem ſchlanken Piedeſtal in Hermenform, und auf deſſen Sockelſtufen, auf denen zur Rechten eine lorbeerbekränzte antike Lyra angelehnt ſteht, ein ſitzendes nacktes Flügelbübchen, das eine auf dem Papier in ſeiner Linken eingegrabene Hummelſche Melodie ſingt, zu der der Kleine mit der Rechten gleichſam den Takt markirt; und ein daneben ſtehender Genoſſe, der mit den Händchen auf die Büſte des Urhebers dieſer Muſik dort oben weiſt. —

Die beiden monumentalen Bildwerke, an welchen Tilgner gegenwärtig arbeitet, nachdem ihm der Sieg in der Bewerbung um den Auftrag zu ihrer Ausführung zugefallen iſt, ſind das in Wien zu errichtende Mozartdenkmal und das für den hochverdienten Waffenfabrikanten Werndl, welches dieſem die Aktiengeſellſchaft, in deren Beſitz deſſen Fabrik übergegangen iſt, in Steyer ſetzt. Beide Monumente bilden in Auffaſſung und Stil die größten Gegenſätze. Das Mozartdenkmal ſchließt ſich in der Art ſeines Aufbaues und der Formengebung dem zur Zeit des großen Muſikers in Wien herrſchenden Geſchmack an, welcher den Stil Louis XVI. vor Allem begünſtigte. Die einfache Grundform des hohen vierſeitigen, ſich ein wenig nach oben zu verjüngenden Poſtaments, die ſchlichte Zierrath ſeines weit ausladenden elliptiſchen Sockels und ſeines oberſten Aufſatzes entſprechen demſelben genau, wenn das bunte krauſe Gewirr kleiner Putten an beiden ſeitlichen Flächen auch mehr im Sinn des eigentlichen Hochrococo gedacht iſt. Mozarts Bildnißgeſtalt in der Tracht der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts zeigt den Meiſter in einer Haltung und Stellung, welche den Zuſtand ſchöpferiſcher künſtleriſcher Ekſtaſe ſprechend ausdrückt. Er ſteht, im linken Bein ruhend, vor einem niedrigen Notenpult, deſſen Fuß mit einer als Karyatide dienenden Chimärenherme geſchmückt iſt; greift mit der Linken in die Blätter des auf dieſem Pult liegenden Notenbuches, und blickt in Begeiſterung oder einer Art Verzückung, als vernähme er himmliſche Harmonien, erhobenen Hauptes aufwärts, während die Hand des vom Körper abgeſtreckten rechten Armes in unwillkürlicher Bewegung auch auf ihre Weiſe dieſen Seelenzuſtand ausdrückt. Ein Mantel aus ſcharf knitterndem Stoff wallt von der linken Schulter herab über den Rücken hin in lebendig realiſtiſchem Faltenwurf zur Plinthe nieder. Kopf und Geſtalt, jener nach dem beſten Originalbilde Mozarts gearbeitet, mit ſeiner Haarfriſur, in der, in

Stoff und Sitz treu und der Wirklichkeit nachgebildeten, knappen Zeittracht, ſcheinen, abgeſehen von dem coloſſalen Maßſtab, denen des wirklichen Wolfgang Amadeus auf's genaueſte zu gleichen, während freilich die ihnen gegebene Stellung keineswegs aus der Perſönlichkeit Mozarts und ſeinem menſchlichen Naturell heraus entwickelt, ſondern ihm von der Phantaſie des Künſtlers octroyirt iſt. Das iſt ſein gutes Recht, und was er damit ausdrücken wollte, gelangt auch ſehr wohl und wirkſam zum Ausdruck. Aber die Empfindung eines gewiſſen Widerſpruchs zwiſchen dem ganz realiſtiſchen, portraitgetreuen Menſchenbilde und dieſer Stellung und Bewegung, die ein Mann, und ganz ſpeciell dieſer Mann nie, auch nicht in den Momenten entzückten Lauſchens auf die ſeine Seele durchtönenden, ihm von ſeinem Genius eingegebenen Melodien und Accorde angenommen haben würde, wird man der, ob auch noch ſo meiſterhaft durchgeführten, Mozartſtatue gegenüber nicht los.

In den prächtig bewegten Putten, welche wie volle Trauben aus reizenden nackten Kinderfigürchen, die an beiden Seitenflächen des Poſtamentes ſitzend, kletternd, ſich aufſchwingend, ſich zu überſchlagen ſcheinend, hier an der linken Wand oben eine tragiſche Maske enthüllend die religiöſe Muſik, und paarweiſe ſingend, das Lied ſymboliſiren; dort, vor der rechten Seitenwand, die Laute ſpielend, Tambourin und Pauke ſchlagend, die Inſtrumentalmuſik verſinnlichen, jubelnd, einander umarmend, die heitere und zärtliche Muſik, — hat der Meiſter des Guten etwas zu viel gethan.

Im Einzelnen ſind dieſe lebhaft bewegten Puttengeſtalten und -Köpfchen von entzückendem Reiz. Aber als monumentaler Schmuck eines Denkmalpoſtamentes wirken ihre krauſen Geſammtmaſſen doch gar zu unruhig luſtig und ſpieleriſch. Ich hätte zur Veranſchaulichung der Größe, Schönheit und Herrlichkeit Mozart'ſcher Muſik eine andere Art von Symboliſirung und plaſtiſcher Ausdrucksform der hier von Tilgner gewählten und ſo anmuthig durchgeführten vorgezogen.

Die Stirnſeite des Poſtamentes iſt unten mit einer antiken Lyra, Notenheften, Blasinſtrumenten, Roſen- und Lorbeerkränzen in hohem Relief geſchmückt; darüber, mit einer auf Mozarts Meiſterwerk, den Don Giovanni, bezüglichen Flachrelief-Darſtellung; die Rückſeite mit einem ebenſo flachrelief gearbeiteten Bilde: Mozart als Knabe und ſeine Schweſter Marianne unter Aufſicht ſeines Vaters vor der Kaiſerin Maria Thereſia Clavier ſpielend. Das ganze Monument wird aus weißem Marmor ausgeführt und jeder rein ornamentale Theil vergoldet, die Muſikinſtrumente in vergoldeter Bronze. Eine Baluſtrade wird die elliptiſche Plattform, in deren Mitte es ſich erhebt, umgeben und gegen den ſtarkbelebten Platz am ehemaligen Kärnthner Thor hin, wo es errichtet werden ſoll, abſchließen.

In der Compoſition des Denkmals für Werndl hat Tilgner alle herkömmlichen ſymboliſchen Ausdrucksformen verſchmäht und ein rein realiſtiſches Monumentalwerk geſchaffen. Der darin Verherrlichte iſt in ſeiner gewohnten bürgerlichen Tracht, im kurzen, offenen Jacket, das Haupt mit dem kleinen weichen Hut bedeckt, wie ihn die Arbeiter in ſeinen Fabriken kannten und am Werk ſahen, dargeſtellt; an einem Ambos ſtehend, auf den er die Linke ſtützt, während er den rechten Arm und die Hand mit bezeichnender, einen Befehl oder Zuruf begleitender, Geberde vorſtreckt. Die lebensvolle Bildnißſtatue ruht auf einem faſt ſchmuckloſen cylindriſchen Poſtament von einfachſter Geſtalt, an deſſen Fuß vier Lorbeerkränze niedergelegt ſind und an deſſen Sockel vier ebenſo ſchlichte viereckige Vorſprünge heraustreten. Auf jedem dieſer Viere ſitzt die ganz naturaliſtiſch behandelte Geſtalt eines Arbeiters der Werke. Der Eine, mit Mütze und Schurzfell, hält eine runde Platte mit der Inſchrift: „Arbeit Ehrt“ neben ſeinem Sitz aufgeſtemmt. Ein Zweiter, in lebhaft bewegter, wenn auch ſitzender Stellung, blickt mit dem Ausdruck der Verehrung im Antlitz zu der Statue Werndls auf und hält in der Rechten die abgezogene Mütze. Allerlei Werkzeug liegt neben ihm. Lebendig und trefflich vor Allem iſt die Figur des jungen Schmiedes im Schurzfell, der ein Knie auf ſeinen Sockel ſetzt, und den Hammer in der erhobenen nervigen Rechten ſchwingend, wuchtige Schläge auf das Eiſenſtück, das ſeine Linke auf dem kleinen Ambos vor ihm hält, zu führen ſcheint.

Unter Tilgners bildhaueriſchen Schöpfungen verdienen beſondere Beachtung auch jene Bildnißgeſtalten geſchichtlich berühmter Menſchen der Vergangenheit und ſeine Verkörperungen mancher, von der Phantaſie großer Dichter vorgebildeter dramatiſcher Charaktere. Derartige Statuen hat er vielfach für decorative Beſtimmungen, zum Schmuck öffentlicher Gebäude in Wien und in fremden Städten gearbeitet. Ich nenne hier nur: die Marmorſtatuen antiker Geiſtesgrößen wie Homer, Archimedes, Phidias und Varro für die neuen Parlamentsgebäude in der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt; die Statuen Rafaels und Rembrandts für das Muſeumsgebäude in Savannah im nordamerikaniſchen Staat Georgien; die Statue des Rubens für das Wiener Künſtlerhaus; die Peters von Cornelius, M. von Schwinds, Rauchs und Führichs, Alexander von Humboldts, Leopold von Buchs für die beiden neuen Hofmuſeen an der Ringſtraße. Zum Schmuck des neuen Hofburgtheatergebäudes modellirte er die von wahrhaft genialem Humor ſprühenden Statuen eines Falſtaff und des Altwieneriſchen „Wurſtl“ in deſſen traditioneller Tracht. Auch die der Phädra, im Begriff ſich den Tod zu geben, — eine Geſtalt voll tragiſcher Großartigkeit und Anmuth. Das reichſte und ſchönheitvollſte rein decorative Werk Tilgners aber iſt das große Relief, welches er an Ort und Stelle an einem Plafond in der kaiſerlichen Villa „Thiergarten“ in Stuck ausführte: die Wiederkehr des Frühlings und Sommers. Letzterer iſt verkörpert in der Geſtalt der Ceres, die in einem niederen Wagen, von vier feurig anſteigenden Roſſen gezogen, daher kommt. Vor ihrem Geſpann ſchwebt, von Wolken getragen, von Amoretten und Lerchen umflattert, Blumen ſtreuend, die herrliche hüllenloſe graziös hingelagerte Göttin des Frühlings.

Digitized by Google

Doch wie glänzend und eindrucksvoll ſich Tilgners Bildhauerkunſt auch in allen den hier aufgeführten und theilweiſe geſchilderten Werken bethätigt haben möge, — ſeinen großen weitverbreiteten populären Ruhm dankt er dennoch mehr als ihnen, ſeinen Bildnißbüſten. Die Zahl der von ihm theils für den Bronzeguß, theils für die Marmorausführung gearbeiteten, geht bereits weit über dreihundert hinaus. Ich kann nicht behaupten, daß ich ſie alle kenne; aber immerhin eine genügende Auswahl aus ihrer Menge, — und zwar Büſten mir wohlbekannter Menſchen — um befähigt zu ſein, Tilgners eminente künſtleriſche Kraft und Leiſtungen auch auf dieſem beſonderen Gebiet der Bildhauerei richtig beurtheilen und gebührend würdigen zu können.

Es ſind Büſten von berühmten und unberühmten Menſchen, von ſchönen Frauen und Mädchen der verſchiedenſten Klaſſen, von Männern jedes Alters und Lebensberufs, Künſtler, Gelehrte, Induſtrielle, Dichter und Schriftſteller, hochariſtokratiſche fürſtliche und ſchlichtbürgerliche Perſönlichkeiten. Aber ich wüßte keinen einzigen Fall, in welchem es Tilgner etwa nicht gelungen wäre, das wahrhaft Charakteriſtiſche, die eigenſte Art des Kopfes wie des Naturells und Geiſtes deſſen, dem dieſer gehört, herauszuholen und im Thon, im Marmor, in Bronze mit der zwingenden Ueberzeugungskraft der lebendigen Wahrheit auszuprägen. Was oben von den Büſten der Wolter und Laubes geſagt iſt, kann für alle anderen, die ich von ihm kenne, in vollem Umfang gelten. Manche von ihnen gehen in der maleriſchen Behandlung der Köpfe wie des ganzen Arrangements der Tracht über andere, einfacher, ſtrenger, in einer ſich mehr der traditionellen anſchließenden Form gehaltene, Büſten des Meiſters hinaus. Aber im ſcharfen Erfaſſen und genauen Treffen der Erſcheinung und in der vollendeten Wiedergabe des perſönlichſten Lebens der Dargeſtellten ſind ſie alle einander ſo ziemlich gleich.

Einen Eindruck, wie er noch überall durch dieſe Meiſterwerke der Portraitplaſtik bei der Ausſtellung einer Anzahl von ihnen hervorgebracht wurde, ſah man durch Büſten auch der beſten Künſtler, wenigſtens unſeres Jahrhunderts, mit Ausnahme einzelner von Reinhold Begas, noch nie annähernd erzeugt werden. Ich vergeſſe nie den Anblick und den Eindruck jenes Kabinets im Berliner „Glaspalaſt“, wo während der Jubiläumsausſtellung unſerer Kunſtakademie im Jahre 1886 gleichzeitig ſechs der bewunderungswürdigſten Bildnißbüſten Tilgners beiſammen ſtanden. Da ſah man die in Bronze ausgeführte des Malers Schönn, Bruſt und Schultern mit einem Pelzrock über einem geſteppten Unterwams bekleidet; die dagegen in ganz einfacher herkömmlicher Büſtenform mit nacktem Halſe ausgeführte des Malers Leopold C. Müller; die bronzene des Grafen E. Zichy mit dem langbärtigen, prachtvollen, kühn geſchnittenen Ungarkopf; die Halbfigur in pelzbeſetzter reicher nationaler Magnatentracht, in deren ſammtene Stoffmaſſen die linke Hand hineinfaßt, während die Rechte in die Seite geſtemmt iſt; die bronzirte Gipsbüſte des Biſchofs Heiler von Preßburg mit dem weichwangigen vornehmen Prälatenantlitz; die Marmorbüſte der Frau Baurath Wagner, welcher ein zarter Hauch von wärmeren Tönen, hie und da der Oberfläche des Marmors gegeben, ein noch erhöhtes wunderſames Leben verlieh, ein Werk von nicht zu ſchilderndem feinem Liebreiz und einer unübertrefflichen Kunſtvollendung in der Behandlung des Marmors.

Dieſe Büſten Tilgners erſcheinen wie eine für ein modernes Publikum ganz neue Offenbarung deſſen, was eines Portraitbildhauers „Geiſt und Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel" in der bildneriſchen freien Reproduction von beſeelten Menſchenantlitzen zu erreichen vermögen.

Von anderen Bildnißbüſten Tilgners führe ich hier noch einige der vorzüglichſten an: die der ſchönen Fürſtin Karolath in reicher prächtiger Gewandung, deren Stoffmaſſen in bauſchigen Falten über das Poſtament herabwallen; die deſto ſchlichtere Marmorbüſte von idealer und doch ſo lebendiger Anmuth des Fräulein Martens; die Büſten der Maler Gelli und Brozik; die Franz Liszts in ſeinen letzten Jahren; die des gelehrten Aimé Boué mit der Mütze auf dem geſenkten Greiſenhaupt; die der Frau Schenk, einer Wiener Dame entre deux ages, in eleganter Geſellſchaftstoilette; die Werndls in ſtolzer Haltung mit freudig ſelbſtbewußt um ſich blickendem Antlitz; die wieder ganz ſchlicht und ohne jene Tendenz zum Maleriſchen behandelten Büſten der Frau von Clarwill und des Herrn von Wittgenſtein; die Büſten des Schauſpielers Girardi, Paul Lindaus, Julius Stettenheims.

Wie groß auch die Menge der Werke, welche Tilgner bisher geſchaffen hat, und wie bedeutend der künſtleriſche Gehalt und Werth ſo vieler von ihnen ſei, — ich bin überzeugt, daß der, heute erſt im neunundvierzigſten Lebensjahre ſtehende Meiſter ſein letztes Wort in der Kunſt noch lange nicht geſprochen, den Reichthum ſeiner erfinderiſchen Phantaſie und ſeine Bildnerkraft noch lange nicht erſchöpft hat. Sein Vaterland, Fürſt und Volk, haben längſt erkannt, was ſie an ihm beſitzen, die Größe ſeiner Begabung und ſeines Könnens nach Gebühr würdigen gelernt; und auch weit über die öſterreichiſch-ungariſchen Grenzen hinaus iſt der Ruhm ſeines Namens und ſeiner Werke gedrungen. An ſeiner würdigen Aufgaben wird es Tilgner während ſeiner zweiten Lebenshälfte ſicher nicht fehlen. Immer wird ſich das Bedürfniß und der allgemeine Wunſch regen, die öffentlichen Plätze und Gebäude der Städte, die Paläſte der Fürſten und Großen mit ernſtem oder heiter-prächtigem monumentalem bildneriſchem Schmuck geziert, verdienten Männern der Vergangenheit Standbilder zu ihrem Gedächtniß und ihrer Verherrlichung errichtet, die vergängliche perſönliche Erſcheinung hervorragender Menſchen in treuen dauernden lebensvollen plaſtiſchen Abbildern feſtgehalten und bewahrt zu ſehen. Und man weiß es heute in Wien wie überall in der gebildeten Welt, daß zur Löſung jeder von ſolchen Aufgaben der plaſtiſchen und der decorativen Kunſt nur wenige ihrer lebenden Meiſter ſo berufen und in jeder Hinſicht befähigt ſind, als Victor Oskar Tilgner.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

warmer Verehrer und hervorragender Kenner Goethes — wovon nur die nächſten Freunde*) wußten — bewährt und bewieſen hat.

Am 1. Mai 1823 hatte ſich in die Matrikel der Univerſität Jena inſcribirt Friedrich Adolph Karl Meyer, geb. 20. März 1805 zu Rinteln in Heſſen, lutheriſch. Seine Mutter Chriſtel, geborene Wachler, Kaufmannswittwe, war nach Gotha übergeſiedelt, woſelbſt der Sohn die Schule beſuchte, um — frühreif — ſchon am 16. April 1822 in Breslau Philologie zu ſtudiren. Als er ein Jahr darauf nach Jena zog, führten ihn Empfehlungen in das Frommann'ſche Haus und zu dem wackeren Karl Ludwig von Knebel. Letzterer ſtaunte ob des jugendlichen Philologen außerordentlich gelungener poetiſcher Verſuche, die meiſt ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Mythologie, entlehnt waren, und ſandte deren etliche an Goethe nach Weimar mit folgender Notiz vom 17. Juli 1823: „Unſere Dichter wachſen hier wie die Saat nach dem Regen auf. Probe von einem derſelben will ich hier beilegen. Es iſt unglaublich, was dieſer junge Menſch für eine Fertigkeit hat. Er macht mehrere derſelben, die nicht tief unter beiliegenden ſtehen, in gar wenig Tagen. Es freute mich, daß er ſeinen Stoff mehrentheils aus der alten Mythologie nimmt, und ſo ermuntere ich ihn. Iſt ſein Talent gleich nur rhythmiſch, wie Du es nennſt, ſo iſt es doch ungemein."

Goethes nicht überliefertes Urtheil lautete wahrſcheinlich ebenfalls günſtig, ſo daß der durch Knebel davon benachrichtigte und beglückte Muſenſohn ſich ein Herz faſſend ſeinem Ideal dieſen Neujahrswunſch ſchickte:

Laß mich Dich ſeh'n! Die wohlbekannte Bitte
Steigt zu Dir auf im ſchüchternen Gedicht:
Neig' ihm Dein Ohr! Du ſtehſt ſchon in der Mitte!
Verſchmäh' der eignen Lieder Echo nicht!
Du, deſſen Zauber meiner Kindheit Tage
Schon früh geſchmückt mit Wunderton und -Bild:
Den Fiſcher lernt' ich ſingen, Schäfers Klage,
Den Jäger nächtlich lauſchend im Gefild . . .

---

*) Obgleich zu ihnen der kürzlich dahingeſchiedene, verdienſtvolle Guſtav von Loeper zählte, ſcheint er dennoch in das frühe Verhältniß Meyers zu Goethe nicht eingeweiht worden zu ſein, vielmehr für den Sänger der weiterhin abgedruckten Jugendgedichte einen Sohn von Nicolaus Meyer, Goethes Mindener Correſpondenten, gehalten zu haben; denn dieſen hat Fräulein Lily von Kretſchman, wie ſie mir brieflich erklärt, geſtützt auf den Rath und die Autorität Loepers und des Herrn Director Dr. Burkhardt, in ihrem Eſſay über Weimars Geſellſchaft und das „Chaos" (Weſtermanns Monatshefte, November 1891) als den Dichter jener Lieder bezeichnet; auch ſein dort entworfener kurzer Lebensabriß enthält Perſonalien und Umſtände, welche nur auf unſeren Friedrich Karl Meyer paſſen. Uebrigens ſind die fraglichen Manuſcripte zum Chaos nicht von Meyer und Gries, wie die Verfaſſerin des intereſſanten Aufſatzes meint, geſchrieben, ſondern, nach einer mir gewordenen gütigen Mittheilung des Herrn Dr. von der Hellen, Abſchriften von fremder Hand. Es iſt gewiß ein Mißgeſchick, wenn Jemand, über den man Unterſuchungen anzuſtellen hat, den gemeinen Namen Meyer führt; aber je ſchwieriger eine ſolche Arbeit, deſto mehr reizt ſie den nimmer müden Forſchungstrieb.

Nun hatt' in Dir ich ſelber mich gefunden,
In Deinem Wort all meiner Träume Sinn,
Du zogſt vom Fleiß und Spiel der Tagesſtunden
Mich ſtill zu Dir; Dir dank' ich, was ich bin.
Von Deinen Höh'n ſtieg jedes Licht mir nieder,
An Deiner Hand genoß ich Luſt und Schmerz,
Ich lebte, las, und las und lebte wieder:
Dich zu verſteh'n ſich bildete mein Herz.

Da ließ ich Ritterbuch und Traumgefechte,
Vom Drang der Wirklichkeit das Herz geſchwellt,
Durchlief mit Dir den Regenſturm der Nächte
Und ritt wie Meiſter ſingend in die Welt:
Welch reiches Thal! Wie leuchten Strom und Lande!
Und Frau'n und Männer wandeln, ernſt und mild,
Dort Friederike mit dem Roſenbande
Und Gretchen, ach, am Muttergottesbild!

Ein Engel kniet am Grabe, ſtumm verglühet,
Vor Kälte ſtarr: laßt ihm ſein Lichtgewand!
Dahin, dahin, wo die Citrone blühet,
Zieht mich ſein goldner Ruf, — kennſt Du das Land?
Dort ruh' ich aus in marmornen Gemächern,
Der Schatten ſinkt, die Berge glüh'n im Duft,
Und ſäulenhoch mit bunten Blumendächern
Steigt Vill' an Villa ſchimmernd in die Luft ...

Ja, ſo dereinſt auch ich ein Held zu werden
Schwur ich, ein edler Kämpfer thatenreich,
Hilfreich und gut und groß, und ſchon auf Erden
An Seel' und Leib, wie Du, den Göttern gleich!
Ein Held wie Du im Handeln und im Dichten,
Schwur ich, von Dir gelenkt, durch Schmerz und Wahn
Mir rein und reiner ſtets den Weg zu lichten,
Stets himmliſcher zu wandeln meine Bahn ...

Du lehrteſt mich, ſtill lauſchend, unverdroſſen
Im Schein des Tags den höhern Sinn verſteh'n
Und wieder dichtend auch in kecke Poſſen
Das Menſchenpuppenſpiel zuſammendreh'n:
Du weckteſt wandernd mir in leichter Leier
Den Widerklang von Himmel und Gefild;
Du zeigteſt mir im duft'gen Morgenſchleier
Auf goldnen Höhn der Göttin hehres Bild ...

So trat ich aus der Kinderwelt in's Weite,
Weit ohne Maß, mein Maß und Steuer Du!
Auf wirrer Bahn, durch inn' und äuß're Streite,
Fand ich bei Dir Klarheit und Seelenruh;

Ich ſah den Zwieſpalt, der die Welt zerriſſen,
Wie im Geſetze ſich die Freiheit regt;
Du bliebſt mein Stern im Dichten, Glauben, Wiſſen,
In Mitten ſtets beweglich unbewegt . . .

Laß mich Dich ſehn! — Ach, Dich zu finden,
Hab' ich gelebt, geträumt drei Jahre lang!
Mein Leben war ein einziges Empfinden,
War, Dir geweiht, ein einziger Geſang.
Dein Name blos, wie's meine Wang' anfachte!
Was Du geſagt, wie fuhr's durch mein Gebein!
Und was ich hofft' und glaubte, that und dachte,
Du mein Beginn und Du mein Ziel allein!

Du biſt ſo nah, ich mag nicht länger hoffen,
Mir brennt die Luft von Deines Athems Weh'n!
Ich ſeh' Dein Haus, dort ſteht ein Fenſter offen,
Die Thüre thut ſich auf — laß mich Dich ſeh'n!
Und wenn ein Ton aus meiner Seele Grunde
Mächtig verwandt an Deine Seele klingt,
Laß kommen auch die goldne Löſungsſtunde,
Wo, Aug' in Auge, Geiſt den Geiſt umſchlingt!

Auf dieſen Herzenserguß gab indeß der Meiſter nicht alsbald Antwort, welche der Jüngling voll Ungeſtüm und Ungeduld wohl erwartet haben mochte; ſo machte er ſich auf den Weg nach Weimar und betrat das Goethe'ſche Haus, um dort — abgewieſen zu werden. Da ließ er aus Jena unterm 26. Januar 1824 zwei Strophen folgen:

Doch nicht geſeh'n! trotz dem Gedicht!
Nun ſchleich ich heim auf langen, öden Wegen:
Warum auch ging ich? folgte ſtumm, verlegen
Des Dieners zweifelndem Bericht?
Ich ſtand in ſeinem Haus, ich ſah die Stiegen,
Die goldnen Götterbilder an der Wand:
Wer konnte hindern mich, hinaufzufliegen
Und abzubitten über ſeiner Hand?!

Zu wunderbar noch ſchien das Glück mir heut,
Mit Träumen erſt muß kühner ich's gewinnen,
Wann erſt das Herz dos Finden uns gebeut.
Ja, woll' es auch, Du kannſt mir nicht entrinnen!
Getäuſchet auch, doch flieh'n wir uns entgegen,
Ein Nebelband zerriß, ich ſehe Licht:
Nach allem Irr'n und eitlen Hoffnungswegen
Ruh' ich zuletzt vor Deinem Angeſicht.

„Ich habe zu dieſen Verſen,“ heißt es in den Begleitzeilen, „nur Weniges in Proſa hinzuzufügen. Ich wollte die Gunſt, Ew. Excellenz zu ſeh'n, Niemandem als mir ſelbſt verdanken; glaubte aber, daß meine Bitte nicht anders von Ihnen erhört werden würde, als wenn Sie die ganze

Fülle des Lebens, der Liebe und Bewunderung erkannt hätten, die ich aus Ihren Schriften eingeſogen habe. Und wie konnt' ich die anders auszuſprechen wagen, als in einem Gedichte? — Erlauben Ew. Excellenz mir jetzt, nächſten Sonnabend in Ihrem Hauſe anzufragen, ob und wann ich die Erfüllung meines Wunſches erwarten darf."

An Bettina, das Kind, erinnert vergleichsweiſe der originelle Vorgang. Goethe wandte ſich den 11. Februar mit der ſchriftlichen Anfrage an Ernſt Weller in Jena: „Mögen Sie wohl mir einige Nachricht geben, ob Sie den Studioſus Karl Meyer, der mir durch ein Gedicht merkwürdig geworden, aufgefunden und ihm eröffnet haben: daß ich ihn, wenn er ſich irgend Morgen (Morgens?) um 12 Uhr bei mir anmeldete, gern ſprechen würde." Sonntag den 15. Februar 1824 hatte denn die heiß erſehnte Audienz ſtatt, worüber Eckermanns Geſpräche u. A. berichten: „Goethe ſchien ſehr heiterer Stimmung. ‚Ich habe einen angenehmen Beſuch gehabt', ſagte er mir freudig entgegen, ‚ein ſehr hoffnungsvoller, junger Mann, Meyer aus Weſtphalen, iſt vorhin bei mir geweſen. Er hat Gedichte gemacht, die ſehr viel erwarten laſſen. Er iſt erſt achtzehn Jahre alt und ſchon unglaublich weit . . . Ich habe ihm meine koloſſale Juno gezeigt, als ein Symbol, daß er bei den Griechen verharren und dort Beruhigung finden möge. Er iſt ein prächtiger junger Menſch! Wenn er ſich vor Zerſplitterung in Acht nimmt, ſo kann etwas aus ihm werden.'"

Mit welcher Begeiſterung dieſe Begegnung den Jüngling erfüllte, zeigt deſſen unmittelbar darauf niedergeſchriebenes

Geſehen!

Eine Stund' in Seiner Seele Schranken,
Eingefaßt in Seines Athems Weh'n!
Leb' ich auch? Ich zittre beim Gedanken,
Zweifle noch, „ſo hab' ich Ihn geſeh'n?"
Herz, mein Herz, wo war ich in der Stunde?
Saß ich dort ſo fremd, ſo eitel-kühl!
Stumm die Gluth in meiner Seele Grunde
Und in Aug' und Lippe kein Gefühl.

Und nun wach' ich auf, vom Blitz getroffen,
Jäh erkennend, was ich all verſäumt!
Jäh erſcheint mit jahrelangem Hoffen
Jeder Traum von Ihm, den ich geträumt.
Steigt empor, verjährte Seelenbilder,
Augen, Stirn und Lippen und Geſtalt:
Ja, ſo war's; nur traulicher und milder,
Nicht ſo kühn, ſo ſtolz und nicht ſo kalt!

Dieſes weiche Lächeln, dieſe Güte,
Dieſes Haupt mir lauſchend zugeſenkt!
Dieſes tiefe, ſinnend ausgeglühte
Auge, das erloſchner Sonnen denkt!
Alles ſtill und mild wie aus der Ferne,
Aus des Daſeins goldnem Hintergrund:
Augen ihr, entzückte Morgenſterne!
Du, begeiſterungsvoll, o Grazienmund!

Nenn' ich nun, der Liebe Qualen leidend,
Ach, von Drang und Reue ſo geplagt,
Zaudre wie der Liebende, der ſcheidend
Noch zu ihr „ich liebe" nicht geſagt!
Geh'n wohin? was ferner noch erſtreben?
Schwindlig zieht's die Seele mir zurück:
Hoffnung Ihn zu finden war mein Leben,
Lieben jetzt, Ihn lieben all mein Glück! —

In Jena genoß der jugendliche Poet auch des vertrauten Umganges von Johann Diederich Gries, dem trefflichen Ueberſetzer des Taſſo, Arioſt und Calderon, welcher an ihn zum zwanzigſten Geburtstage mit einem

Exemplar des Taſſo drei Stanzen richtete, worin er den Verluſt vieler alter Freunde beklagte, an deren Stelle er indeſſen manchen neuen geſetzt habe:

Vor Vielen Dich! — Du warſt noch nicht geboren,
Als ich mit Jünglingsmuth dies Lied begann;
Doch wen zum Freund die Muſe ſich erkoren,
Schließt wohl ſich gern den ältern Freunden an.
Was ich geſucht — das Meiſte blieb verloren!
Den Kranz, den ich erſtrebt' und nicht gewann,
Dir gönn' ich ihn, wenn Dir ein Lied gelungen
Wie Taſſos Lied, doch eigner Bruſt entklungen.

Leider näherte ſich das Winterſemeſter ſeinem Abſchluß und damit für Karl Meyer der Aufenthalt in der lieblichen Muſenſtadt an der Saale. Beſonders ſchwer wurde ihm die Trennung von Gries. In den letzten Tagen flog hin- und herüber folgender Lieder-Cyklus:

Sonett.

Der Frühling naht, die Seele ſchlägt nach Süden,
Die Flur verjüngt das Herz, das Herz die Flur,
Und draußen wandelnd find'ſt du manche Spur
Von Lenzen und von Roſen, die verblühten.

So ſei's denn! auch durch Freuden, welche ſchieden,
Wird reicher das Gemüth, wie die Natur;
Wenn erſter Rauſch' und Schmerz vorüberfuhr,
Steht die Erinnerung feſt in tiefem Frieden.

Was ruht in dir verſenkt und abgeſpiegelt!
Des eignen Lebens volle Liederwelt
Und fremder Dichtung ſüdlich blauer Himmel.

O geh' hinaus, daß dich der Oſt umflügelt!
Wenn um und in dir alles treibt und ſchwellt,
Erkennſt du dich in deiner Bruſt Getümmel.

Lächle nur ob des Verſuchs Mißlingen;
Was ich alles dir zu ſagen hätte,
Läßt ſich kaum in andre Verſe zwingen,
Nimmermehr in's Versmaß der Sonette.

M.

Morgenſendung, den 8. April.

Könnt' ich in Sternen leſen,
So ging ich geſtern nicht aus;
Denn du biſt hier geweſen,
Und ich war ferne vom Haus.

Wie mußt' ich im Stillen fluchen,
Als mir's der Nachbar erzählt!
Das Gute ging ich ſuchen,
Das Beſte ward verfehlt.

Heut Abend, nach alter Weiſe,
Da ſitz' ich lauſchend allein;
Da öffnet die Thür ſich leiſe,
Da tritt der Freund herein.

Ich hab's mir vorgenommen,
Nie geh' ich wieder von Haus;
Und willſt du, Freundlicher, kommen,
Bleibt auch die Muſe nicht aus.

G.

Antwort.

Wie konnteſt fragen du die Sterne?
Sie ſtrahlten durch die Wolken nicht;
Ich ſah ſchon unten, daß du ferne,
Denn an den Fenſtern war kein Licht.

Doch glaubt' ich dich vielleicht zu finden
In ſtiller Dämmerung dunkler Ruh;
Ich pochte an, ich klinkt' und klinkte,
Vergebens, ach! die Thür blieb zu.

Heut brauchſt du keinen Stern zu fragen;
Sieh dieſe krummen Lettern an!
Dies weiße Blatt ſoll grüßend ſagen,
Was dir kein Himmel künden kann.

Mich dauert nur der arme Mann,
Guckt ſo erwartungsvoll mich an!

M.

Erwiderung.

Bedaur' ihn nicht, den armen Mann,
Er hat wohl Recht, dich anzugucken;
Und ließeſt du die Lieder drucken,
So guckte dich gar Mancher an.

Doch haſt du wirklich nicht gewußt,
Warum er guckt? Du guter Junge
Haſt ſtatt der Leber, Milz und Lunge
Ja nichts als Saiten in der Bruſt.

G.

Letzter Gruß.

Den letzten Gruß für dieſes Scheideblatt
Hab' ich am letzten Tage noch geſungen.
Auf friſchem Raſen lag ich ſehnſuchtsmatt,
Rückrufend eines Jahrs Erinnerungen:
Du ſchönes Thal an ſanftgewölbten Hügeln,
Mit dieſem Blut ſchwör' ich dir ew'ge Treu!
Die Wolken, die im Auge ſich beſpiegeln,
Schau'n ſchwermuthsvoll wie ich und ziehn vorbei.

All meiner Kinderzeit vergangne Wonnen,
Was ich geliebt, gerungen und geweint,
Hier ſchlug's zum erſtenmal vereint zur Sonnen,
Und meine Sehnſucht fand ſich manchen Freund.
Auch dich nun, deſſen Namen ich von ferne
Mit fremder Ehrfurcht flüchtig ſonſt genannt,
Und dem ich näher ſtehend dann, wie gerne,
Doch ſchüchtern, Aug' und Rede zugewandt.

Was biſt du jetzt mir —! Dieſes Lebens Blüthe,
Die Niemand noch, wie du, ſo ganz erblickt,
Fühlt ſich an deiner Liebe, deiner Güte
Zum erſtenmal bewußtvoll und beglückt.
Wär' dieſes Blatt der Spiegel ihrer Freuden!
Doch ach! du ſiehſt es, Geiſt und Sinn ſind krank.
Eintönig ruft es nichts, als: ſcheiden, ſcheiden!
Und meine ganze Seele: habe Dank!

M.

Letzter Gruß, den 12. April.

Leb' wohl, leb' wohl! Aus meiner tiefſten Seele
Ruf' ich noch einmal: lebe wohl!
Du, den ich mir vor Tauſenden erwähle,
Von dem ich nun ſo ſchmerzlich ſcheiden ſoll!
O könnt' ich Wonn'erinnrung, Leidvergeſſen,
Hoffnung, Erfüllung, Liebe, Glück
In dieſes Eine Wort zuſammenpreſſen:
Leb' wohl! — was bleibt mir noch zurück?

Iſt's wahr, ein Jahr lang lebten wir zuſammen?
Wir lebten? — Nein! ich kannte dich ja nicht;
Und erſt an deines Liedes ächten Flammen
Entzündete ſich mir ein neues Licht.
Ja, ſelbſt die träge, längſt verſtummte Leier,
Von dir erregt, ſchlug ſie noch einmal an
Und klang, ſich ſelbſt zum Staunen, heller, freier,
Als ſie ſeit Jahren nicht gethan.

Du dankeſt mir? Was hab' ich dir zu danken
In dieſer Wochen kurzem Raum!
Du haſt dem Einſamtrüben, Sehnſuchtskranken
Zurückgetäuſcht der Jugend ſchönſten Traum;
Haſt ihn geweckt aus ſeinem dumpfen Brüten,
Den halbverſtorbnen Lebensmuth erneut
Und deines Frühlings reiche Blüthen
Auf ſeinen herbſtlich öden Pfad geſtreut.

So ziehe hin! — Du biſt mir unverloren;
Du bleibſt mir ewig, was du warſt.
Ich habe dir, du haſt dich mir geſchworen,
Und dich bewahr' ich, wie du mich bewahrſt.
Seh' ich auf Erden oder nie dich wieder:
Aus weiter Ferne reich' ich dir die Hand
Und lauſche, freudig ſtolz, auf deine Lieder,
Jetzt ich — und bald das Vaterland.

G.

Nach der Trennung den 13. April.

Selbſt in der letzten Abſchiedsſchnelle
Haſt du mit Blüthen mich erfreut:
Ich fand — kaum warſt du von der Schwelle —
Den dürren Boden meiner Zelle
Mit Roſenblättern überſtreut.

G.*)

---

*) Gedruckt ſind hiervon in Gries' Gedichten (Stuttgart 1829) nur „Morgenſendung“ (An einen jungen Dichter. I. Morgengruß.), „Erwiderung“ (II. Rechtfertigung.) und „Nach der Trennung“ mit der Jahreszahl 1824, doch ohne Datum. Das Zwiſchenglied zwiſchen den beiden erſten, „Antwort“, liegt außer in obiger urſprünglicher Faſſung mir auch in einer nachmals ausgefeilten Form vor, von Meyer in ſeinem ſpäteren Alter be-

Auch Gries verließ bald darauf, im Sommer 1824, Jena, um Zeitweiſe nach Stuttgart überzuſiedeln. Seinem Hamburger Freunde Riſt ſchrieb er von dem jungen Dichter Karl Meyer, der vergangenen Winter in Jena ſtudirt habe, und deſſen ſchönes, höchſt ausgezeichnetes Talent auch von Goethe anerkannt worden ſei.

Studioſus Meyer wurde am 4. Juni 1824 bei der Univerſität Leipzig immatrikulirt, hörte dort ebenfalls im Winter Vorleſungen. Knebel meldete den 30. December an Goethe: „Der kleine Meyer hat mir wieder aus Leipzig geſchrieben. Er hat, wie Childe Harold, Reiſen durch Deutſchland gemacht und befindet ſich nun bei Profeſſor Hermann in Leipzig. Ich fürchte nur, daß er uns einmal echappirt; denn es iſt ein unruhiges Menſchchen.“

Den alten Knebel täuſchte ſeine Ahnung nicht; denn den jungen Freund, der ſich mehr und mehr linguiſtiſchen und vergleichend mythologiſchen Arbeiten zuwandte, trieb es weiter, und zwar nach Paris, dann nach England und Italien, wo er die für ſeine Laufbahn folgenſchwere, ſich raſch zu inniger Freundſchaft geſtaltende Bekanntſchaft des preußiſchen Geſandten Chriſtian Karl Joſias Freiherrn von Bunſen machte. Von Windſor Caſtle ſchrieb Bunſen am 9. November 1846 ſeiner Frau: „Ich eile, Dir eine ſchöne Nachricht zu geben. Der Prinz hat mir geſtern ſeine Abſicht erklärt, Meyer zu ſeinem Bibliothekar und Privatſecretär zu machen. Siehe, meine geliebte Fanny, ſo hilft der liebe Gott ſolchen enfans de la Providence, wie unſer theurer Freund iſt, und wir dürfen dankbar ſein. Ich habe dem Prinzen geſagt, Meyer müßte jährlich zwei bis drei Monate Urlaub haben, um nach Irland und Schottland, wegen Fortſetzung ſeiner linguiſtiſchen Studien, die er in Wales ſchon ſo weit gebracht, reiſen zu können.“ Dr. Meyer erhielt den Poſten beim Prinzen Albert, Prinz-Gemahl der Königin Viktoria, und erwarb ſich das Vertrauen ſeines hohen Gebieters und der geſammten Königlichen Familie. In wiſſenſchaftlicher Beziehung fanden ſeine Dialektforſchungen die geſteigerte Beachtung Seitens der Fachgenoſſen; beſonders erntete ein von ihm in der Verſammlung der ethnologiſchen Geſellſchaft zu Oxford 1847 gehaltener Vortrag großen Erfolg; er wurde mit außergewöhnlicher Aufmerkſamkeit angehört. Drei Jahre ſpäter, 1851, zog ſich Meyer als Privatgelehrter nach Heidelberg zurück, bis der König von Preußen durch Allerhöchſte Ordre vom 27. December 1861 ihn unter Verleihung des Charakters „Legationsrath“ behufs fortlaufender literariſcher Beſchäftigung für das Miniſterium des Königlichen Hauſes nach Berlin berief. Bei dieſer Gelegenheit kam es zur Sprache, daß Meyer durch die mehr univerſelle, von ungewöhnlichen Fähigkeiten und gründlichen Studien unterſtützte Richtung

---

hufs deren Herausgabe angefertigt. Bemerkt ſei noch, daß in der Gries'ſchen Sammlung die Lieder Band I, Seite 160 und 161, 163—166 und II, S. 61—66 ſämmtlich an Meyer gerichtet ſind und nunmehr, nach Kenntniß der Perſon und Zuſtände, an Verſtändlichkeit und Intereſſe gewinnen.

ſeines Bildungs- und Lebens-Weges ſich einen ſeltenen Schatz der vielſeitigſten Kenntniſſe angeeignet und ſich auf zahlreichen Gebieten des menſchlichen Wiſſens heimiſch gemacht habe.

Goethe war zu allen Zeiten ſein Stern geweſen. „Von Ihm zu Ihr!“ betitelt ſich ein Gedicht aus dem Jahre 1828, als der Liebe Pein und Qual ihn ergriff, mit gleichem Wonneweh wie einſt Goethe, da er glücklich zu Friederiken flog. Und bei der Trauerbotſchaft vom Erlöſchen dieſes Genius am 22. März 1832 ſang er einen dem Andenken des Unvergeßlichen geweihten Morgenhymnus: aus der Quelle Seiner Lieder wollen wir Epigonen Begeiſterung der ſüßen Liebe, zur Wahrheit, zum Großen und Guten ſchöpfen, täglich beſſer werden nach Seinem Bild.

Während des Aufenthaltes in Italien, zumal in der ewigen Stadt, erinnerte ſich Meyer natürlich oft Goethes, mit ganz beſonderer Stärke beim Anblick der Juno Ludoviſi zu Rom, im Februar 1836. Hatte doch juſt zwölf Jahre früher der Meiſter ihm perſönlich vor dem Abguß dieſer himmliſchen Göttin Lehren der Kunſt und Weisheit ertheilt. Jetzt ſah er das Original:

So vor mir, Holdſelige, ſtandſt Du,
Als Dein Prieſter und Dichter zuerſt
Dich mir zeigt' und mir mit begeiſterter
Red' und Geberde Dein Antlitz deutete.

„Schau ſie Dir an, mein Sohn, und bleib' ihr
Würdig im Leben und Dichten!“ rief er;
Ich aber ſtand von heiligen Schauern
Heiß überronnen und ſchwur Dir, o Göttin,

Ewige Treu. — Und wie ich den ſchwörenden
Blick zu Dir aufſchlug, ſiehe, da neigte,
Hold von des Vorhangs morgenrothen
Wolken umfloſſen, Dein Haupt ſich leiſe.

Dir nun gehör' ich, Dir, holdſelige
Hera, und Ihm, Deinem heiligen Prieſter!
Habe, getreu meinem Schwur, an Eurem
Gängelbande die Welt durchwandert,

Bis nach Rom! wo jetzt an meinem
Nächtlichen Lager Dein Haupt, o Hera,
Mächtig thront und Schlaf und Erwachen,
Leben und Tod mir heimlich ſegnet . . .

Bleibet mir hold, meines Lebens und Dichtens
Genien beid' und laſſet an Eurem
Blicke, wie heute, dereinſt vom letzten
Schlaf mich erwachen zum ewigen Morgen!

Den Sommer 1836 brachte er in dem über den Trümmern des Jupiter-Tempels erbauten Retiro der Paſſioniſten zu, auf Monte Cavo (Mons Jovis Latini) und citirte am 28. Auguſt Goethes Geiſt:

Bei jener ew'gen Harmonie der Geiſter,
Die Gott geſchöpft aus eines Athems Weh'n,
Der Wahlverwandtſchaft zwiſchen Kind und Meiſter,
Die einſt mich bitten hieß: „Laß mich Dich ſeh'n!“
Die heut, in neue Bahnen eingetreten,
Von Zweifel rings zerriſſen meinen Geiſt,
Mich, der um Deinen Anblick einſt gebeten,
Dich jetzt um Rath und Rettung bitten heißt:

Ruf ich Dich an! — Im Drang und Kampf des Lebens,
Von Lieb' und Sehnſucht, ach, das Herz ſo voll,
Harr' ich im öden Dunkel doch vergebens
Auf einen Blitzſchlag, der mich führen ſoll.
Komm, hoher Meiſter Du, mir Licht zu ſpenden;
Der Weihe Wort, dem Lehrling einſt verlieh'n,
O ſteig herab, es nun mit Götterhänden
An dem verirrten Wandrer zu vollzieh'n!

Auf dieſem Gipfel, den auch Du betreten
Und hingeſchaut auf Dein geliebtes Rom;
Am Tempel Deines Gottes und Planeten,
Der leuchtend dort mir winkt am Himmelsdom;
Wo drunten Sie, von Dir mir zugeſchworen,
Die Göttin, baden geht in heil'gen Seen;
Beim Morgengraun des Tags, der Dich geboren,
Fleh' ich noch einmal heut: „Laß mich Dich ſeh'n!“

Im Reigentanz unter Geſang tragen Chariten und Muſen den Dichter herab:

Ich ſeh' Dich, Jüngling, hier, der mich gerufen,
Unſchlüſſig ſteh'n an Deiner Zukunft Stufen.
Glück auf! und Dank Dir für Gebet und Beichte,
Mein Sohn! — So laß', ſtatt andrer Wort' und Lehr'n,
Der Göttin Bild, das ich Dir damals zeigte,
Dir lichter jetzt enthüll'n in ew'gen Sphär'n!

Königin Hera erſcheint thronend im Hintergrunde; der Jüngling ſteht da, verſenkt in ſeliges Schauen, der Dichter aber ruft:

So hehr und lieblich Du! ſo ſtreng und mild!
So weit und wallend, daß ich, Bild an Bild,
Im Spiegel dieſer leuchtenden Geberden
All meine Schatten ſeh' lebendig werden . . .

Du liebſt, mein Sohn! So prüf' der heil'gen Qual
Geheimniß nun an dieſem Ideal,
Und ſtimmt es, wohl! ſo wahr' es treu im Herzen!
Doch ſtimmt es nicht, ſo reiß es aus mit Schmerzen,
Wie ich, der ſüßen Thorheit halbbewußt,
Philinen, Lilli riß aus meiner Bruſt,
Auf Werthers Grab als Wilhelm neugeboren,
Zu Lidan aufſtieg und Eleonoren,

Bald, höher noch, an Wilhelminens Hand,
Auch der Entſagung ſchweres Wort verſtand,
Um endlich hier von allen ird'ſchen Binden
Durch Margarethen mich erlöſt zu finden . . .

Du blickſt die Göttin an und ſtrebſt ihr zu
Hingebungsvoll; — wohlan, ſo wag' auch Du,
O Jünger mein, den, heute neuerkoren,
Schon damals ich der Göttin zugeſchworen,
Ihr würdig ſtets zu ſein, wie ich es war.

Derweilen die Grazien wieder mit dem Dichter emporſchweben, gelobt der Jüngling:

Dir nach, Dir nach! Die Stirne hoch und hehr,
Siegreich durch allen Nebelkampf der Sorgen!
Schon ſinkt die Nacht, Selene taucht in's Meer,
Und an Soraktes Zacken blinkt der Morgen:
Dir nach, dem Ziele nach, wo ſchickſalsſchwer
Noch Pallas Nike hält den Kranz verborgen!
Von Licht zu Licht, zur ew'gen Morgenröthe,
Treu Göttin Dir, treu ewig Dir, o Goethe!

Dieſe poetiſche Nachfeier findet ein Seitenſtück in einer politiſchen Nachfeier: zum hundertjährigen Geburtstage, 28. Auguſt 1849, ſteigt Goethe auf die heimatliche Erde nieder, auf die Stätte ſeiner Kindheit und Jugend, die alte Wahl- und Freiſtadt Frankfurt, als ernſter Mahner wider die Wühler und Schergen, als begeiſterter Ahner eines neuen Deutſchen Reiches unter Boruſſias Führung:

Ob Traum, ob Wahrheit ich geſchaut? — Das ruht
In Mannes Hand: hier frommt kein eitles Wagen;
Frommt nur des Glaubens und Geſetzes Muth,
Die große Kunſt zu wollen und entſagen!
Nie wankend durch der Zeiten Ebb' und Fluth
Dem Volk das eine Banner vorzutragen,
In dem es ſiegen wird nach Oſt und Weſt:
Deutſchland, Glück auf zu Deinem Wiegenfeſt!

Später, nach der Verwirklichung des Einheitsgedankens, 1871, legte unſer Sänger ſeinem Goethe die Worte in den Mund:

Ein neues Deutſchland, langer Nacht entſtiegen,
Mit friſcher Tagespflicht für meinen Fauſt,
Für meinen Götz mit großen deutſchen Kriegen! —
Aus langem Schlaf zum zweiten Mal erwacht,
Schau ich's erlöſt von allen ſeinen Banden,
Hör' durch das Morgengraun der Oſternacht
Den Jubelruf: Germania iſt erſtanden!
Seh' dort in Eos' roſ'gem Widerſchein
Das neue Reich mir winken, im erneuten
Glanz meiner Jugendzeit am Main und Rhein,
Und hör' die alte Kaiſerglocke läuten. —

Aber nicht nur in Poeſie, auch in Proſa hat Friedrich Karl Meyer die Goethe-Literatur werthvoll bereichert durch eine Anzahl feinſinniger Aufſätze, welche ſämmtlich anonym erſchienen ſind, und deren Urſprung nur Eingeweihten bekannt war. Dieſe Aufſätze befaſſen ſich mit lieblichen oder bedeutenden Frauen, die in Goethes Herzensleben eine Rolle geſpielt haben, und dürfen durch theilweiſe perſönliche Beziehungen und Berührungen Anſpruch auf beſondere Beachtung erheben.

Als die Friederike Brion-Forſchung durch Profeſſor Näkes Buch „Wallfahrt nach Seſenheim“ 1839 in Schwung kam, brachte die Allgemeine Zeitung (1840, 30. Juni und 1. Juli) eine Abhandlung, worüber Fr. Laun im Morgenblatt für gebildete Leſer (1840, 8. September) u. A. bemerkte: „Was ich über Goethe, Friederike, Seſenheim nur ſchwach und oberflächlich andeutete, das hat der Verfaſſer auf das Umſtändlichſte und Kräftigſte ausgeſprochen. Seine Abhandlung iſt ſo voll Seele und Gedanken, daß der ganze köſtliche Eingang, nebſt den Hauptſachen des Uebrigen, jeder künftigen Auflage von Goethes Werken beigefügt werden ſollte . . . Denn zu Anregung des rechten Verſtändniſſes über das Verhältniß Goethes zu Friederike, ja man könnte ſagen, über den Charakter und die Erzeugniſſe unſeres größten Dichters überhaupt, iſt ſchwerlich noch ein ſo prägnantes Wort in ſolcher Kürze ausgeſprochen worden. Sehr einleuchtend iſt u. A. auch das, was der Verfaſſer auf den Fall, daß die Auflöſung des feſten Bündniſſes zwiſchen Goethe und Friederike einzig dem erſteren zur Laſt fallen ſollte, geäußert hat.“ Mit Wärme tritt Meyer, denn er iſt, wie wir wiſſen, der Schreiber und zugleich Goethes Bewunderer, für die Unſchuld und Treue des holden Mädchens ein und knüpft mit größter Objectivität und Unparteilichkeit nachſtehende Schlußbetrachtung daran: Aber, wird man ausrufen, ſo haftet der Makel jenes Treubruchs nun doch wieder an Goethe ſelbſt, wieder an ihm der ſchwere Vorwurf, daß er es geweſen, der das Glück eines ihm geweihten Lebens und damit vielleicht einen Theil ſeines eigenen Lebensglücks dem gewiſſenloſen Spiel ſelbſtſüchtiger Leidenſchaft und Flatterhaftigkeit zum Opfer brachte? Und womit will man ihn entſchuldigen, wenn er, wie in dieſem Aufſatz ſogar ſelbſt angedeutet ward, nun wirklich als Urbild jenes ſeines Clavigo und vielleicht auf die Einflüſterungen eines Mephiſtopheliſchen Merck-Carlos, der ihm das Verhältniß mit Friederike als eine Feſſel für ſeine wachſende Berühmtheit ſchilderte, mit kalter Falſchheit dieſes Verhältniß fallen ließ und ſeiner Verlobten das Herz brach? Gewiß, wir beabſichtigen hier nicht, Goethe gegen eine ſolche Anklage — auf ſo wenig bis jetzt ſicher bekannten Thatſachen ſie auch gegründet erſcheint — zu vertheidigen, ſondern geſtehen gern zu, daß ſein Charakter keineswegs ganz ohne Mängel, ſein Leben keineswegs ganz ohne Flecken und ſo vielleicht auch nicht ohne den jener Untreue geweſen ſei. Wie hätte auch er, den Gott ſo durch und durch menſchlich ſchuf, ſich aller menſchlichen Gebrechen und Irrungen enthalten mögen! Noch mehr, wie hätte er, der ſo durch und durch zum Dichter geboren wurde, ſich nie veranlaßt geſehen, ſeine poetiſche Freiheit durch eine moraliſche Unfreiheit zu erkaufen! Des Dichters Stärken ſtehen oft nahe neben des Menſchen Schwächen, und gerade aus einer ſolchen Miſchung menſchlicher Schwächen mit dichteriſchen Tugenden läßt ſich Goethes Untreue gegen Friederike am beſten erklären. Die Unbeſtändigkeit und Flatterhaftigkeit, mit der er ſich von ihr abwandte, war zugleich ein fortſtrebendes Feuer, das ihn drängte, ſeine Leidenſchaft an immer höheren Erſcheinungen zu prüfen und die Flügel ſeines Genius zu immer ferneren Geſtirnen emporzuheben: das Zerſplittern ſeiner idylliſch um ſie geſchloſſenen Kräfte war zugleich die ſich entfaltende künſtleriſche Sehnſucht nach einem immer weiteren Kreiſe von Schönheiten, aus deren Mannigfaltigkeit er ſich zuletzt das eine vollkommen befriedigende Ideal der Schönheit ſelbſt ſchaffend erobern ſollte; ſeinen Wortbruch an ihr und der Vergangenheit konnte er durch die neuen Verpflichtungen und Anſprüche, zu denen ihn eine neue glänzende Gegenwart und eine noch glänzendere, früher nicht geahnte Zukunft aufforderte, gerechtfertigt glauben. — Und doch wollen wir Goethe vom Vorwurf der Schuld keineswegs freiſprechen; ja, wir ſind überzeugt, daß Goethe dieſe Schuld, wenn er ſie anders auf ſich lud, auch als Menſch und Dichter hier auf Erden gebüßt hat. Genug, daß wir Friederikens Treue und Unſchuld, und mit dieſer Unſchuld zugleich unſern reinen Begriff von des Dichters Perſönlichkeit, das prächtige unvergeßliche Bild des „Jünglings“ Goethe gerettet haben.“

Mit demſelben Freimuth und Wahrheitsgefühl hat Meyer in dem am Anfang citirten Eſſay über Goethe, die Wahlverwandtſchaften und Wilhelmine Herzlieb geurtheilt. Er hatte Oſtern 1823 die Jenaer Univerſität bezogen und während ſeines zweiten Studienjahres dort dem Frommann'ſchen Hauſe nahe geſtanden. Bei ſeiner Frühreife war er wohl befähigt, die empfangenen Eindrücke verſtändnißvoll in ſich aufzunehmen. Kurz vor ſeiner Ankunft hatte Wilhelmine Herzlieb ihren ungeliebten Gatten, den Ober-Appellationsrath Walch, und Jena verlaſſen, zum tiefſten Kummer ihrer vortrefflichen Pflegemutter, ſowie der ganzen Familie. Daß dies friſche Ereigniß in engeren und weiteren Kreiſen lebhaft erörtert ward und Meyer nicht blos von Frommanns, ſondern auch von Knebel und Gries mancherlei Thatſachen, Anſichten und Muthmaßungen gehört haben mag, erklärt ſich von ſelbſt. Wenn wir dies im Auge behalten und ebenfalls ſeine Schwärmerei und Verehrung für Goethe, dann muß ſein zu Wilhelminens Gunſten abgegebenes Votum doppelt ſchwer wiegen. Als ihr Anwalt tritt er auf „nach eigener mittelbarer Erinnerung, dem Munde älterer, nun auch großentheils verklärter, gemeinſamer Freunde und Freundinnen entnommen.“ Düntzer wollte, und mit Recht, dies Halbdunkel, worin der ihm unbekannte Verfaſſer die Zeugniſſe hüllte, nicht gelten laſſen, wünſchte vielmehr zum Vortheil der Sache die greifbarſte Beſtimmtheit; denn: „So lange wir nicht wiſſen, aus welcher Zeit die Zeugniſſe ſtammen, ſo lange ihre beſtimmte Faſſung nicht vorliegt, dürfen wir keinen Werth darauf legen. In den zwanziger Jahren wußte man zu Weimar und Jena noch nichts von einer Leidenſchaft Goethes zu Minna.“ Daß letzteres doch der Fall war, ja ſchon früher, hat die von mir nachträglich entdeckte Pfeifenkopf-Reliquie in Bild und Schrift bewieſen. Düntzer wird jetzt auch hoffentlich, nach Namhaftmachung des Schreibers und Klarſtellung ſeiner Beziehungen zu Frommanns einerſeits, zu Goethe andererſeits, das Alter und die Reinheit der Quelle anerkennen. Mich aber freut es, angeſichts der Anfeindungen beim Erſcheinen meiner Monographie „Goethes Minchen“, mich in Uebereinſtimmung zu befinden mit einem klaſſiſchen Zeugen, der ein offener, ehrlicher Mann war, ein Charakter: Friedrich Karl Meyer, über den einmal Kaiſerin Auguſta äußerte, daß er „freier von Menſchenfurcht ſei, als ſie je Einen gekannt habe“.

Uebrigens hat den Wilhelmine-Ottilie-Aufſatz Alwina Frommann gebilligt. Dieſe, Minchens Pflegeſchweſter, lebte lange als Vorleſerin der Kaiſerin-Königin Auguſta, welche als Weimariſche Prinzeſſin von Goethe beſungen worden iſt, in Berlin und verkehrte viel mit dem elterlichen Freunde, der nach ihrem am 2. Auguſt 1875 erfolgten Tode einen liebevoll-würdigen Nekrolog*) in der Allgemeinen Zeitung (13. Auguſt) veröffentlichte. Darin geſchieht beſonders des tiefen Eindruckes Erwähnung, welchen Johannas, der Mutter, Hinſcheiden auf Alwina, die Tochter, gemacht. „Noch im Herbſt 1873, bei meinem letzten Beſuche des Goethe'ſchen Hauſes mit der Freundin, zeigte mir dieſelbe in Goethes Arbeitszimmer die Stelle, wo er (anderthalb Jahre vor ſeinem eigenen Ende) ſie ſich gegenüber hinſetzen ließ und ihr, in ihrer Verzweiflung, männlichen Troſt und friſchen Lebensmuth in's Herz redete.“ Auch weiht er hier ſeinem unvergeßlichen — vor nunmehr fünfzig Jahren, 1842 geſtorbenen — Gries ein Gedenkblatt und ſagt von ihm u. A.: „Von den Freunden des Frommann'ſchen Hauſes der dauerndſte und vertrauteſte war der Ueberſetzer und Dichter Diederich Gries, der, mit wenigen Unterbrechungen, vierzig Jahre ſeines Lebens in Jena zubrachte und mit Frommanns während dieſer langen Zeit durch ein nie geſtörtes Verhältniß gegenſeitiger Neigung, Freundſchaft und Gewohnheit, ſowie bei ſeiner zunehmenden Taubheit und Kränklichkeit gegenſeitiger kleinerer und größerer

---

*) Auch ich habe ein Lebensbild von Alwina Frommann mit beſonderer Rückſicht auf Goethe nach ihren Briefen an Varnhagen von Enſe geboten (Nord und Süd. Band LI, Heft 153). Dieſe „Goethe-Erinnerungen einer Jenenſerin“ ſtellt der Bearbeiter der Abtheilung über Goethe in der neuen Ausgabe von Goedekes Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung (Dresden 1891. Band IV, Heft II, S. 703) zum Capitel: Die Wahlverwandtſchaften und Wilhelmine Herzlieb. Doch iſt keineswegs Letztere jene „Jenenſerin“, ſondern ihre Adoptivſchweſter Alwina. Uebrigens weiß derſelbe Bearbeiter nichts von unſerem Friedrich Karl Meyer; er meldet nicht, wer hinter den Chiffren F. K. M. ſteckt, hat keine Ahnung von ſeiner Autorſchaft bezüglich Friederike und Seſenheim und kennt gar nicht die anderen, oben behandelten Aufſätze.

Liebesdienſte feſt verbunden blieb. Bei den abendlichen Unterhaltungen wirkte derſelbe theils als tüchtiger Clavierſpieler und Muſikkenner, theils als Vorleſer mit und las namentlich ſeine meiſterhaften — nicht minder durch ſeine Anempfindſamkeit als durch gewiſſenhaften Fleiß und ſtrengen Stil ausgezeichneten — Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen und Spaniſchen trefflich vor. Von ſeinem ſcherzhaft-innigen, freundſchaftlich humoriſtiſchen Verhältniß zu dem weiblichen Theile der Frommann'ſchen Familie — außer der Mutter noch zu deren beiden Schweſtern (Betty Weſſelhöft und Sophie Bohn) und zu Alwinen ſelbſt — zeugen mehrere ſeiner eigenen kleineren Gedichte.“

Noch über eine dritte Goethe'ſche Frauengeſtalt*) verdanken wir unſerem Gewährsmann intereſſante Einzelheiten: über Marianne von Willemer (Suleika); es ſind, nach der Publication von Creizenachs Buch, in der Allgemeinen Zeitung (1877, 21. November) niedergelegte neue perſönliche Anſchauungen und vergleichende Betrachtungen: „Sieben Jahre nach dem Advent ſeiner geliebten, wahlverwandtſchaftlichen Wilhelmine-Ottilie, im September 1814, fand Goethe Mariannen an ſeinem Lebenswege und ſchöpfte vielleicht aus dem noch ſtark blutenden Schmerz aus jener nur halb geſchloſſenen Wunde den erſten Reiz zu dieſer allmählich ſich entwickelnden neuen Neigung, die, nach den Eigenſchaften und Verhältniſſen ihres Gegenſtandes, anſtatt abermaliger Leiden vielmehr Troſt und Erheiterung verhieß“. An dieſen Anfang reiht der Verfaſſer nachher den Schluß: „Fragen wir, wie Goethes höchſte und edelſte Eigenſchaft, ſein nicht minder unabläſſig nach ſittlicher als nach wiſſenſchaftlicher Vervollkommnung ringender Beſſerwerdetrieb, wie dieſer eben erſt in der bitteren Schule wahlverwandtſchaftlicher Entſagung neugeſtärkte ethiſche Grundzug ſeines Weſens und Dichtens ſich eine ſolche doch auch gegen das Ehegeſetz verſtoßende neue Liebe ſo leicht verzeihen und dieſelbe dem dichteriſchen Bedürfniß ſo raſch habe geſtatten mögen, ſo finden wir die Antwort und Erklärung zunächſt in den eigenthümlichen perſönlichen Verhältniſſen des Willemer'ſchen Ehepaares ſowohl zu einander als zu dem gemeinſamen Freunde. Eine noch viel treffendere, reiner ethiſche Antwort und Erklärung aber bietet uns dann die Selbſtbeherrſchung, mit der, nach dem Heidelberger Wiederfinden, Goethe eine jede neue Begegnung ſtreng vermieden hat.“

Wir können nur wünſchen, daß die gehaltvollen Abhandlungen geſammelt herausgegeben und ſo allgemein nutzbar gemacht werden, begleitet von einer

---

*) Abgeſehen von einer geiſtreichen Charakteriſtik Charlottens von Stein (Monatsblätter für innere Zeitgeſchichte. 1868, Band 32), worin der bemerkenswerthe Paſſus: „Mit welcher furchtbaren Schärfe Goethe in ſpäteren Jahren die ganze geheimnißvolle ſakramentale Strafbarkeit eines ſolchen Verhältniſſes erkannte, das erhellt aus ſeinem, zwanzig Jahre nach dem Bruch mit Frau von Stein geſchriebenen Roman der Wahlverwandtſchaften, in welchem er, unter dem ſchöpferiſchen Einfluß einer jüngeren Neigung und deshalb mit Umkehr der urſprünglichen Lage, doch die eigentliche innere Geſchichte jener Strafbarkeit unverkennbar an's Licht gezogen und poetiſch gerichtet hat.“

Lebensſkizze des Verfaſſers, ſowie einer Darſtellung ſeiner Dichtung, Studien und Reiſen. Zwar ſollte ſich Gries' Prophezeiung, daß dereinſt das Vaterland freudig ſtolz auf Meyers Lyrik lauſchen werde, nicht erfüllen; immerhin zeichnen ſeine Goethe-Lieder ſich durch warmes Gefühl und begeiſterte Stimmung aus, ebenfalls die an Gries gerichteten. Erhalten ſind hoffentlich noch die im Eingange von Knebel erwähnten poetiſchen Verſuche des Jenenſer Studioſus. Dieſelben dürften gebildete Leſer intereſſiren, wie auch ſeine Beziehungen zu namhaften Perſönlichkeiten der klaſſiſchen Literaturepoche, ferner zu hervorragenden Fürſtlichkeiten, Staatsmännern und Gelehrten unſerer Zeit bedeutende Momente aufweiſen. Ein Porträt des ungewöhnlich begabten Mannes hat leider nie exiſtirt, in welcher Form es auch ſei; ſo müſſen die Erinnerungen ſeiner Freunde und ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen für ihn ſprechen, von ihm zeugen. In wie hoher Achtung er an den Königlichen Höfen von Preußen und England ſtand, läßt ſich aus dem oben angeführten Wort der Kaiſerin Auguſta ermeſſen. Dies Wort iſt wohl das beſte Bildniß, ſchreibt mir Georg von Bunſen. Ihm, wie den Profeſſoren Düntzer, Gyldén, Juſti, Schwarze und Suphan, ſowie Ernſt von Wildenbruch gilt ſchließlich mein Dank für dieſe und jene Beiſteuer. Mag das Ganze denn als Vorläufer einer größeren, von einem Verwandten geplanten Arbeit hingehen und derſelben den Weg ebnen, Theilnahme wecken! Solche verdient, wer ein langes Leben hindurch ſeinem Ideal und Jugendſtern ſo treu geblieben iſt, wie Friedrich Karl Meyer.

König Karl von Rumänien.

Von

* * *

Von Jugend auf, durch eine lange Reihe von Jahren habe ich die Geſtalt König Karls von Rumänien mit beobachtendem Auge verfolgt. Beſſer als manch Anderer kann ich deshalb ein Bild dieſes Mannes entwerfen, welcher der Staatengruppe Europas ein neues Glied zuführte und die Grenze des weſtlichen Culturbereiches nach Oſten verſchob.

König Karl hatte das fünfzigſte Lebensjahr erreicht, als ich ihn zum letzten Male ſah.

Vielleicht giebt es kein Alter, in welchem ein Mann ſo ſehr er ſelbſt iſt, wie gerade dieſes, denn die phyſiſche Entwickelung eines Fünfzigers iſt längſt vollendet, er hat nichts Werdendes, Unausgearbeitetes mehr und andererſeits noch keine Einbuße an ſeiner Kraft und Elaſtizität erlitten; ſeine geiſtige Individualität iſt gleichfalls ausgereift und fertig — ſoweit eine bedeutende, tiefe Natur überhaupt je ihre Entwickelung vollendet: Eine durchaus abgeſchloſſene, in ſich abgerundete Perſönlichkeit, ſteht König Karl vor meinem geiſtigen Auge da.

Wohl Jeder, dem es vergönnt war, Männern gegenüberzutreten, die durch ihre Geburt oder durch ihr Genie oder durch beides auf die Höhen der Menſchheit gehoben wurden, hat ſich manchmal eines Gefühls leiſer Enttäuſchung nicht erwehren können: Ihr Aeußeres ſchien ihm nicht mit der Vorſtellung zu ſtimmen, die er ſich von ihnen nach ihren Leiſtungen, ihrer Stellung gebildet hatte! — Dieſen Eindruck von Disharmonie zwiſchen Körper und Geiſt hat man bei König Karl nicht.

Die Natur hat ihm eine Uebereinſtimmung ſeiner äußeren Erſcheinung mit dem Weſen ſeines inneren Menſchen verliehen, wie ſie vollkommener Niemand beſitzen und auch durch höchſte Schulung, als Reſultat eines ganzen reichen Lebens, Niemand ſich ſelbſt erringen kann. Ein harmoniſcher Menſch, ohne jeglichen Mißklang zwiſchen Geiſtes- und Gefühlsleben, ohne den leiſeſten Zwieſpalt zwiſchen Wollen und Können, iſt er ſchon in jungen Jahren zu dieſem Ebenmaß aller Kräfte, zu dieſer abgetönten Ruhe des Geiſtes gelangt, trotz all der Schwierigkeiten, die er auf ſeinem Lebenswege zu bewältigen fand; nie hat er erſt ſich ſelbſt zu bekämpfen brauchen, um Andere beſiegen zu lernen!

Dem Adel einer ſolchen Natur, die nichts Erborgtes, nichts Berechnetes hat, entſpricht es, daß der erſte Eindruck, den König Karl macht, kein frappirender iſt: zu vornehm um aufzufallen, zu echt, um für das rohe Auge der großen Menge zu glänzen. Ein Künſtler wird an ihm den „ſchönen Kopf" bewundern, aber ihm fehlt die hohe Statur, die imponirende Haltung, die im Märchen dem Helden gebührt und die den Enthuſiasmus der Maſſe herausfordert. Dafür iſt ſeine ſchlanke, mittelgroße Geſtalt elegant, nervig und geſchmeidig, ſein Gang rhythmiſch und raſch, ſeine Bewegungen leicht und ungezwungen. Nur zuweilen, wenn er ſich unbeobachtet glaubt und ein außergewöhnliches Gefühl ſeine gemeſſene Art durchbricht, nimmt ſein Weſen eine rührende Unbeholfenheit an, wie bei verlegenen Kindern: ſteckt doch in dieſem ernſten Manne noch daſſelbe Kinderherz, das ihn in ſeinen Jünglingsjahren ſo unwiderſtehlich machte und ſtets das eigentliche Geheimniß ſeiner nie welkenden Friſche geblieben iſt! — Sturm und Grauen, Leid und Bitterniß — und die hat König Karl mehr als ein Anderer gekoſtet! — haben ſeiner Seele die Kindesreinheit und die kindliche Gefühls-Intenſität nicht genommen; weil er ſein Herz nie auf den Lippen trug, ſondern es wirklich unerreichbar im Allerheiligſten ſeines Innern bewahrte, blieb es ihm unverſehrt erhalten.

Nur Wenige ahnen, daß dies der Quell iſt, aus dem der König ſeine unverwüſtliche Jugendlichkeit ſchöpft, nur Wenige haben den Strahl geſehen, der plötzlich, wenn ſein Gemüth bewegt iſt, ſeine ſonſt ſo kalten, ſcharfen, unruhigen Augen durchbricht und ihnen dann den Glanz des blauen, ſonnvergoldeten Meeres giebt.

Dieſe Augen, die unter ſtarken, buſchigen und über der gebogenen Naſe zuſammengewachſenen Brauen liegen, haben oftmals etwas Unruhiges, man könnte faſt ſagen Flatterndes, und gleichen dadurch denen des Adlers ſo auffallend, daß bereits unzählige Male dieſer Vergleich gemacht worden iſt, zumal da ſie auch durch Schärfe und Sehweite an den König der Vögel erinnern. Aber jene unruhige Beweglichkeit ſeiner Augen ſpiegelt nur diejenige ſeiner Gedanken wieder; iſt des Königs Aufmerkſamkeit gefeſſelt, dann blicken ſie ruhig, ja, träumeriſch in die Welt; das ſchnelle Wechſeln ſeines ſcharfen Blickes iſt nur ein Zeugniß von der raſtloſen Gehirnthätigkeit des abgehetzten Mannes, welcher täglich fürchtet, daß er die Arbeitslaſt, die ihm obliegt, nicht bewältigen kann. Außerdem iſt dieſe Eigenthümlichkeit noch ein Beweis von der Kindlichkeit ſeines Weſens, die

Digitized by Google

unfähig iſt, ſich zu verſtellen: die Geſichtszüge hält er in ruhiger Unbeweglichkeit, nicht aber Richtung und Ausdruck des Blickes! Wie ſchon des Knaben Augen „flatterten“, wenn beim Unterricht ſeine mehr für das Praktiſche veranlagte Natur einer rein theoretiſchen, abſtracten Darlegung nicht zu folgen vermochte, ſo heute während der zahlloſen Audienzen, wenn er insgeheim berechnet, wie wenig Zeit ihm bleibt, um die Actenhaufen zu erledigen, die ſeiner auf dem Schreibtiſche harren! Er hört geduldig die vielen, oft nichtigen Klagen und Geſuche an — denn in Rumänien gelangen die geringfügigſten Dinge bis vor das Forum des Königs, in patriarchaliſcher Weiſe will man für Alles und Jedes des Königs directe, perſönliche Entſcheidung — er hört die Beſchwerdeführer und Bittſteller an, ſein feines, ſcharfes Ohr iſt unendlich geduldig geworden, aber ſeine Augen entziehen ſich der Schulung, die fliegen ſpähend und forſchend voraus: „Was kommt dann? Und was darauf? Und was zuletzt?“ Ja, auch nach dem Zuallerletzt ſcheinen ſie oft zu fragen, aber nicht in banger Sorge, ſondern weil die Lebensſorgen zu bang!

Als die Natur ihm das Ebenmaß, nach welchem ſo Viele zeitlebens vergeblich ringen, als ein Geſchenk in den Schooß warf, hat ſie ihm auch die Antwort auf jene quälendſte aller Fragen zugeflüſtert, indem ſie ihm den frommen Kindesglauben in's Herz pflanzte. Auch ihn, den Glauben ſeiner Väter, hat er ſich bewahrt, hat ihn nicht fortſpülen laſſen von den Strömungen des Tages: ihm iſt dieſes Leben die ſchwere, vom Himmel geſtellte Aufgabe; jenes andere wird ſein Lohn ſein, wenn er ſeine Pflichten treu erfüllte! Dieſe lebendige Ueberzeugung trägt ihn, giebt ihm die Kraft, der Menſchen Haß und verleumderiſche Bosheit lächelnd zu ertragen. — Seine Richter leben nicht hienieden! . . . Wie ein Fremder geht er durch dieſe Welt, ſie berührt ſein tiefſtes Innere nicht, gleich jenen Heiligen findet er in ſich Verzeihen für ſeine Feinde, Mitleid für ſeine Neider und Verleumder! Iſt es ein Wunder, daß ihn die Welt oft ſchwach genannt hat? Kann die Menge Verzeihung und Milde gegen Feinde verſtehen, läßt ſie ſich nicht meiſt betrügen durch den Schein äußerer Aehnlichkeit, der zwiſchen menſchlicher Schwäche und faſt übermenſchlicher Tugend ſelbſtloſen Verzeihens beſteht? . . .

Daß König Karl die verantwortlichſte und ſchwerſte aller Würden, die des Fürſten- und Regententhums trägt, iſt die einzige Urſache, weshalb er jenem Grundzuge ſeines Weſens nicht bis in die letzten Conſequenzen folgt: er darf wohl verzeihen, aber nicht vergeſſen! So hat er mit jedem Jahre ſeines Lebens den Schrein ſeiner Innerlichkeit feſter verſchloſſen, um ſein eigenes, vornehmes Ich der um ihn wogenden Welt zu entziehen. Sich zu geben, war überhaupt nie ſeine Sache; Erziehung hatte hier die primitive Anlage noch geſtärkt, ſo daß ſeine Individualität manchmal Gefahr lief, dem modernen Ideal der Gleichmacherei gemäß ſich im Typiſchen zu verlieren.

Wer gewöhnt worden iſt, jegliches Gefühl nur in ganz beſtimmter, conventioneller Art und Weiſe zu Tage treten zu laſſen, jegliche Handlung nur unter gewiſſen feſtſtehenden äußeren Formen zu unternehmen, der folgt ſchließlich zu leicht dem Trägheitsmoment, das jedem Menſchen innewohnt. — Er fragt ſich bald nicht mehr: entſpricht es denn auch meiner Natur, ſo zu handeln, wie die Routine vorſchreibt? fühle ich auch wirklich ſo, wie man meint, daß ich fühlen ſollte?

Gerade bei der Art von Prinzenerziehung, wie König Karl ſie gehabt, lag dieſe Gefahr, daß das Individuelle erſtickt würde, ſehr nahe, und in manchen Beziehungen ſpürt man noch heute an ihm die Einwirkung jenes Conventionellen, Althergebrachten, obwohl er kaum erſt das Jünglingsalter hinter ſich hatte, als er auf den rumäniſchen Thron berufen wurde und ſomit ſeine ganzen Mannesjahre in einem jungen Lande verlebte, wo bis zum heutigen Tage jede Individualität reichlich, ja, überreichlich Raum und Zeit, ſich zu entfalten, findet! — Vielleicht war es aber auch wieder ſein Glück, unter den eigenthümlichen Umſtänden, die ſein ſpäteres Leben beſtimmten, daß das Conventionelle ihn nicht nur wie eine leicht zu durchlöchernde Wand umgab, ſondern ihn bis in ſein Fühlen beherrſchte, und daß die eigene, ſtark ausgeprägte Natur erſt ſehr ſpät zum Durchbruch, noch ſpäter zum deutlichen Bewußtſein dieſer Eigenart kam . . .

Bis heute noch ſind die Grundſätze der hergebrachten Moral ihm unumſtößliche, ewige Geſetze; Ausnahmen zu Gunſten des Individuums erkennt er nicht an, und von einem Recht der Leidenſchaft dürfte man ihm ebenſo wenig reden, wie von der Unfreiheit des menſchlichen Willens. Die Philoſophen galten ihm lange Zeit als Antichriſten, die ganze Philoſophie als ein gefährliches Product ungezügelter Geiſter, und da er an nichts gern rührt, was er nicht von Grund aus bereits kennt und verſteht, ging er jedem philoſophiſchen Problem aus dem Wege.

Dieſe Macht des Conventionellen neben einer alles durchdringenden klaren Intelligenz und dem abſoluten Fehlen jeden Kaſten-Vorurtheils iſt aber nicht nur auf Standes- und Erziehungseinflüſſe zurückzuführen, ſondern ſie birgt ihre tiefſte und feſteſte Wurzel im Charakter des Königs ſelbſt: Ein außerordentlicher Mangel an Selbſtvertrauen iſt der letzte Grund der kühlen Gemeſſenheit, der vollendeten Correctheit dieſes hochbegabten Mannes. Weil ſeine eigenen Auffaſſungen und Empfindungen ſchon in zarter Jugend von ſtrenger Hand zurückgedrängt wurden, begann er an deren Berechtigung zu zweifeln und baute nun um ſich die feſte, ihn ſtets ſichernde Mauer der Conventionalität. Außergewöhnlich zart und empfindlich organiſirt — darin der echte Sohn ſeiner Mutter — zog er es vor, ſich überhaupt nicht mehr zu geben, ſtatt ſich der Gefahr auszuſetzen, in ſeinem Fühlen gekränkt zu werden; auch fürchtete er ſtets, daß jede Blöße, die er ſich gäbe, nicht ihm, ſondern der Sache, die er zu vertreten hatte, dem monarchiſchen Princip ſchaden müßte.

So ging er durch das Leben, wie er überzeugt war, daß ein Fürſt gehen ſoll! Seine Grundſätze ſtanden in ihm feſt, und ſtets hat er gehandelt, wie er nach ihnen glaubte handeln zu ſollen! — Sein ſtaatsmänniſches Genie gab ihm den Impuls niemals direct, ſondern immer controlirt und geläutert durch das Medium zäher, langſamer Ueberlegung. Nie hat er dem toſenden Strom des heißen Wollens, der in vielfältigen Formen und Farben aus dem unbekannten dunklen Innern hervorbricht, ſich überlaſſen: Irren und fehlen, wieder gutmachen und beſſern wollen, ſich ſelbſt belachen und beweinen — das Alles hat er eingedämmt an ſeinem Urquell! Er hat den Stein des gebändigten, zielbewußten Willens darauf gewälzt und ſich gelobt: Ich will das Inſtinctive, Unreflectirte in mir ertödten, ich will nur werden, was ich ſein ſoll! . . .

Stets imponirte ihm nur die auf ſicherer Spur vorausſchreitende Kraft, der in den langen Kehrbahnen kalten Denkens abgekühlte mächtige, durch nichts zu brechende Vorſatz. Schon als Jüngling ließ er ſelten nur ſeiner urſprünglich raſchen, waghalſigen Natur die Zügel ſchießen. — Gerade ſie war es jedoch, die ihn trieb, dem Ruf des Rumänenvolkes zu folgen: vom erſten Augenblicke an, als noch alle Welt dagegen ſtand, erklärte er laut: Ich bin entſchloſſen! Ich nehme die Fürſtenkrone an! . . .

Ganz hatte er damals wohl nicht ermeſſen können, welche furchtbare Verantwortung er damit auf ſeine Schultern lud. Es war ſein Thatendrang, dem er folgte; ihn verlangte nach einem Wirkungskreiſe, wo er die Fähigkeiten entwickeln könnte, die er in ſich ahnte und deren Brachliegen ihn quälte und unzufrieden machte.

Das Offiziersleben in Berlin war ihm zur Laſt geworden; mit welcher Liebe er auch am Soldatenſtande hing, ihn beengte dies Daſein als Prinz und Lieutenant: In dem dunklen Bewußtſein, daß ſein Beruf auf anderem Gebiete läge, ſtreckte er taſtend ſeine Fühler aus; aber vergebens. — Als ſein Vater, Fürſt Karl Anton von Hohenzollern, preußiſcher Miniſterpräſident war (1858—61) hatte der damals noch nicht zwanzigjährige Prinz den erſten Einblick in das politiſche Leben ſeines Heimatlandes gewonnen; der Fürſt ſelbſt hatte ihn, ſeinen zweiten Sohn mit dem ernſten Geſicht und den klaren, vorurtheilsloſen Augen, zu ſeinem Vertrauten gemacht und den jungen Mann dadurch früh einen Blick hinter die Couliſſen der kleinen und großen Politik thun laſſen. Die eigene glückliche Natur behütete aber den Prinzen Karl vor jener herben Menſchenverachtung, die leicht denjenigen befällt, welcher in zu frühem Alter die Kehrſeiten alles deſſen ſieht, was ſich den Anſchein des Großen und Echten giebt; er verſtand es, über das Accidentelle wegzuſchauen und das Weſentliche im Auge zu behalten.

Schon damals, vor dem däniſchen und dem böhmiſchen Kriege, war er wie ſein Vater, ein glühender Anhänger der deutſchen Einheitsidee: Ein einiges Vaterland unter Preußens Führung, Aufgeben aller großdeutſchen

Chimären, das war ſein nationales Glaubensbekenntniß! Leider ſtimmte ſchlecht damit die unmittelbare Gegenwart. — In dem Preußen und Berlin von damals war und blieb dem jungen Prinzen das verknöcherte Junkerthum, das er bei Hofe allüberall traf, auf das Höchſte zuwider. Sein Weſen war ein zu ſchlichtes, echtes, faſt könnte man ſagen, trotz ſeiner halbfranzöſiſchen Abkunft, zu deutſches, um dieſe hohle Anmaßung, dies Pochen auf veraltete, leere Formen ertragen zu können; er war zu vornehm, um nicht Einfachheit und Natürlichkeit für das Höchſte zu halten, zu ſolide und geſund, um nicht vor Allem den Kern der Dinge zu ſchätzen. — Daß in Prinz Karl dieſer gute Sinn zur Ausbildung kam, dazu hat zwar ſicherlich die höchſt gewiſſenhafte Erziehung, die ihm zu Theil geworden, das Ihre beigetragen, allein das Beſte that doch die eigene Natur, das Angeborene und von den Eltern Ererbte. Die Liebe, welche den Fürſten von Hohenzollern an ſeine Gemahlin kettete, die wohlthuende Art, in welcher die Charaktereigenſchaften Beider einander ergänzten, kamen ihren Kindern zu gute, die ſämmtlich im höchſten Sinne normale Menſchen wurden, körperlich und geiſtig geſund und auf's Beſte gewappnet für den Kampf des Lebens.

Fürſt Karl Anton lebt in der Geſchichte des deutſchen Volkes als ein freidenkender, edler Mann, der freiwillig ſeine Prärogative der deutſchen Einheit zum Opfer brachte; im Herzen ſeiner Kinder lebt er vor Allem als das ideale Vorbild eines Vaters, der trotz der ſtrengſten Familiendisciplin von ſeinen Kindern nur geliebt und verehrt, nie gefürchtet wurde, und der ſeinen erwachſenen Söhnen der beſte Freund und Berather war.

Die Fürſtin war eine deutſche Mutter: mild und weich, immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge,[1] immer bangend, ſowie ſie ferne von ihnen war, immer Gnade vor Recht ergehen laſſend, ſobald eines ihrer Kinder ſich in etwas verfehlt hatte! Von tiefſter Frömmigkeit und doch nie frömmelnd, wirkte ſie durch ihre Selbſtloſigkeit überall Liebe und Verehrung; ihrem Gatten ordnete ſie ſich unter und ſchaute in frauenhafter Hingebung zu ihm auf, während er faſt väterlich ſie zu ſchützen und behüten ſuchte. — Die große Achtung, welche König Karl dem weiblichen Geſchlechte als dem zarter gearteten entgegenbringt, entſpringt ſeiner unbedingten Bewunderung für ſeine Mutter: die ganze Poeſie ſeines Herzens ſpricht ſich aus in ſeiner ſchwärmeriſchen Liebe zu ihr, der mädchenhaften Matrone, die unberührt durch das Leben gegangen zu ſein ſcheint, die an den Tiefen des Seins vorübergeglitten iſt, ohne ſie zu bemerken, und die in ihren weißen Haaren mit derſelben graziöſen Schüchternheit die Menſchen rührt und bezaubert, wie ſie es als junge Frauenknoſpe in blonden Locken gethan.

Für ihren ganz beſonderen Liebling galt immer ihr Sohn Karl, lange ehe ſie ſtolz ſein konnte auf ſeine Königskrone, die er ſich mit dem Lorbeerkranz von den Schlachtfeldern Bulgariens heimgeholt — ſie betrachtete dieſe Krone vielleicht mit ebenſo viel mütterlichem Weh wie Stolz: „Der Lorbeerkranz iſt, wo er dir erſcheint, Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks,“

und früher als Andere ſah ſie auf des Sohnes geliebtem Antlitz die Spuren, die das Leiden eingegraben . . . .

Es iſt nicht meine Abſicht, hier auf die moderne rumäniſche Geſchichte einzugehen, ich will nur ein Bild der Perſönlichkeit des Mannes entwerfen, welcher durch ſein Eingreifen während der letzten 25 Jahre einen ſo bedeutenden Antheil an der politiſchen Entwickelung unſeres Erdtheils gehabt hat; die Ereigniſſe ſeines Lebens ſind mir lediglich die Illuſtration zu ſeiner Individualität, und nur inſofern werde ich ſie hier nicht ganz übergehen können. Denn der bedeutende Menſch trägt wohl zu den mannigfaltigſten, ja entgegengeſetzten Charaktereigenſchaften die Keime in ſich, und vielleicht iſt eben dieſe geiſtige Vielfältigkeit das bezeichnende Merkmal höherer Organiſation; aber da es dann an den Lebensumſtänden — und an der eigenen Zucht — liegt, welche der Keime verkümmern, welche es bis zur Blüthe bringen, und welche endlich auch Früchte zeitigen, ſo muß eine Charakterſchilderung immerhin auf dieſen äußeren Anzeichen der inneren Entwickelung baſiren.

Dreimal im Laufe ſeiner Regierung hat König Karl Stürme zu überwinden gehabt, die eben nur er in ſeiner Eigenheit ſiegreich überſtehen konnte, und bei denen er vor ſich und vor aller Welt bewies, daß er wirklich war, was man bis dahin nur in ihm hatte vermuthen können. Von dieſen Stürmen war der nachfolgende jedesmal ſchwerer als der vorhergegangene. Hätte König Karl ſich nicht durch die Kriſis des Jahres 1871 durchgerungen, ſo würde er ſein Reich aus den Schrecken des Krieges von 1877 wohl nicht geſtärkt errettet haben, und hätte ihm die ſtählende Erfahrung dieſer zwei ſchickſalsvollen Entſcheidungen gefehlt, ſo hätte er vielleicht nicht die Höhe des Charakters erklommen, die es ihm ermöglichte, die Brandung von 1891, die ſchwerſte ſeines Lebens, ungefährdet zu durchſchiffen.

Als Prinz Karl von Hohenzollern im Frühling 1866 nach Rumänien kam — bekanntlich hatten die rumäniſchen Staatslenker vor der Fürſtenwahl ſich an den Kaiſer Napoleon, den mächtigen Protector der Donaufürſtenthümer, gewandt, und dieſer hatte ihnen ſeinen Anverwandten, dem er ſehr zugethan war und deſſen Befähigung er ſchon früh erkannt hatte, als Fürſten empfohlen — fand er ein desorganiſirtes Land vor. Eine zu freiſinnige, der bisherigen Entwickelung des Landes in keiner Weiſe entſprechende Conſtitution hatte alle Begriffe verwirrt und Elemente an die Oberfläche getrieben, die für das helle Licht des Tages noch nicht gereift waren. Parteihader und die Gewohnheit unaufhörlichen Wechſels, Widerwillen gegen jedes allmähliche Aufbauen, Jagen nach äußerem Glanz, nach dem Schein der Cultur ohne ihr Weſen*), dazu Gehäſſigkeit der mächtigen Nachbarſtaaten ließen den jungen Fürſten in den erſten Jahren ſchon zu einem ſelbſtſtändigen, ſich nur auf ſich ſelbſt verlaſſenden Staatsmann erſtarken

---

*) T. Majoreſcu giebt in ſeiner Kritik: „Gegen die Richtung der neueren rumäniſchen Cultur" (Bukareſt 1874) ein packendes Bild jener Strömungen.

Digitized by Google

und bildeten in ihm jene mit ſeiner ſonſtigen Rührigkeit faſt unvereinbare, unglaubliche Geduld aus, wie ſie meiſt nur contemplativen Naturen eigen iſt. — Contemplativ aber iſt er nie geartet geweſen, er hätte ſonſt auch kein Politiker werden können; ihm iſt die That das Höchſte auf Erden! — Da nun dieſe Entwickelung, welche ſeinem inſtinctiven Genie durch den Gang ſeines Lebens aufgedrängt wurde, ihm in der großen Politik nur die reiflich erwogene, wohl ermeſſene That geſtattete, und da ſein raſtlos beharrlicher Thätigkeitsdrang ſich nur zu oft in das Gewand jener zuwartenden Geduld kleiden mußte, entſchädigte ſich dafür in Gebieten, wo er ſich ungehemmter und ſelbſtſtändiger bewegen durfte, ſein heißes Blut mit einer ewig vorwärtstreibenden Thätigkeit: Er ſchuf ſich ein Heer, und nachdem er die Topographie ſeines Landes ſtudirt, wie kein Rumäne, nachdem er, als unermüdlicher Reiter, jeden Winkel deſſelben wieder und wieder beſucht, jedes Flußthal, jede Gebirgslandſchaft wiederholt durchſtreift hatte, baute er mit der größten Energie und dem ſchönſten Erfolge Wege und Straßen und tracirte Eiſenbahnen, welche dem Lande einen ungeahnten materiellen Aufſchwung brachten. Und überall, wo es zu helfen galt, wenn Mißwachs und Dürre oder die Heuſchreckenplage ganze Diſtricte mit Hungersnoth bedrohten, wenn Feuersbrünſte und Hochwaſſer ganze Ortſchaften und Städte verwüſteten, dann zeigte der junge Fürſt die Thatkraft, die in ſeinem Charakter lag, er verließ ſich auf keines ſeiner dafür beſtellten Organe, ſondern eilte ſelbſt hin, traf die richtigen Anordnungen und überwachte deren Ausführung. Was ihn aber noch höher denn als den unermüdlich beſorgten, ſchneidigen Regenten ſtellt, was ihm auch menſchlich die Bewunderung und Liebe Aller ſichern mußte, das iſt ſeine nie erlahmende Herzensgüte! Er gab und giebt mit vollen Händen, gab gewiß auch oft, wo ſeine Mildthätigkeit gemißbraucht ward, und verwandte auf Liebeswerke nicht nur einen großen Theil ſeiner damals noch knappen Civilliſte, ſondern ſcheute ſich nicht, für ſolche Zwecke ſeine Mittel ſelbſt beträchtlich zu überſchreiten und ſich in Schulden zu ſtürzen; noch heute verwendet er ein Fünftel ſeiner reicheren Einkünfte zur Linderung all der Noth, die ſich dem Landesvater noch weit aufdringlicher offenbart, als dem Privatmanne! — Und einem ſolchen Fürſten hat man ſich nicht entblödet den Vorwurf des Geizes zu machen! Blos weil er die Linke nicht wiſſen läßt, was die Rechte thut, und weil er perſönlich äußerſt bedürfnißlos iſt, um deſto mehr für ſein Volk und ſein Land zu thun! . .

In ſeiner bedächtigen Weiſe, Menſchen und Dingen gegenüber den eigenen Standpunkt zu gewinnen, ließ er ſich durch nichts die innere Stetigkeit beeinfluſſen. Viele hofften und glaubten, Einfluß auf ihn zu erlangen, ihn in andere Bahnen drängen zu können; die ruhige Freundlichkeit, mit der er ſtets jedem Rathgeber ſein Ohr leiht, hat ſo Manchen dazu verführt, zu meinen, er habe Eindruck gemacht. Eindruck in gewiſſem Sinne macht ja ein Jeder; keines Mannes Anſchauung, auch des Geringſten nicht, verwirft er unbedacht; als conſtitutioneller Herrſcher erforſcht er die Urtheile der Menge, aber jede Entſchließung faßt er nur mit ſich allein. Ihn charakteriſirt Feſthalten ohne Starrſinn, Beſtändigkeit ohne Eigenſinn und zwar in einer ganz ſpeciellen, individuellen Art, die nie ohne Grazie iſt. Denn weit entfernt, trotzig auf den einmal geäußerten Willen zu pochen, läßt er vielmehr die feinſte Form gerade da walten, wo er ſein eigenes Ich gegen ein fremdes zur Geltung bringen muß. Und dieſes eigene Ich hat bei ihm nur die eine Geltung: es ſoll identiſch ſein mit dem Staatsintereſſe! Niemand iſt im Uebrigen gleichgiltiger gegen ſeine Perſönlichkeit; daher auch bei großer Gefühlsempfindlichkeit abſolute Unempfindlichkeit für die herbſten politiſchen Angriffe, nie und Keinem trägt er etwas nach, trotz eines bewunderungswürdigen Gedächtniſſes. Das bewies er zuerſt im Frühling 1871, wo nach fünfjähriger Regierung, nach unermüdlichem Kampfe für das Wohl ſeines Volkes, ſich eine ſo heftige Oppoſition gegen ihn, den deutſchen Prinzen in dem romaniſchen, mit allen Sympathien an Frankreich hängenden Lande erhoben hatte, daß ein Jeder erwartete, er werde dem undankbaren Volke den Rücken kehren. Hatte doch ſelbſt Graf Bismarck ihm zwei Jahre vorher gerathen: „Wenn Euere Hoheit aber nicht die Macht in Händen zu haben glauben, um die Leute unſchädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrſchaft Euerer Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn von ſo hohem Hauſe wie Euere Hoheit bewegen könnte, eine undankbare Aufgabe weiterzuführen!“

Geſchwankt hat König Karl damals, und der Entſchluß, ſich frei zu machen, wäre ihm nicht zu verdenken geweſen, eine weniger unperſönliche Natur hätte den Lockungen der Heimat nicht widerſtanden. Seine junge leidenſchaftliche Gemahlin und unbewußt auch ſein Töchterlein drängten ihn, den ſo für das intimſte häusliche Glück beanlagten Mann, hinfort dem öffentlichen Leben zu entſagen und ganz ſich ſelbſt und ihnen zu leben; aber die Idee der ihm von Gott durch Volkesſtimme übertragenen Pflicht war das Stärkſte in ihm, und durch dieſe Idee wurde er ſtärker als alle Schwierigkeiten und überwand ſie.

Nicht bloße Hartnäckigkeit und Energie war es hier, ſondern die höchſte ſittliche That, die der Selbſtentäußerung, die ihn über die Wogen der Zeit forttrug. — Im Kriegsjahre 1877 mußte er ſich dann als den Fürſten der ſchnellen, muthigen That erweiſen. „Morgen gehe ich mit dem Heer über die Donau!“ lautete ſein kurzer Befehl, als aus dem ruſſiſchen Hauptquartier vor Plewna die Depeſchen anlangten, welche ihn um Hilfe anriefen. Manche wagten Einwände, doch jetzt war er Soldat und nicht mehr Staatsmann, es galt nur das Vorwärts!

Als er dann mit ſeinem im Kampfe nie erprobten, erſt vor einem Jahrzehnt geſchaffenen Heere auf die öden, ausgeſogenen, ſelbſt in Friedenszeiten keine Hilfsquellen bietenden Gefilde Bulgariens zog, auf denen ſchon Tauſende der ſtolzen ruſſiſchen Truppen in nutzloſem Ringen ihren Tod gefunden, — was ihn da bewegte, das hat er Niemand anvertraut. Und als, ſeinem Rathe entgegen, ein neuer nutzloſer Angriff gegen Plewna gemacht wurde, in denen ſeine Rumänen mit größtem Heldenmuthe ſich bewährten, den einzigen Erfolg des Tages davontrugen, da durchleuchtete wohl ein ſtolzes Glück ſeine bangen Sorgen, er wußte jetzt, daß er recht gehandelt, als er über die Donau ging. Aber der Winter kam, und welch' Winter! In den Laufgräben von Plewna erſtarrten ſeine Leute; die gewaltigen Schneemaſſen auf dem wegloſen Lande drohten die Zufuhr abzuſchneiden — König Karl allein trug alle Verantwortung! — Er theilte das Leben ſeiner Soldaten. Wie gut, daß er nie auf perſönliche Bequemlichkeit geſehen und ſich abgehärtet hatte gegen die Unbill der Witterung! Nur mit ſeinem Mantel zugedeckt lag er im Zelt, durch das der Wind ſo ſtark wehte, daß man einen Holzſtuhl über ſein Feldbett ſtülpte, damit der Mantel nicht davonflog. — —

Plewna fiel, und wenn auch ruſſiſche Undankbarkeit der rumäniſchen Hilfe lohnte, ſo hatte König Karl ſeinem Lande doch die Unabhängigkeit errungen, und keine diplomatiſchen Spitzfindigkeiten und Nörgeleien konnten dem neuerweckten Selbſtbewußtſein eines jungen Volks, das ſich auf dem Schlachtfelde bewährt, den Lorbeer rauben. Ein friſcher Zug von Freudigkeit ging durch die Nation, die Erinnerungen alter heldenhafter Kämpfe waren neu belebt worden, und das junge Königreich machte ungeahnte Fortſchritte, trotz der ewig wieder aufflackernden Parteikämpfe.

Da, nach 25jähriger Regierung, brach von Neuem eine Kataſtrophe über den König herein, welcher er zu erliegen glaubte, angetaſtet in ſeinen heiligſten Gefühlen!

Der Welt bot dieſe ſchwere Kriſis ſich dar als ein von der Königin befürwortetes unſtandesgemäßes Heirathsproject für den Thronfolger (des Königs Neffen); — was für ein Attentat gegen des hohen Herrn Land, Thron und Leben ſich aber dahinter verbarg, kann erſt ganz enthüllt werden, wenn die Jahre darüber fortgezogen ſein werden! . . . Alle ſtaatsmänniſche Klugheit, alle Energie ſeines Willens hätte den König nicht ſtark genug gemacht, dieſen Sturm zu bewältigen: es brauchte dazu der Mannes-Hoheit und -Größe, welche ſchweigend Unrecht erleiden kann, wenn es gilt, eines Andern Schuld zu tragen und eine große Sache zu retten! — Dieſe Sache das Werk ſeines Lebens, die Zukunft ſeines Volkes iſt gerettet. Was es den König gekoſtet, und daß er nicht nur mit dem Blute ſeiner Krieger vor Plewna das rothe Gold ſeiner Krone gewonnen, daß das eigene Herzblut daran klebt, wird vielleicht die Nachwelt dereinſt ahnen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

einem Ohr hinaushorchend, ob nicht Jemand auf der Entdeckungsreiſe nach mir war, haſtig und angeſtrengt concentrirt den Inhalt in mich aufſaugend, und ſo kam es, daß Gutzkow einer meiner ſtärkſten Erinnerungseindrücke wurde. Nur Hans Hopfens Novellen brannten ſich einige Jahre ſpäter — unter ganz anderen Umſtänden — gleich ſtark in mich ein, ſodaß ich noch immer Bilder, Landſchaftsſtimmungen, innere Vorgänge in denſelben wie etwas perſönlich durch mich ſelbſt in der Außen- und Innenwelt Erlebtes empfinde.

Was iſt das? Woher dieſe unvergeßliche Wirkung einzelner Bücher auf einzelne Individualitäten, eine Wirkung, die nichts mit Vernunfterklärungen zu thun hat, eine Wirkung, die weit über den Gedankenkreis und das Denkvermögen der noch ganz verkapſelten grünen Individualität hinausgeht, die auf einem völlig anderen Gebiet als dem des objectiven Verſtehens liegt? Und woher giebt es Büchereindrücke oder vielmehr Perſönlichkeitseindrücke von Verfaſſern, die lange ſchlafen, die ganz vergeſſen und verſchwunden zu ſein ſcheinen und, wenn ſie wiedererwachen, in uns ſchwingen, dumpf und beklemmend, wie unſer ſich auf ſich ſelber beſinnendes Ich, oder uns in ſo deutlichen überſcharfen Einzelheiten vor Augen ſtehen, wie eine perſönlich erlebte Erkenntniß? Iſt es die unerkannte Spannfähigkeit, ſind es die unentdeckten Länder des eigenen Ichs, die ſich damals zum erſten Mal beim Namen rufen hörten und ſich umdrehten in ihrem Schlummer? Liegt auf dieſem Gebiet vielleicht etwas von den geheimen Beziehungen, in denen eine Epoche einer anderen vorlebt? Eine kleine Zahl von Hopfens Büchern betrachte ich jetzt noch als den einzigen Anlauf zu einem friſchen, unmittelbaren Naturalismus in Deutſchland, einem Naturalismus, der nicht Schule und Abſicht, ſondern Natur, die intenſive Art des Sehens iſt. Und in jenen ſelben Büchern war Hopfen auch, was keiner unſerer jüngſten Naturaliſten iſt, ein wirklicher, freier und ſchöpferiſcher Verſteher des Geſchlechtslebens. War es gerade dies — die doctrinloſe Erkenntniß des Weibes, dieſes Grundneue, was den ſeiner ſelbſt noch ganz unbewußten weiblichen Geiſt in mir wachklopfte? War es der warme, lebendige Lichtſtrahl, der in das hineinfiel, was ſpäter mein eigenes Leben ausmachen ſollte? war es die erſte, raſch wieder von außen verwirrte und verdunkelte Bekanntſchaft mit der eigenen Veranlagung auf der Stelle, wo ſie productiv war und Zukunft in ſich trug? Für mich iſt Hopfen in jenen Büchern ein Anfang von etwas Neuem geblieben, mehr Anfang als unſer jüngſtes Deutſchland, denn was für eine neue Erkenntniß giebt uns dieſe ſo junge Kunſt über das innere Weſen des Menſchen? Wo leuchtet ſie hinein in die Wellenſchläge des Unbewußten? Was giebt ſie uns über das Geheimleben der Geſchlechtlichkeit; alles, was ſie allenfalls thut, iſt es zu iſoliren; aber es iſt das am allerwenigſten Iſolirte in uns; es iſt in allen unſeren Handlungen, Anſchauungen, Begriffen, Beziehungen, es prägt den ganzen Menſchen freilich nicht ſo plump und äußerlich wie die militäriſche Dienſtzeit ihm ihren Stempel aufdrückt. Was machen wir mit allen Fragen und allen Misèren, den ſocialen und pädagogiſchen und theoſophiſchen und antiſemitiſchen, ſo lange wir blind und ſtumpf ſind für die große Fundamentalfrage aller Fragen, der Frage nach dem weder theologiſch noch ethiſch, noch ſocialiſtiſch, weder materialiſtiſch noch ſpiritualiſtiſch ſich einſchachteln laſſenden Menſchen? Das, was ſich vom Menſchen nach außen krempelt, iſt nicht die Aufgabe der großen Dichtung, nicht daß Peter ſich nur von Kartoffeln nährt und daß Paul ſich nicht ehelich verbinden will, ſind die großen Probleme, das ſind volkswirthſchaftliche und praktiſche Fragen; ſondern wie Peter und Paul in ihrem unbewußten Leben ſind, welchen Antrieben ihr Weſen gehorcht, worin das Centrale in ihnen, der phyſiologiſche Bau, der ihre Handlungs-, Gefühls- und Denkweiſe bedingt, der in ſeiner Millionenmannigfaltigkeit das ganze menſchliche Leben mit allen ſeinen Aeußerungsformen bedingt, der, ſelbſt fortwährend in Umwandlung, alle Umwandlungen und Revolutionen hervordrängt, worin der beſteht, das iſt die Aufgabe der echten Dichtung, es zu offenbaren.

Es giebt Bücher, an die die Erinnerung eine Gedächtnißſache iſt, andere, an die ſie nur eine Schwingung iſt. Erſteres iſt das Gewöhnlichere, und weder der Leſer noch das Buch nimmt Schaden, wenn ſie die Bekanntſchaft erneuern. Letzteres gehört zu dem Zarteſten und Verletzlichſten, was es im Reich der Empfindungen giebt. Ich weiß nicht, ob es Anderen ſo geht, das wird wohl ſehr verſchieden ſein, aber jedesmal, wenn ich ein Buch, das ſtark, ich könnte ſagen myſtiſch, in meiner Erinnerung nachvibrirt, wieder vornahm, um es durchzuleſen, dann war es mit Allem aus. Es wurde nicht mehr in mir lebendig, es fügte ſich nicht mehr zum Ganzen, Alles fiel aus einander, das Veraltete, Ungeſchickte, Docirende trat hervor, man ſah die Theile alle einzeln und deutlich, unorganiſch, das Band fehlte, das Leben war weg. Und als ich das wußte, da verließ ich mich auf mein Gedächtniß, auf mein Gedächtniß der Schwingungen, nicht der Thatſachen; dies Gedächtniß, das ſo wähleriſch war, vergaß, was allgemeinen Ruhm beſaß und behielt, was mißachtet oder verketzert wurde.

Auch Gutzkows Name hatte ich ſeit zwanzig Jahren kaum anders als mit Geringſchätzung und Tadel nennen hören; er war mir ein Wollender für eine Zeit, die ſich brüſtete, vollbracht zu haben, und dabei einen Gewiſſenswurm hatte. Da erſchien vor einigen Monaten „Das junge Deutſchland“ von Dr. Johannes Prölß mit ſeinem reichen Quellenmaterial und ſeiner darſtelleriſchen Durchſichtigkeit. Und während ich es las, wachten die alten Schwingungen aus den „Rittern vom Geiſt“ und dem „Zauberer von Rom“ wieder in mir auf und das, was in mir lebendig wurde, und das, was in der feinfühligen Darſtellung von Prölß lebendig war — das war ein und derſelbe Gutzkow.

Es verſuchte mich ſtark, wieder den ganzen Gutzkow zu leſen — aber zugleich wurde mir, als öffnete ich damit ein Grab und holte ein Todtengeripp an's Tageslicht — derſelbe Grund, weshalb ſo viele dicke literaturgeſchichtliche Bücher ſo todt ſind. So verließ ich mich auf die Schwingung in mir, auf das, was von ihm in einem anderen Organismus lebendig geworden war.

Aus den „Rittern vom Geiſt“ erinnere ich mich nicht an einen einzigen Vorgang, an keinen Namen, keine einzelne Perſönlichkeit. Es iſt nur ein Wogen, eine ſtarke zitternde, angeſpannte Bewegung, eine leidenſchaftliche, übertriebene, kranke Rhetorik, aus der wie aus einem unruhigen Meer einzelne menſchliche Köpfe auftauchen, Köpfe von Schwimmern in's Ungewiſſe, nervöſe, müde Geſichter ohne Natürlichkeit; und dann verſchwinden die Geſichter wieder, und es rauſcht ein Waſſerfall voll geiſtreicher, poſirender Beredtſamkeit herab und fließt aus in einem großen Meer, und aus demſelben ſteigt es feucht auf, ein Nebel, der bald Alles einhüllt, ein grenzen- und bodenloſer Scepticismus. Die Begeiſterung iſt heiß, aber der Athem dieſer Flamme iſt kalt.

Das war mein erſter, undeutlich-deutlicher Eindruck, wie er ſich in meiner Erinnerung erhalten hat. Mein zweiter war beſtimmter. Es ſind die Geſtalten von Klingsohr, von Bonaventura, dem ſpäteren Papſt, von dem orthopädiſchen Edelfräulein, von der deutſch-demimondlichen Schulmeiſtertochter, die den Faden durch das Rieſenwerk „der Zauberer von Rom“ bildet. An dieſen Menſchen und vielen anderen in Gutzkows großer Production iſt das Eigenthümliche und Neue, das Vorausweiſende, das Nervenleben. Es wird mir ſchwer, mich über etwas ſo ganz Schwebendes, mit den ungeſchickten Worten unſerer nur allzu plump gegenſtändlichen Sprache kaum Faßbares, verſtändlich zu machen und auszudrücken, worin für mich eben das Neue, Nichtfrüherdageweſene in dem nervöſen Leben, das Gutzkow aus ſich in ſeine Geſtalten übergehen läßt, beſteht. Es liegt erſtens in einer anderen Sinnlichkeit, als man ſie bis dahin empfunden, als man ſie z. B. in Goethe oder ſogar in Heine antrifft. Goethe iſt nicht frivol, aber er iſt vergeßlich, wie das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinen robuſteren Nerven in der Erotik vergeßlich war; man liebte und man ſtarb bis in's neunzehnte Jahrhundert auf dieſelbe Weiſe, mit Anſtand, ohne nervöſe Zuckungen, elegant, mit unverzerrter Oberfläche. Hundert verzärtelter Marquiſen, die Blüthe der damaligen Verfeinerung, ſtarben mit der leichtſinnigen Heiterkeit des guten Tons unter der Guillotine. Und den guten Ton in den äußerſten Angelegenheiten bewahren iſt doch nur robuſte Natur. Und wie man ſtarb, ſo liebte man. Die Liebe war ein ſchmückendes Bedürfniß. Einen Schmuck kann man ablegen.

Aber bei Gutzkow wird die Liebe ein ſeeliſcher Nothſchrei, die Karte, auf die die zitternden Nerven Alles ſetzen, die große Hauptforderung an's Leben, die doch der Menſch, der ſie ſtellt, nicht einzutreiben vermag. Warum? Weil er Nervenmenſch iſt.

Bei Heine finden wir auch noch nichts davon. Heine als Perſon ſcheint deutlich ein Dekadencetypus geweſen zu ſein, aber Heine als Dichter iſt in der Erotik nicht einmal nervös. Er iſt Frivolität und Sentimentalität rein abgezogen, ganz achtzehnter Jahrhundert-Ausgang — Voltaire und Rouſſeau zuſammen, die Beziehung der Geſchlechter in ihrer Oberflächlichkeit.

Bei Gutzkow iſt das anders. Da klingt nicht mehr reinlich die einzelne Saite; da vibrirt in dem centralen Gefühl der ganze Menſch in ſeiner Unzahl diſſonirender Stränge.

Für mich hatte Gutzkow unter allen Dichtern jener und der ſpäteren Epochen etwas vom Allermodernſten, für mich iſt er, den unſer jüngſtes Deutſchland ſo vielfältig fortſetzt, in ſeinem Gefühl moderner als unſere Modernſten. Was will das ſagen, daß er in ſeinem Raiſonnement, in ſeinem Vortrag veraltet iſt? Er fühlte in den Schwingungen, und er ſchilderte die Schwingungen, in denen ſich jetzt, gegen den Schluß dieſes Jahrhunderts, das innere Leben des begabteren Menſchen in Frankreich, Holland, Skandinavien, Deutſchland, Oeſterreich, immer allgemeiner und deutlicher wahrnehmbar äußert.

Man nennt dies Jahrhundert das Zeitalter der Nervoſität, man wird das nächſte Jahrhundert mit noch ganz anderem Recht ſo nennen können. Was man aber in der officiellen Sprache der uniformirten Mannestüchtigkeit damit meint, das iſt ballhorniſch. Es handelt ſich dabei nicht um Hyſterie und Nervenſchwäche, denen mit einer Sonnenverfinſterung von marſchirenden Bajonnetten zu begegnen iſt, Hyſterie und Nervenſchwäche hat in Zeiten der kriegeriſchen und erwerblichen Anſtrengung immer gewuchert, der Höhegrad derſelben iſt immer ein Gradmeſſer dafür geweſen, wieviel da faul iſt im Staate Dänemark. Nein, was unſer Zeitalter charakteriſirt, das iſt die Verfeinerung der Nerven, ihre größere und mannigfaltigere Empfänglichkeit für Reize, die Dünnhäutigkeit der Seele und des Körpers und durch alles zuſammen eine unendlich erhöhte Empfindlichkeit für Schmerz, Unluſt und alle niederſchlagenden, die Lebensenergie herabſtimmenden Eindrücke. Und Hand in Hand damit und dadurch bedingt geht eine Ungläubigkeit an die Freude, an die Dauerhaftigkeit des Glücks, ein Sichzurückziehen von den die Lebensenergie erhöhenden Bedingungen, kurzum eine größere Verperſönlichung und dementſprechend auch eine größere Verletzlichkeit des Menſchen. Und über Allem ruht wie ein dünner feuchter Schnupfen-Nebel ein Skepticismus ohne Grenzen und ohne Boden. Dieſer Skepticismus macht dieſe ſo unendlich der Wärme und Zärtlichkeit bedürftigen, dieſe liebeskrank angelegten Menſchen kalt und ſpröde und das Leben zu einer Kette von Mißverſtändniſſen.

Ob Gutzkow ein großer Dichter war, das wüßte ich nicht zu ſagen; ich glaube, er war es ſo wenig, wie Frankreichs feinſter gegenwärtiger Dichter, Paul Bourget es iſt. Und ſo wenig wie Paul Bourget hatte er in dem, was er Nichtkritiſches ſchrieb, einen ſicheren Geſchmack. Aber was er mit dieſem vielſeitigſten und gelehrteſten der modernen Franzoſen — mit dem man ihn merkwürdigerweiſe in ſehr Vielem vergleichen kann — theilte, das war die ſichere, ſcharfſinnige Beobachtung, der Inſtinct für den

Digitized by Google

arrière fonds der Seele, das weltverbeſſeriſch prieſterliche Pathos und, in höherem Grade als Letzterer, der errathende Blick für die pſychophyſiologiſchen Geheimniſſe, der ſpäter, nach der Aufrichtigung des deutſchen Militärſtaates ſo gründlich verloren gegangen, und wo er auftauchte, uniformirungsfroh verketzert worden iſt.

Und darin dünkt mich, liegt hauptſächlich die Modernität Gutzkows, die noch immer der Zukunft angehört. Unſere jüngſten Deutſchen erwachſen im Zeichen des Socialismus, ſehen den Menſchen recht und ſchlecht für ein ſociales Product an: ſociale Frage + Erblichkeit. Das iſt klar und deutlich, nur allzu anorganiſch klar und deutlich. Für Gutzkow, der ſich über dieſe Dinge bewußt den Kopf ſchwerlich ſehr zerbrach, war der Menſch etwas mehr und etwas weniger einfach. Worauf das beruhte? Auf der Gährung einer Zeit, die geiſtig intenſiver als die unſere gährte, die eine größere Anzahl verfeinerter Typen als die unſere nach oben ſchleuderte, in der er ſich ganz anders heißlebend als unſere Jüngſtdeutſchen herumtummelte und aus der der empfindliche Spiegel ſeiner Seele die ausgeprägteſten Typen freizügleriſch auffing. So entſtand die Galerie männlicher und weiblicher Uebergangs- und Zwiſchenformen, die bei Gutzkow ſo überraſcht. Faſt alle ſeine Menſchen haben einen phyſiologiſchen Untergrund, der deutlich und tief angeſchaut iſt. Da iſt die merkwürdige Begründung der Keuſchheit des jungen Papſtes in spe, da iſt das orthopädiſche adelige Fräulein, da iſt Klingsohrs Zerrüttung, da iſt ein Gewimmel von Dekadencetypen, da iſt überall ein Hervorarbeiten des ſeeliſch und körperlich Individuellen an den Menſchen, die er ſchildert, das ſonſt zu allen Zeiten, nicht am wenigſten gerade jetzt, ſehr ſelten iſt. Gutzkow iſt ein Pfadfinder der pſychologiſchen Analyſe. Wie moderner als modern, wie ganz aus der Gegenwart in dem Problem iſt nicht eins ſeiner erſten Werke, Wally, von dem Johannes Prölß eins der meiſterhafteſten Referate gegeben hat, die geſchrieben werden können.

II.

Es ſind im Jahre 1891/92 zwei große Werke über „Das junge Deutſchland“ erſchienen. Georg Brandes iſt der Verfaſſer des einen, Johannes Prölß der des anderen. Georg Brandes hat mit dem ſeinen, dem ſechſten Band ſeiner Hauptſtrömungen, dieſe ſeine umfangreichſte literariſche Leiſtung wahrſcheinlich definitiv abgeſchloſſen. Er iſt der Demagog unter den Literarhiſtorikern, und wie in den früheren Bänden hat er auch in dieſem in erſter Reihe revoltiren wollen. In ſeinem „jungen Deutſchland“ iſt er der Mann mit den Idealen von 48, der noch immer jugendliche Läufer mit der Fahne. So etwas wirkt wirklich begeiſternd auf die Jugend, beſonders wenn es gut und amüſant vorgetragen wird; und wer Gelegenheit gehabt hat, Brandes däniſch vortragen zu hören, iſt auch von ihm hingeriſſen worden. Gedruckt und deutſch vorliegend aber iſt dies aus

Digitized by Google

Vorträgen entſtandene Buch doch weſentlich ein Buch für die Dänen. Das heißt ein Buch für eine fremde Nation, der die Literatur von 1830—1848 kein intimes inneres Erlebniß iſt, die nicht Fleiſch vom Fleiſch und Blut vom Blut der Männer iſt, die ihre Träger waren, die nicht die Umwandlungen erlitten und erlebt hat, die allein genügend ſind, jene Dichter und das deutſche Volk in eins zu ſchweißen, ob auch jene von der Generation nach 1870 vergeſſen ſind und dieſes ſich dieſes Einsſeins nur ſehr dunkel bewußt iſt. Von jenen Männern iſt nur einer europäiſch berühmt und ſind nur zwei kosmopolitiſch intereſſant geworden: Heine und Börne, weil ſie ſich geiſtig expatriirten und in dem Paris der Revolutionen niederließen. Dadurch wurde Heine im doppelten Sinn, was er iſt: nächſt Goethe der gefeiertſte deutſche Dichter im Auslande; durch ſeine Pariſer Verbindungen wurde er früh und dauernd in dem Centralpunkt des Ruhmes bekannt, und durch ſeine Abweſenheit von Deutſchland erhielt er die Diſtance, die ihn zu dem überlegenſten Geiſt und Spötter unter ſeinen Zeitgenoſſen machte. Heines Witz war echter als ſeine Empfindung, doch wird er jetzt bei Franzoſen und Skandinaven am meiſten wegen letzterer geſchätzt, denn das feine Ohr für die Unterſcheidung des echten und falſchen Klanges in der Sprache haben überhaupt nur die Wenigſten und unter dieſen faſt ausſchließlich die allein, die dieſelbe Mutterſprache mit dem Dichter reden.

Brandes' Buch iſt auch darin ein Buch für Ausländer, daß er Börne und Heine die Hälfte des Raumes einnehmen läßt. Heine war der einzige Name, bei dem ſich ſeine Zuhörer etwas dachten und von dem ſie etwas geleſen hatten, und Börne, von dem überhaupt Niemand mehr, weder im In- noch Auslande, etwas geleſen hat, ſecundirt ja ein für allemal Heine als das dringend erforderliche tief-ſittlich-überzeugungsvolle Gegenſtück.

Brandes' „Junges Deutſchland“ iſt, wie Alles, was er ſchreibt, ein unterhaltendes Buch voll nöthiger und unnöthiger Anekdoten, die den Eindruck machen ſollen, als wären ſie Pſychologie, ein Buch voller Beweglichkeit, Doppelſinn und Freiheitspathos. Es iſt daſſelbe Pathos, das durch die geſammten Hauptſtrömungen geht und nothwendigerweiſe, je größere Zeiträume ſich zwiſchen 48 und den Zeitpunkt der Abfaſſung legen, deſto abſtracter wird. Auch darin iſt es ein Buch für Ausländer, denn der achtundvierziger Bürgerliberalismus mit ſeinen politiſchen Errungenſchaften hat in Mitteleuropa ganz anders als im Norden geiſtig abgewirthſchaftet, und die Erbſchaft des „Jungen Deutſchlands“ iſt längſt von anderen ſtaatsfeindlicheren Gruppen und Bewegungen angetreten worden. In dem im „Jungen Deutſchland“ deutlich hervortretenden Beſtreben, zugleich ein vorſichtiges und ein kühnes Buch zu ſchreiben, hat Brandes ſich leider zwiſchen zwei Stühle geſetzt; die Freiheitsideale von 48 mit Begeiſterung zu verfechten, kommt uns doch jetzt ziemlich antiquirt vor, wenn dieſe Ideale in den bereits verrollten Hauptſtrömungen, nicht in den immer ſtärker ſchwellenden Unterſtrömungen geſchildert werden.

Man merkt es dem Buch an, daß Brandes — deſſen große Wirkungen wir ja aus früheren Werken kennen — von dem Lande, in dem es ſpielt, abweſend iſt und weder deſſen lebendigen Pulsſchlag fühlen, noch die Quellen benutzen konnte. Ueber dieſe nothgedrungenen Mängel hätte eine ſehr feine und tiefe pſychologiſche Divination hinweghelfen können, wie die Franzoſen, wie Taine und Bourget ſie haben, aber auf dieſem Gebiet arbeitet Brandes allzuſehr anekdotiſch und mit der Oberfläche.

Etwa ein Jahr nach dem Brandes'ſchen „Jungen Deutſchland“ erſchien „Das junge Deutſchland, ein Buch deutſcher Geiſtesgeſchichte“ von Johannes Prölß. Es iſt ein Werk, an äußerem Umfang weit mehr als doppelt ſo groß als das erſtere, und in gleichem Verhältniß ſteht es zu jenem an Werth. Das beruht zum Theil auf dem außerordentlichen Quellenreichthum, der Prölß zu Gebote ſtand, es beruht aber auch auf der Darſtellungsweiſe. Es iſt kein Buch, das ſeinen Verfaſſer ſpiegelt, ſondern ein Buch, das ganz von dem Beſtreben ausgeht, ſeinen Inhalt durchſichtig zu machen. Prölß hat ein ungeheueres und höchſt werthvolles Material klar, ſchlicht, mit Ehrfurcht vor ſeinem Gegenſtand, mit ſicherem Geſchmack und feinem Gefühl für die organiſchen Zuſammenhänge ineinandergearbeitet. Ueberall an dem ſtillen, zurückhaltenden Vortrag merkt man die innere Wärme und den discreten Tact, der halb gewollt, halb Natur iſt. Es iſt ein ſehr deutſches Buch in Technik und Darſtellung, und dadurch ſteht es in ſtarkem Gegenſatz zu Brandes' franzöſiſcher Schulung. Aber das iſt kein Mangel. Denn eben dadurch wirkt der Stoff ſo unmittelbar, und ſtatt uns pſychologiſche Analyſen zu bieten, in denen doch die Franzoſen und beſonders die jüngeren unerreichbar ſind, läßt Prölß die Menſchen und Verhältniſſe uns ganz aus erſter Hand in ihren Briefen und Programmſchriften entgegentreten und vermittelt uns dadurch den ganz individuellen und allgemeinen Duft der Perſönlichkeiten und der Zeit.

Auch das iſt ein Vorzug dieſes Buches, daß dem Leſer nicht vorgedacht, oder ihm der Kopf gedreht wird, wohin er ſehen ſoll. Der Verfaſſer hält ſich zurück und läßt faſt immer den Leſer ſich ſelbſt ein Urtheil bilden. Das iſt immer die anregendſte Lectüre. Man kann der Suggeſtionen, die Einem von allen Seiten in den Kopf gedrückt werden ſollen, ſo ſatt werden, daß man oft gar kein Buch mehr anrühren mag. An dieſem kann man ſich erholen.

Und nun ſieht man es in dieſem Buch überall keimen und aufſchießen, werden und welken, die ganze neue Vegetation des Weſens unſerer Tage. Und mehr als das. Ueberall ſprießen dünne ſchwanke Schößlinge hinüber in's zwanzigſte Jahrhundert und offenbaren die Anfänge des Seelen- und Nervenlebens einer kommenden Zeit. Gegen dieſe Wachsthums-Ueppigkeit ſieht das gegenwärtige Geiſtesleben Deutſchlands faſt wie eine Wüſte aus. Welch' eine Energie, Unerſchrockenheit, Schöpferluſt, welch' eine Fülle von

Problemen in der Seele der jungen Schriftſteller. Welch' eine Begeiſterung um ſie herum mitten in allem brutalen Druck. Was für Dichter! aber auch was für Verleger! Gutzkow ſpielt die verlegeriſchen Möglichkeiten nur ſo gegen einander aus. Wie ſtolz und Grenzen ziehend ſind ſeine Briefe an Cotta. Und wie ehren Cotta ſeine Briefe. Man ſollte aus der Gegenwart einmal ein Päckchen Verlegerbriefe des Vergleiches wegen daneben legen! Wie weit ſind Cottas Geſichtspunkte, wie fein iſt ſein Verſtändniß des Weſens der dichteriſchen Productivität, wie nobel ſind ſeine Angebote. Wie iſt das jetzt Alles ganz anders! Man ſollte einmal eine Parallele ſchreiben zwiſchen dem „jungen“ und dem „jüngſten“ Deutſchland!

Was unſer jüngſtes Deutſchland vor Allem iſt, das iſt: es iſt nervös. Und was ihm fehlt, das ſind die weiten Perſpectiven, die großen Geſichtspunkte, der ſtrömende Reichthum der inneren Erlebniſſe. Sie ſind alle ſo jung, die jungen Herrn, und ſie ſind doch alle ſo unjung. Die Dichtergeneration nach den großen Kriegen mit Frankreich am Anfange des Jahrhunderts war ſo ſtark und konnte ſoviel ertragen, die Dichtergeneration nach dem großen Kriege von 1870 iſt wie eine überſpannte Saite. Damals war das Leben ſo ſchwer. Jetzt wird es ſo ſchwer ertragen!

Und doch iſt die Nervoſität des ſogenannten fin de siècle ſchon in Gutzkow, in Dingelſtedt ꝛc. Es ſind ſchon dieſelben nach Baumwolle, weichen Kiſſen und wohlbeſetzten Tiſchen verlangenden Nerven. Schon damals verkürzte ſich der Dichter mit allen Mitteln die Zeit der Entbehrungen. Und der raſche Ruhm wurde bei Weitem weniger wegen der Ehre als um der Vortheile willen erjagt. Aber anders als in früheren Zeiten iſt ſchon damals das Genußverlangen ſo groß, wie die Genußfähigkeit klein iſt. Keiner kann ſich mehr dem Augenblick hingeben; es iſt ein ewiges Vorwärts- und Rückwärtsblicken, ein ſtetes Sicherinnern und Sichſehnen. Ich möchte eine Beobachtung ausſprechen, die ſich mir immer wieder aufdrängt, von der ich aber nicht weiß, worauf ſie ſich gründet. Es iſt ein geheimer Zuſammenhang vorhanden zwiſchen Architektur und Hingabe an den Augenblick; in den Zeiten, wo man nicht genießen kann, kann man auch nicht bauen. Mit dem ancien régime verſank der letzte organiſch gewordene, einheitliche Bauſtil, verſank die letzte künſtleriſche Empfindung des Lebens; ſeitdem haben wir nur Flickwerk in der Architektur, nur Griesgrämigkeit im Daſein. Mit dem Militarismus und den Siegen von 1866 und 1870 iſt dem Deutſchen ein ſtrammes Rückgrat unter Verluſt ſeiner feinſten und beſten ſeeliſchen Schwingungen anexercirt worden, aber dieſe Straffheit iſt nicht echt. Es giebt nicht nur keine Spartaner mehr, man kann ſie auch nicht künſtlich herſtellen. Das Kennzeichen früherer Zeiten war: die Menſchen waren zugleich umgänglicher, als ſie jetzt ſind, und innerlich iſolirter. Es war, wie Paul Bourget von den Gemälden der Cinquecentiſten bemerkt: ſie waren da beiſammen in prächtigen Kleidern, junge, blühende Männer bei frohen Gelagen oder feſtlichen Aufzügen, aber Jeder hatte einen Ausdruck in Geſicht und Haltung, als wiſſe er von keinem Nebenmanne und als ſeien gar keine Beziehungen zwiſchen den Perſonen.

In dem Maße aber wie die Dichtung, alſo auch die Menſchen im Allgemeinen, individualiſirter geworden ſind, ſind die Beziehungen erſchwerter und freudloſer, iſt das Bedürfniß nach Hingabe und Empfangen innerlicher, dringender, wacher geworden. Der moderne Menſch langweilt ſich in der Geſelligkeit, mit der er ſich die Oede ſeines Daſeins ausfüllen läßt, aber er ſchmachtet nach dem intimen Verſchmelzen mit dem einzelnen Weſen, von dem er ſich gefühlt weiß. Gutzkow iſt voll von ſolchen Zügen. Wie nüchtern wirken jetzt nicht Schillers Heirathsſorgen, wie einfach machte nicht Goethe ſeine Liebſchaften ab, wie oberflächlich iſt nicht noch Heine in ſeinem Schmachten. Was ſind dagegen nicht unſere jungen Vertreter des Naturalismus und der freien Liebe für zärtliche, ſkrupulöſe Ehemänner. Und was that und opferte nicht Gutzkow Alles — er, der Autor der Wally — für die Ehe mit jener Roſalie, die Prölß ſo fein und anſchaulich in ihren Briefen hervortreten läßt. Es ſind längſt nicht mehr die zweiunddreißig Schönheiten, die dem Mann das Weib begehrenswerth und unentbehrlich machen, es iſt ihre Fähigkeit, ihn zu verſtehen, zu fühlen, es iſt ihre perſönlich gewordene, ihrer ſelbſt bewußte Liebe, die für ſein innerſtes und ſein äußeres Leben Alles bedeuten. Eine ſo verfeinerte, vermannigfaltigte Beziehung der Geſchlechter, dieſe Verinnerlichung der Liebe, deren erſte Trägerin Charlotte Stieglitz war, die in dem Grade bewußt, durchreflectirt, gewollt in dem Mann ihrer Liebe aufging, daß ſie ſich auslöſchte, um ihn mit ſich zu potenziren, dieſe Myſtik und Freiheit der Verinnerlichung, wo hätten wir ſie früher geſehen? Sie kam erſt mit dem verfeinerten Nervenleben, mit einem jener ſcheinbaren Sprünge, die in der Entwickelung der Menſchheit immer über die großen inneren Umwälzungen hinwegtragen. Das Intervall von einem ſolchen Sprung zu einem andern pflegt man dann nachträglich eine Epoche zu nennen. Wie ganz achtzehntes Jahrhundert iſt nicht gegen Charlotte Stieglitz mit ihrer verinnerlichten Hingabe an einen Mann die berühmte Rahel mit ihrem denkenden Verſtand und ihren gleich warmen Freundſchaftsbeziehungen zu hundert einander ganz entgegengeſetzten unvereinbaren Menſchen und Ideenträgern, mit ihrem Herzen als Salon.

Ich muß wohl ein Ende machen, ſonſt würde dies treffliche Buch, in dem nicht über merkwürdige Menſchen geſchrieben wird, ſondern in dem ſie ſich ſelbſt hinſchreiben durften, mich verführen, noch auf Unzähliges, wozu es anregt, zu kommen. Es enthält zugleich ein Stück Zeitgeſchichte und ein Stück Perſönlichkeitsgeſchichte, denen beiden mit gleicher Gründlichkeit aus dem Schutt der Vergangenheit hervorgeholfen iſt. Nur auf das Wally-Referat möchte ich noch einmal zurückkommen. Brandes fertigt Gutzkows Wally als ein „kindiſches Buch“ ab, „in dem mit einem leider höchſt plumpen, unreifen Trotz gegen die herkömmlichen Anſchauungen in der

Geſchlechtsmoral herausgerückt wird.“ Prölß nimmt das ganze Buch in ſich auf, um ein Referat davon geben zu können, das in der Genauigkeit und dem Verſtändniß, mit dem es alle inneren Hauptmomente ſpiegelt, muſterhaft und Bourget'ſch feinfühlig iſt. Wally iſt in den Seelenſchwingungen eine ungeſprochene Sprache, die erſt viel ſpäter Worte finden ſollte, die aber durchſichtig, wie ein Körper unter dem Waſſerſpiegel, unter den romanhaften und ſchwülſtigen Aeußerlichkeiten lag. Prölß hat in ſeinem Referat die Aeußerlichkeiten behandelt als das, was ſie ſind, und dadurch ſehen wir den Körper unter dem Waſſerſpiegel doppelt deutlich. Und dieſe Geſtalt unter dem Waſſerſpiegel iſt die pſychiſche Geſtalt unſerer Zeitgenoſſen von 1890. Darin beſteht der pſychologiſche Werth der „Wally“.

Noch ein Verdienſt möchte ich an Prölß' Buch erwähnen. Seine Darſtellung iſt überall Theilnahme, nirgends Liebe oder Haß. Aber in der Art, wie er das Material über Gutzkow ordnet und ihn hervortreten läßt, hebt er ſeine Perſönlichkeit heraus aus der Verkleinerung, die ihr ſo lange widerfahren iſt.

Die Weisheit des Brahmanen oder des Kriegers?

Eine culturgeſchichtliche Betrachtung.

Von

Richard Garbe.

— Königsberg. —

In jedem Staatsweſen muß die Herrſchaft einer einzelnen Volksklaſſe zu einer größeren oder geringeren Uebervortheilung der andern Stände führen; unter allen einſeitig ausgebildeten Regierungsformen aber iſt die Prieſterherrſchaft die ſchlechteſte; denn der Prieſterſtand opfert rückſichtsloſer als die übrigen Klaſſen das Wohl des Volkes der Befriedigung ſeiner Standesintereſſen auf. Das hat uns die Weltgeſchichte zur Genüge gelehrt, aber vielleicht nirgends deutlicher, als in dem Lande, in welchem das Prieſterthum zu einer Machtſtellung gelangt iſt, wie ſie von ihm auf Erden nicht wieder erreicht iſt — in Indien.

Schon in den früheſten Zeiten des indiſchen Alterthums, die wir aus den Liedern des Rigveda erſchließen, treten uns Prieſter entgegen, welche den Anſpruch erheben durften, die Opfer in einer den Göttern ganz beſonders wohlgefälligen Weiſe darzubringen und welche um dieſer Fähigkeit willen zu Ehren, Reichthum und Einfluß gelangten. In dieſe älteſte Periode der indiſchen Geſchichte hinein laſſen ſich gleichfalls die Anfänge der indiſchen Kaſtenbildung verfolgen, die im Weſentlichen ein Product prieſterlicher Selbſtſucht iſt und bis auf den heutigen Tag wie ein Alp auf dem indiſchen Volke laſtet. Die Conſolidirung des Prieſterſtandes zu einer geſchloſſenen bevorrechtigten Gemeinſchaft jedoch erfolgte ebenſo wie die eigentliche Ausbildung des Kaſtenweſens erſt in der Zeit, die durch die zweite Periode der altindiſchen Literatur repräſentirt wird, d. h. durch die Jadſchur-Veden oder die Veden der Opferſprüche und durch die Literaturgattungen der Brahmanas und Sutras, welche beide das Opferceremoniell darſtellen, die erſteren mit, die letzteren ohne theologiſche Erklärung. Dieſe Werke enthalten das Material, durch das uns die Entſtehung der indiſchen Hierarchie

Digitized by Google

und der Kaſtenordnung anſchaulich vor Augen geführt wird; freilich muß man oft dabei zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtehen. Der beſte Kenner dieſer umfangreichen Literatur, Profeſſor A. Weber in Berlin, hat in dem zehnten Bande der von ihm herausgegebenen Indiſchen Studien ſeine auf dieſen Gegenſtand bezüglichen und im Folgenden von mir benutzten Sammlungen in einem höchſt dankenswerthen Aufſatz veröffentlicht unter dem Titel „Collectanea über die Kaſtenverhältniſſe in den Brahmana und Sutra“.

Mit wahrhaft verblüffender Offenheit erheben die Brahmanen in dieſen Werken ihre Anſprüche. An zahlreichen Stellen erklären ſie ſich — um das Gravirendſte gleich zu Anfang zu erwähnen — für auf Erden wandelnde leibhaftige Götter. „Es giebt zwei Arten von Göttern“, heißt es: „die eigentlichen Götter und die gelehrten Brahmanen, welche den Veda herſagen“; „der Brahmane ſtellt alle Gottheiten dar“, ja, „er iſt der Gott der Götter“, — wohl ein einzig in ſeiner Art daſtehender Fall, daß geiſtliche Anmaßung ſich zu ſolchen Anſprüchen verſtiegen hat. Befremden kann es uns hiernach nicht mehr, daß die Brahmanen als irdiſche Götter ſich hoch über das Königthum und den Adel erhaben dünkten; eher dürfte es überraſchend erſcheinen, daß die Könige und Krieger den Brahmanen den erſten Rang im Staatsweſen eingeräumt haben. Thatſächlich aber haben ſie es gethan und es ohne Einſchränkung thun müſſen. Aus dunklen Sagen des großen indiſchen Epos können wir entnehmen, daß um den Vorrang blutige Kämpfe geführt ſind, in denen der Adel unterlag; dieſe epiſchen Sagen ſind ſomit für uns eine wichtige Ergänzung der Quellen, mit denen wir uns eben beſchäftigen.

Wenn dieſer Kampf, den die Brahmanen vermuthlich das eigentliche Volk für ſich haben auskämpfen laſſen, daher abgeleitet wird, daß die Krieger den Prieſtern die Schätze geraubt, die dieſe ſich durch die Vollziehung der Opfer erworben — das Nähere iſt in Laſſen's Indiſcher Alterthumskunde, zweite Auflage, I. 711 zu finden, — ſo iſt dieſer Zug der Sage von ſo hoher Wahrſcheinlichkeit, daß wir ihn kaum für erfunden halten dürfen, zumal wenn wir die gleich näher zu beleuchtenden Verhältniſſe jener Zeit in Betracht ziehen. Es wäre das alſo wohl in der Weltgeſchichte der erſte Verſuch einer Säculariſation, der den damaligen Machthabern ſchlecht genug bekommen iſt.

Eine hierarchiſche Concentration haben die Brahmanen ebenſo wenig wie geiſtliche Rangſtufen begründet, auch perſönlich an der Staatsverwaltung nur inſoweit Antheil haben wollen, als der König verpflichtet war, einen Brahmanen als Purohita, als Hausprieſter anzuſtellen, der als ſolcher zugleich das Amt des erſten Miniſters bekleidete. Wenn ſie es trotzdem vortrefflich verſtanden haben, den Adel und das ganze Volk in ihrem Bann zu halten, ſo galt ihnen als Hauptmittel dazu das höhere Wiſſen, deſſen ſie ſich rühmten, vor allen Dingen die Opferkunſt; denn mit dem Opfer war,

Digitized by Google

wenn es richtig vollzogen wurde, in jenen Zeiten von den Göttern die Erfüllung aller Wünſche zu erzwingen. Für ein kunſtgerecht dargebrachtes Opfer, das Wochen, Monate, ja Jahre in Anſpruch nehmen konnte, verlangten die Brahmanen natürlich anſtändige Bezahlung. Zehntauſend Rinder ſind als Opferlohn für eine beſtimmte Ceremonie vorgeſchrieben, für eine andere hunderttauſend, und ein jüngerer Rituallehrer fordert gar für dieſelbe Handlung zweihundertundvierzigtauſend. Und doch iſt damit noch nicht der Gipfel der prieſterlichen Habgier erreicht, die in dieſen Texten — um einen treffenden Ausdruck Profeſſor Weber's zu gebrauchen — wahre Orgien feiert. Wenn man ſich durch die endloſe Beſchreibung einer Ceremonie hindurchgearbeitet hat kann, man am Schluß die Bemerkung leſen, daß das ganze Opfer keinen Erfolg hat, wenn nicht der Opferlohn zur Befriedigung der Prieſter gezahlt wird. Und „damit nicht etwa — um modern zu reden — durch die Concurrenz der Preis gedrückt, der Markt verſchlechtert werde, war es Regel, daß Niemand einen von einem andern zurückgewieſenen Opferlohn annehmen durfte" (Weber, S. 54 der oben citirten Abhandlung.)

Das für uns ſo ermüdende und öde Opferritual — das einzige literariſche Erzeugniß dieſer geiſtesarmen Jahrhunderte vor dem Erwachen der philoſophiſchen Speculation — hat gerade deshalb für uns ſo hohe culturhiſtoriſche Bedeutung, weil es uns die moraliſche Verworfenheit der Brahmanen im klarſten Lichte zeigt. Bis zu welchem Grade ſexuelle Ausſchweifungen üblich geweſen ſein müſſen, geht daraus hervor, daß während einer für ganz beſonders heilig erachteten Ceremonie dem Prieſter als beſondere Obſervanz auferlegt iſt, den Ehebruch mit der Frau eines Andern zu vermeiden! Wer aber nicht im Stande iſt, ſolche Enthaltſamkeit während der Dauer der heiligen Handlung zu üben, entſühnt ſich von aller Schuld durch eine Opfergabe aus geronnener Milch an Varuna und Mitra!

Ein lehrreiches Seitenſtück zu dieſer Nachſicht, welche die Brahmanen gegen ihre eigenen Schwächen übten, liefern die zahlreichen Stellen in den Ritualwerken, an denen dem fungirenden Prieſter ganz harmlos beſchrieben wird, wie er beim Opfer zu verfahren habe, wenn er dem Manne, der ihn anſtellt und reich bezahlt, dieſen oder jenen Schaden zufügen will; in welcher Weiſe er von der vorgeſchriebenen Technik abweichen ſoll, wenn er ſeinen Brotherrn ſeines Geſichts, ſeines Gehörs, ſeiner Kinder, ſeines Beſitzthums oder ſeiner Macht berauben will! Das Vertrauen, welches man ſich unter dieſen Umſtänden einander entgegenbrachte, wird denn auch vortrefflich durch eine Ceremonie illuſtrirt, deren Einführung vor dem Beginn eines Opfers man allmählich für nothwendig erachtete, eine feierliche Schwurhandlung nämlich, bei der ſich die Opferprieſter und der Opferveranſtalter gegenſeitig verpflichteten, einander während der Dauer der heiligen Handlung keinen wiſſentlichen Schaden zuzufügen. Nach dieſen Proben werden uns die ſonderbaren Rechtsbegriffe nicht mehr überraſchen, welche die Brahmanen in dieſer Zeit zum Ausdruck gebracht haben. „Anderer Todtſchlag als die Tödtung eines Brahmanen iſt kein wirklicher Todtſchlag", und „ein Schiedsrichter hat ſtets dem Brahmanen, nicht ſeinem Gegner, der kein Brahmane iſt, Recht zu geben"; ſolche und ähnliche Dinge ſind in den Ritualtexten mit anerkennenswerther Unverfrorenheit ausgeſprochen.

Daß auch die gleichzeitig entwickelte Kaſtenordnung hauptſächlich dazu diente, Macht und Einfluß der Prieſter zu ſtärken, liegt auf der Hand; denn wenn in dem Gemeinweſen die einzelnen Stände ſcharf von einander geſchieden ſind, ſo gelingt es dem Prieſter am leichteſten, je nach Bedarf den einen Factor gegen den andern auszuſpielen. Auf die Brahmanen folgten als zweite Kaſte die Kſchatrijas (wörtlich die Herrſchenden, d. h. Könige, Adel, Krieger), als dritte die Vaiſchjas (das eigentliche Volk, Ackerbauer, Handel- und Gewerbetreibende), während die unterworfene nichtariſche Urbevölkerung des Landes als Schudra oder Knechte, ohne Antheil an bürgerlichen und religiöſen Rechten, ihre göttliche Beſtimmung erfüllen mußten, den ariſchen Kaſten und namentlich den Brahmanen zu dienen. „Der Schudra iſt der Andern Diener, nach Belieben hinauszuwerfen und zu tödten"; das iſt die humane Anſchauung, die von den Brahmanen der eingeſeſſenen Bevölkerung gegenüber zur Geltung gebracht wurde.

Mit einer ſolchen Ordnung der Dinge, wie ſie uns in den altindiſchen Ritualtexten entgegentritt, hätte der Prieſterſtand ſich füglich begnügen können. Die Brahmanen haben es nicht gethan; ſie haben unverdroſſen weiter gearbeitet, um ſich neue Vortheile zu verſchaffen und um die ſtarren ſtändiſchen Unterſchiede bis zu den grauenhafteſten Conſequenzen zu verſchärfen. Das Reſultat liegt uns in geſchloſſener Form in dem berühmten Geſetzbuch des Manu vor, das wir noch nicht im Stande ſind, genau zu datiren, das aber etwa um den Beginn unſerer Zeitrechnung entſtanden ſein muß. Die Zuſtände, die ich im Folgenden kurz ſkizziren will, haben ſich alſo in den letzten vorchriſtlichen Jahrhunderten entwickelt. Wenn nun auch mancherlei unter den Beſtimmungen des genannten Geſetzbuches gewiß nur brahmaniſche Theorie geblieben ſein wird, ohne ſich in die Praxis umzuſetzen, ſo bleibt doch noch genug übrig, um die geſellſchaftlichen Zuſtände dieſer Zeit in einem höchſt unerfreulichen Lichte erſcheinen zu laſſen; und weit werden dieſelben in Wirklichkeit nicht hinter dem prieſterlichen Ideal zurückgeblieben ſein. Köppen hat in dem einleitenden Capitel ſeines Werkes über den Buddhismus die ſocialen Verhältniſſe, die Manus Geſetzbuch uns erkennen läßt, ſcharf, aber gerecht beurtheilt, nur mit einem Irrthum, der durch die damalige Ueberſchätzung des Alters dieſes Geſetzbuches bedingt war; Köppen verlegt nämlich die Entwickelung, um die es ſich hier handelt, in die vorbuddhiſtiſche Zeit, während dieſelbe in der That erſt nach Buddha vor ſich gegangen iſt. Auch L. v. Schröder bietet in ſeinem Werke „Indiens Literatur und Cultur" in der neunundzwanzigſten Vorleſung eine geſchickte Gruppirung des hierher gehörigen Materials.

Daß im Laufe der Jahrhunderte der Anſpruch der Brahmanen auf göttliche Würde nicht geringer geworden war, lehren uns verſchiedene Stellen des Geſetzbuches: „Die Brahmanen ſind zu jeder Zeit zu verehren; denn ſie ſind die höchſte Gottheit,“ ja, „ſchon durch ſeine Abſtammung iſt der Brahmane eine Gottheit ſelbſt für die Götter.“

Von größerem praktiſchen Werthe als dieſe Anerkennung werden die zahlreichen Bevorzugungen vor dem Geſetz für die Brahmanen geweſen ſein. Sie waren unter allen Umſtänden ſteuerfrei, „ſelbſt wenn der König dabei verhungern ſollte.“ Auch für die ſchwerſten Verbrechen durften ſie nicht hingerichtet, gezüchtigt oder durch Confiscirung des Vermögens beſtraft werden, während das Strafgeſetz für die anderen Kaſten und insbeſondere für die Schudras ein recht hartes war. Die Strafen ſteigerten ſich proportional, je niedriger die Kaſte des Schuldigen war, und ebenſo erhöhten ſich die Bußen für Beleidigungen im Verhältniß zu der Höhe der Kaſte des Beleidigten. Der Geldverleiher durfte von einem Brahmanen (monatlich) zwei, von einem Kſchatrija drei, von einem Vaiſchja vier und von einem Schudra fünf Procent Zinſen nehmen. Und ſo zeigt ſich in allen Beſtimmungen, wie gut die Brahmanen es verſtanden haben, ihren Vortheil zu wahren. Der Schudra war ihnen gegenüber nach unſerem Geſetzbuch vollſtändig rechtlos. „Der Brahmane darf ihn ganz als ſeinen Sclaven betrachten und iſt daher auch befugt, ihm ſein Eigenthum wegzunehmen; denn der Beſitz des Sclaven gehört ſeinem Herrn. — Der Schudra ſoll, auch wenn er dazu in der Lage iſt, keine Reichthümer erwerben; denn dies beleidigt den Brahmanen!“ (ſ. Schröder S. 421).

Alle dieſe Dinge aber ſind verhältnißmäßig harmlos den Satzungen gegenüber, durch welche die Brahmanen zahlloſe menſchliche Weſen zu dem elendeſten Leben verurtheilten, Menſchen, die keine andere Schuld auf ſich geladen, als daß ihre Abſtammung nicht dem prieſterlichen Schema entſprach. In früherer Zeit war es den Angehörigen der drei ariſchen Kaſten erlaubt geweſen, wenn ſie als erſte Frau ein Mädchen der gleichen Kaſte geheirathet, daneben noch Frauen aus den niederen Kaſten zu nehmen; und den Kindern der letzteren haftete darum kein Makel an: der Sohn eines Brahmanen und einer Vaiſchja- oder gar Schudrafrau war unter dieſen Umſtänden ein Brahmane. Das iſt nun nach dem Geſetzbuch des Manu nicht mehr der Fall. Die Kinder von Eltern ungleicher Kaſte nehmen weder den Rang des Vaters noch den der Mutter ein, ſondern ſie bilden eine Miſchkaſte und finden die Art ihrer Beſchäftigung in ganz beſtimmter Weiſe in dem brahmaniſchen Geſetz vorgeſchrieben. Nach dieſer Theorie entſtand eine große Zahl von Miſchkaſten, die alle mehr oder weniger verachtet waren. Nun wurde aber die geſellſchaftliche Stellung vieler dieſer Miſchkaſten noch durch inen abſurden Lehrſatz verſchlechtert, der die indiſche Menſchenwelt auf die Stufe von Gras und Kraut herabwürdigte. Guter Same in ſchlechtem Boden trägt zwar geringere Frucht als in gutem Boden, aber immerhin

Digitized by Google

iſt das Erzeugniß noch ein erträgliches. Der Same des Unkrautes jedoch in gutem Boden bewirkt das Erſtarken und Wuchern des Unkrautes. Mit einer Frau aus einer höheren Kaſte erzeugt deshalb ein Mann nach brahmaniſcher Anſchauung Kinder, die ihrem Werthe nach tiefer ſtehen als er ſelbſt. Das niedrigſte und verabſcheuungswürdigſte menſchliche Weſen auf Erden iſt demnach das Kind eines Schudra und einer Brahmanenfrau. Wenn ſchon das Los des Schudra ein hartes und trauriges war, ſo ſpottet das Elend des unglücklichen, aus ſolcher Verbindung hervorgegangenen Geſchöpfes, des Tſchandala, jeder Beſchreibung.

„Fern von den Wohnſitzen anderer Menſchen ſoll er hauſen, Zeichen an ſich tragend, durch die ihn Jeder erkennen und meiden kann; denn die Berührung mit ihm verunreinigt. Nur bei Tage darf er in die Dörfer kommen, damit man ihm ausweichen kann. Er ſoll nur gemeine Thiere wie Hunde und Eſel beſitzen, nur aus zerbrochenem Geſchirr eſſen, ſich nur in die Gewänder von Todten kleiden u. dgl. Sie ſollen Dienſte als Henker verrichten, Jedermann ſoll ſie meiden. Es iſt Verachtung, Jammer und Elend in höchſter Potenz, die der ſtolze Brahmane über dieſe Elenden verhängt.“ (ſ. Schröder S. 423, 424).

Aber dieſes, alle Menſchenwürde vernichtende Schema des Brahmanen hat naturgemäß noch bei dem Tſchandala kein Ende; denn deſſen Nachkommenſchaft muß, wenn er auch nur eine Schudrafrau ſein eigen nennt, wiederum tiefer ſtehen, als er ſelbſt. Und ſo ſind denn wirklich eine ganze Zahl verabſcheuter Miſchkaſten — oder vielmehr kaſtenloſer Volksſchichten — entſtanden, eine immer verachteter als die andere und ſelbſt ſich gegenſeitig wieder verachtend. Die meiſten Arten dieſer Outcaſts ſind mit dem Namen indiſcher Aboriginerſtämme benannt, alſo mit beſonders verachteten Volksſtämmen in eine Kategorie geworfen und in der gleichen Weiſe wie jene jeder Möglichkeit eines menſchenwürdigen Daſeins beraubt. Mag nun auch dies und jenes über die Entſtehung der Miſchkaſten Geſagte nur ein Ausfluß brahmaniſcher Syſtematiſirungsſucht ſein, ſo iſt uns doch das factiſche Vorhandenſein ſolcher von dem Prieſterthum zu thieriſchem Daſein verdammter Volksklaſſen in Indien zur Genüge durch fremde Beobachter beſtätigt.

Daß in der Neuzeit die Zerklüftung des Volkes einen rapiden Fortſchritt gemacht hat und noch heutzutage macht, der Art, daß jeder einzelne Beruf eine beſondere Kaſte darſtellt, die weder geſellſchaftlichen Zuſammenhang mit den anderen Ständen hat, noch irgend ein patriotiſches Intereſſe für dieſelben fühlt, ſteht wenigſtens mittelbar auch dem Einfluß der Brahmanen zu Buche; denn dieſer traurige Zuſtand iſt nur eine Folge und Weiterentwickelung der einſtmals von den Brahmanen begründeten ſocialen Ordnung.

Ich kann es hier nicht als meine Aufgabe betrachten, das Sündenregiſter der Brahmanen vollſtändig aufzuſtellen; ich habe nur ſo viel anführen wollen, um dem Leſer dieſer Blätter keinen Zweifel über die Art und Weiſe zu laſſen, wie der indiſche Prieſterſtand für das Glück ſeines Volkes geſorgt hat. Man wird nun im Allgemeinen geneigt ſein, die Selbſtſucht und Rückſichtsloſigkeit der Brahmanen zwar ſtreng zu verurtheilen, daneben aber doch mit Bewunderung anzuerkennen, was die Brahmanen an geiſtiger Arbeit geleiſtet haben; man wird ihnen viel verzeihen um der tiefſinnigen Gedanken willen, mit denen ſie ihr Land und die ganze Welt bereichert; iſt es doch die „Weisheit des Brahmanen“, die dem Worte Indien einen Klang verliehen hat, der noch heute in den Herzen Aller forttönt, denen das Ringen um die höchſte Wahrheit als die wichtigſte Erſcheinung in dem Culturleben der Menſchheit gilt. Wie nun aber, wenn ſich nachweiſen läßt, daß die tiefſte Weisheit des Brahmanen, die Lehre von dem All-Einen, die ſelbſt auf das Geiſtesleben unſerer Zeit einen unverkennbaren Einfluß ausübt, gar nicht im Kreiſe der Brahmanen ihren Urſprung genommen hat? Schnellt dann die Wage, in der der indiſche Prieſterſtand gewogen wird, nicht bedenklich in die Höhe?

Ehe ich auf dieſe culturhiſtoriſch hochwichtige Frage näher eingehe, muß ich kurz die Zeit charakteriſiren, in der uns die Gedanken, von denen ich hier ſpreche, entgegentreten.

Jahrhunderte hindurch waren von den Brahmanen unermüdlich Opfer auf Opfer erdacht, ſymboliſche Erklärungen auf Erklärungen gehäuft, die nur zu deutlich den Stempel prieſterlicher Aberweisheit an ſich tragen. Mit einem Male treten höhere Gedanken auf; noch wird zwar das traditionelle Wiſſen und die Vollziehung der Opfer nicht verworfen, aber der Geiſt fühlt ſich nicht mehr wie früher durch die Myſterien des Opferplatzes befriedigt, ſondern ſtrebt höheren und edleren Zielen zu. Ein leidenſchaftliches Verlangen, das Räthſel der Welt zu verſtehen und das eigene Selbſt im Verhältniß zum Weltganzen zu begreifen, macht ſich geltend und beherrſcht die Gemüther. Die Zeit des tiefſten geiſtigen Niedergangs wird abgelöſt von einer hochgeiſtigen Zeit, die ganz erfüllt iſt von der Frage nach dem Ewig-Einen, das hinter den wechſelvollen Erſcheinungen ruht und das man in der Tiefe des eigenen Weſens wiederfindet. Es iſt das Zeitalter der Upaniſchaden, jener berühmten Werke, die ſofort bei ihrem Bekanntwerden in Europa die größten Denker des Abendlandes mit Bewunderung und Begeiſterung erfüllten. Ich ſpreche hier nur von den älteren Upaniſchaden, die etwa der Zeit vom achten bis zum ſechſten Jahrhundert vor Chr. entſtammen, nicht von der großen Maſſe der gleichnamigen, aber nicht gleichwerthigen Schriften — an Zahl ſind es weit über zweihundert —, deren Entſtehung bis ſpät in die nachchriſtliche Zeit hineinreicht. In den älteren Upaniſchaden hat das Ringen nach der Erkenntniß einen in ſeiner Art einzigen Ausdruck gefunden; und deshalb muß es mit Freuden begrüßt werden, daß die wichtigſten derſelben jetzt in trefflichen genauen Ueberſetzungen aus der Feder des berühmten Seniors der Indologen, Otto Böhtlingks, vorliegen. Wohl begegnen uns in dieſen Upaniſchaden manche Speculationen, über die wir verwundert den Kopf ſchütteln, aber die Betrachtung kehrt immer wieder zurück zu dem Brahman, — der Weltſeele, dem Abſoluten oder dem Dinge an ſich, wie man nun das inhaltſchwere Wort überſetzen mag; und immer gipfelt ſie in dem Gedanken, daß der Atman, das innere Selbſt des Menſchen, nichts anderes iſt als das ewige unendliche Brahman. Ein wunderbarer Schwung belebt an ſolchen Stellen die Sprache der Upaniſchaden und legt Zeugniß ab von der gehobenen Stimmung, in der die Denker jener Zeit ſich bemühten, das große Geheimniß zu verkünden. Immer neue Wendungen, Bilder und Gleichniſſe werden geſucht, um das mit Worten nicht zu Beſchreibende doch in Worte zu faſſen. So heißt es z. B. in der ehrwürdigen Brihadaranjaka Upaniſchad: „Der in der Erde weilt, aber von der Erde verſchieden iſt, von dem die Erde nichts weiß, deſſen Körper die Erde iſt, der die treibende Kraft in der Erde iſt, das iſt dein Selbſt, der innere unſterbliche Lenker.“ Mit den gleichen Worten wird dann daſſelbe vom Waſſer, Feuer, Aether, Wind, von Sonne, Mond und Sternen, von den Weltgegenden, von Donner und Blitz, von allen Welten, allen Weſen und noch von mancherlei anderen Dingen ausgeſagt; und dann ſchließt das Capitel mit den Worten: „Der ungeſehen ſieht, ungehört hört, ungedacht denkt, unerkannt erkennt, neben dem es nichts Anderes giebt, das da ſieht, hört, denkt, erkennt, das iſt Dein Selbſt, der innere unſterbliche Lenker. Alles Anderere iſt leidvoll.“ Und gleich darauf tritt in dieſer berühmten Upaniſchad eine wiſſensdurſtige Frau auf, Gargi Vatſchaknavi mit Namen, und fragt den weiſen Jadnjavalkja (nach Schröder's Ueberſetzung mit einigen Auslaſſungen): „Was über dem Himmel, was unter der Erde und was zwiſchen Himmel und Erde befindlich, was da war, was da iſt und was da ſein wird, worin iſt das eingewebt und verwebt (d. h. worin lebt und webt das)?“ Jadnjavalkja antwortet ausweichend oder um das geiſtige Vermögen der Gargi zu prüfen: „In dem Aether.“ Aber Gargi weiß, daß damit nicht die letzte Erkenntniß erreicht iſt und fragt: „Worin aber iſt der Aether eingewebt und verwebt?“ Und Jadnjavalkja ſprach: „Das, o Gargi, nennen die Brahmanen das Unvergängliche, das weder groß noch klein, weder kurz noch lang, ohne Verbindung, ohne Berührung, ohne Auge, ohne Ohr, ohne Stimme, ohne Athem, ohne Antlitz und ohne Namen iſt. In dieſes Unvergänglichen Gewalt ſtehen Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tage und Nächte feſtgehalten; in dieſes Unvergänglichen Gewalt, o Gargi, ſtrömen die einen Flüſſe nach Oſten, die anderen nach Weſten und in welche Himmelsgegend immer es ſei. Wer aus dieſer Welt ſcheidet, o Gargi, ohne dieſes Unvergängliche erkannt zu haben, der iſt beklagenswerth.“

In der Tſchandogja Upaniſchad, einem nicht minder wichtigen Werke, wird dieſelbe Weisheit von einem Manne, Namens Uddalaka, ſeinem Sohne Schvetaketu in mannigfachen Gleichniſſen gelehrt. Wir finden die Beiden vor einem Njagrodha-Baum ſtehen, jener Species des Feigenbaums, die immer und immer wieder von ihren Zweigen aus Wurzeln zur Erde ſenkt, ſo daß neue Stämme entſtehen, bis im Laufe der Zeit der *eine* Baum einer grünen vielſäuligen Halle gleich wird, die Hunderten und ſelbſt Tauſenden von Menſchen Schatten gewähren kann. Und vor einem ſolchen Baume, dem ſchönſten Sinnbilde der ſich ſelbſt immer wieder verjüngenden Naturkraft, entſpinnt ſich zwiſchen Vater und Sohn das folgende Zwiegeſpräch (am beſten überſetzt von Deuſſen, Syſtem des Vedanta S. 286):

„Hole mir dort von dem Njagrodha-Baume eine Frucht.“
„Hier iſt ſie, Ehrwürdiger.“
„Spalte ſie.“
„Sie iſt geſpalten, Ehrwürdiger.“
„Was ſieheſt Du darin?“
„Ich ſehe hier, o Ehrwürdiger, ganz kleine Kerne.“
„Spalte einen von ihnen.“
„Er iſt geſpalten, Ehrwürdiger.“
„Was ſiehſt Du darin?“
„Gar nichts, o Ehrwürdiger.“

Da ſprach der Vater: „Das Feine, was Du nicht wahrnimmſt, o Theurer, aus dieſem Feinen fürwahr iſt dieſer große Njagrodha-Baum entſtanden. Glaube, o Theurer, was dieſes Feine iſt, deſſen Weſens iſt dieſes Weltall, das iſt das (einzig wahrhaft) Reale, das iſt die Weltſeele, das biſt Du, o Schvetaketu.“

Dieſer ewige Grund alles Seins, den ein Jeder in ſich ſelbſt trägt, das abſolute Sein, das zugleich mit dem abſtracten Denken identiſch iſt, war alſo als die einzige Realität erkannt. Die ganze wandelbare Mannigfaltigkeit der Erſcheinungswelt dagegen iſt ein Trugbild, ein Blendwerk (Maja), ein Gebilde des Nichtwiſſens. Man ſieht, es iſt der conſequenteſte Monismus, der hier in den Upaniſchaden gelehrt wird. Ihn zum erſten Male in der Welt verkündet zu haben iſt ein Verdienſt, das kaum hoch genug angeſchlagen werden kann. Ob nun aber den Brahmanen dieſes Verdienſt gebührt oder ob es ihnen mit Unrecht zugeſchrieben wird, das iſt die Frage, zu deren Beantwortung dieſe Zeilen dienen ſollen.

Zunächſt ſei bemerkt, daß im engeren Kreiſe der Fachmänner, von Weber, Max Müller, Regnaud, Bhandarkar und anderen ſchon ſeit längerer Zeit auf die Spuren hingewieſen iſt, welche dafür ſprechen, daß ein anderer Factor des indiſchen Volkslebens für die Entſtehung der moniſtiſchen Lehre der älteren Upaniſchaden von maßgebendem Einfluß war. Am deutlichſten finde ich dieſen Gedanken ausgeſprochen von Deuſſen in ſeinem ſchon vorher erwähnten Werke S. 18, 19: „Zahlreiche Anzeichen weiſen darauf hin, daß die eigentliche Pflegerin dieſer Gedanken urſprünglich nicht ſowohl die am Ceremoniell erſättigte Prieſterkaſte, als vielmehr die der Kſchatrijas geweſen iſt: immer und immer wieder begegnen wir in den Upaniſchads der Situation, daß der Brahmane den Kſchatrija um Belehrung bittet, welche dieſer, nach allerlei Betrachtungen über die Ungehörigkeit eines ſolchen Verfahrens, demſelben ertheilt.“ Vor das größere gebildete Publikum aber iſt, ſo viel ich weiß, dieſer Gegenſtand noch nicht in allgemein-verſtändlicher Darſtellung gebracht worden; und doch verdient er meiner Meinung nach eher, als manches andere, denen, die ſich für Indien und indiſche Culturgeſchichte intereſſiren, bekannt gemacht zu werden.

In dem zweiten Buche der Brihadaranjaka Upaniſchad, aus der ich oben bereits zwei Proben angeführt habe, findet ſich die folgende Erzählung, von welcher eine andere, nur wenig abweichende Verſion im vierten Buche der Kauſchitaki Upaniſchad enthalten iſt:

Der ſtolze und gelehrte Brahmane Balaki Gargja kommt auf ſeiner Wanderung zu Adſchataſchatru, dem Fürſten von Benares, und ſagt zu ihm: „Ich will Dir das Brahman verkünden.“ Der König iſt hocherfreut und verſpricht ihn reich dafür zu belohnen, mit tauſend Kühen. Und nun beginnt der Brahmane ſeine Weisheit vorzutragen: „Den Geiſt (d. h. die Kraft) in der Sonne verehre ich als das Brahman“; aber der König unterbricht ihn und ſagt, das wiſſe er wohl, davon ſolle er mit ihm nicht reden. Da ſpricht der Brahmane von dem Geiſte im Monde, im Blitze, im Aether, im Winde, im Feuer, im Waſſer, in den Weltgegenden; aber alles das weiſt der König als ihm wohlbekannt zurück. Und auch was Gargja noch weiter vorbringt, iſt dem König nichts Neues. Da, heißt es, verſtummte der Brahmane. Adſchataſchatru aber fragte ihn: „Iſt das Alles?“ und Gargja antwortete: „Ja, das iſt Alles.“ „Mit dieſem Wenigen,“ rief da der König aus, „iſt das Brahman nicht erkannt,“ worauf Gargja erklärt, ſo wolle er denn als Schüler bei dem König in die Lehre treten. Darauf erwidert Adſchataſchatru: „Es widerſpricht der natürlichen Ordnung, daß ein Brahmane bei einem Krieger in die Lehre tritt und erwartet, daß dieſer ihm das Brahman verkünden werde; aber ich will es Dich doch erkennen lehren.“ Da nahm der König den Brahmanen bei der Hand und führte ihn zu einem ſchlafenden Manne. Der König rief dieſen an; doch er erhob ſich nicht. Als aber Adſchataſchatru ihn mit der Hand berührte, da ſtand er auf. Nun fragte der König den Brahmanen: „So lange dieſer Mann ſchlief, wo war da ſein aus Erkenntniß beſtehender Geiſt, und woher iſt er jetzt wiedergekommen?“ Gargja aber wußte nichts darüber zu ſagen. Und nun erklärte ihm Adſchataſchatru, wie der Geiſt oder das Selbſt des entſchlummerten im Traume umherſchweift, wie ihm alle Stätten gehören und er nach Belieben bald ein großer König, bald ein großer Brahmane iſt; wie es dann aber noch einen höheren, glücklicheren Zuſtand giebt, wenn man nämlich in traumloſen Tiefſchlaf verſunken iſt und von nichts mehr ein Bewußtſein hat. Das iſt der Zuſtand, in dem das Selbſt des Menſchen, unberührt von der Welt der Erſcheinungen, in ſeinem wahren Weſen ruht, in dem es keinen Unterſchied giebt zwiſchen dem Atman und dem Brahman.

Vielleicht noch bedeutſamer als dieſe Erzählung iſt eine andere, die ſowohl in dem fünften Buche der Tſchandogja Upaniſchad wie im ſechſten Buche der Brihadaranjaka Upaniſchad berichtet wird:

Der junge Brahmane Schvetaketu kommt zu einer Verſammlung, und hier fragt ihn der Fürſt Pravahana Dſchaivali: „Junger Mann, hat Dich Dein Vater unterwieſen?“ — „Ja wohl, Herr!“ — „Weißt Du alſo,“ fragt der Fürſt weiter, „wohin die Geſchöpfe von hier gehen, wenn ſie abſcheiden? Weißt Du, wie ſie wieder hierher zurückkehren?“ Und noch drei andere Fragen legt er dem Brahmanenjüngling vor, der beſchämt bekennen muß, daß er von allem dieſem nichts wiſſe. Und ſo kehrt Schvetaketu niedergeſchlagen zu ſeinem Vater zurück, der hier unter dem Namen Gautama auftritt, und macht ihm Vorwürfe: „Obwohl Du mich nicht unterwieſen, haſt Du mir doch geſagt, daß Du mich unterwieſen habeſt. Fünf Fragen hat ein einfacher Fürſt an mich gerichtet, und ich habe keine einzige von ihnen zu beantworten vermocht.“ Darauf antwortete der Vater: „Du kennſt mich zur Genüge, mein Sohn, um zu wiſſen, daß ich Dir Alles geſagt habe, was ich weiß. Komm, wir wollen Beide gehen und bei dem Fürſten in die Lehre treten.“ Der Fürſt empfängt den alten Brahmanen nun mit allen Ehren und geſtattet ihm, ſich ein Geſchenk zu erbitten. Aber Gautama weiſt alles irdiſche Gut zurück, Gold, Kühe und Pferde, Sklavinnen und Gewänder, und verlangt von dem Fürſten die Antwort auf die Fragen, die dieſer an ſeinen Sohn gerichtet: „Ich begebe mich zu dem Verehrten in die Lehre.“ Nachdem Pravahana ſich zuerſt ablehnend verhalten, läßt er ſich doch herbei, den Wunſch des Brahmanen zu erfüllen, und ſagt, daß Niemand in allen Welten außer dem Kriegerſtande über dieſe Dinge Aufklärung zu geben wiſſe. Bezeichnend genug ſind auch die folgenden Worte: „Mögeſt weder Du, o Gautama, noch Deine Vorväter ſo an uns geſündigt haben, daß dieſes Wiſſen bis jetzt bei keinem Brahmanen ſeine Wohnung aufſchlug. Dir aber werde ich es mittheilen; denn wer könnte Dich abweiſen, der Du in dieſer Weiſe bitteſt?“ Und nun offenbart der König dem Brahmanen Alles, was er weiß.

Dieſelbe Geſchichte findet ſich auch den Hauptzügen nach im Eingange der Kauſchitaki Upaniſchad, nur daß hier der Fürſt einen anderen Namen führt, nämlich Tſchitra.

Ich will nur noch, um Spuren von geringerer Bedeutung zu übergehen, kurz aus dem fünften Buche der Tſchandogja Upaniſchad den Inhalt des elften und der folgenden Capitel mittheilen, in denen wiederum ein Mann der Kriegerkaſte, Aſchvapati, der Fürſt der Kekaja, im Beſitze der höchſten Weisheit erſcheint. Eine Anzahl hochgelehrter Brahmanen, die mit Namen angeführt werden, heißt es hier, ſtellten die Betrachtung an: „Was iſt unſer Selbſt? Was iſt das Brahman?“ und ſie beſchloſſen zu Uddalaka Aruni zu gehen, von dem ſie wußten, daß er zu der Zeit das „überall wohnende Selbſt“ erforſchte. Dieſer aber ſagte ſich: „Sie werden mich befragen, und ich werde ihnen nicht auf Alles Antwort geben können“, und deshalb forderte er ſeine Beſucher auf, mit ihm zuſammen zu Aſchvapati, dem Fürſten der Kekaja zu gehen, um von dieſem Belehrung zu erbitten.

Der König nimmt die Ankommenden ehrenvoll auf, ladet ſie ein, bei ihm zu verweilen und ſtellt ihnen ein Geſchenk in der Höhe des Opferlohnes in Ausſicht. Dieſe aber ſprachen: „Ein Mann ſoll das mittheilen, womit er ſich beſchäftigt. Du erforſchſt eben jetzt das überall wohnende Selbſt. Offenbare uns dieſes!“ Der König erwiderte: „Morgen früh werde ich darauf antworten.“ Und am nächſten Vormittag fragte er, ohne ſie als Schüler aufgenommen zu haben, d. h. ohne die Erfüllung der ſonſt bei ſolcher Gelegenheit üblichen Formalitäten, einen nach dem andern: „Als was verehrſt Du das Selbſt?“ Und die Brahmanen antworten nach der Reihe: „Als den Himmel, als die Sonne, als den Wind, als den Aether, als das Waſſer, als die Erde.“ Da macht der König ſie darauf aufmerkſam, daß ſie alle im Irrthum ſeien, weil ſie das überall wohnende Selbſt als etwas einzelnes, in der Beſonderheit Exiſtirendes anſehen; denn in Wahrheit ſei es das Unendliche, zugleich das unendlich Kleine und das unendlich Große.

Die Bedeutung dieſer Erzählungen liegt auf der Hand. Ob den einzelnen Berichten wirkliche Vorgänge zu Grunde liegen oder ob ſie nur als der legendariſche Niederſchlag einer in jener Zeit allgemein verbreiteten Ueberzeugung anzuſehen ſind, läßt ſich nicht entſcheiden; aber die Frage nach dem hiſtoriſchen Kern dieſer Erzählungen iſt auch für uns von gar keiner Bedeutung. Die Thatſache, daß in echt brahmaniſchen Schriften, in Werken, die in Indien mit Recht als Grundpfeiler des Brahmanenthums gelten, ſolche Erzählungen enthalten ſind, redet zu uns in einer nicht mißzuverſtehenden Sprache. Sie zeigt uns, daß die Verfaſſer der älteren Upaniſchaden gar nicht auf den Gedanken kamen oder nicht wagen durften, das zu ihrer Zeit noch offenkundige Verhältniß zu verſchleiern und die moniſtiſche Lehre vom Brahman-Atman für ein Erbtheil ihres Standes auszugeben; vielleicht auch, daß ſie die Begründung dieſer Lehre noch gar nicht für ein Verdienſt von ſo weittragender Bedeutung erachteten, um dasſelbe für die Brahmanenkaſte in Anſpruch zu nehmen. In ſpäterer Zeit iſt nun allerdings dieſes Wiſſen zum vollſten Eigenthum der Brahmanen geworden und von ihnen bis auf den heutigen Tag zwei und ein halbes Jahrtauſend hindurch gepflegt und entwickelt, ſo daß es noch jetzt als die orthodoxe Lehre des Brahmanenthums gilt; aber das ändert nichts an der Thatſache, daß es in den Reihen der Kriegerkaſte entſtanden iſt. Der Kriegerkaſte gebührt der Ruhm, in richtiger Erkenntniß des gedankenloſen Opferweſens und ſeiner albernen Symbolik, durch Erſchließung einer neuen Ideenwelt den großen Umſchwung in dem geiſtigen Leben Altindiens bewirkt zu haben. Wenn wir ſehen, wie die Brahmanen auch noch, nachdem ſie die neue Lehre zu der ihrigen gemacht, das ganze Ceremonialweſen — die große Milchkuh der Prieſterkaſte — weiterpflegen, wie ſie dieſe beiden heterogenen Elemente in unnatürlicher Weiſe vereinigen, indem ſie in ihrem Syſtem einen Werktheil als die nothwendige Vorſtufe des Erkenntnißtheiles hinſtellen, ſo werden wir nicht fehlgehen mit der Annahme, daß dieſe Dinge ſich im alten Indien in genau derſelben Weiſe entwickelt haben, wie in der übrigen Welt. Die Aufklärung wird von dem Prieſterthum, ihrem geborenen Feinde, ſo lange bekämpft, bis ſie im Volke zu mächtig geworden iſt, um nicht mehr mit Erfolg bekämpft werden zu können. Alsdann bekennt ſich auch der Prieſter zu den neuen Gedanken und ſucht ſie, ſo gut es geht, mit ſeinen Wahngebilden in Einklang zu bringen.

Die bisher behandelten Ideen, welche die indiſche Weisheit im ausgezeichneten Sinne des Wortes darſtellen, ſind keineswegs das Einzige, was der indiſche Kriegerſtand für das Denken und die Religion ſeines Volkes geleiſtet hat. Der bekannteſte aller Inder, der edle Gautama aus Kapilavaſtu, der gegen 500 vor Chr. den Buddhismus gegründet, war gleichfalls ein Kſchatrija — nach der ſpäteren Tradition, die uns früher allein bekannt war, ein Königsſohn, nach den älteren, uns jetzt hauptſächlich durch Oldenbergs verdienſtvolle Arbeiten erſchloſſenen Quellen der Sohn eines reichen Grundbeſitzers. Buddha „der Erleuchtete“ — nennen wir ihn unter dieſem in der ganzen Welt bekannten Ehrennamen — bekämpfte auf das Entſchiedenſte das ganze Opferweſen und alle Vorurtheile des Brahmanenthums. Die Ceremonien und das prieſterliche Wiſſen waren ihm Lug und Trug, die Kaſtenordnung nichtig; denn er lehrte, daß das höchſte Gut dem Niedrigſten ebenſo erreichbar ſei, als dem Brahmanen und dem König, daß ein Jeder ohne Unterſchied der Geburt die erlöſende Erkenntniß durch Weltentſagung, durch Selbſtbezwingung und durch Selbſtaufopferung für das Wohl ſeiner Mitgeſchöpfe erlangen könne.

Oldenbergs vortreffliches Buch über Buddha, das den neueſten Standpunkt der Forſchung vertritt, macht ein näheres Eingehen auf die Lehren des größten Inders überflüſſig; nur in einem, gerade für den Zuſammenhang unſerer Betrachtungen wichtigen Punkte möchte ich meine von Oldenbergs Anſichten abweichenden Anſchauungen kurz darlegen. Nach den älteſten Quellen erſcheint die Lehrweiſe Buddhas größtentheils nicht für die Faſſungsgabe der Maſſen berechnet, nicht populär, ſondern abſtract-philoſophiſch. Hier ſcheint mir nun die innere Wahrſcheinlichkeit zu ſehr gegen die Darſtellung dieſer Quellen zu ſprechen, die — was wir nicht vergeſſen dürfen — immerhin durch Jahrhunderte von Buddha getrennt ſind. Oldenberg wirft ſelbſt den Zweifel auf, ob der trockene, ermüdende Kirchenſtil von Buddhas angeblichen Lehrreden wirklich ein getreues Abbild des einſtmals geſprochenen Wortes ſei. Er ſagt darüber S. 181: „Wer die Lehrreden lieſt, welche die heiligen Texte ihm in den Mund legen, wird die Frage kaum unterdrücken, ob die Form, in welcher Buddha ſelbſt ſeine Lehre gepredigt hat, dieſen ſeltſam ſtarren Gebilden abſtracter und oft abſtruſer Begriffsreihen mit ihren endlos über einander gethürmten Wiederholungen ähnlich geweſen ſein kann. Möchte man doch gern in dem Bilde jener älteſten Zeiten nichts Anderes ſehen, als daß damals ein lebendiger Geiſt jugendfriſcher Kraft in dem Kreiſe von Meiſter und Jüngern gewirkt hat, und möchte man darum von dieſem Bilde Alles fern halten, was einen Zug des Gezwungenen oder Gemachten hineintragen würde.“ Er kommt dann aber nach der Betrachtung der damaligen Zuſtände (S. 184) zu dem Reſultat, es glaublich zu finden, „daß die feierlich ernſte Redeweiſe Buddhas jenem Typus der von der Ueberlieferung aufbewahrten Reden viel enger verwandt geweſen iſt, als dem, welchen unſer Gefühl des Natürlichen und Wahrſcheinlichen an deſſen Stelle zu ſetzen verſucht ſein könnte“. Ich habe mich davon nicht überzeugen können. Ein ſo gewaltiger Erfolg, wie ihn das Auftreten Buddhas hatte, war auch in Indien nur durch packende Beredtſamkeit und durch allgemein verſtändliche, in Bildern und Gleichniſſen ſich bewegende Lehrweiſe zu erzielen. Wenn Buddha ſich nur an den *Verſtand* ſeiner nächſten Umgebung, die wir aus ariſtokratiſchen Elementen zuſammengeſetzt finden, gewendet hätte, wenn er nicht zu den *Herzen* des Volkes geredet und die Maſſen fortgeriſſen hätte, ſo würde ſein Mönchsorden ſchwerlich ein anderes Schickſal gehabt haben, als die andern Mönchsgemeinden ſeiner Zeit, die bis auf eine wieder ſpurlos verſchwunden ſind. Denn da die Lehren aller dieſer Orden oder ihrer Stifter in der Hauptſache von einander nicht verſchieden waren, und da man es wohl kaum einem Zufall wird zuſchreiben wollen, daß unter ihnen gerade die Lehre Buddhas ſich zu einer Weltreligion entwickelt hat, die noch heute die verbreitetſte aller Religionen auf Erden iſt, ſo bleibt zur Erklärung nur die Annahme übrig, daß die *Art und Weiſe* Buddhas zu lehren den Erfolg gemacht hat, und daß wir in ihr den Keim zu der ſpäteren Ausbreitung des Buddhismus zu ſehen haben. Erſt durch neuere Forſchungen iſt die früher herrſchende Anſchauung widerlegt worden, daß Buddhas Auftreten in Indien eine in ihrer Art einzige Erſcheinung geweſen ſei und die damaligen ſocialen Zuſtände des Landes revolutionirt habe. In der That war Buddha nur ein primus inter pares, einer unter den zahlreichen Asketen, die zu ſeiner Zeit, die Mittel zur Erlöſung aus dem qualvollen Kreislaufe der Seelenwanderung ſuchend und lehrend, in Nordindien umherzogen und Anhänger um ſich ſammelten.

Nur noch eine der in jener Zeit geſtifteten Gemeinden hat ſich, wie ſchon eben angedeutet, bis auf den heutigen Tag erhalten, die der Dſchaina, die namentlich im Weſten von Indien zahlreiche Mitglieder zählt. Die Lehren der Dſchaina ſind denen der Buddhiſten ſo außerordentlich ähnlich, daß man bis vor Kurzem die Dſchaina für eine buddhiſtiſche Secte gehalten hat; in der That aber handelt es ſich um eine beſondere Religion, die von einem Zeitgenoſſen oder Vorgänger Buddha's, Namens Vardhamana Dnjataputra — oder in der Volksſprache Vaddhamana Nataputta — in derſelben Gegend, in welcher der Buddhismus entſtand, gegründet worden iſt. Der einzige weſentliche Unterſchied zwiſchen den Lehren der beiden Männer beſteht darin, daß Vaddhamana großes Gewicht auf Kaſteiungen legte, während Buddha, als der einſichtsvollere der Beiden, dieſe nicht nur für bedeutungslos, ſondern geradezu für ſchädlich erklärte. Worauf es uns aber hier ankommt, iſt die Thatſache, daß auch der Stifter der in der indiſchen Religions- und Culturgeſchichte eine bedeutſame Stellung einnehmenden Secte der Dſchaina aus der Kriegerkaſſe entſproſſen iſt.

Einen völlig anderen Charakter als die bisher beſprochenen Lehren trägt ein noch in den Kreis unſerer Betrachtungen gehöriges Erzeugniß des indiſchen Geiſteslebens, das die meiſten Leſer dieſer Blätter wahrſcheinlich nicht einmal dem Namen nach kennen werden, das aber ſeinem Inhalte und ſeiner Entwickelung nach die wichtigſten religionsgeſchichtlichen Probleme darbietet: die Lehre der Bhagavatas oder Pantſcharatras. Mit dieſen Namen, von denen der erſte der ältere und urſprünglichere iſt, bezeichnete ſich eine nordindiſche Secte, deren Exiſtenz uns für das vierte Jahrhundert vor Chr. beglaubigt iſt, die jedoch aller Wahrſcheinlichkeit nach in frühere, in vorbuddhiſtiſche Zeit hinaufreichen wird. Die Bhagavatas bekannten ſich zu einem populären, von der altbrahmaniſchen Ueberlieferung unabhängigen Monotheismus und verehrten die Gottheit unter verſchiedenen Namen: Bhagavant „der Erhabene“ — von welchem Worte ihr eigene Bezeichnung abgeleitet iſt — Narajana, „Menſchenſohn“, Puruſchottama, „das höchſte Weſen“, hauptſächlich aber als Kriſchna Vâſudeva, d. h. Sohn des Vâſudeva. Dieſe Verehrung trug einen ſolchen Charakter, daß ſich aus ihr eine Empfindung entwickelte, die ſich vollſtändig mit dem chriſtlichen Gefühl der gläubigen Liebe zu Gott und der Gottergebung deckte. Das indiſche Wort für dieſe Empfindung iſt Bhakti, für den von dieſer Empfindung erfüllten Bhakta. Da ſich ein ſicherer Beleg für das Wort Bhakti in der indiſchen Literatur aus vorchriſtlicher Zeit nicht findet oder noch nicht gefunden hat, ſo ſind verſchiedene Forſcher geneigt, die Bhakti für eine Entlehnung aus dem Chriſtenthum anzuſehen, vor allen Dingen Profeſſor Weber, der ſich um die Erforſchung des Kriſchna-Cultus die größten Verdienſte erworben hat. Weber hat in verſchiedenen Arbeiten, namentlich in einer höchſt intereſſanten Abhandlung über Kriſchnas Geburtsfeſt, erwieſen, daß in die ſpäteren Kriſchnamythen zahlreiche chriſtliche Elemente eingedrungen ſind — wozu die ähnlich klingenden Namen Kriſchna und Chriſtus den äußeren Anlaß gegeben haben —: die Erzählungen von Chriſti Geburt unter den Hirten, von dem Stalle, von der Krippe als ſeiner Geburtsſtätte und manches Andere der Art. Trotzdem kann ich mich nicht der Meinung anſchließen, daß die Bhakti aus der Fremde in den überaus fruchtbaren Boden der indiſchen Gedankenwelt verpflanzt iſt, da ihr früheſtes Auftreten einer Zeit angehört, in der nach meiner Ueberzeugung chriſtliche Einflüſſe in Indien noch nicht zu erweiſen ſind. Da ein näheres Eingehen auf dieſe hochintereſſante Frage nicht ohne Erörterung von allerlei gelehrtem Material möglich iſt, ſo muß ich mir dasſelbe an dieſem Orte verſagen und mich auf die Bemerkung beſchränken, daß für den mit dem altindiſchen Geiſtesleben Vertrauten die Lehre von der Bhakti auch als echt indiſches Erzeugniß vollkommen verſtändlich iſt. Nicht nur ſind monotheiſtiſche Ideen in Indien aus dem früheſten Alterthum nachweisbar, es iſt auch von jeher — und insbeſondere in den Zeiten, die hier für uns in Betracht kommen — der indiſchen Volksſeele ein mächtiges Aufſtreben zum Göttlichen eigen geweſen, ſo daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn dieſer tief-innerliche Zug ſich in einer volksthümlichen, nicht auf philoſophiſcher Grundlage beruhenden Religion als Gottergebenheit, als Gottesliebe äußert. Der Begründer dieſer Religion war der ſpäter zu göttlichem Range erhobene oder beſſer mit der Gottheit identificirte Kriſchna Vâſudeva, nach ſeinem Namen und den an ſeinem Namen haftenden Sagen ein Mitglied der indiſchen Kriegerkaſte. Schon in dem Mahabharata, dem großen indiſchen Nationalepos, hat das Brahmanenthum ſich die Perſon und Lehre Kriſchna's angeeignet und aus dem vergötterten Helden eine Erſcheinungsform des Gottes Viſchnu gemacht, es alſo auch in dieſem Falle verſtanden, ſich durch Aufnahme eines urſprünglich unbrahmaniſchen Elementes neue Lebenskraft zuzuführen.

Wir haben alſo geſehen, daß der tiefſinnige Monismus der Upaniſchaden, die hochſittlichen Religionen der Buddhiſten und Dſchainas und ſchließlich der auf reine Gottergebenheit gegründete Glaube der Bhagavatas ihren Urſprung nicht in der indiſchen Prieſterkaſte genommen haben. Wie günſtig man auch über die Leiſtungen urtheilen mag, die von den Brahmanen im Laufe der Zeit auf den verſchiedenſten Gebieten der Wiſſenſchaft erarbeitet ſind — und mir ſelbſt liegt nichts ferner, als ihre Verdienſte verkleinern zu wollen —, ſo viel ſteht doch feſt, daß die größten geiſtigen Thaten oder vielmehr faſt alle Thaten von menſchheitlicher Bedeutung in Indien von Männern der Kriegerkaſte vollbracht ſind.

Bemerkungen über Regie und Inſcenirung.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

(Schluß.)

II.

Wieviel Proben erforderlich ſind, um ein richtig abgeſtimmtes Enſemble herzuſtellen, hängt natürlich vom Weſen des Stückes ſelbſt ab. Für große Dramen mit erheblicher Comparſerie, mit Volksmaſſen und dergleichen, die beſondere ſceniſche Schwierigkeiten darbieten, iſt die Zahl der erforderlichen Proben auch nicht annähernd zu beſtimmen. Ich weiß, daß L'Arronge für den zweiten Theil des „Fauſt“ nahezu dreißig Proben hat abhalten laſſen. Die Franzoſen, oder vielmehr die Pariſer — die Einzigen, die in Betracht kommen, wenn man vom franzöſiſchen Theater ſpricht — bewilligen jedem Stücke dreißig, vierzig, ſechzig Proben und mehr. Aber dieſe Proben ſind ganz anderer Art. Die Pariſer Proben ſind bei neuen Stücken vielleicht noch mehr für den Dichter da, als für die Schauſpieler. Da arbeitet der Autor unausgeſetzt. Bei uns wäre es eine materielle Unmöglichkeit, ein Stück ſo lange zu probiren.

In einem guten Theater unſeres Vaterlandes werden für ein Luſtſpiel oder Schauſpiel, das unter den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen ſich abſpielt, wenn nicht ganz beſondere Schwierigkeiten vorhanden ſind, außer der Leſeprobe, die in Frankreich immer vom Autor des Stückes abgehalten wird, im Allgemeinen ſechs bis acht Proben als ausreichend erachtet, und ſie ſind es gewöhnlich auch.

Nehmen wir beiſpielsweiſe ein vieractiges Stück, das keine außerordentlichen Anforderungen an die Inſcenirung ſtellt — ein Stück wie die meiſten der neuen modernen Luſt- und Schauſpiele. Da vertheilt ſich die Arbeit auf den Proben gewöhnlich ſo:

Erſter Tag: Arrangirprobe des erſten und zweiten Aufzugs. Stellungen, Auftritte und Abgänge werden regulirt. Bei jedem Satze wird unterbrochen. Die einzelnen Scenen werden ſo und ſo oft wiederholt, mitunter der ganze Act noch einmal.

Genau ſo wird am zweiten Tage für den dritten und vierten Act verfahren.

Am dritten Probetag wird das Stück zum erſten Mal durchprobirt. Da iſt die Probe gewöhnlich am längſten und anſtrengendſten. Da wird auch noch ſehr viel unterbrochen und Vieles wiederholt.

Nun ſtellt ſich gewöhnlich heraus, daß der eine oder andere Act ſchon ziemlich glatt geht, während für einen beſtimmten Act noch ſehr viel zu thun übrig bleibt. Mit der Wiederholung dieſes noch unfertigſten Actes wird am vierten Probetage gewöhnlich begonnen. Dann werden wohl noch zwei oder, wenn es geht, auch die drei Acte hinzugenommen.

Am fünften Tag wird das Stück zum erſten Mal womöglich ohne alle Unterbrechung durchprobirt. Jedenfalls wird es ſo viel wie möglich vermieden, während der Scenen ſelbſt zu unterbrechen, damit die Schauſpieler in Stimmung bleiben und der Regiſſeur ein Urtheil über die Geſammtheit gewinnt.

Am folgenden Tage, wenn es nicht ſchon der Tag der Generalprobe iſt, wird nun noch retouchirt, Einzelnes herausgearbeitet. Es wird wohl auch noch die eine oder andere Kürzung vorgenommen oder ein Wort hinzugeſetzt. All die Einzelheiten werden noch ein paar Mal ſorgfältig probirt. Die wichtigſten und noch wenigſt befriedigenden Scenen werden noch einmal probirt, bis das Stück, wie es in der Theaterſprache heißt, „ſteht“, bis es alſo in der Darſtellung denjenigen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, den der Regiſſeur mit den Kräften, über die ſein Theater verfügt, erreichen zu können vermeint.

Alsdann kommt zum Schluß die Generalprobe, die, wie es auch bei den meiſten erſten Bühnen der Fall iſt, wenn irgend möglich nicht am Tage der erſten Aufführung, ſondern am Tage vorher ſtattfinden ſollte, damit die Darſteller am Entſcheidungsabende mit voller Friſche vor das Publicum treten können, nicht abgeſpannt und abgehetzt von der aufreibenden Thätigkeit auf der Probe. Ein Kunſtinſtitut, das es mit ſeiner Aufgabe ernſt nimmt, erachtet es als unerläßlich, daß die Generalprobe bei Coſtümſtücken in vollem Coſtüm, bei modernen in der richtigen Maske und in den Toiletten, die am Abend der erſten Aufführung getragen werden, vor ſich geht — ſelbſtverſtändlich mit den richtigen Möbeln, Requiſiten, den richtigen Decorationen und in der richtigen Beleuchtung. Die Schauſpieler ſind alſo geſchminkt, tragen ihre Perücken u. ſ. w.

Es iſt unbegreiflich und auf das Entſchiedenſte zu verurtheilen, daß es auch heutzutage noch große Bühnen giebt — Bühnen, die ſich auf ihre künſtleriſchen Leiſtungen etwas einbilden dürfen, und die doch den alten

Zopf noch nicht abgeſchnitten haben, die Generalprobe lediglich als eine letzte Probe zu betrachten; daß alſo auch dieſe Generalprobe ſogar noch mit den proviſoriſchen Möbeln und Requiſiten ſtattfindet, der Vorhang nicht fällt, die Schauſpieler in ihren gewöhnlichen Straßenkleidern ohne Maske und ohne Coſtüm ſpielen. Das iſt überaus ſchädlich. Die Generalprobe, wenn ſie ihrem wirklichen Zweck entſprechen ſoll, darf nichts Anderes ſein als die erſte Vorſtellung ohne Publicum. Deshalb hat ſich auch der Regiſſeur die grobe Unart des ſogenannten Markirens der Schauſpieler entſchieden zu verbitten. Das Alles hat ſchon Goethe als Regiſſeur ſehr richtig erfaßt und unter ſeinem unmittelbaren Einfluſſe von Kirms den nachſtehenden Erlaß an das Weimarer Perſonal richten laſſen: „Die Direction beſteht darauf, daß künftighin bei neuen Stücken die Hauptprobe vollkommen ſo gehalten werde als die Vorſtellung ſelbſt, weil ohne dem auf die gute Vorſtellung eines Stückes niemals mit Gewißheit Rechnung gemacht werden kann.“

Als grundſätzliche Regel darf aufgeſtellt werden: Auf der Bühne darf nie etwas für den Künſtler Unvorhergeſehenes geſchehen, nichts Ueberraſchendes, es muß vielmehr Alles im Voraus auf's Genaueſte feſtgeſtellt ſein. Wenn der Künſtler auf den Proben mit dem gewöhnlichen interimiſtiſchen Mobiliar probirt und ihm Abends Polſtermöbel hingeſtellt werden, die mehr Platz einnehmen, in die der Schauſpieler tiefer einſinkt, und von denen er ſich mühevoller erhebt, ſo können dieſe Aeußerlichkeiten unberechenbaren Nachtheil nach ſich ziehen. Eine ganze Scene kann geworfen werden. Es kann ſich ereignen, daß in einem leidenſchaftlichen Auftritt, den die Liebhaberin auf der Probe in kurzer Straßentoilette geſpielt hat, der Partner über die unerwartete Schleppe, die ihm auf einmal zwiſchen die Beine ſchlägt, ſtolpert und dergleichen. Das Ungewohnte, das er bei anderen Mitſpielern ſieht, kann ihn präoccupiren, zerſtreut machen. Der Schauſpieler aber bedarf vor Allem der vollſten Concentration. Nichts darf ihn confus machen, nichts von dem ablenken, was er in dem flüchtigen unwiederbringlichen Momente als das allein Richtige zu thun hat.

Der mit den Bühnenverhältniſſen nicht Vertraute ſtaunt darüber, wie auch der gewandteſte und erfahrenſte Schauſpieler auf den Brettern unbeholfen, ja hilflos daſteht, ſobald ihm etwas Unerwartetes in den Weg kommt. Die einfachſten Handhabungen, die nicht vorher probirt ſind, werden ihm unſagbar mühſelig und beſchwerlich. Das wird auch der gewöhnliche Theaterbeſucher ſchon oft haben merken können. Fällt irgend etwas auf der Bühne hin, ſo bleibt es mitunter, zerſtreuend ſowohl für den Zuſchauer, als auch für den Darſteller, ſo und ſo lange liegen. Der Schauſpieler findet thatſächlich keinen geeigneten Augenblick, um es aufzuheben. Wenn der Stuhl, auf den der Schauſpieler beim Eintreten den Hut zu ſetzen auf der Probe ſich gewöhnt hat, Abends nicht auf dem rechten Fleck ſteht, ſo iſt der Künſtler rathlos. Er wird den Hut, der ihn oft ſtört, vielleicht gar nicht wieder los. Er muß ihn in der Hand behalten.

Von ganz beſonderer Wichtigkeit aber iſt die Generalprobe auch für die Beleuchtungseffecte. Ich habe es ſelbſt erlebt, daß in einem Stücke in einer größeren Stadt die wichtigſte Scene, die vor Allem den Bühnenerfolg befeſtigte, dadurch das Gegentheil der beabſichtigten Wirkung hervorrief, — nämlich anſtatt der poetiſchen Stimmung eine ſtürmiſch ausgelaſſene Heiterkeit, — daß der Beleuchtungsinſpector ein Verſehen beging und anſtatt der Abenddämmerung auf einmal tiefſchwarze Nacht ſpielen ließ. Die Beiden auf der Bühne konnten ſich ſelbſt kaum noch ſehen und hatten nun ſchöne Worte über das goldige Licht der untergehenden Sonne zu ſprechen. Erſt wurde gekichert, dann gelacht, und als der Vorhang fiel, war das Stück todt. Das Publicum kam nicht wieder in die Stimmung hinein. Dieſe Stadt iſt die einzige geblieben, in der das Stück durchgefallen iſt.

Aber von ſolchen Verſtößen und Unglücksfällen abgeſehen iſt der Zeitpunkt, in dem der Beleuchtungswechſel vor ſich zu gehen hat, überaus wichtig. Unmerklich kann er nie vollzogen werden, auch bei unſerer vorgeſchrittenſten Technik nicht. Das Publicum merkt's immer und wird zerſtreut. Der Beleuchtungswechſel muß ſtets bei Gleichgiltigem vorgenommen werden, niemals bei Stimmungsvollem, das er nur einleiten ſoll. Die Angaben des Dichters im Buche ſind faſt immer falſch. Der Dichter vermerkt den Beleuchtungswechſel regelmäßig zu ſpät.

Am allerwichtigſten aber iſt der Zeitpunkt für das Fallen des Vorhangs. Wie wichtig die Actſchlüſſe für den äußeren Erfolg ſind, weiß jeder Laie. An den Actſchlüſſen erprobt ſich vor Allem die Bühnenwirkſamkeit des Stückes. Und da kommt es nun thatſächlich auf die Secunde an. Fällt der Vorhang auch nur einen Augenblick zu früh oder zu ſpät, ſo kann er die ganze Bühnenwirkung todtſchlagen oder vereiteln.

Bis auf das kleinſte Detail muß alſo Alles im Voraus geregelt und feſtgeſtellt ſein, und das iſt nur zu erzielen, wenn die Generalprobe in Allem, bis auf die Hinzuziehung des Publicums, mit der richtigen erſten Vorſtellung vollkommen übereinſtimmt.

* * *

Ich möchte hier nun noch einige Bemerkungen, die auf überlieferte, eingebürgerte Unarten und Unverſtändigkeiten von zweifelhaftem Geſchmack Bezug haben, einſchalten, — man nennt ſie gewöhnlich „Nüancen", — und deren unnachſichtige Bekämpfung das Recht und die Pflicht des guten Regiſſeurs iſt. Dieſe überkommenen Unarten ſind von unſeren erſten Bühnen mit den Jahren allerdings immer mehr und mehr abgethan, aber ganz ausgemerzt ſind ſie doch noch nicht. Ueberall findet man noch ihre Spuren, und jeder ernſte Regiſſeur wird wohl daran thun, dieſen Ungehörigkeiten energiſch entgegenzutreten.

Wenn zum Beiſpiel der Dichter einer ſeiner Perſonen ein öfter wiederkehrendes Gewohnheitswort, eine beſtimmte Redensart zu wiederholten Malen in den Mund legt, die zu einer Art von ſcherzhafter Charakteriſirung dienen ſoll, ſo darf man ſich darauf verlaſſen, daß der Schauſpieler nun dies Unglückswort bis zur Unerträglichkeit abhetzt, daß er dieſe Redensart, die gewöhnlich ſchon im Texte übertrieben oft vorkommt, nun noch ſo und ſo oft aus eigener Machtvollkommenheit einflickt. Das iſt eben ſeine „Nüance“, und er merkt gar nicht, wie er durch dieſe geſchmackloſe Anhäufung ſich und den Dichter um die beabſichtigte Wirkung bringt.

Beinahe überall nehmen beſonders die Komiker das Privileg für ſich in Anſpruch, mit dem Worte des Dichters freier zu ſchalten und ihre eigenen Einfälle einzuſtreuen. Es ſind die ſogenannten Extempores, die bei der localen Beliebtheit der Komiker gewöhnlich auch wirken. Dieſe Extempores ſind aber doch nur in den allerſeltenſten Fällen gut, gewöhnlich ſind es recht wohlfeile und oft recht ſchlechte Witze. Bei einer Poſſe, bei einem ſchwankartigen Luſtſpiel kommt nun allerdings auf den diplomatiſch genauen Wortlaut manchmal nicht viel an. Bisweilen darf ſich der Verfaſſer ſogar für die witzigen Einfälle ſeines Darſtellers bedanken und ſie unbedenklich adoptiren. In Bühnenwerken aber, die ernſtere literariſche Anſprüche erheben, in denen der Dialog eine ſcharfe und charakteriſtiſche Prägung des Dichters ſelbſt aufweiſt, ſind dergleichen Scherze, die immer aus der Tonart fallen, als geſchmackwidrige Ungehörigkeiten entſchieden zu rügen. Selbſt auf der ſo ſtrengen Berliner Bühne hat ein hochbegabter Künſtler wie Vollmer dem Hange nicht widerſtehen können, in dem reſpectabelſten deutſchen Luſtſpiele unſerer Zeit, in Freytags „Journaliſten“, als Bellmaus die Worte des Dichters mit ſeinen eigenen Scherzen ſo zu ſpicken, daß man eigentlich nur noch Vollmer und kaum noch Freytag erkennt. Was den italieniſchen Buffos als Bartolo und Baſilio wohl geſtattet iſt, iſt dem in einem ernſten deutſchen Luſtſpiel beſchäftigten Darſteller noch lange nicht erlaubt.

Die Bühne reizt zu Uebertreibungen aller Art, und ſelbſt die erfahrenen Schauſpieler glauben nicht an den bis zur Langweiligkeit abgedroſchenen Wahrheitsſpruch, daß in den meiſten Fällen auf der Bühne weniger mehr geweſen wäre. Wenn das Unglück einem Schauſpieler eine goldene Doſe in die Hand ſpielt, ſo würde nach den Proben, die wir ſehen, ſein täglicher Conſum an Schnupftaback wohl auf vier bis fünf Pfund anzuſchlagen ſein. In zehn Minuten nimmt er gewiß ſeine fünfundzwanzig Priſen und ſtäubt ebenſo oft mit eleganter Handbewegung das Jabot ab.

Dieſe Uebertreibungen kehren in allen ſogenannten „Nüancen“ wieder. Auch unſere bedeutendſten Talente ſind nicht davon frei, beſonders nicht die Gaſtſpielvirtuoſen, die beſtändig ihre Paraderollen ſpielen und dadurch natürlich zur Kleinmalerei verlockt werden. Ueberall ſuchen ſie etwas hineinzutüfteln. Ich erinnere mich bei dieſer Gelegenheit eines ſehr draſtiſchen Ausrufs des alten Döring.

Vor langen Jahren gaſtirte im Berliner National-Theater ein ſehr bekannter und ſehr gefeierter Künſtler als Advokat Berent in Björnſons „Falliſſement“. Ich war wie alle Welt von der Vorſtellung entzückt und ſprach darüber eines Abends im Converſationszimmer des Königlichen Schauſpielhauſes mit Döring und Hiltl während eines Actes, in dem ſie nicht beſchäftigt waren. Ich erzählte, wie der berühmte Gaſt die Hauptſcene einleitete. Döring ſah mich mit ſeinen blitzenden Augen feſt an. Im Augenblick der höchſten Spannung des Stückes, als der Advokat dem Großkaufmann Tjälde ziffermäßig nachweiſen ſoll, daß der Bankerott da iſt, holt der Darſteller des Advokaten ſein Taſchenmeſſer hervor, ſpitzt bedächtig, ohne ein Wort zu ſagen, ſeinen Bleiſtift, während dem unglücklichen Tjälde der Angſtſchweiß auf die Stirn tritt und er tief aufathmend ſeinem Peiniger gegenüberſitzt.

„Und das gefällt Ihnen?“ fragte mich Döring, als ich mit meinem Berichte fertig war.

Ich antwortete: „Ja. Dieſe lange peinliche Pauſe leitet die große Scene ſehr wirkungsvoll ein.“

„Mir gefällt's nicht,“ ſprach er lauter, und ſeine Stimme immer mehr erhebend, ſchrie er bei der Wiederholung: „Mir gefällt's gar nicht!“ Ich verſuchte ein beruhigendes Wort einzuwerfen. „Nein!“ donnerte Döring los. „Das ſind Männchen und Mätzchen! Vermaledeite Mätzchen! Das iſt keine Wahrheit, keine Kunſt! Das iſt gar nichts! Wenn ich Tjälde bin und dieſer Advokat kommt zu mir und fängt an, ſeinen Bleiſtift zu ſpitzen, während ich fiebere, dann ſage ich ihm: „Herr, bringen Sie ſich Ihren Bleiſtift geſpitzt mit, oder ſchreiben Sie mit einem ſtumpfen! Ich habe keine Zeit, Ihnen zuzuſehen! Ich will wiſſen, ob ich bankerott bin oder nicht! Verſtehen Sie mich? Herr!“ Und in immer ſchnellerem Tempo und mit immer lauterer Stimme fuhr Döring dröhnend fort: „Und wenn Sie mir nicht ſofort Antwort geben, dann packe ich Sie beim Kragen und werfe Sie hinaus! Sie Krüppel!“

Da that ſich die Thür auf. Der Director Hein erſchien ganz bleich auf der Schwelle. „Um Gottes willen! was iſt denn los?“ rief er. „Kinder, macht doch nicht ſolchen Scandal. Man hört's ja draußen!“

Sehr übertrieben wird auch die Vornehmheit auf der Bühne. Der Haushofmeiſter oder der Hofmarſchall, deſſen Arm zufällig durch die Berührung eines Andern geſtreift wird, verfehlt niemals, einen entrüſteten Blick auf den Plebejer zu werfen und die betreffende Stelle ſeines Habits mit der Hand zu ſäubern. Der Gang des vornehmen Mannes auf der Bühne darf nie anders als auf Stelzen ſein, und man hat immer die Empfindung, daß Prinzen von königlichem Geblüt auf der Bühne des Morgens, nachdem ſie ſich die Zähne geputzt haben, ſofort das große Band ihres Hausordens anlegen.

Für den modernen Gecken und Stutzer iſt das Monocle unerläßlich und ſpielt gewöhnlich eine ſehr wichtige Rolle. Bei jedem einigermaßen erheblichen Satze macht der Monoclemann eine Kunſtpauſe, verzerrt das Geſicht und klemmt das Glas langſam ein. Da es ihn beim Sprechen genirt, läßt er es alsbald wieder fallen, um es ein paar Minuten darauf wieder bedeutungsvoll vor's Auge zu bringen.

Solche typiſchen Attribute wie das Monocle für den Gecken ſind derartig abgehetzt, daß ein geſchmackvoller Regiſſeur ſie bei ſeinem Kriegsvolk nicht ohne Weiteres dulden ſollte. Es iſt doch nicht geradezu unerläßlich, daß alle ſchüchternen Aſſeſſoren und alle Gelehrten eine Brille tragen, und es giebt doch noch ab und zu eine alte Jungfer ohne Schmachtlocken. Man begegnet doch auch manchmal im Leben einem Journaliſten, der keine Gänſefeder hinter'm Ohr hat. Immer noch die alte Gänſefeder, obgleich ſeit dreißig Jahren kaum noch ein Menſch mit Gänſefedern ſchreibt! Der Maler muß ſein Sammetjacket haben. Der engliſche Lord — nebenbei bemerkt in Wahrheit der Menſch, der ſich am beſten in der Welt anzieht, am anſpruchsloſeſten und einfachſten — darf auf unſeren rechtſchaffenen Provinzialbühnen nie anders erſcheinen als mit einem rothen oder röthlichen Backenbart, mit ausgeſchorenem Kinn und einem auffälligen Anzug in ſchottiſchcarrirtem Plaidmuſter. Sonſt iſt es kein richtiger Engländer. Dabei hat nie ein engliſcher Ariſtokrat eine ſo polizeiwidrige Tracht angelegt.

Zu den Ungehörigkeiten, die der geſchmackvolle Regiſſeur unnachſichtig bekämpfen müßte, gehört auch die falſche Eitelkeit der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ihr überall deutlich hervortretendes Beſtreben, möglichſt ſchön zu ſein und der Schönheit, notabene der falſchen, der häßlichen Schönheit, die wahre Schönheit, die Echtheit und Wahrheit zu opfern. Ich erinnere mich noch, einen ſehr tüchtigen Künſtler, der auch als Bühnenſchriftſteller große und verdiente Erfolge gehabt hat, als Räuberhauptmann Karl Moor in den böhmiſchen Wäldern in einer ganz unbeſchreiblichen Verfaſſung geſehen zu haben, ohne daß die Gedankenloſigkeit ſeines Aufputzes irgendwie gerügt worden wäre. Er ſah aus wie aus dem Ei gepellt. Er trug eine funkelnagelneue Pikeſche mit blitzender goldiger Verzierung, weiße Spitzen, einen Hut, der in Neuheit glänzte, hohe Lackſtiefel, auf denen kein Stäubchen zu ſehen war, und helle Glacéhandſchuhe. Das war der Räuber Moor in den böhmiſchen Wäldern in der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin.

Ich erinnere mich auch, unter Hein, der den Ruf eines klugen und äußerſt geſchickten Regiſſeurs hatte, die Amazonen in Kleiſts „Pentheſilea" mitten im Schlachtgewühl in den zartfarbigſten neueſten Coſtümen mit hohen Wiener Stiefeletten an den Füßchen haben aufmarſchiren zu ſehen. Als ich Hein darüber zur Rede ſtellte und ihm ſagte: „Aber um Gottes willen! wie haſt Du es denn zugeben können, daß dieſe wilden Kriegsmädchen, die Marsbräute, in dem modernſten und eleganteſten Schuhwerk mit hohen geſchweiften Abſätzen auftreten? Es ſieht ja aus wie der reine Operettenchor! Weswegen tragen ſie nicht wenigſtens Sandalen, die gewiß auch nicht richtig ſind, aber doch die Erinnerung an den modernen Maskenball nicht geradezu aufnöthigen?"

gab er mir zur Antwort: „Es ſind doch Reiterinnen! Die müſſen doch Stiefel haben!“

Es gehört zu den Ausnahmen und ereignet ſich nur unter beſonders günſtigen und ſtreng künſtleriſchen Bedingungen, daß ſich die Schauſpielerinnen richtig anziehen. Ich meine ſo, wie es durch den Geiſt ihrer Rolle geboten wäre. Sie thun immer des Guten zu viel. Die Töchter der kleinen Beamten und armen Wittwen tragen in den Momenten, in denen wir ſie auf der Bühne beobachten können, Toiletten, die auf eine Schneiderrechnung ſchließen laſſen, deren Höhe das jährliche Einkommen ihrer Eltern um das Dreifache überſteigen würde. Und während das arme Mädchen verzweifelt die Hände zum Himmel aufhebt und jammert, daß kein Biſſen Brot im Hauſe iſt, funkelt ganz gemüthlich an ihrem kleinen Finger ein Brillant, den ſie nur auf's Leihhaus zu tragen brauchte, um ſich und ihre Familie eine ganze Weile in anſtändiger Weiſe durchzubringen.

Solche Gedankenloſigkeiten zeigen ſich mehr oder minder ſtark auch heute noch, ſogar auf unſeren beſten Bühnen. Es iſt überhaupt erſtaunlich, wieviel Unſinn unbemerkt und jedenfalls unbeanſtandet ſich auf der Bühne durch Jahrzehnte hindurchſchleppt. Daß der alte Moor, der in den Hungerthurm geworfen wird, dort ſchwerlich Gelegenheit hat, die Toilette zu wechſeln, und anſtatt in der Tracht, in der man ihn in den Sarg gelegt hat, aus dem Hungerthurm wieder herausgeſchleppt zu werden, in dem bewußten ergreifenden grauen Büßerhemd plötzlich zum Vorſchein kommt, iſt vor dem Herzog von Meiningen keinem Menſchen aufgefallen. Erſt der Herzog von Meiningen ließ den alten Grafen aus dem Thurm in demſelben Paradecoſtüm, in dem er unzweifelhaft eingeſargt geweſen war, das inzwiſchen allerdings zerfetzt, verſtaubt und zerriſſen iſt, herausholen. Die neueſten und geputzteſten Waffen, die blinkendſten und unverſehrteſten Rüſtungen und Helme im Schlachtgetümmel, die ſauberſten Schurzfelle der Maurer und Steinmetze, die zierlichſten Schürzchen mit geklöppelten Spitzen bei den Sennerinnen, Alles das iſt männiglich bekannt, und in dieſer Beziehung haben nicht einmal die Meininger reformatoriſch gewirkt.

Auch in den Decorationen zeigen ſich dieſelben Gedankenloſigkeiten. Jedermann kennt unſere Bühnenkerker. Es ſind gewöhnlich gewölbte Hallen mit Säulengängen, die ſich zu einer Wandelbahn in einem Badeorte vortrefflich eignen würden. Jedermann kennt die unſchöne von einem künſtleriſchen Regiſſeur ſtreng zu meidende Vereinigung der gemalten Gegenſtände mit der plaſtiſchen Wirklichkeit. Was ſich daraus mitunter für Perſpectiven ergeben, iſt haarſträubend! Wenn an dem Roſenſtrauch die eine Roſe, die gepflückt werden muß, eine wirkliche Roſe iſt und die anderen gemalt ſind, dann ſtört gleich das ganze Verſatzſtück durch ſeine erbärmliche Flachheit.

Ich habe im Berliner Schauſpielhauſe folgende Situation geſehen: Ein unglücklicher Künſtler ſchleppt ſich mühſam in ſein elendes Zimmer, jammert über ſein tragiſches Loos und bricht vor Hunger zuſammen. Als ich mir den Raum genauer anſah, bemerkte ich, daß zu einem Theil der Hinterdecoration ein Stück von einer Vorrathskammer oder einer alten Küche genommen war. Da war ſo eine Art Anrichtetiſch, auf dem Gemüſe, Kohlköpfe, Mohrrüben lagen. Auf einem Regal ſtanden verſchiedene Büchſen. Das ſchien kein Menſch zu bemerken. Ich hatte immer Luſt, dem Künſtler zuzurufen: „Aber ſo ſehen Sie ſich doch nur um! Da iſt ja alles Mögliche, um den Hunger zu ſtillen!"

Auch in den Decorationen und im Mobiliar herrſcht die falſche und übertriebene Prunkſucht. Der arme Gelehrte arbeitet in einem Bibliothekzimmer, das mit den koſtbarſten Gobelins geſchmückt iſt, in einem hohen, prächtigen Raume, der auf eine ganz koloſſale Miethe ſchließen läßt. Jeder einfache Bourgeois wohnt in Räumen, deren Ausſtattung nur von einem fürſtlichen Vermögen beſtritten werden könnte. Das nennt man eben heutzutage eine „reiche Ausſtattung". Eine „unſinnige" wäre das Richtige.

Dieſen Thorheiten ſind nun die Requiſitenthorheiten hinzuzurechnen, vor Allem das Trinkgeſchirr, die unmöglichen Becher, die nur den einen Vorzug gewähren, daß man nicht ſieht, was drin iſt. Aber der Vorzug iſt zweifelhaft, denn Jedermann weiß ganz genau, daß nichts drin iſt. Selbſt vorzügliche Schauſpieler können nicht eingießen und nicht trinken. Eine rühmliche Ausnahme macht Schweighofer. Gewöhnlich ſieht es lächerlich aus. Ich perſönlich habe nun noch eine ganz ſpecielle Wuth gegen die Raſenbank, den großen geſtrichenen Holzkaſten, der wie eine halbirte Guitarre ausſieht. Der darf in keinem richtigen Bühnengarten fehlen, obwohl er aus der Wirklichkeit längſt verſchwunden iſt! Auf der Bühne aber behauptet er ſich und ſtört durch ſeine Häßlichkeit und Steifheit immer das Bühnenbild.

Eine andere Gruppe von Unarten, auf deren Beſeitigung der Regiſſeur hinzuwirken hat, ſind die Geſellſchaftswidrigkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten, die durch eine verſtändige Regie erheblich gemildert, ja beſeitigt werden können. Ueber Witze wird auf der Bühne faſt immer viel zu laut und viel zu lange gelacht. Die Sachen ſind ja mitunter gar nicht ſo ſcherzhaft, wie der Dichter ſich einbildet. Lachen über Ungehöriges aber klingt hohl, und wenn das Lachen auf der Bühne nicht kräftigen Wiederhall im Zuſchauerraum findet, ſo iſt es ſehr ſchädlich und kühlt die Wirkung ſtark ab.

Auch mit dem Briefeſchreiben iſt es ein Kreuz. Es iſt eine ſchauderhafte Unart, die einzelnen Wörter, die das Publicum erfahren muß, auszuſprechen, während die Hand ſie niederſchreibt. Das Tempo, in dem dies geſchieht, ſetzt dann immer die Uebung eines leidlichen Stenographen voraus. Der unvermeidliche große Schnörkel als Unterſchrift darf auf der Bühne nie fehlen. Dieſe ſtörende Unart iſt in den meiſten Fällen leicht zu beſeitigen dadurch, daß der Regiſſeur den Schauſpieler ſtumm ſchreiben und das Ganze im Zuſammenhang, nachdem der Brief fertig iſt, laut überleſen läßt.

Auch jetzt noch werden bei vornehmen Herrſchaften auf der Bühne die Nachmittagsbeſuche faſt regelmäßig im Frack gemacht. In der Wirklichkeit geſchieht dies thatſächlich nie, wenigſtens nicht in der guten Geſellſchaft. Die jungen Leute geben ſich auf der Bühne immer viel zu oft die Hand. Die Hände werden viel zu lange feſtgehalten. Auch den jungen Mädchen wird die Hand geküßt. Alles das iſt ungehörig und häßlich.

* * *

Ihre beſondere Aufmerkſamkeit hat die Regie auf die **Behandlung der fremden Sprachen**, namentlich des Franzöſiſchen, zu richten. Wohl in jedem großen Schauſpielverbande ſind ein paar akademiſch Gebildete, die vor Verſtößen gegen die Ausſprache der alten Sprachen bewahren. Die ſlawiſchen Sprachen kommen, da ſie eine beſondere Veranlagung oder Schulung der Sprachwerkzeuge erheiſchen, die man von uns nicht beanſpruchen darf, für das deutſche Schauſpiel kaum in Betracht, die romaniſchen außer dem Franzöſiſchen ſehr wenig, und Engliſch faſt nur in den Eigennamen. Da herrſcht große Willkür, und das iſt nicht zu verwundern. Wenn wir „Richard“ deutſch ausſprechen, „König Johann“ und „Heinrich“ ſagen, kommt es ſchließlich auch nicht ſo genau darauf an, ob wir „Northumberland“ mehr oder weniger richtig ausſprechen. Das kann man auch nicht von uns verlangen, denn auch das engliſche th liegt uns nicht.

Ernſtere Anſprüche aber dürfen an den Schauſpieler in Betreff des Franzöſiſchen geſtellt werden, und in den allermeiſten Fällen genügt er nicht einmal beſcheidenen Anſprüchen. Wir haben ein klaſſiſches Werk, „Minna von Barnhelm“, in dem eine Rolle faſt ganz franzöſiſch iſt, der Marlinière. Auch in Freytags „Journaliſten“ kommt eine franzöſiſche Epiſode vor. Gutzkows „Königslieutenant“, in dem der Held beſtändig radebrecht, iſt eine Lieblingsleiſtung der gaſtirenden Virtuoſen, ebenſo der Bonjour in dem Holtei'ſchen Liederſpiel „Die Wiener in Paris“. Das Franzöſiſche iſt alſo ein integrirender Theil unſerer Bühnenliteratur. Im Allgemeinen wird es ſchrecklich affectirt und falſch behandelt.

Bei uns herrſcht der Köhlerglaube, daß die Franzoſen immer nur die letzte Silbe ſcharf betonen und in die Breite zerren. In Wahrheit aber betonen die Franzoſen überhaupt ſehr wenig, eigentlich gar nicht. Für den Accent, für die ſcharfe Betonung beſitzen ſie ein unglaublich wenig ausgebildetes Ohr. Daher auch ihre eigenthümliche Declamation in ihren Geſängen. Sie legen ohne Bedenken den Hochdruck auf ein ſogenanntes ſtummes e und fertigen eine vollwichtige Stamm- und Wurzelſilbe ganz kurz ab. Die Schul- und Vorurtheilsregel, daß die letzte Silbe in franzöſiſchen Wörtern betont wird, iſt, in dieſer Allgemeinheit aufgeſtellt, grundfalſch. In den ſeltenen Fällen einer ſchärferen Betonung legen die Franzoſen in ihrer ſonſt ziemlich betonungsloſen Sprache gerade nicht auf die letzte, ſondern auf die vorletzte Silbe einen ſtärkeren Accent, nämlich in den auf „ation“ auslaufenden Wörtern, bei denen ſie das a ziemlich auffällig betonen und lang ausſprechen, und in den Wörtern mit â Circumflex. In dieſem Falle wird das a immer ſehr lang gezogen und ſchärfer hervorgehoben. Sie ſagen alſo nicht „na*tion*“, „confédéra*tion*“, „gâ*teau*“, „châ*teau*“, „bâ*ton*“, ſondern „*na*tion“, confédé*ra*tion“, „*gâ*teau“, „*châ*teau“, „*bâ*ton“ u. ſ. w.

Als junger Menſch war ich in Paris ein ſehr eifriger Beſucher des Théâtre Français und hatte zufällig das Glück, mit dem damaligen „Doyen“ des franzöſiſchen Haupttheaters, dem ehrwürdigen, hochgefeierten Samſon, dem angeſehenſten Künſtler des vornehmen Inſtituts, öfter in Berührung zu kommen. Samſon war auch erſter Profeſſor der Declamation am Conſervatorium, der Lehrer der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen des vorigen Geſchlechts, der Rachel, der beiden Brohan u. ſ. w. Er galt als der vorzüglichſte Vortragsmeiſter Frankreichs, als die erſte Autorität in der Ausſprache des Franzöſiſchen. Eines Abends kam ich mit Samſon, den ich am Abend vorher in ſeiner unerreichbaren Meiſterleiſtung als Marquis de la Seiglière geſehen hatte, zuſammen. Als Nichtfranzoſen war mir gleich die Ausſprache in einem ſeiner erſten Sätze aufgefallen. Er hatte da ungefähr zu ſagen: „Ich war in Baden und las die legitimiſtiſche Zeitung“ — die „Gazette de France“ — und er ſprach das ſo aus: „J’étais à Bade (geſprochen: „badd“, mit einem kurzen a) et lisais la „*Gazette*“ (geſprochen: „gaahſett“, mit einem unendlichen a). Das ganz kurze a in „Bade“ und das a, das gar nicht aufhören wollte, in „Gazette“, machte mich ſtutzig, und ich interpellirte Samſon darüber. Er verſtand mich nicht. Ich machte ihn darauf aufmerkſam, daß mein Ohr das erſte a ſehr kurz höre und das zweite a ungewöhnlich lang. Er zuckte die Achſel und ſagte: „Ja, das iſt nun einmal ſo.“

Daran anknüpfend ſprach ich allgemeiner über die Betonung der Silben in den Wörtern. Ich nahm abſichtlich ein ziemlich langes Wort, ich glaube „considération“, und fragte ihn, wo da der Accent liege. Er antwortete nicht darauf, ſondern ſprach das Wort einfach aus und zwar ſo, daß ich eine ſcharfe Betonung des a heraushörte: „considé*ra*tion“. „Alſo,“ fuhr ich fort, „iſt unſere deutſche Auffaſſung, daß der Accent auf der letzten Silbe liegt, irrig, daß man alſo nicht „considéra*tion*“ auszuſprechen hat?“ Samſon ſah mich mit ſeinen klugen Augen an und fragte: „Was ſagen Sie?“ Ich wiederholte das Wort mit Betonung der letzten Silbe und fragte: „Iſt das richtig ausgeſprochen: „considéra*tion*?“ Vollkommen richtig.“ „Alſo wäre es ungewöhnlich oder affectirt, wenn man „considé*ra*tion“ ſagte?“ „Bewahre! Sie ſprechen ſehr richtig aus.“

Ich hatte die Empfindung, daß Samſon den Unterſchied in der Betonung gar nicht hörte und ging deshalb pedantiſch auf die Einzelheiten ein.

Ich ſagte ihm: „Theurer Meiſter — das war ja die gewöhnliche Anrede — ich bitte Sie, einmal genau zuzuhören. Ich werde jetzt das Wort in allen möglichen verſchiedenen Betonungen ausſprechen. Ich werde zuerſt die erſte Silbe betonen, dann die zweite, dann die dritte u. ſ. w. Sagen Sie mir nun, was das Beſte iſt.“ Alſo ich ſprach mit ſehr ſcharfer Betonung der erſten Silbe: „*con*sidération“. Samſon nickte zuſtimmend. Ich fuhr fort, indem ich die zweite Silbe betonte: „con*si*dération“. Samſon nickte wiederum und ſagte: „Sie ſagen ja ganz daſſelbe.“ „Doch nicht.“ Ich habe jetzt die zweite Silbe betont. Jetzt werde ich die dritte ſcharf betonen: „consi*dé*ration.“ „Sehr gut!“ „Considé*ra*tion.“ „Vortrefflich!“ „Considé*ration*.“ „Aber Sie ſagen ja in einem fort ganz daſſelbe! Ich verſtehe Sie nicht.“

Ich konnte mich bei aller Mühe nicht verſtändlich machen. Dieſer unbeſtrittene erſte Meiſter des franzöſiſchen Vortrags, der Mann der klaſſiſchen Ausſprache, war nicht im Stande, die von mir ſtark übertriebene Betonung auch nur zu erfaſſen.

Das Bühnen-Franzöſiſch, wie wir es vom Königslieutenant, vom Bonjour, von Riccaut de la Marlinière u. ſ. w. zu hören bekommen, mit ſeinen ungehörigen Drückern auf alle letzten gedehnten Silben und den ungehörig angebrachten Naſallauten in den von einem Pſeudofranzoſen geſprochenen deutſchen Wörtern: „ongd“, „Kongſt“, für „und“ und „Kunſt“, iſt affectirt und falſch. Das erſte, was die Franzoſen bei der Ausſprache eines deutſchklingenden Wortes unterdrücken, iſt der Naſallaut. Wenn nun aber ein Franzoſe das Deutſche ſo gut beherrſcht wie der Königslieutenant, ſo gut, daß er ſogar ein Goethe’ſches Gedicht verſtehen kann, dann weiß er ganz genau, daß er nicht „Kongſt“, ſondern „Kunſt“ auszuſprechen hat.

Bei der Ausſprache des Franzöſiſchen auf der Bühne hat alſo der Regiſſeur darauf zu achten, daß die einzelnen Wörter möglichſt wenig und möglichſt gleichmäßig betont werden. Dann kommt man der Wahrheit näher, auch bei ungenügender ſonſtiger Beherrſchung der fremden Sprache.

* * *

In den vorhergegangenen Bemerkungen, die vorzugsweiſe das, was ich Inhaltsregie nannte, betreffen, habe ich die damit eng verbundene, ja gar nicht von ihr loszulöſende Formregie, die ſich die Herſtellung des möglichſt richtigen charakteriſtiſchen und ſchönen Bildes zur Aufgabe macht, ſchon oft ſtreifen müſſen. Die Wichtigkeit des äußeren Bildes, die Befriedigung des Auges, erhellt ſchon aus den Bezeichnungen, die unſere Sprache anwendet. Wir ſprechen von der „Schaubühne“, von „Schauſpielern“, von „Zuſchauern“. Es bedarf auch keiner weiteren Auseinanderſetzung, um Jedermann zu vergegenwärtigen, wie die Herſtellung eines ſtimmungsvollen Rahmens die Wirkſamkeit der Dichtung erhöht, die Verſtändlichkeit erleichtert und den Kunſtgenuß ſtärkt.

Dieſe Aufgabe der Regie wurde, wie ich ſchon flüchtig andeutete, von Laube in einer faſt komiſch zu nennenden Weiſe unterſchätzt und vernachläſſigt. Er bekümmerte ſich nur um das durch den Sinn oder die beſonderen Vorſchriften in der Dichtung gebotene Unentbehrliche im Aeußerlichen. Sein Zimmer brauchte kein Fenſter zu haben, wenn nicht gerade Jemand durch die Scheiben zu ſehen hatte, und wenn nur zwei Stühle benutzt wurden, genügten ihm die zwei Stühle auch für den Prunkſalon eines Millionärs. Mit äußerſter Mißachtung ſprach er von dem Modekrimskrams, von den Tapezierkünſten der Regie. Wenn nicht ſeine Mitarbeiter ſtillſchweigend dafür geſorgt hätten, daß die Bühne unter ihm doch wenigſtens einigermaßen möglich ausſah, ſo wäre das Bühnenbild, wie es Laube herſtellte, oft bis zur Unerträglichkeit öde und nüchtern geweſen.

In Bezug auf dieſe Formregie ſind die Meininger, die übrigens mit dem Herzog als Generaliſſimus und ſeinem ausgezeichneten Kapitän Chronegk in der Inhaltregie Hervorragendes geleiſtet haben, für Deutſchland die Bahnbrecher geweſen, die Begründer einer ganz neuen Schule, die großen Lehrmeiſter und wahren Reformatoren. Sie ſelbſt ſind, wie ich beiläufig bemerken will, bei den Engländern in der Schule geweſen. Der eigentliche Begründer der neueſten Regieſchule iſt Charles Kean. Der Herzog von Meiningen hat aber nicht blos das Verdienſt, die Anregung des engliſchen Künſtlers und Bühnenleiters für Deutſchland fructificirt zu haben, er hat dieſe Regie auch ganz ſelbſtſtändig weiter ausgebildet, wiſſenſchaftlich vertieft und künſtleriſch erheblich verfeinert.

In den Vorſtellungen der Meininger iſt in Bezug auf die Unterſtützung der Dichtung durch die äußerlichen künſtleriſchen Mittel das Höchſte erreicht. In der Schönheit des maleriſchen Bildes, in der blendenden Pracht da, wo ſie hingehört, in der Richtigkeit und Treue und in der Anpaſſung der Stimmung des Aeußerlichen an den Inhalt der Dichtung ſind die Aufführungen der Meininger Muſter geweſen und geblieben. Der Herzog von Meiningen iſt ſelbſt Maler, und ſogar ein ſehr bemerkenswerther Künſtler. Das Malertalent hat ſich bekanntlich auch auf ſeinen Sohn, den Prinzen Ernſt, vererbt. Der Herzog hat die Skizzen zu allen bedeutenden Decorationen ſelbſt entworfen und die Figurinen zu allen Trachten bis in's Einzelne gezeichnet und aquarellirt. Die von unſeren erſten Malern nach ſeinen Bühnenſkizzen gefertigten Decorationen haben durch ihre Originalität, ihr prächtiges Colorit und ihre künſtleriſche Feinheit in der Compoſition denn auch allerorten gerechte Bewunderung erregt.

Ebenſo iſt es um die Trachten beſtellt, die in den Coſtümſtücken von berückender Schönheit und wunderbarer Eigenart waren. Bis in die geringfügigſte Kleinigkeit war nach den beſten Vorlagen aus der Zeit das Richtige wiedergegeben, und es ſtellte ſich wiederum heraus, daß das Echte immer ſchön iſt. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen würde es kaum ein Regiſſeur haben durchſetzen können, unſere jugendlichen ſchönen und eitlen Künſtlerinnen in die Coſtüme hineinzubringen, die ihnen und jedem ungeübten Auge zunächſt in Schnitt und Farbe unkleidſam, häßlich und burleſk vorkommen mußten. Wie waren ſie ſelbſt erſtaunt, wenn ſie, in die richtige Umgebung geſtellt, auf einmal auch mit der charakteriſtiſchen und wohlgefälligen Aeußerlichkeit zur Geltung kamen! Wie reizend ſie in den verpönten Reifröcken, in dem unmöglichen Kopfputz ausſahen!

Dieſelbe Genauigkeit herrſchte auch in allem Uebrigen, in den Möbeln, den Stoffen der Vorhänge und Bezüge, den Waffen, Geräthen und anderen Requiſiten. Die Aufführung eines Coſtümſtücks bei den Meiningern war nicht blos eine Augenweide, ſondern zugleich auch ein archäologiſches Collegium ad oculos.

Aber nicht nur durch Form und Farbe, durch Trachten und Decorationen verſtanden es die Meininger, die Wirkſamkeit der Dichtung zu heben, in der Handhabung und Anwendung aller anderen ſceniſchen Hilfsmittel führten ſie entweder das ſchon Vorhandene auf eine ungeahnte Höhe oder brachten vollkommen Neues. Man denke an ihre Effecte der Beleuchtung und Akuſtik. Wer hätte den Vollmondſchein im Garten des Brutus, den glänzenden Silberreflex auf der weißen Marmorbank vergeſſen! Wer das vom Morgennebel umſchleierte Genua im „Fiesco“! Wer die Wirkung des Regens im „Käthchen von Heilbronn“! Wer das Toben des Gewitters in der „Jungfrau“ und den Donnerſchlag im „Wintermärchen“!

Wie wußten ſie durch Geräuſche und Töne die von der Dichtung verlangte Stimmung zu unterſtützen! Ich brauche nur an die „Ahnfrau“ zu erinnern, an das unheimliche Krächzen der Wetterfahnen, an das Pfeifen des Windes durch das Schlüſſelloch, an das Rauſchen des eiskalten Luftzugs. Man fühlte förmlich die Kälte, obgleich man doch nur das Geräuſch hörte. Und dieſe nervenfolternden, langgezogenen, wimmernden Saitentöne beim Erſcheinen der Ahnfrau! Das haben ſich auch andere kluge Regiſſeure geſagt ſein laſſen. So hat L'Arronge im zweiten Theil des „Fauſt“ auch durch eine myſtiſch unheimliche Muſik eine unbeſchreiblich ſtarke Wirkung erzielt. Während der ſchauerlich ſchönen Scene der Lemuren läßt er unter dem Podium im Pianiſſimo von vier Brummſtimmen den verminderten Septimenaccord aushalten. Man weiß gar nicht, was es iſt, was das zu bedeuten hat. Man hört nur ein ganz merkwürdiges Geſumme und Geſurre, das die Arbeit der ſchaufelnden Lemuren in grauſig ſchöner Weiſe begleitet.

Aber nicht nur die Bilder der farbenprächtigen Vergangenheit kamen bei den Meiningern zu einer bis dahin nicht dageweſenen Wirkung, auch die Herſtellung der modernen Bühnenbilder war von demſelben maleriſchen Geiſte, von demſelben feinſten Verſtändniß der Anpaſſung des Aeußerlichen an das Innerliche geleitet. Unvergeßlich ſteht mir vor der Erinnerung die Decoration der Ibſen'ſchen „Geſpenſter“: ein ungemüthlicher Raum mit alten nüchternen Möbeln, pedantiſch gut gehalten, ſteif, freudlos; im Hintergrunde ein breites Fenſter mit kleinen Scheiben, durch die man den unaufhörlich herabfallenden

Regen ſieht — ein Raum, ſo traurig, ſo verſtimmend froſtig, wie man ſich ihn für die Beherbergung des Grauſigen nur denken kann; Alles kahl, luſtlos, und als einziger Zimmerſchmuck die dunkle Bronze des ſchmerzzerriſſenen Laokoon.

Von einem Regiſſeur, der ſich nicht ganz beſonderer Begünſtigungen erfreut, kann gar nicht beanſprucht werden, daß er es in der Kunſt der Herſtellung eines maleriſchen und echten Bühnenbildes bis zur Vollkommenheit der Meininger bringt. Dieſe Höhe hat überhaupt nur erreicht werden können durch den ganz beſonderen Glücksfall, für den unſere deutſche Bühne nicht dankbar genug ſein kann, daß einmal ein regierender Herr für die Bühne etwas Anderes gehegt hat als die gewöhnliche Theaterfreude und Liebhaberei, als die dankenswerthe Opferfreudigkeit des kunſtliebenden Fürſten, — daß in einem deutſchen Fürſten ein wahrer, echter Künſtler ſteckt, zugleich ein Maler und ein Bühnenkünſtler, ein Mann, der das Theater nicht blos liebt, nicht blos Geld dafür hergiebt, ſondern es auch gründlich ſtudirt hat und eine ganz ungewöhnliche Begabung dafür mitbringt.

Um ſolche Erfolge zu erzielen, war eine Kühnheit, ein Selbſtvertrauen, eine Sicherheit in den Anordnungen erforderlich, die dem Regiſſeur, der ſelbſt in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß zur Bühne ſteht, gar nicht zu eigen ſein können.

Dazu gehörte aber noch etwas Anderes: die Abgeſchiedenheit der kleinen Reſidenz, in der ohne Schädigung kühne Verſuche unternommen werden, in der ſich die Keime ruhig und ſtetig entwickeln konnten und nicht ſogleich durch großſtädtiſche Blaſirtheit und Klugrederei niedergetreten wurden. In dem thüringiſchen Städtchen, in der Stille des unbeachteten kleinen Meiningen konnte erſt die Frucht vollkommen ausreifen. Hier konnte ſich die Phantaſie freiſten Lauf gönnen, ohne befürchten zu müſſen, mit ihren tollen Launen und übermüthigen Sprüngen höhniſches Gelächter hervorzurufen, ohne durch die Aengſtlichkeit vor dem und dem irgendwie gefeſſelt zu werden. Hier durfte die Naivetät, die völlige Unbefangenheit die Zügel führen, und dieſe Naivetät, die ſorglos drauflos geht, iſt die Grundbedingung echten, freudigen künſtleriſchen Schaffens. Hier brauchte man ſich nicht unabläſſig um das „Qu'en dira-t-on?“ zu kümmern und nicht mit Spannung und Beklemmung auf die Kritik am andern Tage zu warten. Hier konnte Alles verſucht, Alles gewagt werden.

Käthchen, das durch den Bach gewatet iſt, durfte ſich die Strümpfe ausziehen und am Geſträuch zum Trocknen aufhängen. Der Rüpelulk in „Was Ihr wollt“ durfte die äußerſten Grenzen des Burlesken erreichen. Die geiſtvollen Anachronismen durften ſich getroſt im „Wintermärchen“ herauswagen. Die himmliſchen Kindereien in den Kleiſt'ſchen Meiſterwerken, die reizvollen Ueberſpanntheiten des Romantikers waren hier ebenſo wohl möglich, wie die wildeſten Ausgeburten der krankhaften Phantaſie des Dichters. Hier war der Bärenzwinger in der „Hermannsſchlacht“ berechtigt. Hier war es auch geſtattet, die Zwiſchenacte, während deren der Vorhang nicht fällt, wie in Molières „Eingebildetem Kranken", mit ſcherzhaften Einfällen mimiſch zu beleben, das Krankenzimmer lüften und ausräuchern und durch die Magd das Bett des braven Argan kunſtgerecht machen zu laſſen. Wer hätte das ſonſt wohl gewagt? Und die Wirkung? Ueberall erhielt Toinette, wenn ſie ſtumm in aller Ruhe, Würdigkeit und Sorgfalt, wie es dem guten Hausmädchen ziemt, die Decken geglättet, die Kopfkiſſen geſchüttelt und richtig niedergelegt hatte, unter immer ſteigernder Heiterkeit bei ihrem Abgang einen donnernden Applaus. Alles das ſind Wagniſſe, auf die nur ein ſouveräner Regiſſeur verfallen kann, der in ſeiner vornehmen Höhe die betroffenen und verdutzten Geſichter der überlegen achſelzuckenden Schauſpieler gar nicht ſieht, der ſich um keine verwirrende Bemerkung eines Generalintendanten und Chefs zu ſcheeren hat, der die blaſirten Mienen der Logenbeſucher bei der Première nicht kennt und von der Kritik nicht verſtimmt wird.

Ein Regiſſeur, der ſich nicht in dieſer einzigen Ausnahmeſtellung befindet, würde auf ſolche Einfälle gar nicht kommen, und wenn er ſie auch hätte, würde er damit vor dem von den Meiningern gegebenen Beiſpiele gar nicht durchgedrungen ſein. Jetzt freilich, nachdem die Meininger das Vorbild gegeben haben, nachdem Alles ausgereift und Alles gelungen iſt, ſind auch für die weniger Begünſtigten die Wege geebneter. Der Regie ſind in Bezug auf das äußere Bild ganz neue Horizonte erſchloſſen. Sie darf viel mehr wagen, als ſie früher gewagt hat, denn nun glaubt man ihr; und deshalb iſt auch ſie vertrauensſeliger geworden, jetzt wagt ſie mehr und gewinnt oft das Spiel.

* * *

Damit wäre auf einige der Hauptpunkte, auf die der Regiſſeur bei der Inſcenirung eines Werkes ſein Augenmerk zu richten hat, um es innerlich und äußerlich möglichſt richtig, echt und wohlgefällig zur künſtleriſchen Freude des Publicums herauszubringen, hingewieſen. Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, daß ich das Thema erſchöpft habe. Mir genügt es auch vollauf, wenn es mir gelungen iſt, einige Anregungen und zu beherzigende Winke gegeben zu haben und gegen die falſche Anwendung des bekannten Goethe-Wortes anzukämpfen:

> Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
> Probirt ein Jeder, was er mag.

Meines ſeligen Onkels Stiefelſammlung.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmſtadt. —

Daß mein Name in dem Teſtamente meines Onkels ſtehen könnte, wäre mir nicht in den Sinn gekommen. Eher hoffte ich, daß er meine Schweſter, die nach dem Tode unſerer Eltern ſeit drei Jahren in ſeinem Hauſe lebte, ein wenig berückſichtigen werde. Das fand ſich denn auch beſtätigt. Nun ſollte ich erfahren, daß auch ich unter die Erben aufgenommen worden war, und ſtand ſehr überraſcht, als ich zuerſt andeutungsweiſe von dieſer liebevollen Fürſorge des theuren Abgeſchiedenen erfuhr. Denn ich war noch ein ganz junger Arzt, hatte vorwiegend Armenpraxis, und es ging mir ſo knapp, daß ich bei der größten Einſchränkung kaum durchkommen konnte. Der Gedanke, plötzlich lachender Erbe zu ſein, hatte für mich etwas höchſt Wohlthuendes.

Es war einige Tage nach dem Begräbniſſe, als die Tante meine Hand ergriff und unter Thränen begann: „Euch Alle hat er in ſeinem Teſtamente bedacht, der geliebte, unvergeßliche Mann — euch Alle, Alle! Auch Dich! Ja, wie ſehr er Dich geliebt, zeigt er jetzt erſt recht.“ — Die Tante brach ſchluchzend im Seſſel zuſammen. Die Sprache verſagte ihr.

Ich ſchlug ergriffen die Augen nieder und wollte eben von meinem recht peinlichen Gefühl ſprechen, daß das Erbtheil ſeiner beiden verheiratheten Töchter durch ſeine Großmuth gegen mich geſchmälert werden ſollte, als die Magd hereintrat, um eine wirthſchaftliche Frage an die Hausfrau zu thun. Die Tante trocknete ſchnell ihre Augen, ſprang auf und rief mit einem Tone, der nichts mehr von innerer Erſchütterung hören ließ: „Der Metzger iſt ein Dummkopf! Ich werde kommen und es ihm ſelber ſagen!“

Sie verließ das Zimmer. Ich aber trat zu meiner Schweſter, welche abgewendet mit ihrer Stickerei am Fenſter ſaß. „Clärchen!“ begann ich nach kurzer Pauſe flüſternd: „Weißt Du — wieviel auf mich kommt?“

Clara wendete ſich um, und als ihre Augen in mein Geſicht trafen, zuckte es durch ihre Züge, und trotz ihrer Trauerkleidung platzte ſie lachend heraus: „Ach Gott — Laurentius!“ Sie ſprach nicht weiter, ſondern ſuchte ihr Lachen hinter ihrem Taſchentuche zu verbergen.

Ich heiße eigentlich Lorenz, aber durch den Onkel war mein Name in's Lateiniſche zurück überſetzt worden. „Na —? Laurentius?“ das war immer ſein Gruß, wenn ich in's Zimmer trat. So war ich denn, ſeit der kurzen Zeit, da ich in ſeinem Wohnorte lebte, wenigſtens in der Familie, zum Laurentius geworden. — „Liebes Clärchen, warum lachſt Du denn?“ entgegnete ich verwundert. „Du kennſt meine Verhältniſſe — es kann mir doch nicht gleichgiltig ſein, wie hoch ich bei der Erbſchaft betheiligt bin?“

„Gewiß nicht — aber ſchränke Deine Erwartungen ein!“

„Sie ſind ja nicht hoch geſpannt,“ verſicherte ich — „aber —“

„Armer Laurentius!“ rief ſie mit vor Lachen faſt erſtickter Stimme: „Du bekommſt —“

„Nun, Clärchen? Nun —?“

„Faſſe Dich, Laurentius — die Stiefel!“

„Wie denn, Kind? — Ich verſtehe nicht —“

„Der Onkel vermacht Dir ſeine Stiefelſammlung!“

Ein Schreck durchfuhr mein Gemüth. „Um Gotteswillen! Die Stiefelſammlung — und weiter nichts?“

Clara ſchüttelte den Kopf und verfiel bei dem Anblick meiner Verdutztheit in ein neues krampfhaftes Lachen.

Jetzt aber ſank auch ich in den Stuhl nieder, von Enttäuſchung und Aerger überwältigt. Zwar hätte ich über meine Situation auch lachen können, aber das Lachen Claras verſtimmte mich und machte mir meine Lage nur ärgerlicher. Doch ich wußte ja, daß meine Schweſter ſich nicht aus Schadenfreude über mich beluſtigte, ſondern daß ihr Lachen nur ein nervöſer Rückſchlag war gegen den Zwang, den ſie ſich bei der ſentimentalen, und mehr geſpielten als aufrichtigen Faſſungsloſigkeit der Tante auferlegt hatte. „Verzeih' mir, Lorenz!“ ſagte ſie endlich. „Es iſt ſo ſchauderhaft komiſch! Und wenn ich mir Deine Ueberraſchung ausmalte, ſo konnte ich ſelbſt vor der Tante ein ernſthaftes Geſicht kaum bewahren!“

Ja, ſchauderhaft komiſch war es! Seine Stiefelſammlung hatte mir der Onkel, als ein Zeichen ſeiner beſonderen Zuneigung, zum Erbtheil beſtimmt. Und — Gott im Himmel! — am Ende hatte ich ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben! Aber jetzt — wenn es ſeine Richtigkeit damit hatte, ich konnte ja verzichten, ich konnte die Erbſchaft ablehnen! Doch nein, das ging nicht! Hatte ich ſelbſt durch eine ſolche Impietät nichts zu befahren, ſo mußte ich auf meine Schweſter Rückſicht nehmen, die vorerſt an die Perſon der Tante gebunden, nicht dem täglichen Hader gegen mich ausgeſetzt werden ſollte. Oder — der Gedanke ſchoß mir plötzlich durch den Kopf — wäre es der Tante vielleicht ganz recht, wenn ich verzichtete? Sie verſtand zu rechnen und zuſammen zu halten. Sie konnte die Stiefeln ſelbſt verkaufen — und es waren, wie ich einmal gehört hatte, über hundert Paar! Aber wiederum nein und nein! Ich durfte nicht ſofort verzichten, die Sache mußte aus gewiſſen Gründen behutſamer angefaßt werden.

Mein ſeliger Onkel war, was man einen „kleinen Beamten“ nennt, Büreauchef bei einer Gerichtsbarkeit geweſen und hatte bei beſcheidenen Anſprüchen immer ſein Auskommen gehabt. Da ſich dieſes durch einen Lotteriegewinn noch verbeſſerte und der Tante das Haus, in welchem ſie wohnten, durch Erbſchaft zufiel, konnten ſie in ganz behaglichen Verhältniſſen leben. Der Onkel war ein ſtiller, freundlicher Mann, der, lenkſam und zufrieden, ſich um die Dinge der Welt nicht kümmerte und ſich mit dem begnügte, was das Tageblättchen ihm von ihr zukommen ließ. Leidenſchaften lagen ihm fern, nur eine Liebhaberei ging durch ſeine Mußeſtunden — der Sammeltrieb war in ihm erwacht. Andere beginnen mit bunten Muſcheln oder Schmetterlingen und Käfern, oder ſie werfen ſich gleich mit erweitertem Fernblick in die Welt auf Briefmarken aller Nationen. Schlechte Erziehung nach der Mode treibt ſie dann zu dem Unfug, Handſchriften von Leuten mit bekanntem Namen zu begehren, gleichviel ob der Umworbene Künſtler, Miniſter, Weltumſegler oder berühmter Scharfrichter iſt. Wieder Andere ſammeln Bücher, ſeltene Werke, antiquariſche Druckſchätze. Und wer viel dran wenden kann, weiß Gemälde, Kunſtgegenſtände, Alterthümer und Allerneuſtes für ſich zu gewinnen. Mein Oheim aber, fern von allen dieſen Richtungen, welche doch immer mehr oder weniger mit der Welt in Beziehung ſtehen, hatte eine ſtiller umfriedete Neigung, er ſammelte — Stiefel. Nicht alte, von Andern ſchon getragene, nein, Stiefel, die er ſich für ſeine eigenen Füße machen ließ. Und zwar trat dieſer Sammeltrieb ohne alle Vorſtufen ganz plötzlich und unbedingt in ihm auf. Noch war das erſte Paar vorhanden, welches er vor zwanzig Jahren bei Seite geſtellt hatte, zwei ehrwürdige Veteranen, mit ſtarken Rüſterſtücken auf jedem Ballen, die eigentlichen Begründer ſeiner Sammlung. Ihnen reihte er fortan jedes neue Paar an, welches nöthig wurde. Und die Paare folgten ſich bald, denn er wartete nicht mehr ab, bis eins derſelben ſchadhaft geworden. Geflickte Stiefeln wies ſeine Sammlung nur aus den erſten Jahren auf. Waren die neuen einigermaßen gut ausgetreten, ſo galten ſie für die Sammlung reif und kamen in Reih' und Glied, wobei aber nicht ausgeſchloſſen war, daß ſie gelegentlich für einige Zeit wieder in Dienſt gezogen wurden. Nicht lange, ſo kam er dahin, ſich in jedem Jahresquartal ein Paar neue anmeſſen zu laſſen, und in den letzten Lebensjahren war ſein Sammeleifer ſo weit gediehen, daß er in jedem Monat ſeinen Schuſter und ſich ſelbſt durch einen friſchen Zuwachs ſolcher ſchwarzen Zwillingsperlen für ſeine Sammlung beglückte.

Die Tante, welche in allen Dingen genau rechnete und zuſammenhielt, ſah dieſem Luxus mit keineswegs günſtigen Augen zu, ja, es hatte darüber manche Conflicte mit ihrem Gatten gegeben. Endlich aber zog ſie vor, ihn darin nicht mehr zu ſtören, da ſie durch dies Geltenlaſſen andere Vortheile für ſich ſelbſt gewinnen konnte. Sie ließ ihn gewähren und eroberte ſich dafür die unumſchränkte Herrſchaft über das Haus und — ihn ſelbſt, ſo lange er ſich außerhalb ſeines Muſeums befand.

Dieſes Muſeum hatte ſich der Onkel in einer Kammer nach dem Hofe hinaus eingerichtet. An der Wand befeſtigte Bretter zeigten die dunklen Reihen ſeiner Lieblinge, ſo wohl geordnet, daß ſie nach Jahrgängen und Nummern auf einander folgten. Und es war eine ſtattliche Folge, denn nach der letzten Zählung ſtellten ſich mehr als hundert Nummern — ſelbſtverſtändlich Doppelnummern, heraus! Aber eine ſolche Sammlung wollte auch verwaltet ſein. Sie mußte vom Staub befreit, ja, ſie mußte von Zeit zu Zeit, Stück für Stück, von Neuem geputzt werden. Dafür ſtand an der Fenſterwand ein Tiſch mit verſchiedenen Sorten von Wichſe in Flaſchen, Näpfen, auch wohl auf zerbrochenen Tellern, und dazu Bürſten und Pinſel, Schabemeſſer, kurz alle dazu nöthigen Geräthſchaften. Der Onkel war ein gründlicher Kenner dieſer Dinge, ja, man konnte ihn auf dem Gebiete der Wichſe, der Bürſten und des Blankputzens unter die erſten Autoritäten ſeines Fachs rechnen. So verwaltete er ſein Muſeum mit Gewiſſenhaftigkeit und reiner, hingebender Liebe. Wenn er in ſeinem ſäuerlich ſcharf durchdufteten Muſeum arbeitete, die linke Hand in einen Stiefel verſenkt, mit der rechten die Bürſte ſchwingend, daß ihm der Schweiß ausbrach, dann feierte er die eigentlichen Weiheſtunden ſeines Lebens, er fühlte ſich einen glücklichen Mann. Und das Geſchick gewährte ihm dieſes Glück bis zu ſeinem Tode, der durch einen Schlaganfall ihn ſehr ſchnell hinwegraffte.

Es war noch kein Jahr her, als ich zum erſten Mal mit irgend einer Meldung in ſein Muſeum eintrat. Ich ſtand überraſcht durch den ſeltſamen Anblick, ſowohl ſeiner Schätze, als auch ſeiner ſelbſt, denn er war in Hemdsärmeln und trug eine blaue Schürze und rührte mit dem Holzſpan eine dunkle Maſſe zuſammen, mit welcher er auch die Hälfte ſeiner Naſe geſchwärzt hatte. Mochte er das letztere nicht einmal wiſſen — denn ein Spiegel befand ſich im Sammlungsraume nicht — die Verdunkelung des ziemlich ſtarken Mittelpunktes in ſeinem Geſicht, zugleich mit dem Blicke, den er dem unerwarteten Gaſte zuwarf, gaben ihm den Ausdruck von etwas Verhängnißvollem. Ich ſuchte mein Eindringen zu entſchuldigen, und die Neugier bewog mich, ein lebhaftes Intereſſe für ſeine Sammlung und ſein Walten darin zu erheucheln. Seine Züge erhellten ſich zur Freundlichkeit. Er legte die Bürſte weg, trat mit mir an die Wandbretter, machte mich mit den Principien für die Aufſtellung bekannt, wies mir auch die eigentlichen Veteranen vor. Ja er holte ſogar von einer Art von Strafbank ein Exemplar herbei, mit welchem eine ernſte Kur vollzogen werden mußte. Denn dieſes unbotmäßige Paar knarrte, wenn man darin ausging. Der Oheim hatte dies, als er es kürzlich einmal in Gebrauch gezogen, mit Schrecken wahrgenommen. Da er aber dieſes aufdringliche und wichtigthueriſche Stiefelknarren ſchon bei Anderen heftig verabſcheute, wie hätte er es bei ſeinem ſoliden und gelaſſenen Auftreten an ſich ſelbſt dulden ſollen? Er wußte auch gegen dieſes Knarren die geeigneten Mittel anzuwenden. Da ich für Alles meine Theilnahme zeigte, ſchien er in der glücklichſten Stimmung, und endlich legte er ſeine Hand auf meine Schulter, und ſagte lächelnd: „Ich freue mich, daß Du Verſtändniß dafür haſt, Laurentius! Es ſoll Dir unvergeſſen bleiben!“

Dieſe Worte fielen mir wieder ein, als mir Clara die erſte Mittheilung von meiner Erbſchaft machte! Meine eigene Heuchelei hatte verſchuldet, daß dieſe, mir ſcheußlichſte aller Sammlungen, in meinen Beſitz übergehen ſollte! Ja, wenn ich die hundert Paar Stiefel hätte tragen können! Bis an mein Lebensende wäre ich jeder Schuſterrechnung überhoben geblieben! Aber der theure Abgeſchiedene war auf möglichſt großen Füßen durch das Daſein gewandelt, während ich — ohne Eitelkeit ſei es geſagt — zu einem Paar Stiefel kaum die Hälfte des Leders brauchte, welches er für einen beanſpruchte.

Kurz, es ſtand feſt, daß ich im Teſtamente mit den Stiefeln des Onkels bedacht worden war. Die Tante erzählte es mir unter Thränen und mit dem ganzen Aufwande ihrer eraltirten Erſchütterung. Ich machte gute Miene, und ließ nur einfließen, daß die Erbſchaft mich für den Augenblick etwas in Verlegenheit ſetze, da ich ſie bei mir nicht unterbringen könne, und ein Käufer für die ganze Sammlung ſich nicht gleich finden werde.

„Ein Käufer? rief die Tante, wie von Entſetzen ergriffen. Laurentius! Du denkſt doch nicht zu verkaufen, was Dein Oheim ſeit zwanzig Jahren zuſammengebracht, was ſeine Erholung, ſeine Liebhaberei, ſein Glück geweſen? Nein, das wäre ein Mangel an Pietät — nein, oh Gott, das überlebte ich nicht! Alles das nun zerſtreut zu wiſſen — Laurentius, dieſen Kummer, dieſen Schmerz, dieſes Herzeleid wirſt Du mir nicht anthun!“

Die Tante ſchien faſſungslos. Und doch kannte ich die liebe Frau genau genug, um anzunehmen, daß, wenn die Stiefel des Onkels in ihren Händen geblieben wären, ſie dieſelben unbedingt losgeſchlagen haben würde.

„Nun gut, liebe Tante! entgegnete ich. Ich denke ja garnicht daran, ein Geſchäft damit zu machen! Aber ich habe in meiner Wohnung keinen Platz für ſo viel Glücksgüter. Sie geſtatten daher wohl, daß die Stiefel für's Erſte in dem bisherigen Sammlungsraum verbleiben, bis —“

„Nein! unterbrach mich die Tante mit Entſchiedenheit: Das geht nicht! Ich denke die Kammer nebſt der anſtoßenden größeren Stube fortan zu vermiethen. Ein junger Poſtbeamter hat ſich bereits dafür gemeldet. Ich konnte ihm das unſauber gewordene Gelaß in dieſem Zuſtande nicht zeigen, doch will er übermorgen wiederkommen. Bis dahin müſſen die Räume durchaus gereinigt und neu eingerichtet ſein. Ich muß daher darauf dringen, daß Du die Sammlung ſchon morgen, und zwar in aller Frühe, abholen läſſeſt, denn ich brauche den Tag faſt allein zur Säuberung der Kammer! Und doch — wie werde ich den Anblick überſtehen — fuhr ſie in erneuter Ueberſpannung fort — dieſe theuren Lebensſpuren meines Unvergeßlichen aus dem Hauſe entführt zu ſehen! Oh, daß ich mich auch davon — davon — davon trennen muß!" Ein neuer Thränenſtrom ſchien ihre Stimme zu erſticken.

„Heule Du, daß Dich der Bock ſtößt!" dachte ich in der entfeſſelten Roheit meiner Gefühle; aber ich wußte der Heuchelei gegenüber die Rolle des heuchleriſchen Tröſters ſo gut zu ſpielen, daß Clara das Zimmer plötzlich verließ. Es geſchah nicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Die Tante hatte geſprochen, und es gab keine Einwendung gegen ihre Beſchlüſſe.

Allein wohin nun mit dem mir zugefallenen Gute? Ich ging zu einem Spediteur, um mit ihm zu verhandeln. Er ſchickte zwei Kiſten und ſeine Leute, welche die Sammlung einpackten. So wurde mein Erbtheil in ſeinem Lagerraum aufgenommen. Daß ich die Kiſten bezahlen mußte, und auch für das Lagergeld aufzukommen hatte, war mir ſehr unbequem. Aber meine Schweſter, welche, obgleich ſechs Jahre jünger als ich, über ein größeres Taſchengeld verfügte, als meine Praxis mir monatlich als Einnahmen brachte, half mir aus der Verlegenheit, wie die gute Seele es auch ſonſt ſchon gethan hatte. —

Ich bewohnte damals eine einzige Stube, und zwar zur Miethe bei einem Schuhmacher. Ihn ſelbſt, den Meiſter Sperling, bekam ich ſelten zu ſehen, mein Verkehr mit der Familie beſchränkte ſich, wenn ich nicht etwa ärztlich zugezogen wurde, auf die Frau, welche zugleich die Aufwartung bei mir übernommen hatte. Jetzt aber ging ich einmal in die Werkſtätte zu Herrn Sperling. Ich fragte ihn nach dem Ergehen ſeiner Kinder — das jüngſte hatte den Keuchhuſten — und pochte leiſe an, wie und wo man etwa getragene Stiefel verkäuflich anbringen könnte?

Der Meiſter ſah prüfend auf meine Füße und entgegnete: „Ihre neuen, Herr Doctor, ſind noch ganz gut, und die alten, die ich erſt vorgeſchuht habe, können Sie auch noch eine Weile tragen!"

Dieſe Kenntniß meiner Fußbekleidung, welche ſich allerdings auf nur zwei Paar Stiefel beſchränkte, und zugleich der Verdacht des Meiſters entzückten mich dermaßen, daß ich laut auflachen mußte. „So iſt es nicht gemeint, Herr Sperling!" entgegnete ich. „Was ich trage und Sie für mich überwachen, das behalte ich. Es handelt ſich um eine größere Anzahl von Stiefeln, die, in zwei Kiſten verpackt, beim Spediteur ſtehen. Es hat ſie mir Jemand anvertraut. Dem Eigenthümer wäre es recht, wenn er ſie verkaufen könnte. Sie ſind noch wohl erhalten —"

„Zwei Kiſten voll?“ rief der Meiſter mit großen Augen. „Wieviel ſind es denn wohl?“

„Es ſollen über hundert Paar ſein.“

„Donners — tag!“ murmelte der Meiſter. „Ueber hundert Paar — in zwei Kiſten! Auf einmal werden ſie nicht zu verhandeln ſein. Und ſchon getragen — ?“

„Aber noch wie neu!“

Eigentlich ſchwebte mir die Frage auf der Zunge, wie hoch man wohl den Preis für das einzelne Paar anſetzen könnte? Doch unterdrückte ich die gewinnſüchtige Regung.

Der Meiſter aber kam in ſeiner Ueberlegung meiner Frage ziemlich nahe, indem er ſagte: „Man müßte verſuchen, ſie dutzendweiſe anzubringen, oder mit einem halben, einem Vierteldutzend anfangen. Wenn ſie nur nicht ſchon zu lange getragen ſind! Könnte ich ſie nicht einmal anſehen?“

„Die Kiſten ſind vernagelt, lieber Meiſter —“

„Na, ich könnte ſie ja doch nicht kaufen! Aber ich will darüber denken. So etwas geht nicht ſchnell, doch kann man nicht wiſſen —!“

Ich überließ die Angelegenheit dem Denken des Meiſters und war zufrieden, ſelbſt nicht mehr daran denken zu müſſen. Wenigſtens für einige Zeit. —

Da wurde eines Abends die Stadt durch Feuerlärm erſchreckt. Es brannte bei einem Spediteur — demſelben Spediteur, dem ich meine Kiſten anvertraut hatte. In ein paar Stunden war der Lagerraum völlig ausgebrannt, und ſelbſtverſtändlich mein Beſitzthum von den Flammen mit verzehrt. Eigentlich lachte ich mir in’s Fäuſtchen über meinen Verluſt, denn eine Art von Sorge war mit ihm verſchwunden. Ich hatte meiner Schweſter Abends einen Beſuch verſprochen, ging nun aber nicht zu ihr, um die Lamentationen der Tante über das entſetzliche Ereigniß nicht anhören zu müſſen.

Tags darauf mußte ich aber doch in ihrem Hauſe vorſprechen. Da ſtürzte mir die Tante mit ausgebreiteten Armen entgegen und rief: „Laurentius! Sie iſt ja gerettet — gerettet!“

„Wer iſt gerettet?“ fragte ich, faſt erſchreckt durch die Vermuthung, meine Schweſter könnte in irgend einer Gefahr geweſen ſein.

„Du weißt es noch nicht?“ entgegnete die Tante, „Deine Sammlung iſt gerettet! Die beiden Kiſten ſtehen beim Schloſſer im Hofe. Als das Feuer ausbrach, griff man zuerſt nach den zuletzt hereingekommenen Gütern, zumal die Kiſten hart an der Thür ſtanden. Oh, der Geiſt des liebevollen Verblichenen hat als Hüter über ihnen geſchwebt und ſie vor dem Verderben bewahrt! Freue Dich, daß ſie Dir wiedergegeben ſind! Schon gleich nach dem Brande empfing ich die Nachricht, und vermuthlich darum zuerſt, weil die Kiſten aus meinem Hauſe abgeholt worden waren. Laurentius, wie muß Dir geſtern Abend zu Muthe geweſen ſein, als Du den Dampf aufſteigen ſahſt, der Dir den Verluſt Deines Beſitzes verkündete!“

Die Tante ſpielte ihre Komödie noch eine Weile fort, ich aber knirſchte im Stillen, daß ich vergeblich gehofft hatte, die verwünſchten Stiefel aus der Welt geſchafft zu wiſſen. Wo ſollte ich jetzt hin mit meinem Lederzeug? Der Schloſſer, den ich aufſuchte, wollte die Kiſten nicht länger im Hofe behalten. Mein Schuſter Sperling hatte auch keinen Platz dafür, das wußte ich. Mußte ich ſie wirklich in die Enge meiner Stube, übereinander gethürmt, aufnehmen? Aus dieſer Verlegenheit wurde ich noch deſſelben Tages von einer Seite her gezogen, an die ich dabei am wenigſten gedacht hatte, doch bevor ich dieſen glücklichen Fall erzähle, muß ich Einiges über die Angelegenheiten meiner Schweſter mittheilen.

Clara befand ſich Hauſe der Tante in einer keineswegs günſtigen Lage. Ihrer Erziehung, ihrer geiſtigen Richtung, ihrer Bildung nach, war ſie aus dem elterlichen Hauſe in eine durchaus untergeordnete Sphäre hinabgeſtiegen. Sorgfältige Erziehung und allſeitige Ausbildung unſerer Fähigkeiten war Alles, was unſere Eltern uns für das Leben hatten mitgeben können. Davon konnte Clara in ihren neuen Verhältniſſen ſo gut wie nichts verwerthen. Sie dachte daran, ſelbſt Erzieherin und Lehrerin zu werden. Aber als der Plan in ihr auftrat, erſchien ſie mir doch noch zu jung dazu, und überdies that es mir weh, ſie unter fremden Menſchen, vielleicht weit weg zu wiſſen und ſie für mich ſelbſt zu verlieren. Der letzte Gedanke war es denn auch, welcher Clara mit ihrem Entſchluß immer noch zaudern ließ, denn wir Geſchwiſter hingen ſehr aneinander und mochten uns nur ungern einen Tag entbehren. Glücklicherweiſe war Clara eine frohmüthige Natur, die mit gutem Humor über Manches hinwegkam, was ſie im Grunde anwiderte und abſtieß. In der letzten Zeit jedoch laſtete Einiges auf ihrem Gemüth, was nicht mehr leicht zu nehmen war. Sie liebte und hatte ſich ſeit einigen Monaten heimlich verlobt. Ich wurde der Dritte in dem verſchwiegenen Bunde, den ich nur billigen konnte. Ihr Bräutigam war Gymnaſiallehrer, freilich noch ſehr jung, kaum zwei Jahre älter als ſie, aber einer der geſcheiteſten und liebenswürdigſten Burſchen, die ich gekannt habe. Als ein jüngerer Bruder eines meiner Univerſitätsfreunde, hatte er mich bereits aufgeſucht und ganz gewonnen, noch bevor er gewagt, ſich meiner Schweſter zu nähern. Ihr Verlöbniß machten die jungen Leute dann freilich ohne mich ab, doch wurde ich gleich zum Mitwiſſer erkoren. Freilich war das Gehalt unſeres Fritz Allendorf ſo gering, daß die jungen Leute an eine Verheirathung für's Erſte nicht denken durften.

Durch mich wurde Allendorf, als mein Freund, in das Haus des Onkels eingeführt. Der alte Herr mochte ihn ſehr gern, da Fritz der unterhaltendſte und fröhlichſte Geſellſchafter war. Die Tante jedoch zeigte ſich von Anfang an gegen ihn eingenommen. Witterte ſie nun etwas von ſeiner Neigung zu Clara — einer Neigung, die ſie mißbilligte an einem jungen Menſchen ohne Vermögen und Stellung — kurz, ſie wurde immer abſprechender gegen ihn, und endlich erklärte ſie mir, ſie verbitte ſich Herrn

Doctor Allendorfs Beſuche ein für allemal. So ſahen ſich die Liebenden außerhalb des Hauſes und hatten ſich — auf gut Glück und vielleicht auf eine ferne Zukunft hinaus verlobt.

Als ich dem Freunde bei einer Begegnung auf der Straße von meiner Erbſchaft und dem Mißgeſchick mit derſelben erzählte, lachte er zwar von Herzen, rief dann aber: „Dafür weiß ich Rath! Neben meiner Stube habe ich eine Kammer, die nur mit meinem Koffer und einem Geſtell mit ausrangirten Büchern möblirt iſt. Für Deine Kiſten wäre noch Raum genug darin. Schaffe ſie nur zu mir!“

Ich war ganz glücklich über dieſes Anerbieten und brachte meine Sammlung bei ihm unter. Clara lachte, als ich es ihr mittheilte, dann aber wurde ſie etwas nachdenklich, und endlich ſagte ſie: „Vielleicht kann das dazu dienen, die Tante günſtiger für Fritz zu ſtimmen! Du weißt, bei Allem, was nicht in ihrem Kopfe entſprungen, iſt ſie immer „dagegen“, und man ſucht umſonſt zu berechnen, welcher kleine Vortheil ſie bewegt, auch einmal für etwas zu ſein. Diesmal aber —“ Und Clara flüſterte mir einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Tante zu, die ſie ebenſo beluſtigten, als ſie mich empörten, und gab mir einige Anweiſungen, die ich zu befolgen verſprach, obgleich meine Diplomatie der Tante gegenüber immer mehr in Gefahr gerieth, in Grobheit umzuſchlagen.

Als ſie mich nach einigen Tagen fragte, wie ich meine Sammlung untergebracht hätte, bekannte ich, daß ich ſie vorerſt einem Bekannten hätte anvertrauen müſſen. „Der junge Mann,“ ſo fuhr ich fort, „hat immer eine ganz beſondere Zuneigung für den verſtorbenen Onkel gehabt, ja, das Sammeln desſelben und das ſtille Walten in ſeinem Muſeum hatte für ihn etwas tief Rührendes. Jetzt iſt der Freund ganz glücklich darüber, etwas von ihm, gleichſam den Ausdruck ſeines geiſtigen Theils, bei ſich bewahren zu können.“

„Aber wer iſt denn dieſer vortreffliche junge Menſch?“ rief die Tante geſpannt.

„Es iſt — Doctor Allendorf.“

„Wie? Der —? Allendorf? Aber das iſt ja ganz merkwürdig! Hm, hm! Nun ja, mein unvergeßlicher Gatte mochte ihn eigentlich auch gern, und hat oft über ſeine Scherze gelacht. Es iſt wirklich hübſch von Allendorf — recht hübſch!“

Clara ſchien die Gelaſſenheit ſelbſt bei dieſem Geſpräche, ſie unterbrach daſſelbe ſogar, wie etwas Gleichgiltiges, um es auf andere Dinge zu lenken.

Einige Tage darauf brachte die Tante ſelbſt die Rede auf Allendorf. Es ſei eigentlich ſchade, daß er ihr Haus nicht mehr beſuche. Ich erklärte, daß der junge Mann in ſeinem Berufe ſehr beſchäftigt ſei und ſich wenig auf Geſellſchaft einlaſſen könne. „Uebrigens,“ fuhr ich fort, hat ſeine Tüchtigkeit und ſein Eifer bereits die Aufmerkſamkeit ſeiner Vorgeſetzten erregt, ſodaß er zu einer ſehr günſtigen Stellung auserſehen ſein ſoll.“ Ich ſagte damit freilich mehr, als ich wußte, aber ich wünſchte es, und die Möglichkeit einer ſolchen Thatſache war ja nicht ausgeſchloſſen.

Die Tante aber, welche aus den Geſprächen ihres Gatten eine hohe Meinung von „Vorgeſetzten“ und der Bedeutung ihrer Gunſt gefaßt hatte, ſprach ſich jetzt mit ſchöner Hochachtung über Fritz Allendorf aus. Und nach wieder einigen Tagen richtete ſie die Frage an mich, ob der junge Doctor wohl eine Einladung zu Tiſche annehmen würde? Ich wollte ihn darüber ſo ausholen, ſagte ich, zugleich aber mit der Bemerkung, daß, wenn ich ihn fände, daß es in ſeinen Wünſchen läge, die Einladung nicht von mir, ſondern von der Dame des Hauſes ſelbſt kommen müſſe.

Schon am nächſten Sontag ſaß Fritz Allendorf mit Clara und mir am wohlverſorgten Tiſche der Tante. Wo es ihr darauf ankam, zeigte ſie, daß ſie eine ſehr gute Küche führen konnte. Der Wein freilich ließ zu wünſchen übrig. Fritz war überaus liebenswürdig, Clara zurückhaltend, wie es einem jungen Mädchen zukommt, die Hausfrau in der allerbeſten Laune.

Was ſoll ich von Allendorfs immer häufigeren Beſuchen ſagen? Kurz, nach vier Wochen waren Clara und Fritz ein öffentlich verlobtes Paar, und die Tante erklärte, die Hochzeit müſſe nicht lange aufgeſchoben werden. Das Erbtheil, welches der Onkel für Clara beſtimmt habe, reiche ja über die Ausſtattung hinaus, und im Uebrigen müßten junge Leute ſich eben einrichten und auf die Zukunft hoffen. „Durch Claras Weggang werden dann auch bei mir einige Veränderungen eintreten,“ fuhr ſie fort. „In meinem oberen Stockwerk wohnen ſichere Leute. Ich ſelbſt begnüge mich mit zwei Stuben und meiner Küche. Ich bin ja ſo beſcheiden in meinen Anſprüchen — ach, ſo beſcheiden! Claras Stube, welche frei wird, denke ich auch zu vermiethen —“

Bei dieſen Worten der Tante ſah mich meine Schweſter plötzlich mit einem Blicke an, den ich verſtehen mußte — denn hinter die ſtillen Pläne der Sprecherin waren wir ſchon gekommen. Sie wünſchte, daß Clara bald aus dem Hauſe käme, um ihre Stube vermiethen zu können, und darum hat ſie die Verlobung plötzlich begünſtigt — die liebe Tante! Doch was that's? Die Liebenden waren glücklich.

Es traf ſich ſogar, daß meine Prophezeiung einer Beförderung Allendorfs ſchneller in Erfüllung ging, als ich erwartet hatte. Er wurde zu einer ſehr verbeſſerten Stellung, und zwar in eine andere Stadt berufen. Aber dieſe Stellung ſollte er ſofort antreten. In acht Tagen aber konnte die Ausſtattung und die Vorbereitung zur Hochzeit nicht vollendet ſein, erklärte ſelbſt die Tante. Es war um Oſtern, man beſchloß die Hochzeit bis zu Pfingſten aufzuſchieben.

Nun aber trat meine Stiefelangelegenheit für mich wieder mehr in den Vordergrund. Fritz konnte meine Kiſten nicht in ſeinen neuen Wohnort und nicht mit in die junge Ehe nehmen, er durfte ſie auch nicht in ſeiner Rumpelkammer ſtehen laſſen. Da ſehr ſchnell über ihren Verbleib beſchloſſen werden mußte, fand ich keinen anderen Aufbewahrungsort, als nun wirklich meine

Stube! Sie wurde recht beengt dadurch und nicht ſonderlich verſchönert. Selbſt die verſchoſſene Bettdecke, welche Frau Sperling darüber breitete, bot keinen anziehenden Anblick.

Der Meiſter aber zeigte ſich lebhaft geſpannt auf den Inhalt meines neuen Mobiliars. Da ich ihm geſtattete, eine der Kiſten aufzubrechen, zog er mehrere Exemplare meiner Sammlung hervor, betrachtete ſie aufmerkſam, und ſagte: „Groß, groß! Sehr vollkommen! Unter fünfundzwanzig Mark waren ſie nicht herzuſtellen. Schade, daß ſie ſchon getragen ſind! Gut ſind ſie ja noch — recht gut, aber doch nicht mehr neu!“ Er packte die Stiefeln ſorgfältig wieder ein, und mir war es, als hörte ich einen tiefen Seufzer ſeiner Bruſt entſteigen. —

In der Zeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten ſollte ich nun aber ein Spielball der unerhörteſten Aufregungen werden, unter welchen mir kaum die Faſſung blieb, mich ſelbſt pſychologiſch zu beobachten und zu regeln, ſo daß mir aus dieſem Chaos ſpäterhin genug des Beſchämenden übrig blieb. Wenn ich nur Poſten aufſetze, wie: Unglückliche Liebe, Schatzgräberei, Halbwahnſinn meinem Lederzeug gegenüber, Forderung vor das Polizeigericht, ein neuer Frack — ſo giebt das eine Summe von Erfahrungen, die denn doch etwas zu bedeuten hat! Aber ich will erzählen, und ſo fange ich mit meiner unglücklichen Liebe an, die ſich ja durch vieles, die Armenpraxis mit eingerechnet, beſeligend und zugleich ſchmerzlich berührend, hindurch ſchlang.

Ja, beſeligend war dieſe unglückliche Liebe! Denn ich hatte eine Neigung bisher noch niemals mit einer ſolchen Macht in mir aufſteigen gefühlt. Als ein Unglück aber mußte ich ſie betrachten, da ſich nicht die geringſte Ausſicht darbot, damit zu einem günſtigen Ziele zu kommen. Ich hatte mich in eine junge Dame verliebt, ohne ſie jemals geſprochen zu haben, ohne noch in ihre Nähe gelangt zu ſein. In den Anlagen vor der Stadt ſah ich ſie zuerſt bei einem Spaziergange, war gleich hingeriſſen, lief denſelben Weg alle Tage, fand ſie nicht wieder, entdeckte ſie endlich, da ſie aus einem Hauſe trat, erfuhr, daß ſie darin wohnte; und als ich nun gar hörte, daß ſie Eufemia heiße, war ich weg vor Wonne, und der Name Eufemia klang Tag und Nacht durch mein Gemüth. Ich machte die ganze Stufenleiter der Verliebtheit gründlich durch.

Nun gehörte aber Eufemias Familie zu den angeſehenſten und reichſten der Stadt, und ſie ſelbſt, als einzige Tochter des Hauſes, galt für ein ſehr verwöhntes und anſpruchsvolles Kind, welches ſelbſtverſtändlich von Männern ſtark umworben war. Ihr Vater, Herr Randolf, war Präſident eines ganzen Complexes von Eiſenbahnen — und, wie mir geſagt wurde, ein ſtudirter und gebildeter Mann. Mir aber, dem jungen Arzte mit der Armenpraxis, fehlte jede Beziehung zu den Kreiſen, in welchen Eufemia verkehrte. Wie ſollte ich es nun anſtellen, mich der Geliebten zu nähern? Zunächſt blieb es beim Pflaſtertreten vor ihrem Hauſe. Meine ärztliche Thätigkeit ließ mir manche Zeit dazu. Das Glück wollte mir in ſo fern wohl, als ich ihr wirklich nicht ſelten begegnete. Aber anreden durfte ich ſie doch nicht, nicht einmal einen Gruß glaubte ich an ſie wagen zu dürfen. Nur das Anſehen hatte ich frei, und das wurde zu einem Anſtarren, zu einer leidenſchaftlichen Augenſprache. Und — merkwürdig! — Eufemia wendete ſich nicht ſtrafend ab, ſie hielt meinen Blick aus, ſie ſchien verwundert, aber nicht ungehalten. Da fand ſich einmal ein beſonders günſtiger Augenblick. Ich ſah Eufemia vor mir herſchreiten — die reizende, elaſtiſche Geſtalt mit dem leichten, ſchwebenden Gange! Plötzlich verliert ſie ein weißes Tüchlein, welches unbemerkt von ihr am Boden liegen bleibt. Ich ſtürze mich auf den willkommenen Fund — oh, ich hätte ihn an die Lippen drücken mögen! Jetzt durfte ich ſie anreden. Stammelnd vor Glücksgefühl that ich es, und reichte ihr das battiſtene Taſchentüchlein. Sie ſtutzte ein wenig, nahm es aber lächelnd und ſagte: „Oh, ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Doctor!“

Was? Sie nannte mich Herr Doctor? Kannte ſie mich denn ſchon? Ein Freudenſtrahl durchzuckte mich. Ich wollte weiter reden, aber ſchon war ſie vorüber, und ich hatte das Nachſehen.

Dann war ſie eine Woche — ganze acht Tage lang für mich verſchwunden! All mein Pflaſtertreten vor ihrem Hauſe vergeblich! Nichts von ihr zu ſehen, noch zu erfahren! Es war eine Zeit der Marter, ja der Verzweiflung!

Da ſitze ich eines Morgens in meiner Stube, und zwar — mit einem Gedicht an Eufemia beſchäftigt. Ja, ſo weit war ich bereits herunter, daß ich Verſe machen mußte! Plötzlich fahre ich zuſammen, denn die Schelle wurde ſtark gezogen. Haſtig verberge ich mein Schriftſtück und eile zu öffnen, in der Meinung, zu einem Kranken gerufen zu werden. Vor mir aber ſteht ein „armer Handwerksburſche“, der mich dringend um ein paar alte Stiefel anfleht. Ich ſah auf ſeine Füße, die in wirklich troſtloſer Bekleidung ſteckten. Mir fiel ein, daß ich ja einen ſo ſtarken Vorrath von Stiefeln beſaß, und ohne Umſtände holte ich ihm aus der Kiſte ein Paar heraus, die er mit gerührtem Dank empfing. Dieſe Unterbrechung war aber meinem Gedichte nicht förderſam, ich mußte das Reimen für diesmal einſtellen.

Am andern Morgen ſaß ich zwar nicht wieder bei Verſen, als die Schelle erklang, aber ein „armer Reiſender“ ſtand auch diesmal vor mir mit der Bitte um ein paar alte Stiefel. Da auch ſein Fußwerk traurig genug beſtellt war und ich Eile hatte, um in das Krankenhaus zu gehen, griff ich nochmals in die Kiſte und beſchenkte ihn aus meinem Erbſchatz.

Auffallend aber war es mir, als am Tage darauf der dritte Stiefelbedürftige erſchien. Hatten dieſe Geſellen einander Mittheilungen über meine Vorräthe gemacht? Ich wollte den Dritten abweiſen — allein dieſer arme Menſch ſah ſo hilfsbedürftig aus, und ich hatte in meiner ärztlichen Thätigkeit ſo viel Einblick in die Armuth gewonnen, daß ich das Mitleid über mich ſiegen ließ und meine Sammlung um ein drittes Paar verringerte. Hinterher freilich wurde ich der Beobachtung inne, daß die Stiefel der drei Reiſenden eine große Aehnlichkeit mit einander gehabt hatten, denn bei allen war die große Zehe am rechten Fuße durchgekommen.

Und wieder ſchellte es Morgens. Ich ſpringe auf und denke: Na warte, der Vierte ſoll bei mir ſchön ankommen!

Mich aber begrüßt der Gerichtsbote mit einer Vorladung zum Zeugenverhör in einer Diebſtahlsſache. So etwas war mir ganz neu, und recht neugierig war ich auch, was ich wohl zu bezeugen haben würde. Ich verfehlte nicht, rechtzeitig an Ort und Stelle zu ſein, und wurde bald in das ſo und ſo numerirte Zimmer geführt. In dem Unterſuchungsrichter erkannte ich einen mir bekannten Herrn.

Nachdem er mich freundlich begrüßt hatte, ließ er durch den Gerichtsdiener ein paar große Stiefel auf den Tiſch ſetzen und fragte, ob es mir möglich ſei, dieſelben als ein einſtiges Beſitzthum wiederzuerkennen?

Ich zuckte die Achſeln. Die Stiefel ſahen ihrer Größe nach freilich ſehr nach meinem ſeligen Onkel aus, aber es gab deren viele, die für einen ſtarken Fuß gemacht waren. Ich entgegnete alſo, daß ich dieſe ſicherlich nie getragen hätte, daß ſie aber wohl aus einer Sammlung ſein könnten, die ich — gezwungen ſei — bei mir zu bewahren.

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach mich der Unterſuchungsrichter mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Mir aber war dies Lächeln unangenehm und daß er — „wußte“, ärgerte mich geradezu. Am Ende wußten noch mehr Leute über meine Erbſchaft und ſpotteten darüber.

Die Frage, ob ich dieſes Paar Stiefel einem bettelnden Handwerksburſchen geſchenkt, konnte ich auch nicht bejahen, ſondern nur bekennen, daß ich einem armen Reiſenden ein Paar gegeben, welches mit dem corpus delicti allerdings einige Aehnlichkeit gehabt habe. Dann aber kam eine Frage, die mich faſt erröthen machte: Nämlich, ob ich in einen der Stiefel eigenhändig einen Hundertmarkſchein geſteckt hätte, oder — zweiter Theil der Frage: Ob es mir wahrſcheinlich ſei, daß eine ſolche Banknote darin geſteckt haben könnte? Den erſten Theil der Frage konnte ich verneinen, ſogar beſchwören: Nein! Ich hatte keinen Hundertmarkſchein in den Stiefel geſteckt — aus Gründen, die ich dem Unterſuchungsrichter nicht weiter darlegte. Ob aber ein ſolches Papiergeld ohne mein Wiſſen darin vorhanden geweſen ſein könne, das erſcheine mir nicht ſehr wahrſcheinlich. Und doch durchzuckte mich plötzlich ein Gedanke, der mich elektriſirte.

Der Angeklagte wurde darauf hereingeführt und mit mir confrontirt. Ich glaubte den Erſten der drei von mir beſchenkten Reiſenden in ihm zu erkennen. Er ſollte den Hundertmarkſchein geſtohlen haben — ich übergehe die Vorſtufen der Anklage — während er, auch mir gegenüber, behauptete, das Papier in einem der beiden Stiefel gefunden zu haben. Trotz ſeines zuverſichtlichen und frechen Auftretens wurde ihm wenig Glauben geſchenkt, und der Unterſuchungsrichter ließ ihn abführen. Dieſer theilte mir darauf mit, daß der Angeklagte ein ſchon mehrfach beſtrafter Strolch ſei, den man auch diesmal ſeines Diebſtahls wohl überführen werde. Für mich war die Verhandlung zu Ende, und ich wurde höflich entlaſſen.

In mir aber war ein Phantaſiegebilde aufgeſtiegen, welches vom erſten Lichtblitz auf, ſich zu immer weiteren Zauberkreiſen ausdehnte. Wenn nun der Strolch die Banknote wirklich in einem der beiden Stiefeln gefunden hätte? Und wenn der Onkel in einen Stiefel jedes Paares (es mochte der rechte oder linke ſein) abſichtlich und eigenhändig einen Hundertmarkſchein geſteckt hätte? Drei Paar hatte ich verſchenkt — dreihundert Mark wären mir ſomit bereits verloren gegangen! Aber ich wollte den Verluſt verſchmerzen, blieben mir doch noch hundert Paar! Denn — das muß ich hier hinzufügen — von den Einpackern des Spediteurs war mir mitgetheilt worden, daß ich über ein hundert und drei Paar zu verfügen hatte. Ich fing an im Kopfe zu rechnen: Es kam eine ungeheuere Summe heraus — zehntauſend Mark! Es waren beinahe ſo viel, als der Onkel meiner Schweſter vermacht hatte. Und warum mir nicht dieſe Zehntauſend? Ein bischen Sonderling war er ja, und ein ſolches Verſteckſpiel wäre nicht undenkbar geweſen. Vielleicht ſollte die Tante von ſeiner Freigebigkeit und Großmuth nichts erfahren, und ſo hatte er ſein heimliches Legat der verſchwiegenſten Form vertraut, ſeinen Lieblingen, um ſie auch mir lieb, ja, doppelt werth zu machen! Mein Capital ſollte mir jetzt den Weg zur Geliebten öffnen. Ich beſuchte im Geiſte bereits Theater, Concerte, vielleicht Bälle, trat in ihre Nähe, wurde ihrer Familie vorgeſtellt, fand Aufnahme in ihrem Hauſe, ſah ſie täglich — und ſo trat Eufemias leuchtende Geſtalt plötzlich in die engſte Beziehung zu meinem Stiefelvorrath!

Ich ſtürzte, ich taumelte die Straßen entlang. Ich hielt auch wieder an, ſchöpfte Athem, ich ſuchte mich zur Ordnung zu rufen, mich für meine Thorheit zu ſchelten. Trotzdem trat die Wahrſcheinlichkeit meines Phantaſiebildes doch wieder hinter den Gedanken an die Möglichkeit zurück. Ich kämpfte in mir nieder, was mich fieberhaft erregte, ich ging den Tag über nicht nach Hauſe, um mich, meinen Kiſten gegenüber, nicht vor mir ſelber lächerlich zu machen. Als ich aber Abends doch in meinen Wohnraum trat, kam es wie ein Paroxysmus über mich, wie unwiderſtehlicher Trieb zwiſchen Hoffnung und Furcht — ich mußte die Stiefelſammlung auf ihren Inhalt hin unterſuchen! An einen ſolchen Zuſtand von halber Verrücktheit würde ich kaum geglaubt haben, wenn ich ihn nicht an mir ſelbſt erlebt hätte.

Stiefel um Stiefel wurden nun mit Haſt hervorgelangt, und, wenn ſie ſich als leer erwieſen, bei Seite geworfen. Die Enttäuſchung ſteigerte die Aufregung und erweckte die Wuth. Die inhaltloſen Lederhülſen flogen über die Dielen, flogen gegen die Möbel, polterten gegen die Thüren, kreiſten durch die Luft, rutſchten in alle Ecken, bedeckten Sopha, Tiſch und Bett.

Ich hätte in dieſer Nacht nicht mein Stubennachbar ſein mögen! Die erſte Kiſte war umſonſt durchwühlt, nun wurde die zweite erbrochen. Mit Krachen ging der Deckel auf. Eine Art von Jähzorn beflügelte meine Hände und ließ ſich in empörenden Gewaltthaten an einigen mittelloſen Exemplaren aus. Was zwanzig Jahre langer Fleiß zuſammengebracht und ſauber gepflegt und geordnet hatte, wurde in ein paar Stunden der Nacht roh mißhandelt und durch einander geworfen. Es ſah um mich her aus wie auf einem Schlachtfelde, über welches ich immer neue Opfer meiner Enttäuſchung und meines Ingrimms ſtreute. Und ich ſchwitzte bei dieſer Motion und griff nur tiefer in die Kiſte, wie ein Raſender, der, kämpfend für ſeine Hoffnung, mit Todesmuth zu ſeinem Ziele dringen will. Schon war der Boden leer — der letzte Stiefel kam an die Reihe. Halt! Es war etwas darin! Meine Hand fuhr hinein und zog ein dickes Convolut in Papier gewickelt heraus. Mit pochendem Herzen wickelte ich es auf, und fand — einen von Wichſe geſchwärzten Lappen und in dieſem wiederum einen nichtswürdigen hölzernen Pinſelſtiel mit ſchäbigen verbrauchten Borſten! Wüthend ſchleuderte ich das Ding von mir. Da hörte ich etwas klirren. Der Pinſel war gegen die Fenſterſcheibe geflogen. Dieſes Klirren der zerbrochenen Fenſterſcheibe — die ich ſelbſtverſtändlich auch noch bezahlen mußte — gab mir die Beſinnung wieder. Sie kam ſpät, und ſie zeigte mir nur die Schrecken meiner Niederlage. Ich überblickte das Chaos in meinem Zimmer, ſchlug mich vor die Stirn und ſchämte mich meiner heilloſen Verrücktheit!

Aber an ein Wiedereinpacken oder Aufräumen konnte ich in dieſer Stimmung nicht gehen. Mit den Füßen nur ſtieß ich mir einen Weg zu meinem Bette zurecht, befreite daſſelbe von den Opfern meiner Wuth und legte mich ſelbſt hinein — denn es war gegen zwei Uhr Nachts. Doch ſollte nach dieſen aufregenden Stunden ein geſunder Schlaf nicht über meine Augen kommen. In halbwachem Traume ſetzte ich meine Beſchäftigung fort. Durch das Zimmer flatterten lauter Hundertmarkſcheine. Sie trugen menſchliche Züge und ſchnitten mir höhniſche Geſichter. Alle Stiefel erhoben ſich, tanzten, drängten, ſprangen drohend um mich her, und auf dem Sopha ſaß die Tante und ſang aus der Zauberflöte: „Das klinget ſo herrlich, das klinget ſo ſchön“, wobei ſie den Takt mit den Händen auf die Knie ſchlug. Ich glaube, ein Fieber ſchüttelte mich, und aus jedem Halbſchlummer fuhr ich entſetzt wieder auf.

Erſt gegen Morgen fand ich Schlaf. Als ich aber erwachte und die Gräuel um mich her überblickte, überkam mich neue Beſchämung. Schnell kleidete ich mich an und verſuchte einige Ordnung im Zimmer herzuſtellen. Aber ſchon trat meine Wirthin mit dem Frühſtück in das Zimmer. Der Anblick des unerhörten Durcheinander, ſowie die Zugluft durch das zerbrochene Fenſter riefen einen Schrei auf ihre Lippen, und beinahe hätte ſie das Frühſtück zu Boden fallen laſſen. „Ach, um Gotteswillen — Herr

Doctor!“ rief ſie und machte Miene, das zerſtreute Gut vom Boden aufzuſammeln. Ich aber wehrte es ihr. „Laſſen Sie liegen, Frau Sperling!“ rief ich. „Schicken Sie Ihren Mann zu mir, ich habe mit ihm zu ſprechen.“

Als der Meiſter bald darauf eintrat, blieb er, nicht minder überraſcht, an der Thür ſtehen. Aber, bald gefaßter, begann er: „Herr Doctor haben über Nacht einmal ausgepackt! Findet ſich wohl kein Paar darunter, das für Ihren Fuß paſſen will?“

„Nein, Herr Sperling!“ entgegnete ich. „Sie ſind wohl ſo gut, mir zu Hilfe zu kommen und die Sammlung wieder einzupacken?“

Herr Sperling machte ſich ſofort an's Werk. Er ſuchte die zuſammengehörigen Stiefel aus allen Ecken hervor und legte die Paare ſauber in die Kiſte nieder. Aber das war eine lange Arbeit, und das verſtändnißvolle Einpacken erwies ſich als zeitraubender, als mein zornbeſchwingtes Ausräumen. Zuweilen ſchien Herr Sperling etwas ſagen zu wollen, richtete ſich auf, ſeufzte tief und fuhr kopfſchüttelnd in ſeiner Beſchäftigung fort. Plötzlich rief er: „Herr Doctor — ich will Ihnen etwas ſagen! Wegen der Stiefel, mein' ich! Alſo — wie geſagt — wenn Sie den ganzen Vorrath auf einmal verkaufen wollen, können Sie ihn noch lange hier ſtehen haben. Aber in kleineren Partieen, ſo immer ein halb Dutzend Paar — mehr oder auch weniger — könnte es angehen. Herr Doctor, Sie wiſſen, ich bin nur ein armer Mann! Wenn Sie mich an jedem Paar — zwanzig Pfennige verdienen laſſen — verkaufe ich Ihnen mit der Zeit die ganze Geſchichte!“

Ich war in dieſem Augenblick begeiſtert von ſeinem Anerbieten. „Sie kriegen ſogar dreißig Pfennige für's Paar,“ rief ich, „wenn Sie mich von dem Ballaſt befreien!“

Mein Schuſter lächelte. Aber es ging zugleich ein Zug von Wehmuth durch ſein Geſicht, hinter welchem ich den Gedanken las: „Hätte ich doch gleich fünfzig Pfennige gefordert! Er würde ſie mir auch zugeſtanden haben!“

Es blieb aber bei dreißig. Herr Sperling zog einen Bindfaden durch die Oeſen von zwölf Stiefeln, ſtellte ſie als Vortrab unſeres geſchäftlichen Feldzuges bei Seite und fuhr mit dem Einpacken fort. Jetzt aber mit ſo angeregter Geſchwätzigkeit, daß ich mich fertig ankleidete, um auszugehen, und ihm mein Zimmer überließ.

Nach einigen Krankenbeſuchen ging ich durch die Anlagen vor der Stadt. Es war ein herrlicher Frühlingstag. Die Schönheit des Parkes im friſch aufknoſpenden Grün erſchien mir aber erſt recht ſchön, als ich durch die Bäume das Randolf'ſche Haus ſchimmern ſah, welches in dieſer ſchönſten Gegend der Stadt gelegen war. Noch hatte die Stunde nicht geſchlagen, welche mir zu einer Begegnung Eufemiens hier ſchon häufig günſtig geweſen. Inzwiſchen ſpazierte ich am Rande des Parkes auf und nieder. Und ſo recht im Gegenſatz zu dieſer ſonnigen Frühlingspracht fiel mir meine Tollheit ein, mein nächtliches Wirthſchaften unter den Stiefeln, und ich fing an, mich von Neuem über mein Betragen zu ärgern. Dadurch von meiner Umgebung abgezogen, ſchritt ich ſchärfer aus, bis ich inne wurde, daß ich mich von dem Ziel meiner Wünſche weit entfernt hatte. Haſtig kehrte ich um, die Blicke ſcharf nach der Seite der Häuſer hin gerichtet.

Da erblickte ich zwei junge Damen. In der einen erkannte ich meine Schweſter Clara, in der anderen — zu meiner Verwunderung — Eufemia! Wie kamen die Beiden zuſammen? Wußte ich doch nicht, daß ſie miteinander bekannt waren! Und ſie ſchienen im lebhafteſten Geſpräche! — Schnell war ich drüben, um ihnen zu begegnen.

„Guten Morgen, Lorenz!“ rief Clara, als ich mich grüßend verneigte. „Ich habe Dich ja lange nicht geſehen, böſer Menſch! Liebes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Bruder vorſtellen? Doktor N . . ., Fräulein . . .“

„Ich habe ſeiner Güte ſchon etwas zu verdanken,“ — ſagte Eufemia lächelnd — und ſie erzählte die ergreifende Geſchichte von ihrem verlorenen und von mir gefundenen Taſchentuche. Ich war außer mir vor Freude, ihr ſo unerwartet ſchnell vorgeſtellt worden zu ſein und mit ihr reden zu dürfen. Aber ich nahm mich zuſammen, nur den höflichen jungen Herrn zu ſpielen. Ich redete auch, und Eufemia ſprach ebenfalls — ich glaube, wir ſprachen von der Schönheit des Frühlings, und daß die Nachtigallen ſchon da wären — ich weiß nicht mehr, aber ich meinerſeits war jedenfalls ſehr eifrig und angelegentlich bei der Unterhaltung. Plötzlich aber ſagte Eufemia: „Es iſt nun doch wohl Zeit für mich —!“ Und zu Clara gewendet: „Alſo auf Wiederſehen — morgen!“ Sie grüßte und verſchwand in ihrem Hauſe.

„Weißt Du auch, wo ich herkomme?“ fragte Clara, als ich allein neben ihr her ſchritt. „Du erräthſt es doch nicht, alſo — aus der Kochſchule!“

„Kochſchule? Du? Wie denn —?“

„Aber was iſt da zu verwundern? In vier Wochen werde ich heirathen. Ich muß meinem Fritz doch eine Suppe kochen können! Da die Tante mich nicht gern in ihrer Küche ſieht, ſuche ich mir meine küchenkünſtleriſche Ausbildung außer dem Hauſe. Oh, ich ſage Dir, ich verſtehe mich bereits auf Gerichte —!“

„Sage mir nur, Clärchen, wie kommſt Du zu dieſer Bekanntſchaft? Kennſt Du Fräulein Randolf ſchon länger?“

„Auch nur durch die Kochſchule. Sie iſt meine Mitſchülerin in den vierzehn Tagen meiner Studien am Herde.“

„Nicht möglich! Sie lernt kochen? Eine ſo verwöhnte junge Dame — die Tochter des Randolfſchen Hauſes —?“

„Oh, ſie iſt gar nicht ſo verwöhnt,“ ſagte Clara. „Trotz des Ueberfluſſes, in dem ſie lebt, iſt ſie ein liebes, einfaches Mädchen geblieben.

Sie hat viel Sinn für Häuslichkeit. Uebrigens iſt ſie nicht, wie Du meinſt, ſo eigentlich die Tochter des Randolfſchen Hauſes —"

„Nicht die Tochter? Wie das —?"

„Eufemia iſt eine Waiſe. Seit ihrem dritten Lebensjahre hat Frau Randolf ſich ihrer angenommen. Sie wurde im Hauſe erzogen und erhielt darin Kindesrecht. Es ſind drei Söhne da, die ſie ganz als ihre Schweſter betrachten, und die Pflegeeltern lieben ſie wie eine eigene Tochter. Ich habe auch in der kurzen Zeit, ſeit wir uns kennen, eine rechte Zuneigung zu ihr gefaßt. Ja, und denke Dir nur, ſie hat auch ſchon einmal von Dir geſprochen!"

„So? Was ſagte ſie denn?"

„Sie fragte mich, ob ich nicht einen Bruder hätte, dem eine große Stiefelſammlung als Erbtheil zugefallen?"

Ich war ſchrecklich enttäuſcht. Mußten die verfluchten Stiefel das Einzige ſein, was Eufemia an mir intereſſirte? Doch ſuchte ich mich zu faſſen. „Warum haſt Du mir nicht eher von Deiner neuen Bekanntſchaft erzählt?" fragte ich befangen und unſicher.

„Wie konnte ich denn wiſſen, daß Dir etwas daran läge? Und wie konnte ich Dir in der letzten Zeit überhaupt Mittheilungen machen? Geſtehe ſelbſt ein, daß Du mich ſeit drei Wochen ſehr vernachläſſigt haſt! Früher kamſt Du den Tag zweimal, ſeit Fritz fort iſt, immer ſeltener, und jetzt biſt Du vier Tage lang nicht bei mir geweſen. Selbſt der Tante fällt es auf. Hätte ich nicht ſo viele Briefe an Fritz zu ſchreiben, wahrhaftig, ich wäre ſchon in Deine Wohnung gedrungen! Was geht eigentlich mit Dir vor, Lorenz? Auch jetzt ſcheinſt Du mir nicht in der beſten Stimmung —!"

Nun konnte ich nicht anders — ich mußte meine Schweſter zur Vertrauten in meiner Herzensangelegenheit machen. Ich zog ſie in einen weniger belebten Baumgang und legte ihr ein Geſtändniß ab, indem ich zugleich die Befürchtungen ausſprach vor den Schwierigkeiten, die mir im Randolfſchen Hauſe entgegenſtünden, ſelbſt wenn Eufemia nur die Pflegetochter deſſelben war. Clara, obgleich überraſcht, zeigte ſich doch ſehr erfreut und zur Vermittlerin von ganzem Herzen erbötig. Als glückliche Braut, die den jüngſten Brief ihres Liebſten in der Taſche trug, um ſich auch in der Kochſchule nicht von ihm zu trennen, wollte ſie von Schwierigkeiten nichts wiſſen, zumal ſie ein bischen ſtolz auf ihren Bruder war. Aus allerlei kleinen Redewendungen wollte ſie, um mich zu ermuthigen, die Wahrnehmung gemacht haben, daß Eufemia mir günſtig geſtimmt ſein müſſe. In dem Randolfſchen Hauſe ſei man auch garnicht ſo hochmüthig und ablehnend, und mache dort einen Unterſchied zwiſchen „großer Geſellſchaft" und Familienverkehr. „Ich habe," fuhr Clara fort, „ſelbſt kürzlich einen Abend bei ihnen zugebracht, ganz im engſten Kreiſe, und habe die ungezwungenſte und anregendſte Unterhaltung gehabt. Es ſind wirklich gebildete und natürliche Menſchen. Sie haben auch eine große Sorge, nämlich die um den jüngſten

Sohn, der wohl nicht hoch zu Jahren kommen wird. Die beiden älteren waren auf der Univerſität und ſind jetzt auf Reiſen, der ſechzehnjährige aber iſt ein kranker Knabe, um den ſich, wenn nicht Alles, doch viel im Hauſe dreht. Aber er iſt ſehr geſcheidt, Eufemia lieſt viel mit ihm. Und was Eufemia betrifft, ſo glaube ich kaum, daß die Eltern ſehr hoch mit ihr hinaus wollen, und ihre eigenen Anſprüche ſind mir einigermaßen bekannt. Sie hat bereits Anträge gehabt, aber ſolche, welche ſich leicht als Speculationen auf ihr Vermögen erkennen ließen. Sie hat aber kein Vermögen. Wenn Herr Randolf ſie auch nicht kahl und dürftig ausſtatten wird, ſo iſt ſie doch keineswegs als eine „glänzende Partie“ zu betrachten. Eine „gute“ Partie aber wird ſie bei ihrem Charakter, ihrer Liebenswürdigkeit und ihrem häuslichen Sinn immer ſein.“

Mir ſchwirrte der Kopf, und doch wünſchte ich, daß Clara nur fort und fort ſo von Eufemia reden möchte. „Und nun hör’ an —“ fuhr mein Schweſterlein fort, „was für ein Plan in meinem Kopfe entſprungen iſt! Eufemia hat mich zu morgen Abend wieder eingeladen. Ich werde hingehen. Du kommſt um halb zehn Uhr und läßt Dich als meinen Bruder melden, um mich abzuholen. Dann braucht man mir nicht den Bedienten mitzugeben oder anſpannen zu laſſen. Man muß das ſogar auch rückſichtsvoll nennen!“ Clara lachte vergnügt, dann fuhr ſie fort: „Alſo, Du läßeſt Dich zu meiner Abholung melden. Selbſtverſtändlich ladet man Dich ein, einzutreten, es giebt noch ein halbes Stündchen Plauderei, und auch Du wirſt ja — ſehr liebenswürdig und angenehm ſein! So biſt Du eingeführt, machſt ein paar Tage darauf Deine förmliche Aufwartung — das Uebrige iſt Deine Sache! Habe nur Vertrauen zu Dir ſelbſt, dann kann es Dir nicht fehlen!“

Ich hätte meinem Clärchen hier im knoſpenden Frühlingswalde um den Hals fallen mögen, denn mir war ſehr nach einer Umarmung zu Muthe, aber ich bezwang mich und trennte mich bald von ihr in der gehobenſten Stimmung.

Als ich mein Zimmer betreten hatte, ſtürzte Meiſter Sperling herein und warf mit triumphirender Miene eine Handvoll Geld auf den Tiſch. „So viel für das erſte halbe Dutzend!“ rief er, um haſtig aus der Stiefelkiſte andere ſechs Paar zum Kranze zu ſchlingen. Aus ſeinem betriebſamen Eifer ſchöpfte ich die Vermuthung, daß er bei dem Verkauf ſeinen Vortheil, über das von mir Bedungene hinaus, gehabt haben mochte. Er nahm die dreißig Pfennige für je ein Paar mit einer gewiſſen noblen Gleichgiltigkeit und enteilte zu neuen Geſchäften.

In mir aber erwachte beim Anblick und im Beſitz des Geldes eine Regung, die, wie ich glaube, mir bis dahin fremd geweſen war, nämlich die Eitelkeit. Es erſchien mir plötzlich nothwendig, um des beſſeren Eindrucks willen, mehr auf mein Aeußeres zu verwenden. Haſtig öffnete ich den Kleiderſchrank, und mein Frack war das erſte Stück, das mir in die

Hände fiel. Ich fand, er ſei von veraltetem Schnitt, ſähe etwas nach Examen aus und habe mir nie ſonderlich gut geſtanden. Ein neuer Frack mußte angeſchafft werden, es verſtand ſich von ſelbſt! Und — am beſten gleich ein ganzer Geſellſchaftsanzug! Freilich, das durch den Verkauf des erſten Halbdutzend Stiefeln gelöſte Geld reichte dazu noch lange nicht aus — aber wenn mir Meiſter Sperling demnächſt wieder ſo viel brachte und immer neue Summen — ei, was! ich hatte das beſte Zutrauen zu meiner Hilfsquelle — die Einnahmen mußten ja zu einer ganzen Garderobe ausreichen. Noch deſſelben Tages ging ich zu einem der erſten Kleiderkünſtler und ließ mir Maß nehmen. Offen geſtanden, ich hätte den neuen Frackanzug am liebſten gleich gehabt. Aber bis morgen war er doch nicht herzuſtellen und überdies wäre es nicht richtig geweſen, morgen Abend nur zur Abholung meiner Schweſter ſchon im Frack in das Randolfſche Haus zu gehen.

Nun aber kam Alles wirklich ſo, wie Clara es vorgeſchrieben und vorausgeſehen hatte. Der Diener meldete, daß das Fräulein durch den Herrn Bruder abgeholt werde. Darauf kam mir Herr Randolf ſelbſt entgegen und nöthigte mich in höflichſter Weiſe in das Speiſezimmer. Die Familie ſaß noch beim Nachtiſch an der Abendtafel. Der Hausherr ſtellte mich ſeiner Gattin vor, Eufemia lächelte, Clara warf mir einen Blick ſchlauer Genugthuung zu. Der kranke Knabe lag ausgeſtreckt auf einer Chaiſelongue. Ein Glas Wein war nicht abzulehnen, und die Unterhaltung kam gleich in Gang. Ich lernte in Herrn Randolf einen ſehr angenehmen Mann kennen und in der Hausfrau eine Dame voll mütterlicher Freundlichkeit. Plötzlich ſagte Herr Randolf: „Wie iſt doch das, verehrter Herr Doctor, haben Sie nicht eine merkwürdige Erbſchaft gemacht? Eine ganze Sammlung von Stiefeln?“

Alle lächelten bei dieſer Frage, ſogar Eufemia, ich aber konnte meinen Mißmuth nur ſchwer unterdrücken. „Es gereicht mir nicht zum Vortheil,“ entgegnete ich, „daß durch dieſe abgeſchmackte Sammlung mein Name in der Oeffentlichkeit erſt bekannt geworden iſt.“

„Nun, nun,“ ſagte der Hausherr einlenkend, „zum Nachtheil kann es Ihnen auch nicht gereichen! Iſt etwas Komiſches dabei, ſo fällt es auf den Erblaſſer zurück. Sie haben eben das Geſchick aller Derjenigen, die eine Sammlung übernehmen müſſen, zu der ſie vielleicht in gar keiner Beziehung ſtehen. Was wird nicht Alles geſammelt, das Größeſte und Nichtigſte, um den Ueberlebenden dann zu einer Laſt zu werden. Es giebt aber auch Sammlungen, die plötzlich wegkommen, aus der Welt verſchwunden ſind, man weiß nicht wie und wohin. Darüber kann ich Ihnen eine Geſchichte aus meinem eigenen Hauſe erzählen. Von meinen beiden großen Söhnen war der ältere als Knabe nicht im Geringſten genäſchig, der jüngere aber überaus lecker. Der Aeltere verwahrte jedes Stückchen Zuckerwerk und ſonſtiges „Gute“ in einer Schublade und nannte den Vorrath ſeine Confectſammlung. Da wird eines Tages der Jüngere krank. Er hat ſich den Magen in unerhörter Weiſe verdorben, während der Zuſchnitt des Hauſes dazu doch keine Veranlaſſung gegeben haben konnte. Da kommt der Aeltere und meldet verwundert, daß ſeine ganze Sammlung plötzlich verſchwunden ſei. Nun kam es heraus. Sein Brüderchen hatte ſich über die zufällig unverſchloſſene Schublade hergemacht und ſie auf ein Mal rein ausgefreſſen! Er hatte es zu büßen, der Andere aber hörte auf zu ſammeln.

Nun lachten Alle, ich ſelbſt am meiſten. Bald darauf fragte ich den Hausherrn leiſe, woran eigentlich ſein jüngſter Sohn leide? Er gab mir flüſternd Antwort. „Ich bin überzeugt,“ entgegnete ich, „der Knabe wäre bald auf die Beine zu bringen. Sein Leiden iſt heilbar — man muß ſich nur zu einer gewiſſen Kur entſchließen —“

Ich hatte nämlich im Hoſpital kürzlich den ganz gleichen Fall vor mir gehabt und dem Patienten durch eine bis dahin noch nicht angewendete Behandlung wirklich geholfen. Ein ganz geſunder Menſch war er freilich noch nicht geworden, hatte aber doch die Fähigkeit erlangt, ſich durch leichte Arbeit wieder ſelbſt etwas zu verdienen.

Herr Randolf lockte mich in das Nebenzimmer und wünſchte Eingehenderes darüber zu hören. Ich verwies ihn auf den alten Medicinalrath, der das Hoſpital inſpicirt hatte, und der, wie ich erfuhr, auch der ärztliche Rath hier im Hauſe war. Der alte Herr, zu Neuerungen nicht ſehr geneigt, hatte ſich anfangs mit meiner Methode und den von mir angewendeten Mitteln garnicht einverſtanden erklärt, ſie ſogar gefährlich genannt. Als die Kur aber gelungen war, wollte er mit ſeiner Anerkennung gegen mich nicht zurückhalten. „Ich danke Ihnen recht ſehr für dieſe Mittheilung!“ ſagte Herr Randolf am Schluſſe des Geſpräches. „Ich werde morgen mit unſerem ärztlichen Hausfreunde ſprechen.“

Schon Tags darauf wurde ich durch den Diener zu einer Conferenz mit dem Medicinalrath in das Randolfſche Haus eingeladen. Ich fand den Hausarzt mit dem Hausherrn meiner harrend. Wir führten eine längere Verhandlung, die nicht hierher gehört, nach deren Abſchluß der Hausarzt ſagte: „Wenn Sie es ſich mit gutem Gewiſſen zutrauen — wohl, ſo überlaſſe ich Ihnen meinen jungen Patienten! Dazu aber wird es gut ſein, daß wir in ein näheres Verhältniß treten, welches Ihnen auch mein Vertrauen beweiſen ſoll. Wenn Sie nichts dagegen haben, ſo ernenne ich Sie zu meinem Aſſiſtenzarzte. Vertreten Sie meine Stelle im Hauſe!“

Wer war glücklicher als ich? Meine ganze ärztliche Laufbahn ſchrieb ſich von dieſer Stunde her. Der dürftige Armenarzt trat fortan in immer größere und weitere Kreiſe, erwarb ſpäter Wohlſtand und Beſitz — ach, und was ſonſt nicht Alles! In dieſem Augenblicke aber empfand ich nur das Glück, in meiner neuen Stellung täglich das Haus beſuchen zu dürfen und Eufemien täglich zu ſehen!

Es verſteht ſich, daß ich es mit der Kur meines Kranken ſehr ernſt nahm. Derſelbe ſchloß ſich mir bald herzlich auf, und Arzt und Patient wußten ſich auf den fröhlichſten Fuß mit einander zu ſtellen. Schon nach acht Tagen war eine weſentliche Beſſerung des Leidenden ſichtbar. Der Medicinalrath kam auch faſt täglich — vielleicht zum Theil aus Neugier — ſchüttelte häufig den Kopf, nickte auch wohl, und ſchlug mir dann auf die Schulter, mit den Worten: „Die Courage hätte ich nicht gehabt! Na, ihr Jüngeren geht eben euren eigenen Weg. Und für dieſe Wege — ja, recht, ich wollte Sie längſt darnach fragen — für dieſe Wege ſind Sie ja wohl ausgerüſtet durch hundert Paar Stiefel, die Sie geerbt haben? — Die Anſpielung des alten Herrn erregte meinen Mißmuth ſchon nicht mehr. Ich konnte darüber lachen. „Nun, fuhr er fort, ich wünſchte, Sie fänden ein Paar Siebenmeilenſtiefel darunter, die Ihre Carrière beſchleunigten!“

Ob ſich ein Paar Siebenmeilenſtiefel in meinem Vorrath befanden, weiß ich nicht, denn ich war nicht mehr in der Stimmung, ihn, auf dieſe Kraft hin, durchzuprobiren. Vielleicht hatte ich ſie durch Meiſter Sperling bereits verkaufen laſſen, und ein Anderer freute ſich ihrer Wirkung in die Ferne. Trotzdem aber ging es vorwärts mit mir, und hauptſächlich durch die Geneſung meines Patienten. Ihm die völlige Rüſtigkeit für das Leben zu geben, ſtand nicht in meiner Macht. Aber es war doch ſchon viel für ihn gewonnen — und auch für mich!

Was ſoll ich über die Freude der Eltern ſagen? Ich war nicht nur täglich Gaſt, ich gehörte ſchon faſt zur Familie! Ich verkehrte mit Eufemien ohne alle Beängſtigung. Sie kam mir freundlich entgegen, wir unterhielten uns viel und wurden dabei von Niemand gehindert — ich werde mich aber hüten, etwas von unſeren Geſprächen zu verrathen. Eben weil wir uns äußerlich unbeeinträchtigt fühlten, ließen wir glücklich keimen und wachſen, was in unſeren Herzen — auch in dem ihrigen, ich wußte es bereits — ſeinen Tag erwartete.

So kam ich in Gefahr, meine Schweſter von neuem zu vernachläſſigen. Diesmal aber zürnte ſie nicht. Ueberdies ſahen wir uns häufig im Randolfſchen Hauſe.

Inzwiſchen erſchien auch mein Geſchäftsfreund Meiſter Sperling faſt jeden Morgen in meinem Zimmer, um eine Handvoll Geld auf den Tiſch zu legen und in die Stiefelkiſte nach neuer Beute zu greifen. Auch der neue Frackanzug wurde gebracht — wunderſchön! Und ich konnte ihn baar bezahlen! Aber, merkwürdig! Das herrliche Kleidungsſtück machte jetzt gar keinen Eindruck auf mich. Ich ſchloß es in den Schrank — für kommende Gelegenheit.

Drei Wochen vergingen mir im Umſehen. Ich mußte nun an einige Vorbereitungen zu Claras Hochzeit denken, die in acht Tagen ſtattfinden ſollte. Die Tante hatte ſo oft ausgeſprochen, daß es wohl ſchicklich ſei, dieſes Feſt nur ganz klein und einfach zu feiern — ſo beſcheiden, wie ihr

Wittwenſtand und die Verhältniſſe der Braut es verlangten. Clara fragte mich lachend, ob ich wohl glaube, daß die Tante den verſprochenen Rinderbraten daran wenden werde? Was lag den Liebenden an einer Feier mit Gäſten und an äußerem Prunk? Fritz freute ſich, ſeiner Braut bald eine freundlichere Stätte zu bieten, und Clara hatte keinen anderen Gedanken, als dieſe Stätte nur bald zu betreten. Das hübſche und praktiſche Hochzeitsgeſchenk, welches ich ihr mit Hilfe meiner fließenden Stiefelquelle überreichen konnte, empfing ſie aber mit Rührung und Freude.

Dieſe häufigen Hochzeitsgeſpräche, nicht nur mit Clara, ſondern auch mit Eufemia, ſowie überhaupt in der Familie Randolf, in welcher man herzlichen Antheil nahm, regten mich aber doch auf. Ich dachte an meine eigene Zukunft, an Haus und Herd — oder, nein! ſo weit gingen meine Gedanken gar nicht! Sie blieben bei dem geliebten Mädchen, bewegten ſich in dem Glück der Gegenwart. Mit Eufemia allein zu ſprechen, hätte ſich bis vor Kurzem mancher Augenblick gefunden, jetzt aber, wo Wölfchen, mein Patient, täglich mehr auf die Beine kam, wollte dieſer ſtets um mich und die Schweſter ſein, und um jeden für uns günſtigen Moment war es geſchehen. Trotz ſeiner Jahre noch ganz Knabe, ſchien er nicht zu ahnen, welch eine Störung er für uns geworden. Endlich lauerte ich es ihm doch ab, um mich in fliegender Haſt der Geliebten zu erklären. Was ich ſagte und was Eufemie erwiderte, wird man hoffentlich nicht ſchwarz und weiß von mir verlangen! Als hiſtoriſche Thatſache aber muß ich hinzufügen, daß ich den neuen Frack nicht anhatte, und daß weder ich noch ſonſt Jemand ihn an mir vermißte. Erbebend vor Freude und Glück gingen wir zur Mutter. Sie lächelte, wunderte ſich gar nicht und ſchloß uns in ihre Arme. Dann kam Herr Randolf nach Hauſe — wunderte ſich auch nicht, war ſehr vergnügt und ſchien es nicht anders erwartet zu haben. Ich aber begriff kaum, daß etwas ſo einfach und leicht zum Abſchluß kommen konnte, was ich mir als das Allerſchwierigſte vorgeſtellt hatte. Der Jubelvollſte unter uns war Wölfchen, der lebhaft um uns herumſprang — die Eltern waren ſo glücklich, daß ich ihn zum Springen gebracht hatte!

Zur Hochzeit meiner Schweſter legte ich den neuen Frackanzug aber wirklich an. Doch ging ich nicht allein hin, ſondern führte am Arm Eufemien, ſeit zwei Tagen meine Braut! Nach der Trauung in der Kirche verſammelte ſich die Hochzeitsgeſellſchaft in den Räumen der gütigen Tante. Es waren nur fünf Perſonen, welche ſich zu Tiſche ſetzten. Die „Brautmutter“, die Neuvermählten und das neue Brautpaar. Hätten Fritz und ich nicht für den Schmuck und einige Vervollſtändigung der Tafel geſorgt, wir hätten noch unfeſtlicher und einfacher geſpeiſt, als es der „Beſcheidenheit der Verhältniſſe“ und dem Wittwenſtande der Hausherrin gebührte. Die Tante war vielfach pathetiſch und thränenreich, und dann wieder zerſtreut, als ob ihr Denken ſchon nach anderer Seite hin ſchweifte. Nach meinen Stiefeln hatte ſie lange nicht mehr gefragt und that es auch nicht an der Hochzeitstafel. Aber ſie verſchnappte ſich ein paar Mal und ließ endlich die Richtung ihrer Gedanken erkennen. Denn gleich nach der Abreiſe des jungen Ehepaares ſollte Claras Stube in Angriff genommen werden, da dieſelbe bereits an einen jungen Eiſenbahnbeamten vermiethet worden war, der morgen einziehen wollte. —

Ich habe den Roman meines Lebens nur inſofern erzählt, als die Stiefelſammlung meines ſeligen Onkels, die ſich wie eine Arabeske durch denſelben ſchlingt, für meine Verhältniſſe eine Zeitlang von Bedeutung geworden war. Und wie dieſe Geſchichte mit den Stiefeln begonnen, ſo muß ſie auch mit ihnen zu Ende gehen.

Meiſter Sperling hatte mir von Tag zu Tag eine ſolche Menge Geld aus unſerem Stiefelhandel zuſammengetragen, wie ich ſie ſelten bei mir überblickt hatte, wenn die Summe auch kaum ein Zehntel deſſen betragen mochte, was dieſe ſtattlichen Kunſtwerke neu gekoſtet hatten. Am Tage meiner Verlobung aber ſtellte er ſich mit einem tiefen Seufzer vor mir auf. Das Geſchäft fange an ſchwierig zu werden, ſagte er. Daß er ſich mit allen Trödlern der Stadt in Beziehung geſetzt, alle Wiederverkäufer von getragenem Leder ausgeſpürt und zum Ankauf geneigt gemacht hatte, mußte ich ihm wohl glauben. Nun aber meinte er kein Paar mehr los zu werden, zumal der Reſt die Spuren der Alterthümlichkeit nicht verleugnen konnte. Er zeigte in die Kiſte, deren Boden noch bedeckt war, und hob ein Paar heraus, in welchen ich mit Rührung den Grundpfeiler der Sammlung erkannte, die gewaltigen Veteranen mit den Rüſterflecken an den Ballen. Aber meine Gedanken waren nicht mehr bei dieſen Beſitzthümern: „Meiſter Sperling!“ rief ich — „ich ſchenke Ihnen den ganzen Reſt und die Kiſten dazu! Ob ſie das Gerümpel los werden oder nicht, machen Sie damit, was Sie wollen!“

Der Geſchäftsfreund warf mir einen freudigen Blick zu. Seine Hand fuhr über den einen der Veteranen, als ob er ihn ſtreichelte. Dann packte er geſchwind die letzten Stiefel zuſammen und ſah mich darauf mit einem eigenthümlichen Lächeln an. Waren ſie vielleicht doch noch loszuwerden? Ich ließ ihn lächeln und war froh, ſie wenigſtens für mich endlich losgeworden zu ſein.

[illegible]

das iſt, um mit dem Verfaſſer zu reden, eine Detektive-Arbeit; und zu dieſer hat er ſich — das Zeugniß können wir ihm geben — recht geſchickt erwieſen.

Ob freilich das Forum der öffentlichen Meinung, vor dem er ſeine Anklage erhebt, ſo ohne Weiteres das Schuldig ausſprechen wird? Er benimmt ſich ſehr ſiegesgewiß, ſpricht von der „unhaltbaren Poſition“, den „Niederlagen“ ſeiner Gegner und glaubt Friedrikens Tugendzeugen gründlich ad absurdum geführt zu haben.

Ja — was iſt denn eigentlich erwieſen? Der katholiſche Pfarrer von Seſenheim bringt im Jahre 1787 einen Knaben — vielleicht ſein eigenes Kind — in das Findelhaus zu Stephansfeld. Der Junge wird unter dem Namen Johann Lorenz Blumenhold eingetragen, kommt ſpäter nach Straßburg in die Lehre, wird Paſtetenbäcker und ſtirbt 1807 am Scharlachfieber. Soweit die Thatſachen. Es wird ein Indicienbeweis angetreten, daß dieſer Knabe Friederikens Sohn geweſen ſei, die, von Goethe getäuſcht, nachdem ihre ſonſtigen Bemühungen, einen Mann zu bekommen, ohne Erfolg geblieben, ſich von dem gewandten und einnehmenden Weſen ihres Nachbarn hatte bethören laſſen. Sechsunddreißig Jahre war ſie alt — das will nicht recht einleuchten; aber immerhin, die verſchiedenen Zeugenverhöre, die der gewandte Ankläger zuſammenſtellt, machen die Sache recht plauſibel. Am gravirendſten erſcheint dem Referenten eine Stelle aus dem ungedruckten Tagebuche eines Elſäſſer Theologen, der die Pfarrerstochter im Jahre 1778 kennen lernte und von ihr ſchreibt:

„Sie ſelbſt hatte ihre Geſundheit durch Gram zerrüttet, war ſchon 27 Jahre alt, und die Jugendblüthe war ganz verwelkt. . . . Ich war ein reiner unverdorbener Jüngling; meine glühendſte Einbildungskraft ſchweifte nicht über einen Kuß hinaus, und ſo verging mir das ganze Jahr 1779 in den Seligkeiten reiner Liebe. War dies Friederiken zu wenig? Genug, im Jahre 1780 gab ſie mir Blößen, die meine bis dahin unentweihte Schamhaftigkeit aufſchreckten, und ob ſie gleich meine Sinnlichkeit reizten, die Achtung, die ich für ſie als ein reines Weſen gehabt, zerſtörten.“ —

Aber für dieſe ſpäteren Delikte ſoll doch nicht Goethe verantwortlich gemacht werden? Froitzheim meint es freilich ſo und ſucht das bekannte Gerücht, wonach Friederike ſich ihm ganz ergeben und ihm ein Kind geboren habe, als glaubhaft darzuſtellen. Aber hierfür iſt der Beweis entſchieden nicht geführt; und alle die, welche den Dichter von „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut“ keiner gemeinen Handlung für fähig halten, werden ſich auf's Entſchiedenſte ſträuben, auf dieſem Gebiete Froitzheim zu folgen.

Der Cultus von Seſenheim, mit Friederikens-Ruh und Goethe-Archiv war freilich herzlich überflüſſig. Der Student Goethe hat in keinem Falle etwas Verehrungswürdiges — und verdiente auch nicht das Standbild, welches ihm voreilige Schwärmer vor dem Kollegienhaus der neuen Straßburger Univerſität ſetzen wollten; die Sache iſt damals mit Recht in's Waſſer gefallen. Auch iſt und bleibt es thöricht, ſich mit Mannes- und Gelehrten-Ehre dafür zu engagiren, daß der herrliche Goethe ſolle überall das Richtige getroffen, ſeiner Leidenſchaft nie nachgegeben, ſondern auf dieſelbe — etwa mit „göttlichem Lächeln“, wie in Genſichens Euphroſyne — ſolle verzichtet haben. Den Goethomanen mit ihrem von Viſcher ſo köſtlich perſiflirten Begeiſterungseifer wäre ein rechter „Hineinfall“ ſchon zu gönnen.

Aber in Froitzheims Weiſe darf das nicht gemacht werden. Sein Ton iſt ein häßlicher, undelikater; ja, es blickt ſo etwas wie Rachſucht durch (S. 44, 45) — und ziemt dieſe dem wiſſenſchaftlichen Forſcher?

Seine Aufgabe leitet er ab aus dem Recht des Hiſtorikers; er weiſt den Spruch de mortuis nil nisi bene ab hinſichtlich der Perſonen, die „der Geſchichte angehören.“ Ja, wer gehört eigentlich der Geſchichte an, die alternde Friederike, die nach üblen Erfahrungen, in der Welt herumgeſtoßen, endlich auf ihr Altentheil in Meiſſenheim zog, oder die liebreizende Erſcheinung, welche in „Dichtung und Wahrheit“ uns entgegentritt, von ihrem greiſen Liebhaber mit jugendlichem Feuer geſchildert? — „Ein Strahl der Dichterſonne fiel auf ſie — So hell, daß er Unſterblichkeit ihr lieh!“

Lieſt man in Goethes Selbſtbiographie das zehnte Buch, wo er ſeine Schuld wahrhaftig nicht bemäntelt, lieſt man beſonders ſeine Briefe an Salzmann, ſo muß es dem Erfahrenen klar ſein, daß er ſich viel vorzuwerfen hatte. Ob zu dieſem Vielen — zu dem unleugbaren Zerſtören des Seelenfriedens eines bis dahin reinen, vorwurfsfreien Mädchens — auch noch die bürgerliche Verführung getreten iſt: darüber dürfte jeder Leſer ſeine eigene Meinung haben — eine Meinung, die weſentlich von der allgemeinen Vorſtellung abhängig iſt, die der Einzelne ſich von den Beziehungen der Geſchlechter zu einander und von Goethes Charakter macht. Dabei ſollte es wohl auch bleiben; und meines Erachtens hat Loeper — nicht Düntzer — die richtige Mitte getroffen, das in der Schwebe zu laſſen, was man wirklich nicht wiſſen ſoll!

Der große Herzenskenner, dem wir die Wahlverwandtſchaften verdanken, hat überhaupt dafür geſorgt, daß wir ihn, ethiſch genommen, nicht überſchätzen. Heuchelei iſt ihm nicht vorzuwerfen. Aber nun — frommt es wirklich, den Schleier weiter aufzuheben? War es eine eines ernſthaften Hiſtorikers würdige Aufgabe, in dieſer Sache die Geburts- und Sterberegiſter des Elſaſſes nach außerehelichen Kindern zu durchſuchen?

M. Erdmann.

Eduard Reuß' deutſches Bibelwerk.

Das alte Teſtament überſetzt, eingeleitet und erläutert von Dr. Eduard Reuß, herausgegeben aus dem Nachlaſſe des Verfaſſers von Lic. Erichſon und Pfarrer Lic. Dr. Horſt in Straßburg. Erſter Band. Allgemeine Einleitung zur Bibel. Ueberblick der Geſchichte der Israeliten von der Eroberung Paläſtinas bis zur Zerſtörung Jeruſalems. Die Geſchichtsbücher. Richter, Samuelis und Könige. Braunſchweig.
C. A. Schwetſchke & Sohn.

Am 15. April 1891 ſtarb in hohem Alter, aber inmitten rüſtigſter Thätigkeit der bekannte Straßburger Theologe, Profeſſor Reuß. Seine Lebensarbeit lag in dem franzöſiſchen Werk: La bible, traduction nouvelle avec introductions et commentaires vor, das von 1874—1881 erſchien und in der wiſſenſchaftlichen Welt Aufſehen machte. Die letzten Jahre ſeines Lebens widmete der Gelehrte der Abfaſſung eines deutſchen Bibelwerks „um die Frucht einer hundertjährigen Entwickelung theologiſcher Wiſſenſchaft breiteren Schichten zugänglich zu machen.“ Es war ihm nicht vergönnt, ſeinen Lieblingsplan zu Ende zu führen, aber das bedeutendſte Stück des Werkes, die Ueberſetzung des Alten Teſtaments ſammt Einleitung und Erläuterung lag druckfertig vor. Zwei ſeiner Schüler bringen auf Wunſch der Familie dieſe bedeutende Leiſtung des Meiſters der theologiſchen Wiſſenſchaft der Oeffentlichkeit dar. Reuß' Werk vereinigt die ſtrengſte Wiſſenſchaftlichkeit mit einer ausgezeichneten Darſtellung und wird wegen dieſer Vorzüge, wie die Herausgeber hoffen, ſowohl von den Theologen wie von der gebildeten Laienwelt mit Dank entgegengenommen werden.

Für Reuß iſt die Bibel kein der Kritik verſchloſſenes Werk. Er betrachtet ſie als eine Quelle der Ethik und der Geſchichte. Mit dem ganzen Rüſtzeug moderner hiſtoriſcher Forſchungen tritt er an das Buch heran, das man ganze Jahrhunderte ohne Prüfung hinnahm, wie es aus grauer Vorzeit ererbt war.

Reuß erörtert in der allgemeinen Einleitung die Geſchichte der Kritik der Bibel oder genauer geſagt, was wir ſchon mit einigen Worten angedeutet haben, die Geſchichte der kritikloſen Betrachtung der Bibel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein. „Das alte Teſtament blieb auch für den Chriſten die heilige Schrift, nicht mittelſt Ausſcheidung der ewig und allgemein giltigen Elemente aus der Maſſe der blos nationalen, ſondern mittelſt Auflöſung der letzteren in Allegorien und Schattenbilder der Zukunft, und ausſchließlicher Beziehungen aller, als weiſſagender, auf die Erfüllung in Chriſto.“ Dieſer theologiſche Standpunkt ſchloß natürlich jede kritiſche Betrachtung aus. Für die moderne Theologie formulirt Reuß als letzte und höchſte Aufgabe, „den Ideenkreis zu ermitteln, in welchem ſich die hebräiſchen Propheten, Dichter und Weiſen bewegten, und ſich in dem geiſtigen Horizont zu orientiren, innerhalb deſſen die Ueberlieferer der Ausſprüche Chriſti und ſeiner erſten Sendboten lebten.“ Dieſe Richtung der Theologie hat in Folge ihrer hiſtoriſchen Betrachtungsweiſe auch das früher ſo ſehr betonte Princip der Gleichwertigkeit aller einzelnen Theile der heiligen Schrift aufgegeben.

Reuß betrachtet zuerſt mit ſtrenger kritiſcher Methode die Geſchichte des Volkes Israel, die er in vier Zeitalter zerlegt: das Zeitalter der Helden, der Propheten, der Prieſter und der Schriftgelehrten. In dieſer Betrachtung nehmen ſich die gefeierten Geſtalten der Bibel, David und Salomon, recht menſchlich aus. Indem der Hiſtoriker die Phaſen allmählicher, ſogar ſehr langſamer Entwickelung ſchildert, zerſtört er zwar die Vorſtellung, als ob das Volk des alten Teſtaments ſtets und in allem die Nachbarvölker überragt hätte, ſetzt dafür aber das weit einleuchtendere Bild eines ſteten Fortſchreitens von Zuſtänden niedriger Cultur zur Entfaltung höchſter Bildung und Geſittung.

Reuß bietet in ſeinem Bibelwerk die einzelnen Bücher der Bibel in anderer als in der gewohnten Anordnung. Seine abweichende Eintheilung ſoll in den ſpäteren Bänden begründet werden. Der vorliegende enthält neben der Ueberſetzung, die reich mit Anmerkungen verſehen iſt, ganz vorzügliche Einleitungen in die Geſchichtsbücher der Bibel.

Eine ſolche vorurtheilsfreie Betrachtung der Grundlage unſeres Glaubens muß jedenfalls ſegensreicher wirken, als das kritikloſe Feſthalten einer blinden Orthodoxie an jedem Buchſtaben, jedem Schreib- und Druckfehler ungebildeter Ueberlieferer.

Das deutſche Bibelwerk von Reuß verdient einen Platz in der Bibliothek jedes Gebildeten, der ein ernſtes und anziehendes Buch über die Bibel zu leſen wünſcht. Wir möchten den Herausgebern den Wunſch unterbreiten, das Alte Teſtament durch das Neue zu ergänzen. Vielleicht läßt ſich das in der Weiſe machen, daß man das Franzöſiſche zu Grunde legt und die Aufzeichnungen, die der verſtorbene Theologe zurückgelaſſen hat, dafür benützt.

R. L.

Muſikaliſche Notizen.

Felix Mendelsſohn Bartholdy. Sein Leben u. ſeine Werke. Von Auguſt Reißmann. Dritte, ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Verlag von Liſt & Franke.

Die neue Auflage des vielgeleſenen Buches gewinnt dadurch einen erhöhten Werth, daß die erſten Compoſitionsverſuche Mendelsſohns mit in den Kreis der Betrachtung gezogen worden ſind, und daß auch die neueſten Schriften über Mendelsſohn und ſein Wirken (Briefwechſel mit Schubring ꝛc.) gebührende Berückſichtigung gefunden haben. Dankenswerthe künſtleriſche Beigaben ſind ein wohlgetroffenes Portrait Mendelsſohns und eine Anſicht ſeines Denkmals in Leipzig.

Franz Liszts Briefe. Geſammelt und herausgegeben von La Mara. 2 Bände. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

659 Briefe von Liszt — das iſt eine Gabe, die nicht nur allen muſikaliſchen Kreiſen, ſondern überhaupt Jedem, der ſich für das Kunſtleben der modernen Zeit intereſſirt, hoch willkommen ſein muß. Die Bedeutung Liszts als Componiſt iſt von jeher ſtark angezweifelt worden, ſeine Bedeutung als univerſell gebildeter Muſiker, als geiſtreicher Eſſayiſt und als unermüdlicher Förderer aller idealen Kunſtbeſtrebungen ſteht außer jeder Frage. Die vorliegenden Briefe, theils in deutſcher, theils in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, beginnen im Jahre 1828 und enden Anfang Juli 1886, vier Wochen vor Liszts Tode. Liszt hat faſt ganz Europa als Triumphator durchzogen; wo er weilte, bildete er den Mittelpunkt des geiſtigen Intereſſes, um welchen ſich die vornehmſten Geiſter ſchaarten, und mit den meiſten von ihnen unterhielt er einen regen Briefwechſel. Schon aus dieſem Umſtande kann man ermeſſen, welche ungemeine Tragweite ſeine Briefe haben; werden doch in ihnen faſt alle Erſcheinungen und Perſönlichkeiten geſtreift, die auf die Entwicklung der Kunſt von Einfluß und Bedeutung geweſen ſind. — Es ſteht zu erwarten, daß in abſehbarer Zeit eine weitere, vielleicht noch umfangreichere Folge Lisztſcher Briefe erſcheinen wird. Liszt erhielt jährlich über 2000 Briefe, die er (wenigſtens bis zum Jahre 1882) ſämmtlich mit bewundernswerther Pünktlichkeit beantwortete. Die von Frau La Mara veröffentlichten 659 Briefe bilden demnach nur einen Bruchtheil ſeiner Correſpondenz.

Wagner, wie ich ihn kannte. Von Ferdinand Praeger. Aus dem Engliſchen vom Verfaſſer. Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.

Ferdinand Praeger iſt einer der wenigen intimen Freunde Wagners geweſen, vor welchen der Meiſter keine Geheimniſſe hatte. Eine Biographie Wagners aus ſeiner Feder hat deshalb einen beſonderen Werth. Ueber den Künſtler Wagner wird man in dem Buche wenig Neues finden. Praeger hält Wagner für die impoſanteſte Erſcheinung in der Kunſtwelt dieſes Jahrhunderts; von einer Kritik ſeiner Tendenzen und ſeiner Werke iſt keine Rede. Ganz anders verhält es ſich mit der Schilderung des Menſchen Wagner. Die Mehrzahl der bisherigen Biographen Wagners bringt es über lobhudelnde Redensarten und verhimmelnde Bewunderung nicht hinaus, obgleich ſattſam bekannt iſt, daß Wagner auch ſeine menſchlichen Schwächen, und zwar ſehr große Schwächen gehabt hat. Praeger hat faſt ein halbes Jahrhundert hindurch dieſe Schwächen kennen gelernt, und er hält es für ſeine Pflicht, auch die Züge in dem eigenartigen Weſen Wagners nicht zu verhehlen, die auf den Meiſter einen Schatten warfen. Die unbedingte Wahrheitsliebe Praegers, die ſtrenge Objectivität, die überall gewahrt wird, macht das Buch zu einer literariſchen Erſcheinung erſten Ranges. Manche Fabel, die ſich über Wagners und ſeiner Umgebung Thun und Treiben gebildet hatte, wird zerſtört, und manches ſchiefe Urtheil wird berichtigt. So erſcheint die erſte Gattin Wagners, die von den meiſten Biographen mit Rückſicht auf die zweite mit ausgeſuchter Nichtachtung behandelt wurde, in Folge der Mittheilungen Praegers in ganz anderem Lichte. Die überſchwänglichen Verehrer Wagners werden von dem Inhalte des gewandt und ſpannend geſchriebenen Buches zum Theil wenig erbaut ſein; wem es darum zu thun iſt, zu erfahren, wie Wagner war, nicht wie er hätte ſein können, der wird ſich von der Praegerſchen Schrift mächtig angezogen fühlen.

Houston Stewart Chamberlain. Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Das Schriftchen iſt der Vorläufer eines größeren Werkes, welches ein Geſammtbild von Wagners Leben und Wirken entwerfen ſoll. Da das richtige Verſtändniß Wagners von dem Eindruck ſeiner Kunſtwerke abhängt, ſo ſchien es dem Autor nothwendig, zuvor das Weſentliche in denſelben — nämlich das Drama — ausführlich zu behandeln. Für Chamberlain iſt Wagner vor Allem dramatiſcher Dichter; ſeine muſikaliſche und compoſitoriſche Bedeutung wird als etwas Secundäres hingeſtellt. Das ſonderbare Buch iſt reich an geiſtvollen Bemerkungen, enthält aber auch ſo manche gewagte Anſichten, die allgemeinen Widerſpruch hervorrufen werden.

Wiedergeburt in der Muſik. Von Heinrich Pudor. Dresden, Verlag der Dresdener Wochenblätter.

Das Bändchen enthält 9 Aufſätze, die in verſchiedenen Zeitſchriften erſchienen ſind und ſich zumeiſt mit der Reform unſeres Muſiklebens in Theater, Concertſaal und Schule beſchäftigen. Wie in allen Pudor'ſchen Schriften finden ſich auch in der vorliegenden Sammlung manche nicht üble Gedanken, die einer ernſtlichen Erwägung werth wären, wenn nicht der Verfaſſer nach ſeiner gewohnten Weiſe in's Maßloſe und Ueberſchwängliche verfallen wäre und Forderungen aufgeſtellt hätte, die an's Utopiſche ſtreifen. e. b.

Bibliographiſche Notizen.

K. F. Beckers Weltgeſchichte. Bd. 9 bis 10. Stuttgart, Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft.

Die Vorzüge, welche den früheren Bänden der Weltgeſchichte nachgerühmt werden konnten, müſſen in noch höherem Maße dem vorliegenden Bändchen zugeſprochen werden. Vielleicht war es gerade bei den hier geſchilderten Ereigniſſen leichter als vordem, den Leſer zu begeiſtern und fortzureißen. Schon die gebotenen Stoffe ſind ja an und für ſich von packender Wirkung. Die Erzählung der franzöſiſchen Revolution eröffnet den Reigen, der Titane Napoleon und die Knechtung faſt des geſammten Europas, die herrliche Erhebung, beſonders in Preußen, aus tiefer Niederlage, die Freiheitskriege und ihr Abſchluß im Wiener Congreß, das ſind die großartigen hiſtoriſchen Bilder, die an unſerem geiſtigen Auge in klarer Beleuchtung vorüberziehen. Dann folgt die Zeit nach 1815, wo die Völker Europas die Gedanken der großen Revolution und die idealen Errungenſchaften der Freiheitskriege auch in die Wirklichkeit zu überſetzen beſtrebt ſind; es beginnt jenes lange, ſchmerzvolle Ringen nach Völkerfreiheit, jenes heftige Streben des erwachenden Selbſtbewußtſeins der Völker, das ſie fähig erſcheinen ließ, an der Beſtimmung ihrer eigenen Geſchicke mit theilzunehmen. Die Julirevolution in Frankreich ſchließt den Band ab. — Die in den Text eingefügten Skizzen und Portraits tragen alle den Stempel der Natürlichkeit an ſich, ihre hiſtoriſche Treue iſt, ſo weit wir ſehen, durch die tüchtigen Werke verbürgt, denen ſie meiſt entnommen ſind. Wd.

Anna Amalia, Herzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach, die Begründerin des Weimariſchen Muſenhofes. Von P. Weizſäcker. Hamburg. Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter.)

In Form eines Vortrages und in populärer Weiſe eröffnet uns dies kleine und billige Schriftchen manch intereſſanten Einblick in das Weimariſche Leben, auch ſchon vor der Goethe'ſchen Zeit, und macht uns verſtändlich und erklärlich, wie die ſo eigenartig beanlagte Herzogin Anna Amalia faſt mühelos, nur ihrem geiſtigen Impulſe folgend, zum geiſtigen Mittelpunkte von dichteriſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen wurde, die für unſer ganzes geiſtiges Leben von unermeßlicher Bedeutung geworden ſind. Wer einen hochbedeutenden Frauencharakter ſtudiren will, laſſe dies kleine Heft nicht ungeleſen. Wd.

Deutſchlands Helden in Krieg und Frieden. Von K. Neumann-Strela. 1. Band. Mit vielen Bruſtbildern und Textabbildungen. Hannover. Verlag von C. Meyer. (Guſtav Prior.)

Wie der Verfaſſer in der Vorrede ausdrücklich hervorhebt, iſt er durch die Worte unſeres Kaiſers zu ſeinem Werke begeiſtert worden. Seine Grundtendenz geht dahin, die Jugend beſonders zu begeiſtern für die geſchichtliche Größe des deutſchen Volkes und ſeiner hervorragenden Helden in Krieg und Frieden. Es iſt alſo in erſter Linie ein patriotiſcher Zweck, der erreicht werden ſoll, und unter dieſem Geſichtswinkel muß wohl das Buch betrachtet werden, wenn man dem anerkennenswerthen Streben des Autors gerecht werden will. Die friſche Darſtellung hebt aus der Fülle der Ereigniſſe beſonders die beherrſchenden Perſönlichkeiten und ihre bemerkenswerthen Charaktereigenſchaften hervor, ſie wird belebt durch Citate unſerer Literatur aus meiſt moderner Zeit, die wohl geeignet ſind, der Schilderung ein lebhafteres Colorit zu verleihen. Die meiſt nicht üblen Bilder tragen der Zeitrichtung, die Illuſtrationen verlangt, Rechnung; Druck und Ausſtattung ſind recht gut. Wd.

Ich weiß es nicht. Die Geſchichte einer Jugend von Karl Buſſe. Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert und Ronge.

Karl Buſſe beweiſt durch dieſe Erzählung, daß er nicht blos ein hervorragender lyriſcher Dichter iſt, als den er ſich durch ſeine Gedichte in die Literatur eingeführt hat, ſondern daß er auch auf dem Gebiete der Erzählung zu den beſten Hoffnungen berechtigt. Verräth auch hie und da die Darſtellung noch die Hand des Anfängers, die mitunter über's Ziel hinausſchießt, wie z. B. beim Schluß der Erzählung, ſo bewährt ſich der Verfaſſer in anderen Partien des Buches, namentlich in der Schilderung pſychologiſcher Vorgänge bereits als fertiger Künſtler. K. J.

Eines Kaiſers Traum. Dichtung in fünf Geſängen von Cathinka Gräfin von Haugwitz. Berlin, G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung. 1892.

Es iſt nicht als bloße Aeußerlichkeit zu vermerken, daß dieſes Epos in der Grote'ſchen Sammlung von Werken zeitgenöſſiſcher Schriftſteller erſchienen iſt. Denn Julius Wolff, der die ganze Sammlung beherrſcht, beherrſcht recht vornehmlich auch dieſen ihren 40. Band. Auf theils legendariſcher, theils geſchichtlicher Grundlage baut ſich das dürftige Rankenwerk einer phantaſieloſen Fabulirung auf, welche mit ihren conventionellen, ganz ſchemen- und ſchablonenhaften Figuren das den Beſuchern Südbaierns wohlbekannte Kloſter Ettal vergeblich zu beleben ſucht. Dabei verfügt die Verfaſſerin, obgleich durchaus nicht ohne Formengewandtheit, denn doch bei Weitem nicht ſo virtuoſenhaft über das Klingklang des Verſes, daß ſie, wie es ihrem Meiſter und Vorbild zeitweiſe gelungen, über die Leere des Inhalts hinwegtäuſchen könnte; die epiſchen ſowohl wie die ſelbſtverſtändlich zahlreich eingeſtreuten lyriſchen Theile, insbeſondere die Lieder, weiſen nicht blos häufig die auch bei Wolff vorkommenden draſtiſchen Trivialitäten des Gedankens und des Ausdrucks, ſondern auch — zumal in den Reimen — ganz deutlich ſchülerhafte Härten und Schwächen auf.

Und dennoch ſteckt trotz aller Mängel in dieſer Dichtung vielleicht mehr wahre Poeſie, als in jenen „Meiſterwerken". Denn wo dieſelben uns geſchickte, aber kalte, gleißneriſche Mache zeigen, da bricht hier in der ungefügeren Art wirkliches Gefühl, Herz und Herzenswärme durch. Kloſter Ettal iſt im Beſitz des gräflich Pappenheim'ſchen Hauſes; ein Graf Pappenheim iſt es, dem als ihrem Vater die Verfaſſerin ihr Buch widmet; und ſo mag ſchon ein höchſt perſönliches Intereſſe dieſelbe mit ihrem Gegenſtande beſonders innig verknüpfen. Aber über dieſes hinaus findet die Liebe zur Natur, zumal zu den Heimatbergen, die treue Anhänglichkeit an das Vaterland, die heiße Verehrung für das Kaiſerhaus volle und anſprechende Töne. Sie gelangen vorzüglich im letzten Geſange zu wirkungsreichem und ergreifendem Ausdruck und ſtellen in ihrer ſchlichten, aber empfindungstiefen Einfachheit die Verfaſſerin auf eine viel ſtolzere Stufe, als das falſche Pathos und der geborgte Flitter der übrigen Theile. Sch.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus einer modernen Junggesellenklause. Eine Inventur. Leipzig, C. F. Müller.

Besecke, C., Der Nord-Ostsee-Kanal. Seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung. Kiel, Lipsius & Tischer.

Beyer, C., Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bibliothek der Gesammtlitteratur des In- und Auslandes. No. 654—666. Halle, O. Hendel.

Bierbaum, O. J., Studentenbeichten. München, E. Albert & Co.

Bobertag, B., Die Hochzeit von Ellersbrunn und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.

— Der Sprung auf die Klippe. Roman. Dresden, E. Pierson.

Engel, G., Des Nächsten Weib. Roman. Berlin. Friedrichs & Co.

George, A., Herbstblätter. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Glogau, G., Graf Leo Tolstoj ein russischer Reformator. Ein Beitrag zur Religionsphilosophie. Kiel, Lipsius & Tischer.

Hauff's Werke. Illustrirte Ausgabe. Lief. 21—40. (Schluss.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Held, Fr., Gross-Natur. Ausgewählte Gedichte. Berlin, Fresko-Verlag.

— Manometer auf 99! Soziales Trauerspiel. Berlin, Fresko-Verlag.

Henri, Cl., Urania. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Hertzka, Th., Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. Sechste Aufl. Dresden, E. Pierson.

Jaesche. E., Seele und Geist in streng wissenschaftlicher Auffassung. Leipzig, O. Wigand.

Lacroma, P. M., Bagatellen. Skizzen und Studien. Dresden, E. Pierson.

Lemmermayer, F., Simson und Delila. Tragödie in fünf Acten. Leipzig, Literar. Anstalt.

Leneste, L., Führungen. Eine Geschichte für alte und junge Mädchen. Dresden, E. Pierson.

Loewenthal, H., Aquarelle aus Oesterreich. Dresden, E. Pierson.

May, G., Das Modell und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.

Mengden, A., Freiherr v., Im Wolfsmoor. Roman. Dresden, E. Pierson.

Morgenstern, G., Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. Dresden, E. Pierson.

Morsch, A., Deutschlands Tonkünstlerinnen. Biogr. Skizzen a. d. Gegenwart. Berlin, Stern & Ollendorf.

Muret, encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 7. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchh.

Muschi, J. B., Die wendische Krone. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten. Dessau, R. Kahle.

Rosegger, P. K., Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Mit 12 Portraits. Wien, A. Hartleben.

Schaumberg, G., Dies irae und andere Gedichte Mit dem Portrait des Dichters. München, Albert & Co.

Schiller's Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. Liefg. 22—29. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmidt, M., Humoresken. München, Seitz & Schauer.

Schmidt, K., Der kleine George, des grossen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt und Armuth.“ Dresden, E. Pierson.

Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 5. Leipzig, A. Abel.

Sperling, R., Vor dreitausend Jahren. Idyllisches Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Stein's Orchideenbuch. Beschreibung, Abbildung, und Kulturanweisung der empfehlenswerthesten Arten. Mit 184 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Paul Parey.

Stern, M. R. v., Aus den Papieren eines Schwärmers. Worte an die Zeitgenossen. Dresden, E. Pierson.

Streibel, K., Heinrich Finke. Dichtung. Dresden, E. Pierson.

Strindberg, A., Dramen. III. Das Spiel mit dem Feuer. Vor dem Tode. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Syrutschek, L., Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen. Dresden, E. Pierson.

Tallichet, Ed., Zweibund und Dreibund. Warum die Kriegsbereitschaft vermehrt werden muss. Lausanne, B. Benda.

Tovote, Heinz, Heimliche Liebe. Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.

Traundahl, Fr., Der neue Diener. Lustspiel in einem Aufzuge. Hannover, Schmorl & v. Seefeld Nachf.

Trautmann, O., Bergfahrt. Erzählende Dichtung aus dem Erzgebirge. Dresden, E. Pierson.

Wahlheim, E., Ihr Wille und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.

Waltershausen, L. v., Traumgeschichten. Dresden, E. Pierson.

Weigand, W., Friedrich Nietzsche. Ein psycholog. Versuch. München, G. Franz'sche Hofbuchhandlung.

Weisstein, I., Gezählt, Gewogen, zu leicht befunden. Aus dem Chinesischen übersetzt. Dresden, E. Pierson.

Wodiczka, V., Bellicosus. Roman aus der Geschichte Oesterreichs. Zwei Bände. Dresden, E. Pierson.

Wolters, W., Mädchen am See. Erzählung Dresden, E. Pierson.

Zeitschrift für Hypnotismus. Jahrg. I. Heft 5. Berlin, H. Brieger.

Zitelmann, K., Wo liegt die Schuld? Roman. Dresden, E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer
1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R.
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	33^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die
Karlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Juni 1893.

Inhalt.

Seite

Ida Boy-Ed in Lübeck.

Begraben. Novelle ... 277

Otto Feld in Berlin.

Fritz von Uhde ... 309

Berthold Schulze in Berlin.

Ein vergeſſener Dichter (Franz von Kleiſt) ... 322

Moriz Hoernes in Wien.

Illyriſche Alterthümer ... 344

Arthur Kleinſchmidt in Heidelberg.

Fénélon ... 366

Ludwig Fuld in Mainz.

Die Volksgeſetzgebung in der Schweiz ... 378

Hjalmar Chriſtenſen in Chriſtiania.

Mattes Blut. Novelle ... 384

Sigurd (Alfred Hedenſtjerna) in Wexiö (Småland).

Unſere Kinder ... 403
Bibliographie. ... 406
Liebe zur Thierwelt. (Mit Illuſtrationen.)
Bibliographiſche Notizen ... 409

Hierzu ein Portrait: Fritz von Uhde.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erſcheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunſtbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen jederzeit Beſtellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**“ bezüglichen Sendungen ſind ohne Angabe eines Perſonennamens zu richten an die

Redaction von „**Nord und Süd**“ Breslau.
Siebenhufenerſtr. 2/3.

Beilagen zu dieſem Hefte
von
Ambr. Abel (Arthur Meiner) in Leipzig. (I. Sammlung der Schriften der Geſellſchaft für pſycholog. Forſchung).
H. Barsdorf in Leipzig. (G. Brandes, Die Hauptſtrömungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts).
Bibliographiſches Inſtitut in Leipzig und Wien. (Meyers Konverſations-Lexikon).
Guſtav Grimm in Budapeſt. (Emile Zola's Roman-Serie „Die Rougon-Macquart“).
Felix Krais in Stuttgart. (Liebe zur Thierwelt).

An unſere Abonnenten!

Die bereits erſchienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in complet **broſchirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broſchirt 6 Mark, gebunden in feinſtem Original-Einband mit reicher Goldpreſſung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, ſoweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, koſten 2 Mark.

Ebenſo liefern wir, wie bisher, geſchmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umſchlags mit ſchwarzer und Goldpreſſung aus engliſcher Leinwand, und ſtehen ſolche zu Band LXV (April bis Juni 1893), wie auch zu den früheren Bänden I—LXIV ſtets zur Verfügung. — Der Preis iſt nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Beſtellungen wolle man ſich des umſtehenden Zettels bedienen und denſelben, mit Unterſchrift verſehen, an die Buchhandlung oder ſonſtige Bezugsquelle einſenden, durch welche die Fortſetzungshefte bezogen werden. Auch iſt die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einſendung des Betrages (nebſt 50 Pf. für Francatur) das Gewünſchte zu expediren.

Breslau.

Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

(Beſtellzettel umſtehend)

Beſtellzettel.

Bei der Buchhandlung von

beſtelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- u. Verlagsanſtalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII , XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII, LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV

elegant broſchirt zum Preiſe von *M.* 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preiſe von *M.* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145. 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194

zum Preiſe von *M.* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXV. (April bis Juni 1893)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII , LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV

zum Preiſe von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgewünſchtes bitten zu durchſtreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird erſucht.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutſche Monatsſchrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXV. Band. — Juni 1893. — Heft 195.

(Mit einem Portrait in Radirung: Fritz von Uhde).

Breßlau
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

Digitized by Google

Begraben.

Novelle.

Von

Ida Boy-Ed.

— Lübeck. —

Frau Eggeſtorff war todt. Sie hatte lange ſcheinbar gekränkelt, ohne rechten Glauben für ihr Leiden finden zu können, denn ſie gehörte zu den Frauen, die gern klagen. Ihr Gatte hörte meiſt nur mit halbem Ohre hin; es war ihm ſtets läſtig geweſen, in der knappen Zeit, welche er ſeiner Familie widmen konnte, noch mit Berichten über den Stand einer Krankheit beläſtigt zu werden, an deren Vorhandenſein er gar nicht glaubte. Als Frau Eggeſtorff nun ſtarb, ſagte der Hausarzt mit einem Lächeln, welches wenig für die ernſte Lage paßte, zur beſten Freundin der Verſtorbenen:

„Schade, daß die gute Frau ihren eigenen Tod nicht miterleben konnte, ſie hätte ſicher geſagt, wie ſie oft zu ſagen liebte: ſeht Ihr, daß ich doch Recht bekommen habe! Ja, ich glaube, wenn ſie in ihren letzten Stunden noch geahnt, daß es zu Ende ging, hat der Gedanke etwas ſehr Stärkendes für ſie gehabt, daß ſie ‚Recht‘ bekäme.“

Die Freundin verwies dem Doctor ſeine ſchlechten Witze und erging ſich in Klagen, daß die Verſtorbene nie von den Ihrigen den Troſt des Mitleids empfangen, ja, ſie beſchuldigt ſich ſelbſt, daß ſie es an Mitleid habe fehlen laſſen. Darauf tröſtete der Doctor ſie und ſprach:

„Liebe Frau Hauptmann, unſere gute Alwine Eggeſtorff war ganz geſund, ſoweit eine Frau es ſein kann, die innerlich — wie ſoll ich ſagen? — unharmoniſch, unſtät, unfriedlich iſt. Sie hatte ihre nervöſen Schwächlichkeiten, die zu beſiegen ihr die Willenskraft fehlte. Sie gefiel ſich ein wenig in der Rolle der Unbefriedigten. Daher die Klagen. Alle ihre Organe waren geſund. Daß ſie nun eine Lungenentzündung bekam, war ein Unglück, wie es auch Ihnen und mir, die wir nie klagen, heut zuſtoßen kann.“

„Alſo Alwine iſt nicht an ihrem vermeintlichen chroniſchen Leiden hingegangen? Nicht ein ſolches hat ſie verhindert, die Lungenentzündung zu überwinden?“ fragte die Freundin, welche mehr Befriedigung für ihr Gemüth darin gefunden hätte, der Todten noch nachträglich eine Märtyrerrolle zuertheilen zu dürfen.

„I bewahre. Es iſt mit dem Tod, der ihr ſcheinbar Recht gegeben hat, wie mit ſo manchem Ereigniß: es paßt zufällig auf eine Vorahnung, und man macht nachträglich aus der Vorahnung ein berechtigtes Gefühl.“

Die Freundin dachte eine Weile nach. „Laſſen wir aber den Mann bei dem Glauben, daß er der Frau durch Mißachtung ihrer Klagen Unrecht that. Er hat ſich ſtets ſo wenig um ſie bekümmert, daß ihm Reue nur ein heilſamer Anlaß werden kann, nunmehr wenigſtens ſeinen Söhnen ein wahrer Vater zu werden.“

„Ein jeſuitiſcher Handel,“ ſagte der Doctor mit derbem Lachen; „den überlaß ich Ihnen. Fragt der Mann mich, bekommt er die Wahrheit zu hören.“

„Herr Commerzienrath Eggeſtorff iſt nicht der Mann, zu fragen — ſo viel kommt der keinem Menſchen entgegen,“ ſprach die Frau und reichte dem Doctor die Hand zum Abſchied.

Sie, die beſte Freundin der Verſtorbenen, blieb im Hauſe. Ihr Gatte hatte ihr das bewilligt, gleich ihr von Mitleid für die drei Knaben ergriffen, die der Mutter beraubt waren. Die beiden Knaben des Hauptmanns befanden ſich ſchon im Kadettenhauſe. Die vereinſamte Frau hatte, ſeit ſie von ihren Söhnen getrennt war, ſich noch mehr als vordem den Eggeſtorff's angeſchloſſen. Seit die Krankheit der Frau Eggeſtorff die Wendung zum tödtlichen Ausgang genommen, war Mary von Löhnitz überhaupt nur noch für die Nacht in ihr eigenes Heim zurückgekehrt. Daß ſie nun, wo die noch unbeerdigte Leiche im Hauſe war, den verwaiſten Knaben nahe blieb, verſtand ſich von ſelbſt.

Beileidsbeſuche wurden nicht angenommen. Der Commerzienrath blieb faſt den ganzen Tag in ſeinem Zimmer. So brachte Frau Mary die Zeit damit hin, die eintreffenden Blumenſpenden um das letzte Lager der Verblichenen zu ordnen und dazwiſchen die Knaben zu beſchäftigen, welche in dieſen Tagen der Schule fern blieben.

Es waren ſchöne Knaben, von überſchäumender Wildheit gegen Jedermann, eingeſchüchtert, ſobald der Vater ihnen ſeine Gegenwart ſchenkte. Rupert, der Aelteſte, war ſchon Primaner. Der Keim eines Schnurrbärtchens ziert ſeine Lippe, er trug vor ſeinen dunklen Augen einen Kneifer, ohne es gerade nöthig zu haben, hatte ſtets zerwühlte Locken und gefiel ſich im Genialiſchen. Ein großer, ſchlanker, frühreifer Menſch, begann er ſchon das Leben zu kennen und natürlich zu kritiſiren. Otto, der zweite, beſuchte die Secunda und kämpfte gerade mit aller Ungrazie ſeiner Jahre. Er ſprach mit rauhem Baß, hatte einen ſchlechten Teint und verachtete die Aeußerlichkeiten modiſcher und eleganter Kleidung, auf welche Rupert und der kleine Guſtav ſo viel Werth legten. Guſtav, Guſti oder „der Kleine“ genannt, war ein munterer Junge von einer unzerſtörbaren Luſtigkeit, die ſelbſt in dieſen Tagen, wo im Hauſe nur gedämpfte Stimmen laut wurden, doch zuweilen durchbrach.

Schön waren ſie alle Drei, ſie hatten regelmäßige Züge und flammende Augen von unbeſtimmten, graubraunen Farbentönen, die bald dunkel wie die Nacht, bald hellſchimmernd ausſehen konnten. Gerade ſolche Augen hatte die Mutter gehabt.

Als die Stunde kam, wo der Sarg geſchloſſen werden ſollte, klopfte Frau Mary an die Thür des Commerzienraths. Die Frau mit ihrem guten Geſicht, das nur ein wenig fad durch all die hellen Farben des Haares, der Augen und der Wangen war, ſtand ſo ſchüchtern da und horchte ſo bang dem verhallenden Ton ihres Klopfens nach, als wolle ſie, einer Bettlerin gleich, eine perſönliche Gnade erbitten. Jedermann im Hauſe wagte ſich an den unnahbaren Herrn deſſelben nur mit Zagen. Auf die Freundin der Frau war dieſe hier in der Luft liegende Scheu auch unwillkürlich übergegangen.

Jetzt kam noch ein ſeltſames Schamgefühl hinzu. Sie, die gekommen war, den Gatten und die Söhne zuſammenzurufen zu einem letzten Abſchied von der Frau und Mutter, ſie erbebte vor dem Gedanken, daß ſie dem verſchloſſenen Mann Zeugin werden ſollte in einer Schmerzensſtunde. Sie verſtand recht gut, daß ſeiner heroiſchen Hoheit zartfühligſte Keuſchheit beigemengt war, und daß er doppelt leiden würde durch den Gedanken, andere könnten ihn leiden ſehen.

„Herein!“ rief ſeine Stimme.

Frau Mary ſteckte den Kopf durch die Thürſpalte.

„Bitte — die Knaben warten im Wohnzimmer — ſie ſollen mit Ihnen, dacht' ich — einen letzten Blick — ein Abſchiedsgebet — ehe —“

Sie ſprach nicht weiter. Es klang ihr ſelbſt zu hart, was ſie ſagen mußte.

„Ich komme gleich,“ rief er ſo haſtig, als wolle er damit auch ihren etwa beabſichtigten Schritt über die Schwelle ſeines Zimmers hindern.

Frau Mary ſchloß die Thür und ging über den Corridor zurück in das Wohnzimmer, wo die Knaben, zwiſchen Kummer und Langerweile ſchwankend, umherſaßen. Sie ſetzte ſich in eine Sophaecke, zog Guſti an ſich heran und legte ſeinen Kopf gegen ihre Schulter. So warteten ſie ſtumm.

Der Commerzienrath Hendrik Eggeſtorff ſaß noch viele Minuten lang vor ſeinem Schreibtiſch, ehe er ſich erhob, um dem Rufe zu folgen. So hatte er ſchon ſeit Stunden geſeſſen, unbeweglich, das Angeſicht wie verſteinert.

Er war ein Mann von bedeutender Erſcheinung, das dunkle, leiſe mit weißem Schimmer untermengte Haar lag ihm noch voll über der Stirn, und unter dieſer wohlgeformten, von Gedankenarbeit durchbildeten Stirn blitzten zwei gebieteriſche Augen. Das regelmäßige Untergeſicht verhüllte ein Bart, der gleich dem Haupthaar begann, ſich mit hellem Schein zu durchwirken.

Vor ihm, auf der grünen Platte ſeines Diplomatenſchreibtiſches lag ein Haufen von Briefbündel und Papieren — der Inhalt des Schreibtiſches ſeiner Frau. Ihm war eingefallen, daß ſie oft davon geſprochen hatte, wie ſie ihren frühen Tod vorausſehe und Beſtimmungen getroffen habe über ihren perſönlichen Nachlaß ſowohl als auch über ihre Beerdigung.

Er hatte das ſtets ungeduldig belächelt, denn die Aeußerungen ihrer phantaſtiſchen Natur erſchienen ihm meiſt ſo ſpieleriſch, kindiſch. Nun aber entſann er ſich ihrer Worte, war bedacht, ihre Wünſche heilig zu halten, und hatte, da er nicht ſofort eine Aufzeichnung der vermutheten Art fand, den geſammten Inhalt ihres Schreibtiſches hierhergetragen. Denn ihr Schreibtiſch ſtand im Salon, und ebenfalls im Salon war die Todte aufgebahrt — die ſtumme Zeugenſchaft einer Verſtorbenen ſcheuen auch ſtarknervige Männer.

Wie ſäuberlich Alwine Alles geordnet hatte. Da waren einige Briefbündel von ſeiner eigenen Hand — alle umwunden mit je einem blauſeidenen Band und mit Aufſchriften verſehen: „Hendrik's Briefe an mich als Braut". — „Briefe meines Mannes von ſeinen Reiſen". Er legte dieſe alle gleich bei Seite, um ſie nachher zu verbrennen, denn es gelüſtete ihn wenig, die Geſchichte ſeiner Liebe und Ehe in ſeinen eigenen Briefen noch einmal nachzuleſen. Ihm war ſie ohnehin in dieſen Stunden völlig gegenwärtig.

Ein ſehr ernſter Mann war er ſchon mit ſiebenundzwanzig Jahren geweſen; ſeine Studien hatten ihm keine Zeit gelaſſen, ſich lachend der Jugend zu freuen. Aber einmal, in einer Zeit, da er nach Jahren der Ueberarbeitung für einige Monde ausſpannen mußte, einmal war auch in ſeine Seele ein verführeriſches Träumen gekommen. Er war müde und alt und ſagte ſich, daß man mit ſiebenundzwanzig Jahren ſo nicht fühlen dürfe. Zielſicher in Allem, verfolgte er damals auch unbeirrt den Zweck, raſch und völlig wieder zu geſunden. Er enthielt ſich mit Conſequenz der Arbeit. Und in dieſer Lebensſtille begegnete ihm ſein ſpäteres Weib zuerſt.

Er entſann ſich genau, wie gerade ihr ſorglos heiteres Weſen ihn gefeſſelt, wie er den Gegenſatz anſtaunte, den ihr Leben und Sein zu ſeinem Leben und Sein bildete. Sie war die einzige Tochter reicher Eltern, kannte die Worte: Arbeit, Pflicht, Streben nur vom Hörenſagen und blühte, wie eine Blume, der des Gärtners höchſte Fürſorge gilt. Sie war davon überzeugt, daß die Menſchen nur zum Vergnügt- und Glücklichſein auf der Erde lebten.

Mußte ein ſolches Weſen an ſeiner Seite nicht wie ein beſtändiges Gegengewicht zu ſeinem ſchwerfälligen Charakter wirken? Konnte je wieder die Uebermüdung und Unfriſche zur Arbeit über ihn kommen, wenn ein ſo lachendes Kind ihn in ſeinem Hauſe umſchmeichelte?

Alwine hatte ſich erſt ein wenig vor dem ernſten Manne gefürchtet, von dem ihre Eltern und Alle ſagten, daß er ſehr bedeutend ſei und noch einmal eine großartige Stellung einnehmen werde. Dann aber, als ſie merkte, daß ſie ihm wichtig wurde, dann ſpann ſie ſich in romantiſche Träume ein: wie ſchaurig intereſſant es ſei, einen Gatten zu haben, neben dem man ſich ſo klein fühlt und vor deſſen Tyrannei man ſich ein bischen fürchtet, in deſſen Liebe man aber ſelig vergeht, wie irgend eine Jungfrau der griechiſchen Sage vor einem verkleideten Gott.

Die romantiſchen Träume, deren Inhalt ſie dem Verlobten vorſchwärmte, hatten aber ein anderes Geſicht, als ſie in die Wirklichkeit überſetzt wurden. Alwine wollte den ganzen Tag „tyranniſirt“ ſein, ſie wollte fortwährend allerhand Gefühlsſenſationen durch- und mit dem Gatten erleben. Arbeiten ſollte er nicht mehr. Daß er ſich mit heißem Ehrgeiz den vom Vater ererbten großinduſtriellen Werken widmete, daß er ſeinem Lande durch Erfindungen diente, daß er der Allgemeinheit nützte, das ſah ſie als ein ihr perſönlich angethanes Unrecht an. Zwar hatte er gar nicht gewollt und gehofft, daß Alwine Theil an ſeinen Beſtrebungen nähme, denn er war einer von den ſelbſtherrlichen Männern, die im Weib keine Gefährtin, ſondern in ihr nur Ruhe und Erholung ſuchen. Aber daß ihm anſtatt dieſer Klagen wurden, ermüdete ihn tief.

So waren beide unzufrieden: ſie hatte gedacht, er ſolle mit ihr ſpielen, und er hatte erwartet, ſie werde ſelbſtlos wie der Sonnenſchein durch ſein Leben leuchten.

Ihre Unzufriedenheit begann ſich eine Form zu ſuchen: Alwine redete ſich und Andern ein, ſie ſei kränklich.

Er fuhr fort, ſein Weib zu lieben. Vielleicht liebte er auch nur die Erinnerung an die einzige Frühlingsträumerei ſeiner Seele. Vielleicht, da er vor Allem ſich ſelbſt und ſein Thun und Denken hochzuachten das Bedürfniß hatte, achtete er auch das Gefühl zu ſehr, das ihn einſt zu ſeinem Weibe getrieben, um es je vor ſich zu verleugnen.

Wie immer ſeine Neigung für die Frau an ſeiner Seite auch geartet ſein mochte, er nahm und fand ſelten Gelegenheit, ſie ihr zu zeigen. Er ſah ſich gar nicht begriffen, er ſah, daß die großen Erfolge ſeiner Arbeit von ihr nicht aus böſem Willen, ſondern aus kindiſchem Unverſtand als etwas Nebenſächliches angeſehen wurden. Und wenn er eine kurze Zeit ſeinen Ehrgeiz beflügelt gefühlt hatte durch den Wunſch, ihr die ſtolzen Früchte ſeiner Thätigkeit zu Füßen legen zu können, ſo wandelte ſich das treibende Motiv, als er einen Sohn beſaß. Er ſelbſt hatte ſich, durch das Genie zum Fleiß, von jeher berufen gefühlt, eine erſte Stellung einzunehmen. Sein Stolz trachtete darnach, daß ſeine Söhne noch höher ſteigen ſollten, als er.

Ihre Jugenderziehung glaubte er der Mutter überlaſſen zu dürfen, und während er raſtlos für die Zukunft der Knaben ſchaffte, ſich kaum die Muße gönnte, ſich der ſchönen Kinder zu erfreuen, rückten ſie ihm unmerklich ferner und ferner.

Die Mutter lehrte, ohne zu ahnen, daß ſie es that, die Knaben den Vater als den ſchreckensvollen Richter anſehen, vor dem man ſich und Alles, was man that, verſtecken müſſe. Er merkte die Scheu der Knaben vor ihm, und der Schmerz, den er empfand, machte, daß der Mann keuſch noch tiefer ſeine Liebe zu ihnen verbarg.

Nein — es gelüſtete Hendrik Eggeſtorff nicht, ſeine Briefe an ſeine Braut und Frau noch einmal zu leſen.

Andere Papiere waren noch da — der Mann warf die Bündel achtlos durcheinander. Er war nicht neugierig auf die Correſpondenzen, die Alwine mit Verwandten und Freunden geführt. Endlich ein großer Bogen, vierfach zuſammengefaltet — man ſah ihm ſchon von außen an, daß er ein Dokument war.

Dem Manne zitterten ein wenig die Finger. Er las:

„Ich bitte meinen Mann, wenn ich, wie mir ahnt, früh ſterben ſollte, alle meine perſönliche Habe ſo zu vertheilen, wie ich hier aufgezeichnet. Ferner bitte ich ihn, mir auf mein Grab eine ſchwarze, abgebrochene Säule ſetzen zu laſſen mit der Inſchrift: dem Auge fern, dem Herzen ewig nah. Ich möchte auch mit in den Sarg haben: die kleine goldene Kette, welche ich immer trug, ferner jenes Paket von Briefen, welches mit einem rothen Band umbunden iſt und auf welchem ſteht ‚nach meinem Tode unbeſehen zu verbrennen'. Dies ſoll auch mit jenem Briefpaket geſchehen, falls dieſe Aufzeichnung erſt nach meiner Beerdigung gefunden werden, man mir alſo nichts mehr in den Sarg legen kann.

Ich bitte auch meinen Mann, nicht ſo ſtreng gegen die Knaben, meine Söhne, zu ſein. Kinder brauchen Liebe. Sie lieben, iſt mehr, als für ſie Reichthum ſammeln."

Dann folgte ein Verzeichniß aller ihrer Schmuckſachen, Kleider und Wäſche. Alle nahen Freunde und Verwandten bekamen aus dem reichen Vorrath ein Andenken, ein Brillantſchmuck ſollte zu Ringen und Knöpfen für die Knaben verarbeitet werden, Kleider und Wäſche gingen an die treuen Dienſtboten.

Dem Mann waren die Augen naß geworden.

Das Alles war ſo echt Alwineſch. Es war ſentimentale Ueberſpanntheit und danach ein gutes, tiefes Wort zu Gunſten ihrer Kinder.

In dieſem Augenblick wünſchte er ihr noch ſagen zu können, daß er ſeine Kinder wahrhaft und unausſprechlich liebe. Daß er fortan weniger arbeiten und mehr ihnen leben wolle.

Nun lag ihm alſo ob, ihre Wünſche zu erfüllen. Die Vertheilung der Sachen mochte Frau Mary übernehmen, wenn die Todte ihre Ruhe im Grabe gefunden. Jetzt galt es, nach dem Kettchen zu fragen und nach dem Briefpaket mit dem rothen Band zu ſuchen, um fromm den letzten Wunſch zu erfüllen.

Und wie die Hände des Mannes ein wenig unſicher umhertaſteten zwiſchen den zahlloſen Papieren, kam ihnen ein halbes Briefblatt zwiſchen die Finger. Unwillkürlich fiel ſein Auge darauf. Es war das Bruchſtück eines Textes, der in einem Vorblatt und vielleicht in einigen weiteren Bogen Anfang und Schluß gehabt. Das abgeriſſene Stück eines Briefes.

„. . . Trennung von Dir wird mir faſt unerträglich ſein. Um ſo mehr, als ich Dich in ſo dürftiger Lage weiß. Denn was iſt Reichthum, große Stellung Dir, die Du vor Allem zartfühlendes Verſtändniß für Dein poetiſches Gemüth brauchſt. Du darbſt am nöthigſten. Ich durfte Dir es eine Zeitlang geben. Du wirſt mich nie vergeſſen. Schreibe mir oft und auch Alles, was den holden Knaben betrifft. Ich werde . . .“

Nicht wie ein Blitzſtrahl kam der Schreck in des Mannes Seele, langſam und eiſig breitete er ſich aus über alle Nerven, bis ſie wie in Lähmung erſtarrten.

Wenn dieſe Zeilen an ſeine Frau gerichtet geweſen waren, ſo bedeuteten ſie, daß ſeine Frau einen Andern geliebt hatte und von dieſem wiedergeliebt worden war.

Er ſaß unbeweglich. Eine dumpfe Gedankenloſigkeit umfing ihn. Sein Hirn nahm vergeblichen Anlauf, etwas klar zu ſtellen, die Gedankenreihen zerrannen.

Da ertönte das Pochen an der Thür, Frau Mary rief ihn zum letzten Abſchiedsblick an die Todte.

Rief ihn zu dieſer Todten, die ihn betrogen. Betrogen? Konnten die Zeilen nicht an ein anderes Weib gerichtet ſein als an Alwine? Gehörten ſie irgend einer guten Freundin, die ſie ihr nur anvertraut hatte? Wer war der Mann, der ſie geſchrieben? Und was hieß das: ſchreib' mir oft und auch oft von dem holden Knaben? Bezog ſich das auf einen ſeiner drei Knaben? Seiner? Wirklich ſeiner? Auf welchen?

Schwerfällig erhob ſich der Mann. Seine Hand tappte ſuchend zwiſchen den Papieren. Er vergaß nicht, daß er das rothumwundene Briefpacket ſuchen und in den Sarg legen ſollte. Er fand es. Ein Zittern lief durch ſeine Geſtalt. Scheu huſcht ſein Auge über die wilden, engverſchnürten Blätter. Da und dort blitzten aus den Spalten Schriftzüge auf. Ihm ſchien, als ſeien es die gleichen wie auf dem Briefblatt. Vielleicht aber ſchien es nur ſo.

Einige Secunden lang haftete ſein Blick auf dem „Teſtament“ ſeiner Frau. Die Wünſche der Todten, die dort aufgezeichnet ſtanden, ſchienen zu drohenden Befehlen emporzuwachſen. Gegen den Willen eines Todten giebt es keinen Anruf. Nicht einmal ein Kampf kam in die Seele des Mannes. Er hätte lieber ſein Leben hingegeben, als in der Stille ſeines Zimmers eine Handlung begangen, die er für ehrlos hielt.

Er hatte vielleicht der Hingegangenen zu Unrecht vertraut gehabt, ſie aber ſollte ihm zu Recht vertrauen.

Mit eiſerner Feſtigkeit umklammerte er das Briefpaket und ſchritt hinaus.

Hoch trug er das Haupt wie immer, aber ſeinen Zügen konnte er nicht gebieten, und ſie waren verfallen. Unſicher mied auch ſein Blick die Kinder, welche, an die Freundin geſchmiegt, ihm folgten.

Sie traten alle in den Salon. Es war ſonſt ein feſtlich heiterer Raum, groß und mit ſchönen Sachen angefüllt, die man aber jetzt aus der Mitte fortgeräumt und ausnahmslos an den Wänden aufgeſtellt hatte, ſo daß die gemüthliche Grazie entflohen und feierliche Steifheit eingekehrt war. Die großen Fenſter hatte man verhängt, das Tageslicht drang nicht herein. Aber überall ſtanden Kerzen, und über dem Sarg ſchwebte vom Plafond hernieder die Lichterkrone, deren Prismen Frau Mary mit Flor umwinden ließ. Das gelbe Licht der Kerzen ſchimmerte feſtlich und gab dem Angeſicht der Todten ſcharfe Schatten und ſcharfe Helligkeiten.

Mit einem weißſeidenen Gewand faltig umkleidet, lag ſie da, in den zuſammengelegten Händen trug ſie einen Maiblumenſtrauß. Ein heiterer Blumenkranz umzog die ganze Länge der Geſtalt im Sarge und rings um den Katafalk häuften ſich die Trauerkränze. Es war ein ſüßlicher, betäubender Dunſt im Raum, ein Gemiſch von Blüthendüften, Kerzenqualm und Chlor.

Frau Mary trat mit den Knaben nahe heran. Rupert ſtand bleich, ſtill und gefaßt da, Otto biß in ſein Taſchentuch, und ſeine Schultern zuckten wie die eines Menſchen, der heftige Thränen niederſchluckt. Guſti weinte laut und verſteckte ſeinen Kopf in Frau Marys Kleiderfalten.

Sie wagte nicht den Mann anzublicken, der wie ein Bild von Stein zu Häupten neben dem Sarge ſtand.

Seine Blicke bohrten ſich in das ſtille, weiße, ſtumme Geſicht. Seine ganze Seele erbebte unter der Wucht des ohnmächtigen Wunſches:

„Lebe! Sprich zu mir! Laß Dich nur Eins noch fragen!“

Das ewige Schweigen konnte auch der wildeſte Wunſch nicht mehr brechen. Seine Menſchenleidenſchaft zerrann, wie Wellen an Felſen, an der Majeſtät des Todes.

Endlich regte der Mann ſich. Seine Hand hob ſich und legte bebend ein Bündel Briefe neben die Frau. Dann zog er ſeine Hand zurück, als habe ſie Entſetzliches berührt.

Frau Mary ſah ſein Thun und ſah die Briefe auf dem Gewand der Todten liegen. Leiſe und zart ordnete ſie die ſeidenen Falten ſo, daß die Briefe verdeckt wurden. Warum that ſie ſo? Nur damit die nachher ihres rohen Amtes waltenden Handwerker nicht etwa das Paket ſähen? Oder kannte ſie den Inhalt und wollte ihn gleichſam in dieſer Stunde noch mitverſtecken?

Der Mann ſah zu ihr hinüber. Aber es war nicht mehr ſein großer, befehlshaberiſcher Blick von einſt — es war ein zweifelnder, unſicherer Blick, halb von dem Wunſch bewegt, etwas zu erforſchen, halb von der Sorge getrübt, daß man in ihm leſen könne.

Wenn ich ſie fragte! dachte er, und ein Schauer durchrann ihn. Sein ganzer Menſch, der ſtolze, harte, verſchloſſene Menſch bäumte ſich in ihm auf und ſchrie „nein!“

Sein Auge ging weiter — auf die Knaben. Wie ſie alle der Mutter glichen. Und keiner ihm — keiner. Und welcher von dieſen dreien war der „holde Knabe“, von dem ſie jenem Unbekannten hatte erzählen müſſen.

Der Mann ſchüttelte ſich.

Verfluchtes Phantom. Vielleicht doch nur ein Phantom, ein Nichts, ein falſcher Schein.

„Bete, lieber Guſti, daß Mama den ewigen Frieden bei Gott finde!“ ſprach Frau Mary flüſternd.

Laut ſchluchzend faltete der Kleine die Hände. Die Andern thaten es ihm nach. Sie beteten ſchweigend, oder vielmehr ſie ſahen mit unbeſtimmten Andachtsgefühlen auf ihre gefalteten Hände nieder.

Der Mann betete nicht mit. Bohrend ſtand ſein Blick auf dem weißen Todtenangeſicht.

Und dann legte Frau Mary noch ein letztes Sträußchen von Blumen auf die Bruſt der Abgeſchiedenen, und die ſtumme Feier war zu Ende.

Die Knaben gingen hinaus, von dem Vater begleitet. Guſti klammerte ſich feſt an ihn, denn ſeine Trauer war ſehr mit Furcht gemengt, Rupert glaubte als ſchon männlicher Sohn dem Vater durch eine ſtumme Umarmung ſagen zu müſſen: wir tragen das gleiche Leid, laß es uns ſtark tragen.

Allein Eggeſtorff ſchob ſie von ſich, mit ängſtlicher Abwehr. Er ging in ſein Zimmer, und man ſah ihn erſt am andern Morgen, als er mit untadliger Haltung der Gattin die letzte Ehre erwies und das Beileid der zahlreichen Menſchen, die mit zum Grabe gingen, würdig hinnahm.

Wie immer ward die große Oede, die in das Haus gekommen, erſt nach der Beerdigung ganz bemerkbar. Der Alltag rollte ſein Räderwerk ab, es gab keine außerordentlichen Aufregungen, keine Pflichten gegen die Todte mehr. Die Knaben gingen wieder in die Schule — Rupert war im Abiturientenexamen — Herr Commerzienrath Eggeſtorff fuhr wieder jeden Morgen hinaus auf das Hüttenwerk. Dies, mit großen Gießereien verbunden, gehörte jetzt einer Actiengeſellſchaft, er aber war der Hauptleiter des einſt allein von ihm begründeten Unternehmens geblieben.

Mittags fanden der Vater und die Söhne ſich zuſammen. Sie hielten ſeltſame Mahlzeiten mit einander. Der Vater gab ſich Mühe, Antheilnahme und Liebe zu zeigen. Kinder indeß ſind feinfühlige Menſchen. Dieſe hier ſpürten nicht die Antheilnahme, ſondern nur die Mühe.

Es ſchien faſt, als habe der Vater ein vorher ausgedachtes Programm, nach welchem er fragte, ſich heute beſonders um Rupert, morgen um Otto oder Guſti bekümmerte. Er ließ ſich die Arbeiten zeigen, und wenn er ſie einſah, ward ſein Blick oft zerſtreut, man merkte, ſeine Gedanken ſchweiften ab, er las gar nicht, was die Knaben in ihre Bücher geſchrieben.

Er ſagte Mittags, daß ſie Abends nach der Arbeit alle Drei ſich in ſeiner Stube verſammeln ſollten, er wolle ihnen etwas vorleſen. Und kamen ſie, ſo ſchien er ihre Anweſenheit als Pein zu empfinden und ſchickte ſie bald wieder fort. Wollte einer von den Dreien einen Freund beſuchen, verweigerte der Vater die Erlaubniß unter dem haſtig ausgeſprochenen Wunſch, jetzt ſeine Kinder ſtets bei ſich zu haben, und doch ſchien er ihr Daſein im Hauſe oft ganz zu vergeſſen.

Rupert ſprach ſich zu Frau Mary aus. „Früher,“ ſagte er, „war Papa uns ſo etwas wie ein Gott hinter Wolken, der ab und zu ſegnend oder donnernd hervortrat. Wir liebten ihn ein wenig und fürchteten ihn ſehr. Jetzt, wo er uns ſo viel näher getreten iſt — näher mein' ich nur, weil wir ihn öfters ſehen — jetzt iſt ſeine Liebe ein Zwang, dem man nicht entrinnen kann. Denken Sie doch, Tante Mary, ich fühle manchmal Furcht. Es iſt, als ob Papa ganz und gar Beſitz von mir ergriffen hätte, als ob ich ſelbſt Nachts in meinem Zimmer nichts denken könne, was er mir nicht am andern Tag doch von der Stirn läſe. Er nimmt mir alle innerliche Freiheit, von der äußeren gar nicht zu reden. Ich juble dem Tag entgegen, wo ich auf die Univerſität komme. Und doch könnte ich weinen vor Liebe und Kummer über Papa.“

„Ja,“ meinte Frau Mary kummervoll, „Dein Vater hat ſich ſehr verändert. Es iſt etwas ſo Ungleiches über ihn gekommen. Der Tod Eurer lieben Mutter hat ihn ſchwerer ergriffen, als wohl ein Menſch für möglich hielt. Daß Ihr ſeine Liebe als Zwang empfindet, iſt ganz natürlich. Ich habe ſchon mit meinem Mann davon geſprochen. Mein Mann iſt ein Menſchenkenner — ja das muß man ihm laſſen — der ſagt: Dein Vater ſei in Allem herriſch und gewohnt, Menſchen nach ſeinem Willen zu lenken. Nun ſähe er vor Allem ſeine Söhne als ſeine faſt leibeigenen Geſchöpfe an.“

Die Menſchenkenntniß des Hauptmanns von Löhnitz war dem jungen Rupert nicht ſo maßgebend, als ſie Frau Mary erſchien. Zweifelnd antwortete er:

„Tyrannei, von einem bedeutenden Manne geübt, finde ich faſt natürlich. Ich glaube, ich würde auch gern herrſchen mögen über Menſchen und Geiſter. Aber das iſt doch keine Tyrannei, wenn Vater manchmal die gröbſten Unarten durchgehen läßt. Neulich prügelten Otto und Guſti ſich fürchterlich. Sie hauten ſich blau und braun, und Guſti iſt ja ſo heftig. Wie ein kleiner Panther ging er immer wieder auf Otto los, und ihn beißend und ſchlagend, ſchrie er ihm die ſchrecklichſten Schimpfworte zu. Ich hatte ſchon dreimal geſagt ‚ſchämt Euch‘. Aber ſie hörten nicht und merkten auch nicht, daß Papa in der Thür erſchien und zuſah. Ich bekam ſolches Herzklopfen. Denn Papa machte ein ſchreckliches Geſicht — faſt neugierig-freudig. Und mit einem Male fragte er: ‚Haßt Ihr Euch ſo‘? Als ſie ſeine Stimme hörten, wurden ſie ſtill und zitterten vor Angſt. Aber es gab keine Strafe. Papa ging ſtill davon, worauf die Beiden weiterprügelten, bis ich es nicht mehr aushalten konnte und Jedem eine 'runterhaute.“

Dieſem Vorfall gegenüber war auch Frau Marys Weisheit zu Ende.

Aber ſie ſprach mit ihrem Mann, und der Hauptmann von Löhnitz war ein ſelbſtzufriedener Pedant. Er glaubte, daß die Harmonie der Seele und die Zufriedenheit des Lebens ſich nach einem ganz einfachen Recept herſtellen ließen. Ohne jemals ſelbſt den geringſten inneren Conflicten ausgeſetzt geweſen zu ſein, konnte er garnicht begreifen, wie Andere ſich mit „Stimmungen“ zu plagen vermochten: „Als Mann und Charakter muß man ſich in Alles zu ſchicken wiſſen,“ war ſeine Rede, wenn er andere Männer leiden ſah. Nun beſchloß er, ſich des Commerzienraths „anzunehmen“. Er war feſt davon überzeugt, daß es ſeiner Weisheit gelingen werde, dem Mann alsbald gleichmäßig Faſſung beizubringen.

So machte er ſich denn auf den Weg. Durch die Straßen der weſtfäliſchen Fabrikſtadt fegte der Frühlingswind und brachte die Rauchwolken von den Hüttenwerken mit herein in die Stadt. Ruſſiger Staub und gaſiger Dunſt erfüllte die Luft. Die Sonne und der blaue Himmel ſtanden in völligem Zwieſpalt dazu. Der Hauptmann, welcher ſich für einen großen Naturfreund hielt, machte eine lobende Selbſtbetrachtung darüber, daß er ſich nun ſchon ſeit Jahren mit völliger Ruhe darein finde, in einer ihm unſympathiſchen Stadt und Gegend garniſonirt zu ſein. Er ſtellte ſich alle Reize vor, die ein anderer Aufenthalt ihm bieten könne, und bewies ſich dann, daß er trotzdem keinen anderen begehre, weil er als Mann und Charakter ſich in Alles zu ſchicken wiſſe. Hiernach war er in der richtigen Stimmung, dem Commerzienrath klar zu machen, daß er ſich in den Verluſt ſeiner Frau männlich finden müſſe.

Die Begegnung der beiden Männer, die ſich ſeit vielen Wochen nicht mehr geſehen, war höchſt eigenthümlich. Ehedem hatte der Hauptmann den gewiſſen Reſpect in ſich vor den Leiſtungen und dem Reichthum des Anderen nicht unterdrücken können und war Eggeſtorff ſtets mit dem auch äußerlich bemerkbaren Gefühl der Unterordnung entgegengetreten.

In dem Augenblick, wo Jemand des Mitleids oder des tröſtenden Zuſpruchs benöthigt ſcheint, verliert er an der Hoheit ſeiner Perſönlichkeit. Es iſt, als ob der Menſch, der groß bleiben will, vor ſeinen Mitmenſchen nicht dem Leiden unterthan ſein dürfe. Der Unverwundete erhebt ſich über den Verwundeten und glaubt, des bloßen Umſtandes wegen, daß zufällig er der Geſunde iſt, den Anderen meiſtern, belehren und ſtrafen zu dürfen.

Ohne es ſelbſt zu ahnen, ſchlug der Hauptmann einen leutſeligen Ton an. Und noch erſtaunlicher: Eggeſtorff ſchien denſelben nicht zu bemerken, oder ihn nicht als etwas Unnatürliches zu empfinden.

Die Männer ſaßen und rauchten, der Hauptmann in einer Sophaecke, Eggeſtorff ihm gegenüber in einem Lehnſtuhl. Der Tiſch mit den Rauchgeräthen war zwiſchen ihnen. Löhnitz war immer etwas förmlich, und er brauchte ſtets eine Viertelſtunde, um ſich häuslich und frei zu fühlen. Sein mageres bärtiges Geſicht hatte etwas Schwindſüchtiges, die Dürftigkeit der hohen Geſtalt war durch die wohlgepolſterte Infanterie-Uniform verſteckt. Seine braunen Augen hatten einen beſonderen Blick, etwas zudringlich und ſehr ſtetig. Nie ſchweifte dieſer Blick haſtig umher, er klebte ſozuſagen an den Gegenſtänden und verließ ſie nicht eher, als bis er ſie ganz und gar ergründet hatte. Jeder hält ſeine Sehweite für tief- und weitgehend. So glaubte auch der Hauptmann, daß er bis an die Grenze ſähe und daß außerhalb ſeines Blickes nichts mehr läge.

„Sie haben, mein lieber Herr Commerzienrath, mein Haus ſeit vielen Wochen nicht betreten,“ hob er an, mit der Fragemiene eines Richters.

„Ich geſtehe, daß es undankbar und unhöflich war, umſomehr, als Ihre liebe Frau bei dem Tode der meinigen aufopferungsvoll ſich uns widmete. Ich bin zu Niemand gegangen und werde zu Niemandem gehen. Allein Ihr Haus mußte eine Ausnahme für mich ſein,“ ſagte Eggeſtorff, indem er vor ſich hin ſah und der zahlloſen Stunden gedachte, wo es ihn hintrieb zu der Frau, die allein vielleicht von allen Sterblichen ihm das Geheimniß jenes Briefblattes enthüllen konnte und wo immer wieder die grauenvolle Neugier beſiegt worden war von der ſchaudernden Abneigung, ſich zu offenbaren.

Der Angeklagte hatte ihm etwas zugegeben — Löhnitz war zufrieden und fuhr ermahnend fort:

„So hoffen wir denn, Mary und ich, daß ſie fortan oft Ihre Abende bei uns zubringen werden. Das beſtändige Zuhauſeſein thut nicht gut. Ein Mann, der ſoviel arbeitet, braucht das Gegengewicht gemüthvoller Mußeſtunden. Ihre liebe Frau kann Ihnen ſolche nicht mehr bereiten. Es iſt hart, ſehr hart für Sie, die verſtändnißinnige Gefährtin Ihres Lebens verloren zu haben. Allein ein Charakter muß ſich zu ſchicken wiſſen. Sie ſind es ſich, Ihren Kindern und Ihren Unternehmungen ſchuldig, ſich wieder dem Leben zuzuwenden, ja das ſind Sie!“

Eggeſtorff ſaß zurückgelehnt, ein Bein über das andere geſchlagen und beſah ſeine Fingernägel. Dabei dachte er erſtaunt über die naive Zudringlichkeit des Anderen nach. In den halbdutzend Gemeinplätzen welche derſelbe vorgebracht, hatte er offenbart, daß er von dem Weſen der Eggeſtorff'ſchen Ehe ſo wenig eine Ahnung hatte, als von dem jetzigen Seelenzuſtand des verwittweten Mannes. Und wußte doch ſo genau, was der „ſich ſchuldig“ war.

Ein leiſes Lächeln ſpielte um die Lippen des ſchweigenden Mannes. Er empfand das bittere Erſtaunen des Großen, den der Kleine nach ſeinem eigenen Maße mißt.

Der Hauptmann, als ehrlicher und guter Menſch, wollte dem Andern helfen, ſich von ſeinen Leiden zu befreien; aber er ſah die Leiden an, wie Alles im Leben: eine typiſche Erſcheinung, der man mit herkömmlichen Mitteln beikommen muß. Daß ein Wittwer das Gleichgewicht verliert nach dem Tode der Frau, kommt alle Tage vor; ebenſo findet ſich dann der landläufige gute Freund, der die Wage der Lebensſtimmung wieder in die rechte Schwebe bringt, indem er etliche Ermahnungen von Pflichten und Freudenreſten in die Schale wirfſt.

Eggeſtorff richtete ſich auf. Dieſe Gedanken hatten ihm zu einer Art ſelbſtironiſirender Laune verholfen. Er wollte ſich dem Andern als Tröſtobject hinleihen.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Ich werde kommen. Morgen ſchon, wenn Sie mich haben wollen,“ ſagte er.

„Ich wußte es,“ dachte der Hauptmann befriedigt, „ich habe die Art, geknickte Menſchen aufzurichten. Man muß es nur recht anfangen.“ Und er ſprach mit dem Ton, wie man einem kranken Kinde zuredet, das eine unſchmackhafte Medicin nehmen ſoll:

„Bringen Sie auch die Knaben mit. Es muß Ihre Seele aufrichten, wenn Sie die hübſchen, begabten Jungens ſehen, in deren Geſichtern Sie das Antlitz Ihrer verſtorbenen Frau ſo wiederfinden. Ich würde Ihnen rathen, ſich recht eingehend mit den Kindern zu beſchäftigen. Der Verkehr mit der Jugend erfriſcht.“

„Seh' ich denn ſo gramvoll aus,“ dachte Eggeſtorff, „daß dieſer Mann mich ſchon als Abladeſtelle ſeiner geiſtigen Kleinmünze anſieht!“

Und dies war der vom Hauptmann ungeahnte wie auch ungewollte Erfolg des Beſuches, daß Eggeſtorff ſich bewachte, als ſtehe er vor einem Spiegel und ſähe immer die eigenen Mienen. Ein verächtlicher Zorn gegen ſich ſelbſt erfüllte ihn, daß er die Menſchen in ſeinem Angeſicht hatte leſen laſſen. Wußten ſie die Schrift gleich nicht zu deuten — daß dort überhaupt etwas geſchrieben ſtand, war ſeinem Weſen zuwider.

Er ſchätzte die Menſchen ſo gering, daß er weder die Antheilnahme der Neugier noch des Mitleids von ihnen wollte. —

Der Hauptmann ſprach ſich überall zufrieden darüber aus, daß ſeine klarverſtändige Freundſchaft ſo viel über Eggeſtorff vermocht und dieſen eigentlich dem Leben wiedergegeben habe. Die äußeren Thatſachen gaben dem Hauptmann Recht. Jede Woche brachte Eggeſtorff mit ſeinen Söhnen einen Abend bei Löhnitz zu, während die Löhnitz' jeden Sonntag beim Commercienrath aßen.

Die Scheu, mit Frau Mary zuſammen zu ſein, hatte ſich in die Gier gewandelt, fort und fort ſie zu ſehen, mit ihr zu ſprechen. Die zaghafte Frau, welche ihr Leben lang im Schatten Anderer geſtanden, wußte gar nicht, wie ſie, die Unbedeutende, plötzlich zu der dringlichen Theilnahme eines Mannes wie Eggeſtorff kam. Löhnitz wußte indeß auch dieſen Fall zu erklären. Seine Frau war doch Alwinens beſte Freundin geweſen, der verwittwete Mann konnte mit ihr am beſten alte Erinnerungen auffriſchen; er erklärte feierlich — obſchon Niemand an ſolche Möglichkeit dachte — daß er nicht eiferſüchtig ſei und Jeden verachten würde, der die lautere Freundſchaft ſeiner Frau mit Eggeſtorff bezweifle.

Und um Erinnerungen handelte es ſich auch in allen Geſprächen, die Eggeſtorff mit Frau Mary führte, während der Hauptmann mit Ruper-

Schach ſpielte und Otto zu ſeiner ſtillen Wuth und großen Langeweile mit Guſti ſcheinbar friedlich irgend ein Brettſpiel vornehmen mußte.

Frau Mary häkelte; ſie pflegte aus harten groben Garnen die unzähligſten Deckchen und Spitzen für ſich und ihre Freundſchaft herzuſtellen, und während Eggeſtorff ſcheinbar gedankenlos mit dem bräunlichen Garnknäuel ſpielte, hätte er in aufkochender Nervoſität der ſtillen Frau die Arbeit aus der Hand ſchlagen können. Er ſah unverwandt auf das Geſicht, welches von Blutarmuth und Mangel an Temperament ganz fade und ausdruckslos war, und nur, wenn Mary ſprach, durch ſchlichte Güte angenehm belebt wurde. Die Lampe beſchien es ſo friedlich, und die Stirn war ſo glatt, als ob dahinter völlige Inhaltloſigkeit ſei und kein Erinnern, kein Wiſſen, keine Mitſchuld — —

Wenn ſie wußte, war ſie auch mitſchuldig. Der Hehler iſt auch ein Sünder. Wußte ſie denn?

Oh, wenn ſie ſprechen wollte — einmal ſprechen! Danken wollte er es ihr, wenn ſie die todte Freundin verriethe und ihr Andenken entweihte. Nur wiſſen — wiſſen! Nicht ewig die fürchterliche Frage im Kopf umherwälzen: was bedeutet jenes Briefblatt.

Aber Frau Mary verrieth nichts. Weder eine Schuld der Todten, noch ihre Mitwiſſenſchaft. Nach und nach, in kurz abgebrochenen Fragen, in Rückblicken, die einen Abend ſchnell gemacht, jäh unterbrochen und nach Tagen haſtig fortgeſetzt wurden, ging der Mann mit der Freundin die ganze Vergangenheit durch. Jedes Jahr wurde gleichſam auf ſeinen Inhalt durchgeſiebt — nie blieb ein Verdachtsmoment im Netz des Argwohns zurück. Alle Geſtalten, die je durch das Eggeſtorff'ſche Haus gegangen, ſchritten noch einmal vorüber. Aber auf keine fiel der grelle Schein blitzartiger Erkenntniß: der war's, der!

Und daheim, in der Stille ſeines Zimmers, trug der Mann alle Bilder ſeines Weibes zuſammen. Er fand viel mehr Photographien Alwinens, als er gekannt hatte — ſie beſaß die Schwäche, ſich gern in neuen und wohlkleidenden Gewändern photographiren zu laſſen. Er forſchte noch bei Frau Mary nach Bildern. Und endlich hatte er eine ganze Gallerie vor ſich, ſorgſam nach ihrer Entſtehungszeit geordnet, reihte er die Bildchen auf.

Er ſaß davor. Mit bohrenden Blicken durchforſchte er die Züge nach den Spuren ſeeliſcher Wandlungen, um feſtzuſtellen, wann, wann denn ihre Seele ſich von ihm gewandt. Und ſeine Augen begannen zu flammen, wenn er die holden Jugendzüge und die immer noch ſchönen der letzten Lebensjahre Alwinens ſah. Eine namenloſe Verzweiflung packte ihn. Er wünſchte ſich wieder Göttergewalt, um Gräber öffnen, Todte auferſtehen laſſen zu können.

Sie noch einmal fragen dürfen, Aug' in Auge: warſt Du mir treu?

Und in dies brennende Verlangen miſchte ſich ein anderes; erſt ganz leiſe als nagender Schmerz und wuchs bis zur Qual. Nicht nur ſie noch einmal ſehen und fragen können — nein, ſie wieder haben! Wieder haben!

Als ſie krank ward und ſtarb, war er ſtark erſchüttert, wie es Menſchen ſind, die den Genoſſen verlieren, der ihnen einſt lieb und dann durch Gewohnheit vertraut war. Nicht mehr. Er wußte es jetzt. Es war nur die Hoheit des Todes geweſen, deſſen Nähe Jeden klein und demuthsvoll macht — es war nicht ihr Tod geweſen, nicht ihr Verluſt. Seit Jahren waren ſie einander doch ſo fremd geweſen.

Nun aber glomm der Funken der alten Liebe an, die Seele ging zurück zu den Jugendträumen, und langſam erwuchs aus dem Funken eine Flamme, die endlich das Weſen des Mannes durchloderte. Er verzehrte ſich in Sehnſucht nach ſeinem Weibe, um es zu lieben wie einſt, um es zu quälen, zu haſſen, zu küſſen, bis ihre Seele ihm ganz offenbar ward, bis er in ihres Weſens geheimſte Falten ſchauen konnte.

Er zermarterte ſein Gedächtniß mit jenen Momenten, wo er unklug oder rauh ihr gegenüber gehandelt hatte. Er ſagte ſich, jeden Vorfall ihres gemeinſamen Lebens zergliedernd: „Wenn ich damals ſo gehandelt hätte anſtatt ſo.“ Er malte ſich aus, wie er hätte ſein, reden, ſchweigen müſſen, um ſich ihre Liebe zu erhalten. —

Die Knaben ſahen, daß ihr Vater hager und bleich ward und daß ſein Blick unſtät blieb. Rupert, von Liebe und Grauen ſeltſam hingezogen und abgeſtoßen, ſuchte oft mit Abſicht vollen Auges den Blick des Vaters. Umſonſt, den ſchnell vorbeihuſchenden konnte Niemand mehr fangen.

Schon vorgeſchritten im Leben über ſeine Jahre hinaus, im Guten wie im Leichtfertigen, fühlte Rupert oft die Pflicht, ſeine Brüder zu erziehen, da der Vater es nicht that.

Geſchwiſter ſind aber ſtrenge Erzieher, und auch in Rupert pulſte etwas von dem herriſchen Blut ſeines Vaters.

Wenn er Otto das viele Cigarettenrauchen und das heimliche Kneipengehen verbot, das ſich für einen Secundaner nicht ſchicke, ſo höhnte ihn Otto mit den von ihm wohl controllirten Abenden aus, wo etwa Rupert erſt um zwei Uhr und unſicheren Schrittes heimgekommen war. Wenn Otto liederlich arbeitete und ſchlechte Zeugniſſe mitbrachte, erlaubte Rupert ſich, ihn dafür zu ohrfeigen, was Otto ſich um ſo weniger gefallen ließ, als Rupert ſein Abiturium nicht beſtanden hatte und als Zwanzigjähriger noch die Schulbank weiter drücken mußte. Rupert hatte mit ſeinem Tadel wie mit ſeinen Strafen immer Recht, aber ihm fehlte die Autorität des Alters oder des guten Beiſpiels. Zwar nahm er ſich dann und wann vor, an ſich ſelber zu arbeiten. Allein dazwiſchen kamen immer Stunden, wo er ſich ſagte, warum er ſich’s denn in ſeiner Jugend ſo ſauer werden laſſen ſolle, ſcheine der Vater doch den ſtarken Verbrauch von Taſchengeld ganz in der Ordnung zu finden. Die guten Vorſätze beſeelten ihn immer, wenn ein langweiliger Abend ihn ohnedies auf die Arbeit als Zeitvertreib hindrängte; die flotten Gedanken kehrten immer wieder, ſobald ein Vergnügen mit gleichgeſtimmten Freunden ſich bot.

Otto ſeinerſeits erzog wiederum Guſti, der ſo das Opfer beider Brüder wurde. Denn auch Rupert kümmerte ſich um den Kleinen. Völlig hilflos der Tyrannei Beider preisgegeben, führte der Kleine bald ein Daſein, ausgefüllt von Trotz, Furcht, Heimlichkeiten und Gehäſſigkeit. Er erkannte die Autorität der Brüder über ſich nicht an, mußte ſich ihr aber fügen, denn ſie hatten die Macht ihrer Fäuſte und des Geldes. Eggeſtorff händigte ſtets Rupert das Taſchengeld für alle Drei ein, und dieſer hielt es als Strafe oder Zwangmittel zuweilen zurück. Ganz ſchlimm war es für Guſti, daß die Befehle der Brüder einander widerſprachen. Hatte Rupert ihm befohlen, erſt den deutſchen Aufſatz zu machen, kam fünf Minuten nachher Otto und ſchickte ihn zu einem Buch- oder Cigaretteneinkauf fort. Dabei ſtraften ihn Beide hart, wenn er nicht gehorchte, und noch härter, wenn er einmal wagte, ſich Bonbons zu kaufen.

So zog nach und nach ein ſchlimmer Geiſt ein in den kleinen Kreis der drei Brüder: der Geiſt des Haſſes.

Der finſtere Mann ſah den Unfrieden unter ſeinen Kindern, aber er ſah nicht die Urſachen. Oft, wenn er beobachtete, wie nur in ſeiner Gegenwart der brütende Unfriede ſich mit Mühe bezwang, ſah er langſam vom Einen zum Andern, und er fragte ſich, in welchem von den Dreien der Geiſt der Feindſchaft wohne, der ſich gegen die Brüder ſo naturgewaltig kehre. —

Er war oft mit ihnen zuſammen, immer öfter. Er kehrte nicht in den Club zurück, in welchem er früher verkehrte, nahm den L'hombreſpielabend nicht wieder auf und verkehrte nur im Löhnitz'ſchen Hauſe. Er konnte lange, ſcheinbar die Zeitung leſend, in der Arbeitsſtube der Knaben ſitzen, ohne auch nur ein Wort mit ihnen zu wechſeln. Immer zog es ihn mit einer quäleriſchen Gewalt in ihre Nähe. Und als Rupert durch das Examen fiel, hatte er ſich gefreut — unbewußt vielleicht — aber es war ſo ſättigend, zu denken, daß er nun fortfahren könne, auch Rupert beſtändig zu beobachten.

Manchmal wandelte ihn ein wahnwitziger Wunſch an — er hatte den krankhaften Trieb, laut in die Stille, welche unter den arbeitenden Knaben herrſchte, hinein zu fahren mit der harten Frage:

„Glaubt Ihr, daß Eure Mutter mir treu war?“

Aber nach ſolchen Anwandlungen traten ihm feuchte, kalte Tropfen auf die Stirn. Und er raffte ſich auf und machte ſich kaltblütig klar, daß er auf dem Wege ſei, ſich den Verſtand zu rauben.

* * *

Jedes Jahr war die Familie Eggeſtorff für die Monate Juli, Auguſt und September auf das Landgut übergeſiedelt, welches zwei Stunden von der Stadt, an der Grenze der Haide lag. Der Commerzienrath ſelbſt blieb in der Stadt und kam nur am Sonnabend Mittag heraus, um Montag früh wieder fortzufahren. Früher hatte er ſich oft wochenlang heimlich auf dieſe Monate gefreut, welche eine Zeit der völlig ungeſtörten Ruhe für ihn bedeuteten. Wenn ſeine Frau auf dem Lande war, konnte ſie nicht zu den ungeeignetſten Momenten klagend in ſein Zimmer treten oder Intereſſe von ihm fordern für irgend eine Kinderei. Sie hatte das Landleben ſehr geliebt und deshalb ihrerſeits Grund gehabt, ſich lange vorher der Ueberſiedelung zu freuen.

In dieſem Jahr waren es nur die Knaben, welche drängend daran erinnerten, daß man hinausziehen müſſe. Der Commerzienrath wollte nicht. Er zog vor, die Knaben in der Stadt zu behalten, um ſich nicht ſo lange von ihnen trennen zu müſſen. Auch fehle es draußen an jeglicher Aufſicht. Rupert verſprach, ſtreng auf die jüngeren Brüder aufzupaſſen, wofür Otto ihm hinter des Vaters Rücken höhniſch die Zunge herausſtreckte. Auf die wiederholte Ablehnung des Vaters hin, fing Guſti plötzlich bitterlich an zu weinen.

„Mama mochte auch ſo gern draußen ſein. Da war ſie immer am vergnügteſten und glücklichſten,“ rief er ſchluchzend, aber mehr gerührt durch die drohende Entbehrung, als durch die Erinnerung an die Mutter.

Eggeſtorff ſah den Kleinen lange und ſeltſam an.

Dort alſo, dort war ſein Weib am glücklichſten geweſen? Vielleicht nur, weil ſie dann fern von ihm war, befreit von ihm? Oder war dort die Spur —

Rupert erſah das Zögern auf dem Antlitz des Vaters. Und zugleich ſah er deutlicher als je den Verfall in den geliebten, gefürchteten Zügen.

„Wie wäre es, Vater, wenn Du auch draußen bliebeſt und Dir einmal völlige Ferien nähmeſt. Es thäte Dir gut. Thue es mir zu Liebe,“ ſagte er und wußte ſelbſt nicht, warum ihm die Stimme zitterte. Aber in ſeiner jungen Seele regte ſich ſo etwas wie Erbarmen.

Eggeſtorff hörte den zitternden Ton. Scheu ging ſein Blick über das Geſicht des Sohnes, und er ſah das ſchöne, warme Auge des Jünglings voll auf ſich gerichtet. Der Mann fühlte, daß beſorgte Sohnesliebe zu ihm ſprach. Und das that ihm wunderlich wohl.

„Ich werde alſo mit Euch hinausziehen,“ ſagte er und wandte ſich raſch ab, um keinen Dank zu hören.

Das Gut, Alwinenthal hatte Eggeſtorff es getauft, als er es, einem Wunſch ſeiner Frau nachgebend, gekauft, war keine vortheilhafte Capitalsanlage. Es brachte dem Naturfreund mehr Vergnügen als dem Landwirth, und der Inſpector, welcher dort hauſte, träumte vergeblich davon, daß eine Zeit kommen möchte, wo die Wirthſchaft durch ihre eigenen Erträgniſſe zu erhalten ſein werde. Dem Commerzienrath koſtete das Vergnügen, Alwinenthal zu beſitzen, jährlich viele tauſend Mark. Viele hundert Morgen Haideland lagen noch brach, ebenſo viele waren mit Kieferſämereien cultivirt worden und deckten ſich mit den Anſätzen eines Waldes, deſſen Baumhöhe vor der Hand ſich noch von halbwüchſigen Kiefern abſtufte bis zu winzigen Pflänzchen, die kümmerlich im Sande mit dem Verdorren kämpften.

Der große alte Park umſchloß ein Herrenhaus, deſſen unregelmäßige Bauart das Entzücken von Frau Alwine gebildet hatte, die alles Romantiſche liebte und auch in das ſchon halbwegs Nüchterne noch Romantiſches hineinzugeheimniſſen wußte. Und im Park gab es wundervolle Plätze. Baumgruppen von Silberpappeln und dunklen Erlen zuſammengeſtellt, Tannendickicht, Trauereſchen und Weiden um einen verſchilften Teich, eine epheuumſponnene Steingrotte. Von der Parkgrenze ſah man rechts über die Kieferſchonungen hinaus, während der Blick links über welliges Haideland ſchweifte. Die Weite war dort begrenzt von einem bläulichen Waldſtreifen und unterbrochen durch eine kleine, inmitten der Haide liegende Anſiedelung.

Das war ein rothes Haus mit einem neuen und tadelloſen Ziegeldach. Frau Alwine hatte damals faſt geweint, als Eggeſtorff das grüngraue Strohdach und die Lehmwände einreißen ließ, um dem Torfſtecher ein freundlicheres, geſundes Haus hinzubauen. Aber der hellrothe Fleck zwiſchen den hohen Bäumen, die ihn umſchrankten, nahm ſich in dem Haidebild ſehr farbenfröhlich aus.

Das Gutshaus ſah vorn hinaus auf die wohlbeſtellten Roggen- und Gerſtenfelder. Das war Frau Alwinen zu proſaiſch geweſen, und ſie ließ, bei der überreichlichen Anzahl der vorhandenen Stuben, alle Zimmer nach vorn hinaus unbenutzt.

Für Eggeſtorff und ſeine Söhne lag kein Grund vor, die von der Verſtorbenen getroffenen Zimmerordnungen umzuſtoßen. Man zog ein — Jeder in ſeinen alten Raum, und das Idyll konnte beginnen.

Eggeſtorff aber war nicht der Mann, ſich einer ſtillen oder wohl gar ſentimentalen Freude an der Natur hinzugeben. Hier in der Ruhe kam ſein Weſen vollends aus den Fugen. In der Stadt hatte der Tag mit ſeiner vielen Arbeit ihm jede Bewegung vorgeſchrieben, wie dem Galeerenſclaven die Kette nur einen beſtimmten Spielraum läßt. Dort konnte er nur in ſeinen langen Freiſtunden ſich gramvollen Phantaſien überlaſſen. Hier aber fand er den ganzen Tag Zeit und in der ganzen Umgebung eine fortwährende Aufforderung dazu.

Ging er im Park umher, ſuchte er ſich auf jeder Raſenbank in Alwinens Stimmung hinein zu leben und malte ſich aus, zu welchen Schwärmereien ſie durch dieſe oder jene Scenerie verführt worden ſein mochte. Ihre Art, jeden Sonnenſtrahl, der über ein Blättchen huſchte, jedes Raunen, das vom Wind durch das Schilf getragen wurde, lang und breit zu beſchreiben und ihr Entzücken dabei zu betonen, war ihm oft mehr als läſtig, war ihm faſt lächerlich geweſen. Jetzt beobachtete er dieſe kleinen Naturvorſtellungen wie ein beſonderes Schauſpiel, und da ſeiner Veranlagung nach ihm die Natur ein Todtes war, wenn ſie nicht in Beziehung zum Menſchen und zu Menſchenarbeit trat, grübelte er ſich in den Wahn hinein, daß Alwine bei ihrer Naturliebe nicht den Sonnenuntergang an ſich, nicht das Herbſtlaub als ſolches, nicht das Frühlingsgrün um des Farbenzaubers willen angeſchwärmt habe, ſondern all dies für ſie die Begleiterſcheinung einer Erinnerung geweſen.

Welcher Erinnerung?! Welcher?

Waren dieſe dunklen Baumwipfel das ſchützende Dach eines Verraths geweſen? Konnte dieſer Epheu Zeuge ſein? Redete hier nicht Alles, Alles von dem, das ihm verborgen war und ewig verborgen bleiben würde?

Welch' ein Thor war er geweſen, ſich aus der Nähe der einzigen Frau zu verbannen, die ihm Alles zu ſagen vermochte und in deren Nähe allein er eine Art von Ruhe fand in dem Bewußtſein: „Ich brauchte ſie ja nur zu fragen“.

Er ſetzte ſich hin, ſchrieb einen Brief an die Löhnitz' und lud das Paar zu ſich ein. Löhnitz mußte bald in's Manöver, er konnte nicht kommen und ſchrieb an Eggeſtorff einen zwölf Seiten langen Brief, worin er darlegte, daß er ſeinerſeits ſich darüber hinwegſetze, falls ein Menſch etwas dabei fände, wenn Mary allein den Wittwer und Freund beſuche. Sechs Seiten bewies er das völlig Unſchuldige und Harmloſe und ſeine eigene Ueberlegenheit dem Urtheil der Welt vis-à-vis, um auf den anderen ſechs Seiten genau zu beweiſen, aus welchen Gründen man dennoch das Mißverſtändniß der Welt zu ſcheuen und die Kritik der Leute zu achten habe und daß alſo Mary allein nicht kommen dürfe.

Eggeſtorff lachte ingrimmig über den albernen Brief. Er verachtete die Menſchen herzlich, welche die geiſtige Freiheit im Munde führen und nur den Muth haben, an der Leine der öffentlichen Meinung zu handeln. Uebrigens hatte er nicht im entfernteſten gedacht, daß der Beſuch Marys bei ihm eine Sache ſei, die irgend Jemand beſchäftigen könne; daß er ſeit Wochen kaum von ihrer Seite gewichen war, hatte ja für ihn Gründe von ſo leidenſchaftlicher Wichtigkeit gehabt. Die Leidenſchaft — ob ſie nun durch Liebe, Haß oder Wißbegierde erzeugt iſt — trägt immer ein auffallendes Gewand. So war der Welt Eggeſtorffs beſtändiges Zuſammenſein mit Frau Mary von Löhnitz bereits aufgefallen, und Löhnitz befand ſich in der wichtigen und ihn ſehr befriedigenden Situation eines Mannes, welcher der Welt zeigen darf, daß er die Augen offen hat und die Gefühlsverwirrung des vereinſamten Freundes ſchon klug zurückdämmen wird.

Eggeſtorff ſollte alſo allein bleiben, denn außer Frau Marys Nähe hätte er keine Freunde ertragen. Die Kinder waren ihm hier weniger Geſellſchaft noch als in der Stadt, und in den erſten Tagen hatte er auch, hingenommen von der Umgebung, keine Zeit gehabt, ſie zu beachten.

Während einiger Regentage vernahm er das Toben ſeiner Söhne oben im Haus, unterdeß er unten ſaß, um zu „arbeiten“.

Eine wunderliche Arbeit. Er kehrte in jedem Möbel die Schubladen um und um. Da gab es alte Cylinderbüreaux und Secretäre, merkwürdige Schreibtiſche und Nippſchränkchen mit verſchließbaren Abtheilungen. Alwine hatte das Haus möblirt gehabt mit Allem, was ihre Eltern und die Mutter Eggeſtorffs hinterließen an Gegenſtänden. Die Möbel waren durchweg von ſchwerem, nachgedunkeltem Mahagoniholz, einige mit Meſſing beſchlagen, aus der Zeit nach dem Empire, andere im Geſchmack der dreißiger Jahre.

Die alte Frau Röhling, des Inſpectors Mutter, welche im Winter das Haus hütete und im Sommer die Wirthſchaft führte, erlaubte ſich endlich, als ſie den Herrn im Gartenſaal dabei fand, eine Schublade wieder in den Secretär zu ſtoßen, die Frage:

„Der Herr ſuchen etwas.“

Eggeſtorff, mit feuchter Stirn und in nervöſem Zorn über die Schublade, die immer ſchief hineingerieth und bei dem Herein- und Herausſtoßen kreiſchende Töne von ſich gab, Eggeſtorff ſagte kurz:

„Ja, ja, — ein Papier.“

„Darf ich ſuchen helfen.“

„Nein.“

Und er ſuchte allein weiter. Kein Möbel war ihm zu unwahrſcheinlich, nicht das Büffet im Speiſeſaal und nicht die Nippſchränkchen ließ er undurchſucht. Vielleicht hatte der Zufall ſein Spiel getrieben — oder eine Unvorſichtigkeit war einmal begangen worden. Und irgend eine Spur fand ſich — ein Briefblatt oder nur ein Zettel — von jener Hand beſchrieben wie das eine, das er gefunden und immer bei ſich trug. —

Aber wie die Bäume im Park, das Schilf im Weiher, ſo ſchwiegen auch die todten Gegenſtände.

Der Mann fühlte nach dieſen Tagen eine phyſiſche Erſchöpfung, die ihn erſchreckte.

Der Kampf gegen Schatten bringt dem Kämpfer immer Niederlagen. Müde und todtwund ſah er ſich nach einer Ablenkung um. Er wollte ſich den Knaben widmen.

Da ſah er, was die Zwiſchenzeit aus ihnen gemacht.

Rupert trieb ſich in der Haide herum, er hatte — ſo erlauſchte der Vater aus Ottos Redereien — eine Liebelei mit der Tochter des Torfſtechers angeknüpft. Otto ritt den halben Tag und jagte zum Entſetzen des Inſpectors Pferde ab, die zur Feldarbeit beſtimmt waren. Der Kleine lag im Haidekraut und rauchte Cigaretten. Kamen ſie zuſammen, war hellodernder Streit zwiſchen ihnen. An irgend eine nützliche Beſchäftigung dachte keiner von den Dreien. Eines Abends ſogar hatten Otto und Guſti — verträglich wenn es einen böſen Streich galt — in Ottos Zimmer ein Gelage gehalten und dazu Wein aus dem Keller geſtohlen. Sie waren Beide ſehr betrunken geweſen und litten ſchauderhaft nachher. Frau Röhling hielt es für ihre Pflicht, mit Zittern und Zagen dies dem Herrn mitzutheilen. Sie erwartete ein fürchterliches Strafgericht für die Knaben.

Eggeſtorff aber ſchwieg. Als er all das beobachtete und die Verwahrloſung ſeiner Söhne ſah, kam ein ſonderbares Gefühl in ſeine Seele — ein wartendes!

Er dachte an ſeine Jugend. Die war vaterlos geweſen, und neben einer gutherzigen, aber eitlen und mit Geſellſchaftsſiegen beſchäftigten Mutter wuchs er zügellos auf. Von unbändiger Thatenluſt erfüllt, mit heftigem

Temperament ausgeſtattet, war ſein Knabenleben eine Reihe von erſchreckenden Thorheiten geweſen, und Jedermann hatte prophezeit, daß er ein „verlorener Sohn“ werden würde. Allein die geſunde Kraft in ihm erwachte eines Tages, und er erzog ſich ſelbſt mit eiſerner Energie zum tüchtigen Mann.

Nun wartete er. Er war neugierig darauf, in welchem von den Dreien ſeine Kraft, ſeine Energie, ſeine Gaben durchbrechen würden. Oder in welchem von den Dreien die Zügelloſigkeit als ein Fremdes und Unbeſiegliches ſich dauernd offenbaren werde.

Er ſah der Entwickelung der jungen Menſchenpflanzen zu, anſtatt mit ſtarker Hand zu hindern, daß ſie verkrümmten!

Die Knaben waren der Nachſicht herzlich froh, und Otto und Guſti fühlten ſich zu allerlei Unthaten geradezu ermuntert. Nur Rupert, der ſchon mit ſich Kämpfende, ſah dieſe Nachſicht mit einem bangen Staunen.

„Wir ſind ihm ganz gleichgiltig geworden. Der Schmerz um Mama macht ſein Herz todt für Alles,“ dachte er und würde verſucht haben, dem Vater ſeine Liebe aufzudrängen, — wenn — nicht die hübſche Linka geweſen wäre, die ſeine Gedanken und ſeine Zeit ſo ſehr in Anſpruch nahm.

Der Torfſtecher hatte Herrn Eggeſtorff die Moore abgepachtet, welche in der Haide lagen. Er war ein kümmerlicher Mann, der einen Arm verloren hatte und ſein Geſchäft nicht mehr ſelbſt zu beſorgen vermochte. Sein Sohn Blas und der Knecht Anders beſorgten das Torfſtechen, Linka mußte helfen, die Soden zum Trocknen auslegen und die faſt trockenen in Pyramidenform aufbauen. Ab und an fuhren Blas und Anders viele Tage hintereinander mit den Ackerpferden des Gutes in die Stadt, um den Vorrath zu verkaufen. Es wäre ein gutes Geſchäft geweſen, wenn man nicht den Knecht hätte dazu halten müſſen, deſſen Lohn einen Theil der Einnahme fortſtrich. Auch erzielten die beiden Verkäufer immer nur merkwürdig niedrige Preiſe, was den Alten zu der kummervollen Betrachtung veranlaßte, daß die Steinkohle ſeinen ſchönen, trocknen, faſerreichen Torf todt mache. Linka war überzeugt, daß Blas und Anders immer einen Bruchtheil der Einnahme vertranken, denn ſie rochen oft nach Branntwein, wenn ſie heimkamen, und Anders, der Linka heirathen wollte, verſuchte dann, ſich allerlei Zärtlichkeiten herauszunehmen.

Es war am erſten Tag geweſen, da Rupert mit dem Gewehr über die Haide ſtrich, als er des Mädchens anſichtig wurde. Er hatte ſie noch nicht geſehen gehabt, denn Linka war zwei Jahre in der Stadt bedienſtet geweſen und erſt ſeit kurzem wieder bei ihrem Vater.

Er beobachtete lange von fern die hübſche Frauensperſon. Ihr ſchlechter Kleiderrock war hoch geſchürzt, ſie bückte ſich und hob die Soden auf, ſie eine über die andere bauend wie eine Pyramide von Dominoſteinen; dabei kam ihr kräftiger Wuchs zur Geltung. Ihr blondes Haar war im Nacken zuſammengedreht, und ihr Geſicht, von friſchen Farben, regelmäßig und von ſchönen, etwas dreiſten Augen belebt.

Sie ſah recht gut, daß der junge Herr ihr zuſchaute, that aber völlig unbefangen. Sie war nicht umſonſt in der Stadt geweſen, nach deren Unterhaltungen ſie ſich ſchmerzlich genug zurückſehnte. Der feine junge Menſch, im kleidſamen graugrünen Jägerrock, gefiel ihr ſehr gut. Wenn er ihr ſagen würde, daß er ſie ſehr hübſch fände, würde ſie es gern anhören.

Und Rupert kam heran und ſagte es ihr. Ein wenig verlegen zwar, mit Herzklopfen und einer leiſen Röthe im Geſicht, denn es war das erſte Mal, daß er es einem weiblichen Weſen ſagte, und er wagte es auch nur, weil es kein Fräulein war, ſondern ein Mädchen in Dienſtbotenſtellung. Als ſie mit einem halb beſcheidenen, halb erfreuten Lächeln ſagte: „Ach, bei der Arbeit ſieht man ja wie 'ne Eule aus," glaubte er ihr klar machen zu müſſen, daß es ſein Ernſt ſei.

Mit dem Verſuch, den leutſeligen Herrn zu ſpielen, griff er ihr unter das Kinn und ſah ihr in die Augen, ſchlug aber ſchnell die ſeinen vor ihrem Blick nieder. Eine ſüße Unbehaglichkeit und Unſicherheit erfaßte ihn, und er ging ſchleunigſt davon.

Von dieſer erſten Begegnung an trachtete er täglich darnach, ſie zu ſehen. Der Gedanke, vielleicht ein Abenteuer erleben zu können, ſchmeichelte ſeiner erwachenden Männlichkeit und ängſtigte ihn zugleich ein wenig. Und während Linka, eine ſchon etwas verdorbene und mit angeborener Frechheit behaftete Perſon, ihm auf allen Wegen entgegenkam und ſchon erwog, ob er ihr auch etwas Hübſches ſchenken werde, falls ſie ihn darum bäte, quälte er ſich mit Zweifeln, ob er ihr wohl einmal einen Kuß geben könne, ohne Gefahr zu laufen, daß ſie ihn ohrfeige oder zurückſtieße.

Er war gar nicht in ſie verliebt, das wußte er aber nicht. In ſeinen Adern brannte nur der unüberwindliche Wunſch, einmal etwas zu erleben. Er fand Linka jeden Tag hübſcher, und darin trogen ihn ſeine Augen wohl nicht, denn ſie begann ſich für ihn zu putzen und holte ihre ſtädtiſchen Kleider und ihre unechten Schmuckſachen heraus.

Blas, ihr Bruder, und Anders, der Knecht, ſahen, wie die Sache lief, und zu welchem Ende ſie vielleicht führen könnte. Sie hielten ſich nicht damit auf, Linka auszuſchimpfen, gegen deren Zungengeläufigkeit ſie doch nicht aufgekommen wären. Sie beſchloſſen, mit einer ſeltſamen, beſonnenen Wuth, es dem „grünen Bengel" einzutränken, daß er der Linka nicht nachzulaufen habe und daß die nicht für ihn gewachſen ſei.

Rupert, mit dem Hochmuth eines jungen Menſchen aus gutem Hauſe, der Leute noch nach äußerem Gewand, nach Vermögen und Geſellſchaftsſtellung taxirt, kam gar nicht auf den Einfall, daß dieſe beiden Männer ihm gegenüber etwas Anderes empfinden könnten, als Demuth und Dankbarkeit für den gnädigen Gruß, den er zuweilen ſpendete.

An einem heißen Auguſttag trieben Otto und Guſti ſich zuſammen in der Haide umher. Sie hatten erzählen hören, daß in dem träg rinnenden Bächlein früher Perlen gefunden ſeien, und da ſie in einer Anwandlung von wiſſenſchaftlichen Eifer beſchloſſen hatten, ein Naturaliencabinet zu gründen, ein Vorſatz, der zweifellos nach zwei Tagen wieder verlaſſen werden würde, zogen ſie auf die Perlfiſcherei aus.

Das Bächlein hatte ſich ein ſeichtes, ſandiges Bett gegraben, an ſeinem Ufer ſtand hie und da ein Erlenbuſch, der ſeine Ruthen über das Waſſer neigte, und ein ſchmaler Rand grüner Vegetation zeichnete den Lauf ab von der bräunlichen Haide. Die Sonne brütete über dem Gelände und trieb die tauſend und abertauſend Knoſpen an dem Haidekraut zur Blüthe. Es lag, wenn man die Augen halb zukniff, um nicht mehr das Einzelne, ſondern die Totalität des Bildes zu ſehen, ſchon ein bemerkbarer roſiger Schimmer über der braungrünen Weite. Noch wenige Tage, und die Haide hatte ſich in Roth getaucht, in das gedämpfte, melancholiſche Roth der Erikablüthe.

Otto und Guſti waren ſchon müde und durſtig, bevor ſie den Bach erreicht hatten, der noch hinter der Torfſtecheranſiedlung an der Grenze ihrer väterlichen Beſitzung floß. Otto hatte unterwegs, hinter Guſti gehend, heimlich die mitgebrachte Feldflaſche voll Wein und Waſſer ausgetrunken und log nun, daß ſie ausgelaufen ſei. Guſti ſchlug nach ihm, und ſie balgten ſich, daß es dem Kleinen, der gewandt wie eine Wildkatze war, gelang, dem Bruder einen ſolchen Puff zu geben, daß er in's Waſſer ſtürzte.

Hierdurch ward der Friede und die Heiterkeit wieder hergeſtellt, Otto patſchte lachend und pruſtend heraus und begann ſich zu entkleiden, theils, um das Zeug zu trocknen, theils in dem Einfall, daß man die Perlfiſcherei rationeller betreibe, wenn man ohne Kleider im Waſſer wate. Bald ſtiegen die beiden Jungen im trägen Waſſerlauf hin und her, ihn trübend und bei jedem runden Kieſelchen, welches ſie fanden, ein Geſchrei erhebend. Es war aber immer keine Perle.

Sie waren ſo beſchäftigt, daß ſie das Herannahen Ruperts überſahen, der, eine Cigarette im Munde, das Gewehr als Decoration über der Schulter — um das Recht zu haben, ſeinen hübſchen Jagdanzug anzulegen — langſam heranſchlenderte. Er befand ſich in einer ſelbſtherrlichen Stimmung, Linka hatte ihm eben zugeſagt, ihn heute Abend in der Kiefernſchonung zu treffen. Es war das erſte verabredete Rendezvous mit ihr. Er kam ſich plötzlich als ganz gereifter Mann vor, der auf ſeine Brüder als auf dumme Jungens, auf alberne Kinder herabſehen durfte.

In dieſer Stimmung fand er die Lage, in welcher er ſie traf, unerhört. Sie konnten ſich und ihr Zeug nicht mehr vor ihm unter einem Erlenbuſch verſtecken, als ſie ihn bemerkten. So wappneten ſie ſich denn mit höhniſchem Trotz.

Rupert verwies ihnen ein Betragen, welches auf der Höhe von Straßenjungenbildung ſtehe, ſagte, daß er dem Vater Bericht erſtatten werde und dahin vorſtellig zu werden denke, daß ein ſtrenger Hauslehrer angeſchafft werde.

Otto ſagte, daß gar nichts dabei ſei, und daß er es viel erlaubter fände, in dieſer Einſamkeit zu „baden“, als hinter Mädchen herzulaufen, und wenn er, Rupert, klatſche, wolle er, Otto, auch erzählen, was er wiſſe. Dies empörte Rupert bis zur Sinnloſigkeit. Vielleicht umſomehr, als ſein Abenteuer noch gar nicht bis zu einem Punkt vorgediehen war, wo Rupert ein ſchlechtes Gewiſſen hätte haben dürfen.

Mit einer böſen Gehäſſigkeit ging er davon, die Brüder in derſelben Stimmung zurücklaſſend.

„Alles und alles verpurrt er Einem,“ ſagte Guſti.

„Er denkt, daß er mehr iſt, als wir, bloß weil er älter iſt. Merkſt Du wohl, er thut ſeit einiger Zeit, als ob er ein Prinz und wir noch dumme Göhren wären,“ ſprach Otto.

„Wir wollen ihm auch mal ſeinen Kram ſtören,“ meinte Guſti mit dem feſten Vorſatz, dem Bruder nächſtens was ſehr Aergerliches anzuthun.

„Er iſt ſo eitel auf ſein Jagdkoſtüm. Soll ich aus Verſehen Tinte drüber gießen?“

„Ach — dann läßt er ſich ’n neuen machen und für Vater anſchreiben,“ ſagte Otto wegwerfend und ſann nach.

„Oder wollen wir all’ ſeine Shlipſe caput ſchneiden?“

„Das iſt alles Unſinn. Es muß ’ne Blamage ſein. So ’ne ordentliche, wo er vor Wuth ſtirbt und doch ſchweigen muß. Famos — hurrah! Ich hab’s! Wir ſchleichen ihm nach, immer und allerwärts, bis wir ihn dabei abfaſſen, wie er der Linka Süßholz vorraſpelt. Dann ſchreien wir laut ‚juchhe‘! gerade wenn er ſo mitten drin iſt und laufen weg. Das wird ihn furchtbar ärgern, glaubſt Du?“

Ja, Guſti glaubte auch, daß es ihn furchtbar ärgern werde. Daß ein rechter Junge — und für ſie war auch Rupert noch ein ‚Junge‘ — einem Frauenzimmer nachlaufen könne, war ihnen an und für ſich ſo unbegreiflich wie verächtlich.

Sie zogen ſich an, obſchon Ottos Kleider nur erſt halbtrocken waren, und in die Stiefel wieder hineinzukommen, ſich als Unmöglichkeit erwies. Es ward eine dornenvolle Wanderung, auf Strümpfen über die Haide nach Hauſe, und obſchon Rupert hieran ganz unſchuldig war, ſchrieb Otto doch jeden ſchmerzenden Tritt, den er that, mit auf Ruperts Schuldconto.

Die alte Röhling hate am ſpäten Abend dieſes Tages den Kopf ſehr voll. Sie hatte mit Frau Eggeſtorff in einem ſehr vertrauten Verhältniß geſtanden und fühlte ſich, in Folge der ehedem empfangenen vertraulichen Mittheilungen, der Familie ſehr nahe, was freilich der Commerzienrath mehr abzuweiſen als anzuerkennen ſchien. Aber — ſo meinte ſie zu ihrem Sohn, dem Inſpector — „was zu doll, ſei zu doll“.

„Die Jungens können einen ja beinah’ erbarmen. Wie das Unkraut läßt er ſie aufwachſen. Na, ſie machen ſich auch danach. Was meine liebe Selige war, die war ja auch man ’ne ſchwache Frau, und es fehlte wohl an der rechten Strenge. Sie gab den Knaben viel nach, zuviel, ſagte ich immer. Aber wenn ſie denn zu unartig wurden, ſetzte Frau Eggeſtorff ſich hin und weinte. Das half. Dann ſchämten ſich die Drei und gaben ſich Mühe bei der Arbeit und im Betragen. Er, was der Vater iſt, läßt es gehen, wie's will. Als ich ihm neulich klagte, daß die beiden Kleinen Wein geſtohlen hätten, ſah er mich ſo merkwürdig an. Strafe haben ſie nicht gekriegt. Was ſoll ich nun machen: heut kommt der Otto barfuß nach Haus, mit verdorbenem Anzug und verdorbenen Stiefeln; Nachmittag komm' ich drüben zu, wie der Kleine dem Rupert Tinte in ſeinen Cravattenkaſten gießt; und nun gar ſind ſie alle weggeſchlichen — ich bitt' Dich, Fritz, bei nachtſchlafender Zeit! Erſt ſah ich den Rupert durch den Park gehen — ich machte gerad' die Laden im Eßſaal zu, und das Licht fiel noch auf den Eingang in die Hauptallee. Nun paß' ich auf, ob er wohl gleich wieder kommt! Anſtatt deſſen ſeh' ich die andern Beiden hinterher ſchleichen! Nu ſag' mir guten Rath — das muß ich doch dem Herrn ſtecken! Das kann doch nicht angehen, daß ich dazu ſchweige. Denn was Rechtes und Erlaubtes haben die doch nicht vor — das iſt deutlich."

Fritz Röhling, der Inſpector, welcher im Zimmer ſeiner Mutter ſeine Abendpfeife rauchte, ſchwieg bedenklich lange. Dann ſprach er:

„Mutter, das will ich beſorgen. Ich kenne ihn, Männerwort findet beſſeren Boden bei ihm als Frauenklage. Das kömmt ja wohl, weil die Selige ein büſchen viel und unnütz lamentirte. Da hat er ſich das angewöhnt, man halb hinzuhören. Ich will's ihm ſelber ſagen."

Er erhob ſich langſam und reckte ſich. Es kam ihm ſauer an, ſeine müden Knochen nochmals in Bewegung zu ſetzen. Aber er ſagte ſich, daß es ſchon ſehr ſchlimme Geſchichten ſein müßten, um die ſich die Knaben aus dem Hauſe bemühten, wo ſie im Haus ungehindert tollten.

Frau Röhling ſah ihm befriedigt nach. Sie wuſch gern ihre Hände in Unſchuld und mochte bei jedem Unglück gern die Kaſſandra geweſen ſein.

Den Commerzienrath zu finden, war nicht leicht. Fritz Röhling wollte ja gar nicht glauben, daß der Herr — wie das Stubenmädchen behauptete — ſich die, aus dem Eßſaal auf die Terraſſe führende Thür ſelbſt wieder aufgeſchloſſen habe und noch in den Park gegangen ſei.

Mondſcheinpromenaden hielt Fritz Röhling bei Jedermann, der ſie machte, für eine Verrücktheit. Daß aber ſein Herr ſo allein und aus freien Stücken eine machen könne, hätte er für undenkbar gehalten.

Und doch ging Eggeſtorff langſam im nächtigen Schatten der Wege dahin, die ſich bald durch dichtes Gebüſch wanden, bald unter hoch ragenden Stämmen weiterſtreckten und bald an ſanft erhellten Raſenbreiten entlang liefen. Der Halbmond ſchob ſich am Himmel empor und gab der ſchwülen Sommernacht einen leiſen Glanz.

Wie oft hatte Alwine gebeten: komm', laß' uns noch hinausgehen. Er ſchlug es immer ab, denn er wußte programmgemäß voraus, daß ſie immer am Weiher ſeufzen werde und ſich immer in den Gebüſchen fürchten.

Nun ging er hier allein. Allein? Nein, ſeine qualvollen Gedanken waren immer mit ihm, und ſie redeten umſo lauter, als der Tag und die Bilder ſeiner Umgebung nicht ſein Auge beſchäftigten und ſein Inneres zerſtreuten.

Er dachte heute nicht, daß ſie hier vielleicht gewandelt ſei mit einem Andern oder doch mit der Sehnſucht nach einem Andern. Er dachte in einer Art dumpfer Neugier nach, wie ſein Leben werden ſolle, wie er leben könne!

Klar zu überſchauen, was hinter ihm lag und die Gegenwart gab, klar ſich zu ſein über jedes Gefühl in ſeiner Seele, das war ihm Daseinsbedingung geweſen — immer. Und nun ſollte er vorwärts gehen, mit dem Bewußtſein, daß es ein unenthülltes Geheimniß in ſeinem oder ſeiner Frau Leben — was daſſelbe war — gab?

Nie, nie ſollte er erfahren, was mit ihr begraben ward?

Die Verſuchung, doch einmal Frau Mary zu fragen, hatte er in den letzten Tag ganz beſiegt.

Ja, wenn ſein Suchen ihm noch eine Spur gebracht hätte — nur die allerkleinſte! Aber wie — wenn auch Frau Mary nichts wußte. Wenn die ſonſt ſo mittheilſame Todte gewußt hatte zu ſchweigen, wo es ihre Ehre galt? Was dann?

Dann hatte er der Freundin gegenüber die Todte bloßgeſtellt und ſeine eigenen Qualen offenbart. Dies ſchien ihm noch entſetzlicher als das Erſtere.

Verſiegelt wie der Mund der Todten, ſtumm wie das Grab blieb ihm Alles. Keine Frage, kein Grübeln, kein Forſchen gab ihm Aufſchluß — außer vielleicht einmal ein unberechenbarer Zufall. Sollte er auf den bauen — hoffen?

Und zum tauſendſten Mal wälzte er die Frage in ſeinem Hirn umher:

„Iſt das Briefblatt wirklich ein Zeugniß, daß ſie mich verrieth? Wer iſt der ‚holde Knabe‘, von welchem ſie dem Briefſchreiber berichten ſoll? War der Brief an ſie oder an eine Andere gerichtet?“

Er, der Thatkräftige, rang mit tiefem Ekel am Daſein. Seine großmächtige Natur bäumte ſich gegen die Erkenntniß auf, daß man ein Leben lang groß, klar, nützlich geſtrebt und gewirkt haben kann und daß ein Ungefähr von Außen zerſtörend den ſtolzen Bau zu untergraben vermag. Daß wir uns und unſer Wirken nicht vor Krankheit ſchützen können! Krankheit des Leibes war ihm, dem eiſern Organiſirten, etwas Ungeduld erregendes. Er fürchtete Krankheit mehr als den Tod. Aber eine ungeſunde Seele haben, das war ihm ſchreckensvoll, wie Wahnſinn oder Unfähigkeit.

Und hatte er noch eine geſunde Seele, wenn fortan in derſelben ein nie widerlegbares Mißtrauen wohnte? Glich er nicht fortan einem Sklaven, der in Ketten geht?

Frei ſein!

Wie ein Nothſchrei ging der Wunſch durch ſeine Bruſt.

Er ſaß ſtill auf der Bank in der epheuumſponnenen Grotte, die ihr Halbrund dem unfernen Weiher zu öffnete. Auf der ſtillen Fläche, die keine Welle kräuſelte, lag ein metalliſcher Glanz, unbeweglich ſtand das Schilf. Kein Lüftchen raſchelte in dem Blattwerk. Aber dennoch war ein leiſes Raunen und Weben um den einſam grübelnden Mann — das heimliche Leben von allerlei Nachtgethier.

Plötzlich flatterte im Rohr ein Vogel auf, und vor Schreck über das Geräuſch ſprangen ein paar Fröſche plumpſend in's Waſſer. Schritte nahten ſich. Fritz Röhling trat gewichtig auf.

Er ſah die dunkle Geſtalt ſeines Herrn ſitzen, und ein Gefühl von mitleidiger Geringſchätzung des ſonſt ſo Gefürchteten zog durch ſeine Bruſt. Alſo ſolche Verrücktheiten trieb ſein Herr.

„Herr," ſagte er laut — der Zauber der Sommernacht veranlaßte ihn zu keiner Schonung des Organs — „ich wollte mir pflichtſchuldigſt zu melden erlauben, daß die jungen Herren ſammt und ſonders ausgerückt ſind, was nie nich im Leben was Gutes zu bedeuten haben kann."

Eggeſtorff ſah auf zu dem vor ihm ſtehenden Mann. Ihre Geſichter konnten ſie an einander nicht erkennen. Wohl aber ſah Eggeſtorff an der breitſpurigen Poſe ſeines Inſpectors, daß es dem ſehr wichtig war. Ueberhaupt — hätte Röhling ihn hier geſucht, zu ſo ſpäter Stunde, wo der Mann ſonſt ſchon ſchnarchte, wenn er nicht ernſte Gründe gehabt?

Eine unbeſtimmte Unruhe ſtieg in Eggeſtorff auf. Die Knaben waren fort? für immer?!

Und die Unruhe wandelte ſich in einen wahnwitzigen Schreckgedanken. Wie — wenn ſie es nicht mehr ertragen hätten, Liebe zu entbehren? Oder wenn ſie in den verfloſſenen Monaten ſo verwildert wären, daß ſie ſich zu irgend einer unerhörten That vergeſſen hätten und nun flohen?

Jäh wie ein Blitz fiel dem Mann die Erkenntniß in's Herz, mit wie dämoniſcher Abſicht er ſie habe verwahrloſen laſſen. Wie er gefrevelt an ſeinen heiligen Pflichten.

Dieſe jungen Seelen waren ihm anvertraut, welch' Geheimniß auch immer ihre Mutter mit ſich genommen, an ihm war es, aus den Knaben Männer zu machen.

Von ihm wurde ihr Daſein gefordert und Rechenſchaft darüber, ob er ihnen ein liebevoller und ſtrenger Richter geweſen.

„Fort —" ſtammelte er, „ganz fort?" Das wußte Fritz Röhling nicht. Er berichtete nur, was ſeine Mutter geſehen, und wiederholte naiv ſeine Schlußfolgerung, daß die Jungens, die doch zu Hauſe die gräßlichſten Unarten begehen durften, ohne daß Hund oder Hahn darnach krähe, wohl was ganz Unerhörtes vorhaben würden.

Eggeſtorff erhob ſich.

„Wir wollen ihnen nach," ſagte er heiſer.

Röhling ſchlug nach einer Fledermaus, die ſchräg und unhörbar durch die Luft ſegelnd, gegen ſeinen Kopf geſtoßen war.

„Ja — aber in was für 'ner Richtung?" fragte er.

„Nun," ſprach Eggeſtorff, „Ihre Mutter hat ſie im Park geſehen. So dürften ſie in die Haide hinaus ſein. Wir können rufen — ſchießen — holen Sie Ihre Flinte. Wenn ſie draußen ſind, werden ſie uns hören."

„Alſo in die Haide," ſagte Röhling.

— — — — — — — — — — — — — — —

Rupert ging mit Herzklopfen der Kieferſchonung zu. Es war garnicht Linka, die ſeine Pulſe in Bewegung ſetzte, ſondern das Bewußtſein, ein Stelldichein zu haben. Die Perſönlichkeit des Weibes, welches dabei in Frage kam, war ihm — unbewußt — ſo gleichgiltig, daß man ihm dieſe Perſönlichkeit hätte mit einer anderen vertauſchen können, ohne daß ſeine wohlige, erwartende Stimmung ſich geändert hätte.

Daß Otto und Guſti ihm aufgelauert hatten und in einer Entfernung von zwanzig Schritt, lautlos und geſchmeidig wie zwei junge Panther, hinter ihm drein ſchlichen, ahnte er nicht. Knackte einmal ein Zweig, rauſchte ein Buſch, ſo erſchrak er nicht, noch wandte er ſich um. Als angehender Jagdfreund dachte er bei jedem derartigen Geräuſch in Haide und Wald, es wechſle ein Wild.

Im Park konnte das Mondlicht nur durch Baumwipfel dringen und gab ſpärliches Licht.

Draußen die weite Haide war vom hellen Schein übergoſſen; in der Richtung der Torfmoore lag Nebelflor über dem Gelände, der vom Mondlicht durchwirkt war und bläulichſilbrigen Schleiern glich. Die Stille der Nacht thronte majeſtätiſch über der flachen Weite.

Das Nadelwerk des Kiefernbruchs gleißte hie und da metalliſch in Licht, aber unter den Wipfeln der niederen Bäumchen war ſchwarze Finſterniß.

Dem hochgewachſenen Jüngling reichte der werdende Wald bis an die Schultern. Die nachſchleichenden Brüder ſahen immer das emportauchende Haupt und konnten dadurch auch weiter den Bewegungen der Geſtalt folgen.

Endlich verſchwand es. Rupert mußte die verabredete Stelle gefunden und ſich gelagert haben.

Die Luſt, dem Bruder etwas Tückiſches anzuthun, war ſchon zur Hälfte zurückgetreten vor den ſpannenden Aufregungen einer ſolchen Verfolgung an ſich. Sie kamen ſich vor wie Indianer auf dem Kriegspfad, und Einer hätte ſich vor dem Andern geſchämt, wenn er den Spaß durch ein unvorſichtiges Geräuſch verdorben hätte. Ihre Herzen ſchlugen bis zum Halſe hinauf.

Nun erſt kam die allergrößte Schwierigkeit: Rupert geräuſchlos nahe zu kommen, ſo nahe, daß ſie ihn genau beobachten konnten. Die Minuten, die das koſtete, dehnten ſich zu Ewigkeiten.

Da endlich war's erreicht. Sie kauerten jeder hinter einer niederen Kiefer, die ihre Aeſte noch unmittelbar über dem Erdboden aus dem Stämmchen reckte, und konnten ziemlich deutlich Rupert bemerken, welcher auf der Grenzſchneiſe zwiſchen zwei verſchiedenjährigen Schonungen, auf dem Stein ſaß, der die Bezeichnung des Schlags trug. Der Mond ſandte ungebrochnen Lichts einen Strahlenſtreifen die Schneiſe entlang.

Weitere Minuten vergingen. Da kam etwas heran, ſorglos und laut. Eine Frauenſtimme rief, kaum gedämpft:

„Rupert!"

Und ſchon zugleich mit ſeiner faſt unhörbaren Antwort: „Hier!" trat Linka in den Lichtſtreif. Sie trug weder Hut noch Jacke, der Mondſchein fiel auf ihr blondes Haar.

„Jetzt?" raunte Guſti fragend, als er ſah, daß Rupert — recht verlegen, was natürlich Guſti nicht beobachten konnte — Linkas Hand nahm und etwas murmelte.

„Noch nicht. Erſt muß er ſie mal küſſen. Sonſt iſt der Spaß man halb," raunte Otto zurück, in dem, neben der Schadenfreude, auch noch die Neugier brannte, wie zwei Menſchen ſich denn eigentlich bei einem ſo nächtlichen Rendezvous benähmen.

Die vier jungen Augen ſtarrten unverwandt auf ihre Opfer, Otto hatte, mit weit ausgeſtrecktem Arm, mit ſeiner Rechten Guſtis Linke umklammert, damit Guſti nicht am Ende vorzeitig „losgehe."

Plötzlich ließen ſie einander frei und richteten ſich auf, wachſam, ſprungbereit mit einem fürchterlichem Schreck im Herzen.

Drüben aus der anderen Schonung ſchlich ein Mann heran — es ſchien, als komme ein Zweiter nach zwiſchen den Stämmen — der Mann trug einen Knüppel in der Hand und näherte ſich Rupert, der mit Linka noch immer zaghaft daſtand. Auch die Linka konnte den ſchleichenden Mann nicht ſehen.

Aber die Beiden im Buſch ſahen ihn! Eine Secunde noch — eine athemloſe, blitzſchnell verſtreichende Secunde, und im ſelben Augenblick, als der Mann den Knüppel hob, erſcholl ein Geſchrei. Gellende Rufe, faſt ein Wuthgeheul — und mit wildem Sprunge, wieder angreifenden Panthern gleich, hingen die Knaben an dem Manne. Der Eine kletterte an ſeinem Rücken empor und ſchlug dazwiſchen mit eiſernen Fäuſten zu, wohin es traf; der Andere hing ſich mit ausgreifenden Händen an die Arme des Mannes und machte ihn ohnmächtig zum Schlagen.

Was, der Kerl wollte ihrem Bruder, ihrem Rupert, etwas anthun! Blind und groß, in fanatiſchem Eifer loderte die Bruderliebe auf. Sie waren da, Gott ſei Dank, Jeden niederzuhauen, der ihrem Rupert etwas wollte!

In faſſungsloſer Schnelligkeit entwickelte ſich ein tobendes Ringen. Linka ſtieß einen Schrei aus und lief davon — ſie hatte ihren Bräutigam Anders erkannt. Aber noch ehe ſich Rupert aus ſeiner kurzen Schrecklähmung erholen konnte, geſchah etwas Neues. Der Zweite, der lauernd im Tann wohl nur Wache hatte ſtehen wollen, während der Erſte den jungen Herrn zerbläute, ſprang hervor. Mit beſtialiſchem Zorn ſah er den Genoſſen von den Knaben umklammert, und ein Rachegelüſt an der ganzen Sippe gährte ſinnlos in ihm auf.

Ein Meſſer blitzte. Rupert rang verzweifelt mit dem Menſchen, deſſen brutaler Kraft er nicht gewachſen war. Und da erſah Otto des Bruders Noth. Er ließ ſein Opfer, deſſen Genick er mit Fäuſten ſchrecklich bearbeitet hatte; und während der Mann nun leicht den Kleinen abſchüttelte und feig entfloh, ſprang er den neuen Angreifer an. Es war ſein wohlgeübter Kniff, ſich mit kühnem Satz dem Feind an den Rücken zu hängen. Damit hatte er ſchon manchen Schulfeind zu Fall gebracht.

Und umdrängt von der Kraft beider Brüder, mußte Blas ſein Spiel verloren geben. Thieriſche Wuth kochte in ihm auf. Eine letzte verzweifelte Wehr — und einen Herzſchlag lang die Hand frei — das Meſſer blitzte.

Ein Doppelſchrei ertönte. Einer der geſättigten Rachgier und einer des wilden Schmerzes.

Rupert lag am Boden, und wie ein fliehendes Raubthier brach der Andere durch die Schonung und verſchwand.

Schreiend warfen ſich die Brüder über Rupert. Sie küßten ihn und weinten und jammerten und dachten, er ſei todt.

„Mein Rupert — mein ſüßer Jung — Rupert, mach' die Augen auf — Rupert, ſtirb' nicht — ach, hätt' er mich doch geſtochen — nein, mich — Rupert — Rupert.“

So ſchrieen die beiden Stimmen durcheinander, und das Weinen ging in wildes Schluchzen über. —

Der Mann, der ausgezogen war, ſeine verwahrloſten Söhne zu ſuchen, brauchte nicht durch Schuß oder Ruf die nächtige Stille der Haide zu ſtören. Die Luft hallte wider von Lärm. Das noch tönende Jammern der Knaben überdrang einen keifenden Zank, den in der Ferne eine Weiberſtimme mit zwei Männerſtimmen führte und der ſich verhallend allmählich verlor.

Der Mann brauchte auch nicht zu ſuchen nach ſeinen verlorenen Kindern. Ihr Geſchrei lockte ihn und ſeinen Gefährten deutlich an die Stätte des Unglücks.

Und nun betrat er ſie. Nun ſah er den Einen am Boden liegen und die beiden Andern daneben hingeworfen, von Liebe und Gram faſt um den Verſtand gebracht.

Das Herz ſchien ſeine Thätigkeit auszuſetzen, die Knie ſchlotterten, und die ganze Geſtalt wankte.

Fritz Röhling ſtützte ſeinen Herrn. Der Schwindel ging vorüber — ein Schritt noch — Eggeſtorff kniete neben ſeinem Sohn.

Diesmal ließ ſeine Nähe keine Scheu und kein Verſtummen aufkommen. Die Naturgewalt des gemeinſamen Schmerzes machte für die Knaben den

Vater ganz einfach zum Genoſſen. Sie ließen von Rupert ab und hingen ſich an den Vater. Sie küßten ihn, und ihre Thränen badeten ſein Geſicht.

Er war ihnen Troſt, Rettung, Schutz. Er konnte helfen. Es war ihnen, als könne er Rupert wieder lebendig machen.

Fritz Röhling war ein entſchloſſener Mann.

„Ich laufe, eine Bahre und Leute zu holen,“ rief er und rannte des Weges zurück.

So blieben ſie allein. Der ohnmächtige Rupert, die Brüder und der Vater.

Friedvoll ſchien das Licht der Nacht hernieder. Das Geſchrei verſtummte, nur noch ein leiſes Nachſchluchzen hob die Bruſt der Knaben, die eng an den Vater geklammert verharrten.

Waren es nur ihre Thränen, von denen die gramgeſchmälerte Wange, der Bart mit den Silberfäden genetzt war? Nur ihre?

Stumme Minuten vergingen, und ein Kirchenfriede zog in das Herz des Mannes, der ſein Auge groß emporgeſchlagen hatte, als ſende er ein Gebet oder ein Gelöbniß gen Himmel.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann kamen die Leute mit Laternen, einer Tragleiter aus dem Kornſpeicher, auf die einige Kiſten gelegt waren, und Wein. Fritz Röhling, der ſeinen Herrn bevormunden zu dürfen glaubte, nahm die Sache in die Hand, rieb Ruperts Schläfen mit Wein, verſuchte ihm etwas einzuflößen und ſtellte feſt, daß es ſich um einen Stich durch den Oberarm handele, der einen ſtarken Blutverluſt hervorgerufen und dadurch eine tiefe Ohnmacht, aber daß die Wunde gewiß bald heile.

Die jungen Seelen, allmählich durch des Vaters Nähe getröſtet, jubelten alsbald in neubeſchwingtem Muth auf.

„Unſer Rupert ſtirbt nicht? — er wird beſſer? — oh, wir wollen ihn mitpflegen — Du, Otto, ich ſchenk' ihm meine Schmetterlingsſammlung — nich, Guſti, wenn wir doch noch Perlen finden, ſchenken wir ſie ihm — ich ſpar' mein Taſchengeld und kauf ihm was Feines — —“

Eggeſtorff hörte wie im Traum. Waren das die feindlichen Brüder, von denen er in dämoniſcher Selbſtquälerei geglaubt hatte, ſie verzehrten einander in Haß?

Die Stimme der Natur hatte geſprochen! Die Allgewaltige hatte ihr Recht betont und daß ſie ihrer nicht ſpotten laſſe.

Der erſte Moment der Gefahr hatte den Haß niedergeworfen, der nur das Erzeugniß der Verwahrloſung geweſen. Mächtig und ſiegreich war die Liebe auferſtanden und hatte ſich in Kampf und Muth bewährt.

Während man Rupert ſorgſam bettete, erfragte Eggeſtorff den Hergang.

Mit naivem Eifer erzählte Otto von ihrem Vorſatz, Rupert mal tüchtig zu ärgern, von ihrer Kenntniß, daß er mit der Linka was vorhabe und daß ſie ihn hätten dabei belauern wollen. Mit der größten Unbefangenheit berichtete er, daß ſie nicht gleich hätten „los“ gehen wollen, weil ſie doch gern erſt geſehen hätten, was bei ſolchem Rendezvous eigentlich „los“ ſei. „Los“ war nämlich Ottos Lieblingswort.

Der Vater hörte Alles an. Das Blut in den Adern erſtarrte ihm.

Dahin war es gekommen — dahin. Ungehindert, wie die Kinder der Straße, trieben ſich die Knaben herum und ſpielten an Abgründen hin, in denen Giftpflanzen wuchſen. Die Knaben, die den Namen trugen, welcher der ſeine war.

Seine Knaben!

Und nicht er, der Vater, den Gott ihnen zum Führer geſetzt, hatte ſie bewahrt. Ein Zufall — aus böſen Gelüſten aufgebaut, hatte ſie gerettet.

Wieder ſchlug der Mann das Auge auf, und es war ein Dankesblick, dem Unerforſchlichen in Demuth gegeben.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Rupert rührte ſich. In athemloſer Spannung beugten die Seinen ſich über ihn.

Er ſchlug die Augen auf. Er ſah ſeinen Vater, ſeine Brüder. Ein Lächeln ſpielte matt über ſein weißes Geſicht.

„Oh lieber Vater — meine lieben, lieben Jung's — —“

Und er ſchloß die Lider.

Nun kamen einige Stunden voll Sorgen und Haſt. Der Arzt erſchien, Anordnungen aller Art mußten getroffen werden.

Sie gingen vorüber wie im Traum verlebt.

Dann zog die Stille der Nacht in das Haus ein. Niemand wachte mehr, als die Pflegerin an Ruperts Bett und der einſame Mann, der vor ſeinem Schreibtiſch ſaß.

Wie ein Licht des Friedens ging es von ſeinem durchfurchten Geſicht aus.

Seine Hand hielt ein Briefblatt. Neben ihm brannte eine Kerze. Sein Auge ruhte auf dem Papier, ohne daß er die Schrift darauf las noch ſah. Erlöſende Gedanken gingen durch ſein Inneres. Faſt formten ſeine Lippen ſie zu lautloſen Worten.

„Was Du mir auch gethan, Weib meiner Jugend — ob Du ſchuldig ſeieſt oder nicht — welch' Geheimniß ſich hier birgt — ich will, daß es fortan begraben ſei.“

Und er hielt das Briefblatt an die Kerze. Das Papier loderte auf.

Die reine, hellflackernde Flamme verzehrte Alles: die äußere Spur vielleicht begangener Schuld, die inneren Spuren tiefer Leiden.

Und mit der Morgenröthe zog der Geiſt des ſtillen Glücks und der echten Liebe in das Haus.

Fritz von Uhde.

Von

Otto Feld.

— Berlin. —

Immer wieder gleitet der Blick in unſeren Kunſtausſtellungen von ſchwungvollen Idealcompoſition zu nüchternſten Naturausſchnitt-Studien, und neben witziger Anekdotenmalerei finden wir dort die „Eindrücke" jener Allerneueſten, der Jahrhundert-Ueberreifſten, die über den Naturalismus fort zum Myſticismus, zum Symbolismus ſich wandten. Hier flimmert und flirrt es auf den Bildern von leuchtenden, breit neben einander geſetzten Tönen, „Phantaſien in Blau und Gelb", „lyriſche Gedichte in Roſa und Grün", mit haſtigem Pinſel hingeſtrichen, ſollen dem Beſchauer das flüchtige Traumbild einer erregten Phantaſie vor die Seele rufen. Hier ward mit ſorgſamer Hand ein Stückchen Wirklichkeit liebevoll nachgebildet, dort will eine ſelbſtbewußte Kraft in den Bann einer Stimmung uns zwingen, die andächtige Naturbetrachtung ihr in der Seele wachgerufen, und nebenan ſchauen aus leeren Augen uns froſtige Allegorien entgegen, todte Symbole einer untergegangenen Sprache, und die überlebensgroßen Leiber der „großen Kunſt" — das Hiſtorienbild voll echter Reiterſtiefel und voll falſchem Pathos.

Nicht weniger verſchiedenartig ſind die Loſungsworte dort, wo der Widerſtreit der Meinungen die Theoriengewappneten auf den Plan ruft. „Hie alte, hie neue Kunſt" tönt uns der Kampfruf entgegen, „hie Naturalismus, hie Idealismus"! — Von den Erfolgen geblendet, welche die Naturwiſſenſchaften in den letzten Jahrzehnten errungen haben, möchten Uebereifrige die Schranken niederreißen, die die Welt des Erkennens von der Welt des Empfindens trennen, und eine wiſſenſchaftliche Kunſt ſchaffen, die objective Bilder der Wirklichkeit geben ſoll. Verführt durch die Dienſte, welche die Anwendung der inductiven Methode den Naturwiſſenſchaften geleiſtet, empfiehlt man dem Künſtler dieſelben Wege einzuſchlagen, die dort zum Erfolge geführt. Andere wieder ſehen das Heil der Kunſt in einem ſchrankenloſen Individualismus. Nur der Künſtler ſoll aus dem Kunſtwerk zu uns ſprechen, die Natur ſoll dem Schaffenden nur die Anregung bieten, uns ſeines Geiſtes Schätze zu offenbaren. Nicht die Welt, nicht die Wirklichkeit ſoll der Maler darſtellen, vielmehr nur den flüchtigen Schein, den ihr Anblick in ihm erweckt. — Von kühnen Neuerern wird rückſichtsloſer Bruch mit den Traditionen der Kunſt der Vergangenheit gefordert. In weltfremden Träumereien habe jene die Wirklichkeit mißachtet, in deren hellem Licht das neue Geſchlecht allein nur athmen könne. — Die Vergangenheitsgläubigen aber, denen die Bewunderung der Jahrhunderte der allein giltige Werthmeſſer iſt für die Bedeutung eines Kunſtwerkes, weiſen höhnend darauf hin, wie jene jugendlichen Stürmer und Dränger noch nichts geleiſtet, was den Werken der großen Meiſter der Vergangenheit ebenbürtig an die Seite geſtellt werden könnte, und ſie prophezeien den Untergang einer Kunſt, die aus den Höhen der Phantaſie und des Ideals in den Lärm und den Staub des Tages hinabgeſtiegen. —

Solchen Klagen ſchließen diejenigen nur zu willig ſich an, die in der Vielheit der Beſtrebungen allein ſchon das Anzeichen beginnender Zerſetzung ſehen und als das Ende des Kampfes die Vernichtung der Kunſt vorausſagen.

Müſſen wir wirklich ſolche Befürchtungen hegen?! —

Niemand wird leugnen, daß ein Ringen und Kämpfen unſer Kunſtleben bewegt, welches in ſchroffem Gegenſatz ſteht zu der Geſchloſſenheit früherer Kunſtepochen. Doch „der Charakter der Kunſt in einer gegebenen Periode hängt auf das Innigſte mit der eben herrſchenden Cultur zuſammen und kann nicht andere Merkmale aufweiſen, als die letztere beſitzt.“*). Richten wir nur den Blick auf das Leben, und wir werden begreifen, warum die Kunſt unſerer Tage nicht das ruhige Bild vergangener Kunſtperioden zeigt.

Die letzten Schimmer der Renaiſſance hatten im Rococo ſich verflüchtigt. Die Zeit Ludwigs XVI. hatte den Zopfſtil gebracht, den Reber**) mit den treffenden Worten charakteriſirt: „Er iſt dem Gähnen der Ermüdung nach dem langen Feſtſpiel, dem Rückzug von dem glänzenden Balle, dem geringſchätzigen Abwerfen der prächtigen Toilette zu vergleichen. Er muthet uns an, wie die traurigſte, todteſte Zeit der Nacht in den fröſtelnden Stunden vor der Morgenröthe, jene Lücke zwiſchen dem Kerzenſchimmer und dem wiederbeginnenden Tage.“ — Nun ſuchte man am Ausgang des 18. Jahrhunderts durch Wiederanknüpfung bei der Antike gleich dem Cinquecento eine neue Kunſtblüthe zu zeitigen. Vergebliches Beginnen! Denn in den Tagen der Renaiſſance ward ein naturgemäßer Werdeproceß abgeſchloſſen. Die Kunſt hatte bis zu jener Zeit den Zuſammenhang mit dem Alterthum eigentlich nie ganz verloren, und ein wiederbeginnendes Naturſtudium wies jetzt nur der reif gewordenen Bewunderung für die Werke der Alten die rechten Wege. Ebenſo wenig konnte an der Schwelle des neuen Jahrhunderts eine andere Richtung Beſtand und Dauer haben, deren Vorausſetzung die kindlich gläubige Weltanſchauung des Mittelalters war.

---

*) Springer, Geſch. d. bild. Künſte im XIX. Jahrhundert.

**) F. v. Reber, Geſch. der neueren deutſchen Kunſt.

Naturwiſſenſchaftliche Forſchung hatte wie die geocentriſche ſo auch die anthropocentriſche Idee erſchüttert, mit ihr die Grundlage des Dogmenglaubens. Der Menſch, nun nicht mehr der feſte Punkt, um den die geſammte Schöpfung ſich drehte, hinausgeſtoßen in die Unendlichkeit des Weltalls, fand ſich denſelben Geſetzen unterthan, wie das niedrige Geſchöpf, das ſein Hochmuth bisher verachtet. Daſſelbe Geſetz ringsum für Groß wie Klein, für Hoch wie Niedrig!

Der Wiege der Revolution war ein neues Geſchlecht entſtiegen. Mit ungeſtümer Hand rüttelte der Zweifel an den Ketten der Ueberlieferung, die ehrwürdigſten Dogmen wurden auf ihren Gehalt hin geprüft, in die myſtiſche Dämmerung der Kirche leuchtete die Fackel der Erkenntniß, zu den Stufen des Thrones trat ein neues Geſchlecht, das dem erſten Diener des Staates die Hand reichen wollte zu freier Mitarbeit, ein neues Geſchlecht, das mit hellen Augen dem Licht der Wahrheit entgegen ſchaute. Wenn der Zweifel bisher gleichſam ein Vorrecht einzelner erleuchteter Geiſter geweſen, nun war er in den Herzen der Völker erwacht. Der kindlich reine Götterglaube, ſo lebhaft er in Einzelnen noch wohnen mochte, bildete doch nicht mehr das Alle umſchlingende Band wie einſt. Es fehlte das Allen gemeingiltige Ideal, das Wahrzeichen, das allen Beſtrebungen ein Ziel, eine Richtung geben könnte, wie in vergangener Zeit.

Entdeckungen, wie techniſche Vervollkommnungen einzelner Zweige der Naturwiſſenſchaften erſchloſſen nun dem Verkehr, dem Handel, der Induſtrie neue, ungeahnte Wege; die politiſchen wie die ſocialen Verhältniſſe ſahen gewaltige Neuerungen herankommen; Bildung und Aufklärung drang in breitere Schichten, ſelbſt bis dahin, wo man bisher willig in dumpfer Unfrohheit gelebt hatte. Neue Ideen drängen ſich zum Licht und kämpfen gegen die Macht der Ueberlieferung. Ein ſtürmiſches Fragen geht durch unſere Zeit, ein heißes Verlangen nach Entwickelung.

Kann in ſolchen Tagen die Kunſt, der Spiegel der Zeiten, ein ruhiges Bild zurückwerfen?! — Neue Wege hat das Leben gewieſen, von neuen Bildern ward die Vorſtellung befruchtet, und wie wir mühſam nach einem Ausdruck ringen, wenn neue Ideen dämmernd in uns aufſteigen, ſo ringt auch die Kunſt nun nach neuen Formen für den neuen Geiſt, der ſie erfüllt. Klarer gewordene Sinnlichkeit, geſchärfte Beobachtungsgabe verlangen nach kräftigerem Ausdruck, als ihnen die altersſchwach gewordene Kunſt der Vergangenheit bieten kann. Ein mächtig geſteigertes Naturgefühl wies auf den rechten Weg, auf dem man die neue Formenſprache erwerben könne, nach der man begehrte — wies den Weg zur Natur. Das dämmerige Atelier wurde geſchloſſen, der Gypskopf flog in die Ecke, und man zog hinaus in die Natur, mit eigenen Augen die Welt zu ſchauen. — Nun man aber die Wirklichkeit nicht mehr durch des Lehrers Brille betrachtete, wollten die alten Atelier-Recepte auch nicht mehr ausreichen. Aus eigener Kraft galt es nun die Mittel zu finden, mit denen man wiedergeben könnte, was man vor ſich ſah. —

Willig ließen die Lernbegierigen im Anfang ſich daran genügen, die ſchlichte Wirklichkeit zu ſchildern, die einfache Deutlichkeit wiederzugeben, froh, wenn die ungeübten Hände ſolches vollbrachten. Bald aber erſchloß ſich den lichtgewohnten Augen auch wieder die Schönheit des Einfachen. Wie der Zauber der Stimmung ſich über die Dinge breitet, wie in dem wogenden Aehrenfeld, in der dürren Heide, in den ſchlichten Formen der heimatlichen Welt die ganze Herrlichkeit der Natur ſich offenbaren kann, das ſchilderten ſie, nun ſie es wieder empfanden. Sie athmeten den kräftigen Duft des Erdreiches, ſie träumten am Waldesrand über die weite Ebene hin, und was ſie geträumt und was ſie empfunden, mochte der Beſchauer in ihren Bildern leſen, die mit ſeiner, des modernen Menſchen Sprache redeten. Denn hierauf vor Allem war das Streben gerichtet: dem neuen Geſchlecht verſtändlich zu ſprechen, das mit offenem Auge die Wirklichkeit anſchaute. Eine neue Formenſprache zu gewinnen, war das nächſte Ziel der neuen Kunſt! Solche Formenſprache zu ſchaffen, kann nicht das Werk eines Einzelnen ſein, ſie geſtaltet ſich erſt aus der Vielheit der Beſtrebungen. Nicht alle die Wege, die eingeſchlagen werden, zu dieſem Ziele zu gelangen, mögen auch wirklich dorthin führen. Aber wenn man den Einzelnen einen Seitenweg nehmen ſieht, ſo rufe man nicht: ſeht her, wie ſie Alle im Dickicht ſich verlieren. Denn die Hauptſchaar ſehen wir auf gutem Wege; eine Führerin geht ihr zur Seite, die zu allen Zeiten die beſte geweſen — die Natur.

Weit voraus den vorwärts Strebenden ſind einige wenige, die ſich nicht mehr daran genügen laſſen, die einfache Wirklichkeit wiederzugeben, oder eine Stimmung zu erfaſſen und zu ſchildern, ſondern die heut ſchon die Kraft ſich erworben, in eigener Sprache die Ideen auszudrücken, die ihre Seelen bewegen. Dem, der bei uns in Deutſchland der Führende dieſer tapferen Schaar geweſen, ſind dieſe Zeilen gewidmet — Fritz von Uhde.

Mit reifſter Kraft alle Mittel der Darſtellung beherrſchend, iſt ihm das Maleriſche nicht das Kleid nur, in das er ſeine Ideen zwängt, aus vollſter maleriſcher Empfindung heraus ſind ſeine Werke geboren. Ein

Künſtler, ein Maler betrachtet er die Welt, lieſt er die ſchlichten Erzählungen des Evangeliums. Und wie ihm die Idee der allerbarmenden, Alles umfaſſenden Liebe daraus entgegenſtrahlt und ihm die Seele erfüllt, leuchtet ihm dieſe Liebe aus Baum und Strauch entgegen, aus dem Sonnenſchein, der über das Feld ſich breitet, aus dem Dämmer des Abends, der leiſe und mild zu den Hütten der Armen herabſinkt, aus den Herzen der ſchlichten Menſchen, die in ſchwerer Arbeit dem Boden kärglichen Lohn abringen. Was ſich ſo ihm offenbart, giebt er in ſeinen Werken wieder. — —

Die Abendglocken läuten über das Feld. Milder Schein liegt auf den Stirnen der Landleute; ſie haben das Knie gebeugt, voll iſt das Herz, müde die Hand, da tritt ein Wanderer zu ihnen und ſpricht ſanfte tröſtende Worte. —

Im ärmlichen Zimmer ſpielt eine Kinderſchaar, ein ſchlichter Mann iſt unter die Kleinen getreten; Liebe und Sanftmuth ſtrahlt aus ſeinem Auge. Die kleinen reinen Herzen fliegen ihm zu, zutraulich ſchmiegen die Kinder ſich an ſein Knie, ſie ſchauen mit hellen unſchuldigen Augen den an, deſſen Lippen ſo freundliche Worte entſtrömen. —

Glühender Sonnenbrand liegt auf dem Felde, es leuchtet und flimmert von Sonne, ein feierlich Klingen geht durch die heiße Luft: in frommem Geſpräch ziehen drei Wanderer dahin. —

So ſchauen die Bilder aus, die der Meiſter uns giebt, poeſieverklärte Bilder, aus deren kraftvoller Deutlichkeit ein unendlich wohlthuender Klang uns entgegentönt. — Ein reifer klarer Geiſt ſpricht aus ihnen zu uns, ruhige Kraft, die ſich bewußt iſt, nicht vergeblich nach dem Höchſten zu greifen. Und doch auch wieder köſtliche Friſche und Naivität; Schlichtheit und Einfachheit, wie ſie nur der beſitzt, der aus dem vollen Quell reichen Könnens ſchöpft. Glanzumfloſſen oder im Dämmer magiſchen Lichtes, wie auch immer der Meiſter ſeine Geſtalten vor uns ſtellen mag, ſind ſie von der Phantaſie eines Künſtlers empfangen, mit dem Auge des Malers geſehen, von der Hand eines Bildners geſchaffen. Ueber Allem ſteht dem Meiſter ſein Kunſtwerk. Ob es ihm auch gelang, uns todt-geglaubtes wieder zum Leben zu erwecken, nicht will er ein Vertreter religiöſer Auffaſſungen oder ſocialer Anſchauungen ſein, ſein Stolz geht nur dahin, ein Maler genannt zu werden.

Wie Alle, die in der Kunſt oder im Leben neue Bahnen beſchritten, iſt Uhde nicht ohne ſchwere Kämpfe an den Platz gelangt, auf dem er heute ſteht; aber wie bei allen ſtarken Talenten hat jeder Widerſtand ihm nur dazu gedient, ſeine Kräfte zu ſtählen.

Fritz von Uhde iſt am 22. Mai 1848 zu Wolkenburg im Königreich Sachſen geboren, woſelbſt ſein Vater Bernhard von Uhde*) damals Gerichtsdirector war. Von früh auf zeigte der Knabe ein lebhaftes Intereſſe für bildliche Darſtellungen ſowie das Verlangen, Geſehenes nachzubilden; ſo ließ der Vater dem Knaben, der zuerſt in Zwickau, ſpäter in Dresden das Gymnaſium beſuchte, frühzeitig Unterricht im Zeichnen ertheilen. Voll Dankbarkeit und Pietät ſpricht der Künſtler von dem anregenden und fördernden Unterricht, den er in Zwickau von einem Portraitmaler Namens Mittenzwei empfangen. Den ſtärkſten und nachhaltigſten Eindruck hat auf den Jüngling jedenfalls wohl die frühe Bekanntſchaft mit Adolf Menzels Illuſtrationen zu den Werken Friedrichs des Großen gemacht. Hier empfing er die Anregung zu maleriſcher Naturbeobachtung und zu jenem ehrlichen Naturſtudium, auf deſſen Baſis ſeine ſpäteren Erfolge ſich bauten. — Wieder einmal ſehen wir, wie Menzel, ohne je eigentlich Schule gemacht zu haben — dazu iſt ſeine Kunſt zu perſönlich — auf dieſen wie auf manchen anderen hervorragenden Künſtler der Gegenwart befruchtend gewirkt hat. — Die Zeichnungen Fritz von Uhdes aus damaliger Zeit ſind ein deutlicher Beweis ſeiner Schwärmerei für den großen realiſtiſchen Meiſter. Als Bernhard von Uhde 1864 mit dem Sohn nach München kam, um aus dem Munde Wilhelm von Kaulbachs ein Urtheil über des Sohnes Talent zu hören, rief Kaulbach beim Anblick jener Blätter zunächſt aus: „Scheußlich, das iſt ja in der Art wie Menzel in Berlin.“ Indeß erkannte er doch wohl das eigenartige Talent des Jünglings, denn er rieth dem Vater, ſich den künſtleriſchen Plänen des Sohnes nicht in den Weg zu ſtellen. So trat dieſer im Jahre 1866 nach abgelegtem Abiturienten-Examen in die Gypsklaſſe der Dresdener Akademie ein. Was er dort fand, öden Formalismus und ſklaviſche Nachahmungsſucht, ſtieß ihn heftig ab. Ihn hungerte nach Natur, aber der akademiſche Schulzwang hielt ihn vor todten Gypsköpfen feſt. — Da ſank ihm der Muth! Die Ereigniſſe des Krieges (1866) hatten den Jüngling mächtig erregt, er beſchloß, Soldat zu werden. Im Sommer 1867 trat er als Avantageur bei dem ſächſiſchen Garde-Reiter-Regiment ein, wurde im Januar 1868 Offizier und war nun mit Leib und Seele bei der Waffe. Es kam das Jahr 1870; die großen Eindrücke des Feldzuges, den Uhde als Offizier mitmachte, drängten alle künſtleriſchen Ideen zurück; als aber der Friede geſchloſſen war, als bequemere Dienſtverhältniſſe wieder zur Beſchäftigung mit künſtleriſchen Dingen Zeit ließen, flammte auch die alte Liebe zur Kunſt wieder empor. Jede freie Stunde wurde zum Zeichnen und Malen benutzt; aber das planloſe Arbeiten wollte nicht recht fördern. Ein Verſuch, der im Jahre 1875 gemacht wurde, im Atelier von Makart Aufnahme zu finden, mißlang; Makart empfahl, zu Piloty nach München zu gehen. Endlich 1877 kam ein Entſchluß zu Stande.

---

*) Ein vielfach verbreiteter Irrthum macht den Vater des Künſtlers gern zu einem Geiſtlichen, um aus ſolcher Abſtammung des Sohnes künſtleriſche Eigenart zu

---

erklären. Bernhard von Uhde iſt jedoch 1883 als Geh. Rath und Präſident des evangeliſch-lutheriſchen Landes-Conſiſtoriums geſtorben und war Juriſt, Verwaltungsbeamter. — Die Mutter des Künſtlers Anna von Uhde entſtammt einer aus Frankreich eingewanderten Familie.

Die Uniform wurde ausgezogen, und es ging nach München. In den Ateliers von Diez, von Piloty und Lindenſchmidt war kein Platz zu finden, ſo war der Maler wieder auf ſich ſelbſt angewieſen. Lenbach gab wohl hie und da einen Rath, die Pinakothek wurde fleißig beſucht, indeß das half nicht weiter. Da führte der Zufall den jungen Maler mit Munkacſy zuſammen, der in den taſtenden Verſuchen das ſtarke Talent erkannte und den Künſtler einlud, zu ihm nach Paris zu kommen (1879). Einige Monate ſtudirte Uhde in dem Atelier von Munkacſy, dann arbeitete er wieder allein.

Uhde war zu guter Stunde nach Paris gekommen. „La nature, toujours la nature,“ war die Loſung der franzöſiſchen Künſtler geworden, die nicht länger Enkel, ſondern Söhne der Natur ſein wollten. Man zog hinaus in's Freie; „en plein air,“ „en pleine lumière,“ wurde gemalt, wenn in Luft und Licht der Vorgang des Bildes ſich abſpielte. Jede Ausſtellung brachte neue und intereſſante Proben der unabläſſigen Verſuche der rüſtigen Künſtler. Auf Fritz von Uhde machte die neue Richtung zunächſt keinen Eindruck. Die jungen Maler in Paris ſchwärmten damals für die Jeanne d'Arc des Baſtien Lepage, Uhde „konnte nichts darin finden“. Ihm ſollte erſt ſpäter und aus eigener Kraft das Verſtändniß für dieſe Kunſt aufgehen. Vorläufig ſtand er noch unter dem Einfluſſe von Munkacſy und ſtudirte im Louvre fleißig die Niederländer. Auf ſeinem erſten Bilde, „La chanteuse,“ mit dem er im Salon (1880) zum erſten Mal auftrat, wie in dem folgenden „Les chiens savants,“ iſt Beider Einfluß zu merken. Auch die nächſten Arbeiten „Das Familienconcert“ (1881), „Die Gaſtſtube“ — beide in München entſtanden, wohin Uhde inzwiſchen zurückgekehrt war — ſind nicht ganz frei davon.

Nun führte das Jahr 1882 den Maler nach Holland, und was er in den Bildern anderer Künſtler nicht gefunden, das lehrte ihn jetzt die Natur. Dort, in dem geſegneten Land, über deſſen weit hingeſtreckte Wieſenflächen jene ſilbrige Luft ſich breitet, die bei aller Helligkeit und Fülle des Tones mit einem unendlich zarten Duft Menſchen und Dinge umſchleiert, die Härte des Umriſſes mildernd, verwandte Töne verbindend und zuſammenbringend, die Hintergründe in duftiges Grau hüllend — dort offenbarte ſich ihm der Zauber des Lichtes, der Helligkeit. Schon die nächſte Arbeit zeigt den Erfolg der neuen Studie. „Der Leierkaſtenmann kommt“, nannte der Maler die Arbeit, die 1883 im Salon Aufſehen machte. Da iſt nun nichts mehr von Munkacſy'ſchem oder anderem Recept. Helles Licht fließt um die Geſtalten der Kinder, die von Spiel und Arbeit forteilen den Tönen entgegen, die der Mann dort oben am Ende der ſchmalen Dorfgaſſe ſeinem Leierkaſten entlockt. Alle Convention iſt nun abgeſtreift, aus fleißigſtem Studium der Natur iſt die Wahrheit der Zeichnung wie des Tones gewonnen, die aus den Figuren ſpricht. Köſtlich beobachtet iſt das kleine Mädchen im Vordergrund, das ſo tief in ſeine Strickarbeit verſunken iſt, daß es nichts hört und ſieht von dem, was um ſie herum vorgeht; vortrefflich wiedergegeben die Haltung der Frau, die ſich ein wenig erhebt, um den Klängen zu lauſchen. Ein zweites Bild aus derſelben Zeit iſt gewiſſermaßen die Fortſetzung des erwähnten. Hier finden wir dieſelben Geſtalten um den Leierkaſtenmann verſammelt, ein paar kleine Mädchen drehen ſich im Tanz, die Großen ſchauen mit fröhlichen Mienen zu. — Noch eine ganze Reihe von Bildern und Studien entſtammt den gleichen holländiſchen Eindrücken, „Aus dem Alteleutehaus in Zandwoort“, „In einer holländiſchen Küche“, „Holländiſche Fiſcherkinder“ u. ſ. w.

Während man den Künſtler zu jener Zeit in Frankreich ſeiner großen maleriſchen wie zeichneriſchen Fähigkeiten wegen bereits außerordentlich ſchätzte, ſchüttelte man in Deutſchland noch immer befremdet den Kopf über ſeine Kühnheit. Freilich war auf ſeinen Bildern auch nichts mehr von jener üblichen geſchloſſenen Beleuchtung zu ſpüren, die nur eine Lichtquelle, das nach Norden gerichtete Atelierfenſter kennt. Hier umſpielt helles Licht die Figuren, Reflexe erhellen die Schatten, deutlich ſprechen die Lokaltöne, reine klare Luft fließt zwiſchen den Geſtalten, die nach dem Leben gezeichnet und nicht nach akademiſchem Schema empfunden ſind. — So lange der Künſtler ſeine Figuren noch in der fremdartigen holländiſchen Kleidung brachte, die das übliche „Coſtüm“ doch einigermaßen wenigſtens erſetzte, nahm man — wenn auch widerwillig — ſeine Neuerung hin. Als er aber nun auf dem Bilde „Die Tambours“ (1883) die Menſchen der Heimat ohne jeden Atelieraufputz in hellem Tageslicht zeigte, begegnete er lebhafter Mißbilligung. Die ſtärkſte Entrüſtung erhob ſich aber erſt im Jahre 1884 gegen jenes Bild, in dem die geſteigerte Kraft des Künſtlers zum erſten Mal ſeine ganze Eigenart ausſprach, in dem er zum erſten Mal ein Motiv aus der heiligen Geſchichte darſtellte.

„Laſſet die Kindlein zu mir kommen“ hatte der Maler das Bild*) genannt, auf dem er Chriſtus unter den Kindern zeigt. Helles Tageslicht fluthet durch halbverhüllte Scheiben in ein ärmliches Zimmer, es gleitet über die rothen Flieſen des Bodens, über die dürftige Matte, an den kahlen Wänden klettert es hinauf und dringt erhellend in die fernſten Winkel des Raumes. Mit klarem Schein umfließt es die Figuren der Kinder, die um den fremden Wanderer ſich drängen, der unter ſie getreten iſt. Leuchtend umſtrahlt es die Geſtalt des Heilands, der im langen ſchlichten Gewande dort auf dem Stuhl ſich niedergelaſſen, und mit unendlich gütigem Blick über die Kinder ſchaut, die vor ihm ſtehen. Ein kleines Mädchen hat ihre Hand in die Linke des Herrn gelegt, die ſich liebevoll ihr entgegenſtreckte; voll Vertrauen blickt ſie zu dem fremden Manne auf, aus deſſen mildem Auge ihr Liebe entgegenſtrahlt. An das rechte Knie des Heilands hat ſich ein Blondköpfchen geſchmiegt, ſanft legt ſich der Arm des Herrn um ſeine

---

*) Im Beſitze des Muſeums der Stadt Leipzig.

Schulter. Ein wenig Verwirrung und Staunen, doch unbewußte Hingabe drückt in den Mienen der größeren Kinder ſich aus, Ehrfurcht in den Zügen und Geberden der Männer und Frauen dort hinten an der Thür neben dem breiten Herd, an dem ein kleines Kindchen kauert, unberührt von dem Vorgang. Schlichte, derbe Bauernkinder ſind es, unter die Chriſtus getreten iſt. Mit hellen Augen ſchauen ſie darein; blondhaarige Mädchen ſehen wir, Buben mit rothen Wangen, in ſchlechten Schuhen, im bunten geflickten Kleidchen, ein wenig ſchüchtern und doch zutraulich, wo ihnen ein freundliches Wort entgegenkommt. Wir ſchauen in ein einfaches Zimmer, ein paar ſchlechte Strohſtühle darin, ein altes Bildchen über dem Herd, ein kleiner Spiegel an dem Pfeiler zwiſchen den Fenſtern, an deren Scheiben einige dürftige Blumen ſtehen. Die ſchlanke Geſtalt des Heilands umwallt ein faltiges Kleid, unter dem die nackten Füße hervorſchauen; ſeine Haltung iſt ein wenig gebeugt. Schlichtes Haar fällt ihm zur Schulter herab, an ſeinen Wangen ſprießt ein dünner Bart, ſeine Züge ſind nicht ſchön, aber unendlich mild und edel. Gütig iſt Blick und Geberde, und die tiefe Empfindung, die von dem Herrn ausgehend in die Herzen ſich ſenkt, die um ihn verſammelt ſind, weckt einen Wiederſchein auch in unſerer Bruſt. Hier iſt nicht verſucht, durch Schönheit der Form zu wirken, nicht durch jene traditionellen Schemen, hinter deren blutloſer Holdſeligkeit innere Leere oft ſich nur nothdürftig verbirgt. Nichts von ethnographiſcher Studirtheit iſt in dem Bilde, nichts von tiefſinniger Reflexion, die in „gemalten Doctordiſſertationen" den Inhalt der heiligen Bücher wiederzugeben ſich müht. Doch aus der ſchlichten Wahrheit der Formen ſpricht eine Kraft des Empfindens ſtärker zu uns, als alle conventionelle Schönheit es vermöchte.

Tief hat der Meiſter den Inhalt der frommen Legenden ausgeſchöpft, hier, wie mit immer ſteigender Kraft in allen den folgenden Bildern, zu denen die heilige Geſchichte die Anregung gegeben. In prunkvolle Kirchen werden ſeine religiöſen Schilderungen ſich freilich nicht fügen, doch in einem ſtillen Gemach mag ein ſinniges Menſchengemüth eine Stunde weihevoller Betrachtung vor ihnen verleben. Das Ewig-Menſchliche hat er aus dem Evangelium herausgegriffen, das, was jeden Tag ſich immer wieder von Neuem offenbaren mag, die reine, die Alles umfaſſende Menſchenliebe. Von allem Dogmatiſchen entkleidet, erhebt ſich ſein Geiſt in die Sphäre reinen Menſchenthums. — Der Lehrer, der Liebe geübt und gepredigt, tritt zu den Kindern, zu den Armen und Bedrückten, in deren Herzen frommer Glaube wohnt. Er bricht den Jüngeren das Brot („Die Jünger von Emmaus" 1884*), er tritt in die ärmliche Hütte zu dem Tiſch, um den die Familie im frommen Gebet ſich verſammelt hat, bereit, zu dem einfachen Mahl ſich niederzuſetzen („Komm, Herr Jeſus ſei unſer Gaſt" 1885**), er predigt am grünen Wieſenhang den andächtig lauſchenden Landleuten und legt ihnen das Wort aus: „Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind, denn ihrer iſt das Himmelreich“ („Bergpredigt“ 1886—87). Zum erſten Mal hat Uhde in dieſer „Bergpredigt“ die fromme Scene in's Freie verlegt. — Die Sonne iſt faſt herabgeſunken, leuchtend glühen die letzten Strahlen über die Felder. Im dämmrigen Hintergrund liegt ein ſtilles Dörfchen, deſſen rothe Dächer zu uns herüberwinken. Auf einer einfachen Bank im Vordergrund ſitzt der Heiland. Mit bedeutungsvoller Geberde ſpricht er zu den ſchlichten Landleuten. — Fromme Andacht, einfältiger Glaube kann nicht tiefer geſchildert werden, wie in den Zügen des Mädchens, das zu dem Herrn aufblickt, wie in der einfachen Haltung der Frau, die neben ihr ſteht. Wieder zeigt uns der Maler rüſtige Bauern in dem Kleid unſerer Tage, dieſelben Menſchen, denen wir im Felde begegnen, und mitten unter ihnen Chriſtus. Doch der Glaube, der aus ihren Augen leuchtet, hebt ſie fort über Raum und Zeit. — Des Meiſters moderner Geiſt kann eben nur mit den Formen der Wirklichkeit ſich befruchten. Die Menſchen, die er kennt, mit denen er ſpricht, in deren Herzen er zu ſchauen vermag, nur dieſe regen ſein Schaffen an. Und widerſpricht es denn dem Geiſt des Evangeliums, wenn er den Stifter der chriſtlichen Religion unter den Menſchen der Jetztzeit uns zeigt? —

---

*) Im Beſitze des ſtädtiſchen Muſeums Frankfurt a./M.

**) Im Beſitze der Nationalgalerie in Berlin.

Einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeutete das „Abendmahl“, das 1886 auf der Berliner Kunſtausſtellung zum erſten Mal ausgeſtellt wurde. Bläuliche Dämmerung füllt einen ſchmuckloſen Raum mit magiſchem Licht. In der Mitte der uns zugewandten Seite der Tafel, die der Richtung des Zimmers folgend ein wenig ſchräg in das Bild zurücktritt, ſitzt Chriſtus. Seine Hände ſind um den Kelch gefaltet. Auf ſein Antlitz fällt ein heller Schein durch das breite Fenſter, durch deſſen bleigefaßte Scheiben eine melancholiſche Abendlandſchaft hineinblickt. Ein feierlicher Ernſt liegt über den Jüngern, ihre Blicke hängen an den Lippen des Herrn, in ihren ausdrucksvollen Geſichtern, in den ſchlichten Geberden ſpiegelt ſich mit voller Kraft der Eindruck, den das Wort auf ſie gemacht, das Chriſtus eben geſprochen. Ein Platz an der Tafel iſt leer. Judas Iſcharioth iſt aufgeſtanden, wir ſehen ihn im Dämmer des Hintergrundes ſich verlieren. Die Jünger ſind einfache Fiſcher und Bauern, doch mit welcher Innigkeit hängen ſie an dem Lehrer, welche Trauer erfaßt ſie, nun ſie ihn verlieren ſollen. Ergreifender kann die Bedeutung der Stunde nicht zum Ausdruck gebracht werden als in dieſem Bilde, von dem ein geiſtreicher franzöſiſcher Kritiker ſagt, es könne die Aufſchrift tragen: „Comment se fondent les religions.“*) An Tiefe der Charakteriſtik, an Kraft der Stimmung, in höchſter Vollendung maleriſcher Darſtellungskunſt muß das Bild dem Beſten zur Seite geſtellt werden, was die Kunſt irgend einer Zeit hervorgebracht hat.

---

*) Journal des Débats. Mai 1887.

Wer aber den ganzen Reichthum kennen lernen will, der in der Seele des Meiſters lebt, neben ſtarker Kraft lieblichſte Innigkeit, neben höchſtem Können Schlichtheit und Einfachheit, der muß vor ſeine „Heilige Nacht“*) (1887) treten. Tönt aus dem „Abendmahl“ ein feierlicher Klang uns entgegen wie ernſtes Glockengeläut, das unſere Seele bewegt, ſo jubelt und ſingt es hier von Frohſinn und Heiterkeit. Auf dem rechten Flügelbild des dreitheiligen Gemäldes ſehen wir die Englein, die zum durchlöcherten Dach hereingeflogen, und nun auf den Sparren umherſitzend, lieblich ſingen und auf den Heilend ſchauen, der eben geboren iſt. Das Mittelbild zeigt uns Maria, die mit unendlicher Zärtlichkeit das Kind betrachtet, das vor ihr auf dem Lager liegt. Morgengrauen füllt den kahlen Raum, nur auf Mutter und Kind fällt das ſpärliche Licht einer Laterne. Auf dem linken Flügelbild eilen die Hirten voller Neugier herbei. — Das Alles iſt ſo unendlich einfach gegeben, daß man meint, Rembrandt’ſche Unbefangenheit und Dürer’ſche Innigkeit vereint aus dem Bilde ſprechen zu hören.

Will man den Maler, der doch ſo ganz modern iſt, mit einem der früheren vergleichen, man müßte ihn wohl neben den großen Meiſter ſtellen, deſſen Namen ein Wahrzeichen deutſcher Kunſt — Albrecht Dürer. Dieſelbe Schlichtheit, die aus den Dürer’ſchen Bildern uns entgegenſchaut, finden wir auch in den Werken unſeres Meiſters, denſelben ehrfurchtsvollen Reſpect vor der Natur, dieſelbe liebevolle Sorgfalt, ſie nachzubiden. Und doch hat der Unverſtand Fritz von Uhde zu einem Nachahmer der Franzoſen machen wollen. Weil er denſelben Weg gegangen wie dieſe, weil er in ehrlichem Studium der Natur eine perſönliche Ausdrucksweiſe ſich erworben, der nichts von conventioneller Ueberlieferung anhaftet, weil er ſein Auge geſchärft für die Form, weil er den Reiz des Lichtes, der Farbe begriffen wie jene, ſollte er ſie nachgeahmt haben. — Wir haben geſehen, wie er von den modernen Beſtrebungen der franzöſiſchen Kunſt unberührt geblieben, da er in Paris lebte, wie er viel ſpäter erſt, als er in die Heimat zurückgekehrt war, ſelbſtſtändig zu ähnlichen Zielen gelangte wie die Franzoſen. Wenn je eines Malers Art zu empfinden und Empfundenes wiederzugeben, deutſch war, dann iſt es die Art Fritz von Uhdes. Wenn je ſtille Wärme, poetiſche Durchdringung des Stoffes die Eigenart deutſcher Kunſt geweſen, dann iſt die Uhde’ſche Kunſt deutſch. Die Franzoſen, die den Künſtler ſeit Langem ſchon hochſchätzen, die ihn mit Auszeichnungen aller Art überſchüttet haben, haben das germaniſche Element in ſeiner Kunſt früh erkannt. Vielleicht lernt man auch in Deutſchland allmählich begreifen, welche Kunſt eigentlich deutſchen Geiſtes iſt. —

Ruhig und unbeirrt wie alle großen Talente, folgt Uhde dem Weg, den eine ſtarke Individualität ihm vorſchreibt. Bisher hat er ihn von Erfolg zu Erfolg geführt. Immer reicher wird ſeine Sprache, immer kräftiger ſeine Palette; in einer der letzten Arbeiten, dem „Gang nach Emmaus“ (1892) entfaltet er eine leuchtende Kraft, eine tiefe Schönheit des Tones, die man ſtaunend ſieht, wenn man die ſchlichte Färbung ſeiner früheren Bilder bedenkt.

---

*) Eine ſpätere Faſſung der „Heiligen Nacht“ (1889) iſt im Beſitze der Dresdner Galerie.

Es iſt nicht möglich, hier auf alle die Werke des Meiſters beſchreibend einzugehen. Kann man doch auch den Reiz eines Bildes mit Worten nur gar ſo unvollkommen ausſchöpfen. Von Uhdes wichtigeren Arbeiten religiöſen Inhalts ſeien kurz genannt: „Der Gang nach Bethlehem“*) (1890), der „Heilige Abend“, „Die Frauen, vom Grabe Chriſti kommend“, „Am Morgen“. Im Jahre 1891 entſtand „Die Flucht nach Egypten“; 1892 „Die Verkündigung bei den Hirten“, „Bleibe bei uns Herr, es will Abend werden“, „Oſtermorgen“ und der oben genannte „Gang nach Emmaus.“ Außer mehreren Wiederholungen und Umgeſtaltungen der erwähnten Werke hat der Meiſter eine ganze Reihe von Bildern profanen Inhalts geſchaffen, die alle Vorzüge ſeiner kräftigen Darſtellungskunſt zeigen. Aus der Fülle derſelben ſeien erwähnt: „Im Herbſt“, „Aus einer kleinen Kinderſchule“, „Heimkehr vom Felde“, jene köſtliche „Kinderſtube“, aus letzterer Zeit „Zwei Kinder im Garten ſitzend“ (die Töchter des Malers). Von neueſtem Datum iſt „Der Schauſpieler“ (Portrait des Münchener Hofſchauſpielers A. W....).

In der vortrefflichen Einleitung zu ſeiner „Geſchichte der Malerei“ weiſt Muther**) darauf hin, wie wir bei der Beurtheilung einer älteren Kunſtperiode nicht nach dem fragen, „was ſie früheren Zeiten abſah, ſondern nach dem, was ſie Neues hinzubrachte“, wie die alten Meiſter groß geworden, „nicht dadurch, daß ſie rückwärts ſchauten, ſondern dadurch, daß ſie vorwärts gingen“. So habe auch unter den Neuen nicht denen unſer Cultus zu gelten, deren Thätigkeit darin beſteht, „die künſtleriſchen Bedürfniſſe der Zeit — wenn auch noch ſo geſchickt — aus dem Vorrath fertiger überlieferter Formen zu decken, ſondern den Pfadfindern, die vorwärts gingen und Neues ſchufen“, denen, die aus dem Geiſt der neuen Zeit heraus Selbſtändiges geſchaffen haben. Ueberſchauen wir von dieſem Geſichtspunkte aus das Lebenswerk Fritz von Uhdes, ſoweit es bis heute vor uns liegt, ſehen wir, wie er Anreger und Förderer geweſen in dem Befreiungskampf gegen traditionellen Formalismus, wie er rüſtig mitgeſchaffen an der Findung der neuen Formenſprache, wie er den neuen Empfindungen einer neuen Zeit Ausdruck geliehen, werden wir dann noch zögern, ſeinen Namen neben den der anderen Pfadfinder im Reiche der Kunſt zu ſtellen? Mit modernem Geiſte hat er, der reiſe Sohn der neuen Zeit, den Inhalt der frommen Legenden erfaßt, hat er ſie uns zu neuem Leben erweckt. Den Zauber poeſieverklärter Schönheit, Reinheit und Wahrheit, der in ihnen liegt, hat er uns wieder erſchloſſen, da er in einer Sprache zu reden wußte, die auch die unſrige war. Seiner hohen Innigkeit, ſeiner tiefen Empfindung geſellt ſich die Kraft, uns ganz in den Bann einer Stimmung zu ziehen; bei allem bewußten Können ſpricht eine Naivetät aus ſeinen Werken, wie ſie nur den großen Talenten eigen.

---

*) Im Beſitze der Pinakothek in München. — Außer den Uhde'ſchen Bildern, die ſich in deutſchen Galerien befinden, ſind nach und nach die meiſten ſeiner Werke in ausländiſchen Privatbeſitz übergegangen. Werden wir denn in Deutſchland noch lange mit anſehen müſſen, wie die beſten Werke unſerer deutſchen Meiſter in's Ausland wandern? —

**) Richard Muther, Geſchichte der Malerei im XIX. Jahrhundert.

Eine Kunſt aber, die ſolche Blüthen hervorbringt, kann nimmermehr dem Untergang geweiht ſein. Mag der Kampf uns umtoben, — er verheißt uns endlichen Sieg. Der Kampf iſt Leben, Fortſchritt, Entwickelung. Unverzagt mögen darum die Vorwärtsſtrebenden dem Banner folgen, das der Meiſter ihnen voran trägt, denn einen guten Spruch leſen wir auf demſelben, das treffliche Wort unſeres Albrecht Dürer:

„Wahrhaftig ſteckt die Kunſt in der Natur, wer ſie heraus kann reißen, der hat ſie!“

Ein vergeſſener Dichter (Franz von Kleiſt).

Von

Berthold Schulze.

— Berlin. —

Zur Zeit der höchſten Blüthe unſerer Literatur, als Goethe und Schiller aus Sturm und Drang bereits geläutert hervorgegangen waren, wenige Jahre, bevor die beiden glänzenden Sterne von Weimar und Jena vereint ihr Licht vom Deutſchen Parnaß ſtrahlen ließen, begann auch ein anderer junger Dichter ſeine Flügel zu regen: Franz von Kleiſt. Aber der blendende Glanz des Doppelgeſtirns verdunkelte ſein beſcheideneres Licht: er ſank frühe in die Nacht der Vergeſſenheit. Im Volk gänzlich vergeſſen, iſt Franz von Kleiſt auch nur wenigen Gelehrten bekannt, von dieſen aber zum Theil in einer unverantwortlichen Weiſe mit Verachtung behandelt worden. Verdienſtlich iſt daher ein vor kurzem erſchienenes Schriftchen von Ackermann, welches eingehender, als irgendwo bisher geſchehen, auf den mit Unrecht vernachläſſigten oder verachteten Dichter hinweiſt*). Ackermann nennt (S. 8 und 14) von ungünſtigen Urtheilen der neueren Zeit über Kleiſt dasjenige Wolfgang Menzels in ſeiner Geſchichte der deutſchen Dichtkunſt, der da ſagt: „Es iſt kein Zufall, daß in demſelben Jahre, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent ſeine Schrecken ausgehen ließ, dieſer ſtille Berliner ſeinen Zamori dichtete, in welchem Alles, was deutſches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leiſtete, concentrirt erſcheint.“ Eine coloſſale Uebertreibung einmal und zum andern ein Urtheil, das keinesfalls auf alle anderen Productionen Kleiſts anwendbar wäre. Ich verweiſe noch ferner auf M. W. Götzinger, der in ſeinen Erläuterungen deutſcher Dichter (4. Aufl. Lpzg. 1863, I, 287 ff.) bei der Behandlung von Schillers Taucher zuerſt auf Kleiſts Bearbeitung der Taucherſage hinwies und Kleiſts Gedicht als ein ganz elendes Machwerk hinſtellte. Durch dieſe Urtheile ward denn unſer Kleiſt einigen Literarhiſtorikern wieder bekannt, damit aber auch zugleich manchen ſonſt ſelbſtändig urtheilenden Gelehrten der denkbar ſchlechteſte Begriff von ſeiner Muſe beigebracht. Eine unbefangene Würdigung werde ich unten verſuchen, wobei ſich herausſtellen wird, daß der Grund der verächtlichen Behandlung ſeitens der Literarhiſtoriker zum Theil in ihnen ſelbſt zu ſuchen iſt, indem ſie ſich nicht die Mühe gaben, das geſammte Material durchzuleſen, ſondern nach dem erſten beſten werthloſen Stück ihr vernichtendes Urtheil fertig hatten. Bei einem Dichter unſerer Art aber, der nur neun Jahre ſeines kurzen Lebens*) — er ward nur 27 Jahre alt — für die Entwickelung ſeines literariſchen Schaffens verwenden konnte (1789 erſchien als erſte Production ſein „Lob des einzigen Gottes“), der in dieſer Zeit im Suchen nach der feſten Richtung ſeines Producirens bald durch äußere Verhältniſſe in die tändelnde Art der Gleimianer hineingedrängt wurde, bald zu Wieland ſich innerlich hingezogen fühlte, dann aber beim Anfang der claſſiſchen Periode ſich unwiderſtehlich gedrängt fühlte, der Richtung der beiden führenden Geiſter nachzueifern, der ſtarb, als er ſich hierin feſter fühlte und Beſſeres erwarten ließ, — bei einem ſolchen Dichter muß man von vornherein auf ein Gemiſch von Werthvollem und Werthloſem rechnen: da iſt nicht nach einem einzelnen

---

*) „Franz von Kleiſt. Eine literariſche Ausgrabung“ von Paul Ackermann, Berlin 1892. (C. F. Conrad; Sonderabdruck aus dem „Bär“, Wochenſchrift für die Geſchichte Berlins und der Mark).

---

*) Franz Alexander von Kleiſt, Sohn eines preußiſchen Generallieutenants, iſt geboren am 24. December 1769 zu Potsdam. Mit ſeinen berühmten Namensvettern Chriſtian Ewald und Heinrich von Kleiſt iſt er nur inſofern verwandt, als die drei von einem gemeinſamen im 14. Jahrhundert lebenden Ahnherrn abſtammen. Nachdem er das erſte Decennium ſeines Lebens auf einem Gute ſeiner Großmutter in Pommern verlebt und ſeit 1778 in Magdeburg Unterricht genoſſen hatte, trat er 1785 als Fähnrich in das preußiſche Infanterieregiment des Herzogs von Braunſchweig zu Halberſtadt ein. Mit dieſem Regimente ging er 1789 an die böhmiſche Grenze, als Preußen gelegentlich des ruſſiſch-türkiſchen Krieges mobil machte. Ohne Kampf kehrte die Armee zurück. Da verließ K. den Kriegsdienſt. Er ſtudirte einige Semeſter beſonders die Rechte in Göttingen und ward dann auf Betreiben des großen Miniſters Herzberg, des Urhebers des Reichenbacher Vertrages vom Juli 1790, als Legationsrath nach Berlin berufen; nachdem er bald darauf Albertine von Jung geheiratet, verließ er den Staatsdienſt und lebte von 1793 an eine kurze Zeit auf dem von ihm erkauften Gute Frankenhagen bei Frankfurt a./O., dann bis zu ſeinem am 8. Auguſt 1797 erfolgten Tode in Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark. Von ſeinen Lebensumſtänden kommen für uns beſonders in Betracht: der Aufenthalt in Halberſtadt, wo er in intimen Verkehr mit Gleim und dem jüngeren Kreiſe von deſſen Schützlingen trat, und der Verkehr im Hauſe des Miniſters von Herzberg, deſſen Sturz ihm ſehr nahe ging; auf dieſen großen Staatsmann dichtete er eine begeiſterte Ode und ſchrieb eine Charakteriſtik deſſelben, die er als Mitglied der kgl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Frankfurt a./O. in dieſer vorlas. Daß der junge Frankfurter Heinrich von Kleiſt etwa von ihm, der mit Frankfurt in ſo engen Beziehungen ſtand, Kunde erhielt, läßt ſich nicht beweiſen. Vgl. Allgemeine deutſche Biographie XVI. 121 ff. und Ackermann a. a. O. S. 8 ff. Ebenda eine Aufzählung der K'ſchen Schriften.

Erzeugniß der Stab über die geſammte Production zu brechen. So verdient denn Ackermann für ſeinen nachdrucksvolleren Hinweis auf Kleiſt Dank. Eine recht hübſche Entdeckung iſt es auch, welche Ackermann uns auf S. 6f. und 9 mittheilt: daß ein Kupferſtich des Körnermuſeums in Dresden von dem Leiter deſſelben für ein Bild der Schillerſchen Familie gehalten und als ſolches auch in Könneckes Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur wiedergegeben wurde, während derſelbe die Familie Franz von Kleiſt darſtellt. Damit aber ſcheinen mir die Verdienſte der Ackermannſchen Schrift erſchöpft.

Wenn Ackermann nämlich ein inneres Verhältniß zwiſchen Kleiſt und Schiller andeutet, indem er (p. 4 ob.) Schillern „Anlehnung“ an Kleiſt im Taucher nachredet, ſo iſt das verfehlt. „Nikolaus der Taucher“ von Kleiſt erſchien in „Deutſche Monatsſchrift“ 1792 im September (p. 53ff.)*). Man könnte nun ja, da Schillers „Taucher“ erſt 1797 verfaßt iſt, an ſich vermuthen, daß Schiller dies Gedicht geleſen habe; oder daß Goethe dasſelbe geleſen und dann Schillern den Stoff mündlich überliefert habe: denn Goethe las ſicherlich die „Deutſche Monatsſchrift“ hin und wieder, in der er ja die Venetianiſchen Epigramme und einige Kleinigkeiten zuerſt drucken ließ; aber wir wiſſen ja aus einem in dieſer Hinſicht ſchon mehrfach citirten Briefe Schillers an Goethe (Briefwechſel, 2. Aufl., Nr. 354 vom 7. Auguſt 1797), daß Schillern nie der Name Nicolaus Pescecola vorgekommen war, den der Taucher hier wie bei Athanaſius Kircher im „mundus subterraneus“ führt. Hier alſo nicht, wohl aber in anderer Weiſe kann man Kleiſt und Schiller in eine berechtigte Beziehung ſetzen. Doch darüber unten. Wenn ferner aber Ackermann Grillparzers „Sappho“ als ein faſt völliges Plagiat der Kleiſtſchen „Sappho“ bezeichnet, ſo finde ich das unerklärlich. Er ſchreibt (p. 15): „Er (Grillparzer) nahm einfach Kleiſts ganze Dispoſition, behielt ſämmtliche Figuren bei, denen er nur zum Theil andere Namen gab, ohne weſentlich ihren Charakter zu ändern“ ꝛc. Ich behaupte dagegen: von Entlehnung iſt nicht die Rede.

Die Vorgänge ſind grundverſchieden motivirt: bei Kleiſt erglüht Sappho, als ſie ihn in ſeiner Schöne an Lesbos' Strande erblickt, für Phaon und wirft ſich ihm in die Arme; bei Grillparzer iſt er ihr zu Olympia unter dem rauſchenden Beifall des Volkes zu Füßen geſunken. Die ganze Olympiageſchichte kennt Kleiſt nicht. Bei Kleiſt iſt Phaon ein flatterhafter Liebhaber, der ſchon einmal Sapphos Liebe mit der der Andromeda vertauſcht hat und beim Beginn des Stückes ſchon wieder ſeinen Blick von Sappho abwendet:

---

*) Zuerſt hat M. W. Götzinger a. a. O. I, 287ff. auf das Gedicht aufmerkſam gemacht; dann Vorberger in Schnorrs Archiv I 504—506; endlich Ullrich in ſeiner Abhandlung über die Taucherſage ebenda XIV, 80ff. Zu den dort angeführten Belegen der Taucherſage füge ich noch der Vollſtändigkeit halber hinzu, daß die Sage vor Schiller auch erzählt iſt in Wünſchs „Kosmologiſchen Unterhaltungen für die Jugend“ II, Lpzg. 1779, p. 520ff., welches aber auch nicht etwa Schillers directe Quelle ſein kann.

bei Grillparzer iſt der Liebesbund zwiſchen Sappho und Phaon eben erſt angeknüpft, und wir erfahren erſt im Stücke ſelber die Entwickelung der Liebe Phaons zur Dienerin der Sappho. Der ganze Plan Sapphos, den Bund beider zu vereiteln, indem Melitta nach Chios entführt werden ſoll, iſt Grillparzers alleiniges Eigenthum. Desgleichen die Verfolgung und Zurückbringung der Flüchtigen. Aber „die Figuren ſollen beibehalten“ ſein ohne weſentliche Charakteränderung. Welche Figuren wären das? Kleiſts Alcaeus, der als Rival Phaons eine ſo wichtige Rolle ſpielt, fehlt bei Grillparzer ganz! Rhamnes hat bei Kleiſt keine Entſprechung; Sappho und Phaon waren durch die Ueberlieferung gegeben und doch, wie verſchieden iſt der Charakter Phaons bei beiden Dichtern gehalten! Es blieben alſo nur Damophile und Zidno, die ja ſcheinbar ihre Entſprechung in Grillparzers Melitta und Eucharis haben. Aber welcher Unterſchied zwiſchen der leichten, treuloſen Damophile und der tiefen, ehrlichen Melitta, die nur in naiver Unſchuld dem natürlichen Hange zu Phaon folgt, ohne Treubruch gegen Sappho zu ſinnen. Und daß Zidno gleich Eucharis ſei, kann Niemand behaupten, da Eucharis eine ganz unbedeutende, faſt ſtumme Rolle ſpielt, Zidno aber eine Vertraute Sapphos darſtellt und eine weſentliche Perſon des Stückes iſt. Von einem Beibehalten der Figuren und Charaktere iſt alſo gar nicht die Rede. Darin aber, daß beide Dichter die Sterbeſcene nach Lesbos ſtatt Sicilien verlegten, daß Beide die vorhandenen Fragmente Sapphos verwertheten, iſt doch keine Entlehnung des einen vom andern begründet; die Gründe dazu lagen ja ſo nahe! Die Parallelen aber, in denen Ackermann auch äußerliche, mitunter faſt wörtliche Uebereinſtimmung finden will, ſind nichts beweiſend, da bei ganz ähnlichen Situationen ſelbſtverſtändlich auch die Gedanken ſich ähneln müſſen. Von wörtlicher Uebereinſtimmung aber finde ich wirklich, auch in den von Ackermann ausgehobenen Parallelen, keine Spur. In dieſer Abweiſung einer Benutzung Kleiſts durch Grillparzer weiß ich mich eins mit Sauer, der ſich in der Einleitung zur 5. Ausgabe von Grillparzers Werken (Stuttgart Cotta 1892) I, 39 über das Verhältniß Beider kurz äußert, allerdings wieder, wie ſeine Vorläufer Menzel und Götzinger, in obenhin abſprechender Weiſe.

Ich gehe nun zu einer Charakteriſtik der Erzeugniſſe Kleiſts über, ohne dabei jedes einzelne Gedicht oder Proſaſtück berückſichtigen zu wollen.

Unter das poetiſch Werthloſe iſt da zunächſt zu rechnen das umfangreiche, drei Geſänge umfaſſende Gedicht: „Denkmal deutſcher Dichter und Dichterinnen“, wovon der erſte Geſang in der „Deutſchen Monatsſchrift“ 1791 (März) p. 233ff., Geſang 2 ebenda 1791 Auguſt 286ff. und Geſang 3, 1791 November 231ff., publicirt wurde. (Alle zuſammen wurden 1797 mit unweſentlichen Aenderungen in die vermiſchten Schriften p. 155ff. aufgenommen). Für einen Rechtfertigungsverſuch der Tendenz, in der Kleiſt dies Gedicht verfaßte, halte ich ſein „Fragment über das Andenken an große Männer“ in von Archenholtz: „Neue Literatur und Völkerkunde“ 1790 II, 132 bis 140): es iſt ein kurzer Mahnruf an die großen und edlen Geiſter der Nation, dankbarer zu ſein gegen verſtorbene Helden und Künſtler. Unter anderem weiſt Kleiſt darin auf die unverdiente Vergeſſenheit hin, in welche Denker deutſcher Vorzeit: Boner, Waldis, Gryphius u. A. verſunken ſeien. Die Pflicht der Dankbarkeit alſo war es, welche Kleiſt gegenüber den deutſchen Dichtern und Dichterinnen in dem genannten Gedichte erfüllen wollte: er wollte darin, wie er ſich in den Anmerkungen ausdrückt (Verm. Schr. 181), „auf eine lebhafte Art die Namen in jedes Gedächtniß zurückrufen, die Deutſchland mit Vergnügen und Stolz nennt.“ Dies zeigt ſchon zur Genüge, daß hier kein echtes poetiſches Erzeugniß zu erwarten iſt. Zudem ſagt Kleiſt ausdrücklich, daß er ſich die Aufgabe geſtellt, „vergnügend zu belehren“! So iſt denn dies jugendliche Product im Grunde nichts als eine verſificirte Literaturgeſchichte. Etwas genießbarer wird das Ganze durch den halb elegiſchen Ton und Charakter, indem zum größten Theil die Vorſtellung obwaltet, daß ſich der Dichter auf einem weiten mondbeſchienenen Friedhofe wandelnd denkt, wo er von Leichenſtein zu Leichenſtein geht und jedem todten Sänger einige Erinnerungen weiht. In der Vorerinnerung zum erſten Geſang (D. Monatsſch. 1791 p. 233) nennt Kleiſt dieſe Dichtungsart „hiſtoriſch-lyriſch“: er will ihren Charakter in einer eigenen Abhandlung behandelt haben, die aber offenbar nicht gedruckt worden iſt. Dieſe lyriſche Stimmung fehlt aber da, wo lebende Dichter gefeiert werden, und da artet das Gedicht faſt in eine bloße Aufzählung aus.

Dieſes Gedicht war nicht das einzige der Art von Kleiſts Hand: wenigſtens ſagt er in der Deutſchen Monatsſchrift a. a. O.: „Das Denkmal deutſcher Dichter und Dichterinnen gehört mit zur Folge einer größeren Reihe von Denkmälern.“ Vielleicht gehört dahin die poetiſche Ueberſicht der Begebenheiten des Jahres 1790, betitelt „Denkmal des Jahres 1790“ (Verm. Schr. p. 86 ff.). Dieſe Erzeugniſſe ſind von ſo unpoetiſchem Plane eingegeben, daß von ihnen nichts zu erwarten iſt. Suchen wir nun nach den hervortretenden Richtungen Kleiſt’ſchen Dichtens, ſo finden wir zunächſt in demſelben Wieland’ſches Vorbild wirkſam. So in einem frühen Werke, dem Epos „Die Befreyung von Malta“. Davon erſchien in der Deutſchen Monatsſchrift 1790 Febr., p. 165 ff., der erſte Geſang: zwanzig waren angekündigt. Der allein erſchienene erſte Geſang ſchildert die Geſandtſchaftsfahrt des provençaliſchen Ritters Medran, der vom Großmeiſter La Valette auf Beſchluß des hohen Rathes an die abendländiſchen Höfe, beſonders Philipps II. von Spanien, des Herrn von Sicilien, gehen und Hilfe gegen den drohenden Soliman erbitten ſoll. Auf der Fahrt nach Sicilien wird er von dem Corſaren Haskem angegriffen, es entſpinnt ſich ein fürchterlicher Kampf, in dem ſchließlich Medran Sieger bleibt, nachdem er Wunder der Tapferkeit verrichtet und Haskem ſelber beinahe zu Tode gebracht hat. Im erbeuteten Schiffe deſſelben trifft er ein wonniges Mädchen, Liandra, die Tochter des Vicekönigs von Sicilien, die von den Corſaren geraubt war: er iſt entzückt bei ihrem Anblick, befreit ſie, und vereint ſegeln ſie auf Meſſina los zu ihrem Vater. Die üppige Schönheit der Liandra iſt nach Wieland'ſcher Manier recht ſinnlich gemalt. Wohl durch Wieland angeregt, dichtete Kleiſt das Epos in ottave rime, die er äußerſt wohllautend zu geſtalten wußte. Das Gedicht hat große Schönheiten; zunächſt weiſt es einige prächtige Bilder und Vergleiche auf; mächtig ergreift jenes Bild, wo vor dem entſchlafenen Mädchen der leidenſchaftliche junge Ritter ſteht, noch kämpfend den Kampf der Sinne und der Pflicht:

„So ſteht, geſandt vom ſeligen Gefilde,
Der Schutzgeiſt da, zu dem die Unſchuld fleht;
Sieht knieend ſie mit liebevoller Milde,
Hört ehrfurchtsvoll ihr flammendes Gebet."

Im Ordensrathe tritt Medran ſogleich in den Vordergrund (Str. 17):

„So tritt der Hirſch mit prächtigem Geweihe
Am Abend aus dem düſtern Eichenwald
Auf's Wieſengrün, und blickt mit Stolz in's Freye,
Und flieht zum Bach, der zwiſchen Blumen wallt,
Hier bleibt er ſtehn, trinkt, ſtaunt ſich zu erblicken,
Und ſieht ſein eignes Bild mit ſchweigendem Entzücken."

Die ganze Anlage des Gedichtes iſt ſehr geſchickt. In kühnem Schwunge verſetzt uns der Dichter an die Schwelle der Begebenheiten; er erſchließt vor unſeren Blicken eine Scenerie voll ſüdländiſcher, glühender Farbenpracht: Dahin,

„Wo bald das Auge frey und ſchrankenlos
In Fernen blickt, bald Felſen es umſchließen,
Jetzt das entzückte Ohr auf Philomelen lauſcht,
Jetzt den Armiro hört, der hier durch Felſen rauſcht,
Hier, wo im Hain ſüßduftender Citronen
Den Wandernden ein kühler Schatten winkt,
Im Maulbeerbaum die Seidenſpinner wohnen,
Die Weichlichkeit um ihr Gewebe bringt,
Am Hügel dort des Bacchus Prieſter thronen
Und Malvaſier der frohe Grieche trinkt,"

in dies Paradies verſetzt uns mit einem Schlage der Dichter: da ſehen wir in unzähligen Gezelten das Heer Solimans, der Schwelgerei ergeben, ohne Lagerzucht und feſte Führung. Dann das Gegenbild: auf die kahle Felſeninſel Malta werden wir geführt, ein fein beabſichtigter Contraſt. Der greiſe La Valette, der ſchon manche Nacht in ernſten Sorgen ob der drohenden Gefahr hingebracht, verſammelt um ſich den hohen Rath des Ordens. Dort eine rohe aſiatiſche Völkerwoge, aus phyſiſcher Ueberkraft Europa zu überfluthen drohend, von keiner Manneszucht und weiſem Plan eingedämmt, ſchwelgeriſch den Genüſſen des Landes ergeben; hier, auf nacktem Fels, der nicht weniger rauh als ihre Tugend iſt, von ergrauter Weisheit geleitet, von Ehre und Gehorſam getragen, die muthigen Vertreter europäiſcher Geſittung. (Ob Kleiſt die Sitten des Ordens wie Schiller in ſeinem Fragment als gelockert hinſtellen wollte und La Valette als Regenerator, hätten erſt die folgenden Geſänge ergeben.) Was Kleiſt zu dem Stoffe hinzog, theilt uns der Herausgeber der Zeitſchrift in dem Vorwort mit. Aehnliches Intereſſe empfand Schiller für dieſe Epoche des Ordens, vgl. ſeine Vorrede zur Niethammer'ſchen Bearbeitung des Vertot (bei Goedeke IX, 393 ff.). Es iſt jedenfalls zu beachten, daß Kleiſt und Schiller hier, wie mehrfach, denſelben Stoff unabhängig von einander behandelten, und zwar hier wie im Taucher Kleiſt als Vorläufer. (Niethammers Geſchichte des Malteſerordens nach Vertot mit Schillers Vorrede erſchien erſt 1792/3, und da erſt tauchte in Schiller der Gedanke an ein derartiges Trauerſpiel auf.) Daß dies Gedicht Kleiſts nicht weiter fortgeführt wurde, muß man bedauern. Daß man bei ſeinem Erſcheinen mit Spannung auf die Fortſetzung wartete, zeigt folgendes artige Compliment, das der liebenswürdige Vater Gleim im Märzheft deſſelben Jahrganges der Deutſchen Monatsſchrift, p. 274, veröffentlichte:

„Valette heißt der Held:
Er heiße, wie er heißt!
Am beſten hieß er Kleiſt!
Er hat, wir werden's ſehn,
Von unſern zweyen Kleiſten
In ſeiner Seele viel;
Wenn wir erſt ganz ihn ſehn,
Dann wird die Frag' entſtehn:
Von welchem wohl am meiſten?“

Wielands Muſter iſt auch nicht zu verkennen in „Zamori oder die Philoſophie der Liebe. In zehn Geſängen.“ Berlin 1793. (Der dritte Geſang iſt mit einigen Abweichungen ſchon 1792 in der Deutſchen Monatsſchrift, Octob. p. 149 ff., erſchienen.) Menzels Urtheil darüber iſt oben bereits mitgetheilt worden. Weltflüchtig iſt allerdings die Stimmung dieſes Gedichtes, wie ſie ſich noch viel ſtärker in der mondſcheinhaften Erzählung von Kleiſt „Der Einſiedler“ zeigt. Aber Kleiſt läßt ja die Helden ſeines Gedichtes zu der Erkenntniß ſich durchringen, daß der Menſch der Welt angehört, daß er Pflichten gegen Familie und Vaterland hat. Und dann werden ſo kernige Anſichten über Freiheit in religiöſer und politiſcher Beziehung geäußert, daß der Vorwurf faſt ganz fällt. Man leſe, wie Midoras Gott geſchildert wird (III 31 ff.):

„Und dieſe Gottheit wohnt gleich gern auf jeder Flur,
Braucht keine Prieſter, und braucht keine Hölle,
Man ehrt ſie doch, und naht gern ihres Tempels Schwelle;
Despoten-Wahnſinn nur
Kann, in der Hand das Schwerdt, zum Glauben Menſchen zwingen wollen:
Erſchaffen einen Gott, den ſie verehren ſollen,
Der, wie es Willkür will, bald ſchaffet, bald verheert.
Nur Prieſterſtolz ließ prächt'ge Tempel bauen
Und ſprach: ‚Hier wohne Gott und ſey von euch verehrt.‘
Vor ſolchem Gott muß den Geſchöpfen grauen,
Und nur der Heuchler kann auf ſein Verſprechen bauen.“

Digitized by Google

Mit ähnlichem Muthe, der jeder Schwächlichkeit bar iſt, zieht Kleiſt noch gegen andere altersgraue Vorurtheile zu Felde. Keck ruft er IX 18 den Fürſten zu:

„Zerbrecht das Diadem, entſagt der Schmeichelei,
Und machet euch, die Welt und alle Völker frei.“

Soll aber Menzels Vorwurf das zärtliche Koſen und die öfters in ſehr ſinnlicher Weiſe ſich äußernde Liebe Zamoris und Midoras treffen, ſo mag er in gewiſſem Grade gelten. Das iſt Wielands Schule. Kann es aber eine ſinnreichere Allegorie geben für das abſolute Ineinanderſichverſenken und Sichſelbſtleben junger Liebender, als ſie hier gegeben iſt in Zamoris und Midoras idylliſchem Inſelleben, fern von der Welt, auf einer einſamen Inſel im weiten Ocean? Liebende fühlen ſich ja beglückt in ihrem eigenen Reiche, fern von der Welt; erſt wenn der ſelige Traum verronnen, dann bleibt die Pflicht, der Welt, dem Vaterlande zu leben, ihm nützliche Bürger zu erziehen: ſo kehren Zamori und Midora auch in ihr Heimatland Spanien zurück. Kleiſt hat hier Höheres geleiſtet als Wieland in ſeiner Muſarion, die, ſicher Kleiſts Anregung bildend, auch eine Philoſophie der Grazien und der Liebe entwickelt; auch Fanias, der, wie mancher, aus unglücklicher Liebe zum Cyniker zu werden im Begriff ſteht, wird durch die ſchöne und geiſtreiche Muſarion belehrt, daß nicht das philoſophiſche Syſtem das Glück macht, daß weder der Stoiker Kleanth noch der Pythagoräer Theophron, wenn die Probe gemacht wird, bei der Fahne bleiben. Liebe und maßvoller Lebensgenuß geben wahres Glück. Indeß ſtreift doch Wielands Lüſternheit in der Schilderung zu ſehr an's Extrem, und Muſarion ſelber iſt zu ſehr Hetäre, Fanias aber im Grunde nur durch ihre ſinnlichen Reize zu ihrer Philoſophie bekehrt, ſo daß wir nicht ernſt mit einer wahren Belehrung rechnen können. Ein Jüngling, „der einſt zu Athen beym muntern Feſt, in durchgeſcherzten Nächten dem Komus bald und bald dem Amor glich“, der, „wenn Muſarion die ſpröde Thür verſchloß, zur Lindrung ſeiner Qual nach Tänzerinnen ſandte“, das iſt Fanias; ob Zamori nicht höher ſteht. Das Lehrhafte iſt in „Zamori“ ſo intereſſant verhüllt, daß man das Gedicht auch mit einigem Intereſſe leſen könnte, ohne zu wiſſen, daß alle Handlung in demſelben nur Allegorie iſt. Kleiſt wählte zur Einkleidung diejenige, die, an die zahlreichen Robinſonaden erinnernd, ſtets die Phantaſie mächtig angeregt hat. Wie dem Robinſon ein Wilder zum Freunde gegeben wird, ſo iſt Achmeed ein Schwarzer. Dieſer ſpielt — hier bricht das Rouſſeau'ſche Denken und der Kosmopolitismus durch — eine überaus edle aufopfernde Rolle. Eine Anregung zu dieſer Einkleidung gab wohl der ſiebente Geſang von Wielands Oberon, wo Hüon und Rezia auf eine öde Felſeninſel verſchlagen werden und lange einſam leben, bis ſie endlich in dem alten weiſen Einſiedler Alphonſo einen Freund und Vater finden. Ganz greifbar und lebendig weiß Kleiſt dieſen ſpröde ſcheinenden Stoff zu geſtalten. Manches iſt ſogar recht humorvoll und draſtiſch; ſo, wie das

Digitized by Google

rohe Schiffsvolk ſich luſtig macht über den ſonderbaren Schwärmer Zamori, der, den Platon in der Hand, tiefe Ideen wälzt. Während Zamori im Angeſichte der Inſel ſchwärmt, wie ſchön es ſein müſſe, dort ſich und der Natur allein zu leben, fährt ihn der Bootsmann in rauhem Seemannston an: „Das kannſt du Freund, . . . wir ſind nun bald zwei Stunden herumgeirrt, und haben nichts gefunden, als Thiere, die vor unſerm Anblick flohn, und Blumen und Gebüſch; für ſchwärmeriſche Kunden iſt dies ein Land, hier hauſt kein kluger Erdenſohn, und wenn es ſonſt dein ernſter Wunſch geweſen, hier kannſt du ungeſtört von deinem Spleen geneſen.“ (I., 17). Nicht gering zu achten iſt die Naturſchilderung; die Schilderung des heranziehenden Gewitters führe ich an (IV 25): „Doch hörſt du nicht? mir iſt, als hört' ich die brauſende Fluth; — horch! — horch! wie ſäuſelt's in den Tannenwipfeln ſo ſchauerlich; — ach ſieh! wie auf den Felſengipfeln dort in der Fern' der düſtre Himmel ruht, und immer ſchwärzer wird; wie tief die Schwalben ziehen, ha, ſie verkünden Sturm!“ Feierlich ſchallt dabei der Hymnus: „Preis dir, Natur: dein Geſetz iſt die Liebe, deine Schöpfung will Freiheit.“ Rührenden Ausdruck finden auch die Gefühle des lange Vereinſamten, als er endlich wieder einen Mann im vaterländiſchen Gewande erblickt (X., 49): „Er ruft: Wo iſt mein Weib? ich ſeh' es wieder, mein Vaterland! Auch du, Midora, auch du, Carlos! — Seht! So gehen meine Brüder, die Spanier, ſo ſehn ſie aus! ſo bieder, ſo brav, ſo ſtolz! Belebe ſie doch, Hauch der Wonne! Hauch der Freude! Ja! Ich werde dich wiederſehn, mein Spanien! den Rauch der väterlichen Burg! die Frucht der Muttererde!“

Wie Wieland griff auch Kleiſt die Don-Quixote-Art auf. Im Jahre 1792 finden wir von ſeiner Hand in der Deutſchen Monatsſchrift (Juni, p. 89 ff). eine Lebensbeſchreibung des Cervantes, anſchließend an die Biographie des Franzoſen Florian.

Wie Wieland durch Cervantes zu ſeinem Don Sylvio von Roſalva angeregt wurde, ſo ſchrieb Kleiſt im Anſchluß an Cervantes ein „Geſpräch des Ritters Don Quixote von la Mancha mit einem Reiſenden und ſeinem Schildknappen Sancho Panſa“ (Verm. Schr. 315 ff.). Hatte Wieland das Thema in der Weiſe bearbeitet, daß er einen durch die Lectüre von Feenmärchen und verkehrte Erziehung ſchließlich in ſolchen Hirngeſpinnſten ganz aufgegangenen Jüngling durch die gemeine Wirklichkeit und frivol-ſinnliche Verſpottung derartiger Märchen heilen ließ, ſo behielt Kleiſt in dieſer kleinen Epiſode die bekannten Typen des Don Quixote und ſeines Gegenſtückes Sancho Panſa bei. Der verrückte Idealismus kann ſich verſchieden äußern: einmal, indem er die nüchterne gemeine Wirklichkeit in einen romantiſchen Zauber gehüllt ſieht; in dieſem Sinne ſieht Don Quixote Kneipen für Kaſtelle, Windmühlen für Rieſen, Buhldirnen für bedrängte Jungfrauen an. Komiſch wirkt aber dieſe Schwärmerei auch, wenn ſie die Gebrechen der Wirklichkeit ganz richtig erfaßt, dieſe aber nun aus Urſachen herleiten und in Einklang ſetzen will mit der erträumten Welt. So läßt Kleiſt den fahrenden Ritter mit einem launigen, geiſtreichen Baumeiſter aus Sevilla zuſammentreffen, der mit ihm über den verkehrten, überladenen, jeder feinen Einfachheit ſpottenden Geſchmack im Häuſerbau ſich unterhält. Don Quixote iſt feſt davon überzeugt, daß eben die feindſeligen Zauberer, die den fahrenden Ritter um ſeinen Thatenruhm bringen, den falſchen Geſchmack einführten und den Sinn für die edle Einfachheit raubten. Dieſe ernſt-komiſche Miſchung iſt der Grundzug des kleinen Geſprächs.

Welches ſind nun die Beziehungen zwiſchen Kleiſt und Schiller? Von der gleichen Wahl der Stoffe in dem Malteſergedicht und im Taucher war oben ſchon die Rede. Kleiſts Taucher iſt von Götzinger und ſolchen, die ihm folgten, als ein ganz elendes Machwerk abgethan worden. Daß Kleiſt ſelbſt kein feines Werk zu ſchaffen gedachte, beweiſt die Nachläſſigkeit in der Form bei ihm, der ſonſt äußerſt exacte und wohlklingende Verſe baut: er wollte ein Scherzgedicht liefern. Dennoch wage ich zu behaupten, daß Kleiſt eine ganz originale Auffaſſung dabei gezeigt. Die zahlreichen Faſſungen, in denen die Taucherſage überliefert iſt (ſ. Ullrich a. a. O.) gipfeln darin, daß der Taucher aus leidenſchaftlicher Gier nach dem ausgeworfenen Preiſe den zweiten Sprung in die Tiefe wagt und dabei umkommt. Man hat mit Recht darauf hingewieſen, daß, ſo geartet, derſelbe keine edle anziehende Perſönlichkeit für ein Gedicht ſei, und mit Recht Schillers feinere Geſtaltung geprieſen. Dennoch laſſen die Sage ſowohl als auch Schiller den Taucher das Schickſal zum zweiten Male aus eigenem Antriebe verſuchen, aus leidenſchaftlicher Begierde, hier die Geliebte, da, rothes Gold zu gewinnen. Anders Kleiſt. Drängt ſich nicht, wenn man die Sage von einer anderen Seite betrachtet, dem Unbefangenen die ſehr natürliche Empfindung des Zornes auf über die unedle Laune des Königs, der, ohne Achtung für Menſchenleben, nur ſeiner Neugier und Ergetzung wegen den armen Mann dem Tode opfert? Dieſer Auffaſſung hat Kleiſt Ausdruck gegeben: bei ihm treiben das launenhafte Gebot und die Drohungen des Königs Nikolaus in den Tod. Es war hier Gelegenheit gegeben, Fürſtenlaunen mit Spott und Satire zu geißeln. Mag immerhin die Figur ſeines Nikolaus uns nicht ſympathiſch ſein, da ihn zuerſt Goldgier treibt, — der Taucher ſelbſt und ſein Wagniß treten hier in den Hintergrund: wir ſehen das Ganze hier ſich abſpiegeln in dem Benehmen des Königs, des Hofes, der Schranzen und des Volkes von Meſſina. Kleiſt wählte, um ſeine Geißel recht luſtig ſchwingen zu können, ganz paſſend ein freies Gewand für ſein Gedicht: Knittelverſe und Wieland'ſche komiſche Erzählung. Strengen Kunſtgeſetzen folgt das Gedicht daher nicht, und nichts iſt verkehrter, als, wie Götzinger that, hier Kleiſts und Schillers Kunſt vergleichen zu wollen. Wenn Götzinger ihm zum Vorwurfe macht, er habe dem Taucher ſogar „das wenige genommen, was die Sage ihm beilegt, nämlich Unerſchrockenheit und Muth“, ſo verkennt er wieder Kleiſts Abſicht: Nikolaus ſollte gerade gezwungen durch des Fürſten frevelhaftes Gebot zu Grunde gehen, trotz eigenem Widerſtreben, damit die Schuld allein auf den Despoten fiel. Vergebens fleht er: „Drum laßt in Gnaden mich nach Hauſe gehn und einen Anderen das viele Geld verdienen.“ Und nun zeigt uns der Dichter mit beißendem Spott, wie auf der einen Seite der arme Nikolaus die Galgenfriſt von acht Tagen, die ihm der König bis zum zweiten Sprung gewährt hat, in Kümmerniß verlebt, trotz allen Koſtbarkeiten, die ihm die königliche Tafel liefert. Während er ſeine Rechnung mit dem Himmel macht, zechen im Schloſſe die großen Herren:

„Indeß der arme Mann ſo wunderweiſe ſpricht, . . .
So ſitzt der Kaiſer ſchon beim Mittagsmahl,
Erhebt mit ſchwerem Arm den ſchäumenden Pokal,
Und trinkt im Ernſte halb, und halb im Lachen,
So in dem Ton, wie ein beſalbter Mann
Des Niederen Verdienſt bewundern kann,
Des armen Schwimmers Wohlergehen.
Der Hofkaplan, der kaum zu ſtehen,
Viel weniger zu ſprechen mehr vermag,
Will Seiner Heiligkeit ſo recht ein Anſehn geben,
Und trinkt dem Kaiſer zu: der jüngſte Tag,
Wo auch die Todten wieder leben!
Und fällt, indem er's ſagt, dem Todten gleich,
Bei ſeinem Stuhle trunken nieder“ ꝛc.

„Der arme Nicolas wird währenddem vergeſſen,
Sitzt ſorgenſchwer bei ſeinem Mittagseſſen,
Denkt zitternd an ſein naſſes Grab.“

Dieſer Contraſt iſt mit all ſeiner Satire wohl beabſichtigt. Mit gleich berechtigtem Spott wird geſchildert, wie die Fama von dem großen zu erwartenden Schauſpiele das ganze Stadtvolk in Aufruhr ſetzt, wie die Hofſchranzen in Aufregung gerathen, wie Gecken und Elegants und ihre Damen großes Vergnügen an dem Schauſpiele finden, — ſtets der gleiche Contraſt; hier Scherz und Kurzweil, dort ein Menſchenleben in Gefahr. Wie fein iſt der Ton der großen Welt dem armen Schlucker gegenüber getroffen, wenn der Kaiſer ihn nach jenem erſten glücklich beſtandenen Sprunge herablaſſend empfängt: „Du biſt ein braver Kerl, und es iſt ewig Schade, daß nicht ein Schwert an Deiner Seite hängt!“ Das gemeine Volk empfindet zuletzt weit edlere Regungen als der Despot; es murrt, und Aufruhr droht. Nikolaus iſt verloren. Da heuchelt der Fürſt Betrübniß, betrauert die „Nothwendigkeit, daß oft der Einzelne dem Allgemeinen ſtirbt.“ Gehorſam wirbt ihm ſeiner Trabanten Schwert, und er ſchwimmt ganz vergnügt „in ſeinem prächt'gen Nachen Meſſina's Strande wieder zu, indeß Held Nikolas in guter Ruh' bei ſeinem goldnen Becher modert und einſt am jüngſten Tag die hundert Gulden fodert.“ Unglücklich war nur die Idee, den großen Kaiſer Friedrich II. an dieſe Stelle zu ſetzen, der nun meiſt als erbärmlicher Despot erſcheint, während an ein paar Stellen die hiſtoriſche große Auffaſſung deſſelben hervortritt. Götzinger tadelt mit Recht dieſe Unachtſamkeit Kleiſts, ſolche

Zwitterſtellung nicht zu bemerken. Sonſt aber iſt, wie gezeigt, die Auffaſſung ganz original, und das Ganze kann neben vielen Scherzgedichten der Art paſſiren.

Zweimal treffen wir den jungen Kleiſt in einer Polemik gegen Schiller. Einmal veröffentlichte er 1789 Auguſt, p. 113ff., im Teutſchen Merkur „Das Lob des einzigen Gottes, ein Gegenſtück zu den Göttern Griechenlands im Teutſchen Merkur, März 1788, p. 250“, indem er, wie bekanntlich mancher andere, die Bedeutung des Schillerſchen Gedichtes nicht verſtand. Wieland deutet in ſeinem Nachwort dazu auf dieſes Mißverſtändniß hin.

Sodann aber ſcheint er in einem Gedichte „An die Freundſchaft“ (in der Deutſch. Monatsſchr., Dec. 1790, p. 329ff.) gegen Schiller zu polemiſiren. Schiller ſang mit jugendlicher Ekſtaſe das Evangelium der Sympathie; in dem Gedichte „Die Freundſchaft“ (1781) war ihm die Freundſchaftsharmonie ein Bild des Weltenſyſtems, und in dem Liede „An die Freude“ (1785) dieſe ein alle Menſchen, ja alle Weſen magiſch umſchlingendes Band. So ſang auch Kleiſt die Macht der Freundſchaft. Ganz ähnlich wie Schiller und in Anlehnung an dieſen ruft Kleiſt die Freundſchaft — Freude und Freundſchaft ſind in Schillers Auffaſſung Geſchwiſter — auf ihrem Throne an:

„Hoher Einklang ſeliger Gefühle,
Heil'ge Tröſtung harter Tyrannen,
Süße Labung in der Leiden Schwüle,
Sanfte Flamme in des Alters Kühle,
Holde Tochter edler Schwärmerei;
Freundſchaft, komm von Deinem Götterthrone“ ꝛc.

Doch während Schiller alle Weſen gleichſam im Taumel heiliger Gefühle der Harmonie einander in die Arme ſinken läßt, während er ſingt: „Seid umſchlungen Millionen! Dieſen Kuß der ganzen Welt!“ dämpft Kleiſt die Begeiſterung und hört die Stimme der Göttin, wie ſie den liebeglühenden Jüngling warnt vor Schmeichlern und verſtellten Freunden. Im Gegenſatz zu Schiller heißt es:

„Einen nur von Millionen Weſen,
Tauſendfach von dem Geſchick zerſtreut,
Einen nur von Millionen Weſen
Hat die Schöpfung Dir zum Freund erleſen,
Der ſich Dir mit heil'ger Wolluſt weiht.
Nur mit ihm kann Deine Seele fühlen“ ꝛc.

Wie dann dieſes Gefühl der Sympathie in Schillers Liede die edelſten Vorſätze in die Herzen legt, ſo gelobt auch Kleiſt, wenn die Göttin ihm den würdigen Freund gewieſen, mit ihm nach der Weisheit Lehren zu handeln, „bis die Stunde der Verklärung naht.“

Unabweisbar ſcheint mir die Beziehung zu Schiller in dem Gedichte „Das Glück der Ehe“ (Berlin 1796).

Kleiſt entwickelt hier in Str. 21—25 die Auffaſſung, daß ſich der erſte Begriff des Eigenthums und der daraus folgenden Geſetze aus der ehelichen

Verbindung herleite. Schiller hat im „eleuſiſchen Feſt“ den Ackerbau als Anfang aller Cultur hingeſtellt. Wüßte man nicht, daß Schiller das „Bürgerlied“ erſt 1798 gedichtet, ſo würde man die Strophen 22 und 23 bei Kleiſt für Nachahmung Schillers halten; das Umgekehrte, Anlehnung Schillers zu behaupten, ſcheint gewagt, aber unabweislich:

Kleiſt:	Schiller:
„Hymen rief aus finſtern Höhlen	„Scheu in des Gebirges Klüften
Thieriſcher Verborgenheit	Barg der Troglodyte ſich;“ —
Sanfte tugendhafte Seelen,	„Und die rohen Seelen zerfließen
Und erſchuf die Menſchlichkeit:	In der Menſchlichkeit erſtem Gefühl.“ —
Gab dem dämmernden Gedanken	
Einer ſelbſt geſchaffnen Pflicht	
Klarheit — und die Schleier ſanken,	
Des Geſetzes heil'ge Schranken	
Feſſelten den Böſewicht.	„Mit dem Wurfſpieß, mit dem Bogen
Da verließ der nackte Wilde	Schritt der Jäger durch das Land.“ —
Seines Raubes blutge Spur,	„Und mit grünen Halmen ſchmückte
Suchte lachende Gefilde	Sich der Boden alſobald,
Und benutzte die Natur;	Und ſoweit das Auge blicket
Auf den Hügel pflanzt' er Reben,	Wogt es wie ein goldner Wald.“ —
Sä'te Weizengold in's Thal,	„ . . in friedliche, feſte Hütten
Lernte ſich Gewande weben,	Wandelte das bewegliche Zelt. —“
Hütten bauen, friedlich leben,	„Schwelgend bei dem Siegesmahle
Mäßig ſeyn beim Freudenmahl.“	Findet er die rohe Schaar.“

Selbſt das Metrum und die Reime ſtimmen überein, nur daß bei Kleiſt der Reim e 3-mal wiederkehrt, indem vor dem 8. noch je ein Vers eingeſchoben iſt. Da nun Schiller Kleiſten, wenn nicht durch etwas anderes, ſo doch gewiß durch deſſen Polemik gegen ſeine „Götter Griechenlands — dieſe und das „Gegenſtück“ erſchienen beide im „Teutſchen Merkur“! — kennen und beachten gelernt haben wird, ſo erſcheint die Verwandtſchaft mit Kleiſt hier erklärlich. Dies Kleiſt'ſche Gedicht nun iſt in einer Recenſion der Allgem. Lit. Zeitg., 1799, Bd. 2. Num. 115, S. 95f. abfällig beurtheilt worden. Recenſent wirft dem Gedichte, dem er im übrigen hohe Formvollendung zuerkennt, inhaltliche Leerheit und durchgehende Abhängigkeit von Bürgers hohem Liede vor. Was die „Leerheit“ betrifft, ſo wieſe ich dieſen Vorwurf am beſten durch eine Darlegung des Gedankengangs des an manchen Stellen nicht ganz leicht verſtändlichen Gedichts zurück; doch würde das zu ſehr in's Detail führen. Wer das Gedicht aufmerkſam lieſt, wird finden, daß in ganz greifbarer Entwickelung die Segnungen der Ehe für den Einzelnen wie für die Geſamtheit poetiſchen Ausdruck erhalten. Von einer durchgängigen Anlehnung an Bürgers „hohes Lied“ aber kann gar nicht die Rede ſein, da der Gedankengang nicht die entfernteſte Uebereinſtimmung zeigt und Bürgers Gedicht ganz perſönlich, Kleiſts aber allgemein philoſophiſch gehalten iſt. Nur die zwei erſten Strophen Kleiſts ſind ſtark von Bürger abhängig:

Bürger:

„Sei willkommen Fackelſchwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldverſöhner, Grambezwinger!
Sei geſegnet Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! —

Erdentöchter, unbeſungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit ſolchen Huldigungen
Lohnt die theuren Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!“

Kleiſt:

„Hymen, heil'ger Fackelſchwinger,
Goldgelockter Götterſohn,
Seelenlenker, Freudebringer,
Schenk uns Deinen Segenslohn!

Faune mögen ſeine Feſte,
Seines Tempels Schwelle fliehn,
Und im Schatten dichter Aeſte
Für Kotytto's Töchter glühn.“

Als eifrigen Schüler Schillers zeigt ſich Kleiſt in dem Drama Graf Peter der Däne“ (Berlin 1791). Im Jahre 1781 erſchienen Schillers Räuber, 1787 Don Carlos, 1789 brach die franzöſiſche Revolution los. An den beiden Schillerſchen Dramen hat Kleiſt ſeine Vorbilder gehabt; und die Revolution des Volkes lauert in ſeinem Stücke im Hintergrund. Der Stoff iſt aus der mittelalterlichen Geſchichte Polens entlehnt. Wahrſcheinlich hat Kleiſt aus von Solignacs „Allgemeiner Geſchichte von Polen“ (Halle 1763) I., 191 ff. geſchöpft; das Meiſte findet man auch vor in L. Gieſebrecht, „Wendiſche Geſchichten“ (Berlin, 1843) III., 13ff. Die Idee des Stückes iſt die: „Ein edler Berather der Krone, der gegen Despotie und Fürſtenlaunen ankämpft, der Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, der Liebling des Volks, der Schrecken der Höflinge und ſich krümmenden Streber, wird von Intriganten geſtürzt und vernichtet. Auf Mängel und Vorzüge des Stückes gehe ich nur ganz kurz ein. Die Mängel ſind inſofern entſchuldbar, als Kleiſt, wie er es nennt, nur ein dramatiſches „Gemälde“ geben und dieſes nicht für die Bühne beſtimmen wollte. Die Einheit der Handlung iſt durch eine nicht recht motivirte Parallelhandlung geſtört, indem dem Grafen Peter ein Bruder gegeben iſt, ein Einſiedler, der, ſchon als Säugling dem Kloſter übergeben, ſelbſt ſeine Blutsverwandtſchaft nicht ahnend, Peters Sehnſucht erregt, die dann kurz vor des Grafen Tode durch die Erkennung geſtillt wird. Der Ortswechſel iſt ein ſehr häufiger, und Scenen, die eng zuſammengehören, werden aus einander geriſſen: ſo im 1. Acte die Vorgänge in der Einſiedelei. Ein wichtiger Vorgang wird durch Erzählung gegeben, ſtatt durch lebendiges Spiel: das Bekenntniß der Herzogin. Ein großer Mangel iſt auch, daß ein und daſſelbe Motiv vier Mal, ehe die Ausführung erfolgt, erwogen und mitgetheilt wird: vier Mal hören wir den Plan, wie Graf Peter ſtumm gemacht werden ſoll (p. 120; p. 127; p. 135 und noch einmal). Die Maſſe der Sentenzen lenkt zu oft vom Kern der Handlung ab; man merkt hier Schillers Schule; vgl. „Das Maß der Sünde iſt die Zeit der Ruhe“ (p. 136); „Kühnheit iſt der Geiſt des Edelmuths, hat ſtarke Adlerſchwingen, mit denen er zur Sonne Majeſtät auffliegt“ (p. 21); „nur Mangel zeigt des Ueberfluſſes Werth“ (p. 45); „der ſtärkſte Feind der Liebe iſt Genuß“ (p. 158) u. A.

Iſt auch das Stück als Ganzes nicht zu retten, ſo zeigt es doch Vorzüge. Unaufhaltſam drängt Alles auf den einen Punkt hin: Vernichtung des Grafen Peter. Eine glückliche Situation fand Kleiſt damit, daß er den Herzog aus dem lauten Gewühl des Hofes in die ſtille Einſiedelei führte, damit er ſich einmal an ſeine ganze Menſchheit erinnere: dieſelbe Idee, die Kleiſt in ſeiner Erzählung „Der Einſiedler“ (Verm. Schr. p. 270) ſo ausdrückte: „Könnten doch Fürſten die einſamen Stunden denkender Männer belauſchen, es würde ſich dann ihr Stolz in Beſcheidenheit, ihre Politik in Menſchenliebe, ihr Schwert in eine Friedenspalme verwandeln.“ — Hatte Schiller in Poſa einen Edeln gezeigt, der Männerſtolz vor Königsthronen nicht verleugnet, ſo ſtellt Kleiſt uns zwei Fürſten, einen von ſeinem hohem Berufe durchdrungenen und einen Schwächling, gegenüber; „Menſch gegen Menſch, entblößt von Purpur“ (p. 256). Dieſe Scene verdient Beachtung. Kleiſts Muſter war einmal Schiller. Wie Franz Moor ſeine Hinderniſſe aus dem Wege räumt, nicht durch Mord, wie er daſſelbe Reſultat auf einem noch abſcheulicheren Wege ſucht, indem er ſeinen Vater „nicht gern getödtet, aber abgelebt“ (II, 1), ſehen und den Mord „nicht gern ſelbſt gethan haben will, um der Leute willen“ (II, 1), ſo überläßt auch Dobeis (p. 220) es „dummen Tröpfen“, ſich durch „ehrlichen“ Mord zu rächen: „Der klügre Mann muß beſſere Mittel kennen“ (p. 220). Hier wie dort ſoll ein edler Greis lebendig begraben werden; der Rabenthurm wird beide Mal zum Grabe des Edeln gewählt. Wo nie des Wandrers Fuß hintritt, in grauſiger Einſamkeit, „dort ſteht ein Thurm — im Schatten alter Eichen, romantiſch ſchön, — der Eulen ſtille Wohnſtatt“, verkündet mit fürchterlicher Ironie Dobeis dem Herzog (p. 224). Auch in ſeinem Charakter zeigt Dobeis große Verwandtſchaft mit Franz Moor. Zwar ein ſo vollkommener Teufel wie jener iſt Dobeis nicht. Die Schlechtigkeit eines Franz Moor als Reſultat einer Entwickelung ſich zu denken, wird ſchwer; er ſcheint uns prädeſtinirt für ſein Weſen, und die Natur hat ihm ſchon vorweg auch in ſeinem Aeußern den Steckbrief mit auf den Weg gegeben. Anders Dobeis. Er muß ſympathiſche Züge beſitzen, durch die er ein Weiberherz bethören kann, er muß einſt beſſer geweſen ſein, denn er hat einen Freund, der von einer dämoniſchen Gewalt an ihn gebannt iſt und der noch den ſterbenden Frevler gerührt in ſeine Arme ſchließt. Aus dieſes Murawitſch Munde hören wir (p. 5), daß Dobeis einſt in ſeinen Jugendjahren ſtark genug war, „der Leidenſchaft Geſetze zu verlachen“: greifbare Motive treiben ihn, Verbrecher zu werden. Verſchmähte Liebe und unerſättliche Ehrſucht ſind die Hebel ſeines Thuns. Im Verfolg ſeiner Pläne erſt entwickelt er ſich zu einem zweiten Franz Moor. Sind dieſem Gewiſſen und Ehrbarkeit „Anſtalten, die Narren in Reſpect und den Pöbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Geſcheidten es deſto bequemer haben“ (I, 1), ſo erſcheint es auch Dobeis als ein Glück, „daß es noch Menſchen giebt, die an der Treue hohe Pflichten glauben: — denn ohne ſie erlahmte ſelbſt die Liſt“ (p. 10, 11). Wie bei jenem ſpitzfindige

Digitized by Google

Abſtractionen die Regungen des Herzens beſiegen, ſo bezwingt auch Tobeis mit ähnlicher Verbrecherphiloſophie das fühlende Herz. Er ſchreckt ſchließlich ſelbſt vor dem Morde nicht zurück, indem er erwägt (p. 309): „Ha! der Gedanke giebt dem Vorſatz Kraft! Kann eine Sommernacht, in Schwelgerey am Buſen holder Mädchen ſüß verpraßt, nicht tauſend ähnliche Geſchöpfe bilden? Kann alſo nicht ein Abend eins vernichten?“ Vgl. Räuber IV, 2. — Fürſt Jara tritt mit der Offenheit Poſas vor den Herzog, und wenn er auch den Purpur hat, der ihn ſchützt, während jener bloß im Gefühle ſeiner Menſchenwürde zum Anwalt der Wahrheit wird, ſo wirkt doch gerade eine ſo ſeltene Erſcheinung wie die eines gekrönten Freidenkers erhebend. — Aber auch an Shakeſpeare hat ſich Kleiſt angelehnt. Eine andere Lady Macbeth tritt uns in der Herzogin entgegen. Das Verbrechen, doppelt ſchrecklich, wenn in eines Weibes Buſen entworfen, erhält hier in der Herzogin dieſelbe Förderung wie bei Shakeſpeare durch jene; wie in jenem ſinnreichen Urmythus die Mannheit der erſten Sünde um ſo eher verfällt, als das ſchwache Weib ihr Vermittler iſt, ſo verfällt hier der Weiberknecht Bogislav der Liſt Chriſtinens; „dann ſeid ein Weib, und Euer iſt der Sieg“ (p. 17), rief ihr Tobeis zu; durch ihr täuſchendes Unſchuldsſpiel triumphirt ſie; nur dunkel ahnt er die Gefahr: „Ich will mich einem Weibe anvertrauen! Dem erſten Menſchen raubt' es leider die Unſterblichkeit; ach! mir vielleicht auf immer die Ruhe meines Lebens!“ ruft er, aber er folgt ihr. Lady Macbeth treibt die Liebe zu ihres Mannes Größe; Chriſtines Verbrechen iſt ſchlimmer: Ehebruch und Complot mit dem zukünftigen Mörder ihres Gatten laſten auf ihr; von den Furien ihres Gewiſſens gepeinigt, nicht wagend, einander anzuſehen, ſo ſehen wir Macbeth und ſein Weib nach der That; ſo ſehen wir hier die Herzogin unruhevoll mit dem Lichte in der Hand um die Mitternacht im Schloſſe umherirren, kurz bevor die That geſchehen ſoll, und den Herzog, wie er ängſtlich zu dieſem Weibe hinirrt, die Einſamkeit ſcheuend; aber das Weib rafft ſeine Kräfte zuſammen und ſpottet ſeiner Schwachheit. In Lady Macbeth iſt noch nicht alle Weiblichkeit erſtorben: ſie bricht zuſammen nach der That. Die Herzogin giebt auch da ihr Spiel nicht auf. Sie leugnet mit arger Verſtellung, bis andere Factoren ſie zum Geſtändniß zwingen. — Wie Shakeſpeares Mörder ihre Lohngeber öfters beſchämen, indem ſich ihnen kurz vor der That doch noch eine Art Mitleid mit ihren Opfern aufdrängt, ſo empfinden auch hier die Räuber Rutowsky und Platſchinsky ein menſchliches Rühren; ſonſt gefühllos, können ſie zwar von ſich ſagen: „Morden iſt der Zeitvertreib von unſeren Abendſtunden“ (p. 177), wie Schillers Räuber ſingen: „Stehlen, morden, huren, balgen, Heißt bei uns nur die Zeit zerſtreun“; doch vor des geliebten Grafen Vernichtung beben ſie einen Augenblick zurück; und nur der klingende Lohn gewinnt es über ſie. — Wie Hamlet erörtert der alte Siedler in ergreifendem Monologe die ewigen Fragen des Zweiflers; es iſt keine verächtliche Nachahmung: der alte Weiſe, wie er den Spaten anſetzt zu ſeinem eigenen Grabe; er, der ein Menſchenleben darauf verwandt hat, ſchwere Schuld zu büßen, erweckt mit ſeinen Grübeleien nicht den Schein eines Tiradendreſchers.

Kleiſt verfolgte im Drama mit Eifer Schillers und Goethes Entwickelung. Wir haben außer dem Schäferſpiel „Der beſtrafte Raub“ (Verm. Schr. 239 ff.) nur noch ein Drama von ihm: „Sappho“, das er beſcheiden ein „dramatiſches Gedicht“ nennt. Dies, verglichen mit dem vielbewegten, eckigen, ungebundenen Stück „Graf Peter“, zeigt uns eine völlige Wandlung in Kleiſts Kunſtauffaſſung. Wie Goethe ſich von allen rohen Auswüchſen losmachte und in der Iphigenie zuerſt mit vollem Bewußtſein dem Ideale griechiſcher Schönheit nachging, ſo iſt es auch Kleiſten, wie man vor allem aus dem Stücke ſelbſt, dann aber auch aus der angehängten Abhandlung „Ueber dramatiſche Dichtkunſt“ erſieht, zur vollen Klarheit geworden, daß Wahrheit am künſtleriſchſten dargeſtellt werde im Gewande einfacher, maßvoller Schönheit. Daher geſtaltete er in der Sappho die Handlung klar und einfach verlaufend. Daher ereifert er ſich a. a. O. auch für das metriſch gefaßte Drama. Das Drama „Sappho“ athmet den Geiſt maßvoller Schönheit in Stoff und Form. Der Dialog zeigt nicht mehr die Weitſchweifigkeit und Ueberladung mit Sentenzen, wie in Kleiſts erſtem Stück; ja an einigen Stellen wirkt der Dichter durch ſchlagende Kürze Großes. In nur acht Verſen des erſten Actes vollzieht ſich die Auseinanderſetzung zwiſchen Phaon, Alcaeus und Sappho. Phaon trifft, als er Sappho beſucht, auf die beiden; er ſtutzt, da er Alcaeus ſieht: „Alcaeus hier?“ Die argliſtige Damophile nährt die keimende Eiferſucht: „Er hat beym Frühſtück heut mit weiſem Scherz uns Weiber unterhalten; wir ſind ihm alle dankbar.“ Und nun noch ein Schlag in's Geſicht durch Alcaeus: „Und da jetzt ein weiſer Scherz wohl überflüſſig wird, ſo will ich mich entfernen, um den Spaß von dieſem Flötenſpieler nicht zu ſtören.“ Phaons Verdruß bricht ſofort hervor, und es wird Damophile leicht, ihn zu gewinnen.

Mit wie einfachen Mitteln erreicht Kleiſt Großes! Im Anfang des zweiten Aufzuges ſehen wir Sappho in ſchwermüthigem Geſpräche mit ihrer jungen Schülerin Zidno. Dieſe kennt noch nicht die verheerende Macht unglücklicher Liebe; ſie ſchwelgt noch ungetheilt im Entzücken für ihre Kunſt, zu dichten und zu ſingen. Wir thun hier einen Blick in das ſchöne Kunſtleben, das zu Sapphos Zeit unter Lesbos' heiterm Himmel ſich entfaltete; Zidno iſt eine von jenen ſchönen Jungfrauen, die die Meiſterin um ſich verſammelte, um mit ihnen einen Cult der Dichtkunſt und Muſik aufzurichten. Sie ſchwärmt mit treuer Hingabe in ihrem Glauben an Orpheus' Zaubermacht, die Lesbos beſonders begnadet und ihm den Terpander, Arion und vor allem Sappho, überall gefeiert als Griechenlands zehnte Muſe, erweckt habe. In ihrem Spiegel ſehen wir Sappho als die große Dichterin glänzend zurückgeſtrahlt; Grillparzer brauchte weit pomphaftere Mittel, um Sappho in ihrem Ruhmesglanze darzuſtellen: den Sieg zu Olympia und den Triumphzug der zurückkehrenden gekrönten Dichterin.

Wenn ein Menſch, der durch geiſtige Größe auf die höchſte Stufe der Menſchheit geſtellt iſt, in einem ſeiner Liebe unwürdigen Gegenſtande ſein Ideal erblickt und dieſer Täuſchung, um nicht den Glauben an dies Ideal ſich entreißen zu laſſen, allen Stolz, alle Hoheit, ſelbſt das Leben opfert, ſo iſt das ein tragiſches Sujet. Dieſe Idee zog Kleiſt in der „Sappho“ an. Zu charakteriſiren galt es alſo Sappho als große Idealiſtin. Aus weiblicher Schwachheit liebt ſie den ſchönen, aber unbeſtändigen Phaon; ihm ſteht gegenüber als würdigerer Liebhaber Alcaeus, ein echter Mann und ein großer Geiſt, erſteres in ſeinen Kriegsthaten, letzteres in ſeinen Dichtwerken. Von höherer Liebe als Phaon geführt, wirbt er um Sapho: er huldigt ihrer Muſe und ihrem Gemüth nicht weniger als ihrer Schönheit. Aber er iſt ſchon nicht mehr Jüngling: ſeine kühlere Weisheit entzückt das liebedürſtende, warme Herz Sapphos nicht. Phaon, ſchön wie Apollo, hat ſie hingeriſſen: ein Jüngling, der, außer ſeiner Schönheit, nichts weiter an Charakter beſitzt, als unbegrenzte Eitelkeit. Er will von Blume zu Blume fliegen, ſiegen über jedes weibliche Herz, um es dann zu verlaſſen. Vor ſo unwürdiger Leidenſchaft ſollte Sappho ihre hohe Stellung bewahren; aber gerade ihre Dichterſeele iſt es, die einer glühenden Empfänglichkeit für äußere Schönheit erliegt. Zwar reine Sinnlichkeit kettet ſie nicht an Phaon; nein, ihr Idealismus tritt zu ihrem Verderben in den Dienſt der ſinnlichen Empfindung. Das Schöne erſcheint ihrer Künſtlerſeele zu leicht auch als das Gute. Sie geſteht ſelbſt (p. 64): „Es iſt ſüß, beim Anblick einer reizenden Geſtalt den Wohnſitz einer ſchönen Seele ſich zu denken.“ Sie verleiht daher dem ſchönen Phaon in Gedanken göttliche Tugenden, die er nicht hat. Dazu ſtimmt es, wenn in echt griechiſchem Geiſte Zidno den Phaon gemahnt, ſo gut zu ſein, wie er ſchön ſei, zu ſein ein καλὸς κἀγαθός (p. 105): „nur bei der Schönheit reift die Güte“, und: „Sieh! das Beſte iſt im Reich des Unbeſeelten auch das Schönſte; nur die allein, ſo ſchön von der Natur geſchaffen, willſt dein mütterliches Recht verleugnen?“ Dazu lag zu Grunde das Sappho-Fragment Nr. 32 bei Hiller, Anthologia lyrica:

„ὁ μὲν γὰρ καλὸς ὅσσον ἰδῆν πέλεται (μόνον)
ὁ δὲ κἄγαθὸς αὐτίκα καὶ καλὸς ἔσσεται.“

Um noch einmal auf behauptete Entlehnungen Grillparzers aus Kleiſt zurückzukommen, ſo liegt zu deren Annahme gar kein Grund vor. Ja, aber Beide haben doch Sappho unhiſtoriſch auf Lesbos ſterben laſſen, ſtatt auf dem leukadiſchen Eiland? Das beweiſt nichts: Sappho war einmal die große Lesbierin, und ſo mußte das Stück auf Lesbos ſpielen; wie komiſch würde es ſich aber ausnehmen, wenn ein Dichter durchgängig das Stück auf Lesbos ſpielen und nur zum Schluß die Heldin nach Sicilien und von da nach Leukas gehen ließe, bloß damit ſie da von einem Felſen ſich in's Meer ſtürzen könnte! Die ganze Grundauffaſſung beider Sapphos aber iſt verſchieden. Während in Kleiſts Sappho die künſtleriſche Idealität ſich in den Dienſt der ſinnlichen Empfindung ſtellt und zu ihrem Verderben den καλὸς mit den ſittlichen Schönheiten des ἀγαθός ausmalt, kann Grillparzers Sappho nur eins ganz ſein, entweder warm fühlendes Weib oder unnahbare Gottheit. Kleiſts Sappho erhebt den Menſchen Phaon zu ihrer Hoheit empor, Grillparzers Sappho macht den Verſuch, von ihrer Höhe in die Thäler menſchlichen Glückes hinabzuſteigen. Dieſe ſcheitert, indem der Erdenſohn Phaon, vor dem verzehrenden Feuer ihres überirdiſchen Glanzes wie Semele vor Jupiters wahrer Geſtalt fliehend, ihr ein weniger göttliches Weſen vorzieht, jene, weil ſie Phaons Bild ſich mit den Farben eines Gottes ausgemalt hat und ſich dann betrogen ſieht. Daher konnte auch Grillparzers Phaon ſittlich gut ſein, während er bei Kleiſt der Geſchichte entſprechend ein leichtfertiger Treuloſer iſt. Beide Sapphos bewähren ſich ſtärker als das Schickſal, Kleiſts Sappho, indem ſie, nachdem ihr leiblich Auge die Täuſchung geſehen, mit der ganzen Verzweiflung der Idealiſtin an dem Ideale feſthält und, da ſie auf Erden dies Ideal zerſtört ſieht, in den freiwilligen Tod die Ueberzeugung mitnimmt: „Gewiß vereint der Tod die Seelen, die das Schickſal hier getrennt“, Grillparzers Sappho, indem ſie, um nicht hier zum leidenſchaftlichen, rachſüchtigen Weibe herabzuſinken, in den Tod geht. Daß Grillparzer in ſeiner Sappho eine Geſtalt geſchaffen, die unſerm Gefühl von weiblicher Hoheit näher ſteht als die Sappho Kleiſts, bedarf der Hervorhebung nicht; bei Grillparzer ſtürzt Phaon der Sappho zu Olympia zu Füßen, bei Kleiſt wirft ſich ihm Sappho, weiblichen Stolzes vergeſſend, in die Arme. Wir fragen mit Damophile: „Wie aber war es einer Sappho möglich, ſich ſo ganz dem erſten Eindruck körperlicher Reize, ſo ganz und ohne Prüfung hinzugeben?“ Wo blieb da das Weib!

Ich beſpreche nun noch einige der beſten Gedichte Kleiſts. Eine glänzendere Widerlegung des Vorwurfs der „Süßlichkeit und Schwächlichkeit“, als ſie Kleiſts Hymnus „Friedrich Wilhelms Heldenruhm“ (Deutſche Monatsſchrift, May 1790, p. 57 ff.) liefert, giebt es nicht. Der coloſſale Sturm der Begeiſterung, der in Schubarts Hymnus auf Friedrich den Großen tobt, ſtürmt auch in dieſem Hymnus auf den großen Kurfürſten, der, wie die Vorrede zum Maihefte der Deutſchen Monatsſchrift 1790 zeigt, bei Gelegenheit der Feier des hundertſten Todestages Friedrich Wilhelms, alſo zwei Jahre nach dem Erſcheinen von Schubarts Hymnus, gedichtet wurde. Hier geſellte ſich zu Kleiſts Anlagen noch der glühende preußiſche Patriotismus, der in Halberſtadt ja überhaupt feſte Wurzeln geſchlagen hatte, und ſo entſtand ein Gedicht, das ich für werth halte, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

Hier ſtrömt Alles vom Herzen, nichts iſt conventionell, außer daß etwa die Preußen noch nach Bardenmanier als „Brennen“ erſcheinen. Packend ſtellt Kleiſt vor unſer Auge die grauenvolle Verwüſtung, welche der dreißigährige Krieg in Brandenburg angerichtet: „Steinhaufen, noch dampfend vom donnernden Einſturz, Aſchengebirge, von nackten Menſchen umringt, die ſchluchzend: Rettung! Rettung! jammerten, waren der glücklichen Städte Schauerdenkmal! Loderndes Flammengeknatter entriß dem weinenden Säugling die Mutter, dem zitternden Greiſe ſein Obdach! u. ſ. w. (vgl. Schubart: „Der Rauch von Friedrichs feſten Städten wirbelte mit dem Jammergeächz' der Säuglinge, der Greiſe, der Schwangern und Kranken gen Himmel.“) Das Bild, das von Friedrich dem Großen in Gleims Grenadierliedern begegnet, wie er in der Stille der Nacht nach gekämpfter Schlacht noch ſinnt und ſorgt, daſſelbe zeigt hier den großen Kurfürſten in der Nacht eines der drei Schlachttage von Warſchau:

„Ihn ſah im Schlachtthal, mit Leichen beſät,
Blutig die Wange, der Mond!
Und in der grauſigen Stille der Nacht
Hallte fürchterlich der Sterbenden Geächz
Dem Ohre des fühlenden Fürſten,
Und das Geliſpel geſchiedener Seelen
Hauchte den hohen Gedanken ihm ein:
Zu wiegen in der Wage des Rechts
Menſchenwerth und Fürſtenpflicht!“

Ohne Zweifel regte Schubart Kleiſten an. Im Einzelnen verweiſe ich auf folgende Uebereinſtimmungen: Wie Schubarts Held „Friedrich Wodan“ iſt, ſo hier der große Kurfürſt „Preußens Wodan“.

Iſt jener der „wolkenſammelnde Zeus“, der „Blitze ſchüttelt“, ſo erhebt auch dieſer „die blitzſchleudernde Rechte“. Stark abhängig iſt Kleiſt in der Schilderung der Friedensregierung, vgl.:

Schubart: „Groß und glücklich zu machen ſein Volk,
War Friedrichs erhabner Gedanke.
In des Landes Wunde träuft der Balſam,
Paläſte ſtiegen aus Brandſtätten empor.
Dem Landmann gab er weiſen Unterricht.
Die Muſen ſonnten ſich wieder in
Friedrichs Strahl.“

Kleiſt: „Jetzt dachte der hohe Sieger im Schlachtthal
Auch ſeines Landes Glück,
Goß Balſam in ſeine blutenden Wunden!
Unter ſeines Adlers ſtarkem Flügel
Fanden Galliens Flüchtlinge Schutz
Vor des Fanatismus blutigem Schwert,
Und der Aufklärung Fackel,
Nur ſchwach erſt ſchimmernd,
Ward Lichtflamm' unter ſeines Auges Strahl
Und leuchtete Boruſſiens Völkern.
Er ſchuf den Rauhſinn der Brennen
Zu froher Betriebſamkeit um:
Und die dürftige Hütte ward Pallaſt!“

Aber ſonſt iſt das Gedicht original. Leicht verfällt ſonſt der Heldenſänger in conventionelle Töne, wo er ſich ſelbſt zu höherem Schwunge ſpornt: er ruft in hergebrachter Weiſe die Muſe an; da ſingt Kleiſt:

„O könnt' ich auf Flügeln der glühendſten Phantaſie
Mich aufſchwingen zu der Göttlichkeit Urquell,
Rauben einen Strahl des himmliſchen Feuers,
Zu durchſtrömen den Hymnus mit ihm."

Gekünſtelt erſcheint die Originalität an einer Stelle, wo er erzählt, daß Magdeburg dem Kurfürſten zufiel; das ehemalige Biſthum mußte zu dem Behufe ſaeculariſirt werden; das drückt er unter Anſpielung auf die Etymologie ſo aus: „Magdeburgs Jungfrau warf den Schleyer zurück, gewoben vormals aus Mönchstrug und Pfaffenliſt; erkannte das glückliche Loos, . . . und ergab ſich des Helden Schutz." Aehnlich gekünſtelt iſt's, wenn im ſelben Gedicht der Wald bezeichnet wird als „des Wiederhalls Tannengebüſch" im Gegenſatz zur Feldflur.

Markig iſt auch die „Ode an die Deutſchen bey denen franzöſiſchen Unruhen", Halberſtadt, den 24. October 1789 in von Archenholtz „Neue Litteratur und Völkerkunde" 1790, Strophe 5, p. 412—416. Auch Kleiſt glühte für Freiheit und Menſchenrecht; aber die Greuel der Revolution empörten ihn: gleich nach den wilden Aufruhrſcenen im October 1789, als der Pöbel Ludwig aus Verſailles fortſchleppte, ergriff Kleiſt in obiger Ode in heiliger Entrüſtung das Wort. Wie ein anderer Tyrtaeus ruft er das deutſche Volk auf zum Kampfe gegen die Raſerei und zum Schutze des bedrängten Königs, auf daß nicht auf deutſcher Flur dieſer Wahn Fortſetzung finde. Die Ode iſt im gehaltenen Tempo der asklepiadeiſchen Strophe gedichtet: das klingt wie ein ſpartaniſches Embaterion:

„Gottgeheiligtes Volk, Männer Teutoniens,
Nehmt das flammende Schwert, ſchimmernder Speere Kraft,
Ueber trotzende Alpen
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!
Schlagt an ehernen Schild, hallend im weiten Thal,
Daß der tönende Schall ſchrecke die Kämpfer auf,
Und die Häupter der Helden
Drücke glänzender Helme Wucht."

Strophe 3—12 weiſen auf die Gewaltthaten, auf die drohende Anſteckung, auf den Ruin des großen franzöſiſchen Reiches, auf den verblendeten Wahn hin:

„Freyheit! jauchzet das Volk, Freyheit! der Barden Lied;
Keiner weiß, was er wünſcht, kennet der Göttin Bild;
Denn tyranniſche Feſſeln
Schmiedet thöricht ihr Wille ſich!" (Strophe 12.)

Strophen 13—24 οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη.

Strophe 25 bis zum Schluß. Erneuter Kampfruf.

Trotz dieſes Rufs nach Abwehr beſaß Kleiſt volles Verſtändniß für die reinigende Kraft der franzöſiſchen Revolution; das zeigt ſein Gedicht „Auf Mirabeaus Tod“ (Deutſche Monatsſchrift, 1791 May). Menzel kannte wohl nur den Zamori von Kleiſt, wenn er mit Nachdruck ſeine idylliſche, weichliche Stimmung als im Contraſte befindlich erſcheinen läßt zu der gewaltigen Größe der Zeitbegebenheiten. Aeußerte Kleiſt Abſcheu vor den Greueln der Revolution, ſo begrüßte er ſie doch hier als eine Erlöſung von der Despotie; ſein Ideal war ohne Zweifel das, was Frankreich nicht errang und Preußens Volke auch erſt viel ſpäter zu Theil wurde: ein feſtes Regiment im Einklang mit der Vertretung des Volkes. Als den Vorkämpfer ſolcher Ideen beſang er Mirabeau bei deſſen Tode 1791. Das Gedicht war ein Wiederhall jener allgemeinen Verehrung, welche dem Grafen Mirabeau bei ſeinem Tode alle Parteien zollten. Es preiſt den großen Mann zuerſt als den Tyrannenvernichter:

„Triumph! ſie ſtirbt, die ſtolze Tyranney!
Ich ſeh' geſchmückt mit ew'gen Siegerkränzen,
O Mirabeau, dein Bild auf ihren Trümmern glänzen.“

Dann feiert der Dichter den genialen Redner, Staatsmann und weiſen Geſetzgeber, der auch der Zügelloſigkeit Feſſeln anlegte. „Da ſchufſt mit weiſer Strenge Geſetz und Ordnung Du und bändigteſt die Menge.“

* * *

Dieſes möge genügen, den Charakter Kleiſt'ſcher Dichtung klar zu machen. Vielleicht trägt dieſer Aufſatz dazu bei, daß man gerechter als bisher über Werth oder Unwerth Kleiſtens zu Gerichte ſitzt.

Illyriſche Alterthümer.

Von

Moriz Hoernes.

— Wien. —

Appian von Alexandrien, ein Rechtsanwalt aus der Zeit des Trajan und ſeiner Nachfolger, auf der Höhe ſeiner Carrière kaiſerlicher Finanzprocurator, iſt am Abende ſeines Lebens, wahrſcheinlich in ſeiner büchergeſegneten Vaterſtadt, unter die Geſchichtsſchreiber gegangen und ein im Ganzen recht banaler, geiſtloſer Erzähler der verſchiedenartigen Vorfälle geworden, durch welche ſich im Lauf der Zeit das römiſche Weltreich zuſammengeläppert hat. Wir gebrauchen abſichtlich dieſe Ausdrücke, um dem ſchriftſtelleriſchen Genius Appians gerecht zu werden. Er kennt nicht die treibenden Kräfte jenes großen, welthiſtoriſchen Proceſſes; das Geheimniß der Größe Roms iſt ihm ein Buch mit ſieben Siegeln, Für ihn hat vergeblich, ſchon Jahrhunderte zuvor, in einem ähnlichen Werke Polybius die Forderung pragmatiſcher Hiſtoriographie aufgeſtellt. Es mißbehagte dem Actenmenſchen, daß die Geſchichte mit ſo wenig äußerer Ordnungsliebe verfuhr, daß ſie nicht an einem Local ſäuberlich alle Geſchäftsſtücke erledigte, ehe ſie ſich einer anderen „Section" zuwendete. Er fand es nicht correct, daß ihn die Erzähler jenes gewaltigen Aufſchwunges der römiſchen Stadtgemeinde in den letzten Jahrhunderten vor der Gründung der Monarchie faſt zu derſelben Zeit an zwei Orten feſthalten wollten, daß ſie ihn beſtenfalls in tollem Reigen um das Mittelmeer herum wirbeln ließen, um ihn jetzt nach Afrika und Spanien, dann wieder in die rauhen Alpen, in's heitere Griechenland, in das alte königliche Aſien, und ehe er dort recht Athem geſchöpft, wieder nach Italien zurück oder auf einen ganz neuen

Digitized by Google

Schauplatz führten. Er regiſtrirte daher — wir müſſen dieſes Wort unterſtreichen — die Facta, welche ſich in einem Lande vollzogen, complet und ging dann erſt zu einem anderen über. So band er die römiſche Geſchichte in eine Reihe von Fascikeln zuſammen, welche doch für die Nachwelt einen doppelten Werth haben. Erſtlich folgt er in vielen Stücken guten, für uns verlorenen Quellen, andererſeits inaugurirt er gewiſſermaßen eine Disciplin, welche erſt in unſeren Tagen tiefere wiſſenſchaftliche Begründung erhielt, nämlich die Paläoethnologie oder alte Völkerkunde. Er beſchränkt ſich allerdings auf den Theil derſelben, welcher mit der römiſchen Geſchichte zuſammenhängt, aber in ſeinem Vorwort ſagt er ausdrücklich, daß er die Thaten der Römer bei jedem einzelnen Volke überblicken wolle, um die Schwäche oder Ausdauer der Völker, die Tapferkeit oder das Glück der Sieger und die ſonſtigen Zufälle kennen zu lernen, welche dabei mitwirkten. Appian iſt immerhin einer von jenen Schriftſtellern des Alterthums, welche es bei aller ſonſtigen Einſeitigkeit der Griechen und Römer, glücklich verhindert haben, daß die Paläoethnologie völlig mit der „ſtummen" Prähiſtorie, d. h. mit der Kunde von den namenloſen alten Fundſchichten, zuſammenfällt. In dieſer Hinſicht iſt er dem Römer Plinius vergleichbar, welcher, ebenfalls in der ſammelfleißigen Kaiſerzeit, den erſten Verſuch einer Anthropologie entwarf und im ſiebenten Buch ſeiner Naturgeſchichte, übrigens ganz an der richtigen Stelle zwiſchen der Geographie und der Zoologie, nebſt vielen brauchbaren Daten eine Unſumme von Ammenmärchen auftiſchte.

Wir ſprechen von Appian, weil wir von den alten Illyriern reden wollen. Appian iſt der Erſte und der Letzte, der im Alterthum den Illyriern und ihrer Geſchichte eine zuſammenhängende Darſtellung gewidmet hat. „And what should I do in Illyria?" frägt der Leſer vielleicht, wie Shakeſpeares Viola in „Was Ihr wollt;" aber wir antworten ihm mit dem Bruder dieſer Dame:

„I pray you, let us satisfy our eyes
With the memorials and the things of fame,
That do renown this country."

Er mag ſich's immerhin gefallen laſſen, ſchiffbrüchig wie jenes Geſchwiſterpaar an die Küſten Illyriens geworfen zu werden. Die Denkmäler und „berühmten Dinge" derſelben ſind es werth. Oeſterreich-Ungarn, Italien und die Türkei theilen ſich heute in die Wohnſitze der alten Illyrier und damit in die Verpflichtung, Natur und Volk, Gegenwart und Vergangenheit dieſes merkwürdigen Nachbargebietes der altclaſſiſchen Culturen der Wiſſenſchaft zu erſchließen oder deren Erſchließung wenigſtens Anderen möglich zu machen. Daß die Türken auch mit dieſer Schuldigkeit im Rückſtande ſindt verſteht ſich von ſelbſt. Oeſterreich-Ungarn und Italien aber haben, ſei, der Sinn für Ethnographie und Urgeſchichte erwacht iſt, Alles gethan, was man in dieſer kurzen Zeit billig erwarten darf. Die erſtgenannte Monarchie hat überdies zwei bis vor wenigen Jahren türkiſche Provinzen, Bosnien und

Digitized by Google

Herzegowina, auch in jener rein idealen Hinſicht dem Weſen des abendländiſchen Geiſtes eröffnet und durch vielſeitige Anſtalten zur Landeserforſchung auf das Niveau alter Culturgebiete gehoben. Ein neuer, beſſerer Appian fände heute außer den alten geſchriebenen Scharteken und einer Menge anderer literariſcher Vorarbeiten in Eſte und Laibach, in Wien, Trieſt, Agram und Sarajewo ſoviel der Erde entriſſenen Stoff aufgeſammelt, daß ihm nichts übrig bliebe, als ſeine anderen Völkergeſchichten ſämmtlich liegen zu laſſen und eine ganze Lebensarbeit dem Abſchnitt „Illyrica“ zu widmen.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen dem, was man früher unter Urgeſchichte (origines, ἀρχαιολογία) verſtand, und dem, was heute ſo heißt! Nach der Buchgelehrſamkeit des alten Alexandriners hatte das Land Illyria ſeinen Namen von Illyrius, einem Sohne des Kyklopen Polyphemus. Dieſer menſchenfreſſende Patriarch Siciliens zeugte mit der Nymphe Galathea drei Kinder, welche Celtus, Illyrius und Gala hießen und Stammväter der nach ihnen benannten mitteleuropäiſchen Völker wurden. Eine alberne Erfindung, die aber doch an das zweifellos ſichere Zurückweichen barbariſcher (auf Sicilien lange erhalten gebliebener) ariſcher Culturelemente nach Norden anknüpft. Namentlich in den wilden, aber blonden, weißhäutigen Kelten und Germanen mochte man leicht noch ſpät die Kinder des trotzigen Polyphem und der „milchweißen“ Galathea erkennen. Die Söhne und Enkel des „Illyrius“ führen dann natürlich die Namen der einzelnen illyriſchen Stämme. Auf Genauigkeit kommt es dem Genealogen dabei nicht an. So zeugt „Autarieus“ den „Pannonius“ und dieſer den „Scordiſcus“ und den „Triballus.“ Nun ſind die Scordiſcer ein keltiſcher und die Triballer ein thrakiſcher Volksſtamm. Aber das ficht unſeren Appian wenig an, und übrigens meint er, „dieſe Unterſuchung bleibe den Alterthumsforſchern überlaſſen.“ Es giebt auch wirklich heute noch Gelehrte, welche ſich mit derlei Überlieferungen ernſtlich befaſſen, z. B. der fleißige Herr d'Arbois de Jubainville in Paris, welcher lediglich nach ſolchen und anderen alten Schriftſtellerzeugniſſen ein mehrbändiges Buch über les premiers habitants de l'Europe zuſammengeſchrieben hat, und bei welchem man alle von den Illyriern handelnden Nachrichten claſſiſcher Autoren nachleſen kann. Dort findet man auch, daß nach einer andern, von Apollodor überlieferten Verſion Illyrius der Sohn des Kadmus und der Harmonia, alſo nicht von weſtlicher, halb barbariſcher, ſondern von vornehmer, morgenländiſcher Abkunft geweſen ſei. Es fällt nicht ſchwer, auch aus dieſer mythiſchen Überlieferung einen quaſi-hiſtoriſchen Kern herauszuſchälen. Kadmos ſtammt aus Aegypten oder Phönikien, kommt nach Griechenland, tödtet dort den Drachen des Ares, bevölkert aber das von ihm gegründete Theben mit den Männern, die aus der Ausſaat der Drachenzähne hervorgehen, gelangt weiter nach Illyrien, wo er wieder eine Herrſchaft gründet und endlich ſelbſt in einen Drachen verwandelt wird. Das war das Schickſal der orientaliſchen Cultur auf europäiſchem Boden.

Sie hat in Griechenland nach harten Kämpfen den Grund gelegt zu einer höchſt entwicklungsfähigen, weſtöſtlichen Miſchcultur und iſt weiter im Norden, zunächſt bei den Illyriern, zu einer Erſcheinung geworden, welche ſelbſt erleuchtete Forſcher des 19. Jahrhunderts, wie der verſtorbene Hochſtetter, für eine autochthone gehalten haben. Daß der Drache Kadmos in Illyrien kein echter Drache, keine Erdgeburt, ſondern ein verwandelter Menſch oder Heros ſei, und zwar ein ſolcher, der aus Vorderaſien, nicht ohne bedeutungsvolle Zwiſchenſtation, nach den Küſten der Adria gekommen, das hat die moderne prähiſtoriſche Erforſchung erſt nach einigen grellen Irrthümern erkannt und damit, wenn man will, die alte Sage gedeutet. Daß die Grotte, in welcher Kadmos und Harmonia als Drachenpaar einträchtig gewohnt, noch heute in Süddalmatien gezeigt wird, verſteht ſich von ſelbſt. Auch an das zähe Fortleben des Schlangencultus im Nordweſten der Balkanhalbinſel, worüber die Folkloriſten berichten, an die Schlangenmärchen der heutigen Albaneſen und ihrer nördlichen Nachbarn, ließe ſich erinnern. Nach einem ſerbiſchen Volkslied findet z. B. der Marko Kraljević in der Bruſt des von ihm getödteten albaneſiſchen Straßenräubers Muſa drei Herzen. Zwei derſelben hörten im Tode auf zu ſchlagen, aus dem dritten aber erhob ſich eine Schlange, die zu dem Sieger ſprach: „Danke Gott, daß ich während eures Kampfes ſchlief; denn wäre ich wach geweſen, ſo lägeſt Du jetzt am Boden!“ Einen geſchichtlichen Drachen beſaß Bosnien in den erſten Decennien dieſes Jahrhunderts. Es war der Huſſein Berberli Aga von Gradačac, der ſich den Ehrentitel „zmaj bosanski“ (bosniſcher Drache) ſogar auf ſein Petſchaft ſtechen ließ.

Aber verlaſſen wir dieſes zweideutige Gebiet; denn es will ſich für einen Archäologen nicht recht ſchicken, auf demſelben länger, als unbedingt nöthig, zu verweilen. Der Name der Illyrier erſcheint zum erſten Male im fünften Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung bei Herodot. Nur der Name eines einzelnen illyriſchen Stammes, derjenige der Dardaner oder Dardanier, läßt ſich, leider wieder nur in ſagenhaften Ueberlieferungen, noch weiter zurück verfolgen. Die illyriſchen Dardanier ſaßen in geſchichtlicher Zeit nach Strabo (um Chr. Geb.) nördlich von den Makedoniern und den Päoniern, alſo im heutigen Altſerbien. Der Name ſtammt ohne Zweifel von dem noch im heutigen Albanien erhaltenen altillyriſchen Worte „darda“, die Birne, der Birnbaum. Dardania iſt das „Birnbaumer-Land“, und wir wiſſen, daß die wilde Birne einſt im Norden der Balkanhalbinſel und darüber hinaus ſtark verbreitet war. Noch heute heißt ein Alpenausläufer zwiſchen Adelsberg und Wippach in Krain Birnbaumer-Wald, und im Alterthum hieß er ebenſo: Okra (von ὀχρὰς, altgriech. Birne) bei den Griechen, Pirus (lat. Birne) bei den Römern. Auch von dem ſlaviſchen Worte hruša (kruša), die Birne, ſind viele Ortsnamen im Norden der Balkanhalbinſel gebildet; eine kleine Ortſchaft bei Čajnica im ſüdöſtlichen Bosnien heißt dagegen noch heute mit alterthümlichem Namen Dardagani (Dardanerdorf).

Wenn wir nun die Namen „Dardanos“, „Dardania“ weiter ſüdöſtlich, im Gebiete des ägäiſchen Meeres antreffen — auf Samothrake, woher der mythiſche Heros Dardanos ſtammt, in der troiſchen Landſchaft, wo derſelbe zur Herrſchaft gelangt und ſeinen Namen auf Stadt und Volk überträgt, — ſo läßt ſich daraus vielleicht der Schluß ableiten, daß in einer älteren Periode illyriſches Blut auch an den Zugängen der Propontis geherrſcht habe. Dardania, die Vorläuferin Ilions, lag, wie es bei Homer heißt, an den Abhängen des quellenreichen Ida; erſt ſpäter zogen die „Teukrer“ in die Ebene hinab, und es mag doch erwähnt werden, daß Plato dieſen Wechſel des Ortes mit einer Veränderung der Lebensweiſe, d. i. mit dem Uebergange von der Viehzucht zum Ackerbau, in Zuſammenhang bringt. Dieſer Uebergang hat in den geſchichtlichen Wohnſitzen der Illyrier niemals völlig ſtattgefunden. Die Natur und die Geſchichte des illyriſchen Volkes ſind ihm zu ſehr im Wege geſtanden. Im Jahre 1840 ſchilderte Ami Boué den Diſtrict der Mirditen Oberalbaniens mit folgenden kräftigen Worten: „Das Bergland in dieſem Gebiete iſt voll Leben, während am Fluſſe derſelben nur allzu häufig Todtenſtille herrſcht; Ruinen, Feigendickichte und Geſträuche von wildem Wein verrathen allein die Stelle, wo ehedem Dörfer ſtanden. Aber,“ fügt der gründlichſte Schilderer der europäiſchen Türkei allzu ſanguiniſch hinzu, „der große Schatten Skanderbegs wird bald gerächt ſein und dieſes tüchtige Volk die glücklichen Tage ſeiner Vorfahren wiederſehen.“

In keinem Falle darf uns die geographiſche Lage der ſpäteren geſchichtlichen Dardaner — ungefähr unter dem 42 ° n. Br. — davon abhalten, für ältere Perioden eine weitere ſüdliche Ausdehnung dieſes Volkszweiges anzunehmen. Die hiſtoriſchen Dardani machen in ihrer örtlichen Stellung ganz den Eindruck eines durch thrakiſche und makedoniſche Vorſchiebungen nordwärts zurückgedrängten Elementes. Umgekehrt erſcheinen heute die Albaneſen von Nord nach Süd, durch die Slaven, hinabgedrängt. Ueber die Schuld wollen wir nicht rechten; aber Thatſache iſt, daß heute, wie in alter Zeit, da, wo die Barbarei, d. h. alterthümliche, entwicklungsunfähige Culturzuſtände anfangen, die Wohnſitze der Illyrier beginnen.

Nach Herodot, dem wir hauptſächlich folgen müſſen, weil ſeine Zeit noch die der (zu Ende gehenden) Hallſtattcultur in Mitteleuropa iſt, entſpringt der Angros, die ſerbiſche Morava, bei den Illyriern und ergießt ſich, nachdem er das Land der thrakiſchen Triballer durchſtrömt, in den Brongos, die vereinigte ſerbiſche und bulgariſche Morava. Die Quellen der erſteren liegen zwiſchen Višegrad in Bosnien und Novibazar an der Grenze zwiſchen Serbien und dem Paſchalik. Eben dort und weiter ſüdlich bis zum Schardagh ſind die Wohnſitze der geſchichtlichen Dardaner, welche Herodot aber nicht nennt. Dort iſt illyriſches Land, welches von den dauernden Eroberungen Philipps von Makedonien ausgeſchloſſen blieb. Heute hauſen dort Slaven und Arnauten gemiſcht, und von den Einfällen der letzteren auf ſerbiſches

Digitized by Google

Gebiet wiſſen die Zeitungen hin und wieder zu berichten. Nordöſtlich davon, im mittleren Serbien, wo die Triballer wohnten, iſt aber ſchon thrakiſches Land, ſo daß die Illyrier an den Moravaquellen bereits in alter Zeit, wie noch heute, mehrſeitig von fremden Stämmen eingeſchloſſen erſcheinen.

Freier konnten ſie ſich, bis zu dem erobernden Auftreten der Kelten, im Norden ausbreiten. Herodot, der die oberitaliſchen und die Alpenkelten noch nicht kennt und uns dadurch ein Zeugniß für den Anfangstermin ihrer öſtlichen Ausbreitung giebt, rechnet zu den Illyriern noch die „Eneter“ (Veneter) am Nordrand der Adria. Die Wohnſitze dieſes Stammes bezeichnet der jüngere Skylax genauer, wenn er ihn oberhalb der (italiſchen) Kelten um den Eridanos (Po) ſitzen läßt. Die ſchätzbarſten Nachrichten über dieſen Zweig giebt uns Polybius. Nach ihm unterſcheiden ſich die Veneter nicht nur in Sitten und Tracht von den benachbarten Kelten, ſondern ſie reden auch eine andere Sprache. Das Gebiet der Veneter iſt archäologiſch gut durchforſcht, ihre merkwürdigen Schriftdenkmäler ſind eingehend behandelt; wir werden darauf noch unten zurückkommen.

Die Stämme im Norden der Donau heißen bei Herodot ſkythiſche. Von ihnen nennt er die Sigynnen, welche jenſeits des Iſtros und doch ganz nahe an den Grenzen der Eneter gewohnt haben ſollen. Zufolge dieſer Nachricht müſſen wir, wenn anders Herodot vom Laufe der mittleren Donau eine halbwegs richtige Vorſtellung hatte, das Gebiet der Veneter nach Nordoſten hin weiter in die Gebirge Kärntens, Krains und Südſteiermarks ausdehnen, als man früher annehmen wollte. Die archäologiſchen Funde reden einer ſolchen Ausdehnung das Wort. Die Alten zogen ja bei derlei Barbarenſtämmen immer nur das Küſtengebiet in Betracht und fragten nicht, wieweit ſie ſich in das Binnenland hinein erſtreckten. Sicherlich wurden die nördlichen, freien Illyrier in den letzten Jahrhunderten vor Chr. ebenſo von den Kelten zurückgedrängt, durchſetzt und theilweiſe entnationaliſirt, wie ihre ſüdlichen Stammesbrüder von den Hellenen und den helleniſirten „pelasgiſchen“ Völkern, die vielleicht ſelbſt illyriſchen Urſprungs waren.

Wenn ſomit die wahren Volksgrenzen im Norden wie im Süden einfach nicht mehr feſtzuſtellen ſind, bleibt hinſichtlich des Oſtens und des Weſtens nur noch Folgendes zu erwähnen. Der Oſten des nördlichen, compacten Theils der Balkanhalbinſel gilt im ganzen Alterthum für thrakiſch. Thraker und Illyrier werden zwar von modernen Forſchern für naheverwandte Zweige der ariſchen Völkerfamilie gehalten und auch die alten Autoren nennen gewiſſe Stämme manchmal thrakiſch, manchmal illyriſch. Doch ſind wir nicht berechtigt, hierauf einzugehen; wir müſſen vielmehr den großen, plaſtiſchen Unterſchied hervorheben, der zwiſchen dem weſtlichen und dem öſtlichen Gebiet im Norden der Balkanhalbinſel beſteht und in dieſen beiden Theilen, trotz einer wie immer grundverwandten Bevölkerung, verſchiedene Formen des Culturlebens und der Staatenbildung hervorgerufen hat. Wir ſehen dieſen Unterſchied noch ausgeprägt in den verſchiedenen Schickſalen, welche einerſeits aus Bulgarien einen hoffnungsvollen Kleinſtaat geſchaffen haben, andererſeits Bosnien-Herzegowina ſeine Rettung allein im Anſchluß an die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie finden ließen. Wir müſſen dem Namen der Illyrier und den ſicheren Denkmälern ihrer Verbreitung nachgehen, gleichviel welcherlei Begriff wir damit feſtſtellen: ob einen wirklich ethniſchen, einen geographiſchen, (was die Begriffe keltiſch und ſkythiſch vielfach im Alterthum geweſen ſind) oder gar nur — wie es für das ſpätere Alterthum ſcheinen will — einen Culturbegriff.

Im Weſten, auf der Apenninhalbinſel, bildeten die Illyrier neben den italiſchen Stämmen und den Etruskern das dritte große alteinheimiſche (vielleicht von allen das älteſte) Element der Bevölkerung. Sie ſaßen an der Oſtküſte Italiens unter verſchiedenen, zum Theil auf der Balkanhalbinſel wiederkehrenden Namen vom Scheitel der Adria bis hinab an's joniſche Meer. Wir finden Chaonen, Dauner, Peuketier, Meſſapier, Calabrer. Die Griechen gaben dem illyriſchen Italien den Namen Japygia, die Italiker nannten es, mit demſelben nur anders ausgeſprochenen Namen, Apulia.

Es iſt wieder das eminente Barbarenland auf dieſer claſſiſchen Halbinſel. Es ſind die unwirthlichſten, von der griechiſchen und der phönikiſchen Seefahrt gemiedenen Geſtade, die rauhen, hafenloſen Küſten, über welchen das „Garganum nemus“, heute ein kahles Vorgebirge, endlos rauſchte, und wo nur hoch oben an den Mündungen des Padus, Spina und Hatria, den Namen nach Gründungen der Italiker, unter dem Einfluß etruskiſcher Macht- und Culturausbreitung erblühten. Die griechiſche Städtegründung fand in dieſem Hirtenparadies keinen Boden für ihre koſtbare Pflanze. Auch das balkaniſche Gegengeſtade iſt ja von Apollonia und Dyrrhachium aufwärts an ſolchen Plätzen arm geblieben. Die Adria war ein illyriſches Meer (Illyricae undae nennt ſie Horaz in dem ſchwermüthigen Gedicht vom Schatten des Archytas), wo aus den Schlupfwinkeln des dalmatiſchen Archipels die ſchnellen Seeräuberkiele der Liburner und Hiſtrer hervorbrachen und von den öden Karſthöhen die Bora ſchiffzertrümmernd herunterſtürzte.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß die Illyrier Italiens von der Balkanhalbinſel herübergekommen ſind, wie die heutigen Albaneſen Calabriens, welche nach dem Tode Skanderbegs wahrſcheinlich auf venetianiſchen Schiffen, — nur über die Zeiten und Pfade dieſer Beſiedlungen ſchwanken die Anſichten, — den Weg in die neue Heimat antraten. C. Pauli, der kürzlich den Venetern und ihren Schriftdenkmälern eine umfangreiche Unterſuchung gewidmet hat, erklärt ſich für drei getrennte illyriſche Einwanderungen. Zuerſt ſeien, wahrſcheinlich auf dem Seewege und wohl noch vor den eigentlich italiſchen, d. h. umbriſch-latiniſchen Stämmen, illyriſche Liburner, Japyger, Veneter nach Mittelitalien gekommen und dort von den Italikern frühzeitig in zerſprengten Bruchtheilen an die Küſte zurückgedrängt worden. Dann kamen, ſicher über's Meer, etwa um das Jahr 800 v. Chr., die Japygier, Meſſapier, (Sallentiner), Peuketier und Dauner nach Calabrien

Digitized by Google

und Apulien, wo ſie die etwas ſpäter beginnende griechiſche Coloniſation hemmten, vielfach mit griechiſchen Pflanzſtädten (Tarent) in Kampf geriethen und allmähliger Helleniſirung anheimfielen. Die letzte illyriſche Invaſion in Italien, zugleich die einzige, welche ſicher auf dem Landwege erfolgte, war die der Veneter in der Poebene. Hier ſaßen früher die Euganeer, ein fabelhaftes Volk, wie ſchon der Name (mit „Eugeneis“, die Wohlgeborenen, identiſch) bezeugt, dem aber früher doch vielfach die Alterthümer von Eſte zugeſchrieben wurden. Eſte und Padua ſind venetiſche Gründungen. Ihre Lage im Binnenlande lehrt, daß wir es mit keinem ſeefahrenden Illyrierſtamme zu thun haben. Auch giebt es directe Nachrichten darüber, daß die Veneter zu Land, um den Nordrand der Adria herum, nach Italien gelangten.

Außer dieſen mehr oder minder ſicheren Punkten illyriſcher Seßhaftigkeit giebt es eine Reihe von Wahrſcheinlichkeiten oder Möglichkeiten, mit welchen wir, im Süden für uralte, im Norden für relativ junge Zeiten zu rechnen haben. Hierher gehört die Annahme, daß illyriſche Stämme als die älteren, vorhelleniſchen und voritaliſchen Vertreter der ariſchen Familie in Südeuropa die Urbewohner des Peloponnes und des nichtliguriſchen Italien gebildet hätten. Hierher zählen wir namentlich die Möglichkeit einer einfach undefinirbaren Ausbreitung des illyriſchen Elementes nach Nord und nach Weſt in Mitteleuropa. Mit den vorhandenen Spuren und Anzeichen, welche jüngſt für die Veneter Pauli geſammelt hat, gelangen wir faſt bis zur oberen Donau und bis zum Rheine, ja darüber hinaus bis an die atlantiſche Küſte Galliens, wo es nach Cäſar ſeetüchtige Veneter gab. Das ſind dunkle Fragen, über die wir wohl kaum jemals Gewißheit haben werden. Aber wem es zu kühn erſcheint, das illyriſche Element über die ſicheren Nachrichten der blindtaſtenden alten Geographie hinaus nach allen Seiten hin ſoweit ſich erſtrecken zu laſſen, dem antworten wir mit der Frage Mommſens: „Iſt es etwa keine Kühnheit, in Fragen dieſer Art der Ueberlieferung zu folgen?“

Die Illyrier ſind, wie ſchon die bisherige Ueberſicht gezeigt haben wird, ein eminent vorgeſchichtliches oder, ſagen wir lieber, ein durchaus alterthümliches Volk. Das letztere ſind ihre Nachkommen, die Arnauten, bis auf den heutigen Tag geblieben: ſie ſind die Wilden Europa's, die Schande der europäiſchen Wiſſenſchaft und Staatskunſt. Das ſind die Leute, zu denen man gar nicht recht gelangen kann, weil eben ihre Wildheit von der Natur und der Politik ſo recht gegen das Weſen des abendländiſchen Geiſtes geſchützt und ummauert iſt. Ihre Geſchichte iſt natürlich eine lange; aber ſie ſetzt ſich in allen Theilen Europas, wohin Illyrier vor dem Erſtarken der concurrirenden Völker gelangt ſind, zuſammen aus lauter Einzeldaten darüber, wie man ihnen mit höheren Culturmitteln beizukommen geſucht und gewußt hat, wie ſie ſich der Austilgung zu erwehren verſtanden und wie ſie endlich doch zuſammenſchmolzen und fremde Felder urbar machten, gleich dem Schnee, der zuletzt nur an den höchſten Gipfelhängen und in den tiefſten Schluchten des Gebirges liegen bleibt. Wer ein illyriſches Culturbild zeichnen will, muß uns ein düſteres Winterbild entrollen. Illyrien iſt freilich zu wiederholten Malen als reines Adminiſtrativgebilde wieder erſtanden. Das römiſche Illyricum des erſten bis dritten nachchriſtlichen Jahrhunderts reicht von Carnuntum an der Donau bis Skodra an der Bojana und von der Oſtküſte Iſtriens bis Sirmium an der Save, ſo daß es Pannonien und Dalmatien umfaßte, Noricum, Möſien und Makedonien ausſchloß. Nach der Trennung des Reiches unter Diocletian wurde der Name noch viel weiter, namentlich gegen Oſten und Süden ausgedehnt. Die erſte kaiſerliche Abgrenzung Römiſch-Illyriens hat antiquariſchen Werth, obwohl ſie viele keltiſche und keltiſch-illyriſche Stämme einſchloß und vielleicht manches altillyriſche Element in Noricum und Rätien, gleich den Venetern Italiens, ausſchloß. Wir haben keinen Grund, die Pannonier für etwas urſprünglich anderes, als Illyrier, anzuſehen. Das napoleoniſche Illyrien iſt ein zuſammengeſchrumpftes Abbild des auguſtiſchen; es reicht von der Quelle der Drau bis zu den Bocche di Cattaro und von Trieſt bis Siſſek. Daß der Name „Illyriſch“ aus der öſterreichiſchen Amtsſtatiſtik noch heute nicht verſchwunden iſt, hat doch einen tieferen Sinn. Es beruht das auf der Schwierigkeit, die Wohnſitze eines längſt verſchwundenen Volkes, das es zu keiner höheren ſtaatlichen Einheit gebracht hat, irgendwie anders zuſammenfaſſend zu bezeichnen, nachdem ſie in Folge natürlicher und geſchichtlicher Umſtände, auch unter der Herrſchaft der ſlaviſchen Zunge, die alten Eigenſchaften bewahrt und ſich einem größeren Staatsganzen angegliedert haben. Es iſt ebenſo bezeichnend, daß das italiſche Illyrien ſchon im Alterthum den Namen nicht mehr behielt, und daß das byzantiniſche, ſpäter türkiſche, zwar den Namen nicht mehr führt, aber der Sache nach das einzige iſt, welchem dieſer Name von Rechtswegen gebühren würde.

Wir wollen die Schatten der Kämpfer für illyriſche Freiheit nicht heraufbeſchwören, nicht den Schatten der Teuta und des Demetrios von Pharos, noch den des tapfern Däſitiatenhäuptlings Bato, nicht den Heldenſchatten des Skanderbeg, noch den Räuberſchatten des Ali-Paſcha von Janina oder den Schemen des ſchwächlichen Muſtapha-Paſcha Buſchatli von Skutari. Wie viel Blut iſt nicht in den Schluchten Albaniens gefloſſen, wie vielen türkiſchen Heeren ſind ſie ein Grab geworden, und was haben die Arnauten von ihrer wilden Tapferkeit geerntet, als die Fortſetzung der Zerriſſenheit, in der ihr Volk ſeit Alters her dahinlebt! Wie einſt Epirus und Prävalitana, ſo ſtehen heute Tosken und Ghegen, Süd- und Nordalbaneſen gegeneinander. War Nordalbanien einmal im Lauf der Geſchichte zur Macht gelangt, ſo ſtrebte Epirus danach, ſeine Kraft zu ſchwächen; und das Umgekehrte geſchah, wenn in Epirus ein ſtarker Herrſcher auftrat. Durch ſolche Zuſtände cantonaler Zerſplitterung mußten alle Culturvölker Europas hindurchgehen, um zur ſtaatlichen Einigung zu gelangen; bei den Illyriern aber ſind jene Zuſtände das Ziel der ganzen Entwicklung geworden. Die Illyrier ſind und waren Hirtenſtämme mit patriarchaliſcher Verfaſſung. Das Ackerland iſt Gemeinbeſitz der Phare oder Sippſchaft; es wird im Alterthum von kriegsgefangenen Sklaven beſtellt und, was für die primitive Wirthſchaft noch charakteriſtiſcher iſt, alle acht Jahre neu ausgetheilt. Der illyriſche Mann iſt mittelhohen Wuchſes oder klein, ſehnig, brünett, von Charakter nach den Schilderungen ſeiner Gegner — und andere beſitzen wir nicht — treulos und hinterliſtig, räuberiſch, grauſam, ausſchweifend, zumal der Trunkſucht ergeben, und träge, aber auch tapfer und freiheitsſtolz. Neuere Beſucher Albaniens haben den eigenthümlich ſtarren Blick der Škipetaren bemerkenswerth gefunden. Unter den Tosken fand Ami Boué vor Allem bei den kaſtanienbraunen, ſchwarzen oder ſelbſt blonden Chamiden, welche das Centralgebiet Niederalbaniens von Janina bis zur Küſte bewohnen, jenen falſchen, halb ſchielenden Blick, welcher an Katzenaugen erinnert. Die Ljape (Japyger?) ſind verkrüppelt und ſchmutzig. Aus Süd- und Mittelalbanien recrutiren ſich ſeit langer Zeit die Verbrecher der Türkei. Dennoch iſt Ami Boué geneigt, dem ſo allgemein ungünſtigen Urtheil über den albaneſiſchen Nationalcharakter zu widerſprechen. Er nennt die Albaneſen die ſchönſte Raſſe der Türkei und findet ihre phyſiſchen Eigenſchaften denen der ſchweizeriſchen und tiroliſchen Alpenbewohner ähnlich. Dabei vereinigen ſie ſüdliche Lebhaftigkeit und Munterkeit mit hochausgebildetem Spürſinn und Geiſtesgegenwart. Sie ſind das Volk der ſchlagenden Abfertigungen par excellence. Der škipetariſche Nationalſtolz äußert ſich in den geringſten Reden, in den Geſten, in dem leichten oder ſelbſt theatraliſchen Gange. Die Fehler des Stammescharakters ſind die eines jeden Naturvolkes: eigenſinniges Feſthalten an hergebrachten Sitten und Anſchauungen, Mißtrauen, abſtoßende Härte und Haß gegen ſtammfremde Nachbarn, Neuerer und Unterdrücker. Im Allgemeinen ſind die Ghegen edler, aber auch urwüchſiger als die Tosken; doch ſind auch jene wie die Kinder und wiſſen die Mängel ihrer Erziehung nicht zu verbergen. Die reineren Sitten der Nordalbaneſen mögen dem Einfluß der ſlaviſchen Nachbarſchaft, die weniger empfehlenden Eigenſchaften der Tosken dem griechiſchen Einfluſſe zuzuſchreiben ſein. Alle Albaneſen ſind bekanntlich ausgezeichnete Soldaten, und ſie ſollen auch treffliche Seeleute werden können. Mit Feuereifer ſchlugen ſie nicht nur die Schlachten ihrer einheimiſchen Könige und Aufſtandshäupter, ſondern auch die Alexanders des Großen und des Pyrrhus von Epirus. Berühmt ſind die illyriſchen Soldatenkaiſer Roms: Septimius Severus, Probus, Aurelianus, Maximianus, Diocletianus und Conſtantinus. Altillyriſchen Soldatengeiſt athmen die Lieder, welche Lord Byron in ſeinen Child Harold verwoben. Da wird der Trommler geprieſen, der im Arnautenland ſeine Wirbel erſchallen läßt. Er giebt das Signal, auf welches die Stämme alle, ob ſie im Gebirge Heerden hüten oder am Strande Seeraub treiben, im Lager des Vezirs zuſammenſtrömen, wie Rudel blutgieriger Wölfe. Sie begeiſtern ſich an den Bildern alter Heldenthaten; ſie gedenken des Todesſchreis der Beſiegten, der brennenden Häuſerzeilen, der Jungfrau, die an ihrem fliegenden Haare fortgeſchleppt wird und ſpäter, im Zelt des Siegers, zur Laute ein Lied ſingen ſoll von dem Falle ihres Vaters. „Wir kennen weder Mitleid noch Furcht“, heißt es in einem dieſer Lieder, und wie zur Beſtätigung dieſer Selbſtcharakteriſtik erzählt Ami Boué, daß ein Suliote, der einem Fremden irgend etwas zur Unterhaltung bieten wollte, ihm lachend mittheilte, daß er bei der Vertheidigung von Miſſolunghi an der Seite ſeines Bruders eingeſchlafen war, während dieſen eine Bombe tödtete.

Gearbeitet wird nur ſoviel, als man zur nothdürftigen Ernährung braucht; es iſt daher begreiflich, daß der Feldbau darnieder liegt und der Handel größtentheils in den Händen Fremder, der Griechen und Serben, ſich befindet. Und dabei muß man immer bedenken, daß die Illyrier nach Allem, was wir heute wiſſen, das älteſte Volk ariſcher Raſſe ſind, welches ſich im Süden unſeres Continents ſchrankenlos ausgebreitet hat. Es mag ſich vom gemeinariſchen Mutterſtamme, ob wir dieſen nun im Norden oder im Oſten heimiſch denken, losgelöſt haben, ehe dort die erſten Schritte zur intenſiveren Bodennützung gemacht worden ſind, und darin lag wohl einer der Hauptunterſchiede, welcher es von den ſpäter ſich ablöſenden Gräco-Italikern trennt und dieſen letzteren auf beiden Halbinſeln das Uebergewicht verliehen hat.

Aber dieſem frühen Verlaſſen des Mutterſchoßes, dieſer Unreife der Geburt zu ſelbſtändigem Völkerdaſein kann doch nicht alle Schuld an der ſchattenhaften, unhiſtoriſchen Art der illyriſchen Nation beigemeſſen werden. Dieſer Volkscharakter muß von der Urzeit her ein Element ſtörriger, ſelbſtzufriedener Abſonderung in ſich geſchloſſen haben, das die Nation als ſolche von ihren Brüdern und Vettern losriß, ſie ſelbſt in hunderte von Stämmen und Sippſchaften ſpaltete und innerhalb der letzteren die harten Geſetze der Blutrache und der ſchonungsloſen Wiedervergeltung nicht nur in's Leben gerufen, ſondern bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

* * *

Wen es gelüſtet, ſich von einem Hauch illyriſcher Vorzeit anwehen zu laſſen, in ſchwermüthigem Sinnen über Völkerglück und Völkerleid an den Gräbern der Erſtlinge unſerer Raſſe in Europa zu weilen, der braucht nicht nach Albanien zu gehen, wo die — man kann nicht ſagen entarteten — Abkömmlinge der alten Dardanier, Autariaten, Chaonier und Taulantier flintenbewehrt auf ihren Felſen herumklettern. Zu ſolcher Rückſchau bieten ſich ſeit dem Erwachen des Sinnes für die Prähiſtorie, ſeit der Begründung der modernen Paläoethnologie, vielmehr die gaſtlicheren Gefilde Unter- und Oberitaliens, Oeſterreich-Ungarns und der von letzterem Reiche für die Cultur zurückgewonnenen Länder Bosnien und Herzegowina. Die archäologiſche und epigraphiſche Hinterlaſſenſchaft verſchollener illyriſcher Stämme iſt heute vom tarentiniſchen Buſen des joniſchen Meeres an bis hinauf zur Donau und wieder hinab bis zur Narenta auf der anderen Seite des adriatiſchen Meeres Gegenſtand eifriger wiſſenſchaftlicher Unterſuchung. Weiter ſüdlich in Montenegro und Albanien klafft allerdings noch eine große Lücke, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch ſie nicht mehr lange beſtehen wird; denn in allzu vielen Zweigen der Natur- und Völkerkunde regt ſich bereits der ungeduldige Wunſch, an Stelle oberflächlicher Einſicht gründliche Kenntniß des Gebietes zwiſchen den griechiſchen und den ſlaviſchen Wohnſitzen im Weſten der Balkanhalbinſel zu erwerben.

Im Territorium von Sybaris iſt 1888 ein halbes Hundert illyriſcher Gräber entdeckt worden. Der Zeit nach fallen dieſe Funde etwa in die letzten fünfzig Jahre vor der Zerſtörung von Sybaris durch die Krotoniaten (510 v. Chr.). Die Gräber waren reich an Bronzen und Thongefäßen, die Zahl der Beigaben in denſelben ſchwankt zwiſchen 20 und 30 Stücken. Der Form nach gehören ſie durchaus in den Culturkreis der ſogenannten Hallſtattperiode, welche in Mitteleuropa um 400 v. Chr. zu Ende geht. Wie finden einfache und doppelte Brillenfibeln aus ſpiralig gewundenem Bronzedraht, Doppelſcheiben aus feingravirtem Bronzeblech, gegoſſene und getriebene Anhängſel, Kettchen und perlförmig aufgereihte Ringelchen, kleine menſchliche Doppelfigürchen aus Bronze, welche nach Art der ſiameſiſchen Zwillinge zuſammenhängen, typiſche Bronzeſchwerter in Scheiden, eiſerne und bronzene Lanzenſpitzen, kurz, eine Menge Sachen, welche den innigen Zuſammenhang der materiellen Cultur dieſer Leute mit derjenigen aller vorclaſſiſchen Bewohner Italiens und der weſtlichen Balkanhalbinſel und aller Barbarenſtämme Mitteleuropas bis zur Donau (und darüber hinaus) außer Frage ſtellen. Daneben erſcheinen einzelne Beſonderheiten, welche auf griechiſchen Einfluß hindeuten. Namentlich die Keramik iſt hier wie überall in eigenartiger Weiſe local entwickelt. Als Beleg dafür haben wir lampenförmige Thongefäße mit Bügelhenkeln, den griechiſchen ἀσκοί ähnlich, welche ſonſt in prähiſtoriſchen Schichten fehlen, aber auch große Halsurnen, Henkelſchalen und dergleichen gewöhnliche Typen. Der illyriſche Stamm, welcher um Sybaris wohnte, waren die Chaonen, deren bekanntere Namensvettern und Stammgenoſſen an der Oſtküſte der Adria, in der Gegend der akrokerauniſchen Gebirge ſaßen.

Die Illyrier Unteritaliens wurden frühzeitig helleniſirt. Nur die Landes-, Stammes- und Städtenamen Apuliens tragen lange Zeit, zum Theil noch heute, illyriſches Gepräge; auf den Münzen herrſcht aber die griechiſche Sprache, in den Bronzen und bemalten Vaſen der griechiſche Geſchmack. Daneben geht freilich durch das ganze Alterthum der Ruhm der tarentiniſchen Schafwolle, die von den Heerden apuliſcher Züchter ſtammte. 317 v. Chr. wird Apulien definitiv von den Römern unterworfen; der Widerſtand war gering, da die Vergriechung der römiſchen Beſitzergreifung vorgearbeitet hatte. Bei Horaz, der ſelbſt aus Apulien ſtammte, heißen die Canuſini „Bilingues", worunter aber nicht etwa illyriſch-römiſche, ſondern griechiſch-römiſche Zweiſprachigkeit zu verſtehen iſt. Die illyriſchen Städte Apuliens, wie Teanum, Arpi, Canuſium, waren ſchon unter Auguſtus dermaßen herabgekommen, daß man ihre einſtige Größe nur aus dem Umfange ihrer Stadtmauern erſchließen konnte.

Eine Ausnahme bilden die Meſſapier der calabriſchen, d. h. der ſüdöſtlichen von den beiden Halbinſeln, in welche ſich Italien an ſeinem ſüdlichen Ende ſpaltet. Das war ein vorzugsweiſe harter und widerſtandskräftiger Volksſtamm, der unter Anderem den Tarentinern 473 und 328 vor Chr. ſchwere Niederlagen beibrachte. Ihrer alterthümlichen Rauheit wegen wurden die Meſſapier von den Griechen für kretenſiſche Coloniſten gehalten. Sie erhielten ſich ihre Sprache, laut dem Zeugniß ihrer Grabſchriften, bis in die römiſche Kaiſerzeit. Dieſe zähe Erhaltung der Nationalität wurzelt einerſeits in der peninſularen Abgeſchloſſenheit des meſſapiſchen Wohngebietes, andererſeits aber gewiß in der Nähe des epeirotiſchen Gegengeſtades, das einen ganz anderen Boden zum Erſatz der ſchwindenden Volkskraft abgab, als etwa Sicilien für das zweite bruttiſche Halbinſelgebilde Unteritaliens.

In Mittelitalien haben wir nur ſchwache Spuren des illyriſchen Elementes, Nachrichten über — wahrſcheinlich verſprengte Volkshaufen — Liburner in Picenum, Japyger in Umbrien, Veneter in Latium und gewiſſe Inſchriften, welche man früher für ſabelliſch erklärte, und die Pauli nun als illyriſch (in einem korinthiſch-kerkyräiſchen Alphabet geſchrieben) in Anſpruch nimmt. Dagegen iſt das öſtliche Oberitalien, offenbar durch die nahe Landverbindung zwiſchen der Balkan- und der Apenninhalbinſel, für uns zu einem Hauptgebiet illyriſcher Funde geworden. Auch hier hat ſich der Illyrismus, d. h. Sprache und Sitte der Veneter, lange Zeit conſervirt und der Ausbreitung etruskiſcher und keltiſcher Macht, ja ſelbſt der römiſchen Beſitzergreifung des Landes ſiegreich Stand gehalten. Indeſſen darf man andererſeits das vorgeſchichtliche illyriſche Venetien doch wieder gar nicht mit dem zeitgleichen und ſtammverwandten Unteritalien vergleichen. Jenes antike Venetien iſt das Glanzgebiet altillyriſcher Cultur, und wer kann ſagen, wieviel von der Volkskraft dieſes an glücklicher Stelle zur Entwicklung gelangten Zweiges der illyriſchen Gruppe auf das eigenartige Staatsgebilde der Seekönigin des Mittelalters, auf das weithin ſegelnde und herrſchende Venedig übergegangen iſt! Antik vorgebildet war die herrliche Lagunenſtadt ſchon in den eben erwähnten Hafenplätzen Spina und Hatria, welche ihre Bedeutung ebenſo ſehr aus dem Welthandel — namentlich dem Verkehr von den Nordküſten Europas zur Mittelmeerzone — als aus dem geſegneten, flußdurchſtrömten Hinterlande, der feſtländiſchen Wurzel Italiens zogen. Auch äußerlich waren die antiken Städte im Mündungsgebiet des Padus kleine Vorbilder Venedigs. Ravenna, die ſpätere Flottenſtation und

Kaiſerreſidenz, von Strabo ſeiner Lage und ſeines Klimas wegen mit Alexandria am Nil verglichen, lag auf kleinen Inſeln und ausgedehnten Pfahlroſten. Andere Städte waren ebenfalls ganz oder zum Theil von Waſſer umgeben und von Canälen durchſchnitten. Das Land der Veneter reichte nach der geſchichtlichen Abgrenzung, die ihm die Römer gaben, von der Pomündung bis Aquileja und von den Abhängen der karniſchen Alpen bis an's Meer. Der flache Strandſaum erfuhr ſeit unvordenklicher Zeit fortgeſetzte Ummodelung und Aſſanirung durch Menſchenhand und iſt im Allgemeinen heute gegen einſt durch Ablagerungen der Alpenflüſſe weit vorgeſchoben. Die Veneter befuhren das Meer als kühne Fiſcher, wie heute die Chioggioten und hatten auch ſchon die Inſeln am Rialto beſetzt, wie uns prähiſtoriſche Funde lehren, die bei neueren Palaſt-Umbauten in Venedig gemacht wurden und bis zur Steinzeit zurückreichen. Ackerbauer, wie die Umbrer und Kelten, waren ſie nicht, dagegen trieben ſie Handel und Gewerbe (Hausinduſtrie) in ihren, theilweiſe durch Teppich- und Gewandwebereien weitberühmten Städten, wie Patavium, Altinum, Ateſte, Tarviſium, Vicetia, Opitergium, Concordia. Handelskraft zogen ſie aus dem urſprünglich ſtammverwandten, ſpäter von den Kelten eroberten alpinen Hinterlande, aus den metall-, holz-, vieh- und menſchenreichen Gebieten der Karner, Tauriſker, Pannonier, welchen ſie dawider die edelſten Bodenproducte der altclaſſiſchen Cultur: Wein und Oel, vermittelten. Altrenommirt war die Pferdezucht der Veneter. Ihre Pferderaſſe war äußerlich unanſehnlich, aber von ſolcher Tüchtigkeit, daß ſie ſiegreich auf den Rennplätzen Siciliens und Griechenlands erſcheinen konnte. Mit den Kelten Oberitaliens, welche die etruskiſche Macht in der Poebene um 400 v. Chr. getilgt hatten, lebten ſie in ſteter Gegnerſchaft; dagegen ſchloſſen ſie ſich, nach der Unterwerfung derſelben durch die Römer (215), auf friedlichem Wege dem Staate der Italiker an, und die Blüthe Roms war fortan auch die Bürgſchaft ihres Gedeihens, bis der Einbruch der Hunnen in der Mitte des fünften nachchriſtlichen Jahrhunderts und ſpäter die Plünderzüge anderer turaniſcher Völker die flüchtigen Beſiedler der Lagunen an der Brentamündung von den feſtländiſchen Venetern ſchieden und ſo zu einer neuen glanzvollen Entwickelung des angulus Venetorum den Grund legten.

Handgreiflich ſind uns die illyriſchen Alterthümer Venetiens, als eine der erfreulichſten Früchte der modernen prähiſtoriſchen Forſchung, durch die Ausgrabungen von Eſte (Ateſte), welche Prosdocimi und Ghirardini vor wenigen Jahren publicirt haben, in den Schoß gelegt worden. Schon früher kannte man aus Padua, Belluno, Oppeano Funde, welche ſich der mitteleuropäiſchen erſten Eiſenzeit oder ſogen. „Hallſtattperiode" anſchloſſen, aber in ihren Formen theilweiſe ein höheres, von ſüdlichen Strömungen beeinflußtes Culturleben zeigten und dadurch nahe Verwandtſchaft mit den namentlich um Bologna (Felſina) gehobenen Gräberſchätzen aus der etruskiſchen, d. i. vorkeltiſchen Periode des mittleren Oberitalien an den Tag legten. Seit nunmehr die Nekropolen und gabenreichen Heiligthümer von Eſte bekannt ſind, begreift man, daß nach Polybius' Nachricht die attiſchen Tragiker von den Venetern viel Wunderbares zu erzählen wußten und daß man gern in ihren heiligen Hainen die argiviſche Hera, die ätoliſche Artemis und, als beſonderen Localheros, den ſtädtegründenden Diomedes gefeiert dachte. Hier herrſchte noch in heller hiſtoriſcher Zeit alterthümlicher, an die Schilderungen Homers erinnernder Glanz und Prunk. Prosdocimi unterſchied in der nächſten Umgebung des alten Ateſte, welches ungefähr denſelben Umfang und eine nur wenig andere Lage hatte, wie die heutige Stadt, fünf verſchiedene Gräberſchichten, die von Ghirardini in drei zuſammengezogen wurden. Die älteſte zeigt nahezu daſſelbe Inventar, wie die Nekropole von Villanova bei Bologna, welche den — einem roheren Pfahlbau- (oder richtiger Terramara-) Stadium entwachſenen, durch die Aufnahme des Eiſens und eines neuen, durch öſtliche Einflüſſe vermittelten Formenſchatzes bereicherten — Italikern zugeſchrieben wird. Ghirardini nennt daher auch die unterſte Gräberſchichte von Eſte eine italiſche. Sie enthält Bogenfibeln und offene Armbänder aus Bronze, Henkelkrüge mit hohen Hälſen und geometriſcher Verzierung, welche durch weiße Ausfüllung eingegrabener Linien hergeſtellt iſt. Es folgt als zweite die eigentlich illyriſche oder venetiſche Gräberſchichte mit einem viel reicheren Formenkreiſe. Ein führender Typus unter den Thongefäßen ſind hier feine, koniſche Eimer (Situlen), roth und ſchwarz gebändert, oft mit Reifen belegt, auch wohl mit zahlreichen, in zierlichen Muſtern eingedrückten Bronzeköpfchen beſetzt, was einen ſchönen Effect hervorbrachte. Neben dieſen und vielen anderen, in Form und Farbe geſchmackvollen Erzeugniſſen der einheimiſchen Keramik finden wir, wie um des doch beſtehenden Unterſchiedes gewahr zu werden, importirte griechiſche Gefäße mit ſchwarzen Figuren, von welchen die rohen Vaſenzeichnungen der Veneter, meiſt nur Reihen von Thierfiguren, recht empfindlich abſtechen. Auch die Fibeln ſind zuweilen thierförmig geſtaltet. Am häufigſten finden wir in dieſen Darſtellungen das Pferd, von dem übrigens auch ganze ſchmuckreiche Geſchirre und Rüſtungsſtücke in den Gräbern angetroffen wurden. Die Gewandnadeln ſind vielgeſtaltig, der Bügel häufig aus kleinen, durchbohrten Bernſtein- oder Knochenſcheibchen zuſammengefügt, kahnförmig (a navicella) und fein gravirt, ſchlangenförmig oder in der Geſtalt, welche nach ihrem häufigen Vorkommen in den Gräbern der Karthauſe von Bologna Certoſatypus genannt wird. Die letztgenannten Formen ſind relativ jung und gehören etwa dem Jahrhundert von 450—350 v. Chr. an. Um die Mitte dieſer Zeit ſind die Gallier in Oberitalien eingedrungen und haben in fortgeſetzten, nach Süd und Oſt gerichteten Eroberungszügen die Veneter gewaltig umſponnen, ohne die Lücke zwiſchen ihren Beſitzungen in Italien und in den Oſtalpen ausfüllen zu können. Im Jahre 1797 hatte die neue galliſche Eroberung leichteres Spiel mit den Reſten venetianiſcher Herrlichkeit.

Die Gräber der Veneter in Eſte enthüllen die ganze Schmuckſucht prähiſtoriſcher Halbbarbaren und die reichen Mittel, welche zur Befriedigung dieſes Triebes vorhanden waren. Wir finden Haarnadeln mit allerlei Köpfen, Zierſcheiben und verſchiedene Beſchläge aus Bronze, zuweilen mit Goldfolie belegt, Armringe mit Schlangenköpfen, Colliers aus Bernſtein-, Glas- und Knochenperlen, Schnüre aus goldüberzogenen Bronzeröhrchen, Bronze-Gürtel und breite Schließen lederner Gürtel, faſt Alles mit Ornamenten bedeckt, zwiſchen welchen hin und wieder getriebene oder gravirte Thierfiguren in orientaliſchem Stil, Centauren, Sphinxe, Greifen, aber auch menſchliche Figürchen — offenbar einem Anlehen bei der etruskiſchen Kunſt enſtammend — ſich eindrängen. Solche Verzierung, die in fernerer Linie auf den alten Verkehr Mittelitaliens mit den Phönikern zurückgeht, erſtreckt ſich insbeſondere auf Eimer, Eimerdeckel, Gürtelplatten und Dolchſcheiben aus Bronze; ſie iſt am reichſten entwickelt auf einer Situla aus der Villa Benvenuti, auf welchem Gefäß in 3 Zonen 30 menſchliche, thieriſche und halbthieriſche Figuren erſcheinen. Techniſch und ſtiliſtiſch den berühmten Bronze-Eimern von Bologna, Watſch, Göttweig (Fund von 1891) ꝛc. ganz nahe verwandt, zeigt ſie in den Gegenſtänden der Darſtellung Details aus mehreren verſchiedenen Bilderreihen ſinnlos durcheinander gewürfelt, ſo daß ein Feſtſchmaus, eine Pferdeſchau, Vögel, Kentauren, geflügelte Löwen, Kämpfe, Ackerleute, heimkehrende Sieger und dergleichen ſich bunt vermengen und verdrängen. Nirgends iſt die Verſtändnißloſigkeit, mit welcher in Oberitalien techniſch geſchickte Barbarenhände Vorbilder archaiſchen Stiles nachahmten, deutlicher zu ſehen, als an dieſem Stück.

Waffen ſind in den Gräbern von Eſte relativ ſelten; es waren da bronzene und eiſerne Lappenbeile (Palſtäbe), eiſerne Lanzenſpitzen, bronzene Meſſer, ferner Raſirmeſſer, Nähnadeln, beinerne Spielwürfel, Siebe u. dergl. Die Leichen verbrannte man und ſetzte das bronzene oder thönerne Aſchengefäß nebſt einer Anzahl kleiner Beigefäße und den ſonſtigen Beigaben in eine aus Steinplatten zuſammengeſtellte Kiſte. Daneben finden ſich einzelne Skeletgräber. Die eigentlichen Grabdenkmäler ſind ſteinerne, vierſeitige Pyramidalſtutze mit oder ohne Inſchriften. Die letzteren ſind geleſen, aber noch nicht weiter erklärt, als daß man den Venetern ein eigenes, in dem eleiſchen wurzelndes Alphabet zuſchreiben konnte, welches ſowohl von dem nordetruskiſchen, als auch von den anderen Alphabeten der Illyrier Italiens verſchieden iſt.

Da die erobernden Gallier in der Poebene, wie auch in den Alpenländern, eine eigene, ziemlich entwickelte, (aber in ihrer Entſtehung noch nicht hinlänglich erklärte) Cultur, die ſog. „La Tène-Cultur“ der zweiten Eiſenzeit, eingeführt haben, darf es uns nicht wundern, daß wir als dritte Periode in den Gräbern von Eſte eine Schichte mit gemiſchten galliſchen und illyriſchen Typen antreffen. In dieſer Zeit — etwa von 350 bis 250 v. Chr. — werden die Thontöpfe bauchiger und einfacher, den ſpäteren

Digitized by Google

römiſchen, wie auch modernen Gebrauchsgefäßen ähnlicher. Daneben erſcheinen als Luxusgefäße Imitationen griechiſcher Vaſen; auch die Bronzegefäße zeigen geringeren Schwung in der Form als früher. Echt keltiſche Typen finden wir in der eigenartigen Ausprägung der Gewandnadel, in gläſernen Armringen, breiten Eiſenſchwertern, eiſernen Aexten, Meſſern, Schildbuckeln und Rüſtungsplatten. Doch herrſchte, wie die jetzt häufiger werdenden Inſchriften lehren, fort und fort daſſelbe venetiſche Volkselement, welches auch noch in der oberſten, d. i. römiſchen Gräberſchichte epigraphiſch (neben lateiniſchen Inſchriften) bezeugt iſt. Die Schichtenfolge der Gräber von Eſte iſt im Allgemeinen, z. B. bei Villa Benvenuti, die folgende: leerer Humus 1 m, römiſche Gräber 1 m tief, La Tène-Schicht (im Alluvialgrund) 1 m tief, jüngere Hallſtatt-Schichte bis zu 5, ältere Hallſtatt- oder italiſche Schichte bis zu 5.40 m unter der heutigen Bodenfläche.

Aus der galliſchen und der römiſchen Culturepoche ſtammen die zahlreichen Weihgeſchenke eines ateſtiniſchen Tempelbezirkes auf dem Grundſtück Baratela bei Eſte, welche Ghirardini in der Notizie degli scavi der römiſchen Accademia dei Lincei 1888 publicirt hat. Da ſehen wir eine andere, an Olympia erinnernde Form altillyriſcher Pietät. Kleine bronzene Götter-, Prieſter- und Kriegerfiguren, getriebene figurale Darſtellungen von Reitern, Mantelträgern, Köpfen und anderen menſchlichen Körpertheilen (letztere vielleicht Votivgaben für glückliche Heilung), Leſefibeln und Schreibgriffeln mit venetiſchen Alphabeten, Silben und Worten, Schmuckſachen, Münzen römiſcher Kaiſer und keltiſcher Häuptlinge ꝛc. ꝛc. — alles Künſtleriſche ſehr roh und barbariſch, aber mit deutlicher Anlehnung an den griechiſchen Culturkreis — bilden die Hauptmaſſe dieſes großen Fundes, zu dem noch die Mauerzüge des alten „Temenos“ gehören.

Dieſes Eſte iſt, ſeit man es genauer kennt, gleichſam die Stimmgabel, welche uns den Ton giebt zur Beurtheilung der ganzen, reich abgeſtuften Scala, welche die Alterthümer der anderen illyriſchen Wohnſitze in den Oſtalpen und im Weſten des balkaniſchen Gebirgsſyſtems vor uns entrollen. Früher führte man in die Betrachtung ſolcher Fundſchichten als Richtſchnur immer den Namen und die Charaktere der allerdings ſehr reichen und eigenthümlichen Nekropole auf dem Salzberge von Hallſtatt ein. Heute leiſten uns Eſte und Bologna, Marzabotto und die anderen Fundplätze in Etrurien und Latium beſſere Dienſte zur Kennzeichnung und Erklärung Desjenigen, was wir in Mitteleuropa noch immer Hallſtattcultur nennen. Olympia natürlich nicht zu vergeſſen! Wir würden die fragliche Periode italo-griechiſche erſte Eiſenzeit nennen, wenn damit nicht zu einſeitig auf gewiſſe Gebiete raſcher und hoher Entwickelung dieſer Cultur Gewicht gelegt, große wichtige Domänen derſelben ausgeſchloſſen und andere für die Geneſis der ganzen Erſcheinung vielleicht höchſt bedeutſame Länderräume, die nur noch zu wenig erforſcht ſind, vorſchnell in den Hintergrund gedrängt wären. Darum bleiben wir vorläufig noch bei der alten unpaſſenden Bezeichnung,

Digitized by Google

ſtatt eine neue, vielleicht etwas beſſer paſſende einzuführen, welche aber die Dinge noch immer nicht in der rechten Beleuchtung zeigt.

„Die große Aufgabe des Menſchen,“ ſagt einer unſerer erſten Hiſtoriker, „mit ſich ſelbſt, mit ſeines Gleichen und mit dem Ganzen in bewußter Harmonie zu leben, läßt ſo viele Löſungen zu, als es Provinzen giebt in unſeres Vaters Reich; und auf dieſem — dem geiſtigen — Gebiete iſt es, nicht nur auf dem materiellen, wo die Charaktere der Individuen und der Völker ſich ſcheiden.“ Nicht überall liegt die geiſtige Differenzirung ſo klar vor uns, wie bei Griechen und Römern. Für die innerliche Entwickelung der prähiſtoriſchen Völkertypen fehlen uns faſt alle Daten, und wir kennen oft nur das Endergebniß derſelben, welches ſchon tief in der Linie ihrer abſteigenden Laufbahn liegt. Es wäre vergebliche Mühe, an der Hand der mitteleuropäiſchen Hallſtattfunde zeigen zu wollen, wieweit das illyriſche Volkselement reicht und wo es an andere, — rhätiſche, keltiſche, germaniſche oder turaniſch-ſkythiſche — Elemente grenzt. Ich will nun kurz die Fundorte und Fundgebiete aufzählen, die in ſachlichem und räumlichem Zuſammenhange mit dem zuletzt geſchilderten ſtehen, welche von dort zweifellos mannigfache culturelle Anregungen oder auch nur äußeren Aufputz des Lebens in Geſtalt unfruchtbarer Importwaare erhalten haben*). Die ſalzreichen Berge am Hallſtätterſee ſcheinen nach den phyſiſchen Merkmalen der dort Beſtatteten nicht mehr zu den illyriſchen Wohnbezirken gehört zu haben. Dagegen erblickt man mit Recht eine reiche Fundgrube venetiſcher Culturreſte in dem Inhalt der Tauſende von Gräbern, welche in St. Lucia und Caporetto am Iſonzo für die Muſeen von Wien und Trieſt erſchloſſen worden ſind. Dieſes Material ſchließt ſich auf's Engſte an das Inventar der mittleren Gräberſchichten von Eſte an, und der Iſonzo iſt noch einer jener ſüdlichen Alpenflüſſe, die zum Aufbau des venetiſchen Landes beigetragen haben. Bemerkenswerth erſcheint hier namentlich das häufigere Vorkommen koſtbarer, ſüdlicher Importwaaren: emaillirter Glas- und bemalter griechiſcher Thongefäße.

Jenſeits der Alpenpäſſe, des Plöcken-, Pontebba-, Predil- und Okra-Paſſes weht eine rauhere Luft, deren Hauch wir auch in den archäologiſchen Funden noch zu ſpüren glauben. Hier ſaßen Hirtenſtämme, einfachere Waldleute, die ihre ſchlichten Producte, Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig, Käſe, Viehhäute, Vieh, Sklaven nach Süden verhandelten, wenn ſie es nicht vorzogen, räuberiſch in die geſegneten Niederungen einzufallen und ſich mit Gewalt zu nehmen, was dort zu holen war. In ſternförmiger Ausſtrahlung finden wir hier die kleineren, für uns namenloſen Culturcentren nördlich und öſtlich vom oberen Ende des adriatiſchen Meeres, meiſt an Punkten, die für

---

*) Einen ausführlicheren Ueberblick ſ. in meinem Buche „Die Urgeſchichte des Menſchen nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft“, S. 580 ff., wo aber, nach der Natur unſerer Quellen, die ethnographiſche Frage vor der culturgeſchichtlichen zurücktritt.

Digitized by Google

dichtere Beſiedlung günſtig lagen und durch ihre Bodenſchätze, wozu wir auch den Metallreichthum der Gebirge, das Eiſen, Gold, Blei der Oſtalpen rechnen müſſen, vielfache Nahrungsquellen boten. Jenſeits des Plöckenpaſſes liegt der Fundort Gurina, ausgezeichnet durch ſeine venetiſchen Inſchriften und zahlreiche kleine Weihgeſchenke, die jenen vom fondo Baratela bei Eſte ähnlich ſind. Jenſeits des Predilpaſſes finden wir Frögg-Roſegg am Weſtende des Wörtherſees, namentlich berühmt durch ſeine zahllos in den Hügelgräbern erhaltenen kleinen Bleifiguren von Reitern, Vögeln, Männlein u. dgl. Am Okrapaſſe, der tiefſten Einſattlung der Oſtalpen, liegt der methodiſch wichtige Fundort St. Michael bei Adelsberg mit ſeinen umwallten Burghöhen und ſeinen aus verſchiedenen Perioden ſtammenden Flachgräberfeldern, welche uns die illyriſchen Japuden vor und nach ihrer durch Strabo bezeugten Annahme der keltiſchen Waffenrüſtung kennen lehren. Hier im Norden und Oſten von Iſtrien ſaßen die beharrlichen Kämpfer für ihre angeſtammte Ungebundenheit, deren hartnäckiger Widerſtand ſelbſt einen Octavianus zu heroiſcher Preisgabe ſeiner Perſon entflammte (vor Metulum, 35 vor Chr.). Von dieſen Leuten ſagt Tibull, offenbar nach guter Quelle, daß, wer ſie kennen gelernt, wie ſie — arm und in Waffen geboren — ſelbſt dem höchſten Greiſenalter Trotz bieten, die Sage vom reiſigen Neſtor weniger bewundern könne. Denn ob ein ſolcher Krieger auch hundert ſegenreiche Lenze geſehen habe, dennoch ſchwingt er ſich noch behend auf ſein ſchnelles Roß und lenkt es, ſtramm ſitzend, mit den ſtarken Zügeln. Ich gedenke dabei eines hochbetagten arnautiſchen Moslim, den ich vor zwölf Jahren in Plevlje (Novipazar) geſehen, wie er, eben aus Afghaniſtan zurückgekehrt, mit Orden und Waffen bedeckt, ſein reichgeſchirrtes Pferd zur Tränke führte.

Weiter landeinwärts in Krain haben wir reiche Funde illyriſcher Alterthümer bei Zirknitz und Podſemel, letzteres unfern des alten Metulum, wo die Japuden in jenem Feldzuge Octavians ein barbariſches Gegenſtück zur letzten Vertheidigung Karthagos lieferten. Die Zeit der Gräber deckt ſich allerdings nicht mit der des Flammentodes jener Stadt; ſie ſtammen vielmehr aus der Blüthezeit illyriſcher Seßhaftigkeit in den Oſtalpen und ſind um Jahrhunderte älter als der Untergang der keltiſchen und illyriſchen Freiheit durch die Römer. Die reichſten krainiſchen Fundgruben liegen aber im Flußgebiet der Save, von Veldes in der Wochein über Watſch (bei Littai), St. Margarethen und Oſtroſchnik bei Naſſenfuß, Noviſche und Videm bei Gurkfeld, Adamsberg bei Hof u. ſ. w., kurz, bis an die kroatiſche Grenze, wo in Folge minderer Ausgrabungsthätigkeit unſer Wiſſensdurſt auf halbe Ration geſetzt wird. In der Hallſtattperiode führen die illyriſchen Helden, ganz ſo, wie ſie auf dem Gürtelblech von Watſch dargeſtellt ſind, Helme, Lanzen und Beile (das findet man in ihren Gräbern), dagegen keine Panzer und keine Schwerter, was allerdings in der La Tène-Periode unter keltiſchem Einfluſſe theilweiſe anders wird. Auch Bogen und Pfeile kommen unter den Waffen häufig vor, und immer noch findet man, wie zur Beſtätigung jenes tibulliſchen Dichterwortes, hin und wieder Pferderüſtungen und Pferdeſkelette neben den Knochen und Grabbeigaben der beſtatteten Krieger.

Wir wollen für dies Mal nicht weiter nach Norden hinausblicken, als die hiſtoriſchen Nachrichten unſer Intereſſe leiten, obwohl wir an der Vorſtellung feſthalten, daß wir die Funde von Mariaraſt an der Drau und aus der Umgebung von Wies im Sulmthale Steiermarks, dann ſogar die reichen, aber vorwiegend keramiſchen Grabhügelbeigaben aus der Umgebung von Oedenburg in Ungarn, und was ſich von nahegelegenen Fundplätzen Niederöſterreichs den letzteren anſchließt, illyriſchen Bewohnern dieſer Alpengebiete verdanken. Je näher der Donau, deſto metallärmer ſind im Allgemeinen dieſe Schichten, deſto mehr ſtechen die einzelnen glanzvollen Importſtücke, wie die Helme von Negau, der Panzer von Klein-Glein, der Plattenwagen von Judenburg, die Situla von Kuffarn, von dem Uebrigen ab, obwohl wir in den einheimiſchen keramiſchen Producten weder Formſinn noch Luſt an mannigfacher Variation in Geſtaltung und Verzierung der Thongebilde vermiſſen, ja ſtellenweiſe ſogar die figurale Plaſtik und Zeichenkunſt, allerdings in bodenlos urſprünglicher Weiſe, geübt finden.

Wir richten unſer Augenmerk von der oberen Adria nach Oſten, nach Iſtrien, Küſtenkroatien und Bosnien-Herzegowina. Hier ſitzen wieder Stämme, die wir dem Namen — und jetzt auch der Cultur — nach kennen: die Hiſtrer, die Liburner, die Dalmaten.*). Die Wohnſtätten und Gräber der Hiſtri ſind in den letzten zehn Jahren wieder entdeckt worden. Ihre prähiſtoriſche Cultur iſt ärmer als die venetiſche, aber doch, wie zu allen Zeiten, ein Abbild derſelben. Ihre Caſtellieri waren von der jüngeren Steinzeit bis in die römiſche Epoche hinein beſiedelt, und viele noch heute beſtehende Ortſchaften Iſtriens ſind nichts anderes, als ausnahmsweiſe langlebige Caſtellieri, die noch immer für Hirten beſſer gelegen ſind, als für Ackerbauer. Die Funde ſtehen theilweiſe, wie auch die verwandten bosniſch-herzegowiniſchen, in einem merkwürdigen Zuſammenhang mit den älteſten Culturreſten, die wir den Italikern in der Poebene zuſchreiben dürfen. Es ſind hoch-alterthümliche „Terramara-Formen“, die einer metallarmen Bronzezeit angehören, und die uns bezeugen, daß einſt die Illyrier und die Italiker über denſelben Typenvorrath geboten. Der Unterſchied zwiſchen hüben und drüben iſt nur der, daß wir die ſo ähnlichen Sachen in der Poebene als Hinterlaſſenſchaft fleißiger Pfahlbauern, in Iſtrien und Bosnien-Herzegowina aber auf umwallten Felshöhen als einſtigen Beſitz kriegeriſcher Hirten antreffen. Dieſe Verſchiedenheit wiegt allerdings ſchwer genug. Außer der Viehzucht trieben die Hiſtrer, nach ihren Nahrungsreſten zu ſchließen, noch Jagd, Fiſchfang und Muſchelleſe, — nach dem Inhalt ihrer Gräber (Nekropolen von Vermo und Pizzughi) zu urtheilen, aber auch Handel, zu Land mit den Venetern, zur See mit ihren Stammesgenoſſen in Unteritalien, ſo daß wir hier Thongefäße, Bronzehelme, eherne Becken, Eimer u. ſ. w. kennen lernen, welche einerſeits nach Eſte hinüber, andererſeits nach Tarent hinabdeuten. Daneben iſt die locale Keramik keineswegs arm an eigenen, ſehr entwickelten Formen und Verzierungen, die einen beſonderen, in gewiſſem Sinne orientaliſchen (an Funde von Hiſſarlik erinnernden) Geſchmack entwickeln. Jede einzelne der Localitäten, die wir hier anführen oder im Sinne haben, bietet ja dem vergleichenden Studium ihre eigenen für die dunklen Beziehungen prähiſtoriſcher Dinge höchſt belangreichen Probleme; aber wir müſſen uns an dieſer Stelle verſagen, darauf auch nur andeutungsweiſe einzugehen.

---

*) Ausführlicheres über die Fundorte und Fundtypen in meinem oben citirten Buche, S. 537 ff.

Ueberſetzen wir den Quarnero und den Quarnerolo, ſo finden wir zwiſchen Welika-Kapela und Velebit in Südkroatien, dem alten Wohngebiet ſeeräuberiſcher Liburner, das metallſchmuckreiche Flachgräberfeld von Prozor bei Otočac (Lika). Dieſe Leute liebten ganz barocke Ausgeſtaltungen alter einfacher Zierformen — eine Wahrnehmung, die wir in noch höherem Grade bei den Pannoniern der ungariſchen Bronzezeit machen können — ſie machten verſchwenderiſchen Gebrauch vom Bernſtein, den ſie ſich in ihren ſchnellen Schiffen von den ängſtlichen Kauffahrern der Adria zu holen wußten. Sie grenzten im Nordweſten an die Hiſtrer, im Norden an die Japuden, im Süden an die Delmaten, mit welchen ſie in ſteter Feindſchaft lebten. Landeinwärts von der liburniſchen Küſte ſetzt ſich dieſe Culturſchichte fort: bei Bihač in der bosniſchen Kraina ſind ganz ähnliche Gräberfunde gemacht worden, wie bei Otočac. Und wenn wir uns der Oſtgrenze Bosniens nähern, ſo ſtoßen wir halbwegs zwiſchen Sarajevo und der Drina auf das öde Plateau des Glaſinac, wo etwa 30—40000 Grabhügel den Wanderer ſtundenweit, wohin er ſich auch wenden mag, begleiten. Hier ſind wir im Herzen des altillyriſchen Landes. Hier kann man noch heute, ob auch das Volk in ſlaviſcher Zunge ſpricht und ſich in Moslemin, orthodoxe und katholiſche Chriſten ſcheidet, den melancholiſchen Zauber altillyriſchen Lebens auf ſich einwirken laſſen. Tiefes Schweigen herrſcht auf der eintönigen Hochebene. Wenn ſich die Sonne zur Ruhe ſenkt, ſtreicht der Seeadler trägen Fluges vom Sumpfe hinweg zu den waldigen Randgebirgen, die dem Plateau nur ihre Kämme zeigen, während ſie den umgebenden tiefen Thälern die ganze Pracht ihres Anblicks enthüllen. Ueber fahlgelbe Wieſen und grauen Karſtkalk trippeln die ungeheueren Schafheerden blöckend dahin. Uebermüthige Füllen ſpringen zu dem Reiter heran. Auf einem Felsblock ſitzt der zerlumpte Hirt und entlockt ſeiner Doppelflöte urzeitlich ſchwermüthige Klangfolgen. Plumpe, häuschenartige Grabſteine laſten in impoſanten Gruppen über den Leichen der mittelalterlichen Grundherren des einſamen Weidelandes. Auf iſolirten Hügelkuppen ragen die Ringwälle des namenloſen Hirtenſtammes, deſſen freies, träges Daſein zwiſchen den Rieſenmauern dieſer Hochburg ſchier

Digitized by Google

unbekannt blühte und hinwelkte. Seine Aſche, ſeine Waffen und ſein Flitterſtaat ruhten über zwei Jahrtauſende unberührt, ungeahnt unter den zahlloſen „Gomilen“, die das bosniſche Volk für die Hinrichtungsſtätten geſteinigter Verbrecher hält. Jetzt ſind auch dieſe Ueberreſte, meiſt Bronzen und Eiſenſachen, theilweiſe wieder erſtanden und füllen das neugegründete Muſeum von Sarajevo mit koſtbarem Inhalt.*) Sie enthüllen uns verſchollene Beziehungen zu den Culturcharakteren der Dardanellenburg von Hiſſarlik, zu den unteren Schichten der „Altis“ von Olympia und zu den Terramaren Oberitaliens. Das ſind heute für einen archäologiſchen Fundplatz Adelstitel erſten Ranges, und wenn jene Beziehungen ſelbſt für den Augenblick noch halb räthſelhaft erſcheinen, ſo hoffen wir doch aus ihnen wie aus allen noch zu gewärtigenden Entdeckungen auf der Balkanhalbinſel die Geſtalt der Urgeſchichte unſerer Raſſe in Südeuropa klar umriſſen vor uns auftauchen zu ſehen.

---

*) In allernächſter Zeit erſcheint der I. Band einer groß angelegten Publication der „Wiſſenſchaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina“ (herausgegeben vom bosn.-herzeg. Landesmuſeum in Sarajevo), welcher in ſeinem archäologiſch-hiſtoriſchen Theile eine Fülle intereſſanter Daten aus der illyriſchen Vorzeit dieſer Länder bringen wird.

Fénélon.

Von

Arthur Kleinſchmidt.

— Heidelberg. —

Seiner Heimat wie fremden Nationen iſt Fénélon heute noch theuer, ſeine Hauptwerke ſind in alle Culturſprachen überſetzt, ſeine Erziehungsſchriften bilden die Lectüre der heranwachſenden Generationen, ſeine religiöſen Abhandlungen die Erholung gereifter Geiſter, Fénélon hat nur Freunde, der ganze Reiz ſeiner Perſönlichkeit, die himmliſche Milde ſeines Herzens ſpricht aus jeder Zeile zu uns, wie zu unſeren Ureltern und Eltern.

François de Salignac (auch Salagnac) de Lamothe-Fénélon entſtammte einem vornehmen Geſchlechte der Landſchaft Périgord, das der Kirche eine Reihe Prälaten, dem Staate manche Generäle und Staatsmänner gegeben; er wurde auf Schloß Fénélon am 6. Auguſt 1651 als jüngerer Sohn Pons' de Salignac, Grafen de Lamothe-Fénélon, von Louiſe de la Cropte de St. Abre, geboren. Nach liebreicher und einfacher Erziehung im Elternhauſe bezog der ſchwächliche Knabe mit zwölf Jahren die Univerſität Cahors, ſtudirte Humaniora und Philoſophie und ſetzte ſein Studium im Collège du Pleſſis in Paris fort, wo er ſich der Theologie zuwandte und ſich mit dem ſpäteren Cardinal von Noailles eng befreundete; ſeine erſte Predigt, die er mit fünfzehn Jahren hielt, erregte Aufſehen, kaum minder als einſt die Boſſuets im Hôtel Rambouillet. Sein Oheim, der Marquis de Fénélon, der ſeiner Erziehung vorſtand, ſandte ihn in's Seminar von St. Sulpice, das ihm ſein Gepräge für's Leben geben ſollte und das er noch ſterbend dem Könige als verehrungswürdigſte Anſtalt empfahl; ſein Herz zog ihn unwiderſtehlich zum würdigen Director Tronſon hin, und dieſer redete dem ſchwärmeriſchen Zöglinge den Plan aus, Miſſionär in Canada zu werden. Im Beſitze der Weihen trat der junge Abbé 1675 unter die Prieſterge-

Digitized by Google

meinſchaft von St. Sulpice und kam dadurch in Berührung mit allen Ständen, lernte ihre Sorgen und Leiden, wie ihre Hoffnungen und ihre Jagd nach dem Glücke kennen. Er lehrte durch Predigt und Schrift; ein ungewöhnlich edler Stil, eine markige und dabei elegante, klare und feſſelnde Diction waren ihm eigen, er ſchrieb viel und leicht, als Jüngling wie als Greis mit derſelben Gewalt, man könnte von einem „Fénélon-Stil" reden, ſo meiſterhaft handhabte er Form und Gedanken. Seine Blicke wandten ſich von Canada nach der Levante, die enthuſiaſtiſche Liebe zu Griechenland ließ ihn doppelt das Glück empfinden, da zu wirken, wo Paulus gelehrt, aber auch dies Vorhaben kam nicht zur Ausführung, hingegen wurde er mit ſiebenundzwanzig Jahren Superior der Nouvelles-Catholiques und der Filles de la Madeleine de Traisnel; es waren das Anſtalten für Neubekehrte, die im Glauben befeſtigt werden ſollten; Fénélon fand Geſchmack an ſeinem Poſten, und unter ſeinen Augen wurde mit den Frauen ſehr hart verfahren. An Pfründen beſaß er bis zum 44. Jahre nur das kleine Priorat Carenac. Jetzt entſtand ſeine erſte Schrift, der bei aller Einfachheit ſo durchgreifende und praktiſche Aufſatz „De L'Education des filles", der von der Beobachtung ausging, nichts werde mehr vernachläſſigt als die Mädchenerziehung, und der zu ihrer Beſſerung nicht nur echtes Chriſtenthum, ſondern auch erweiterte Kenntniſſe dringend empfahl; er ſchrieb das Buch auf Antrieb ſeiner tochterreichen Freundin, der Herzogin von Beauvilliers, und gab darin Zeugniß von hohem pädagogiſchen Talente. Er kam in nähere Beziehungen zu Boſſuet und ſchrieb auf ſeine Anregung eine Abhandlung gegen den „Traité de la nature et de la grâce" des Philoſophen Malebranche, während er im „Traité du ministère des pasteurs" den proteſtantiſchen Geiſtlichen jeden prieſterlichen Charakter, jede Autorität abſprach; denn bei aller Milde des Herzens war er intolerant gegen Ketzer und übereifrig im Convertiren. Darum ſandte ihn Ludwig XIV. 1685, nach Aufhebung des Edictes von Nantes, auf Boſſuets Rath zur endgiltigen Bekehrung der Hugenotten in die Grafſchaften Poitou und Saintonge; er hatte den rechten Mann gewählt, denn Fénélon ging ohne jede Schonung vor; ſeine Biographen haben ihn oft in dieſer Miſſion als milde geſchildert, er war hingegen einer der grauſamſten Ketzerverfolger; ſeine Briefe an den Miniſter Marquis de Seignelay, den Sohn Colberts, ſind hierfür ſchlagende Beweiſe, ſie ermuthigten die Regierung in ihrer Strenge, ſie riethen zur Verbannung der Führer in das Innere des Reiches, wo ſie als Geiſeln dienen ſollten, ſie empfahlen lettres de cachet und Deportation nach Canada, ſie ſpotteten ſogar über die Dragonaden; während Fénélon den Anſchein der Milde wahrte, mit viel Humanität predigte, Belehrung und guten Rath nicht ſparte, war er grauſam genug, an Boſſuet zu ſchreiben: „Man brauchte ihnen nur Dragoner zu zeigen, wenn man wollte, daß ſie das Chriſtenthum abſchwüren und dem Koran folgten." Mit dem Ruhme, viele Ketzer bekehrt zu haben, kehrte der Abbé 1686 in die Anſtalt der Nouvelles-Catholiques zurück, publicirte ſeine Schriften über die Mädchenerziehung und den Pfarrberuf, und alle Welt ſprach von ihm; der Herzog von Beauvilliers, ſein begeiſterter Anhänger, Colberts Schwiegerſohn und Freund der Frau von Maintenon, wurde im September 1689 Gouverneur des älteſten Enkels Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, und nahm ſofort Fénélon zum Lehrer an, was die Maintenon ſehr billigte; allgemein verſprach man ſich das Beſte von der Erziehung, zu deren Lob die Akademie von Angers bereits einen Preis ausſetzte. Fénélon war der leitende Mann bei derſelben, denn Beauvilliers ließ ihn gern gewähren.

Sein Werk war kein leichtes, der Prinz war ein unbändiger, bis zur Wuth jähzorniger, genußſüchtiger Knabe, der alle Menſchen, kaum mit Ausnahme ſeiner Brüder, wie Schmutz anſah, deſſen Berührung er ſcheuen müſſe; Fénélon fand aber bald hervorragende Begabung an ihm und ſuchte dieſe Natur von ihren Schlacken zu reinigen; ohne ſo überſtreng zu verfahren wie Boſſuet gegen den Dauphin, des Prinzen Vater, ſparte er zwar den Tadel nicht, ließ aber lieber Milde auf den Schüler wirken. Tadel und Belehrung hüllte er in das Gewand von Fabeln und Dialogen, je nach den augenblicklichen Launen des Prinzen warf Fénélon ſie hin und führte ihm in dieſer Verkleidung ſeine Fehler ſo charakteriſtiſch wie möglich vor Augen; der Prinz hörte in dieſer verbindlichen Form die bitterſten Worte, ſah, wie er das Glück der Menſchen machen könne und ſich dabei ſelbſt im Wege ſtehe und verſchloß ſich ſolchen Lehren nicht; es haben ſich zwei Gelöbniſſe erhalten, die er mit 8 Jahren Fénélon leiſtete, Alles thun zu wollen, was er ihm befehle, und ſich jeder Strafe und Unehre zu fügen, falls er unbotmäßig ſei, er gab darin ſein „Wort als Fürſt", und er machte es zur Wahrheit. Er wurde leutſelig, ſanft, geduldig und beſcheiden, erfüllte ſeine Pflicht und arbeitete. Fénélon machte ihn mit allem Wiſſenswerthen vertraut, und als er genügende Kenntniſſe in der Geſchichte beſaß, ſchrieb er für ihn nach Lucians Muſter die „Dialogues des morts", in denen ſich Größen des Alterthums und der Gegenwart unterhielten und neben Staatsmännern, Helden und Geiſtlichen auch Künſtler zum Worte kamen; dabei bildete er den Stil des Prinzen ſo vorzüglich aus, daß Frau von Maintenon deſſen Briefe nicht genug rühmen konnte. Auch die jüngeren Brüder des Prinzen wurden von Fénélon erzogen, ſo Philipp V. von Spanien. Alle Welt ſprach voll Anerkennung von einem Lehrer, der ſo Großes an ſeinen Schülern, den „Kindern von Frankreich", vollbracht; ſpäter freilich hat man ihn ebenſo ſchroff getadelt, als der Herzog von Burgund ohne Energie in frömmelnder Willenloſigkeit dahinlebte, doch war hieran wohl die Natur, nicht Fénélon ſchuldig. Am 31. März 1693 nahm die Académie française mit allen gegen 2 Stimmen Fénélon in ihren Schoß auf; was er damals in der Rede auf ſeinen Vorgänger Péliſſon ſagte: „Um ſeine Tugend ganz zu zeigen, mußte er noch unglücklich ſein; er ward es!" klang wie ein Kaſſandraruf auf ihn ſelbſt.

In den ſpaniſchen Klöſtern war ein Cultus der Myſtik entſtanden, der vom äußeren Wege, d. h. der kirchlichen Frömmigkeit, abſehend, von einem inneren Wege zum ewigen Leben ſprach, man nannte die Lehre den Quietismus, und ſie verbreitete ſich in der Mitte des 17. Jahrhunderts über alle katholiſchen Länder; dieſe Gottinnigkeit, welche die landläufige kirchliche Frömmigkeit mißachtete, verſetzte die Jeſuiten in Unruhe, weshalb ſie Intriguen zu ihrer Bekämpfung einfädelten. Eine Schwärmerin, Frau von la Mothe-Guyon, warf ſich dem Quietismus in die Arme, lernte 1686 in Paris Fénélon kennen und begeiſterte ihn für ihre Anſchauungen, denen auch Madame de Maintenon mit Wohlwollen begegnete; wiederholt unterhielt ſich Fénélon mit dem Biſchofe von Meaux, Boſſuet, über die Fortſchritte der neuen Lehre, die Boſſuet verwarf. Das ſonſt ſo innige Verhältniß Boſſuets und Fénélons war erkaltet, was täglich mehr hervortrat; Frau von Maintenon ließ, überzeugt von der Antipathie des Königs gegen den Quietismus, die Guyon fallen. Eine geiſtliche Commiſſion prüfte in Iſſy unter Boſſuets Leitung die Guyon'ſchen Schriften; während noch die Verhandlungen im Gange waren, ernannte der König den Erzieher ſeiner Enkel im Februar 1695 zum Erzbiſchof von Cambrai und bat ihn, die Lehrerſtelle auch ferner zu bekleiden, da er nur dreiviertel des Jahres in ſeiner Diöceſe ſein müſſe; Fénélon gab die Abtei St. Valery ab, die er ſeit 1694 beſaß, und Boſſuet weihte ihn in der Kapelle von St. Cyr am 10. Juni 1695 in Gegenwart ſeiner Zöglinge und der Maintenon. Letztere wünſchte, daß Fénélon ſelbſt den letzten Zweifel an ſeiner Rechtgläubigkeit hebe, darum forderte ihn der König auf, nach Iſſy zu gehen und als Commiſſär an den Berathungen theilzunehmen. Boſſuet hatte 30 Artikel aufgeſetzt, welche die Guyon'ſchen Lehren berichtigten, Fénélon fand zwar mancherlei daran auszuſetzen, unterſchrieb ſie aber, nachdem noch vier von ihm verfaßte „Articles explicatifs" hinzugefügt worden waren, am 10. März 1695; es handelte ſich lediglich um ein Compromiß, denn die Gegenſätze der ſtreitenden Parteien waren damit nicht beigelegt. Frau von Guyon unterzeichnete ebenfalls am 15. April, Boſſuet, ihr erbarmungsloſer Verfolger, ſtellte ihr am 1. Juli ein Zeugniß über ihre tadelloſe Haltung aus, als er aber von der Maintenon bitter getadelt wurde, lenkte er wieder ein, ſuchte das Zeugniß der Guyon abzulocken und arbeitete mit allen Waffen der Bosheit gegen ſie und Fénélon; er erreichte die Verhaftung der Frau von Guyon, die in den Kerker geworfen ward, denn er wollte durchaus den Quietismus ausrotten, der König und die Maintenon gingen auf ſeine Pläne ein. Mit Fénélon aber mußte es zum offenen Bruch kommen; von allen Seiten aufgefordert, in dem quietiſtiſchen Streite Farbe zu bekennen, gab dieſer 1697 ſeine „Explication des maximes des saints sur la vie intérieure" heraus, ſandte ſie dem Könige und Boſſuet; er ſchied die neue Lehre von den Uebertreibungen und Entſtellungen, die ſich in ſie eingeſchlichen hätten, und bezeichnete ſie als fundirt in der Myſtik des Mittelalters und in der Lehre der Kirchenväter; die Geſtaltung des vollkommenen Chriſtenlebens beruhte ihm zufolge auf dieſem Leben ſelbſt und auf deſſen unmittelbarer Beziehung zu Gott, die kirchliche Autorität würde jenem immer fremder. Mit Hilfe der Maintenon trieb nun Boſſuet den König gegen ſeinen Widerſacher in's Gefecht, Fénélon mit ſeinem verinnerlichten, ernſten und gegen ſich ſelbſt ſo ſtrengen Weſen war dem genußſüchtigen Roi-soleil nie ſympathiſch geweſen, und es fiel Boſſuet nicht ſchwer, die Ungnade gegen den zu kehren, deſſen Schrift ſolch' außerordentlichen Eindruck erzeugte; er ſchleuderte gegen Fénélon die „Instruction sur les états d'oraison“, in der er die Irrgänge der falſchen Myſtik verdammte, es entſpann ſich eine literariſche Fehde zwiſchen beiden Prälaten, Ludwig verbannte Fénélon am 1. Auguſt von Verſailles in ſeine Diöceſe, verbot ihm, ſich perſönlich in Rom zu rechtfertigen, und veranlaßte Innocenz XII., ſich gegen den Erzbiſchof zu erklären. Der fromme, wohlgeſinnte Papſt ging mit ſchwerem Herzen in's Feuer, unter Gewiſſensnoth und nach langem Widerſtreben verdammte er am 12. März 1699 die „Explication des maximes des saints“ und hob 23 Sätze derſelben als „verwegen, Aergerniß erregend und gefährlich“ hervor. Fénélon hatte im Januar 1699 ſeine Stellung als Erzieher eingebüßt, Frau von Guyon ſaß in der Baſtille, Fénélon's Anhang wurde verfolgt, und er fand in ſich nicht die Kraft des Widerſtandes, denn er hing mit allen Faſern an der Kirche; darum unterwarf er ſich ohne Weiteres, verdammte in einem Schreiben an ſeine Diöceſanen vom 9. April ſelbſt ſein Buch und erkannte ſeine Schuld an, der Quietismus war begraben, Boſſuet triumphirte, als Fénélon das Geſtändniß machte: „Weil ich indiscret geſprochen habe, ſo muß ich die Hand auf den Mund legen und ſchweigen.“

Fénélon und Boſſuet, die Leuchten der gallicaniſchen Kirche, fordern unwillkürlich zum Vergleiche heraus. Boſſuet, der ältere von Beiden, ſtand auf der Ueberlieferung und dem unerſchütterlichen Boden der Kirche, auf den alten römiſchen Anſchauungen, und fühlte ſich gewiſſermaßen dazu geboren, die katholiſche Tradition zu vertheidigen; für die geheime und innerliche Religion der Reinen und Vollkommenen fehlte dem poſitiven Geiſte jeder Geſchmack, ihm war die Religion eine mehr äußere, mehr Form; in ſeinen kräftigen Armen hielt er die ganze Vergangenheit des Chriſtenthums, bereit, mit ihr der furchtbaren Bewegung in der Gegenwart zu trotzen; er ward aus dem Menſchen zum Dogma mit aller Schärfe und Unerbittlichkeit eines Dogma, willens, zu herrſchen, und ſich bewußt, des Himmels Rechte zu vertreten. Nicht minder als Boſſuet war Fénélon der katholiſchen Lehre ergeben, aber in ſeinem eigenen Gewiſſen fand er mancherlei Wahrheiten, mancherlei ſeltene und eigenartige Punkte, die er noch ergrübeln wollte, das Licht im Dunkeln ſuchte er nicht draußen, ſondern in ſich; ein Apoſtel innerlicher Inſpiration, eine feurige und lebenswarme Seele, neigte er bald der Myſtik zu; er ſtellte die Religion zu hoch, um für ſie irgend einen Conflict mit der Wahrheit zu fürchten, und in dieſe ſeine Religion trug er die ganze

Zärtlichkeit der Myſtiker hinein, ſeine Seele erfüllte die Liebe, die Liebe wurde zum Princip ſeines Lebens, zum Anker ſeines Genius; er nahm den Standpunkt Arnold von Brescias und Savonarolas ein, den natürlich Ludwig XIV. nicht begriff; für ihn war Fénélon „der chimäriſche Schöngeiſt ſeines Reiches“. Fénélons Stand verſagte ihm, ſein Herz an eine irdiſche Creatur zu hängen, und ſo ergoß er es in Gott, den er lieben durfte; er ſchied ſich und ſeine Geſinnungsgenoſſen von dem allgemeinen Chriſtenthume, bekannte ein myſteriöſes Chriſtenthum auserwählter ſchöngeiſtiger Seelen, eine ſeparate Frömmigkeit, eine höhere Religion als die univerſelle; dem Fundamentalſatze Boſſuets, der Univerſalkirche, dem Wir, ſtand bei Fénélon die Schaar der Auserleſenen, die perſönliche Erfahrung, das Ich entgegen, Fénélon machte aus ſich eine eigene Tradition, unbekümmert um die allgemein giltige, und gerade in dieſem Ich liegt ein Hauptreiz ſeiner Schriften, ſtets tritt er für eigene Ideen, eigene Empfindungen, eigenen Glauben ein; ſein Vertrauen zum eigenen Verſtande und zur eigenen Meinung iſt der Sporn ſeiner großen Vorzüge und die Urſache ſeiner Fehler geweſen; es tritt in ihm der Geiſt der Freiheit in Widerſpruch mit dem Geiſte der Disciplin; wenn nicht ein tiefer, ſo war er doch ein origineller Denker und obwohl Katholik, im Grunde frei. Seine Werke und ſeine Worte drangen aus ſeinem Herzen direct zum Herzen ſeiner Leſer und Hörer, und man konnte von ihm ſagen, was Marmontel von Vauvenargues geſagt hat: „Er hält unſere Seele in ſeinen Händen.“ Und wenn er aus unmittelbarer Eingebung zu ſchreiben ſcheint, ſo durchfluthet doch ein Geiſt ſeine Gedanken; von allen Blättern weht derſelbe milde Sinn, derſelbe feſte Glaube, aus allen hallt dieſelbe durchdringende Stimme. Man hat den berühmten unitariſchen Prediger in Boſton, den 1842 verſtorbenen William Ellery Channing, den „Fénélon der neuen Welt“ genannt, und gewiß haben wenig Menſchen ein auf perſönlicher Aehnlichkeit beruhendes, ſo ſympathiſches Urtheil über Fénélon gefällt, ohne etwa ſeine Schwächen und Extravaganzen zu leugnen. Von hinreißender Liebenswürdigkeit und kindlicher Güte iſt Fénélon in ſeinem ungeheuren Briefwechſel, z. B. in den Lettres spirituelles, in den Briefen an den Chevalier Destouches, an die Gräfin Grammont, an den Herzog von Chevreuſe u. A. Am bekannteſten aber wurde der Erzbiſchof durch eine Erziehungsſchrift, die noch heute im höchſten Anſehen ſteht und wegen ihres Stils dem franzöſiſchen Sprachunterricht gern zu Grunde gelegt wird.

Wie die Fabeln, in denen Fénélon ſeinem Vorbilde La Fontaine nachgeeifert hatte, und die Dialoge, ſchrieb er für ſeinen Zögling, den Herzog von Burgund, die „Aventures de Télémaque, fils d'Ulysse“. Ein untreuer Diener des Erzbiſchofs, mit der Abſchrift des Manuſcripts betraut, ließ ſeit Oktober 1698 die Copie in tiefſtem Geheimniſſe in einigen Kreiſen circuliren und verkaufte ſie, als er den großen Beifall bemerkte, einer Druckerei; dieſe begann, das Buch im April 1699 anonym herauszugeben als plötzlich der Hof erfuhr, wer der Autor ſei. Fénélon hatte ſich eben der päpſtlichen Verurtheilung unbedingt unterworfen, ſeine Schriften wurden darum doppelt ſtrenge überwacht, er ſtand unter dem Banne königlicher Ungnade, und ſo bemächtigte man ſich ohne Weiteres der bereits gedruckten Theile, nur wenige Exemplare entgingen der Polizei und erregten, wo immer ſie geleſen wurden, verdoppeltes Intereſſe; die Druckerei verkaufte deshalb einige Handſchriften des noch nicht gedruckten Reſtes, und im Juli kam die erſte, höchſt unvollſtändige Ausgabe des ganzen Buches im Haag heraus die Druckerpreſſen konnten kaum den Anforderungen genügen, die das Publikum ſtellte; bald erſchienen auch anderwärts Ausgaben, Ueberſetzungen in alle Sprachen folgten, erſt 1717 beſorgte Fénélons Großneffe, der Marquis Fénélon, eine authentiſche, nach dem Originalmanuſcripte durchgeſehene Ausgabe. Fénélon war ſeit ſeinen Jugendjahren ein begeiſterter Verehrer von Hellas, wie Boſſuet von Rom, die einfachſten und reinſten Griechen waren ſeine Lieblinge, Homer, Xenophon und Plato, die Odyſſee zog ihn mächtig an und veranlaßte ihn zu ſeinem Telemach. Derſelbe bekundet ſich auf jeder Seite als pädagogiſches Buch und iſt ſpeciell für den Herzog von Burgund abgefaßt, im „Mentor“ ſehen wir beſtändig Fénélon vor Augen, im „Telemach“ den Prinzen, der einſt Frankreichs Thron beſteigen ſoll; wir erkennen im Telemach des Herzogs Fehler und Schwächen, die allmählich Mentors weiſem Rathe weichen oder durch Unglücksfälle gebeſſert werden; er ſoll vor dem galanten Leben des Verſailler Hofes behütet werden, darum wird die Liebe kurzweg verurtheilt; uns freilich erſcheint Telemach viel zu gefügig und nüchtern, um uns erwärmen zu können.

Fénélon verſchmähte die Alexandriner und ſchuf eine einfache und elegante Proſa; ſeine Sprache fließt leicht dahin, iſt bei großem Bilderreichthum voll Harmonie; er zuerſt in der franzöſiſchen Literatur pflegte die Sprache um ihrer ſelbſt willen; der Telemach iſt ein Epos in Proſa und ſichert dem Autor einen Platz in der Literaturgeſchichte. Auch politiſch war das Buch von Bedeutung, das im Telemach aufgeſtellte Fürſtenideal lief der Richtung Ludwigs XIV. ſchnurſtracks zuwider, Fénélon beſaß den Freimuth, das Syſtem des für allmächtig und allweiſe auspoſaunten Königs unverblümt zu tadeln; er ſchilderte Ludwigs Enkel die ganze Thorheit und Verſchuldung von Eroberungskriegen und tyranniſchen Gewalthabern, den ſchweren Steuerdruck und das lüderliche Treiben des Hofes, er ſchilderte ſo durchſichtig, daß Jedermann in den Perſonen des Epos den König, Frau von Montespan ꝛc. erkannte. Daß Fénélon ein Ideologe ſei, wußte Ludwig längſt; daß er ſich aber unterfing, ſeine Chimären und ſeine Anklagen an die Adreſſe ſeines Enkels zu richten, erſchien ihm mehr als dreiſt und ſteigerte ſeinen Widerwillen. Fénélon hielt es für möglich, die Menſchen zu idylliſch-einfachen Zuſtänden zurückzuführen und gab in der Verfaſſung der Handelsſtadt Salente das Bild ſeiner politiſchen Wünſche; dort herrſcht Freihandel, volle Freiheit, Glückſeligkeit, dabei freilich, was Fénélons Irrgänge charakteriſirt, Ausſchluß aller Luxuswaaren, drückender Polizeigeiſt und ſtrenger Klaſſenunterſchied. Die Ungnade Ludwigs machte ſich alsbald Fénélon bemerkbar, Fénélon proteſtirte nicht gegen die Publikation des Buches, bekannte ſich auch nicht als Verfaſſer, galt aber allgemein dafür.

Auch ein neuer Kirchenſtreit bot ihm nicht Gelegenheit, ſich bei dem Könige und der Maintenon zu rehabilitiren. Der Zwiſt der Regierung mit den Janſeniſten brach gegen Ende der Regierung Ludwigs nochmals aus, und Fénélon kämpfte in den Reihen der entſchiedenſten Gegner der Janſeniſten; er rieth Papſt und König 1702 in einer Denkſchrift zur Strenge gegen die Janſeniſten ſeiner Diöceſe, beſchwor ſie aber, ihn an derartigen Maßregeln nicht als betheiligt erſcheinen zu laſſen; 1713 begrüßte er mit Freuden die päpſtliche Bulle Unigenitus, die den Janſenismus verdammte und eine Art Unfehlbarkeitserklärung enthielt, und als ſich ſein Jugendfreund, der Cardinal von Noailles, ihr widerſetzte, ſpornte Fénélon den König in einer Denkſchrift zu unnachſichtiger Verfolgung an; er überſetzte auch Auguſtins Werk „De gratia“ unter Beigabe antijanſeniſtiſcher Erklärungen.

Ludwigs Ungnade gegen Fénélon war zwar eine vollſtändige, doch blieb der Prälat in innigſtem Verkehre mit ſeinem Zöglinge, der Hoffnung des Volkes, das unter dem von ihm verurtheilten Syſteme blutete; insgeheim wechſelten ſie vertrauliche Briefe, der Prinz und die Herzoge von Chevreuſe und Beauvilliers bewahrten Fénélon lebenslang eine unbegrenzte Freundſchaft und hielten trotz ſeines Exils an ihm feſt. Er lebte in Cambrai als frommer Hirt und ſuchte das Wohlgefallen Aller zu erwecken, die ihm nahten, denn er wünſchte, beliebt zu ſein, und erreichte dieſen Zweck beſſer als irgend ein Zweiter; mit fürſtlichem Anſtande und großem Aufwande empfing, er und immer größere Schaaren drängten ſich zu ihm. Voll Leutſeligkeit beſuchte er auf ſeinen Reiſen die Bauern, aß und trank mit ihnen, belehrte ſie und hörte ihren Leidensgeſchichten geduldig zu, er war der Vertraute ſeiner ganzen Diöceſe, der Vater der Armen und Kranken; oft war ſein Sprengel während der Kriege Ludwigs der Schauplatz der Verheerung und des Elends, welche feindlichen Truppen aber auch kamen, ſie ehrten Fénélon und boten ihm Schutz an, den er freilich nicht brauchte; er ging in die Spitäler und ſtand ſelbſt der Pflege vor; kein Wunder, daß ſein Name das Idol der Soldaten, wie das des kleinen Mannes wurde! Nie ſprach er etwas vom Hofe und von Geſchäften, was mißdeutet werden oder Anlaß geben konnte, ihn der Schmeichelei zu zeihen; in ſeinem geiſtreichen Geplauder erinnerte er nie an das, was er geweſen, nie an das, was noch zu werden er ſo ſehnſüchtig hoffte. Und welche undefinirbare Grazie, welche Gewalt und welch' einſchmeichelnde Schönheit verbanden ſich in ſeinem Munde; hat doch Vauvenargues geradezu als ſeinen Lebenswunſch bezeichnet: „zu denken wie Pascal, zu ſchreiben wie Boſſuet, zu ſprechen wie Fénélon!“

Der Herzog von Burgund hatte ſich gut entwickelt, war wenigſtens eine Natur voll Ernſt und Haltung geworden, erfüllt vom Bewußtſein ſeiner durch hohe Geburt überkommenen hohen Pflichten, frei von Hartherzigkeit gegen den armen Mann; je älter er wurde, um ſo mehr füllte ſich ſein Hof mit Bewerbern um ſeine Gunſt, und auch des allbeliebten Lehrers Kreis wuchs um Ehrgeizige und Stellenjäger. Boſſuets Zögling, der unfähige Dauphin, fiel den Blattern am 14. April 1711 zum Opfer, der Schüler Fénélons wurde Dauphin. Fénélon hatte ihm in ſeinem Briefwechſel wenig Schmeichelhaftes geſagt, ihn faſt unabläſſig getadelt und auf ſeine Fehler hingewieſen, jetzt hoffte er, die Früchte ſeiner Lehren reifen zu ſehen, und man ſah in ihm und dem bekannten Memoirenſchriftſteller, Herzog von Saint-Simon, die künftigen Miniſter Ludwigs XV. Der Dauphin frug Fénélon in allen politiſchen und kirchlichen Dingen um Rath, und Fénélon ſandte ihm ein Memoire um's andere; er arbeitete mit neuem Feuer, um aus dem Dauphin einen geſegneten Fürſten zu machen, und tadelte mit altem Freimuth die beſtehenden Verhältniſſe. Im „Examen de la conscience d'un roi“ empfahl er dem Dauphin die Verminderung der Abgaben, die Beſchränkung von Heer und Hofhalt, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, er rief nach den ſeit einem Jahrhundert nicht mehr verſammelten Etats-généraux, auf denen Clerus und Adel alles bedeuteten und der dritte Stand nichts zu ſagen hatte; dieſe Reichsſtände ſollten die Geſetzgebung, Clerus und Adel in den Provinzen die volle Verwaltung führen, und darum ſollten die Intendanten, durch die das Königthum direct in die Provinzialverwaltung eingriff, fallen. Fénélons Plan ging hinaus auf die Abdankung der Krone vor ſouveränen Ständen, auf die Auflöſung der Monarchie in autonome Provinzen, auf die Souveränetät des feudalen Frankreich, endlich auf die volle Unterwerfung der franzöſiſchen Kirche unter Roms Allgewalt; ganz ähnlich dachte ſein Bewunderer Saint-Simon, der wie er des Dauphins volle Gunſt genoß. Zu Frankreichs Heil wären dieſe „Chimären“ freilich nicht ausgeſchlagen! In der „Esquisse d'un plan dressé pour le gouvernement d'un royaume“ beſprach Fénélon eine Neugeſtaltung der franzöſiſchen Staatsverwaltung; er ermahnte den Dauphin, er ſolle nach der Thronbeſteigung ſofort zum Frieden zu gelangen ſuchen und künftig jedem Zwiſte, beſonders mit Großbritannien, ausweichen; er forderte Reduction der Armee und Reform des Steuerweſens, Abſchaffung der Salz- und Kopfſteuer und der Zehnten, Erhebung der Abgaben nach feſten Normen wie im Languedoc; in allen Provinzen ſollten Provinzialſtände die Verwaltung beſorgen und ſo die Intendanten in Wegfall bringen; die Reichsſtände ſollten ſich alle drei Jahre verſammeln, aber nur conſultative Stimme haben; für Clerus und Adel erwartete Fénélon beſondere Begünſtigungen, dem Volke blieb lediglich die Pflicht des Gehorſams. Es bleibt ewig merkwürdig, daß dieſe Anſichten im königlichen Frankreich dem Dauphin gegenüber aufgeſtellt wurden! Der Freund von Clerus und Adel war ein erbitterter Feind des königlichen Despotismus. Der beſte Beleg hierfür iſt ſein 1693 geſchriebener „Brief an Ludwig XIV.“, bei dem freilich auch Ehrgeiz und Aerger, nicht am

Ruder zu ſein, ihre Rolle mitſpielten; in packenden Worten warnte er den eitlen, von Schmeichlern umringten Monarchen vor Selbſttäuſchung und vor Mißtrauen, warf ihm vor, er fürchte ſich vor jedem hervorſtechenden Talente und wolle die Wahrheit nicht hören, laſſe hingegen ſeit 36 Jahren alle Maximen des Regimentes von gewiſſenloſen Miniſtern umſtürzen; er ſchilderte ihm einerſeits die Noth des völlig zerrütteten und verarmten Volkes, andererſeits den ungeheuerlichen Luxus des Hofes und rief ihm zu: „Man hat Ihren Namen verhaßt und die ganze franzöſiſche Nation all unſeren Nachbarn unerträglich gemacht. Man hat keinen ehemaligen Alliirten behalten, weil man nur Sklaven haben wollte.“ Eingehend ſprach er über die Eroberungskriege ſeit über 20 Jahren, betonte: „Fremdes Gut iſt uns nie nöthig,“ und ſtand nicht an, den König zur Herausgabe ſeiner ſämmtlichen widerrechtlichen Eroberungen aufzufordern; er erinnerte ihn in herben Worten an die Reunionsmanöver und an den Raub Straßburgs mitten im Frieden. Der merkwürdige Brief trägt weder Datum noch Unterſchrift, was den Muth Fénélons weſentlich geringer erſcheinen läßt, als wenn er mit ſeinem Namen eingetreten wäre; der Brief gelangte in Ludwigs Hände, und man errieth wohl den Verfaſſer, wie wir aus den Briefen der Frau von Maintenon ſchließen dürfen; die Ungnade des Königs verminderte ſich jedenfalls nicht.

Um ſo mehr ſetzte Fénélon alle Hoffnungen auf ſeinen Zögling. Da brachen dieſe jäh zuſammen, die liebenswürdige Dauphine wurde am 12. Februar 1712 ein Opfer der Rötheln, am 18. d. M. folgte ihr der Dauphin in's frühe Grab, auch ſein älterer Sohn ſtarb, es hinterblieb nur ein zweijähriger, der ſpätere Ludwig XV. Die Papiere, die ſich bei dem Dauphin vorfanden, wurden mit Beſchlag belegt und ſeinem mißtrauiſchen Großvater übergeben, der Dauphin hatte jedoch noch manche verbrannt oder Beauvilliers anvertraut, unter letzteren war Fénélons „Examen de la conscience d'un roi“, das Ludwigs Antlitz wohl zu ſcheuen hatte. Im Dauphin begrub Frankreich ſeine Zukunft, Fénélon alle Hoffnungen der Zärtlichkeit und des Ehrgeizes; aus ſeinen Briefen ſpricht ein tiefer, ungekünſtelter Schmerz, ehrlich und einfach äußert er: „Ich leide, Gott weiß es . . mir ſcheint, Alles, was ich liebe, ſtirbt.“ Die Höflinge, die ihn bisher umringt, zogen ſich zurück; ſein Zögling konnte ja nicht mehr König werden! Um ihn wurde es ſtille, er lernte immer mehr die Menſchen verachten, und die wenigen Freunde ſtarben einer um den andern, am letzten Auguſt 1714 auch Beauvilliers, den er ſo innig geliebt hatte. Doch ermattete er nicht in ſeiner Thätigkeit; auf den Wunſch des dem Throne nahe gerückten Herzogs von Orléans ſchrieb er den „Traité sur l'existence de Dieu“, er fand den Grund zur Exiſtenz Gottes in der harmoniſchen und weiſen Ordnung der Natur und in den dem Geiſte eingeborenen Ideen. Neben anderen Schriften wären noch „Dialogues sur l'éloquence“ und „Mémoire et lettre sur les occupations de l'Académie française“ beſonders hervorzuheben. Das beſte Charakterbild Fénélons, von dem wir in der Münchener

Pinakothek ein gutes Gemälde von Joſeph Vivien († 1734) beſitzen, entſtammt der Feder des Herzogs von Saint-Simon: „Der Prälat war ein großer, hagerer, wohlgebauter Mann, blaß, mit großer Naſe, mit Augen, aus denen Feuer und Geiſt wie ein Strom hervorbrachen, und einer Phyſiognomie, wie ich keine ähnliche je ſah, die auch unvergeßlich war, wenn man ſie einmal geſehen. Sie vereinigte alles, und die Gegenſätze widerſtritten einander nicht. Sie beſaß Gravität und Galanterie, Ernſt und Frohmuth; ſie zeugte vom Gelehrten, vom Biſchof und vom Grandſeigneur; was da wie auch in ſeiner ganzen Perſon prävalirte, war Gewandtheit, Geiſt, Anmuth, Decenz, vor Allem Adel. Es koſtete Mühe, ſich von ſeinem Anblicke loszureißen. Mit jenem Ton und guten Geſchmack, den man nur durch den ſteten Umgang mit der beſten Geſellſchaft und mit der großen Welt erlangt, verband ſich natürliche, ſanfte, blumige Beredtſamkeit, einſchmeichelnde, aber edle und maßvolle Höflichkeit, leichte, klare und angenehme Ausſprache, eine gewiſſe Klarheit und Präciſion auch bei den verwickeltſten und ſprödeſten Stoffen. Dazu kam, daß er nie mehr Verſtand haben wollte, als die, mit denen er ſprach, daß er ſich immer auf ihre Stufe ſtellte, ohne es ſie je merken zu laſſen, und ſo bezauberte er Alle, man konnte ihn nicht verlaſſen und ſich das Glück nicht verſagen, ihn wieder aufzuſuchen. Dies ihm im höchſten Grade eigene Talent feſſelte ſeine geſammten Freunde trotz ſeines Sturzes ſo ganz und gar an ihn; in ihrer Zerſprengung verſammelten ſie ſich, um von ihm zu reden, ihn zu bedauern, ihn herbeizuwünſchen, ſich immer mehr an ihn anzuſchließen, wie die Juden an Jeruſalem, nach ſeiner Rückkehr zu ſeufzen und immer auf ihn zu hoffen, wie dies unglückliche Volk noch nach dem Meſſias, den es erwartet, ſeufzt. Durch dieſe Prophetenautorität hatte er ſich einer Herrſchaft über die Seinen bemächtigt, die bei aller Sanftmuth doch keinen Widerſtand duldete.“ Mit dem Tode des grollenden königlichen Löwen konnte Fénélon hoffen, noch einmal zu hohem Anſehen bei der Regierung zu gelangen, da der muthmaßliche Regent, Orléans, ihm ſehr gewogen war; die Geſundheit Ludwigs XIV. zerbröckelte, viele Höflinge erinnerten ſich Fénélons wieder, ein neuer Stern ſchien aufgehen zu ſollen.

Das Schickſal hatte anders entſchieden, neben dem flackernden Lichte des Monarchen ſtand das Fénélons, und der Engel des Todes löſchte dies zuerſt. Auf einer Reiſe durch die Diöceſe ſtürzte ſein Wagen um, der ſchwächliche Körper erlitt einen nachwirkenden Stoß; Fénélon kam leidend nach Cambrai zurück, Fieber brach aus, und er ging, unbekümmert um alles Irdiſche, dem Ende entgegen. Sein letzter Brief betraf das Heil ſeiner Diöceſe und war an den mächtigen Beichtvater, Pater Le Tellier, adreſſirt, um dem Könige unterbreitet zu werden; Fénélon wünſchte, in Frieden zu ſterben, darum betonte er unter Klagen über den Janſenismus: „Ich habe nie andere Gelehrigkeit als gegen die Kirche beſeſſen, und Abſchen vor den Neuerungen, die man mir zugeſchrieben hat. Ich nahm die Verurtheilung meines Buches mit der abſoluteſten Einfalt hin. Während keines Momentes in meinem Leben kannte ich etwas anderes für die Perſon des Königs, als die lebhafteſte Dankbarkeit, den ehrlichſten Eifer, den tiefſten Reſpect und die unverbrüchlichſte Anhänglichkeit.“ Tags darauf, 7. Januar 1715, hatte er ausgelitten; er ſtarb unter allgemeiner Trauer des In- und Auslandes, nur nicht des Königs, den er zu wahr gezeichnet hatte, um je ſeine Verzeihung zu finden. Man beſtattete ihn unter dem Hochaltare der Kathedrale von Cambrai; im Jahre XII. der Revolution, 1804, fand man dort ſeine Gebeine, und es wurde ihnen von Napoleon ein Mauſoleum zugedacht; dasſelbe unterblieb zwar, doch errichtete die zweite Reſtauration ihm 1826 ein Denkmal in der Kathedrale, in der ſo oft ſeine beredte Stimme erklungen, und unter dem Julikönigthum erhob ſich 1840 in Périgueux, der Hauptſtadt ſeiner engeren Heimat, ſeine Bildſäule an den Allées de Tourny. In Fénélon war eine der gewaltigſten Säulen von Ludwigs XIV. Zeitalter zerbrochen, es ging immer mehr zu Ende mit deſſen Nimbus, und in Fénélon fand die nahende Revolution gegen das ancien régime einen ihrer erſten Sturmvögel, einen der Erſten, die mit Colbert ſagten: „So kann es nicht weitergehen!“

Die Volksgeſetzgebung in der Schweiz.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Die im Laufe des jüngſten Jahres in Belgien, dem lange Zeit als conſtitutioneller Muſterſtaat betrachteten Lande, in Angriff genommene Verfaſſungsreviſion, welche dem König das Recht gewähren ſoll, die Bevölkerung unmittelbar über die Annahme oder Verwerfung eines Geſetzes zu befragen, mit dem die Kammern bereits befaßt geweſen ſind, hat die Aufmerkſamkeit wieder auf den Staat gelenkt, in dem ſeit Jahrzehnten die directe Volksgeſetzgebung eine organiſche Einrichtung iſt. Dieſer Staat iſt die Schweiz, und die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Entwicklung des ſchweizeriſchen Staatslebens ſeit einem Menſchenalter beſteht in dem Uebergang von der repräſentativen Demokratie zu der reinen Demokratie. Bekanntlich unterſcheiden ſich beide Arten der Demokratie dadurch, daß die erſtere die geſetzgebende und vollziehende Gewalt in die Hände einer von dem Volke gewählten Verſammlung legt, während die letztere mindeſtens die geſetzgebende Gewalt nur durch das Volk als ſolches ausgeübt wiſſen will. Dem demokratiſchen Staatsideal wird nur die reine Demokratie gerecht, die repräſentative iſt nur eine unvollkommene Erfüllung des demokratiſchen Gedankens, und das Volk kann ſich, vom Standpunkte dieſer Anſchauung aus, ſelbſt nicht, wenn es wollte, des Rechtes berauben, ſelbſt die Geſetzgebung auszuüben. Klar und deutlich hat dies der Mann ausgeſprochen, deſſen Schriften für die Entwickelung der demokratiſchen Ideen ſo bedeutſam waren, Jean Jacques Rouſſeau, und die praktiſche Verwirklichung dieſes Gedankens wurde in der Schweiz im Laufe des gegenwärtigen Menſchenalters unternommen. Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution hatte das Verfaſſungsleben der Schweiz einen ziemlich ausgeſprochenen ariſtokratiſchen-oligarchiſchen Charakter, der auch die Stürme der großen Bewegung überdauerte und bis zum Jahre 1830 ſeinen beherrſchenden Einfluß ausübte. Eine eigentliche Verfaſſung im heutigen Sinne beſtand für die Eidgenoſſenſchaft von 1798 nicht, das Band, das die einzelnen Kantone verknüpfte, war ein höchſt loſes, und das Geſammtſtaatsrecht beruhte vielfach nicht ſowohl auf geſchriebenem Recht wie auf Gewohnheitsrecht und Herkommen. Das einzige Organ, das die Exiſtenz eines über den Kantonen ſtehenden Staatsganzen — wenn man dieſen Ausdruck geſtatten will — verkörperte, war die ſogenannte Tagſatzung, von der man ſich in Deutſchland aber vielfach eine vollſtändig irrige Vorſtellung macht; die Tagſatzung war nicht, wie man aus dem „Tell“ wohl entnehmen könnte, eine politiſche, den Geſammtſtaat repräſentirende Körperſchaft, ſondern eine Verſammlung von Vertretern der verbündeten Kantone, welche in erſter Linie nicht ſowohl politiſche, als ſchiedsrichterliche Aufgaben hatte. Durch die Revolution und die ihr folgenden Verfaſſungen wurde dieſer Zuſtand geändert; mehr und mehr wich das Band der völkerrechtlichen Verknüpfung einem ſtaatsrechtlichen, aus einem loſen Staatenbund entwickelte ſich der Bundesſtaat, der ſich die ihn repräſentirenden Organe ſchuf und insbeſondere nach 1830 zu einem wirklichen Staate wurde. Während vor 1848 von einer unmittelbaren Geſetzgebung durch das Volk kaum die Rede war und nur ganz vereinzelt Einrichtungen beſtanden, welche die Entſcheidung über Fragen der Geſetzgebung in die Hände des Volkes legten, machte ſich nach dieſer Zeit eine immer ſtärker werdende Bewegung geltend, welche zweck- und zielbewußt die Erſetzung der repräſentativen Demokratie durch die reine zum Gegenſtande hatte; zunächſt hatte dieſelbe Erfolg in den Kantonen, wo entweder das obligatoriſche oder das facultative Referendum eingeführt wurde, im Jahre 1874 aber auch in dem Geſammtſtaate. Die Verfaſſung dieſes Jahres nahm durch Art. 89 und 90 das Referendum als organiſche Einrichtung auf und ſanctionirte damit auch für die Eidgenoſſenſchaft als ſolche den Uebergang zu der reinen Demokratie. Inhaltlich dieſer Vorſchriften bedürfen Bundesgeſetze ſowie Bundesbeſchlüſſe der Zuſtimmung der beiden Räthe, aus welchen ſich die Bundesverſammlung zuſammenſetzt. Bundesgeſetze, ſowie allgemein verbindliche Bundesbeſchlüſſe, die nicht dringlicher Natur ſind, ſollen außerdem dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn es von 30 000 ſtimmberechtigten Schweizerbürgern oder von acht Kantonen verlangt wird. Die Friſt, innerhalb welcher die Volksabſtimmung begehrt werden muß, beträgt 90 Tage, welche von der Veröffentlichung des betreffenden Geſetzes ſeitens des Bundesrathes an laufen. Wie hieraus erſichtlich iſt, hat die Verfaſſung nicht das obligatoriſche, ſondern das facultative Referendum eingeführt; nicht alle Geſetze und Bundesbeſchlüſſe unterliegen der Entſcheidung des Volkes bezüglich Annahme oder Verwerfung, ſondern nur ſolche, in Anſehung deren die Volksentſcheidung begehrt wird. Es iſt klar, daß vom Standpunkte der reinen Demokratie das obligatoriſche Referendum den Vorzug vor dem facultativen verdient, denn nur dann, wenn erſteres eingeführt iſt, hat das ſouveräne

Volk die Rechtsbildung ganz in ſeiner Hand, nur dann kann auch nicht das kleinſte und unbedeutendſte Geſetz zu Stande kommen, ohne daß das Volk in ſeiner Geſammtheit ſich über die Annahme oder Verwerfung entſpricht. Ebenſo klar iſt aber, daß in einem größeren Staatsweſen die Anwendung des obligatoriſchen Referendums auf Schwierigkeiten ſtößt, die ſich bei beſtem Willen nicht überwinden laſſen; in kleinen Gemeindeverbänden mag es angehen, alljährlich mehreremale die ſtimmberechtigten Bürger zuſammen zu berufen und ſie über alle Geſetze, deren Erlaß für erforderlich erachtet wird, abſtimmen zu laſſen, in einem größeren Staatsweſen iſt dies einfach unmöglich, ſoll nicht der Gang des Staatslebens außerordentlich erſchwert werden, will man nicht Verzögerungen in der Befriedigung der wichtigſten Bedürfniſſe des ſtaatlichen Lebens heraufbeſchwören, welche ſich bitter rächen. Eine Unterſcheidung unter den Geſetzen, je nachdem dieſelben dem Referendum unterworfen ſein ſollen oder nicht, iſt dieſerhalb unbedingt geboten. Hält man dies aber feſt, ſo kann die Form, in welcher in der eidgenöſſiſchen Verfaſſung das facultative Referendum eingeführt worden iſt, jedenfalls als diejenige bezeichnet werden, welcher am wenigſten Bedenken entgegenſtehen. Das Volk ſelbſt entſcheidet darüber, ob die Urabſtimmung angemeſſen iſt oder nicht; die Zahl der Bürger, welche das Referendum begehren müſſen, iſt nicht ſehr groß, ſie iſt nicht ſo erheblich, daß es einer auch nur einigermaßen rührigen Agitation ſchwer fallen könnte, die nöthigen Unterſchriften dann zuſammenzubringen, wenn es ſich wirklich um eine die weiteſten Kreiſe berührende Angelegenheit handelt, und fraglich iſt, ob die Ueberzeugung der Mehrheit der Nation mit der Anſicht der Bundesverſammlung übereinſtimmt. In der That ſind denn auch die Erfahrungen, die man ſeither mit der Anwendung des Referendums gemacht hat, durchaus nicht als ungünſtig zu bezeichnen; die Schweizer haben von demſelben mit Mäßigung Gebrauch gemacht und ſelbſt diejenigen Politiker, welche mit Mißtrauen auf die Erweiterung der Volksrechte blicken, können nicht umhin zuzugeſtehen, daß ihre Befürchtungen denn doch nicht ſchlechthin in Erfüllung gegangen ſind. Trotzdem die heutige ſchweizeriſche Demokratie ſtark im Fahrwaſſer des Radicalismus ſegelt, iſt es doch wiederholt den extremen Radicalen nicht gelungen, die zur Vornahme der Volksabſtimmung erforderlichen 30 000 Stimmen zu ſammeln; in den letzten Jahren bot ſich zweimal Gelegenheit, dieſe Beobachtung zu machen. Als der Bundesrath einen eidgenöſſiſchen Generalanwalt zur Ueberwachung der Fremden und insbeſondere zur Beobachtung der ſocialiſtiſchen und anarchiſtiſchen Bewegung einſetzte, ſuchte die ſocialiſtiſche Arbeiterpartei vergebens mittelſt der Volksabſtimmung dieſe neue Einrichtung zu Fall zu bringen, es gelang ihm nicht, innerhalb dreier Monate die Unterſchriften von 30 000 Bürgern beizubringen; den gleichen Mißerfolg hatte ſie bei dem Verſuch, das neue Auslieferungsgeſetz mittelſt der Volksabſtimmung zu beſeitigen, auch hier erwies ſich der geſunde und praktiſche Sinn der Schweizer mächtiger, als die Wirkung der radicalen Redensarten und der

Digitized by Google

Einfluß einer rückſichts- und ſcrupellos betriebenen Wühlerei. Kann ſonach der Schweiz das Zeugniß nicht verſagt werden, daß ihre Bevölkerung von dem Referendum im Großen und Ganzen einen weiſen und maßvollen Gebrauch gemacht hat, ſo folgt daraus anderſeits natürlich nicht, daß die Einrichtung ſich in jedem Staate ſo bewähren würde, wie ſie ſich bis jetzt in dem Alpenlande bewährt hat; wir ſagen ausdrücklich bis jetzt, denn wie es mit der Bewährung dann ausſehen wird, wenn die Socialdemokraten erſt einen größeren Einfluß und eine bedeutendere Macht erlangt haben, die ſie dazu befähigen wird, die Geſetzgebung im Sinne ihrer Ideen zu reformiren, muß abgewartet werden: es wäre doch möglich, daß man, wenn erſt der Senn und der Kuhhirt, welche natürlich über die Annahme oder Verwerfung der Geſetze ebenſo gut zu entſcheiden haben, wie der erſte Beamte und hervorragendſte Gelehrte, von der Wahrheit des ſocialiſtiſchen Evangeliums durchdrungen ſind, andere Ergebniſſe erzielte als bisher; das Referendum bietet in Verbindung mit der ſofort zu erwähnenden Initiative den Socialiſten die Möglichkeit, ihren Forderungen Eingang in die Geſetzgebung zu verſchaffen, ohne daß auch nur einer der Genoſſen die bekannte Heugabel zu nehmen braucht. Vielleicht bietet ſchon die nächſte Entwickelung des Staatslebens in der Schweiz reichliche Gelegenheit, intereſſante Beobachtungen in dieſer Beziehung zu machen. Der Radicalismus hat in manchen Kantonen dem Socialismus in der Reviſion der Geſetzgebung der Art vorgearbeitet, daß letzterer nur auf dem Wege weiterzugehen braucht, den die Kantönligewaltigen da und dort vorgezeichnet haben.

War mit der Einführung des facultativen Referendum auch einem guten Theil der demokratiſchen Wünſche Rechnung getragen, ſo genügte der dadurch errungene Erfolg auf die Dauer gleichwohl nicht, das Volk hatte allerdings die Entſcheidung über die Annahme oder Verwerfung der Geſetze, aber es beſaß nicht das Recht, die Vorlegung eines Geſetzes vorſchlagen, mit beſtimmtem Inhalte verlangen zu können; die Ergänzung des Referendum durch dieſes Recht der Initiative wurde ſeit Jahren eifrigſt betrieben, und nachdem die kantonale Geſetzgebung auch hierin vorangegangen war, iſt am 5. Juli 1891 in der Volksabſtimmung ein Geſetz angenommen worden, welches das Recht der Initiative in die eidgenöſſiſche Verfaſſung einführt. Hiernach können 50,000 Schweizerbürger das Begehren um Aufhebung, Erlaß oder Aenderung beſtimmter Artikel der Verfaſſung ſtellen, und zwar entweder in der Form allgemeiner Anregung oder in derjenigen eines ausgearbeiteten Geſetzentwurfes; im erſteren Falle haben die eidgenöſſiſchen Räthe, wenn ſie mit der Anregung einverſtanden ſind, einen Geſetzentwurf auszuarbeiten, der vor das Volk zu bringen iſt, im zweiten Falle beſchließt die Bundesverſammlung die Zuſtimmung zu dem Entwurfe oder ſie lehnt ihn ab; bei der Ablehnung gelangt er gleichzeitig mit einem von ihr auszuarbeitendem Entwurfe vor das Volk, bei der Zuſtimmung dagegen ohne Weiteres; auch wenn die Räthe mit der Anregung nicht einverſtanden ſind, wird dem Volke die Frage vorgelegt, ob im Sinne der Anregung die Verfaſſung zu ändern ſei. Durch dieſe Neuerung iſt das Referendum nach der poſitiven Seite ergänzt und damit die Volksſouveränität weſentlich erweitert worden; ein Bruchtheil, wenn auch immerhin ein nicht unerheblicher der Geſammtbevölkerung kann die vollziehende Gewalt zur Vorlegung eines Geſetzes mit beſtimmtem Inhalt zwingen oder ſelbſt ein ſolches vorlegen, das ſouveräne Volk hat damit die Geſetzgebung unmittelbar in ſeine Hand genommen und von der repräſentativen Demokratie iſt hiernach nicht mehr viel übrig geblieben. Wie ſich dieſe Erweiterung der Volksrechte bewährt, muß abgewartet werden, der erſte Gebrauch, der von der Initiative gemacht wurde, beſteht in dem Verlangen nach Vorlegung eines Geſetzes, welches das ſogenannte rituelle Schächten, d. h. die bei den orthodoxen Juden übliche Tödtung von Thieren ohne vorgängige Betäubung unterſagt; man würde übrigens ſich im Irrthum befinden, wollte man dieſes Vorgehen auf antiſemitiſche Motive zurückführen, daſſelbe entſtammt vielmehr der Thätigkeit der Thierſchutzvereine, die in der Schweiz eine einflußreiche Stimme beſitzen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die Vorausſetzungen, unter welchen von der Initiative Gebrauch gemacht werden darf, manche Bedenken zerſtreuen, die an ſich gegen dieſe Einrichtung geltend zu machen ſind, ſo iſt und bleibt dieſe Neuerung doch eine höchſt gegefährliche; es kann gar nicht fehlen, daß im Laufe der Jahre zahlreiche Vorſchläge werden eingebracht werden, welche einen bedenklichen Charakter beſitzen; rückſichtsloſen Wühlern wird es, wenn auch mit einiger Anſtrengung, gelingen, 50 000 Stimmen zu ſammeln, um die Vorlegung eines Geſetzes zu bewirken, der ihren Gedanken entſpricht. Auch wenn die politiſche Bildung größer wäre, als ſie es thatſächlich in der Schweiz iſt, bliebe die Einführung des Rechts der Volksinitiative ein gewagtes Experiment, das am letzten Ende nur den Radicalſten der Radicalen nützen dürfte, der Umſtand, daß in verſchiedenen Kantonen die Anwendung der Initiative zu Uebelſtänden bislang nicht geführt hat, beweiſt gar nichts; in einem kleinen Staate mit einfachen Verhältniſſen kann eine Einrichtung ohne Bedenken eingeführt werden, die in einem großen mit verwickelten Verhältniſſen die Stetigkeit der ſtaatlichen Entwickelung ſchwer gefährdet. Das Erſtarken der Socialiſten in der Schweiz, mit denen ein Theil der radicalen Demokraten ſympathiſirt, läßt zudem dieſe directe Volksgeſetzgebung in einem ganz anderen Lichte erſcheinen; verſtehen die Socialiſten die Maſſen gehörig zu bearbeiten — und hieran zu zweifeln wäre doch mehr als naiv — ſo dürften die ſchweizeriſchen Republikaner da und dort Erfahrungen machen, welche ihnen zwar ſehr lehrreich, aber weniger angenehm ſein werden. Es iſt nach dem natürlichen Entwickelungsgang der Dinge nicht zu bezweifeln, daß die Verwirklichung der Forderungen der reinen Demokratie in der Schweiz noch weitere Fortſchritte machen wird; der Stein iſt in's Rollen gebracht, und wer möchte wohl die Linie angeben, an welcher ſeine Bewegung zum Stillſtand gebracht wird? Der Initiative dürfte die Umwandlung des facultativen Referendum in das obligatoriſche folgen,

Digitized by Google

und eine weitere Maßregel zur Demokratiſirung des Staatslebens wird in der Wahl der Richter durch das Volk beſtehen, wozu die Anſätze bereits vorhanden ſind. Ob man ſich für die Wahl auf Lebenszeit oder nur für einige Jahre entſchließen wird, kann natürlich nicht vorhergeſagt werden, aber darüber beſteht wohl kein Zweifel, daß, wenn die Wahl der Richter durch das Volk auf die Dauer eines Jahres oder einiger Jahre eingeführt werden wird, die ſchweizeriſche Juſtiz, die in manchen Kantonen ohnehin noch an die ſchöne Zeit erinnert, allwo die Waldſtädte den Bund gegen Oeſterreich ſchloſſen, mit der Zeit ſich kühn an die Seite der Juſtiz des Kadi ſtellen kann, der bekanntlich bei jedem Urtheile denkt: Allah weiß es beſſer. Die Schweiz kann ſich dank ihrer eigenthümlichen, von dem Induſtrialismus noch nicht ſo durchſetzten Verhältniſſe, dank ihrer geſicherten neutralen Stellung und — last not least — dank dem Umſtande, daß ſie eine Bevölkerung beſitzt, die zum größten Theile aus tüchtigen, arbeitsluſtigen, charakterfeſten, dabei mit geſundem, praktiſchem Sinn begabten Elementen beſteht, manche demokratiſche Experimente erlauben, die einen anderen Staat zerrütten würden; ob ſie aber ſtark genug iſt, auch die Conſequenzen der Initiative und der weiteren Demokratiſirung zu ertragen, die nur eine Frage der Zeit iſt, dürfte denn doch recht zweifelhaft ſein. Daß das Referendum in einem republikaniſchen Staate ein treffliches Erziehungsmittel der Maſſen iſt, daß es vor Allem dazu beiträgt, zwiſchen den oberen und unteren Klaſſen der Geſellſchaft einen ſteten Contact zu ſchaffen, deſſen Mangel in anderen Staaten nicht genug bedauert werden kann, daß er ſchließlich der wahren Mehrheit die ihm gebührende Stimme und den ihr zukommenden Einfluß auf die Rechtsbildung verſchafft, wird auch derjenige anerkennen müſſen, welcher in der ſtreng conſtitutionellen Monarchie nach dem Muſter Englands die beſte Staatsform zur Zeit erblickt. All' dieſe Vorzüge entbehrt aber die Initiative, und das Urtheil über ſie muß deshalb ein weſentlich anderes ſein, wie die Beurtheilung jenes.

Es iſt einleuchtend, daß das Referendum ſich mit dem monarchiſchen Staatsgedanken nicht verträgt; in der Monarchie, auch in der durch den Parlamentarismus beſchränkten, kommt die Souveränität nicht dem Volke, ſondern dem Monarchen zu, der auch in Verbindung mit der Volksvertretung das oberſte der in der Souveränität enthaltenen Rechte, das Recht der Geſetzgebung ausübt. Die Einführung des Referendum in einer Monarchie iſt deshalb eine direct gegen das monariſche Princip gerichtete Maßregel, und hierin wird auch durch die Thatſache Nichts geändert, daß die Volksabſtimmung nur auf das Verlangen des Monarchen ſtattfindet, der ſich in einer beſtimmten Frage mit der Volksvertretung in Widerſpruch befindet. Der Staat, welcher das Referendum einführt, anerkennt damit die Souveränität des Volkes; in jedem Staate giebt es aber nur einen Souverän, mit dem Augenblick, in welchem das Volk die Souveränität thatſächlich ausübt, hat der Monarch aufgehört im eigentlichen Sinne Souverän zu ſein. Ob man dies in Belgien bei der Reviſion der Verfaſſung wohl zur Genüge beachtet hat?

Digitized by Google

Mattes Blut.

Novelle

von

Hjalmar Chriſtenſen.*)

I.

Sie hatte ein regelmäßiges, faſt antikes Profil, die kurze ſüdländiſche Stirn einer Meſſalina und ein ſtarkes und rundes Kinn, wie es bei dem nordiſchen Typus nur ſelten zu finden iſt. Das Haar, bräunlich blond ohne Glanz, kräuſelte ſich mit einer eigenen leichtſinnigen Derbheit; es war unmöglich, es in die Friſur zu ſammeln, Locken riſſen ſich los und ſpielten mit der bleichen, brünetten Haut der Wangen, und lange Haare, lichter als die andern, kitzelten einen Nacken, deſſen geſchmeidige Kraft manchen jugendlichen Beſchauer tiefer athmen ließ.

Der größte Reiz dieſes Hauptes waren jedoch ein paar große blaue Augen, deren unberechenbar wechſelnder Ausdruck ihren Mann, ihre Freunde und Bewunderer verwirrte. Dieſe Augen konnten an ein altkluges trauriges Kind erinnern; und an ein junges Mädchen, welches noch träumt — bereits erwachſen iſt, es aber nicht weiß, und ſie konnten bisweilen in unbarmherziger Kälte denſelben Ausdruck bekommen, wie der eines koketten Weibes, wenn es mit einem eroberten Anbeter fertig iſt.

* * *

Es war an einem September-Nachmittage.

Sie ſaß und ſah zum Fenſter hinaus, welches nach einem kleinen Garten geöffnet war, auf zwei alte, welkende, aber noch laubreiche Ahornbäume, welche den Lärm der Straße dämpften.

---

*) Einzig autoriſirte Ueberſetzung von Ernſt Brauſewetter.

Ihr Mann ſtand und betrachtete ſie:

„Was willſt Du denn?“

„Ich weiß nicht.“

„Wenn ich nun Dich bitte.“

„Ja — aber ich weiß nicht. Dieſe Partieen nach Deinem Gut hinaus haben angefangen mich zu langweilen. Die langen einſamen Tage, an welchen Du auf die Jagd gehſt. Dort ſind keine Menſchen.“

„Na ja, ich begreife das. Aber am Abend. Für mich ſind das die glücklichſten Stunden — wenn ich dann nach Hauſe komme, und ich weiß, daß Du da biſt — an dem großen Kamin im Eßzimmer ſitzen, eine matte Gluth über allem in der Nähe Befindlichen und das Uebrige in ſchweigendem Halbdunkel — ſich geſund und ſicher und heimiſch fühlen — bei Dir, Helene.“

„Ja — ja, natürlich. Aber ich kann nicht ſo wie Du ſitzen und mich am häuslichen Herde wärmen. Das geht einen Abend oder zwei, im Anfang gefiel es mir dort auch recht gut. Aber nicht Tag für Tag. Du weißt, ich will mich amüſiren, die Leute ſollen mir den Hof machen“ — ſie ſah ihn lächelnd an, „ſo bin ich nun einmal, das weißt Du ja.“

„Ja, ja, Helene. Aber Du mußt mich nicht ganz im Stiche laſſen, für die Zukunft.“

„Ach nein, ich bekomme ſchon wieder Luſt dazu, wenn einige Zeit vergangen iſt. Im Augenblick bin ich nun einmal zu andern Dingen aufgelegt.“

Ihr Mann blieb noch einen Augenblick ſtehen. Sein längliches, mageres Geſicht, mit den ernſten grauen Augen, und dem großen dunklen, ein wenig hängenden Schnurrbart, der melancholiſch wirkte, wurde faſt lebhaft, während er ſeine Gattin betrachtete, ſoviel Bewunderung und Zärtlichkeit barg der Ausdruck in ſich.

Er war noch jung, nur ſechsundzwanzig Jahre, aber ſein Weſen hatte für gewöhnlich etwas Zerſtreutes, Wortkarges, Düſteres an ſich, was ihn älter erſcheinen ließ. Er war ein einfacher Juriſt, mit Vermögen, und intereſſirte ſich nicht ſonderlich für Anderes als ſeine Frau, mit welcher er ſich vor einem halben Jahre verheirathet hatte, und für die Jagd.

Er beugte ſich nieder, küßte ihre Hand und ging, ohne weiter ein Wort zu ſagen.

* * *

Es dämmerte langſam und lange, ein melancholiſches Halblicht, welches von den gelblichen Farben des weſtlichen Himmels genährt wurde; der zur Neige gehende Tag, der blaſſe Herbſt und die Einſamkeit ſtimmten die junge Frau ganz traurig, ihr war ängſtlich zu Muth, ſo allein, ſie konnte ſich aber nicht aufraffen, ſondern blieb am offenen Fenſter ſitzen — der Anblick der freudeloſen Natur, welche matt zur Ruhe gleitet, der krankhaft glühende Himmel und das todte Laub wirkten faſt lähmend auf ſie. —

Sie wurde durch einen Beſuch erweckt.

„Sind Sie es, Koltzow —“

„Ja, ich bin es —“

„Das iſt nett — ſehr nett von Ihnen. Ich bin ſicher, Sie haben einen feinen Inſtinct, daß Sie ahnten, ich ſäße allein und wäre unglücklich.“

„Danke, gnädige Frau — ich weiß nicht, ob ich das Lob eincaſſiren darf. Ich bin in derſelben Stimmung, wie Sie ſelbſt, und ich habe gelernt, in derartigen Fällen hierherzuflüchten. Das iſt der Grund.“

Frau Feiring ſchüttelte den Kopf.

„Dann war es heute ſicher nicht klug von Ihnen.“

„Das wird ſich ja zeigen. — Iſt Niels zu Hauſe?“

„Ja, das heißt, er packt. Er will mit dem Nachmittagszug hinaus.“

„Sie fahren alſo nicht mit.“

„Nein, ich ſagte Niels, ich wollte hierbleiben und mich amüſiren. Obſchon ich eigentlich nicht weiß, womit ich mich amüſiren ſoll.“

„Aber liebe gnädige Frau, es ſteht ja eine Menge Menſchen bereit, Ihnen zu helfen, Hirn und Beine anzuſtrengen, falls es etwas geben ſollte, wozu Sie Luſt bekämen.“

„Ja, aber das iſt ja gerade der Fehler: ich bekomme zu nichts Luſt.“

Koltzow bedachte ſich einen Augenblick.

„Wiſſen Sie was, Frauchen —“

„Ach, entſchuldigen Sie, ich bin nicht Ihr Frauchen. Das klingt ſo herablaſſend.“

„Alſo, gnädige Frau — es iſt nur Einbildung, daß Sie zu nichts Luſt bekommen können. Sie haben doch die Welt noch nicht ſo gründlich kennen gelernt. Ich bin überzeugt, daß es noch eine ganze Menge amüſanter Dinge giebt, welche Sie noch gar nicht verſucht haben. Es giebt hunderte eigenartiger gemüthlicher und beſonderer Situationen, von denen Sie ſich noch nicht einmal weitere Gedanken gemacht haben. Und es giebt noch Menſchen, welche Ihre Neugier erwecken könnten, ſeltene Variationen des menſchlichen Weſens, die Ihnen fremd ſind, und die Sie ganz beſtimmt eine Weile werden beſchäftigen können, wenn Sie ſie einmal antreffen.“

Frau Helene war aufmerkſamer geworden. Sie hatte ihren Platz am Fenſter verlaſſen, glitt in einen großen weichen Seſſel nieder und fand einen kleinen Fußſchemel, den ſie mit der Zehſpitze an ſich zog. Koltzow ſchwieg einen Augenblick und verfolgte die Bewegung des Fußes, die ſtramme Geſchmeidigkeit des Muskels, der in dem ſchwarzen Seidenſtrumpf verborgen war. —

„Ja, ja, Koltzow, es iſt gut. Ich will verſuchen, Ihnen zu glauben. Aber es hilft ja nichts, wenn Sie weder die ſeltſamen Menſchen noch die gemüthlichen Situationen herbeiſchaffen können. Sie werden doch wohl nicht verlangen, daß ich ausgehen und ſie aufſuchen ſoll.“

Koltzow lächelte: „Nein, das würde nicht einmal helfen. Aber ſagen Sie mir nun: könnten Sie ſich nicht denken, daß ich der rechte Mann des Augenblickes wäre?“

„Sie?“

Frau Helene ſah ihn an, ihre Augen nahmen einen kindlich erſtaunten Ausdruck an.

„Vielleicht — aber wir kennen ja einander viel zu gut. Sie können mir unmöglich ein neuer ſeltſamer Menſch werden.“

„Das iſt durchaus nicht ſo unmöglich, Frauchen —“

„Na, denken Sie nicht daran, was —“

„Ja, ich denke daran, aber wenn Sie ein wenig die kleine Frau, ſo kindlich ſüß und kindlich dumm ſpielen wollten, wäre es mir ſehr lieb.“

Frau Feiring begann ihren Schaukelſtuhl ziemlich raſch auf- und abzuwiegen, den Kopf ein wenig nach hinten übergelehnt, ſodaß Koltzow nur den weißen trotzigen Hals ſah. Den Fußſchemel ſtieß ſie bei Seite.

„Frau Feiring —“

„Na, ſehen Sie ein, daß Sie auf Irrwegen geweſen ſind?“

„Ich muß in jedem Falle thun, als wenn ich es einſehe. Es iſt übrigens komiſch, daß Sie ſich abſolut langweilen wollen.“

„Ich langweile mich gar nicht. Und wenn dem ſelbſt ſo wäre, würden Sie in jedem Fall nicht die Befriedigung erleben, meine Zuflucht zu werden.“

„Wer ſoll denn Ihr Retter werden, wenn ich ſo frei ſein darf —?“

„Ja, ich weiß nicht, wer der Nächſte dazu iſt. Niels natürlich.“

„Niels, ja ſelbſtverſtändlich. So, Niels ſoll Sie amüſiren. Aber ſind Sie auch ſicher, daß das eigentlich für Ihren Mann paßt? Sie wiſſen, ich kenne ihn faſt ebenſo gut wie Sie. Niels iſt ein mehr als gewöhnlich ſympathiſcher Menſch, darüber ſind wir Beide einig. Und Niels verſteht es ausgezeichnet, es den Leuten wohlig und gemüthlich zu machen, welche bereits im Vorhinein aufgelegt ſind, ſich wohl zu fühlen. Aber Niels verſteht es nicht, eine kleine launenhafte Dame zu amüſiren, die bereits im Voraus aufgelegt iſt, ſchlechter Laune zu ſein. Oder was meinen Sie?“

Frau Feiring erhob ſich und ging langſam zum Fenſter. Dort blieb ſie ſtehen und betrachtete das fahlgelbe Laub.

„Sie haben Recht;“ ſie ſprach leiſe, faſt zu ſich ſelbſt.

Koltzow wartete ein wenig, betrachtete Frau Helene und ſetzte ſich im Sopha beſſer zurecht.

„Darf ich eine Cigarette rauchen und im Uebrigen noch eine Weile hier bleiben?“

Feiring trat herein, zur Reiſe umgekleidet:

„Guten Tag, Konrad. Ich hoffe, Du biſt gekommen, um Helene und nicht mich zu beſuchen.“

Die beiden Männer hatten eine entfernte Aehnlichkeit mit einander, etwas Verwandtes im Ton und in den Bewegungen jene unbeſtimmbare

Aehnlichkeit, welche Leute leicht bekommen, welche lange und intim mit einander verkehren — und doch waren Gegenſätze vorhanden, der eine ein großer, etwas ſchwerfälliger Jägersmann in ſeinem bequemen hellgrauen Anzug und der andere zierlich elegant, mit einem Duft diplomatiſcher Correctheit, untadelhaftes Parfüm und beſte Geſellſchaft. Feirings Geſicht machte den Eindruck der Bravheit und ſchlichten Intelligenz, Koltzow dagegen erinnerte ein wenig an einen civiliſirten Zigeuner — beſonders vielleicht, weil er faſt ſchwarze Augen hatte.

„Ja, natürlich. Ich denke, Deine Frau und ich können ſchon ohne Dich auskommen. Wir haben gute Pläne; Du wirſt es ſchon bereuen, daß Du Dich nicht lieber in einer gebildeten und liebenswürdigen Weiſe zuſammen mit uns amüſirt haſt.“

Feiring lächelte. „Adieu, Helene, ſchreibe mir morgen ein paar Zeilen. Adieu, Koltzow, Du trinkſt wohl eine Taſſe Thee bei Helene.“

II.

Feiring ging.

Es entſtand eine unſichere Pauſe. Frau Helene ging langſam auf und ab, riß ein Blatt von einer Blume, ſtellte einige Nippſachen um und ſah Koltzow nicht an, der mit ſeiner Cigarette daſaß und möglicherweiſe ein wenig nervös war; er wechſelte öfters die Stellung, und ſeine Hand glitt an dem gepolſterten Arm des Sophas auf und nieder.

„Können Sie ſich einige Jahre zurückerinnern, ungefähr um dieſe Zeit, gnädige Frau — ein wenig früher, es war milder und der Sommer noch nicht vorbei, wir waren auf dem Lande, auf einem großen Hof mit einem alten Garten, wo die Roſenhecken dichter und wilder und reicher wuchſen, als ich mich entſinnen kann, ſie irgendwo geſehen zu haben — ſie waren gerade ganz verblüht, der Raſen leuchtete noch von naſſen Haufen, verblaßt und halb verfault, ihr ſchwacher Duft miſchte ſich mit dem der Erde, des Graſes und der Bäume. Erinnern Sie ſich dreier Menſchen, die ſich dort im Garten tummelten, ein paar Freunde, welche kürzlich ein eigenthümliches Weib kennen gelernt hatten, das eigenthümlichſte, welches ſie noch bisher getroffen? Haben Sie ſpäter jemals ſeit dieſem Anfang, wo Ihnen Beide gleich fremd waren, die beiden Freunde verfolgt, welche ſeit dem Tage auch die Ihren waren, ich meine: das Verhältniß dieſer Männer zu Ihnen ſelbſt verfolgt — oder haben Sie vielleicht nur das im Gedächtniß behalten, was mit demjenigen zuſammenhängt, deſſen Gattin Sie heute ſind, und das Andere, mit demjenigen, welcher keine Bedeutung für Sie bekam, in die ſtumme Grabestiefe alles deſſen gleiten laſſen, was keinen Berührungspunkt mit der Gegenwart beſitzt: entſchwundener Sommer Sonne und todter Blumen Duft, bewegte Augenblicke und wunderſame Geſpräche

Digitized by Google

mit Menſchen, welche nicht mehr eine Rolle in Jemandes innerem Leben ſpielen.“

„Koltsow,“ ſagte die junge Frau; ſie ſtand an einem der Blumentiſche, ihr Haupt war vornübergebeugt, die Augenlider mit den langen Wimpern hatte ſie geſenkt, und ihr Mund bebte. „Ich habe nichts vergeſſen. Aber warum fragen Sie? Sie ſollten nicht fragen, das iſt nicht einmal nobel von Ihnen.“

Koltzow war überraſcht. Der ſonderbare Ton, die Gemüthsbewegung, das Ganze kam ihm fremd und unerwartet. Er hatte etwas gewöhnliche kokette Melancholie erwartet, dies hier war etwas mehr. Seine erſte Eingebung war, ſie zu beruhigen, die andere, ihre Hand zu ergreifen: „Sie ſind nicht glücklich;“ aber er bedachte ſich, es konnte etwas Klügeres geben.

„Frau Helene, es iſt nicht leicht, nobel zu ſein, wenn die Sache einem ſo nahe geht. Und diesmal iſt es vielleicht gleich richtig zu reden, wie zu ſchweigen. Wagen wir es zu reden und ſeien wir ganz aufrichtig — das iſt muthig gehandelt, aber ich glaube nicht, daß wir es bereuen werden.“

„O Koltsow, das hat keinen Sinn. Wenn ich frei heraus ſpräche — erſtens würde das nichts beſſer machen, und zweitens würde ich vielleicht heute, in dieſer dummen Stimmung, mehr ſagen, als ich meine. Ich fürchte mich, Koltsow. Ich könnte noch unglücklicher werden, als ich es ſchon bin. — Sie brauchen nicht zu gehen — gehen Sie nicht — ich wünſche, daß Sie bleiben — aber Sie ſollen munter und luſtig und gewöhnlich ſein, wie alle Tage, wenn Sie mit Niels und mir zuſammen ſind. Sie ſollen mich beruhigen, ich will vergeſſen, wie ich jetzt geweſen bin, ich will munter ſein, ich auch. Hören Sie?“

Koltsow hatte ſie genau beobachtet. Ihre Haltung hatte eine eigene ſchnelle Elaſticität angenommen.

„Frau Feiring — Helene — ich verſpreche Alles, was Sie wollen. Und Sie ſollen munter werden, wir werden uns amüſiren, deſſen können Sie ganz ſicher ſein. In einer Stunde oder zwei werden wir Beide alle ernſten Gedanken vergeſſen haben, wir werden über die dümmſten Dinge lachen, wir werden luſtig ſein, wie wilde Kinder. Aber Sie müſſen mir einen Augenblick ſchenken, ich bitte nur um ein paar Minuten, in denen ich frage und Sie antworten. Ich kann nicht weiter leben in dieſer Weiſe, ohne mit meiner Vergangenheit fertig zu werden — ich will wiſſen, wie ich damals und dann und dann zu Ihnen geſtanden habe — ich mache mir nichts aus der Jetztzeit, ich habe kein Intereſſe daran. Aber ich vermag nicht, wie ſo viele Andere mich darein zu finden, daß der wichtigſte Theil meines Lebens mir ein Räthſel iſt, ich komme deshalb zu Ihnen, welche mir die Antwort geben kann. Helene, ſeien Sie freundlich und lieb, ſeien Sie gut. Ich bitte Sie!“

Frau Feiring durchmaß mit einmal, ſchnell und plötzlich, das Zimmer und nahm in demſelben Sopha wie Koltzow Platz. Sie ſagte nichts und ſah ihn nicht an, aber er ergriff das ſtumme Zugeſtändniß und fuhr fort:

„Sie wiſſen, es waren einmal zwei Männer, welche Sie beide ſehr liebten, gleichviel, wenn auch jeder in ſeiner Weiſe — zwei Menſchen, die Alles gethan haben würden, Alles, was ſie konnten, damit Sie glücklich würden. Dieſe Beiden, Niels und ich, erzählten Ihnen, nicht gerade in Worten, aber auf hundert verſchiedene Arten, aus denen ein intelligentes und feinfühlendes Weib verſtehen kann — was ſie fühlten, hofften und erbaten. Und ſie harrten Beide des Blickes, des Händedruckes, welcher einem verſtändnißvollen Manne die Gewißheit verleiht, ohne welche keiner von ihnen um Ihretwillen, um ſeiner ſelbſt und des Freundes willen ein offenes Wort wagen wollte. Ich glaube — ich darf glauben, daß es Augenblicke gab, wo Sie ſoviel bei mir, der Ihnen verwandt und lieb war, fanden, daß Sie ſich nicht für den Anderen hätten entſcheiden können — es gab einzelne ſolche Augenblicke. Wenn ich Sie bäte, eine große Bitte, aber die einzige, welche ich an Sie habe — wollen Sie mir ſagen, was eigentlich das Entſcheidende wurde? Wenn Sie es ſelbſt wiſſen und dem Gefühl oder Gedanken Ausdruck zu geben vermögen, dann ſagen Sie es. — Aber zürnen Sie jedenfalls nicht, weil ich Sie gefragt habe.“

Frau Feiring ſchwieg lange, um ſich zu beruhigen und diejenigen Ausdrücke zu finden, welche ſie haben wollte, mit jener Vergangenheit beſchäftigt, von der er geſprochen hatte.

„Ich glaube, etwas Entſcheidendes, bei Weitem nicht Alles, ſondern nur etwas war das, was ich nun ſagen will. Als wir uns trafen, war ich bereits einmal verlobt geweſen. Ich verlobte mich ſehr jung, mit ſiebzehn Jahren, glaube ich. In gewiſſem Sinne liebte ich ihn. Er war gutmüthig und ſchlau, ſchlau und derb. Er zerſtörte viele Feinheiten in mir. Ich war im Anfang verliebt und dachte nicht weiter daran, mich zu wehren. Schließlich aber begriff ich doch, wohin das führte, und brach mit ihm.

Später kokettirte ich ein wenig, ich war etwas gleichgiltig geworden; ich hatte bereits ziemlich viel verloren, ich war nicht mehr ſo achtſam auf mich ſelbſt. Außerdem amüſirte die Koketterie mich, zu der ich unbedingte Anlage hatte. Und das brachte mich dazu, Vieles zu vergeſſen, was ich gern los ſein wollte.

Dann trat eine Reaction ein — ich fand, das Alles läge mir zu niedrig, und wurde ziemlich traurig.

Zu der Zeit traf ich Sie und Niels. Sowohl Sie als auch Niels ſtanden in mehreren Beziehungen höher als die Männer, welche ich bisher getroffen hatte. Die Bekanntſchaft intereſſirte mich, und wir Drei wurden bald ziemlich unzertrennlich.

Als dann der entſcheidende Zeitpunkt kam, war es wohl mein früheres Leben, welches mich beſtimmte. Ich war Ihrer nicht in derſelben Weiſe

Digitized by Google

ſicher, wie es bei Niels der Fall war. Sie intereſſirten mich mehr, aber ich hatte zu Niels ein Vertrauen, wie zu keinem Andern. Und ich bedurfte Jemandes, auf den ich mich verlaſſen konnte. Ich merkte bisweilen bei Ihnen, ich glaubte es in jedem Fall bemerken zu können, wie meine Vergangenheit auf Ihr Verhalten wirkte. Ich war verlobt geweſen, und ich hatte kokettirt: ich fühlte bisweilen zu ſehr, daß Sie Beides wußten. Sie behandelten mich niemals beleidigend, aber mit einem gewiſſen Anſtrich von Selbſtbewußtſein. Ich weiß nicht einmal ſicher, ob Sie immer wünſchten, mich zu gewinnen, in derſelben Weiſe, als Niels es wünſchte. Ich fühlte mich Ihnen gegenüber nicht ſelten ſehr unſicher.

Mit Niels war das etwas Anderes. Ihm iſt die Toleranz in's Blut übergegangen — er iſt der toleranteſte Menſch, den ich kenne. Er liebte mich ohne einen einzigen Nebengedanken. So nahm ich ihn."

Koltzow ſaß unbeweglich da; ſein ſcharfes lebhaftes Geſicht hatte einen ſchwermüthigen Ausdruck angenommen, und als er ſich endlich gegen Frau Feiring umwandte, ruhte in ſeinen Augen etwas unendlich Mildes und Zärtliches, etwas, wie eine ſühnende Bitte.

„Und nun?" fragte er faſt tonlos.

„Und nun? — ja, es giebt Zeiten — das haben Sie wohl bereits verſtanden, wo ich nicht glücklich bin — wo Niels mir zu arm iſt, wo ich an ihm Lebensluſt und Muth vermiſſe, wo ſein Blut mir zu langſam fließt — er vegetirt nur, das kann ich nicht. Er will mich verſtehen, und er thut es in gewiſſer Weiſe auch, aber er vermag mir nicht zu folgen, ich bin allzu unruhig, ich ermüde ihn, und er ermüdet mich — ich werde von ihm nicht erfüllt, und ich muß erfüllt ſein — ach, ich fürchte mich vor mir ſelbſt."

Koltzow ergriff ihre Hand und küßte ſie und ließ ſie langſam wieder fahren.

„Aber Koltzow, Sie haben mir verſprochen — und Sie ſollen halten, was Sie verſprochen haben — ich will hier nicht länger ſitzen und an das Alles denken, woran ich eigentlich gar nicht denken ſollte. Ich bin heute unmöglich, und Sie müſſen mir helfen. Amüſiren Sie mich, hören Sie — denken Sie an das, was Sie verſprochen haben."

„Ja — ja, ich werde ſchon." Koltzow lächelte ein wenig zerſtreut. „Natürlich, wir werden verſuchen, zu vergeſſen."

Er ſprang plötzlich auf, als wenn er eine Stimmung von ſich abſchütteln wollte.

„Wir ſind, Gottlob, zwei Menſchen, welche wiſſen, wie wenig es nützt, die Dinge ernſthaft zu nehmen." Er reichte Frau Feiring die Hand. „Sie haben mein Wort. Und es ſteht ja alles Mögliche zu unſerer Verfügung: Zeit, Geld und häusliche Gemüthlichkeit. Wir ſind alle Beide muſikaliſch. Sie ſingen. Du lieber Gott, wir müſſen uns doch wohl amüſiren können. Machen wir nur den Anfang."

Frau Feiring ſah ihn mit einem ſonderbaren Ausdruck an, wehmüthig und munter zugleich: da ſie nicht weinen konnte, ſo mußte ſie eben lachen.

„Wir können zum Beiſpiel uns denken, Sie wären ein ganz junges Mädchen und ich ein ganz junger Mann — Vetter und Couſine — die ſehr erfreut ſind, dieſen Nachmittag zu ihrer Verfügung zu haben, von allen Anderen ungehindert.“

„Das iſt wahr, Koltzow. Fangen wir alſo an.“

* * *

Es war eigentlich nicht ſo leicht anzufangen.

„Wiſſen Sie, woran das erinnert?“ ſagte Koltzow, „ſtellen Sie ſich zwei Kinder vor, welche an einem großen zugefrorenen Teich ſtehen. Sie gehen in dem bereiften Graſe am Ufer, ſie treten es nieder, es ſind Spuren hin und her, ſie wiſſen nicht recht, was ſie thun ſollen. Zu nahe am Ufer iſt es nicht ſicher, rings um das hohe Schilf iſt das Eis mürbe und durchbrochen, man kann ſich demſelben nicht anvertrauen. Aber weiter draußen liegt die breite, graublanke Fläche, verlockend glatt, noch von keinem Fuße berührt, von keinem Schlittſchuh geritzt. Was ſollen ſie thun?“

„Sie hüpfen hinüber, ſie beachten nicht das Schilf — kommen Sie, fahren wir ein Stück aus, Vetter.“

Und ſo geſchah es.

Als Koltzow ſtand und ihr helfen wollte, den Mantel umzunehmen, hatte er das Gefühl, daß er gleichſam jünger war, als er es lange geweſen. Er empfand beinahe dieſelbe ſinnloſe Freude über die Stellung, über die nahe Berührung, als wenn er ſiebzehn Jahre alt wäre und ſie ſeine geheime Flamme. Und er ertappte ſich in einer erwartungsvollen Unruhe, welche ihn überraſchte, und die er kaum mehr für möglich gehalten hatte.

Die Spazierfahrt fiel etwas ſentimental aus. Warm gekleidet, in einem eleganten und bequemen Wagen, hinaus nach einem Dorfe, in rothbraunem und blaßgelbem Walde, der Landweg ein wenig einſam — ſie fanden Beide, daß die Welt triſt war, aber ganz behaglich, in jedem Fall zu ihren Zeiten. Koltzow ſagte ihr viele liebenswürdige Dinge und hätte für eine junge Couſine wahrlich ein gefährlicher Vetter werden können. Frau Feiring hörte ſie mit jener milden Ruhe an, welche oft einem Ausbruche des Schmerzes oder des Kummers folgt, hörte ſie mit Zufriedenheit, ohne Freude an, und war mit ſich ſelbſt zufrieden, weil im Grunde genommen nichts geſchehen war; dieſer Nachmittag hätte leicht der Anfang zu etwas Gefährlichem und Neuem werden können, die Gelegenheit war nun vorübergeglitten, und es gefiel ihr an Koltzow, daß er nicht mehr daraus gemacht, mehr gefragt oder das Ganze zu ernſt genommen hatte. Sie war ſehr ſicher und konnte ganz natürlich ſein. Aber ſie fand die Situation intereſſant, ihn an ihrer Seite nicht minder — und hatte — wenn es darauf ankam — vielleicht nicht ſo entſetzlich viel dagegen, daß ſie und er wieder auf die Probe geſtellt würden. Sie fühlte ſich ganz obenauf — und es war doch eine wunderliche Stunde, die vom heutigen Nachmittag. Vor Allem hatte ſie vergeſſen, daß ſie unglücklich war; das heißt, ſie wußte es wohl, aber es lag ihr fern. Niels ſtand ihr auch fern. Sie war ein junges Mädchen, welches ſich mit ſeinem Vetter amüſirte; ſie hatten einen Nachmittag für ſich, ſie Beide allein — der mußte benützt werden.

Und der Wagen rollte ſo ſacht längs dem Drammenswege in die gleichmäßige Dämmerung, aber in den Fenſtern blinkten mehr und mehr Lichter, „nun wollen wir ſehen, es uns zu Hauſe gemüthlich zu machen", ſagte Frau Feiring, „wiſſen Sie was, wir wollen uns ein kleines Souper leiſten — mit Champagner."

* * *

Als Sie auf der Treppe ſtanden, bereit, hinaufzugehen, ſagte Frau Feiring plötzlich:

„Ich glaube, aufrichtig geſagt, daß wir nun über das Schilf hinaus ſind. Das Eis iſt blank und ſicher. Was meinen Sie? Ja — denn wenn Sie es nicht glauben, iſt es vielleicht am beſten, wir trennen uns hier und laſſen den Champagner, bis Niels nach Hauſe kommt.

Koltzow ſtand im Halbdunkel und ärgerte ſich darüber, daß er nicht den Ausdruck in Frau Feirings Geſicht zu erkennen vermochte. Sie war doch eine ſonderbare Dame, es war unmöglich, ſie zu claſſificiren. Er begann ſich im Ernſt für ſie zu intereſſiren. Nicht ſo, daß er etwas dabei meinte oder wollte — ſein erotiſcher Katechismus war freilich ſehr einfach und kannte nicht viele „Du ſollſt nicht", aber es gab einige wenige Verhältniſſe, die er reſpectirte, wo die Kurmacherei eine gewiſſe Grenze niemals überſchreiten durfte — und eins der wichtigſten Gebote betraf die Gattin eines Freundes. Aber er mußte darüber in's Reine kommen, welche Möglichkeiten die Situation in ſich barg. Außerdem würde das Bewußtſein, daß er hätte ſiegen können, für ihn faſt gleichbedeutend mit dem Siege ſelbſt ſein. Die geiſtige Eroberung war das Wichtigſte.

Koltzow ſchwieg einige Secunden, er bedurfte einiger Bedenkzeit:

„Aber, liebe Couſine, das geht unmöglich. Ich habe mich allzu ſehr gefreut. Ob das Eis ſicher iſt? Ja, natürlich. Ich glaube es. Und der Herr behüte mich vor Zweifel."

Frau Feiring lachte und lief ihm voran die Treppe hinauf:

„Kommen Sie denn. Wir würden es doch bereuen, wenn wir den Champagner für ein anderes Mal aufſparten."

* * *

Das Souper war vorüber. Sie hatten ſich in die Wohnſtube geſetzt, ſaßen bequem und rauchten, aufgeräumt und liebenswürdig und genoſſen das

Wohlbehagen des Augenblicks, die Wirkung des langen munteren Abendtiſches.

Feine Koketterie, welche niemals zuviel verſprach oder zu weit lockte, und geſchmeidige Courtoiſie, welche behutſam das Spiel lenkte — man glitt ſcherzend über alle gefährlichen Paſſagen, man ſprach mit Blicken und Lächeln, wenn die Worte zu ſchwer waren, und jede kleine elegante Wendung wurde von dem Andern verſtanden und gewürdigt.

Es war eine Art Waffenſtillſtand, ſie ſaßen und ſahen einander lächelnd an, gegenſeitig vergnügt, und in einer leichten Mattigkeit, in der Alles gut und amüſant wurde, alle Eindrücke gedämpft und behaglich, wo die Augenblicke hinſchwebten, wie leichte Flaumfedern in der Windſtille.

Und einen Augenblick ſpäter hatte Koltzow ſich in daſſelbe Sopha geſetzt wie Helene, und ohne daß eines von ihnen es wußte, hatte er angefangen, mit ihrer Hand zu ſpielen — er hatte damit über ſeine Wange hingeſtrichen und ſie geküßt, und ſchließlich hatte er ſie gebeten, zu ſingen.

Sie ſetzte ſich an das Piano und ſang, und er ſtand daneben und hatte ſeine Hand auf die Stuhllehne gelegt.

Juſt als ich umarmt Deinen Leib,
Juſt als ich flüſterte: „Bleib!“
Dein Blick mir entwich.
Juſt als ich erreicht Deinen Mund,
Juſt in des Geſtändniſſes Stund',
Floheſt Du mich.
Doch nie war Dein Weſen ſo traut,
Nie habe Dein Aug' ich erſchaut,
Wie da es entwich,
Nie Dein Handdruck dem Gaſt
Dem in Wehmuth und Haſt
Beim Abſchiede glich.

Sie wußte nicht, warum ſie gerade das wählte, und ſie wußte auch nicht, warum ſie ihn darnach anſah, und was für ein wunderlicher Ausdruck in ſeinen ſchwarzen Augen lag, und wie er ſie im nächſten Augenblick in ſeinem Arm haben konnte.

* * *

Sie hatte ſchlecht geſchlafen. Sie ſtand vor dem Spiegel und war mit dem matten Teint unzufrieden und mit den Augen, welche ein wenig verwacht ausſahen.

Sie fühlte ſich müde. Sie wunderte ſich, daß das, was geſchehen war, nicht ſtärker auf ſie gewirkt hatte. Sie war weder bang noch froh geſtimmt, ſie empfand keine geheime Freude, ſowie auch keine anklagende Furcht vor der Zukunft. Sie fragte ſich ſelbſt: — wenn nun Niels das erführe, was dann? Oder ſie verſuchte ſich mit einer gewiſſen Scheu vorwärts: — wenn es noch einmal geſchähe? — welchen Eindruck das machen

Digitized by Google

würde — wünſchte ſie es? Sie wußte es nicht. Sie war müde, und ihr kam Alles fremd vor, ſowohl er als ſie ſelbſt, ſogar ihre eigenen Worte, welche bisweilen vor ihr auftauchten — lagen ihr ſo fern.

Und doch war ſie unruhig. Sie hatte die Empfindung, daß ſie noch ſchlief, aber bald erwachen würde, und daß ihrer dann etwas ſehr Unbehagliches harrte.

Sie badete ihren Hals mit einem kalten, naſſen Handtuch und ließ es hart und raſch über das Geſicht gleiten, damit daſſelbe mehr Farbe bekommen ſollte. Sie wollte bei der Toilette bleiben, bis ſie hörte, er wäre gekommen — er hatte es für zwölf Uhr verſprochen — und wußte, daß er ſie in der Wohnſtube erwartete! Sie war von allerhand Kleinigkeiten in Anſpruch genommen, ſie verſuchte ein neues Parfüm, ſie ließ ihre ſtarken, marmorweißen Arme langſam in das Waſſer herniedergleiten, ſie ſchauerte behaglich zuſammen, das war ſchön — ſie ſteckte ihr Haar mit großer Sorgfalt auf, ſie beobachtete den gelben, erfrorenen Baum vor dem Fenſter — ſo verbrachte ſie die Zeit.

Endlich war er da, und ſie machte ſich ſchnell fertig. Als ſie aber fertig war, ging ſie noch ein Weilchen auf und ab. Sie vergaß beinahe, daß er gekommen war.

Als ſie vor der Wohnſtubenthür ſtand, wurde ihr ganz ſonderbar zu Muth. Nicht ſo ſehr um ſeinetwillen: er hatte keinen ſtarken Eindruck auf ſie gemacht, ſie war ihm vielleicht allzu ſehr gewachſen geweſen. Aber ſie wollte vermuthlich jetzt zu größerer Klarheit über ſich ſelbſt kommen, ſie wollte erwachen, und das machte ſie ängſtlich.

Dann nahm ſie ſich zuſammen, ging hinein, grüßte ihn „guten Morgen, Kolbow," und that ſo erſtaunlich ruhig, ſie merkte voll geheimen Stolzes, daß ihre Ueberlegenheit ihm imponirte. Sie ſprach ungenirter und natürlicher als er, welcher ſich darüber durchaus nicht im Reinen war, wie er mit ihr ſtand und die Situation allmälig ſchwierig zu finden begann. Das amüſirte ſie. Denn nun, da ſie mit ihm geſprochen hatte, und ſie da ſaßen an einem gewöhnlichen grauen, ein wenig kalten Vormittag, in ihrer Wohnſtube, wo ſie ſchon ſo viele Vormittage zuſammen geſeſſen hatten, da kam ihr vor, es wäre ganz ſo, wie es ſein ſollte, ein Donnerſtag wie in voriger Woche, als wenn nichts geſchehen war.

Aber Kolbow hatte ſeine eigene Unſicherheit etwas heiß im Kopfe und ein wenig ärgerlich gemacht. Ehe er es ſelbſt wußte, in einer paſſenden Pauſe, hatte er etwas geſagt, was er ſogleich bereute.

„Helene, haben Sie gedacht, — wie — wozu Sie ſich nun entſchließen werden —?"

Das war unvorſichtig. In jeder Hinſicht. Und Kolbow begriff nicht, wie er etwas ſo Dummes hatte ſagen können. Es lag ihm im Grunde ſo fern — alles derartige wie Veränderungen und Bruch und heftiger Zuſammenſtoß. Er mochte weder mit der Geſellſchaft collidiren und deren üblichen

Sitten noch mit betrogenen Ehemännern — er hätte ſich höchſt unglücklich gefühlt, wenn eine ſeiner Geliebten die Idee bekommen hätte, mit ihm durchzubrennen. Er faßte überhaupt ungern einen feſten Entſchluß — er eignete ſich nicht dazu, gebunden zu ſein.

Und da ſaß er nun und arbeitete gleichſam gegen ſich ſelbſt. Der Teufel mochte wiſſen, welche Tragweite eine ſolche Bemerkung bekommen konnte.

Er ſah Helene an und wurde ganz entſetzt — ſie wechſelte die Farbe; die tiefe Röthe, welche einen Augenblick ihr Geſicht deckte, wich, und alles Blut, alle Wärme ſchien im gleichen Augenblick zu ſchwinden. Sie blieb kalt und weiß mit bleichen Lippen und einem trocknen Glanz in den Augen ſitzen.

Es war ihr plötzlich klar geworden, daß der Abend und die Nacht weiterhin noch große Bedeutung hatten, und Koltzows kurze Bemerkung machte ihr begreiflich, wie ſie ſtand: auf unſicherm Grund, ohne jede Gewißheit über ihre Zukunft, nicht länger daheim in ihrem eigenen Heim — ihr wurde Angſt, ſie fühlte, wie all' die ſchönen Stunden in dieſer Stube, das ruhige Glück dieſes halben Jahres ihr unter den Händen zerrann. Sie dachte an Niels, an ihn, den ſie verloren hatte, an alles das, was nicht länger ihr Eigenthum war.

Sie empfand den Drang, nach dem Allen zu greifen, ſich vor dieſen alten ausgetrockneten Familienporträts auf die Kniee zu werfen und darum zu bitten, daß dieſer eine Tag ihr vergeſſen werden möchte. Aber es war gerade, als wenn ein unbarmherziger Arm ſie hinausſetzte auf die Gaſſe vor ihr eigenes Haus und die Thüre abgeſchloſſen wurde.

„Aber Frau Helene —“

Sie fuhr zuſammen, ein wenig verwirrt, und plötzlich traten ihr die Thränen in die Augen.

Koltzow erhob ſich und wollte zu ihr hinſpringen, blieb aber ſtehen — auch ſie hatte ſich erhoben. Sie ſtand ihm gerade gegenüber, hoch und bleich und abwehrend — ſie ſah ihn bittend an. Er nickte ſtumm. In dieſem Augenblick hätte er gern all' ſeine kleinen egoiſtiſchen Freuden hingegeben, um das Weib tröſten zu können, deſſen Leid er nur halb verſtand — um der ſein zu können, deſſen ſie jetzt bedurfte.

Er nahm ſeinen Hut, blieb aber noch einen Augenblick an der Thüre ſtehen. Er ſchien etwas ſagen zu wollen, vermochte es jedoch nicht. So verneigte er ſich ehrerbietig und ging.

III.

Niels Feiring und Konrad Koltzow waren von Klein auf befreundet, ſchon in den Schultagen hatten ſie zuſammen geſpielt und als junge Leute zuſammen das Leben genoſſen. Sie waren viel gereiſt und hatten manches Abenteuer zuſammen verlebt, kleine erotiſche Erlebniſſe mit den verſchiedenſten

Weibern in verſchiedenſten Ländern, im Orient, wie draußen in Europa und in der Heimat. Sie waren meiſt glücklich davon gekommen, hatten der Welt keine Veranlaſſung gegeben, Anſtoß zu nehmen, und kein Unglück angeſtiftet; ſie waren vorſichtig und rückſichtsvoll genug geweſen, ſodaß ſie verhältnißmäßig wenig zu bereuen hatten.

Das Leben hatte auf die beiden Freunde eine ſehr verſchiedene Wirkung ausgeübt. Niels Feiring hatte es ein wenig ſchwermüthig und müde verlaſſen, mit einiger Menſchenkenntniß als Ausbeute, vor Allem aber als toleranter, nachſichtiger, rückſichtsvoller Menſch, der ungern und vorſichtig verurtheilte.

Konrad Kolbow ſetzte es theilweiſe noch fort, reich an Erfahrung, mehr und mehr wähleriſch, ein wenig blutarm, aber noch ſehr bereit, zu genießen: eine Liebesverbindung konnte ihn wohl nicht mehr tiefer ergreifen, oder ſonderliche Dauer haben, dazu waren ſeine Gefühle zu welk, und ſein Kopf zu kühl und klar; aber ſie konnte ihn intereſſiren, ihm viele reiche Stimmungen ſchenken und behagliche Augenblicke, und ſie konnte, vor Allem, ſeiner Eitelkeit eine leckere Nahrung bieten.

* * *

Niels Feiring war nun bald ein halbes Jahr ein glücklicher Ehegatte geweſen, zwar nicht in derſelben Weiſe, wie in den übereilten und feurigen Augenblicken der erſten Jugend — das Leben wirkte nicht mehr warm und reich auf ihn, wie die Sonne auf rothem Plüſch. Sein Glück war mild und ſtill, er hatte ſich beruhigt und zufrieden gegeben, er ſtellte keine Anſprüche mehr und hatte keine lebhafteren Wünſche. Er hatte ein Weib gefunden, das ihn ganz beſaß.

Er konnte an einem lichten Sommermorgen draußen auf ſeinem Hof, wo er ſich am meiſten heimiſch fühlte, wo das Leben am beſten zu ſeiner ein wenig kargen Lebensfreude paßte, erwachen und mit ſtillem Wohlbehagen in ruhigem Bewußtſein ſeines geſunden, geſicherten Daſeins aus dem Bette ſteigen, ſich vor das breite Fenſter ſtellen, in den Strom der Sonnenſtrahlen und ſeine nackten Glieder Wärme trinken laſſen von dem ſtarken Licht. Und er öffnete das Fenſter nach dem Garten, einer alten dicht bewachſenen Parkanlage, damit die von dem Blumenduft, von den Roſen und Syringen gewürzte Luft ihm frei entgegenſtrömen ſollte. In ſolcher Stimmung kleidete er ſich langſam an, leiſe vor ſich hin ſingend, mit klarem Kopfe, luſtig, feſt entſchloſſen, gut zum Frühſtück zu ſpeiſen.

In einer Stunde etwa würde er ſeine Frau erwarten können, die immer ſpäter aufſtand, und er freute ſich darauf, ſie zu bewundern, ihre Toilette zu muſtern, ihr in den Garten zu folgen, wo ſie nach den Blumen ſah — ihr kleine Complimente zu ſagen und beſcheidene Annehmlichkeiten — eine Cigarette in dem grünen Pavillon zu rauchen und möglicherweiſe, ehe es zu warm wurde, einen Spazierritt mit ihr zuſammen zu machen.

* * *

Digitized by Google

Aber in letzter Zeit, namentlich den letzten Monat war nicht Alles geweſen, wie es ſein ſollte. Helene war unruhig und unzufrieden, er glaubte den Grund zu verſtehen, er ſelbſt war ja nicht ſehr unterhaltend, ſo zum täglichen Umgang, das jetzige Leben wirkte im Ganzen zu einförmig — vielleicht konnte eine äußere Veränderung helfen, er wollte es in jedem Fall verſuchen. Eine Reiſe in's Ausland — ihm graute ein wenig, aber er hatte ſich entſchloſſen, er mußte ſich bequemen um ihretwillen. Er hatte es indeſſen aufgeſchoben, davon zu ſprechen, die Jagdzeit mußte erſt vorbei ſein.

Als er ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, fühlte er ſich beruhigt. Er hatte das Gefühl, daß er die entſcheidende Karte in der Hand hätte; er konnte ſie ausſpielen, wann er Luſt dazu hatte. Daß ſie ihm jetzt das letzte Mal nicht auf das Land hatte folgen wollen, hatte ihn ein wenig verletzt, und es war ihm etwas einſam draußen auf dem geräumigen Hof, aber die Jagd und ſeine Hunde und die täglichen kleinen Zerſtreuungen mußten ihn doch wohl ein paar Tage in Anſpruch nehmen können — er freute ſich, wieder zurückzukommen, zu einem gemüthlichen Thee in der Dämmerſtunde, um ſie dann mit ſeinem Vorſchlag zu überraſchen.

* * *

Helene erhob ſich. Sie fühlte ſich ermattet wie nach einer phyſiſchen Mißhandlung, aber ſie konnte unmöglich ſitzen bleiben. Sie mußte hinaus — heim zu Niels — je eher, je beſſer. Sie ſuchte ihre Sachen zuſammen, lief, ohne dem Mädchen Beſcheid zu geben, zum Bahnhof, war allzu zeitig dort und hatte dann noch eine lange Stunde im Coupé zuzubringen.

Als ſie das Gut erreichte, ſtand Niels gerade auf dem Hof, damit beſchäftigt, ſeine Hunde zu füttern, ein paar ſchöne Thiere, von denen jedes ſeine Schüſſel bekommen hatte, die in paſſende Entfernung von einander geſtellt waren, um etwaigen Streit zu vermeiden — er verfolgte ihre Bewegungen mit Intereſſe und einer gewiſſen väterlichen Sorgfalt — er ſtützte ſich dabei auf einen biegſamen Stock, welcher den Reſpect, mit dem ihn ſeine Pfleglinge anblickten, weſentlich erhöhte.

Sie ertappte ſich bei einem Gefühl der Bewunderung für die ſchlanke ruhige Geſtalt; es war etwas Harmoniſches, Vertrauenerweckendes an ihm, deſſen ſie gerade bedurfte. Sie wünſchte, er wäre ihr Vater oder ein alter Onkel, den ſie um Rath bitten konnte, dann würde ſie ihn unterfaſſen und ihn hineinführen, ſich ihm um den Hals werfen und ihm furchtlos Alles bekennen. Ein ſolch alter getreuer Onkel wäre er geweſen.

Als ſie die Thüre wieder ſchloß, war ſie nahe daran, in Thränen auszubrechen.

„Du hier.“ Er entdeckte ſie plötzlich, ſein Geſicht leuchtete in froher Ueberraſchung auf — erſchien dann aber plötzlich ein wenig befremdet, ihr Ausdruck hatte ihn vermuthlich unſicher gemacht.

„Ja, wie Du ſiehſt; mir ſchien, Du bliebſt zu lange draußen.“

„Lange. Seit geſtern Nachmittag, gerade ein Tag."

„Ach, Du weißt ja — ich rechne die Zeit nicht auf die Weiſe, nach Tagen und Stunden. Ich meinte alſo, Du bliebſt ſehr lange." Sie hatte ein wenig von ihrer alten Sicherheit wiedergewonnen.

Er bot ihr den Arm. Als ſie einige Schritte auf das Haus zugegangen waren, kam einer der Hunde, der ſie entdeckt hatte, ihr erfreut entgegengeſtürmt — ſie liebkoſte ihn ungeſtüm, ſtieß ihn dann aber hart von ſich.

„Komm denn, laß uns hineingehen. Ich habe nicht zu Mittag gegeſſen. Du mußt mir etwas zu eſſen verſchaffen."

* * *

Eine Weile wurde ſie von dem raſch improviſirten Mittageſſen in Anſpruch genommen und plauderte von allerhand, und da ſie einander gegenüber ſaßen, und ſie ein paar Glas Wein getrunken hatte, kam ſie ſich ziemlich muthig vor.

Sie lachte ein wenig laut und unmotivirt, lachte und ſchwatzte, denn ihr war eingefallen, daß ſie eigentlich obenauf war, da ſie ihr Geheimniß für ſich hatte und es Niemand anzuvertrauen brauchte — und er da, ihr lieber Mann, den ſie übrigens ſehr gern hatte, ſie klopfte ihm auf die Stirn — er war ſo lieb, und gerade in ſolchen Dingen eigentlich nicht ſonderlich ſchlau. Er war vielleicht klüger geweſen — früher einmal — und andern gegenüber als ihr — aber nun war er ſo ruhig geworden, faſt ſchlafmützig — er ſchlief mit ruhigem Gewiſſen ein, inſofern war er dumm. Sie bekam Luſt, ihn ein wenig zu erſchrecken, mit dem Ernſt der Situation zu kokettiren, ſie empfand den Drang, das Geheimniß zu berühren.

„Sage mir, Niels, wenn Du aufrichtig ſein willſt, biſt Du nicht ein wenig neugierig oder richtiger mißtrauiſch? Du bildeſt Dir doch ein, es ſei irgend eine Dummheit geſchehen, daß ich ſo plötzlich herausgekommen bin. Du biſt im Grunde beſcheiden, und daß ich es drinnen nicht dieſe zwei Tage ohne Dich ſollte aushalten können, das glaubſt Du ſchwerlich. Nicht wahr, Du ſitzeſt und ſinnſt?"

Sie betrachtete ihn aufmerkſam.

Niels hatte verhältnißmäßig wenig geſprochen. Ihm war Einiges aufgefallen, einige Uebergänge, die etwas auffallend ſchnell waren; ferner, daß ſie mehrere Gläſer hintereinander getrunken hatte, ſowie auch ihre unruhigen Handbewegungen. Aber er dachte langſam und hatte ſich noch keine eigentliche Meinung gebildet, kaum eine beſtimmte Ahnung. Ihre letzte Bemerkung machte ihm die Situation nicht ſonderlich klarer. Außerdem überkam ihn bei ſolchen Gelegenheiten, wo etwas Unbeſtimmtes zu befürchten war, eine gewiſſe leichtſinnige Ruhe. Er lächelte:

„Ich habe nie Räthſel rathen können. Ich warte daher beſtändig geduldig ab, bis die Löſung kommt."

„Wenn es etwas Verkehrtes wäre — etwas, was ihr Männer für ein Unglück haltet, würdeſt Du dann auch geduldig abwarten, bis die Löſung käme? Es würde mir Spaß machen, Dich, mein lieber Niels Feiring, in der Situation zu ſehen, ob Du dann Deine Ueberlegenheit zu bewahren vermöchteſt, der Du ſoviel Werth beimißt.“

„Ich bin natürlich neugierig, wie alle Ehemänner. Aber da ich weiß, daß es mir nichts nützt, mich aufzuregen, ſo will ich nicht, daß eine kokette kleine Dame das Vergnügen haben ſoll, mich aus der Faſſung zu bringen. Du mußt bedenken, ich bin eigentlich ziemlich alt, und alte Leute müſſen ſich beherrſchen können.“

„Sie ſind ziemlich unleidlich, mein lieber Herr Feiring, nun wiſſen Sie es. Aber ſage einmal — hernach — was dann, wenn Du die Löſung bekommen haſt und recht unzufrieden damit biſt, wie glaubſt Du, daß Du dann die Sache aufnehmen wirſt.“

„Verkehrt wahrſcheinlich — wie alle Ehemänner. Ich habe noch keinen gekannt, der es in der rechten Weiſe nahm.“

„Ehemänner, ſagſt Du — Du redeſt immer von Ehemämern; wer hat Dir überhaupt geſagt, daß dieſe Sache gerade Deine Stellung als Ehemann angeht,“ ſie ſprach ſchnell und vermochte es nicht, ſeinem Blick zu begegnen.

„Nein, wer ſagt das,“ erwiderte Feiring plötzlich in eiskaltem Ton.

Im ſelben Augenblick begann ihre Hand ſo ſtark zu zittern, daß ſie die Gabel fortlegen mußte. Selbſt das Athmen fiel ihr ſchwer.

Das blanke Meſſer, welches neben ihr lag, übte eine beſondere Anziehungskraft aus. Sie legte ihre Hand auf den Tiſch, umgekehrt, ſodaß ſie das Handgelenk mit den deutlich wahrnehmbaren Adern ſehen konnte. Dann nahm ſie das Meſſer und ſetzte es auf die Ader, ließ es dort ſtehen, ſcharf und funkelnd, ohne jedoch zuzuſchneiden.

„Sitze nicht und ſpiele mit dem Dinge da. Lege es fort!“

Er hatte ziemlich hart geſprochen; ſie gehorchte.

⁂

Nach dem Eſſen gingen ſie in die Wohnſtube hinein. Es hatte begonnen zu dämmern, und Helene zündete eine Mondſcheinlampe an. Als dies geſchehen war, nahm ſie eine Cigarette, aber dann wußte ſie nichts anzufangen. Es entſtand ein langes beredtes Schweigen. Feiring hatte ſich in eine Ecke geſetzt, und Helene ging auf und ab, indem ſie ihre Cigarette rauchte, welche ſtändig Feuer verlor. Die Lampe leuchtete matt und mild, faſt ironiſch.

Feiring hatte ein ähnliches Gefühl wie damals, da er als ſiebzehnjähriger Jüngling ſeine Mutter verloren hatte — daß die Welt öde wäre, wie ein neu aufgeworfenes gähnendes Grab — leer wie das Zimmer, welches liebe und heitere Leute für immer verlaſſen haben — man fürchtet, ihre Stimmen von den Wänden widerhallen zu hören, ein Echo der Todten.

„Warum ſagſt Du nichts?“

Ihre Stimme klang faſt gebrochen.

Feiring ſah ſie an — er folgte langſam beobachtend ihren Bewegungen, den Schultern, deren geſchmeidige Eleganz beſonders ſeine Schwäche geweſen, den Armen, den unruhigen Händen; er muſterte ihre ganze Geſtalt in ſonderbarer Zerſtreuung — bis ihm plötzlich klar wurde, daß er als ihr ſtummer Henker daſaß.

Er erhob ſich und ging einige Schritte auf und ab und ſetzte ſich in einen kleinen Sopha in der Ecke.

„Helene — ſo ſage es mir.“

Sie wurde beinahe froh. Sie täuſchte ſich nicht über den Ton.

Sie bedachte ſich einen Augenblick, ob ſie — ſich dort, an ſeine Seite, ſetzen ſollte, in denſelben Sopha, wo ſie ſo viele Male geſeſſen und nach dem Mittag geträumt hatten — das war nicht ſtolz, vielleicht ſogar nicht fein, kein ganz ehrliches Spiel. Aber ſie konnte nicht anders, ſie war wie ein kleines Mädchen, das ſich im Dunkeln fürchtet, und ſie hatte nur ihn, an den ſie ſich ſchmiegen konnte. Und konnte er denn nicht vergeſſen, daß dieſes ihn ſelbſt anging, nur an ſie denken, ihr guter alter Freund ſein — war das wirklich ein unmögliches Verlangen?

Sie glitt neben ihm nieder.

Und ſie erzählte ihm Alles, langſam und umſtändlich, ohne Furcht zu fühlen oder Abſcheu zu zeigen, ohne Vertheidigung — matt und betrübt.

* * *

Helene ſah das bleiche müde Antlitz an, ſie fühlte, wie ſeine Bruſt ſich heftig hob und ſenkte; ſein Blick ſtarrte düſter und unbewußt die kleine rothe Lampe vor ihnen an.

Plötzlich erfaßte ſeine kalte Hand die ihre.

„Helenchen —“

Bei dem Ton, bekümmert und doch weich, wie die Liebkoſung eines alten Mannes, welcher das Haar ſeines Enkels ſtreichelt — Zärtlichkeit ohne Verlangen und ohne Wünſche — wußte Helene Alles: warum ſie einmal dieſen Mann genommen, warum ſie gewagt hatte, zu ihm in dieſer Weiſe zu reden, und warum ſie ihn nicht verlaſſen konnte. Sie legte ihr Haupt ſtürmiſch an ſeine Bruſt und ſchlang die Arme um ihn, und während er ihre Hand klopfte, weinte ſie ſich aus, ein Kind, welches Linderung für ſeinen Kummer findet.

* * *

Am Abend ſaßen ſie Beide, Hand in Hand, es wurde nicht viel geſprochen, ſie ſahen einander auch nicht an, ängſtlich gleich Verwundeten, welche wiſſen, daß ſelbſt die geringſte Bewegung eine neue Blutung hervorrufen kann.

Aber Niels hatte etwas, das er ſagen mußte. Er hatte das Gefühl, daß Helene ihn nicht ganz verſtand, daß ſie ſich mit der einen oder andern Illuſion trug, welche er ihr nicht laſſen durfte.

„Helene — Du denkſt vielleicht beſſer von mir, als ich es eigentlich verdiene. Daß ich heute Abend habe ſo ſein können, kommt nicht nur daher, daß ich Dich ſo ſehr liebe. Auch nicht daher, daß ich mir ſelbſt viel vorzuwerfen habe — wie ich Dir früher ein Mal ſagte — oder daher, daß ich vielleicht weniger einſeitig, als eine Menge anderer Menſchen urtheile.

Es iſt noch ein Grund, welchen Du noch in Betracht ziehen mußt — der nicht gut iſt: ich denke, Alles zuſammengenommen, etwas trocken, ohne Feuer, ohne Naivetät in ſolchen Dingen — ich kann nicht die Empörung fühlen, welche einen Liebhaber, einen Ehemann vor Eiferſucht wild macht. Ich habe Dich gern, ich liebe Dich, wie kein, kein anderer — aber ich könnte nicht zornig werden, wenn Du mich verließeſt, ſondern nur betrübt. Ich kann überhaupt nicht zornig werden. Nicht einmal auf Konrad. Ich habe ihn verloren, und mir dünkt, das thut weh.

Helenchen, ich glaube, Du verſtehſt mich. Ich habe Dir nicht viel zu bieten gehabt. Ich bin arm an Gefühl, an Willen und Lebenskraft. Das hat mich traurig geſtimmt, daß ich zu arm war. Ich hatte gehofft, dadurch, daß ich Dir Alles gab, was ich beſaß, meine ganze Seele ohne jeden Vorbehalt, Dir auf dieſe Weiſe doch genug werden zu können. Es iſt alſo vergebens geweſen. Du bedurfteſt etwas Anderen und mehr.“

„Niels, jetzt nicht mehr — jetzt niemals mehr. Niels, Du biſt gerade derjenige, deſſen ich bedarf.“

Sie umarmte ihn heftig.

„Helene“, ſein Blick ruhte liebevoll auf dem hübſchen Kopf, aber um den Mund lag ein ſchwaches Lächeln, wehmüthig, ein wenig zweifelnd.

Unſere Kinder.

Von

Sigurd (Alfred Hedenſtjerna).*)

— Wexiö (Småland). —

Heutzutage hat eine Perſon aus dem ſchwediſchen Mittelſtande, die nicht für einen Buben, Racker oder Tyrannen gegen ihre kleinen Lieblinge angeſehen werden will, zu Hauſe gerade nicht ſo übermäßig viel zu ſagen.

Erſt in den letzten zwanzig Jahren hat es Unſerm Herrn gefallen — ich nehme an, daß er es iſt, denn daß ein überirdiſches Weſen dahinter ſteckt, das iſt ſicher — ſich ſo gründlich auf die Kindererziehung zu legen, daß wir ſelbſt auch nicht mehr das Geringſte bei der Sache thun können. Sind unſere Kleinen fünf Jahre alt, ſo ſind ſie reiner, heiliger und beſſer als wir, und darum dürfen wir ſie nicht anrühren; ſind ſie zehn, ſo ſind ſie klüger als wir, und da ſollen wir ſie reſpectiren; und ſind ſie fünfzehn, ſind ſie gelehrter als wir, dann ſollen wir ſie ſchätzen und achten. Ja, wenn ich das Vermögen, Kleider und Nahrung für die Herrſchaften zu verdienen und fleißig und unverdroſſen das Hausweſen zu leiten, ausnehme, ſo wüßte ich wahrhaftig auf der ganzen Welt nichts, was nicht unſere Buben und unſere kleinen ſüßen Mädchen viel, viel beſſer als Papa und Mama verſtänden. Könnten unſere Eltern ihre Särge verlaſſen und nur auf ein paar Stunden in unſer Heim blicken, ſo würden ſie glauben, daß Kinder und Eltern den Platz in der Familie vertauſcht hätten. Die Jugend iſt es, die den Ton angiebt, die ſagt, was ſich ſchickt und was ſich nicht ſchickt, die das Urtheil über die Bekannten der Familie fällt, die deren Umgang wählt; ſie iſt es auch, die, wenn es nöthig iſt, Papa und Mama einen Verweis ertheilt.

Aber ich will auch nicht ungerecht ſein, ich will die Wahrheit nicht verleugnen; ich will nicht verheimlichen, was übrigens jeder ſelbſt ſehen kann: die Kinder verſtehen ſich vortrefflich auf die ſchwere Aufgabe der Erziehung, denn ſo höflich, ſo ſtill, liebenswürdig und aufmerkſam gegen ihre Umgebung, wie die Väter und Mütter jetzt allgemein ſind konnten die Eltern in den Zeiten, als man noch den verkehrten Glauben hatte, „die Jugend bedürfe der Zucht“, nur in ſeltenen Ausnahmefällen ihre Kinder machen. Unartige und aufſätzige Eltern gehören nunmehr zu den Ausnahmen. Ihr ganzes Leben beſteht aus einer fortdauernden Bußübung, einer ſtummen Bitte um Vergebung dafür daß ſie ſo dreiſt waren, ihre kleinen Lieblinge zur Welt zu bringen, ohne ſie vorher zu

---

Mit Erlaubniß des Verfaſſers aus dem Schwediſchen überſetzt von Margarethe Langfeldt.

fragen, ob ſie auch glaubten, mit ſo armſeligen Leuten, wie Papa und Mama, zufrieden ſein zu können.

Und dahin haben es die ſüßen Kleinen einzig durch ihre moraliſche Kraft und ihre geiſtige Ueberlegenheit gebracht. Wenigſtens habe „ich“ niemals geſehen, daß ſie die Ruthe gebrauchten, ſelbſt wenn die Eltern ſo abgeſchmackt waren, zu verlangen, daß die Kinder erſt confirmirt werden ſollten, bevor ſie ſich verlobten, oder wenn ſie ſich den zur naturgemäßen Entwickelung ſo nothwendigen Straßenliebſchaften widerſetzen und gewiſſe Abendpromenaden der Schulkinder beiderlei Geſchlechtes nicht leiden wollten, damit dieſe jedes zweite Jahr in eine höhere Klaſſe verſetzt werden könnten. Es iſt ja möglich, daß irgend ein energiſcher und ernſthafter Gymnaſiaſtencharakter es in dieſem Falle für nöthig gehalten hat, ſeinen Papa überzulegen und eine extra judizielle Strafe zu vollziehen, aber das liegt jedenfalls außer dem Bereich meiner Erfahrung. Ich habe ſtets gefunden, daß ſelbſt ſehr ſtrenge Knaben nur eine ernſte, mündliche Zurechtweiſung anwenden brauchten, um ihre Eltern zur Vernunft zu bringen.

Ich gebe zu, daß alle Uebergangsperioden im Erziehungsſyſtem Schattenſeiten haben. So war es auch, als der Pennalismus aufhörte. Die damaligen Kadetten und Schulbuben waren von ihren älteren Schulkameraden alle recht unangenehm durchgeprügelt worden, und als nun ihre Zeit kam, ebenfalls Schläge auszutheilen, wurde ein Verbot gegen das ganze Syſtem erlaſſen. Ebenſo geht es uns, die wir nun Vater und Mutter ſind. In unſerer Kindheit herrſchte noch die Anſicht, daß den Eltern das Regiment im Hauſe zuſtände, und da mußten „wir“ gehorchen. Nun, da wir ſelber Kinder haben, hat man herausgefunden, daß die Kinder die Familie regieren müſſen, und nun ſollen wir wieder kuſchen. Auf dieſe Weiſe iſt die Reihe niemals an „uns“ gekommen, doch, Herr Gott, man muß ſich ja in das finden, was zum Heile der Menſchheit geſchieht.

Es thut mir leid, eingeſtehen zu müſſen, daß man „außer Hauſe“ nicht ſo willig die berechtigte Befugniß unſerer Jugend, die Welt zu regieren, anerkennt. In dieſem Falle iſt die Freihandelspartei ebenſo wie die der Protectioniſten. Gab es auch nur einen Schulknaben im ſeligen Unterrichtsausſchuß? Und doch handelte es ſich nur um das Wohl und Wehe derſelben. Fällt es jemals den Domkapiteln ein, einige kundige und erfahrene Gymnaſiaſten zu Rathe zu ziehen, wenn es gilt, einen Lehrer oder Aſſiſtenten anzuſtellen? Ein dummer, unwiſſender Bauer darf ſelbſt ſeinen Gemeindelehrer wählen, aber ein gelehrter, erfahrener Gymnaſiaſt muß mit dem Schund, den ihm das Domkapitel zu ſchicken für gut befindet, vorlieb nehmen.

Wie? ſollten die Schulknaben die Sache nicht verſtehen? Lieber Freund, wenn Du ſo denkſt, mußt Du nie gehört haben, mit welcher Kraft, welchem Scharfſinne und welchem gereiftem Urtheil der Secundaner der Familie auf dem Sopha, Schaukelſtuhl oder dem beſten Lehnſtuhl der guten Stube ſitzt und ſchnell, aber ſicher die glänzende Charakterſchilderung ſeiner Lehrer hinwirft, über ihre Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit aburtheilt, ſie karrikirt und ihnen Spitznamen giebt, während die andächtigen Eltern mit gefalteten Händen auf kleinen gewöhnlichen Stühlen dabei ſitzen und mit Ehrfurcht und Intereſſe zuhören, ſich auch über das Handinhandgehen zwiſchen Haus und Schule im neunzehnten Jahrhundert freuen.

Es iſt natürlich, daß — alldieweil erſt ein paar Jahre verfloſſen ſind, ſeitdem die Kleinen das Commando in die Hand genommen haben — die Erziehung der Väter und Mütter noch nicht ganz fertig ſein kann. So verrathen die Mütter z. B. noch immer ein beklagenswerthes Unvermögen, die Mahlzeiten im paſſenden Moment fertig zu haben. Bald iſt kein Abendbrot da, wenn es dem lieben Willy einfällt, in's Theater gehen zu wollen, bald findet Guſtavchen kalte Kartoffeln vor, wenn er eine Stunde über die Mittagszeit hinaus mit einem Zögling des Töchterpenſionates ein bischen ſpazieren gegangen iſt. Sind die Kinder bei beſonders guter Laune, ſo kann man es möglicher Weiſe wagen, mit vorſichtig geſetzten Worten beiläufig zu erwähnen, daß Papa und Mama als Kinder Klappſe bekamen, falls ſie die Eſſensſtunden nicht einhielten, und dann verzieht der Herr Oberquartaner das Geſicht zu einem mitleidigen Lächeln, ungefähr wie ein Lieutenant von heutzutage beim Anblick der alten Lederkanone im Artilleriemuſeum.

Unſere jungen Töchter ſind im Allgemeinen häuslich beanlagt und ſehr dafür, im Hauſe zu helfen. Wenn ihre Mama die Lampe geputzt, den Docht abgeſchnitten, Petroleum aufgegoſſen, die Lampe angezündet und ſie auf den Sophatiſch geſetzt hat, und der Docht dann etwas riecht, ſo fahren ſie, wenn ſie bei guter Laune ſind, die Mama nicht an, ſondern ſagen ihr freundlich, ſie möchte den Docht niederſchrauben. Und ich habe junge, tüchtige, halberwachſene Mädchen geſehen, die, wenn ſie Kaffee- oder Saftflecken auf den Fußboden gemacht hatten, ſelbſt in eigener Perſon, ohne Lärm und Umſtände, nett und anſpruchslos — das Dienſtmädchen riefen, damit ſie die Flecken fortwiſche. Manchmal beſtellen ſie ſogar ſelbſt „etwas Gutes“, wenn irgend ein ſchneidiger Gymnaſiaſt das Haus durch ſeine Anweſenheit beehrt.

Das ſind jene jungen, liebenswürdigen Mädchen, die dann ſpäter, wenn ihr Papa ſtirbt und die Familie brotlos daſteht, ſich herablaſſen, in der Zeitung eine Stelle zu ſuchen, „für ein junges, häusliches, anſpruchloſes Mädchen, um in einem feineren Hauſe der Frau zur Hand zu gehen.“ Sofern ſie nicht eine zehnklaſſige, höhere Töchterſchule durchgemacht haben. Denn dann bieten ſie ihre Dienſte als „Lehrerin in einer gebildeten Familie“ an, um die Kinder in Sprachen, Muſik und ſonſtigen Lehrgegenſtänden zu unterweiſen.

Und wenn dann die „gebildete Familie“ in dem „feineren Hauſe“ — die übrigens ihre Kinder ganz ebenſo erzieht — findet, daß die Stütze der Hausfrau ganz beſonders linkiſch zur Hand geht, oder daß die höhere Tochter als Lehrerin nicht das Geringſte weiß und kann, dann bekommen Freunde und Gevattern zu hören, „wie ſchrecklich nette Kinder beſſerer Familien bei fremden Leuten behandelt werden!“

Niemand kann ein gemeines Bauernhuhn an Elternliebe übertreffen, und dabei wird es ſtets für „dumm“ geſcholten. Doch ſo dumm iſt es nicht, daß es ſeine Küchlein von ſich läßt, ehe ſie es ſo weit gebracht haben, daß ſie ſich ſelbſt verſorgen können. Aber glaubt Ihr, daß die gemeine Familienhenne mit falſchem Zopf und Wollkleide viel Verſtand hat? Nicht doch; ſie ſteckt den dreißigjährigen Söhnen Geld zu und kleidet die großen, langen, faulen, breitſchulterigen 25jährigen Töchter mit derſelben Fürſorge, wie ſie einſt die Fünfjährigen in ihre Decken wickelte.

Aber iſt es nicht eigenthümlich, daß man in unſerer Kinderzeit ſeine Eltern mehr liebte und höher achtete, damals, als noch Papa und Mama Herren im Hauſe waren, als ein allzurühriger Mund bisweilen einen Klapps bekam, und die Ruthe ſich in der nächſten Nachbarſchaft der Familienbibel befand?

Die Familienbibel! — — — — Ja, auf der liegt der Staub zollhoch, und unſere Fünfzehnjährigen fragen ihre Mütter ganz überlegen und mitleidig, ob ſie wirklich noch ein Wort von ſolchen Ammenmärchen glauben? Und die Mütter wenden ihr Geſicht ab, damit die Thränen nicht zu ſehen ſind, und antworten unterwürfig: „Liebe Kinder, darüber wollen wir nicht ſprechen!“

Anſtatt die kleinen Schlingel bei den Ohren zu nehmen, ſie in die Kinderſtube zu führen und ihnen dort zu geben, was ihnen gebührt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dächſel“, von „Itſche, der Kröte“, von ihrer virginiſchen Nachtigall, von ihren Springmäuſen, Rothkehlchen, zahmen Schmetterlingen und anderen Freunden aus dem Thierreiche erzählt; mancher der mitgetheilten Züge dürfte wohl als werthvoller Beitrag zur Thierpſychologie bezeichnet werden. Wer ſich ſelbſt mit der Pflege von Thieren befaßt, der wird insbeſondere aus den Abſchnitten des Buches, in denen die Verfaſſerin über das Zähmen, das Füttern der Vögel im Sommer und Winter, über das Aufziehen von jungen Neſtlingen auf Grund ihrer Erfahrungen Rathſchläge ertheilt, Manches lernen können. —

Das gediegen ausgeſtattete Buch iſt mit 64 hübſchen Illuſtrationen von Ch. Votteler geſchmückt, die treffende charakteriſche Wiedergabe des Beobachteten mit geſchmackvoller Ausführung vereinigen. Der mäßige Preis von 3,50 Mk. wird dazu beitragen, dem liebenswürdigen Buche, das ſich namentlich als Geſchenkwerk für die Jugend vorzüglich eignet, die Verbreitung zu ſichern, die es verdient. — l. —

Bibliographiſche Notizen.

Vorträge zur Einführung in die Philoſophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von Johannes Volkelt, Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität in Würzburg. München 1892. C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Als der Naturalismus auf dem Höhepunkt ſeines Einfluſſes ſtand, ſpielte die Philoſophie eine ſehr traurige und untergeordnete Rolle. Die Religion haßte er; die Philoſophie verachtete er. Jene fand gegen die ſchlimmſten Angriffe immerhin noch einigen Schutz in der Furcht vor den Paragraphen des Strafgeſetzbuches und in einem Reſt frommer Scheu, die in den Einwirkungen der Erziehung und der Pietät gegen gläubige Vorfahren und Lehrer wurzelte; dieſe wurde wehrlos der beliebte Zielpunkt von frechem Hohn und plattem Spott. Ziemlich unvermittelt verkehrte ſich die allgemeine Ehrfurcht, die ſie als die Krone und unentbehrliche Ergänzung aller Wiſſenſchaft und Bildung genoſſen, in eine Mißachtung, welche ſie blos noch wohlfeilſter Witze würdig befand, wurde ſie aus einem Gemeingut aller Gebildeten eine ſcheel angeſehene Specialwiſſenſchaft, die für Viele nur noch eine hiſtoriſche Bedeutung, ja kaum mehr Sinn hatte, als Aſtrologie und Alchymie.

Dies hat ſich bitter gerächt.

Etwa zu derſelben Zeit, da die materialiſtiſche Weltanſchauung in die tieferen Schichten des Volkes zu dringen begann, um dort im Bunde mit politiſchen und wirthſchaftlichen Irrlehren die Socialdemokratie zu erzeugen, ging ihre Herrſchaft über die oberen mehr und mehr verloren. Als das Auge ſich an die blendenden Strahlen gewöhnt hatte, die von den Erfolgen der Naturwiſſenſchaft und Technik ausgingen, fühlten Herz und Gemüth, daß dieſe nur leuchteten, aber nicht wärmten. Je tiefer angelegt die Naturen, um ſo ſtärker war das Gefühl einer entſetzlichen Leere, einer traurigen Oede, das nach einer Ausfüllung, einer Erfüllung der ſittlichen und idealen Triebe in der Menſchenbruſt verlangte.

Dieſes Verlangen zu befriedigen, wäre die naturgemäße Aufgabe der Philoſophie geweſen. An der Grenze der Wiſſenſchaft ſtehend, dort, wo die Macht der Sinne aufhört und feinere Kräfte ihr unwägbares Spiel beginnen, iſt ſie es, die nicht blos die Blicke hinaus und empor lenkt über die niederen Flächen irdiſcher Wahrnehmung, ſondern auch die Verbindung und Verſöhnung herſtellt zwiſchen dem rein verſtandesmäßigen Kalkül und der Ahnung des Höheren, die in unausrottbarer Sehnſucht die Menſchen über ſich ſelbſt erhebt. Sie erſchien dazu berufen, den modernen Menſchen mit all ſeinen Zweifeln hinüber- und zurückzuführen zum Glauben — wenn dieſer Glaube auch vielleicht nicht der ſeiner Altvorderen geweſen wäre.

Aber vergebens ſtreckte er die Hände aus nach ihr als ſeiner Führerin. Wo er eine warmblütige Lebenskraft erwartete, zeigte ſich ihm nun eine ſtarre Specialwiſſenſchaft, die, einmal aus dem Leben hinausgeſtoßen, verſchüchtert und vereinſamt ſich immer techniſcher, alſo immer weltfremder geſtaltet hatte; und die Kenntniß der Grundzüge dieſer Technik hatte er längſt verlernt. Einer unüberſteiglichen Mauer gleich drohte ihm die Menge der Schwierigkeiten entgegen, welche in Sprache und Inhalt den ſpröden Stoff umgaben; und muth- und rathlos ließ er davon ab, zu ſeinen ſonſtigen Wiſſenſchaften nun wieder eine neue hinzuzulernen, die todten Schätze des Seins, das geprägte Gold ſeines Wiſſens zu mehren, da ſein Inneres doch nach dem Brote des Lebens begehrte.

So erklärt ſich eine Erſcheinung unſerer Zeit, die ſonſt faſt unbegreiflich wäre: der maſſenhafte Uebertritt der Gebildeten in das Lager engherzigſter und kurzſichtigſter Orthodoxie. Von den ſchwindelnden, eiſigen, unfruchtbaren Geſtaden des Materialismus wagten ſie den Sprung in das bodenloſe Dunkel der Myſtik und des Buchſtabenglaubens — mußten ihn wagen, weil ſich keinen Brücken fanden, um ſie in ein Gebiet zu bringen, wo ſich Wiſſenſchaft und Glauben, Verſtand und Gemüth vereinigen konnten.

Eine ſolche Brücke zu ſchlagen für diejenigen, welche ohne ſpecifiſch-philoſophiſche Vorſtudien ihrer Geſammtausbildung den verſöhnenden und verbindenden Schlußſtein ſetzen wollen, hat jetzt Volkelt in der vorliegenden Schrift unternommen. Von dieſem Geſichtspunkt aus iſt ſie eine über die Grenzen der Wiſſenſchaft hinaus beachtenswerthe und erfreuliche That. In gefälligen, aber vornehmen Formen geſtaltet ſie den unermeßlichen Stoff — immer in Hinblick auf das große Ganze, um in ihm der Philoſophie den ihr gebührenden Platz zu ſichern. Ihre Aufgabe als Wiſſenſchaft, ihre Stellung zum Leben, zur Religion und Cultur legt er ſyſtematiſch eingehend dar, ſtets verſtändlich, niemals ſeicht oder oberflächlich erörternd. Mögen im Einzelnen hie und da ſeine eigenen Anſchauungen Widerſpruch finden und verdienen — der Geſammteindruck des Buches iſt der eines unendlich feſſelnden und anregenden Werkes, das wohl geeignet erſcheint, den geiſtig Strebſamſten im Volke eine bedeutſame Hilfe zur harmoniſchen Ausgeſtaltung ihres inneren Seins zu werden. Sch.

Das äſthetiſche Formgeſetz der Plaſtik. Von Johannes Merz. Mit 44 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1892.

Das Buch iſt der erſte Verſuch, die Grundſätze der modernen Formelaeſthetik für die concrete Kunſtbetrachtung auf einem umfaſſenden Gebiete des Kunſtſchaffens ſyſtematiſch zu verwerthen. Der Verfaſſer wählte das Gebiet der Plaſtik, das ihm durch Studium und reiche, auf längeren Reiſen erworbene Anſchauung beſonders vertraut war; aber er verheißt uns, die Anwendung ſeines Formgeſetzes auch auf die Malerei und die Architektur zu geben. Die glückliche Verbindung philoſophiſcher Klarheit und Schärfe mit lebendiger Empfindung des Kunſtſchönen, welche die vorliegende Unterſuchung bekundet, läßt uns von der Fortſetzung dieſer Betrachtungsweiſe die werthvollſten Reſultate erhoffen. Sie feſſelt auch bei der Lectüre des Buches immer von Neuem, trotz mancher Partien, in welchen die entſagungsvolle Gründlichkeit des Autors den Leſer hart an die Grenze der Ermüdung führt. Ein knapper, aber inhaltsreicher theoretiſcher Theil iſt der Abtheilung des plaſtiſchen Formgeſetzes aus den allgemeinen Bedingungen des Formell-Schönen für die Welt des Sichtbaren gewidmet. Das Hauptgewicht aber fällt auf den zweiten, empiriſchen Theil, der die Analyſe der plaſtiſchen Motive enthält. Die Typen der aufrechten Haltung, die Motive der phyſiſchen Bewegung, die Darſtellung des pſychiſch-geiſtigen Lebens werden hier an einer überaus großen Anzahl ſorgſam gewählter Beiſpiele entwickelt und nach den Kategorien des theoretiſch gefundenen aeſthetiſchen Formgeſetzes in ihrer concreten Bedeutung für die Erkenntniß des Kunſtſchönen gewürdigt. Als ein beſonderes Lob für den Verfaſſer muß dabei hervorgehoben werden, daß er die Werke der Antike, der Renaiſſance und der modernen Kunſt ganz gleichmäßig heranzieht. In manche Beſchreibungen iſt leider durch Laxheit im Gebrauch der Ausdrücke „rechts“ und „links“ eine empfindliche Verwirrung hineingekommen, wie z. B. S. 75/76. S. 87. In einem beſonders intereſſanten und an werthrollen Einzelunterſuchungen reichen Capitel werden dann die „Beſonderen plaſtiſchen Aufgaben“, wie ſie die decorative Plaſtik, das Genre, die Thierbildung, die Gruppe u. a. bieten, eingehender Betrachtung unterzogen. Das Buch im Ganzen iſt eine höchſt gediegene, anerkennenswerthe Arbeit, die nach mehr als einer Richtung, Anregung und Belehrung ſpendet. M. S.

Zur Aeſthetik und Technik der bildenden Künſte. Academiſche Reden von Sir Joſhua Reynold. Ueberſetzt und mit Einleitung, Anmerkungen, Regiſter und Textvergleichung verſehen von Eduard Leiſching. Leipzig, 1893.

Die berühmten „Discourses on art“, welche der berühmte Bildnißmaler Sir Joſhua Reynold (1723—1792) als langjähriger Präſident der Royal Academy zu London gehalten, haben durch die mit dem Tode des Malers verfloſſenen hundert Jahre wohl an unmittelbarer praktiſcher Bedeutſamkeit, nicht aber an hiſtoriſchem Werthe eingebüßt. Wir ſchätzen ſie noch heute als eines jener ſeltenen Zeugniſſe über Weſen und Art des künſtleriſchen Schaffens, die von bedeutenden Künſtlern ſelbſt abgelegt worden ſind. Wenn daher auch die darin ausgeſprochenen Ueberzeugungen und aeſthetiſchen Urtheile, die ganz vom Standpunkte eines Academikers des vorigen Jahrhunderts abgegeben werden, jetzt kaum noch irgendwo auf uneingeſchränkte Zuſtimmung rechnen dürfen, ſo iſt doch die Wiederherausgabe der Reden, welche die Philoſophiſche Geſellſchaft an der Univerſität zu Wien veranlaßt hat, mit Dank aufzunehmen, zumal da ſie mit muſterhafter Sorgfalt, unter Beifügung einer biographiſchen Einleitung, zahlreicher literariſcher und kunſtgeſchichtlicher Nachweiſe, ſowie eines ausführlichen Regiſters erfolgt iſt. M. S.

Die künſtleriſche Erziehung der deutſchen Jugend. Von Konrad Lange. Darmſtadt, Verlag von Arnold Bergſtraeßer.

Die Verheißung eines neuen Zeitalters der Kunſt für uns Deutſche im Gegenſatz gegen die jetzige Vorherrſchaft der Wiſſenſchaft, welche in dem merkwürdigen Rembrandtbuche zuerſt mit viſionärer Begeiſterung verkündet wurde, hat bereits eine ganze Literatur hervorgerufen. Unter den ernſt zu nehmenden Schriften dieſer Art beanſprucht die vorliegende eine ganz beſondere Beachtung. Sie packt kräftig und muthvoll die Frage an ihrer Wurzel an und dringt über die polemiſche Bekämpfung der herrſchenden Zuſtände zu geſunden Vorſchlägen für eine Umgeſtaltung der Dinge. Den erſten Regungen des künſtleriſchen Intereſſes im Spieltriebe des Kindes geht der Verfaſſer nach und erörtert, wie man ihn in geeigneter Weiſe pflegen und für die ſpätere Entwicklung nutzbar machen ſolle. Das Spielzeug, das Bilderbuch, die Beſchäftigung im Fröbel'ſchen Kindergarten finden eine ſachgemäße, von geſunden und maßvollen Anerkennungen getragene Beſprechung; der Schwerpunkt der Darſtellung aber liegt natürlich in der Frage, wie auf der Schule die Kunſterziehung unſerer Jugend zu geſtalten ſei. Mit Recht wird hier die Pflege des Zeichenunterichts in den Vordergrund geſtellt, aber natürlich eines Zeichenunterrichts, der zunächſt obligatoriſch durch alle Klaſſen der Volksſchule wie des Gymnaſiums hindurch zu ertheilen ſei, und ſodann himmelweit verſchieden ſein müſſe von der jetzt durch die ſeminariſtiſch gebildeten Zeichenlehrer vertretenen Methode. Der Verfaſſer weiſt mit eingehender Sachkenntniß nach, wie der jetzige Zeichenunterricht das künſtleriſche Empfinden in den Schülern eher ertödte als kräftige, und er begründet in eingehender Weiſe ſeine Gegenvorſchläge. Ueber und gegen allerhand damit im Zuſammenhang ſtehende Einrichtungen, wie die Ausbildung und Stellung der Zeichenlehrer, den kunſtgeſchichtlichen Unterricht an Gymnaſien, die traditionelle Lectüre des „Laokoon“ u. a. m. werden dabei höchſt beherzigenswerthe Dinge vorgebracht. Intereſſant iſt auch der Ueberblick über die Beſtrebungen für die Knabenhandarbeit und ihre bisherigen Erfolge. Ein dritter Abſchnitt beſchäftigt ſich mit dem Betriebe des Zeichenunterrichts und der Kunſtgeſchichte an den Univerſitäten. Hier berührt ſich der Verfaſſer in weſentlichen Grundanſchauungen mit der an dieſer Stelle ſeiner Zeit beſprochenen Broſchüre von Schmarſow, die er aber nicht nennt. Alles in Allem müſſen wir geſtehen, ſelten eine Streitſchrift mit ſolchem Intereſſe und — in den grundlegenden Hauptfragen — mit ſo freudiger Zuſtimmung geleſen zu haben. An praktiſchem Werthe ſteht das Lange'ſche Buch überaus hoch; es kam ſeinem Verfaſſer jedenfalls ſehr zu ſtatten, daß er auf mehreren für dieſe Fragen wichtigen Gebieten, nämlich als Architekt und Zeichner, als Archäologe, als Profeſſor der Kunſtgeſchichte und — wir dürfen wohl hinzufügen — als Familienvater eigene fachmänniſche Erfahrungen beſitzt. Möge nun ſein Buch auch nach allen Seiten hin anregend wirken und nicht von den Künſtlern und Kunſtgelehrten allein, ſondern vor Allem auch von Pädagogen, Eltern und Erziehern geleſen werden; es kann in dieſer wichtigen Angelegenheit, die nachgerade eine nationale Lebensfrage zu werden beginnt, gradezu bahnbrechend wirken! M. S.

Hauff's Werke. Illuſtrirte Pracht-Ausgabe. Herausgegeben von Dr. Caeſar Flaiſchlen. Zweiter Band. Deutſche Verlagsanſtalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 2 Bände.

Wir haben ſchon früher eingehend über das ſchön ausgeſtattete Werk berichtet und müſſen uns jetzt, nachdem es vollendet vorliegt, damit begnügen, nochmals kurz darauf hinzuweiſen. Hauff's allerliebſte Märchen und Geſchichten werden noch für eine lange Dauer ein geiſtiger Schatz unſeres Volkes, namentlich unſerer Jugend, verbleiben. Anmuth, Reinheit und Gemüthstiefe ſind die hervorragendſten Eigenſchaften der Hauff'ſchen Muſe, die trotz ihrer Beſcheidenheit in den weiteſten Kreiſen, bei Hoch und Niedrig, bei Alt und Jung, Eingang gefunden hat. Hier erſcheint ſie nun in ſtrahlendem Prachtgewande, reich geſchmückt von künſtleriſcher Meiſterhand, und wird darum doppelt überall willkommen ſein.

K. J.

Charles Dickens' ſämmtliche Werke. Neueſte ſorgfältigſt durchgeſehene Ausgabe. Berlin und Wien. Verlag von Carl Zieger Nachf. (Ernſt Rhode).

Wohl kaum ein engliſcher Romanſchriftſteller — Walter Scott etwa ausgenommen — hat auf die Entwickelung des deutſchen Romans einen ſo tiefgehenden Einfluß geübt und zugleich in dem Herzen des deutſchen Volkes ſo tief Wurzel geſchlagen, wie Charles Dickens. Einzelne literariſche Feinſchmecker und kritiſche Geiſter haben ſeinem großen Rivalen Thackeray, dem unerbittlichen ſkeptiſchen Herzenskenner und unbarmherzigen Schilderer menſchlicher Schwächen, den Vorzug gegeben. Aber wiegt dieſe etwas kühle, ſtaunende Bewunderung eines engeren Kreiſes die warme begeiſterte Liebe auf, die das Volk dem Schöpfer der unſterblichen „Pickwickier", des „Heimchen am Herde", des „David Copperfield" entgegenbringt? Gerade das, was die künſtleriſche Geſchloſſenheit ſeiner Werke zuweilen gefährdet: die durchbrechende Subjectivität, das ſittliche tendenziöſe Pathos, der leidenſchaftliche Pulsſchlag eines von warmer Menſchenliebe erfüllten Herzens, hat einen weſentlichen Antheil an Dickens' Popularität. Und ſein goldiger, verklärender Humor, der „die lachende Thräne im Wappen führt", verſöhnt uns leicht mit manchen Schwächen: der gelegentlichen Neigung zur Uebertreibung, zur Weitſchweifigkeit, mit der Lockerheit der Compoſition. Wir haben uns daran gewöhnt, Dickens als den Unſern zu betrachten; und ſo darf eine neue, ſorgfältig vorbereitete Ausgabe ſeiner Werke in deutſcher Faſſung einer beifälligen Aufnahme in weiteren Kreiſen gewiß ſein. Als erſter Band dieſer von der Verlagshandlung Carl Zieger Nachf. veranſtalten Ausgabe liegt uns der Roman „Oliver Twiſt" in der Ueberſetzung von Dr. Carl Kolb vor, die von Dr. L. Freytag auf's Neue durchgeſehen iſt. Druck und Ausſtattung ſind durchaus gediegen. Wir wünſchen dem Unternehmen gedeihlichen Fortgang.

O. W.

Argenis. Politiſcher Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Aus dem Lateiniſchen des Johann Barilay, überſetzt von Dr. Guſtav Waltz in Heidelberg. München, Verlag von Fr. Baſſermann.

„Die Argenis hat ſich bei ihrem Erſcheinen die Herzen aller Nationen im Sturm erobert und iſt über ein Jahrhundert lang das eifrigſt geleſene Buch bei allen denen geweſen, die auf höhere Bildung Anſpruch erhoben. Richelieu hielt es ſehr werth und geſtand, es zu ſeinem Lehrbuch gemacht zu haben; Leibnitz ſtarb mit der Argenis in der Hand. Allmählich aber ließ ihr Zauber nach, und jetzt iſt ſie nur noch den Literaturhiſtorikern bekannt. Wie kam das?"

Der Ueberſetzer beantwortet dieſe von ihm ſelbſt geſtellte Frage mit dem Hinweis auf die lateiniſche Sprache, in der das Buch geſchrieben, auf die Verlegung des Romans in altgriechiſche Zeit und an Orte, die jetzt mit ganz anderen Augen angeſehen werden, endlich auf die eingeſtreuten Abhandlungen und die Gedichte mit ihren mythologiſchen Anſpielungen.

Die erſte Urſache beſeitigt er durch ſeine — übrigens recht oft ſtark latiniſirende — Uebertragung; die beiden anderen beſtehen fort und dürften noch jetzt ihre Wirkſamkeit entfalten, und zwar ſogar in immer verſtärktem Maße. In der That ſind ſie aber nur einzelne und äußerliche Ausſtrahlungen des Geſammtcharakters ſolcher Ritterromane, die mit geringſten Ausnahmen nun einmal nach Inhalt und Form uns in tiefſter Seele fremd ſind. Die bloße Phantaſtik der Fabulirung kann uns nicht mehr feſſeln, die aufgeſtellten geiſtigen Probleme laſſen als veraltet uns gleichgiltig, die rhetoriſche Breite, der allegoriſirende Bilderreichthum ermüden uns. Deshalb dürfte wohl auch durch dieſe jüngſte Ueberſetzung die Argenis nicht zu wirklichem neuen Leben gelangen; immerhin werden Manche dieſelbe dankbar zu würdigen wiſſen, ſei es daß ſie durch ſie ihr literarhiſtoriſches Intereſſe befriedigt ſehen, ſei es daß ſie die Fähigkeit und Aneignung beſitzen, ſich dergeſtalt von den herrſchenden Strebungen der Gegenwart frei zu machen und in das Gefühls- und Denkleben vergangener Zeiten zu verſenken, daß ſie aus ihm heraus auch ſeine abgeſtorbenen Ideale wieder mitfühlen und genießen können.

Sch.

„Flotte Burſchen." Eine jenenſer Geſchichte von Paul Köhler. Jena, Fr. Mauke's Verlag (A. Schenk.)

Das Büchlein gewährt eine recht anmuthende Lectüre! Zwar bringt es das, was ſein Titel verſpricht, eigentlich nicht. Der Titel: „Flotte Burſchen“ läßt uns auf eine echte, rechte Studentengeſchichte hoffen, in der die Fidelitas und alle die Sitten und Gebräuche des Studentenlebens, denen eine gewiſſe Poeſie und ein unvergleichlicher Frohſinn, trotz aller tendenziöſen Oppoſition, unmöglich abzuſprechen iſt, eingehende Schilderung erfahren. Das iſt nicht der Fall; ſtudentiſches Leben und Treiben gewährt eigentlich nur den ſkizzirten Rahmen für die Herzensgeſchichten, die ſich abſpielen, und auch daß deren Helden Studenten ſind, erſcheint nur als Beiwerk; ſo lieben und werben die Söhne anderer Mütter, als einer „alma mater“, eben auch. Aber die Menſchenkinder, deren Schickſal wir hier ſich entſcheiden ſehen, haben eine durchaus treffliche Geſtaltung gefunden; ja, dem einen Mädchen, in ihrer Natürlichkeit, Tüchtigkeit und Reſolutheit, wenn es zu handeln gilt, möchten wir ohne Weiteres in einer großen Concurrenz den Preis zuerkennen. So iſt die „Jenenſer Geſchichte“ weit über ihr locales Colorit hinaus farbenkräftig und feſſelnd componirt.

A. W.

Eine Frau. Studie nach dem Leben von H. K. von Heydenfeldt. Leipzig, Carl Reißner.

Als eine Erwiderung auf die Kreutzerſonate wird das Buch von der Verlagshandlung empfohlen. Wir vermögen keine andere Verwandtſchaft zwiſchen ihm und dem Tolſtoj'ſchen Werke herauszufinden, als daß beide Erzählungen im Eiſenbahnwagen beginnen, hier wie dort werden wir Zeugen des Ab- und Zugangs der Reiſenden und belauſchen Bruchſtücke ihrer Geſpräche, die als Einleitung zu dem Gedankeninhalt des Buches zu betrachten ſind; was jedoch bei Tolſtoj einfach und natürlich geſchieht, macht hier den Eindruck des Abſichtlichen und Geſuchten. Hinſichtlich der Tendenz des Werkes vermögen wir in den in demſelben offenbarten Anſchauungen ſo wenig eine Erwiderung der „Kreutzerſonate“ zu erblicken, daß ſie uns weit eher als ein Beitrag zur Beſtätigung der in dieſer enthaltenen Wahrheiten erſcheint; wollte der Verfaſſer den Leſer zu einer anderen Schlußfolgerung gelangen laſſen, ſo liegt es an der Unklarheit des Inhalts, wenn er ſeine Abſicht nicht erreicht, auch die Form weiſt recht bedenkliche Schwächen auf; durch unklare Wendungen wird der Sinn geradezu verdunkelt; ſchon durch dieſe techniſchen Mängel gelangt der Leſer nicht zu einer unbefangenen Würdigung der vorliegenden Studie.

mz.

Spaniſche Lieder. Von Guſtavo Adolfo Becquer. In's Deutſche übertragen von Richard Jordan. Halle a. d. Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Das kleine Bändchen enthält in vortrefflicher Uebertragung die Lieder eines echten, feurigen ſpaniſchen Poeten, der, vom Schickſal auf's ſtiefmütterlichſte behandelt, frühzeitig den Tod fand. Die Lieder Becquer's zeichnen ſich aus durch glühende Phantaſie, Gedankenreichthum und wunderbar melodiſchen Klang, den der Ueberſetzer ſehr wohl zu wahren verſtand. Der in ſeinem Vaterlande außerordentlich beliebte Sänger wird demnach auch in Deutſchland ſich zahlreiche Freunde erwerben.

e.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bernhard, M., Das Teufelchen. Roman. Dresden, E. Pierson.

Beyschlag, W., Der grosse Kurfürst als evangelischer Charakter. Halle, E. Strien.

Boy-Ed, J., Zuletzt gelacht und andere Novelletten. Leipzig, C. Reissner.

Brandes, G., die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. 4. Auflage, Lieferung 1. Leipzig, H. Barsdorf.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Sechster Band. Elektrodynamik—Forum. Mit 52 Tafeln, darunter 6 Chromotafeln, 1 Lichtdruck, 12 Karten und Plänen und 259 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Cervantes de Saavedra, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha 4. Aufl. Mit Illustrationen. Lieferung 19—22. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Cicero und Jakob Grimm, Ueber das Alter. Herausg. von M. Schneidewin. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Croissant-Rust, A., Feierabend und andere Münchener Geschichten. München, Dr. E. Albert & Comp.

Diercks, G., Ein Jahrhundert nordamerikanischer Cultur. Ein Begleitbuch für die Chicago-Besucher. Berlin, R. Lesser.

Ehrlich, H., Dreissig Jahre Künstlerleben. Berlin, H. Steinitz.

Eschricht, E., Pfarrer Streccius. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Flemming, F., Vier Novellen und Erzählungen. Dresden, E. Pierson.

Faulmann, K., Im Reiche des Geistes. Illustr. Geschichte der Wissenschaften. Mit 13 Tafeln, 30 Beilagen und 200 Textabbildungen. Lieferung 1. Wien, A. Hartleben.

Tels, R. v., Das äusserste Mittel. Roman. Dresden, E. Pierson.

Friedrich's des Grossen Gedanken über Religion. Dresden, H. Jaenicke's Verlag.

Gagliardi, E., Guglielmo II. Fatti-Parole-Caratteristiche. Turin, L. Roux & C.

Greinz und Kapferer, Tiroler Volkslieder. Zweite Folge. Gesammelt und herausgegeben. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen. Illustrirt von P. Grot-Johann. Lieferung 3. 4. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Herold, Fr., Spuren. Ausgewählte Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Hoffmann, B., Liebe zur Thierwelt. Nach dem Englischen von Mrs. L. Brightwen. Mit 64 Original Illustrationen von Ch. Votteler. Stuttgart, F. Krais.

Holitscher, A., Leidende Menschen. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Hörstling, E. O., Weltenräume. Leipzig, Th. Grieben's Verlag.

Humanität. Zeitschrift für Wissenschaft und Kritik auf den Gebieten des socialen und praktischen Lebens. 1893 No. 1. Zürich, Verlag des Magazins für Kunst und Literatur (H. Wortmann.)

Jahresbericht 33. über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den Verwaltungs-Rath. Vorort Weimar 1893.

Jensen, W., Die Namenlosen. Roman. Zweite Auflage. Leipzig, C. Reissner.

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. Zweite Auflage. Leipzig, Literar. Anstalt.

Kralik, R., Kraka. Ein Lustspiel. Leipzig, Liter. Anstalt.

Landauer, G., Der Todesprediger. Roman. Dresden, H. Minden.

Langwerth von Simmern, H. Freiherr, Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes. (Friedrichs von Klinggräff.) Zweiter Theil. Staat und Kirche. Berlin, B. Behr's Verlag.

Leonow, R., Geheime Documente der russischen Orient-Politik 1881—1890. Nach dem in Sofia erschienenen russischen Original herausgegeben. Berlin, R. Wilhelmi.

Lindau, P., Altes und Neues aus der neuen Welt. Eine Reise durch die Vereinigten Staaten und Mexico. Zweiter Band. Berlin, C. Duncker.

Lowke, G., Tannenberg. Drama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Meyers Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Erster Band. A — Aslaug. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mirbt, C., Der deutsche Patriot und die Jesuitenfrage. Vortrag. Marburg, O. Ehrhardt.

Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft. Erste Jahrg. Januar und Februar 1893. Leipzig, R. Voigtlaender's Verlag.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. Zweiter Band. Erstes bis viertes Heft. (Jan.-Februar 1893.) Leipzig, R. Voigtlaender.

Morsch, A., Deutschlands Tonkünstlerinnen, Biographische Skizzen der Gegenwart. Berlin, Stern & Ollendorf.

Müller, K., Liedes-Lust und Leid. Leipzig, Verlag zum Greiffen.

Orser, L., The natural Method of writing music. Boston, Eastern Publishing Company.

Ostdeutsche Reform. Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. No. 7. 8. Königsberg. Braun u. Weber.

Rachilde, L'animale. Paris, H. Simonis Empis.

Reder, H. v., Rothes und blaues Blut. Werner, der Falkonier. Die Fischerrosl. Mit einer Illustr. München, Dr. E. Albert & Co.

Remin, E., Was die Gräfin sann. Roman. Leipzig, C. Reissner.

Rick, W., Familie Klinger. Volksstück in vier Acten. Wien, M. Breitenstein.

Schenkel, K., Gedichte. Dresden, E. Pierson.

Schmidt, K., Brot. Ein Büchlein für Alle, die Brot essen. Leipzig, W. Friedrich.

Schmidt, A. Ch., Die Schmiede am Odenwalde. Ein episches Gedicht. Leipzig, Liter. Anstalt.

Schnakenburg, J., Heidenkinder. Vier Geschichten. Leipzig, A. Janssen.

Schumacher, H. V., Berenice, Histor. Roman a. d. Zeit der Zerstörung Jerusalems. Leipzig, W. Friedrich.

Schumann, P., Sprachliche Betrachtungen. Dresden, E. Pierson.

Stella, E., Schloss Arnheim. Tragödie in zwei Theilen, ein Spiegelbild der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber. Leipzig, Liter. Anst.

Stern, M. R., v., Die Insel Ahasver's. Ein episches Gedicht. Dresden, E. Pierson.

Strindberg, A., An offener See. Roman. Autoris. Uebers. von M. von Borch. Dresden, E. Pierson

Stryck, J., Des fahrenden Spielmanns Lied und Leid! Gedichte. Dresden. E. Pierson.

Studien zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg, L. Voss.

Suttner, A. H. v., Um jeden Preis! Roman. Dresden, E. Pierson.

Telmann, K., Am Kap Martin. Roman. Dresden, E. Pierson.

Viereck, L., Denkschrift zur Gründung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller. Im Auftrage des Ausschusses f. das Pensionsstatut verfasst. München 1893.

Wichert, E., Nur ein Jude! Das Grundstück. Neue littauische Geschichten. Leipzig, C. Reissner.

Wichner, J., Alraunwurzeln. Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein. Zweite Auflage. Wien, H. Kirsch.

Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. 11. Lieferg. Trier, S. Mayer.

Wolters, W., Aus der Rentiersecke. Humoresken im sächsischen Dialecte. Dritte Auflage. Dresden, E. Pierson.

Zeitschrift für Hypnotismus, Suggestions-Therapie, Suggestionslehre etc. Jahrg. I. Heft VI. Berlin, H. Brieger.

Ziegler, Th., Das Gefühl. Eine psychologische Untersuchung. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlags-Anſtalt v. S. Schottlaender, Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1893er. Frische Füllung. 1893er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58^{20}	R
Mühlbrunn .	40	„
Schlossbrunn	41^{8}	„
Theresienbrunn	47^{1}	„
Neubrunn . .	47^{3}	„
Marktbrunn .	34^{5}	„
Felsenquelle .	47	„
Kaiser Karls-Qu.	38^{4}	„
Kaiserbrunn.	39^{1}	„

◆

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

◆

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen (Ahrthal, Rhein-Preussen) betrugen an Flaschen und Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

"*Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.*"

THE TIMES, 20. *September* 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]